This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

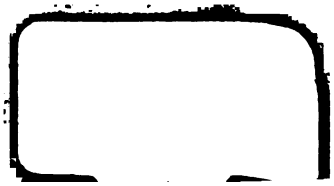
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

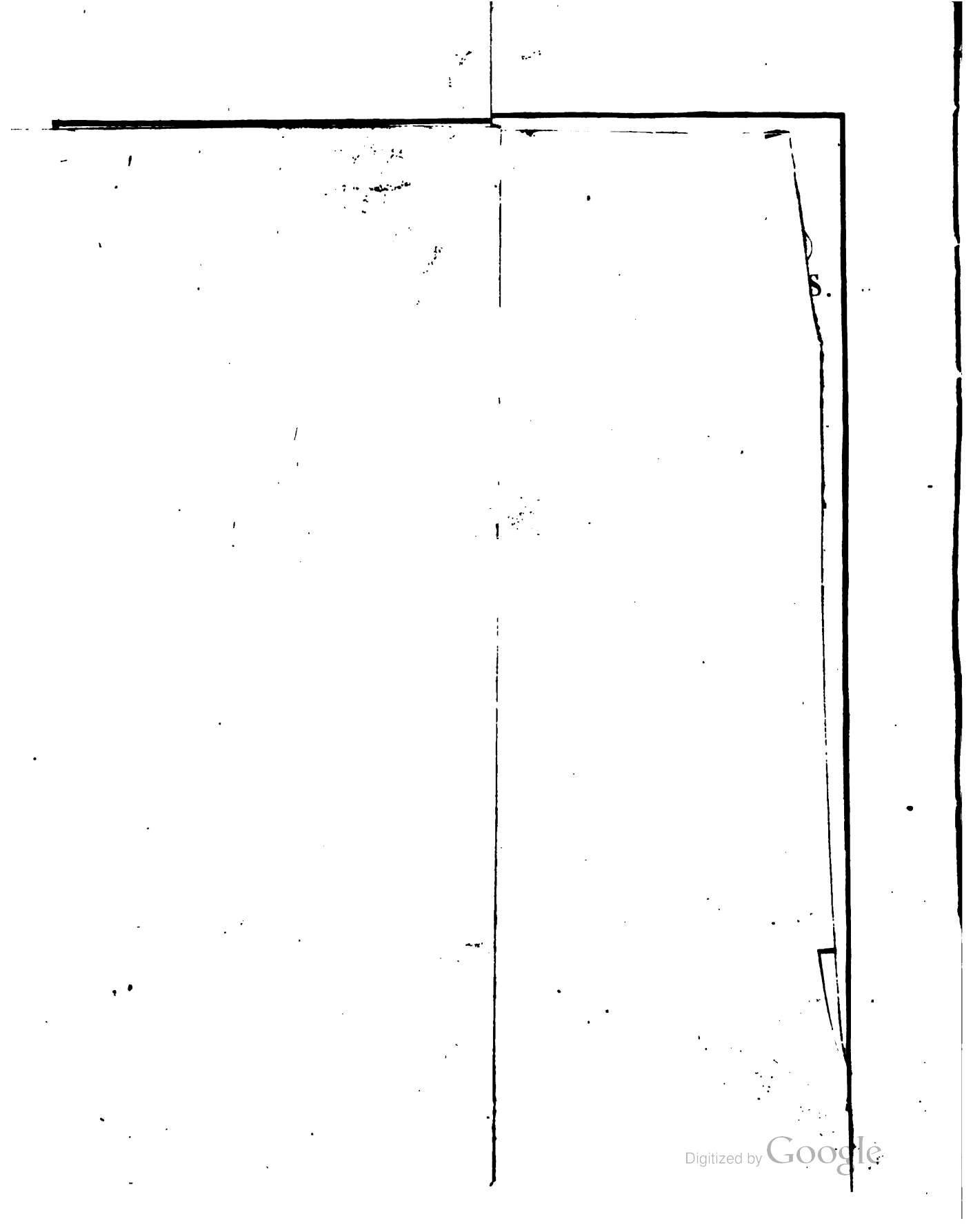
Digitized by Google

Digitized by Google

NAA

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1804

ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1804.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Botaniſche Garten der Univerſität zu Halle.

Der königlichen Freygebigkeit Friedrich Wilhelms des Zweyten und dem patriotiſchen Eifer ihres ehemaligen Kanzlers von *Hofmann* verdankt die Univerſität zu Halle den Beſitz eines botaniſch-ökonomiſchen Gartens, der in ſeinem beträchtlichen Umfange, in ſeiner ſehr angenehmen Lage, in der Güte ſeines Bodens, in der Zweckmäſsigkeit ſeiner Einrichtung und in dem itzigen ſehr beträchtlichen Reichthum an Pflanzen mit den vorzüglichſten botaniſchen Gärten Europens wetteifern kann. Da dieſe in mehr als einer Rückſicht merkwürdige und nützliche Anſtalt die Aufmerkſamkeit auch des gröſsern Publicums verdient; ſo haben die Herausgeber der Allgemeinen Literatur-Zeitung es für zweckdienlich gehalten, dieſen neuen Jahrgang mit einer kurzen Geſchichte und Darſtellung der gegenwärtigen Einrichtung dieſes Inſtituts zu eröffnen.

I.

Kurze Geſchichte des botaniſchen Gartens.

Als die Univerſität zu Halle geſtiftet wurde, herrſchte noch das für die Botanik ſehr ungünſtige Vorurtheil, daſs dieſe Wiſſenſchaft ein Theil der Medicin ſey, und daſs ſie alſo vielmehr in der Kenntniſs der Kräfte und mediciniſchen Wirkungen der Gewächſe, als in der Einſicht in ihren Bau und in ſyſtematiſcher Ueberſicht des Gewächsreiches beſtehe. Man ſchränkte daher dieſe treffliche Wiſſenſchaft gröſstentheils nur auf die Bekanntſchaft mit einer geringen Anzahl ſogenannter officineller Gewächſe ein: man ſuchte nur Pflanzen, ſagt *Rouſſeau*, um Heilmittel zu finden: man lernte zwar Arzneymittel kennen, aber keine Pflanzen. Ganze Familien von Gewächſen, die dem Apotheker und Arzte wenig Ausbeute verſprachen, blieben völlig unbekannt und unbearbeitet; und ſelbſt der treffliche Pater *Plumier* glaubte noch bey der Herausgabe ſeines klaſſiſchen Werks über die weſtindiſchen Farrenkräuter, *dadurch* nur die Aufmerkſamkeit der Botaniſten auf dieſe bis dahin verachtete Familie hinleiten zu können, daſs er ihre Heilkräfte über alle Gebühr pries. Ja ſogar der groſse *Dillenius* nahm, da er ſein unſterbliches Werk über die Mooſe und Flechten herausgab, noch 1741 zu dieſem Kunſtgriff, das Intereſſe zu erregen, ſeine Zuflucht.

Zwar fing der Zuſtand der Botanik gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts an, ein beſſeres Anſehn zu gewinnen, da, in England vorzüglich, nach *Ray's* und *Moriſon's* Muſter die Pflanzen-Kenntniſs ſyſtematiſch bearbeitet wurde, ja da ſelbſt Nehem. *Grew* zuerſt die Bahn brach, auf welcher man tiefere Einſichten in den Bau und die Verrichtungen der Pflanzen erlangen konnte, da endlich *Plukenet*, *Sloane*, *Moriſon* und *Petiver* die Schätze des Gewächsreiches aus allen Theilen der Welt ſammleten und ſie in Abbildungen und Beſchreibungen bekannt machten. In Holland blühte ſchon damals unter Paul *Hermann* eine Art von botaniſchem Syſtem, und Henr. Adrian *van Rheede* machte mit *Commelyn* zuerſt auf die groſsen Reichthümer Indiens aufmerkſam. In Frankreich hatte ſich zwar noch kein *Tournefort* hervor gethan; aber Peter *Magnol* wagte doch ſchon den Verſuch,

ſuch, Moriſon's Syſtem zu verbeſſern, und des Minimus *Plumier* Verdienſte um die Bekanntmachung der Gewächſe aus den entlegenſten Welttheilen erregten ſchon allgemeine Bewunderung. In Italien endlich und Frankreich wetteiferten die Mönche Paul *Boccone* und Jakob *Barrelier* in der Unterſuchung und Darſtellung ſeltener mittelländiſcher Pflanzen.

In Deutſchland war man weit entfernt, dieſen Eifer der Ausländer für den ſchönſten Zweig der Naturgeſchichte zu theilen. Das Beyſpiel des Nordens muſste erſt vorleuchten. Der gelehrte Kaufmann in Danzig, Jakob *Breyn*, und Joh. *Löſel*, Prof. in Königsberg, jener durch ſeine treffliche Abbildungen ausländiſcher und ſeltener Gewächſe, dieſer durch ſeine Flor von Preuſsen berühmt, fanden in Deutſchland wenig Nachfolger. Joh. George *Volckamer's* Flor von Nürnberg war noch nicht erſchienen, als *Halle*, unter allen Gegenden des eigentlichen Deutſchlandes zuerſt, wegen ſeiner Flor berühmt ward. Wenn man die Lauſitz (von Joh. *Francus* 1594) und Schleſien (von Kalp. *Schwenckfeld* 1600 unterſucht) ausnimmt; ſo kann ſich in der That keine Gegend Deutſchlands rühmen, ſo frühe die Aufmerkſamkeit der Botaniker gereizt zu haben, als Halle. Denn ſchon 1662 gab Karl *Schäffer*, Stadtphyſicus in Halle und des berühmten Rolfinks Zögling, auf drey Bogen den erſten Verſuch einer Flor von Halle, unter dem Titel: *Deliciae botanicae Halenſes*, heraus. Weit übertroffen ward dieſer Verſuch von der ſyſtematiſchen Flor, die Chriſtoph *Knaut*, gleichfalls Stadtphyſicus in Halle 1687, unter dem Titel: *Methodus plantarum circa Halam Saxonum provenientium*, bekannt machte. Nicht allein enthält dieſe Flor eine weit gröſsere Anzahl, zum Theil ſeltener Gewächſe, ſondern ſie war, mit einigen Veränderungen, ſchon nach dem Ray'ſchen Fruchtſyſtem angeordnet.

Bey Stiftung der Univerſität zu Halle ward ſo wenig ein eigener Lehrſtuhl der Botanik errichtet, als an die Anlegung eines botaniſchen Gartens ernſtlich gedacht. In den Statuten der mediciniſchen Facultät, vom 1 Jul. 1694 §. 1. und 3., wird dem Prof. der theoretiſchen Medicin zur Pflicht gemacht, unter andern auch die Botanik zu lehren: dies wird näher dadurch beſtimmt, daſs er mit den Zuhörern fleiſsig die benachbarten Berge und Wälder beſuchen, auch den *hortum medicum, quem Potentiſſimus Princeps Elector forſan aſſignabit*, beſorgen ſolle. *Vielleicht* alſo würde der Hof auch einen mediciniſchen Garten anweiſen: bey dieſem Vielleicht blieb es geraume Zeit: noch 1697 heiſst es in den Privilegien der Univerſität, d. d. Kölln an der Spree 4 Sept. deſſelben Jahrs: „Imgleichen ſind Wir auch gnädigſt geneigt, einen *Hortum medicum* und Anatomie-Cammer auf der Univerſität „anlegen und verfertigen zu laſſen."

Wann eigentlich dies Verſprechen erfüllt worden, kann nicht mehr ausgemittelt werden. Die beiden erſten Profeſſoren der mediciniſchen Theorie, Georg Ernſt *Stahl* und Mich. *Alberti*, fanden ſelbſt zu wenig Geſchmack an der Botanik, als daſs ſie das wichtige Bedürfniſs eines wohl eingerichteten botaniſchen Gartens hätten fühlen und demſelben abzuhelfen ſuchen ſollen. Erſt Georg Daniel *Coſchwitz* erhielt 1725 die Nominal-Profeſſur der Botanik und Anatomie, und ſeit dieſer Zeit kommt die Erwähnung eines *mediciniſchen Gartens* vor.

Angewieſen ward dazu ein Theil des ehemaligen fürſtlichen Küchen-Gartens, den die Erzbiſchöfe von Magdeburg, die ſeit Erzbiſchof Ernſt's Zeiten (1503) auf der Moritzburg in Halle reſidirten, beſaſsen. Dieſer fürſtliche Küchen-Garten erſtreckte ſich von der Jägerey bis an das Kloſter zum neuen Werke und bis an die Lorenzkirche auf dem Neumarkte, und faſste zuſammen 3240 Quadrat-Ruthen mehrentheils guten, durch beſtändige Cultur noch verbeſſerten, Boden in ſich. Von dieſem Felde wurde nun ein Stück an der Südſeite, dem Jägerberge gegenüber, 284 Quadrat-Ruthen groſs, der Univerſität eingeräumt und unter dem Namen des mediciniſchen Gartens von dem Profeſſor der Botanik bearbeitet.

Allein, da es an allem Fond gänzlich fehlte, da kein Gärtner angenommen werden konnte, da an die Anlegung eines Treib- oder Gewächshauſes nicht zu gedenken war; ſo verdiente bis ins Jahr 1770 dieſer mediciniſche Garten durchaus nicht den Namen eines botaniſchen Gartens. Kein halliſcher Lehrer intereſſirte ſich für dieſes Fach, und kein Profeſſor der Botanik hat ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Von Zeit zu Zeit ward die reiche halliſche Flor unterſucht:

Digitized by Google

sucht: Joh. Christ. *Buxbaum*, nachmals Akademiker in Petersburg, übertraf seinen Vorgänger, Abraham *Rehfeldt*, in der Genauigkeit der Beschreibungen und der Angabe der Standörter hallischer Pflanzen. Aber diese so wenig, als der würdige Friedr. Wilh. *von Leysser*, hatten sich durch akademischen Unterricht oder durch Benutzung des medicinischen Gartens gebildet.

Erst 1770, als der Prof. Joh. Peter *Eberhard* die Oberaufsicht über den medicinischen Garten bekam und dem Doctor Phil. Kasp. *Junghans* die Besorgung der besondern Geschäffte bey dieser Anstalt übertragen wurde, hob sich dieselbe einigermafsen aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis dahin hatten die Einkünfte des Gartens blofs in dem Pacht bestanden, den gemeine Gärtner für die Benutzung dieses Flecks entrichteten. Auch waren Deputate an Holz und Steinkohlen zur Heizung fremder Gewächshäuser, in denen die Pflanzen des botanischen Gartens durchwintert wurden, geliefert worden. Diese Brenn-Materialien verkaufte man zum Theil, und löfete daraus eine geringe Summe. Peter *Eberhard* legte den ersten Grund zu einem kleinen Fond der Anstalt, indem er ein Rescript vom 1 Jun. 1770 auswirkte, wodurch verordnet wurde, dafs jeder Mediciner, der sich zur Promotion melde, 4 Rthlr. an den botanischen Garten zu entrichten habe. Schon früher war festgesetzt worden, dafs auch jeder Student, der zum ersten Male Botanik höre, zur Erhaltung des Gartens einen Thaler bezahlen solle. Auf diese Art konnte in den neun Jahren, da Eberhard Oberaufseher der Anstalt war, bey den sehr geringen Bedürfnissen der letztern, ein kleines Capital gesammlet werden, welches 1779, nach dem Tode des braven Eberhard, 203 Rthlr. betrug.

1781 ward der berühmte Joh. *Reinhold Forster* zum Oberaufseher des botanischen Gartens ernannt, und unter ihm blieb *Junghans* Demonstrator und besonderer Aufseher der Anstalt. *Forster* bereicherte den Garten mit vielen seltenen Pflanzen, von denen noch itzt mehrere Sophoren, besonders eine S. tetraptera von 10 Schuh Höhe, übrig sind: er versuchte mehrmals, den Hof dahin zu bewegen, dafs der Garten vergröfsert und sein Fond vermehrt werde. Allein vergebens. Noch fehlte es an Treib- und Gewächshäusern: gemeine Gärtner bekamen Taglohn dafür, dafs sie von Zeit zu Zeit den Garten rein hielten, und so konnte sich freylich die Anstalt nicht heben. Dennoch wurden unter diesen ungünstigen Umständen manche seltene Gewächse gezogen: im Sommer 1783 waren fast 1000 Arten vorräthig, und das Capital des Gartens ward bis 1787 auf 415 Rthlr. vermehrt.

Was den unermüdeten Bemühungen Forsters nicht gelungen war, das bewerkstelligte der verdiente Kanzler *von Hofmann*. Der übrige Theil des ehemaligen fürstlichen Gartens war nämlich damals von der Kön. Kammer auf Erbpacht ausgethan, und es mufste dafür von dem Erbpächter ein jährlicher Kanon von 115 Rthlr. an das Amt Giebichenstein entrichtet werden. Der verstorbene Kanzler bewog den damaligen Erbpächter des grofsen Fürstengartens, das ganze Feld, nebst den dazu gehörigen Wirthschafts-Gebäuden, der Universität für 1200 Rthlr. abzutreten. Der Hof genehmigte diesen Vergleich, billigte des Kanzlers Vorschlag, dieses Feld mit zum botanischen Garten zu ziehn, die Wirthschafts-Gebäude zur Wohnung des künftigen botanischen Gärtners zu bestimmen und in einem Theile dieses Feldes einen eigenen ökonomischen Garten anzulegen. Zugleich wurden zur Bezahlung jener 1200 Rthlr. die beym vormaligen botanischen Garten gesammleten Gelder zu 415 Rthlr. und die Bestände des akademischen Aerarii angewiesen, und dem Kanzler die Einrichtung der ganzen Anstalt allein überlassen.

Die erste Sorge des würdigen Kanzlers war, die Universität, nun zwar Erbpächterinn, aber nicht Eigenthümerinn jenes Grundstücks, von dem jährlichen Kanon zu befreyen. Seine Bemühungen waren auch nicht fruchtlos: 1787 den 5ten Sept. ward eine huldreiche Kabinets-Ordre gegeben, worin dieser Kanon der Universität auf immer erlassen und ihr jenes ganze Grundstück auf immer geschenkt wurde.

Durch Vermittelung des Kanzlers erhielt die Universität 240 Rthlr. jährlichen Fond zur Unterhaltung des botanischen Gartens, ferner eine namhafte Summe zur Aufführung einer eigenen Behausung für den Professor der Botanik, zur Anlegung eines Treib- und eines Gewächshauses, zur Errichtung von Wänden rings um den Garten her.

Digitized by Google

Der Kanzler nahm einen eigenen botanischen Gärtner an, entwarf selbst dessen Instruction; machte die Anlagen im Garten nach den Regeln der schönen Kunst und nach Grundsätzen einer weisen Oekonomie; bereicherte die Anstalt mit einer Menge seltener und schöner Gewächse aus seinen eigenen Pflanzungen, und übergab noch in demselben Jahre (1787 im December) einen Theil des Gartens, zum Anbau ökonomischer Gewächse, dem Prof. der Cameral-Wissenschaften *von Lamprecht*. Dieser Theil, noch itzt unter dem Namen des ökonomischen Gartens bekannt, 585 Quadrat-Ruthen gross, ist im beygefügten Grundriss mit III. bezeichnet, und liegt nördlich von der grossen Allée, zwischen den Treibhäusern und der Mauer.

Im Jahre 1791 legte der Kanzler *von Hofmann* sein Amt nieder: der Prof. der Botanik behielt die alleinige Direction des botanischen Gartens, mit dem, nach Abgang des Prof. *von Lamprecht*, der ökonomische Garten vereinigt wurde. Die Rechnungen mussten alljährlich einem andern, vom Hofe dazu ernannten Professor abgelegt, und von diesem auch die nöthigen Gelder auf die akademische Quästorats-Casse assignirt werden.

Junghans starb im Jahre 1797, und am 17 Jul. dieses Jahrs übernahm der gegenwärtige Prof. der Botanik, Kurt *Sprengel*, die Aufsicht über den botanischen Garten. Er fand die Anzahl von Pflanzen äusserst geringe (es waren kaum 1200, etwas über 100 Treibhaus- und 250 Gewächshaus-Pflanzen): die Correspondenz mit dem Auslande war gänzlich vernachlässigt. Jährlich wurden kaum 600 Arten ausgesäet, die gezogenen Pflanzen nicht gehörig bestimmt, und die zweckmässige Bearbeitung des Gartens fehlte völlig. Besonders schlecht war das einzige Treibhaus: bey 15 Fuss Länge hatte es eben so viel Tiefe, und etwa 16 Schuh Höhe: ein einziger breterner Kasten nahm die wenigen tropischen Gewächse auf, und ein gewöhnlicher Stubenofen mit töpfernen Röhren konnte das sehr leicht aufgeführte Gebäude durchaus nicht erwärmen.

Es war unglaublich viel zu thun, wenn diese Anstalt einigermassen mit andern botanischen Gärten wetteifern sollte. Bey dem äusserst geringen Fond aus Quästorats-Casse und aus den Einkünften der medicinischen Facultät musste ein grosser Theil des Gartens zum Anbau von Obst- und andern verkäuflichen Bäumen, Sträuchern und Stauden verwandt werden. Man musste auf die Cultur der Küchen-Gewächse und Blumen bedacht seyn, damit die Einkünfte der Anstalt vermehrt würden. Der Gewinn, den die Casse durch den vervielfältigten Anbau dieser Gewächse erlangte, wurde aber wieder auf der andern Seite durch den Nachtheil aufgewogen, den die getheilte Thätigkeit des Gärtners und der Arbeiter veranlasste. Wie es ihr Nutzen erforderte, so waren sie auch immer geneigter, Küchen-Gewächse und Obstbäume zu warten, als solche Pflanzen, die keinen baaren Gewinn einbrachten. Natürlich verlor der Garten dabey desto mehr an seltenen ausländischen Pflanzen, die man aus Saamen gezogen oder durch Tausch bekommen hatte, je weniger die Häuser zur Erhaltung dieser Gewächse eingerichtet waren. Dazu kam, dass die äusserst harten Winter, deren drey bald auf einander folgten, nicht allein unzählige seltene Pflanzen raubten, sondern auch den Baumschulen und den verkäuflichen Gewächsen äusserst nachtheilig waren. Mit diesen und vielen andern Hindernissen hatte der gegenwärtige Aufseher zu kämpfen, wenn er seinen Zweck nur einigermasen erreichen wollte.

Indessen sind während der itzigen Administration einige für diese Anstalt nützliche Veränderungen vorgegangen, die hier kürzlich berührt werden müssen.

Bald nach dem Antritte Seiner glorreichen Regierung hatte der itzige König die Gnade, auf ehrfurchtsvolle Vorstellung des Prof. der Botanik, vermittelst einer Kabinets-Ordre vom 8 Januar 1798, 300 Rthlr. zur Anlegung eines sogenannten *Vaporarii* zu bewilligen. Dieses Haus (im Grundriss mit VIII. bezeichnet) ward auch im Sommer 1798 aufgeführt, und dient zum Anziehen junger tropischer Gewächse und zur Durchwinterung zarterer Pflanzen. Im folgenden Sommer 1799 hatte die Anstalt das Glück, des Besuchs des gütigsten und besten Monarchen gewürdigt zu werden. Eine Folge dieses hohen Besuchs war es, dass in einem allergnädigsten Kabinetsschreiben vom 13ten Jan. 1800 der allerhöchste Beyfall Seiner Majestät mit dieser Anstalt in den huldvollesten Ausdrücken dem Aufseher bezeugt, und dem botanischen Garten die

Digitized by Google

die Fortsetzung der königlichen Unterstützung zugesichert würde.

In demselben Jahre 1800 hatte der Aufseher das Glück, in der Person des itzigen Gärtners einen Mann zum Gehülfen zu erhalten, der alle zu diesem Posten erforderliche Geschicklichkeit mit seltener Treue und unermüdlicher Thätigkeit vereinigt. Auf seine Vorstellung ward dieser Gärtner im folgenden Jahre, vermöge eines allergnädigsten Kabinetsschreibens vom 27sten Oct. 1801, zum *Königlichen Gärtner* ernannt, und ihm das Recht ertheilt, gleich andern Hofgärtnern, Lehrlinge anzunehmen und loszusprechen.

Der preiswürdige Ober-Curator der Universitäten, des Hrn. Staatsministers *von Massow* Excellenz, beehrte die Anstalt im Sommer 1800 mit Seinem Besuche und würdigte sie Seines Beyfalls.

Der wichtigste Schritt zur fernern Aufnahme des botanischen Gartens ist im letzten Sommer 1803 geschehn, da mit königlicher Genehmigung, statt des vorigen höchst unbrauchbaren, zu kleinen und gänzlich baufälligen, ein neues, geräumiges und höheres Treibhaus erbauet wurde. Auf dem Grundrisse ist dies mit VII. bezeichnet.

II.

Gegenwärtige Einrichtung des botanischen Gartens.

Das *Personale* besteht in dem Director der Anstalt, welches der gegenwärtige Prof. der Botanik ist, in dem Demonstrator, dem Prof. extraord. *Bergener*, dem kön. Gärtner *Richter*, einem Gartenknecht und so vielen Lehrlingen und Arbeitern, als jedesmal nöthig sind.

Was den *Etat* des botanischen Gartens betrifft; so sind die *Einkünfte* theils fixirt, und zwar kommen sie aus dem Aerario academico, welches jährlich 240 Rthlr. beyträgt, und dem unbedeutenden Ackerpacht und Erbenzins, zu 7 Rthlr. 12 Gr.; theils zufällig, und zwar für das verkaufte Obst, Bäume und Pflanzen, nach sechsjährigem Durchschnitte 284 Rthlr., und von examinirten Candidaten, wie auch von solchen, die zum ersten Male Botanik hören, nach sechsjährigem Durchschnitte 81 Rthlr.

Die ganze Einnahme beträgt also bis itzt 614 Rthlr.

Die *Ausgaben* beziehen sich theils auf die Besoldung des Gärtners, der bisher nur 110 Rthlr. jährlich, überdies aber den sechsten Theil der zufälligen Einnahme erhielt. Von den übrigen 504 Rthlr. müssen die Arbeiter bezahlt, der Garten unterhalten, neue Pflanzen etc. angeschafft werden.

Bey dieser im Verhältnifs geringen Einnahme muss die *Einrichtung* der Anstalt selbst leiden. Die Zufälligkeit des gröfsten Theils der Einkünfte macht, dass, wenn sie verringert werden, wenn besonders durch die Härte der Winter, durch Hagelschlag und andre Unglücksfälle der gröfste Theil der verkäuflichen Pflanzen verheert wird, dass alsdann auch eine *Stockung in den Ausgaben* entstehen muss. Dazu kommt, dass die Nothwendigkeit, auf den Ertrag des Gartens zu sehn, die Aufmerksamkeit des Personals beständig theilt und es schwer macht, auf seltene, aber nicht einträgliche Pflanzen alle Sorgfalt zu verwenden.

Indessen geschieht, was unter diesen Umständen geleistet werden kann. Der Vorrath von Pflanzen hat sich noch immer von Jahr zu Jahr vermehrt. Von 1200 Arten, die im Jahre 1797 vorräthig waren, ist er bis auf 3700 gestiegen, ungeachtet im letzten Winter 570 Arten im freyen Lande und in den Häusern ein Opfer des Frostes wurden. Die letzte Aussaat betrug 1893 Arten, von welchen 920 aufgegangen sind.

Unter diesen sind 120 Arten *officineller Pflanzen*, wozu einige seltene gehören: z. B. *Allamanda* cathartica; *Arbutus* Uva Ursi; *Bubon* Galbanum und gummiferum; *Cassia* Senna; *Convolvulus* Scammonea; *Dorstenia* Contrayerva; *Guaiacum* officinale; *Laurus* Sassafras; *Ledum* palustre; *Mimosa* Senegal; *Myrtus* Pimenta; *Pistacia* Terebinthus; *Spigelia* marilandica; *Smilax* Sarsaparila; *Styrax* officinalis; *Tamarindus* indica.

Getreide-Arten sind 34,

Futterkräuter 73 Arten vorräthig, worunter allein 42 Arten Klee und 25 Futtergräser.

Von *Küchen-Gewächsen* werden 105 Arten gezählt, worunter der Strandkohl (*Crambe* maritima), die Bataten (*Convolvulus* Batatas), Erdmandeln (*Cyperus* esculentus), marocconische Erbsen, ägyptische Kartoffeln, teltower Rüben, 12 Sorten Melonen und

Kürbiſſe, unter andern der Schildkürbis (Cucurbita Melopepo), die Orangen-Melone (*Cucumis* Dudaim); endlich *Spondias* Mombin, die Sago-Palme (*Cycas* revoluta), *Dioſcorea* bulbifera, *Hibiſcus* eſculentus.

Färbe-Pflanzen ſind 50 vorräthig, unter andern die Alhenna der Türken (*Lauſonia* inermis), Rocou oder Orleans (*Bixa* Orellana), die Indigo-Pflanze (*Indigofera* tinctoria) und die Kermes-Eiche (*Quercus* coccifera).

Andere *Handels-Pflanzen* werden 38 gezeigt, worunter die ſeltenern ſind: eine Art von Kaoutchouk-Baum (*Cecropia* peltata), der Mahogany-Baum (*Swietenia* Mahogany), die Kork-Eiche (*Quercus* Suber), die Seſam-Pflanze (*Seſamum* orientale), der neuſeeländiſche Flachs (*Phormium* tenax).

Von *europäiſchen Obſtſorten* hat der Garten gegenwärtig 98 Abarten, nämlich 46 Apfel- und Birnſorten, 22 Kirſchen u. ſ. f.

Unter den *Zierpflanzen* ſind einige vorzüglich ſchöne und ſeltene, als

Adanſonia digitata (aus Samen gezogen).	Morina perſica.
Averrhoa Bilimbi.	Pancratium ſpecioſum.
Caeſalpinia pulcherrima.	Paſſiflora adiantoides.
Camellia japonica.	Platylobium formoſum.
Canarina Campanula.	Primula nivalis.
Capparis ſpinoſa.	Salvia amariſſima.
Centaurea atropurpurea.	pomifera.
Crinum erubeſcens.	Sarracenia flava.
Cymbidium verecundum.	purpurea.
Echium altiſſimum.	Seſuvium Ortegae.
Hemerocallis japonica.	Spiraea lobata.
Hernandia ſonora.	Sprengelia incarnata.
Ixora coccinea.	Tricratus admirabilis.
Michauxia campanuloides.	Vieuſſeuxia ariſtata.
	Volkmannia japonica.

An *einzelnen Familien* und *Gattungen* iſt der Garten beſonders reich. Im letzten Sommer waren allein 215 Gras-Arten vorräthig, eine Familie, die noch immer nicht hinreichend unterſucht iſt, und bey denen, was wahre, weſentlich verſchiedene Arten ſind, nur durch die Cultur zu entdecken iſt.

Die *Zwiebel-Gewächſe* vom *Vorgebirge der guten Hoffnung* ſind auch ziemlich zahlreich. Ihrer 78 allein ſtehen in einem beſondern Behältniſs in freyem Lande, wo ſie den Winter über mit Laub bedeckt, und von aufsen mit Miſt umgeben ſtehen bleiben. Hier haben ſie die härteſten Winter überſtanden und ſich beträchtlich vermehrt.

Die zahlreichſten Gattungen ſind

Achillea,	wovon 20,	Iris,	wovon 21,
Allium,	— 28,	Ixia,	— 26,
Antirrhinum,	— 23,	Malva,	— 29,
Arabis,	— 11,	Mesembrianthemum,	— 33,
Aſter,	— 30,	Panicum,	— 19,
Aſtragalus,	— 20,	Pelargonium,	— 47,
Bromus,	— 19,	Plantago,	— 28,
Campanula,	— 25,	Rumex,	— 20,
Centaurea,	— 45,	Salvia,	— 56,
Ciſtus,	— 18,	Scabioſa,	— 28,
Elymus,	— 14,	Sida,	— 24,
Euphorbia,	— 21,	Silene,	— 32,
Hedyſarum,	— 22,	Statice,	— 17,
Hieraceum,	— 30,	Veronica,	— 26 Arten vorhanden ſind.

Geht man nach den *Klimaten* die Pflanzen durch; ſo findet man folgende ſeltene Pflanzen:

1) Aus den *tropiſchen Ländern*, die in den Treibhäuſern ſtehen und den Sommer hindurch in beſondern Kaſten gehalten werden: *Adanſonia* digitata, *Ardiſia* humilis, *Bryonia* roſtrata, *Calophyllum* Inophyllum, *Cyperus* arenarius und compreſſus, *Aſſonia* populnea, *Dolichos* pubeſcens, *Golega* capitata und ſuculenta, *Glycine* comoſa und repanda, *Guilandina* Bonduccella, *Heliocarpus* americanus, *Hernandia* ſonora, *Hura* crepitans, *Hibiſcus* populneus, *Hyptis* ſpicigera, *Jatropha* moluccana, *Juſticia* parviflora, formoſa, ſynginomena, *Juſſieua* erecta, *Leea* ſambucina, *Leſpedezia* polyſtachya, *Ludwigia* alternifolia, *Mimoſa* frondoſa, *Myrtus* Pimenta, *Oldenlandia* umbellata, *Oryzopſis* aſperifolia, *Piſonia* aculeata, *Phaſeolus* ſemierectus, *Pſoralea* tetragonoloba, *Saccharum* alatum, *Sida* montana etc.

2) Aus *Nordamerika*: *Amellus* pedunculatus, *Boltonia* glaſtifolia, *Carex* multiflora, *Cicuta* maculata, *Critonia* Mühlenbergii, *Elymus* macroſtachys, *Epilobium* coloratum, *Eupatorium* connatum, *Feſtuca* nutans, *Hieraceum* Gronovii, *Hyſſopus* myrtifolius, *Lythrum* verticillatum, *Malva* miniata, *Orontium* aquaticum, *Panicum* penſylvanicum, *Salvia* amariſſima, *Sarracenia* flava und purpurea, *Scabioſa* dichotoma, *Senecio* coriaceus, *Solidago* lancaſtrienſis und neglecta, *Spiraea* lobata, *Tagetes* minuta, *Trichodium* decumbens, *Verbena* bracteoſa, priſmatica, rigens und rugoſa, *Vicia* Michauxii.

3) Aus *Aegypten*: *Antirrhinum* Haelaa, *Arenaria* aegyptiaca, *Centaurea* glomerata, *Conyza* aegyptiaca, *Dactylis* memphitica, *Echium* ſetoſum, *Glycine* ſyenenſis, *Inula* undulata, *Mimoſa* Senegal, *Ononis* aegyptiaca, *Origanum* aegyptiacum, *Salvia* aegyptiaca, *Triticum* ſquarroſum.

4) Aus dem übrigen *Africa*, auſser den Arten von Aletris, Antholyza, Drimia, Ixia, Gladiolus, Lachenalia, Moraea, Oxalis, Veltheimia und Vieuſſeuxia, auch *Hedyſarum* abyſſinicum, *Oedera* prolifera, *Salvia* interrupta, *Scrofularia* appendiculata und mellifera, *Statice* mucronata etc.

5) Aus *Sibirien* und *Taurien*: *Achillea* ſibirica, *Allium* tenuiſſimum, *Aſtragalus* ſtrictiſſimus, *Athamanta* ſibirica, *Campanula* ſibirica, *Cardamine* nivalis, *Centaurea* ovina, *Chrysanthemum* arcticum, *Crataegus* taurica, *Dodartia* orientalis, *Euphraſia* taurica, *Galium* tauricum, *Gypſophila* capitata, *Hedyſarum* cretaceum, *Herniaria* Millegrana, *Lathyrus* altiſſimus, *Melica* lanata, *Onoſma* taurica, *Oxytropis* floribunda.

bunda, *Paeonia* triternata, *Phaca* nigrescens, *Primula* nivalis, *Salvia* Habliziana, *Scabiosa* argentea, *Scrofularia* suffruticosa, *Serratula* heterophylla, *Sonchus* sibiricus, *Statice* speciosa, suffruticosa, *Teucrium* sibiricum.

6) Aus *Ungarn*: *Alyssum* tortuosum, *Anemone* carpathica, *Arundo* riparia, *Centaurea* coriacea, *Glycyrrhiza* glandulifera, *Hieracium* foliosum, *Gypsophila* arenaria, *Dianthus* collinus, petraeus, virgineus, *Festuca* serotina, *Kitaibela* vitifolia, *Panicum* stagninum, *Phyteuma* canescens, *Poterium* polygamum, *Scabiosa* bannatica, corniculata, *Sedum* spathulatum, *Waldsteinia* geoides.

7) Von den *Europäischen Alpen*: *Achillea* atrata, *Antirrhinum* pyrenaicum, *Apargia* pontana, *Artemisia* glacialis, Mutellina, *Campanula* carpathica, *Dianthus* caesius, *Erigeron* uniflorum, *Erinus* alpinus, *Globularia* cordifolia, *Hypericum* barbatum, *Hypochoeris* helvetica, *Isatis* alpina, *Laserpitium* silaifolium, simplex, *Ligusticum* pyrenaeum, *Lychnis* alpina, *Myagrum* saxatile, *Phalaris* alpina, *Polygonum* alpinum, *Primula* minima, *Rhododendron* ferrugineum, *Saxifraga* geranioides, rotundifolia, *Scutellaria* alpina, *Silene* alpestris, vallesia, *Sonchus* lapponicus.

8) Aus *Portugall*: *Anthemis* praecox, *Asperula* repens, *Centaurea* Tagana, *Cleonia* lusitanica, *Eryngium* palustre, *Lotus* conimbricensis, *Lychnis* palustris, *Oenanthe* apiifolia, *Ononis* grandifolia, reclinata, *Panicum* arenarium, *Scrofularia* betonicaefolia, glabrata, *Statice* cephalotes, oleaefolia, *Stipa* humilis.

9) Aus *Griechenland* und *Italien*: *Campanula* petraea und laciniata, *Centaurea* collina, amara, theiantha, *Cheiranthus* Farsetia, *Cyperus* distachyos, *Digitalis* Epiglottis, *Lamium* garganicum, *Saccharum* Ravennae, *Scabiosa* maritima, pycnocephala, *Statice* cordata.

Bey diesem nicht unbedeutenden Vorrath an seltenen Pflanzen, worunter wenigstens 100 neue, noch unbeschriebene Arten sind, ist der botanische Garten für den Unterricht der studirenden Jugend, wie für die Wissenschaft gleich nützlich.

Den öffentlichen Unterricht in der Botanik hat der gegenwärtige Prof. der Botanik dadurch zu verbessern gesucht, dass er, mit höchster Genehmigung, die Anatomie und Physiologie der Pflanzen in öffentlichen Vorlesungen den Sommer über vorträgt, während der Demonstrator, Prof. *Bergener*, die Elemente der Wissenschaft lehrt. Zugleich stellt der Prof. der Botanik in besondern Stunden praktische Uebungen mit denen an, die schon die Elemente kennen, und demonstrirt ihnen die seltenern Pflanzen des botanischen Gartens. Im Winter trägt der letztere auch die Lehre von kryptogamischen Pflanzen vor. An diesen Vorlesungen nehmen Kameralisten, Theologen und Mediciner Theil. Den Kameralisten pflegen die Getreide-Arten und andere ökonomische und technische Gewächse noch besonders mitgetheilt und erklärt zu werden. Auf solche Art wird der Nachtheil verhütet, der aus der Trennung der Botanik in die ökonomische und medicinische nothwendig entstehen muss. Der Verf. dieses Aufsatzes hat von je her das schädliche Vorurtheil bekämpft, dass der Mediciner und Kameralist, jeder eine besondere Botanik und Chemie hören müsse. Diese Zerstückelung solcher Wissenschaften, die in ihrem ganzen Zusammenhange studirt werden müssen, bewirkt nur Einseitigkeit, Oberflächlichkeit und Halbwisserey.

Ob endlich diese Anstalt die Fortschritte der Wissenschaft befördere, darüber mögen Andere entscheiden. Der gegenwärtige Prof. der Botanik hat sich wenigstens bemüht, durch Versuche und Beobachtungen an zum Theil sehr seltenen Gewächsen die Lehre vom Bau und den Verrichtungen der Gewächse besser, wie bisher geschehn war, zu bearbeiten. Er hat die neuen, vorher unbeschriebenen Arten, die hier gezogen werden, in Journalen und in seinen alljährlichen Verzeichnissen bekannt gemacht: den grössten Theil der Zeichnungen und Beschreibungen aber bewahrt er noch zu anderweitigen Zwecken auf.

III.

Erklärung der Kupfertafel.

A. Der *Grundriss des botanischen Gartens.*

Das ganze Grundstück beträgt 19½ Morgen, (zu 180 Quadrat-Ruthen), liegt in der Amtsstadt *Neumarkt* vor Halle, und wird nördlich von dem neumärkischen Kirchhofe, ostwärts von der Strasse nach Giebichenstein und von einer Reihe Häuser, von den letztern auch südwärts, so wie von einem andern Garten, und endlich westwärts von der Saale begränzt. Das Erdreich ist grösstentheils eben, und besteht aus trefflicher Damm-Erde, die hier und da mit etwas Sand untermischt ist. Nach Westen wird der Boden felsig, dacht sich schnell ab und bildet so das Ufer der Saale. Von der Höhe dieser Felsen-Ufer hat man die angenehmste Aussicht über die mannigfaltigen Krümmungen und Arme der Saale, bis ins Mansfeld'sche und Sächsische.

Digitized by Google

I. Der *ehemalige botanische Garten*, der itzt gröstentheils in Spargelfelder verwandelt und zu Baumschulen benutzt wird.

II. Das eigentliche *botanische Feld*, mit einer Hecke von Cornelkirschen eingefasst. In diesem Felde, ungefähr 290 Quadrat-Ruthen gross, sind besondere Abtheilungen für die perennirenden und andere für die Sommer-Gewächse. In einer eigenen Abtheilung werden die gröfsern Stauden für englische Anlagen gezogen.

III. Der *ehemalige ökonomische Garten*, dient gegenwärtig theils auch zur Cultur ökonomischer Pflanzen, theils zur Unterhaltung von Baumschulen.

IV. Die *Wohnung des Aufsehers.*

V. Gehöfte des *Gärtners.*

VI. *Gewächshaus.*

VII. Das *neue Treibhaus* (1803 gebaut) ist eigentlich 10 Schuh länger, als es im Grundrifs angegeben worden. Es ist oben mit einem Verschlage versehn, der als *Tepidarium* dient. In der Nähe desselben (a) befinden sich zwey grofse Sommerkasten (auch erst 1803 gebaut) und ein kleinerer, worin die zartern Treibhaus-Pflanzen den Sommer über stehn. Ein vierter Kasten schliefst fast 80 Arten Kap'scher Zwiebel-Gewächse in sich, die auch darin durchwintert werden. Ferner sind hier zwey Reihen Mistbeete, von 40 Fenstern, zur Aussaat bestimmt. In b sind sechs grofse, mit einer hohen Verzäunung umgebene Stellagen für die Topfgewächse, wo sie den Sommer über stehen.

VIII. Ein neues *Vaporarium*, 1798 gebaut, zur Anzucht tropischer und zur Durchwinterung etwas härterer Pflanzen bestimmt.

IX. Das *Observatorium*, dient beym Eintritt in das grofse Portal (15) zum angenehmen Gesichtspunkt und dem ganzen Garten zur Zierde.

X. Die *Saale* macht eine nicht blofs angenehme, sondern auch ungemein vortheilhafte Gränze des Gartens, da man das so nöthige Flufswasser hier aus der ersten Hand haben kann. Ein Versuch, in der Nähe der Saale einen künstlichen Sumpf anzulegen, ist mifslungen, soll aber bey Gelegenheit wieder erneuert werden. Vor der Hand werden die Sumpf-Pflanzen (Orontium aquaticum, Ledum palustre, Ammannia ramosior, Cicuta maculata, die Sarracenien, Eryngium palustre, der Reifs u. s. w.) in Töpfen gezogen.

1) Felder für Spargel und andere Küchen-Gewächse.
2) Eine Partie für Apotheker-Pflanzen, die aber itzt gröfstentheils ein Opfer des letzten harten Winters geworden.
3) Felder für perennirende Pflanzen.
4) Felder für Sommer-Gewächse, die aus den Mistbeeten ausgepflanzt werden.
5) Felder für ökonomische und Fabrik-Pflanzen.
6) Obst-Baumschulen.
7) Baumschulen für fremde Bäume und Gesträuche.
8) Künstliche Wiesen für Raygras, Esparcette, Luzern und andere Klee-Arten.
9) Zwey Brunnen.
10) Weingang.
11) Königs-Platz, so genannt, weil Friedrich Wilhelm III., der allgemein verehrte Vater seines Volks, am 4ten Jul. 1799, von hier aus die schöne Gegend in Augenschein nahm.
12) Eine alte Grotte, die zu einem unterirdischen Gang führt.
13) Linnée's Platz.
14) Felsen-Partieen.
15) Das grofse Portal.
16) Alter, und noch itzt gewöhnlicher Eingang.
17) Unbenutzte Thür nach der Strafse.
18) Thor aufs Feld.
19) Häuschen für den Obstpächter.
20) Holzställe.
21) Wohnung des Gartenknechts.
22) Wohnhaus des Gärtners.
23) Scheune.
24) Federviehstall.
25) Kuhstall.
26) Saamenstube.
27) Gebäude zum Mauer-Quadranten.

B. Die *Ansicht* des Eingangs zum botanischen Garten ist aus einem Fenster des Wohnhauses des Aufsehers gezeichnet worden. Man übersieht im Vorgrunde den ehemaligen botanischen Garten und das ganze botanische Feld, bis zur Haupt-Allee, die vom Portal zum Observatorium führt. Hinter dieser erkennt man das Treib- und Gewächshaus, links das Observatorium und rechts die Neumärk'sche Kirche. Im Vorgrunde steht das *Vaporarium.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Januar 1804

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Die natürliche Tochter*, Trauerspiel von *Goethe*. 1804. 224 S. 8.

Wenn gleich zu diesem herrlichen Drama die vor sechs Jahren herausgekommene und im Journal *Frankreich* vom J. 1798. ausgezognen *Memoires* der Stephanie Louise de Bourbon-Conti dem grosen Dichter die erste Veranlassung (denn *Stoff* kann man es hier nicht einmal nennen) gegeben haben mögen, so kömmt doch, um die Kunst des Meisters zu würdigen, auf diesen so glücklich benutzten Anlass eben so wenig an, als bey der Menschenbildung eines Prometheus auf die Erdscholle, die er wählte, oder bey der Statüe eines Pygmalion auf den Marmorblock, den er in Arbeit nahm. Das Werk bleibt dennoch ganz das Product des freyen schöpferischen Genies; und ohne uns bey jenen wenigen Zügen aufzuhalten, worin die Stephanie Bourbon mit Eugenien, der Heldinn dieses Stücks, zusammentrifft, folgen wir vielmehr in der Exposition desselben dem Dichter selbst, der jenen historischen Daten kaum so viel verdankt, als der grose Maler der Leinwand, auf die er sein Gemälde aufträgt.

Der Poet hat selbst sein Drama von allen historischen und geographischen Localbeziehungen so ganz entbunden, dass die Personen, die er aufführt, auch nicht einmal durch eigne Namen, blos die natürliche Tochter ausgenommen, bezeichnet werden. Bemerkt man gleich Anspielungen auf die französische Revolution, so sind diese doch so im Allgemeinen gehalten, dass nur die Einbildungskraft des Zuschauers Aehnlichkeit zu finden veranlasst, nicht sein Gedächtniss Identität zu finden, aufgefordert wird. Gleichwohl sind alle Personen dieses Trauerspiels, ob sie gleich nur unter ihrem Amts- und Standescharakter als König, Herzog, Secretär, Mönch u. s. w. auftreten, in der Darstellung des Dichters mit solcher Wahrheit individualisirt, dass man gar nicht daran denkt, nach den bestimmten Räumen und Zeiten zu fragen, in welche sie gehören möchten; vielmehr darüber eben so leicht hinwegsieht, als über den Umstand, dass der Verleger ein Werk, das für Jahrhunderte gehört, unter dem Titel eines Taschenbuchs fürs Jahr 1804. anzukündigen beliebt hat.

Dafür ist auf dem Titel der wichtige Umstand vergessen, dass dieses Stück eigentlich der erste Theil einer Trilogie von Dramen ist, denen zwey andere, vermuthlich auch jeder in fünf Aufzügen, folgen werden.

In der ersten Scene des ersten Aufzugs erscheint der König nach vollendeter Jagd im Gespräch mit seinem Oheim, dem Herzog, und hört ihn mit Befremden sich seines Vaterglückes rühmen. Bisher kannte er nur einen einzigen Sohn von ihm, der

durch wildes rohes Wesen,
Verworrenheit, Verschwendung, starren Trotz,
Sein Leben ihm verkümmerte.

Der Herzog gesteht, dass er freylich von diesem keine frohen Tage erwarte.

Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach! meinen Horizont so oft verfinstern.
Ein anderes Gestirn, ein andres Licht
Erheitert mich. Und wie in dunkeln Grüften,
Das Mährchen sagts, Carfunkelsteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein der öden Nacht
Geheimnisvolle Schauer hold beleben;
So ward auch mir ein Wundergut beschert,
Mir Glücklichen, das ich mit Sorgfalt, mehr
Als den Besitz ererbt'errungner Güter,
Als meiner Augen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Lust und Sorge pflege.

Und dieses Kleinod ist eine natürliche Tochter, erzeugt mit einer vor kurzem verstorbenen Fürstinn, die das Kind, ihre Schwäche zu verbergen, ganz von sich entfernte, für die aber nun der Herzog den König förmlich ersucht,

sie zu ihm herauf,
Zu sich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürstlichen Geburt, vor seinem Hofe,
Vor seinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Aus seiner Gnadenfülle zu bewähren.

Der Vater spricht mit stolzem Bewusstseyn, und doch mit bescheidner Auffoderung, sich nicht durch ein Vaterwort bestechen zu lassen, von ihren geistigen und körperlichen Vorzügen zu dem Könige, und macht sie ihm als die kühne Amazonin bekannt, die er noch heute im wilden Drange der Jagd dem Hirsche auf raschem Pferde in den Fluss habe nachstürzen sehen.

Dieser ruhige und die Handlung mit grosser Klarheit und Ungezwungenheit einleitende Dialog wird plötzlich durch die schreckensvolle Nachricht unterbrochen, dass die kühne Reiterinn von einer Felsenwand herabgestürzt sey. Der Herzog fliegt dahin, mit dem Ausdrucke der Verzweiflung:

Ist sie todt, so bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Der König lässt sich die Umstände dieses unglücklichen Vorfalls von dem Grafen erzählen, und aus dem Wunsche des Königs:

O möge sie ihm bleiben! Fürchterlich
Ist einer, der nichts zu verlieren hat!

welcher zugleich auf sein politisches Verhältniss gegen den Herzog leise hindeutet, schliesst der Graf, dass

dafs ihm der Herzog schon, wie nahe die Verunglückte mit ihm verbunden sey, anvertraut habe.

Die Lippen öffnet ihm der Fürstinn Tod.
Nun zu bekennen, was für Hof und Stadt
Ein offenbar Geheimnifs lange war.
Es ist ein eigner grillenhafter Zug,
Dafs wir durch Schweigen, das Geschehene
Für uns und andre zu vernichten glauben.

Diese Bemerkung eines Hofmanns weiset der König mit einer nicht weniger höfischen Maxime zurecht:

O lafs dem Menschen diesen edeln Stolz!
Gar vieles kann, gar vieles mufs geschehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Eugenie wird nun auf zusammengeflochtnen Aesten herbeygetragen. Grofs ist der Ausdruck väterlicher Angst in der Anrede des Herzogs an den Wundarzt:

Wenn deine Kunst nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unsers Königs Leben,
Das unschätzbare Gut, vertraut ist; lafs
Ihr helles Auge sich noch einmal öffnen,
Dafs Hoffnung mir in diesem Blick erscheine!
Dafs aus der Tiefe meines Jammers ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!
Vermagst du dann nichts weiter, kannst du sie
Nur wenige Minuten mir erhalten;
So lafs mich eilen, vor ihr hinzusterben,
Dafs ich im Augenblick des Todes noch
Getröstet rufe: meine Tochter lebt!

Gegen seine Erwartung wacht sie aus dem tödtlich scheinenden Schlummer wieder auf, und der Vater bekennt, dafs ihm der gefürchtete Verlust des Glücks Empfindung ins Unendliche steigere. Der König redet Eugenien huldvoll an; sie wirft sich ihm zu Füfsen; sie als seine Verwandte anerkennend, hebt er sie zu sich herauf, und drückt ihr einen Kufs auf die Stirne. Sie entschuldigt ihr sprachloses Gefühl mit der hohen Entfernung der Majestät von ihrem Standpunkte.

Was fehlte dir? was wäre dir zu bringen?
Die Fülle selber, die sich zu dir drängt,
Fliefst, nur für andre strömend, wieder fort.
Hier stehen Tausende dich zu beschützen,
Hier wirken Tausende nach deinem Wink;
Und wenn der Einzelne dir Herz und Geist
Und Arm und Leben fröhlich opfern wollte;
In solcher grofsen Menge zählt er nicht,
Er mufs vor dir und vor sich selbst verschwinden.

Der König deutet in seiner Antwort auf geheime Plane, die ihm drohn,

Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater
Durch allgewaltgen königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme.
Gar viele Widersacher hat ein Fürst,
O lafs ihn jene Seite nicht verstärken!

Beide, Vater und Tochter, befremdet diese Rede; beide huldigen ihm; am Schlusse der Scene fordert der König Verschwiegenheit über Eugeniens Erhebung, bis zu dem Feste, wo er sie öffentlich legitimiren werde.

Was unter uns geschehn,
Erfahre niemand. Mifsgunst lauert auf,
Schnell regt die Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm,
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weifs.
Geheimnifs nur verbürget unsre Thaten.
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr dein.
Selbst, wer gebieten kann, mufs überraschen.
Ja mit dem besten Willen leisten wir
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.
O wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte sollten unter niederm Dach,
Begnügte sollten im Pallaste wohnen,
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Im sechsten Auftritte unterredet sich der Herzog mit Eugenien über des Königs Charakter, in welchem er zu viel Güte und Schwäche findet, und die Strenge vermifst. Er geht in bange Ahndungen der Gefahren, die seiner Tochter drohen möchten, über. Sie setzt ihm Entschlossenheit entgegen, und überrascht ihn mit einem sich sehr naiv entwickelnden Zuge der Weiblichkeit, indem sie sich nach der Ausstattung zu ihrem Feste erkundigt.

Du bist geneigt, mir alles zu gewähren,
Ich weifs es. Doch der grofse Tag ist nah,
Zu nah, um alles würdig zu bereiten,
Und was von Stoffen, Stickerey und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben soll,
Wie kann's geschafft, wie kanns vollendet werden?

Der Vater versichert ihr, alles sey schon bereit; sie werde einen Schrank erhalten, der alles, was sie wünschen könne, verwahre. Er übergiebt ihr den Schlüssel, doch mit der Bedingung, nicht eher, als bis er sie wiedersehe, den Schrank zu öffnen, und das Geheimnifs niemand zu verrathen. Er belehrt sie, dafs selbst die Misgunst ihres Bruders zu fürchten sey; und es folgt ein rührender Abschied, in dem sich väterliche und kindliche Zärtlichkeit in füfsen Strömen gegen einander ergiefsen.

Im zweyten Aufzuge trägt der Secretär des Prinzen der Hofmeisterinn Eugeniens den Anschlag des Bruders, der auf sie gemacht ist, vor. Die Hofmeisterinn soll sie entweder entführen, damit sie nach den Inseln gebracht werden könne, um nie wieder zu erscheinen, oder sie soll gewärtigen, dafs sie todt in ihren Armen liege. Pflicht und Liebe gegen ihren Zögling kämpfen in der Hofmeisterinn vergebens gegen des kalten Böfewichts, ihres Liebhabers, Zumuthungen; und sie wünscht in dem auf diese Scene folgenden Monolog, Eugenie möge einem hohen Glücke entsagen, an dessen Schwelle ihr Gefahr und Tod, Verbannung nur als ein milderes Schicksal begegne. Sie deutet im nächsten Gespräch mit Eugenien von ferne darauf hin, die aber bald allein zu seyn wünscht, um ein Gedicht, dafs sie dem Könige widmen will, niederzuschreiben. Sie recitirt ein schönes Sonett, wird aber bald in ihrer Begeisterung durch die Ankunft des Schranks unterbrochen. Da die Hofmeisterinn nun ihr erklärt, dafs sie um dessen verborgenen Inhalt wisse, so glaubt sich Eugenie des Verbots von ihrem Vater entledigt, und öffnet, der Warnung der Hofmeisterinn ungeachtet, den Schrank, um sich die Prachtkleider eins nach dem andern anlegen zu lafsen. Die Ausbrüche der Freude weiblicher Eitelkeit werden hier bedeutungsvoll durch der Hofmeisterinn ahndungsvolle Warnungen unterbrochen, die zugleich dem ganzen Gange der Scene mehr Leben, Geschwindigkeit

digkeit und Intereſſe mittheilen. Kräftig und prophetiſch endigt dieſe Scene, indem Eugenie ſagt:

O meine Liebe! Was bedeutend ſchmücket,
Es iſt durchaus gefährlich. Laſs auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüſtet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundinn, bleibt mein Glück.

und die Hofmeiſterinn, bey Seite ſprechend, dieſes Epiphonem erwiedert:

Das Schickſal, das dich trifft, unwiderruflich —

In dem Intervall zwiſchen dem zweyten und dritten Aufzuge iſt der Plan argliſtiger Tücke gegen Eugenien zur Ausführung gekommen. Die Hofmeiſterinn hat ſie vorerſt bis nach dem Hafen entführen müſſen, von da ſie ein Schiff nach den Inſeln deportiren ſoll. Dem Vater hat man dieſen Anſchlag durch die Nachricht, daſs ſeine Tochter durch einen neuen Sturz mit dem Pferde ohne Rettung umgekommen ſey, verborgen. Ein Weltgeiſtlicher, der in die Plane ſeines Sohnes eingeweiht iſt, wird gebraucht, um den Vater durch ſeine Erzählung über allen Zweifel an dem Tode ſeiner Tochter hinwegzuführen. Der Secretär läſst vorher den zu ſeiner Qual aus dem Schlummer erwachten Herzog ſeine Gefühle in Wehmuth, Verzweiflung, Wuth, und Vorwürfe gegen die Hofmeiſterinn und ſich ſelbſt ausſtrömen; dann führt er erſt den Weltgeiſtlichen zu ihm herein, der ihm nicht nur, daſs ſie ohne Rettung dahin geweſen, als er ſie gefunden, beſtätigt, ſondern ihm auch die Luſt, ſich zu ihrem Sarge führen zu laſſen, und ihren ſchönen Körper durch Specereyen der Verweſung zu entreiſſen, verleidet, indem er über ihre gräſsliche Entſtellung ſchweigen zu dürfen um Erlaubniſs bittet, und doch mehr als zuviel darüber ſagt. Des unglücklichen Vaters Unwille gegen den Erzähler geht in den Wunſch, wenigſtens die Aſche ſeiner Tochter in ſeine Arme ſchlieſsen zu können, in den Vorſatz, das ſchöne Denkmal ihrer Geneſung in ein zu ſeiner Melancholie ſtimmendes Trauermonument zu verwandeln, endlich in das Bekenntniſs ſeines Ueberdruſſes an allen Freuden, über. Der Weltgeiſtliche verſucht es, ihn zur Aufmerkſamkeit auf die Gefahren des Staats überzuleiten; er fordert ihn auf,

im nahen Sturmgewitter
Das falſch gelenkte Steuer zu ergreifen.

Aber der troſtloſe Vater wünſcht ſich dafür ganz aus der Welt in klöſterliche Einſamkeit entrückt zu ſehn.

Hinaus, hinaus! Von dieſer Welt hinweg!
Und, lägt mir nicht das Kleid, in dem du wandelſt,
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
Ins Kloſter führe mich, und laſs mich dort
Im allgemeinen Schweigen, ſtumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube ſenken.

Der Weltgeiſtliche dagegen weiſet ihn an, nicht in das Grab, nicht über's Grab ſeine Sehnſucht zu verſchwenden, und vielmehr in ſeinem Buſen das Verlohrne wieder zu ſuchen. Durch die Vorſtellung, daſs Eugenie in ſeinem Sinne, in ſeinem Geiſte als ſein Vorbild lebe, begeiſtert er den Herzog zum erhabenſten und alle Hörer unwiderſtehlich mit erhebendem Schwunge der Phantaſie in folgender den dritten Act beſchlieſsenden Apoſtrophe:

Laſs eines dumpfen dunklen Traumgefechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreiſsen,
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung, und ewig gleich!
Laſs deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornenlabyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich dich erblicke!
Du warſt, du biſt. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einſt gedacht, und dargeſtellt,
So biſt du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und biſt auf ewig mein!

Der vierte Aufzug zeigt einen Platz am Hafen, wo Eugenie mit der Hofmeiſterinn angelangt iſt. Jene ſitzt verſchleyert im Hintergrunde, mit dem Geſicht nach der See. Im Vorgrunde ſpricht die Hofmeiſterinn einen Gerichtsrath an, zeigt ihm das Blatt mit der unbeſchränkten Vollmacht über Eugenien, eröffnet ihm die Quelle ihres Unglücks in dem Zwiſte zweyer Hofparteyen, und zugleich das einzige Mittel, ſie von der Verbannung zu retten. Sie ſey frey, wenn ſich ein Gatte für ſie finde, dem ſie reichlich ausgeſtattet übergeben werden ſoll. In der zweyten Scene macht der Gerichtsrath von dieſem Winke Gebrauch, indem Eugenie ſeinen Schutz anfleht. Durch die ſanfteſten Uebergänge, durch die Erinnerung ihres vorigen Glücks, durch die Ausſicht in die fürchterliche Zukunft, die ſie bedroht, durch angſtvolle Vorſtellungen der Schwierigkeit, ein Mittel zur Rettung für ſie zu finden, und der eben ſo groſsen Schwierigkeit, einen Hoffnungsloſen zur Annahme eines harten beſchwerlichen Rettungsmittels zu bereden, geht der Gerichtsrath leiſen Tritts zur Anzeige des einzigen, was ſie retten könnte, über. Auch dieſes deutet er erſt nur in räthſelhaften Ausdrücken an.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurückzuhalten. Friedlich iſt's, und manchem
Erſchien es auch erfreulich. Groſse Gunſt
Hat es vor Gott und Menſchen. Heilge Kräfte
Erheben's über alle Willkühr. Jeden,
Der's anerkennt, ſich's anzueignen weiſs,
Verſchafft es Glück und Ruhe. Vollbeſtand
Erwünſchter Lebensgüter ſind wir ihm,
So wie der Zukunft höchſte Bilder ſchuldig.
Als allgemeines Menſchengut verordnet's
Der Himmel ſelbſt, und lieſs dem Glück, der Kühnheit
Und ſtiller Neigung Raum, ſich's zu erwerben.

Da ſich Eugenie das Räthſel zu löſen unfähig erklärt, geſteht ihr der Gerichtsrath, es ſey der Eheſtand. Ueberraſcht durch dieſes Wort, entwickelt Eugenie ihre Bedenklichkeiten dagegen; ſie findet's hart, Hymen's Glück zum Rettungsmittel aus der Noth zu entweihen; ſie hält es für unmöglich, daſs ſich ein Mann von gleichem Stande finden werde, ihr die Hand zu bieten. Und da ſich ihr der Mann als Liebhaber ankündigt, den ſie eben um ſeine Hülfe angefleht, ſo bedauert ſie, daſs ſie ihm nur Verehrung zuſagen könne.

Verehrung zoll' ich dir. Wie ſoll ichs nennen,
Dankbare ſchwelgerlich entzückte Neigung.
Ich fühle mich als dein Geſchöpf; und kann
Dir leider, wie du wünſcheſt, nicht gehören.

Umſonſt ſucht die Hofmeiſterinn, die hinzukömmt, erſt in Gegenwart des Gerichtsraths, und nachdem dieſer

dieſer hoffnungslos abgetreten, mit ihr allein ſich unterredend, ihre ſpröde Abneigung zu beſiegen. Umſonſt wird ſie von Eugenien beſchworen, ihr ein anderes Mittel zur Rettung vorzuſchlagen. Endlich faſst die Unglückliche den Entſchluſs, ſich an das Volk zu wenden.

Dort unten hoff' ich Leben, aus dem Leben,
Dort, wo die Maſſe thätig ſtrömend wogt.
Wo jedes Herz mit wenigem befriedigt,
Für holdes Mitleid gern ſich öffnen mag.
Du hälſt mich nicht zurück. Ich rufe laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
In's wühlende Gemiſch mich ſtürzend, aus.

Der fünfte Aufzug eröffnet ſich mit dem Geſpräch Eugeniens und der Hofmeiſterinn, indem ſie, da der Verſuch, beym Volke Hülfe zu ſuchen, vergeblich ausfiel, den Entſchluſs erklärt, ſich an den Gouverneur zu wenden. Dieſer aber verſagt, nachdem er der Hofmeiſterinn Inſtruction geleſen, nicht minder ſeinen Beyſtand, als die Aebtiſſinn, an die ſie ſich nachher wendet, die Freyſtatt in ihrem Kloſter verſagt. In einem edeln höchſt pathetiſchen Monolog, kämpft abwechſelnd das Gefühl der Verlaſſenheit, die Furcht der nahenden Verbannung, die Scheu vor der unſtandesmäſsigen Heirath, im Gemüthe Eugeniens; ſie entſchlieſst ſich zu ſterben:

Man kommt. Man fodert mich an Bord! O Gott,
Iſt denn der Himmel ehern über mir?
Dringt meine Jammerſtimme nicht hindurch?
So ſey's! Ich gehe! Doch mich ſoll das Schiff
In ſeines Kerkers Räume nicht verſchlingen,
Das letzte Bret, das mich hinüberführt,
Soll meiner Freyheit erſte Stufe werden.

Sie ſchreitet vorwärts, hält aber bald wieder inne, und verweiſt ſich ſelbſt ihre Unentſchloſſenheit:

Unſel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben,
Du führeſt mich zum harten Kampf zurück!
Verbannung, Tod, Entwürdigung umſchlieſsen
Mich feſt, und ängſten mich einander zu,
Und wie ich mich von einem ſchaudernd wende,
So grinzt das andre mir mit Höllenblick.

Sie wünſcht ſich nur durch irgend ein Anzeichen, irgend ein ahndungsvolles Wort beſtimmt zu ſehn. Indem erblickt ſie einen Mönch. Sie eröffnet ihm ihre groſse Verlegenheit erſt nur im Allgemeinen, dann aber beſtimmter und deutlicher. Der Mönch räth ihr ſtatt einer ihr ſelbſt misfälligen Ehe lieber die Reiſe nach den Inſeln zu wählen, wo ſich ihrer Thätigkeit ein groſser Spielraum zeige; und räth ihr dieſes um ſo dringender an, da ihrem Vaterlande eine groſse Zerrüttung, vielleicht gänzlicher Umſturz drohe. Aber eben dieſe Weiſſagung fällt ihr ſchwer aufs Herz, und was ihr der Mönch als Motiv zu fliehen vorgehalten, wird ihrer groſsen Seele ein Bewegungsgrund zu bleiben.

Nun biſt du Boden meines Vaterlands
Mir erſt ein Heiligthum; nun fühl' ich erſt
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich laſſe dich nicht los, und welches Band
Mich dir erhalten kann, es iſt mir heilig.

Nun ſucht ſie den Mann auf, der ihr ſeine Hand bot. Der Gerichtsrath begegnet ihr, um ihr ſein letztes Lebewohl und ein Geſchenk zur Reiſe zu bringen. Sie überraſcht ihn mit der Erklärung, ſeine Hand annehmen zu wollen. Aber indem er über ihren Entſchluſs freudig erſtaunt, überraſcht ſie ihn zum zweytenmale, mit dieſer Frage:

Vermagſt du hohen Muths
Entſagung der Entſagenden zu weihen?
Vermagſt du zu verſprechen mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen? Mir,
Der liebevollen Schweſter, Schutz und Rath
Und ſtille Lebensfreude zu gewähren?

Unerträglich ſcheint es nun zwar dem gefühlvollen Manne ſeine Geliebte zu verlieren, indem er ſie gewinnen ſoll; dennoch fügt er ſich mit hoher Selbſtüberwindung in ihre Foderung, ſie auf ſein Landgut zu ſenden, dort ſtill und einſam wohnen zu laſſen, und ſie nur, wenn ſie es verlange, zu beſuchen.

In dieſem wicht'gen Fall was ſoll ich ſagen?
Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbſtſucht Ungeheuer lauſchend grinzt.
Die That allein beweiſt der Liebe Kraft.
Indem ich dich gewinne, ſoll ich allem
Entſagen, deinem Blick ſogar? Ich will's.
Wie du zum erſtenmale mir erſchienen,
Erſcheinſt du bleibend mir, ein Gegenſtand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünſch' ich zu leben. Du gebieteſt mir,
Und wenn der Prieſter ſich, ſein Leben lang
Der unſichtbaren Gottheit niederbeugt,
Die im beglückten Augenblick, vor ihm
Als höchſtes Muſterbild vorüberging;
So ſoll von deinem Dienſte mich fortan,
Wie du dich auch verhülleſt, nichts zerſtreun.

Und ſo ſchlieſst denn Eugenie das Drama mit dieſer edeln Verlobung:

Ob ich vertraue, daſs dein Aeuſs'res nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daſs ich empfinde, welch ein Mann du biſt,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverläſſig,
Davon empfange den Beweis, den höchſten,
Den eine Frau, beſonnen, geben kann.
Ich zaudre nicht; ich eile dir zu folgen;
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar!

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Wien, b. Pichler: ***Werno der Kühne.*** Eine Geſchichte a. d. Zeiten der Belagerung Wiens, vom Vf. Waldraf des Wandlers. 1801. 8. 154 S. m. 1 Kpf. (12 gr.)

Die Belagerung Wiens von den Türken, am Schluſs des 17ten Jahrhunderts, hat ſchon mehrere Federn der fruchtbaren Wiener Romanenſchreiber beſchäftigt; und auf einem Schmuztitel erwähnt auch der gegenwärtige Vf., daſs er ſchon eine Eliſe v. Eiſenthurn aus dieſer Epoche geſchrieben habe. Hätte er es doch bey dieſer bewenden laſſen! Denn ſein Stil iſt ſo kraftlos; ſeine eingemiſchten Dialogen ſo ermüdend, und die Verbindung ſeiner Begebenheiten ſo alltäglich, daſs der Leſer froh wird, wenn er nun an das lange vorhergeſehene Ende kömmt. Man ſieht vom erſten bis zum letzten Blatte, daſs man *Lohn-Arbeit* vor ſich hat. Papier und Kupfer ſind dem Inhalte ähnlich. Aber Hr. *Friedr. Matthäi* — ein junger Künſtler, der ſchon gute Sachen geliefert, und in Wien ſowohl als Florenz den Preis gewonnen hat — ſollte ſich beſſer ſchätzen, und nicht ſo unbedeutende Blätter für die Wiener Buchhändler zeichnen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Januar 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Cotta: *Die natürliche Tochter*, Trauerspiel von *Goethe*.

(*Beschluss der in Num. 1. abgebrochenen Recension.*)

Durch das ganze Drama sind die Scenen mit grosser Kunst so angelegt, dass die folgenden durch die vorhergehenden vorbereitet werden; dass die Entwickelung alle Klarheit erhält, ohne die gespannte Erwartung durch zu voreilige Auflösung zu früh erschlaffen zu lassen. Dabey wechseln die Leidenschaften in Mannigfaltigkeit sowohl als in Graden der Stärke sehr glücklich ab, um jeder Ermüdung der Gefühle des Zuschauers zuvorzukommen. So löset sich die väterliche Angst um die für todt gehaltene Tochter in Wonne über ihre Errettung auf; diese geht in die ruhigern und mit gemischter Empfindung tingirten Betrachtungen des Königs über seine Lage über; in der Unterredung zwischen dem Herzog und seiner Tochter lösen bange und frohe Ahndungen der Zukunft einander ab. Der höllische Plan zu Eugeniens Verderben, den der Secretär der Hofmeisterinn ankündigt, erfüllt das Gemüth mit Entsetzen, von welchem es sich an der in Poesie überströmenden Freude der Tochter und in der Scene voll Weiblichkeit, wo sie ihren Prachtschmuck anlegt, wieder erholt. Das höchste Pathos in der Verzweiflung des unglücklichen Vaters, der nun seine Tochter auf ewig verlohren zu haben glaubt, contrastirt mit der Kälte des Weltgeistlichen, womit er ihn zu beruhigen arbeitet. Und so erhält sich die ganze Reihe der folgenden Auftritte immer in Mannigfaltigkeit pathetischer Rührung, ohne je das Gemüth erkalten zu lassen, und ohne es bis zur unerträglichen Flamme des Affects zu erhitzen.

Ueber die Haltung der Charaktere im Ganzen, so wie über die glückliche Herbeyführung der Katastrophe, lässt sich zwar itzt noch nicht urtheilen; doch lässt der erste Theil des Drama für den Fortgang und Beschluss die schönste Erwartung fassen. Alle Personen haben ihre Eigenthümlichkeit, die sich rein und harmonisch selbst in den feinsten Tönen der Gesinnungen oder Leidenschaften ausspricht. Der König, ein Fürst von wohlwollendem Herzen, ein Freund des Vergnügens, aber schwach bey seiner Milde. Der Herzog, ihn übersehend, doch, wie es scheint, nicht abgeneigt seine Partey zu halten, übrigens ganz als Vater glücklich in seiner Tochter Leben, und durch ihren Verlust elend. Rührender sind die Freuden der im reinsten Adel der Uneigennützigkeit erscheinenden Vaterliebe nirgends, und ihre Leiden wohl nie so kräftig und hinreissend dargestellt worden. Der Secretär ein Bösewicht aus Grundsätzen; der Weltgeistliche ein verführter, und nun, da er ungeachtet seiner Reue keinen Rückweg sieht, entschlossener, aber auch Belohnung fodernder Bösewicht; die Hofmeisterinn, voll Liebe zu ihrer Zöglingin, umsonst sie vor der drohenden Gefahr zu warnen beeifert, und da ihr zwischen ihrem Tode und ihrer Verbannung sonst kein Mittel übrig bleibt, ihre Verheirathung zu bewirken ängstlich strebend. Der Gerichtsrath, ein Mann von grosser Seele, seine liebste Neigung der Geliebten opfernd; die natürliche Tochter endlich eine Heldinn, in der sich Kühnheit, Muth und Entschlossenheit mit der edelsten Bildung des Körpers und des Geistes vereinigen, und die gerade in dem Punkte, wo sie sich schon am äussersten Rande des Verderbens sah, einen Plan ersinnt, ohne Aufopferung ihrer Standesehre sich selbst zur Rettung ihres Vaterlandes zu retten. Ihr Monolog im achten Auftritte des fünften Aufzugs zeigt ihren Patriotismus in bewundernswürdiger Hoheit. Auch die Nebenpersonen, der Gouverneur, die Aebtissinn, der Mönch, die Eugenie nach einander um Hülfe anspricht, stellen sich in lebendiger Individualität dar.

Das Drama ist reich an Sentenzen, die bey aller Gedankenfülle und bey sehr edlem Ausdruck doch ungezwungen aus der Gemüthsfassung der sprechenden Personen hervorströmen, und jedesmal die natürliche Farbe der Situation tragen, in der sie gesprochen werden. Auch sind die meisten, selbst die am tiefsten aus feiner Beobachtung geschöpft sind, leicht verständlich. Doch ist es fast für die dramatische Sprache zu subtil, wenn Eugenie sagt:

> Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
> Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene.

wo überdies der zweyte Vers so interpungirt seyn sollte:

> Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

Nicht ganz deutlich wird uns die Allegorie in folgendem Gedanken des Herzogs:

> Mistrauen athmet man in dieser Luft;
> Der Neid *verhetzt* ein fieberhaftes Blut
> Und übergiebt dem Kummer seine Kranken.

Und wenn der Herzog zu seiner Tochter sagt:

> Das Leben ist des Lebens Pfand; es ruht
> Nur auf sich selbst, und muss sich selbst verbürgen.

so dürfte die Sentenz, wenn sie auch nicht blosse Spitzfindigkeit wäre, doch für das Theater zu fein gedrechselt seyn.

Uebrigens ist die Sprache durchaus des Kothurns würdig; immer sich über die Prosa erhebend, aber nir-

nirgends die jeder Situation angemeſſene Höhe überfliegend. Häufig kommen Stellen vor, wo der Dialog in der Manier der Griechen durch einzelne Verſe abwechſelt, doch nicht mit dem Fehler einer erzwungenen Abwechſelung, in den die Alten zuweilen verfallen. Längere Reden, und ſelbſt Monologen, bewegen ſich doch ſtets in einem lebhaft fortſchreitendem Gange. Ungewöhnliche Licenzen in der Diction finden ſich nirgends. Nachahmungswerth iſt die Freyheit, die ſich der Dichter genommen, bey zwey hinter einander folgenden Adjectiven dem erſten, des Wohlklangs wegen, die letzte Sylbe abzuſchneiden, z. B.

Welch unerwartet ſchreckliches Ereigniſs!

Die Verſification der fünffüſsigen Jamben iſt durch die groſse Kunſt in der mannigfaltig vertheilten Cäſur und durch die reiche Vielfachheit der Wortfüſse unübertrefflich ſchön.

Möge es nun bald dem Dichter gefallen, ſein edles Kunſtwerk zu vollenden, und möge ihm eine Vollendung gelingen, die der Würde dieſes Anfangs entſpreche!

Göttingen, b. Dieterich: *G. C. Lichtenberg's ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche*, mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von *E. Riepenhauſen*. Fünfte Lief. 235 S. — Sechste Lief., XII. u. 168 S. — Siebente Lief., IV. u. 151 S. 1799—1801. 8. Mit drey Heften von Kupfertafeln, jedes von ſechs Blättern in fol. (jede Lief. 3 Rthlr.)

Vor ſeinem am 24ſten Februar erfolgten Abſterben hatte der unvergeſsliche *Lichtenberg* die *fünfte* Erklärung Hogarthiſcher Kupferſtiche noch beynahe ganz beſorgt; nur den letzten Bogen derſelben hat ein Freund des Verfaſſers und des Verlegers zum Druck befördert. Was bey den vier erſten Lieferungen in den davon gegebenen Anzeigen geſagt iſt, bedarf hier um ſo weniger einer Wiederholung, da der ausgezeichnete Werth der Erklärungen ſowohl als der Kupfertafeln ohne Zweifel den meiſten Leſern unſrer Blätter durch eigne Leſung und Anſicht bekannt ſeyn wird. Die ſechs Platten, welche die *fünfte* Lieferung enthält, machen den Anfang einer zuſammengehörenden Folge zwölf charakteriſtiſcher und contraſtirender Darſtellungen, welche *Induſtry and Idleneſs*, *Fleiſs und Faulheit*, überſchrieben ſind. Nach dem richtigen Urtheile eines engliſchen Kunſtkenners, des berühmten *Sir Horace Walpole*, haben dieſe Blätter freylich mehr Verdienſtliches in der Abſicht, als in der Ausführung. *Hogarth* wollte ſie durch einen wohlfeilern Preis Handwerksleuten und Fabrikanten deſto leichter in die Hände bringen. Aber ſein Genie iſt doch auch hier nicht zu verkennen, ſelbſt in ſeinen Fehlern nicht. Der Künſtler wählte dazu das Leben zweyer Kameraden, die beide bey einem Zeugfabrikanten arbeiten. Ihre Geſchichte beginnt in der Werkſtätte beym Weberſtuhl; die Züge derſelben aber fangen bald an, ſtark zu divergiren, und endigen ſich beide mit gewiſſen Proceſſionen, die den Helden zu Ehren angeſtellt werden. Der Faule kömmt zuletzt an den Galgen; der Fleiſsige wird Lord-Mayor zu London. Dem Fleiſsigen hat *H.* den Namen Goodchild, *Gutkind*, gegeben; den Faulen nennt er Thomas Idle, welches *L.* in *Thomas Faulhans* überſetzte. Der Unterſchied in Beider Geſichtszügen, gleich auf der erſten Platte, wird trefflich zergliedert, und beſonders die Bemerkung der Mrs. *Piozzi* ſehr witzig ausgeführt, die zwiſchen der Phyſiognomie des Faulen mit der des Kaiſers *Caracalla* auf alten Denkmälern eine auffallende Aehnlichkeit fand. Vorhin ſchon hatte *L.* erinnert, daſs die beiden Weberſtühle ſich gar leicht in Thronen oder Catheder anamorphoſiren lieſsen. Der hinter Gutkinds Weberſtuhle befindliche Zettel veranlaſste hier eine umſtändliche Erzählung von dem aus einem Küchenjungen zum Lord-Mayor emporgeſtiegenen *Richard Whittington*, deſſen Geſchichte in England ein allgemein bekanntes Volksmährchen geworden iſt. Schon anderswo iſt es bemerkt worden, daſs die Ballade dieſes Inhalts, die *L.* als Handſchrift anſah, ſchon in der Balladenſammlung von *Evans* gedruckt iſt. — Das zweyte Blatt, wo man den Fleiſsigen in der Kirche ſingend ſieht, hat viel Hogarthiſche Laune, der jedoch die feines Erklärers nichts nachgiebt. So werden die Sänger dieſes Tempels ſinnreich genug mit den Sängern des Waldes, der Felder und des Meyerhofes verglichen und nach denſelben klaſſificirt. — Das dritte Blatt *zeigt uns* den Faulen, während der Predigt, auf dem Kirchhofe beym Hazardſpiele. Der Vf. nimmt hier von Einer der Figuren Anlaſs, von der Biegſamkeit des phyſiognomiſchen Stoffes bey den Engländern zu reden, und dem Spiele, welches die unerſchöpfliche Natur in London mit den Geſichtern treibt; und dann beſchreibt er das äuſserſt auffallende Aeuſsere eines Steinpflaſterers, den er ſelbſt ſah, ſo lebhaft, daſs man das Bild gezeichnet vor ſich zu ſehen glaubt. — Bey der *vierten* Kupfertafel, die unſern Künſtler in einem minder vortheilhaften Lichte zeigt, als man ihn ſonſt zu ſehen gewohnt iſt, macht *L.* die ſehr wahre Bemerkung, daſs man bey einem *geſchriebenen* Romane dergleichen Vernachläſſigungen leichter überſieht, und kaum bemerkt; bey einem in Kupfer geſtochenen hingegen weit ſtrengere Foderungen macht, und beym Umſchlagen jedes Blattes einen Vorhang aufzuziehen glaubt, der vor dem nächſt folgenden hing. Indeſs, ſagt er, iſt bey *H.* das *Korn* immer gut, nur an *Schrot* ſcheint es zuweilen zu fehlen. — Bedeutender und gehaltreicher iſt ſchon die *fünfte* Platte, wo der Faule weggejagt und auf die See geſchickt wird. „Man hat nämlich in London, ſo wie in an„dern Seehandelsſtädten, die bekannte Küchenmaxi„me: daſs manche Dinge, die leicht faulen, ſich beſ„ſer halten, wenn man ſie durch Salzwaſſer zieht; ſo„gar bis auf den moraliſchen Menſchen ausgedehnt: „böſe Buben würden zur See beſſer.“ Der Commentar über dieſes Blatt iſt übrigens in der beſten Manier unſers Vfs. geſchrieben. — Eben das gilt von der Erläuterung des ſechsten, wo der Fleiſsige, nach über-

überstandener Lehrzeit, mit der Tochter seines Principals vermählt erscheint, und das junge Paar am Morgen nach der Hochzeit die Glückwünsche des Volks empfängt. Die Musik, womit diese gebracht werden, giebt dem Vf. zu reichen Ergiefsungen seines Witzes Gelegenheit. — Was auf den letzten zehn Seiten dieses Heft aus *L's* Papieren hinzugesetzt ist, betrifft das bekannte, auf dieser Platte sichtbare, Monument in London.

Auch die *sechste* Lieferung der Kupfertafeln, eine Fortsetzung der fünften, war vor *L's* Absterben von Hn. *Riepenhausen* bereits vollendet. Die Erläuterung derselben hoffte der Verleger auch noch aus *L's* Nachlasse zu erhalten; es fanden sich aber nur wenige, zerstreute und unvollendete Bemerkungen und Notizen dazu. Ein verdienstvoller deutscher Gelehrter wurde nun zur Fortsetzung dieser Arbeit von dem Verleger aufgefodert; er verstand sich auch dazu, „als auf ein„mal, laut der Vorrede, einer der *Schlegel-Streiche* der „im deutschen Publikum sattsam verrufenen *Gebrüder* „dem schätzbaren Manne das übernommene Geschäft „so verleidete, dafs er sich unter keiner Bedingung „mehr dazu verstehen wollte." Der Verleger überredete also einen andern Schriftsteller, der mit ganz andern Arbeiten beschäftigt war, zu dem Entschlusse, aus den Schriften der *englischen* Erklärer das Nöthige zusammenzutragen, und dieses den kurzgefafsten Erläuterungen anzuhängen, die sich von *L.* selbst schon in den Göttingischen Taschenkalendern befanden. Unter jenen Erklärern stand indefs *Truster's* Commentar nicht aufzutreiben, den *L.* zwar einen *verkubachten Hogarth* nannte, in dem er aber doch viele recht gute Notizen fand. Der Fortsetzer verlangte indefs die Verschweigung seines Namens; und diese macht sich auch *Rec.* zur Pflicht, ob er gleich schon ziemlich allgemein und zuverläfsig bekannt, und die Fortsetzung von der Art ist, dafs sie dem sonst schon rühmlich bekannten und geschätzten Manne gewifs nicht zur Unehre gereicht. Er selbst erklärt sich über die Schwierigkeiten seiner Unternehmung, und über sein behutsames Verfahren dabey, sehr bescheiden; und es war ihm vornehmlich darum zu thun, den Leser auf dem Lichtenbergischen Standpunkte zu erhalten. Dies ist denn auch wirklich in dem Maafse geschehen, dafs der Leser alle Ursache finden wird, mit der Verfahrungsart des Vfs. zufrieden zu seyn. Die sechs Kupfertafeln dieser Lieferung führen, wie gesagt, die Schicksale des Fleifsigen und Faulen weiter fort, bis zu ihrer völligen Beendigung. Auf der ersten erscheint dieser Letzte mit einem liederlichen Weibsbilde auf einer Dachstube in einem erbärmlichen Bette, von einer durch den Schornstein herabgestürzten Katze aufgeschreckt, nachdem er die Nacht vorher den Strafsenräuber gespielt hat. Bey der ersten Platte ist von dem Forts. nur die Richtung des erschrocknen Blicks übersehen, welchen der Faule der verrammten Thüre zukehrt, indem er diese geöffnet und sich entdeckt glaubt. — Die folgende Platte stellt ein Gastmahl vor, welches Goodchild nach seiner Erwählung zum Sherif giebt. Die zum Theil noch von *L.* erklärten Figuren des Vorgrundes sind ganz hogarthisch. Die unentschieden gelafsene Frage, wem der Tressenhut und die damit belegte erste Stelle an der Tafel gehöre, läfst sich wohl am wahrscheinlichsten dahin beantworten, dafs der abwesende Eigenthümer dieses Hutes kein andrer, als der neue Sherif selbst, der Wirth des Gastmahls, sey, der entweder noch nicht erschienen, oder abgerufen ist, oder sich absichtlich entfernt hat, um seinen Gästen freyeres Spiel zu lafsen. — Idle, oder Faulhans, zeigt sich auf dem folgenden Blatte in einem Keller, mit der Theilung der geraubten Habseligkeiten eines Ermordeten und seiner Einsoharrung beschäftigt, aber von einem Gerichtsdiener überfallen, an den ihn seine Buhlin verrathen hat. In dem noch von *L.* herrührenden Theile der Erklärung dieses Blattes ist fast Alles schon enthalten, was in der Fortsetzung nur commentirt wird. Es kann zur Vergleichung der Manier beider Schriftsteller dienen, wenn wir das zur Probe hersetzen, was beide über einerley Gegenstand sagen. Folgende Stelle ist von *L.*: „Das Geschöpf mit dem Porterkruge, dicht „hinter den beiden Hauptbösewichtern, ist ein damals „berüchtigtes Mensch, deren Nase mit der ganzen Ge„gend umher untergegangen ist. Man sieht kaum „mehr, wo Sodom und Gomorrha gestanden ha„ben." — Und folgende von dem Vf. der Fortsetzung: „Das nasenlose Weibsbild stellt die *Anti-Hebe* in die„sem umgekehrten Himmel vor. Sie reicht den Por„terkrug mit eben so viel altkluger Trägheit, wie *Hebe* „vermuthlich mit jugendlicher Behendigkeit die Nek„tarschale reichte. Wer so, wie sie, den Kopf schief „hält, der *denkt*, und zwar langsam. Woran aber und „worauf sie denkt, überläfst man am besten ihr selbst. „Denn etwas Anders kann doch wohl dieser Verstand „nicht durchwühlen, als eine *Gedanken-Cloake*." — Ungefähr in ähnlichem Verhältnisse gegen einander steht auch bey den übrigen beiden Platten die Manier *L's.* gegen die seines Nachfolgers, der seltner einzelne Umstände erklärt, als in gelegentliche, oft ziemlich allgemeine Reflexionen ausweicht, und das ausmalt, was *L.* nur mit wenigen, aber freylich kräftigern, Pinselzügen entworfen hatte. Denn seine eignen Erklärungen in den vorigen Heften sind grofsentheils nur weitere Ausbildungen der kürzern Skizzen in den Taschenkalendern. Dem Vf. der Fortsetzung ist das indefs schon zum Verdienst anzurechnen, dafs er sich nicht in die, doch im Ganzen einzige und unerreichbare, witzströmende Manier seines Vorgängers hinein gekünstelt, sondern sich ihr nur mit eignem Talente zu nähern gesucht hat. Geistleer ist indefs sein Commentar gewifs nicht, ob er gleich sich bescheidet, dafs er, da *L's.* Geist auf ihm nicht ruhe, nur in seinem Style fortzufahren gesucht habe. Und dies ist ihm oft glücklich genug gelungen.

Der Text zur *siebenten* Lieferung hat mit dem zur sechsten einerley Einrichtung; nur sind hier die *Lichtenbergischen* Erklärungen, welche unverändert aus den Götting. Taschenkalendern von 1789—91. u. 94. genommen sind, etwas umständlicher. Die beiden ersten Blätter, *Frankreich und England überschrieben*, sollten

digitized by Google

den

den Contraſt zwiſchen der Armſeligkeit und der Verfolgungsſucht der franz. Truppen mit der Vollkraft und dem Patriotismus der engliſchen Kriegsmacht verſinnlichen; und ihre Tendenz war eigentlich, bey *Hogarth's* Landsleuten die Verachtung ihrer Feinde und das Zutrauen auf ihre eigne Ueberlegenheit noch mehr zu beleben. Zur Zeit ihrer Erſcheinung, im J. 1756., wurde nämlich ein Einfall der Franzoſen in England mehr vermuthet, als gefürchtet. Damals mochten freylich dieſe Blätter ihrer Wirkung nicht verfehlen; jetzt, bey einer ähnlichen Lage der Dinge, möchte doch wohl nicht viel Effect davon zu hoffen, und die beiderſeitige Darſtellung weit mehr, als damals, Karrikatur ſeyn. *L.* hat indeſs Recht, daſs dieſe Art, durch Kupferſtiche Krieg zu führen, nicht unwichtig iſt, obgleich der Künſtler ſich dabey ganz nach der Vorſtellungsart der niedrigſten Volksklaſſe bequemte. Die Verſe, welche *Garrik* zur Unterſchrift dieſer Blätter machte, ſind hier unerwähnt geblieben. Uebrigens verdienen die Zuſätze des Herausg. recht ſehr ihren Rang und ihre Stelle neben *L's.* Erklärung. Was S. 39. ff. über den Grenadier geſagt wird, der eine äuſserſt häſsliche Karrikatur *Ludwigs XV.* im Wachtſtubenſtyl an die Wand ſudelt, iſt wirklich Lichtenbergiſch, d. i. witzig und treffend, geſagt: „Hätte ſich der Künſtler in dieſer Vorſtellung nicht „gefallen, ſo würde er nicht durch den Ausdruck der „Aufmerkſamkeit, mit der die fröhliche Geſellſchaft „der Arbeit des Satyrikers zuſieht, auch die unſrige „auf denſelben Gegenſtand geleitet haben. — — Aber „*Hogarth* iſt nicht der Einzige unter den Künſtlern, „die Dichter ja nicht ausgeſchloſſen, der ſeinem Herzen die kleine Freude gegönnt hat, ſeine Helden zu „Laſtträgern ſeiner kleinen Sünden zu machen, und „ihnen in den Mund oder in den Pinſel zu legen, was „der Künſtler ſelbſt um des Himmels willen nicht in „ſeinem eignen Namen gethan oder geſagt hätte, wenn „es ihm gleich eine unbeſchreibliche Freude machte, „es durch einen andern zu thun oder zu ſagen. Und „nehmen ſich denn nur die Künſtler dergleichen, ihrem „Bedünken nach unſchuldige, wohl gar lobenswerthe, „Freyheiten? Hat es noch keinen Moraliſten gegeben, in deſſen Sittenlehre gegen gewiſſe Untugenden „und Laſter ſo *con amore* geeifert wird, daſs ſich der „geheime Geſchmack gar nicht verkennen läſst, den „der Moraliſt ſelbſt, vermuthlich ohne es zu wiſſen, „an eben dieſen Untugenden und Laſtern fand? Es „gäbe einen trefflichen und noch nie benutzten Stoff „zu einer neuen Komödie, *die Komödie, die der Menſch „mit ſich ſelbſt ſpielt.*" — Das folgende Blatt, *der Dichter in der Noth (The diſtreſs'd Poet)* hält *L.* des Genies unſers Künſtlers für völlig unwürdig, in der Abſicht verfehlt, und faſt ganz ohne vernünftige Belehrung. Dieſem Urtheile ſtimmt der Herausg. nicht bey, und glaubt, es ſey in einer gewiſſen weichmüthig-verdrieſslichen Laune gefällt. Er ſelbſt macht darüber manche treffende Bemerkungen, wovon wir nur die letzte hieher ſetzen wollen: „In die Klemmen, die „wir hier im Bilde ſehen, kann ein deutſcher Reim„ſchmid, der mit Weib und Kind vom Ertrag ſeiner „Feder leben will, im neunzehnten Jahrhundert nicht „mehr gerathen; er müſste ſich denn nicht entſchlieſsen können, als ein allerneueſtes, d. i. *kritiſches* Genie zugleich ein Theorieenſchmid zu werden, eine „billige Capitulation mit ſeinem Ehrgefühl abzuſchlieſsen, und dann die Zeitungen und Journale mit ſeinen Kritiken anzufüllen, oder, noch beſſer, in eigner hoher Perſon ein *kritiſch-poetiſches* Journal oder „ein *Athenäum* zu ſchreiben." Der von *Nichols* angeführte Umſtand hätte hier noch angeführt werden können, daſs auf den erſten Abdrücken dieſer Platte im Hintergrunde ein Gemälde hieng, worauf *Curll* von *Pope* derb abgedroſchen wurde. Ueber des Letztern Kopf ſtand: *Pope's Letters;* und aus des Dichters Munde gingen die Worte: *Veni, Vidi, Vici.* Unter dem Bilde des gemiſshandelten Buchhändlers lag ein Brief *to Curll* addreſſirt. Der Poet ſchrieb an einem Gedichte, *Poverty*, und unter dem Bilde ſtanden vier Zeilen aus der Dunciade (C. I. v. III. ff.) In den nachherigen Abdrücken wurde dies Alles ſo abgeändert, wie es hier beſchrieben wird. Das Gemälde ſtellt nun die Goldminen von Peru vor, das Gedicht wurde *Riches* überſchrieben, und die Verſe unten blieben weg. — Ueber das Kupferblatt, *das lachende Parterre (The laughing Audience)* ſagte *L.* ſehr wenig, weil er es als Abſicht des Künſtlers annahm, daſs er dem Leſer das Vergnügen habe gewähren wollen, Alles ſelbſt zu finden. Der Herausg. findet *indeſs* wenig von Hogarthiſcher Satire darauf; vermuthlich aber iſt ſie nur jetzt unverſtändlich geworden, und hatte urſprünglich manche perſönliche Beziehung. — Das *Collegium Medicum (Conſultation of Phyſicians)* hieſs eigentlich *The Company of Undertakers, die Leichenbeſorger-Gilde*, welches *L.* witzig genug als die Gilde erklärt, die dafür ſorgt, daſs ein Leichnam zu rechter Zeit da iſt. Nicht minder witzig iſt ſeine Erläuterung dieſes Wappenſchildes in der heraldiſchen Kunſtſprache. Der Herausg. verweilt ſich am längſten über den berufenen Ritter *Taylor* und deſſen langen Titel, der ihn zu ſehr wahren und witzigen Aeuſserungen über die umgekehrte Pyramide von Titeln veranlaſst, welche manche Gelehrte auf den Titelblättern ihrer Schriften zum Fuſsgeſtell ihrer Namen machen. — Das letzte Blatt, womit *H.* auch wirklich ſeine Arbeiten endigte, heiſst *Finis*, oder *das Ende aller Dinge.* Man erblickt darauf zwar einige ſchwache Spuren ſeines Geiſtes, aber doch mehr Mittelmäſsiges und manches Abgeſchmackte.

Hn. *Riepenhauſens* groſses Verdienſt in den Nachſtichen dieſer Blätter bedarf unſerer neuen Empfehlung nicht. Die Erwartungen, welche er ſchon in den kleinen abgekürzten Kupfern der Taſchenkalender erregte, und deren damals ſchon *L.* ein hier im letzten Hefte S. III. wiederholtes ſehr gerechtes Lob ertheilte, hat er ſeitdem noch ſehr übertroffen, und ſeine Vorgänger in England weit hinter ſich zurückgelaſſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Januar 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG u. ALTORF, b. Monath u. Kufsler: *Lehrbuch der christlichen Moral* zu akademischen Vorlesungen von D. *Paul Joachim Siegmund Vogel*, Prof. der Theologie in Altorf. 1803. 456 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Als die kritische Philosophie unter uns bekannt wurde, wurden die Theologen zuerst auf ihre moralische Seite aufmerksam und suchten daraus Gewinn für ihre Wissenschaft zu ziehen. Der Urheber derselben hatte der Moral des Christenthums mit Hochachtung gehuldiget, und war durch seine tiefe Blicke in die moralische Natur des Menschen auf Resultate gekommen, welche mit den Ausspruchen des göttlichen Weltlehrers vielfältig übereinstimmten. Dadurch wurden manche moralische Lehren des Evangeliums verständlicher, fruchtbarer und zusammenhängender; mit der seichten Glückseligkeitslehre wurde zugleich die Gewohnheit, die Moral Jesu als eine solche vorzutragen, gestürzt, und die Göttlichkeit und allgemeine Gültigkeit der letzten wurde in ein neues Licht gesetzt. Uebrigens traten auch hier bald Missbräuche und Missverständnisse ein. Verschiedene Theologen wollten die ganze Moral des Christenthums in eine Kantische Morallehre umwandeln, missverstanden die eine oder die andere, oder auch beide zugleich, und verkehrten die Exegese. Einige trieben die Sache auf eine Art, dass man wohl sehen konnte, dass nicht Prüfung und Ueberzeugung, sondern der Reiz der Mode und der Neuheit sie leite. Diese letzten haben denn auch, sobald es Mode wurde, auf die kritische Philosophie loszuziehen und ihren geistvollen und ehrwürdigen Urheber durch hämische Consequenzen anzufeinden, oder zu verkleinern, mit demselbigen Enthusiasmus oder vielmehr mit derselbigen Leidenschaft eine entgegengesetzte Parthie ergriffen, und das, was sie vorher für ihre Ueberzeugungen ausgaben, aufs tiefste herabgewürdiget. Und da es immer gewöhnlicher wurde, dass jeder Philosoph ein Original und ein Sectenstifter seyn wollte, so wollten nun auch sie sich zu dieser Höhe erheben, sie wollten auch ihr besonderes höchstes Princip haben, und gaben dabey oft für neu aus, was auch ein gemeiner Kenner der Geschichte der Moral sogleich für alt erkennen musste. Nun hatten sie sich in ihren Gedanken hoch über einen Mann emporgeschwungen, von welchem sie noch kürzlich die ersten Elemente der Philosophie gelernt hatten, und der ihnen nicht nur hierin, sondern auch in Kenntnissen anderer Art, wie in Bescheidenheit sehr weit überlegen war. Unter diesen Auftritten ist aber doch immer eine bessere Classe theologischer Gelehrten übrig geblieben, welche auf dem mit Prüfung und Ueberzeugung betretenen Wege fortwandelten, die Moral des Christenthums und die kritische Moralphilosophie nicht mit einander vermischten, aber wohl gegenseitig durch einander aufklärten, und mit reinem unbefangenen Interesse an der Sache selbst ihre Forschungen fortsetzten. Da der Rec. im Begriffe ist, eine Reihe von Schriften anzuzeigen, welche unter diese Gattung gehören, so hat er es für zweckmäsig gehalten, diese kleine Vorrede voranzuschicken.

Herr *Vogel* hat ein Lehrbuch geliefert, in welchem man mit Vergnügen den ruhigen und fein unterscheidenden Denker und Beobachter wieder erkennt, als welchen er sich schon in seinen andern Schriften charakterisirt hat. Wir wollen zuerst unsere Aufmerksamkeit auf die *philosophischen Grundsätze* desselben richten und sie mit möglichster Kürze zusammenstellen.

„*Missverständnisse*, welche hauptsächlich in dem Kantischen Antieudämonismus ihren Grund hatten, hinderten manche Denker, das Kantische Moralprincip unbedingt anzunehmen oder beyzubehalten" (S. 40.) „Unsere Vernunft ist gesetzgebend. Indessen sind wir uns doch bewusst, dass unsere Vernunft nicht untrüglich ist, dass wir vielmehr in unsern Ausspruchen und Entscheidungen sehr oft irren. Da wir nun demungeachtet den Sittengeboten unserer Vernunft allgemeine Gültigkeit zueignen: so unterscheiden wir die gesetzgebende Vernunft in uns als die *untrügliche* und *allgemeine*, von unserer irrsamen, individuellen Vernunft, und behaupten, dass die Ausspruche jener in jeden vernünftigen Wegen vornehmlich und von jeden für gültig anerkannt werden müssen" (S. 46.) Dabey bemerkt der Vf. noch, dass man vermöge der *Philosophie des gesunden Menschenverstandes* annehmen müsse, *Gott* sey die allgemeine gesetzgebende Vernunft und habe unserer Vernunft die Kraft mitgetheilt, die untrüglichen Ausspruche in sich zu finden, übrigens sey unsere Vernunft doch *autonomisch*. Darauf unterscheidet er das moralische *Gesetzgebungsprincip* von dem *Erkenntungsprincip*. Von jenem sagt er, es könne durchaus nur *formal* seyn, und sey kein anderes, als das *Kantische*. Er wendet aber doch wider die Brauchbarkeit desselben ein, dass auch solche Gebote, die nicht unter demselbigen stehen, *allgemein geltend* seyn könnten, dass wenigstens noch nicht bewiesen worden, dass die Allgemeinheit aller andern Gebote einen *Widerspruch* in sich fasse (S. 48. f.) Ein höchstes *materiales*

riales Gesetzgebungsprincip der Moral aber verwirft er ohnehin (S. 50. f.) Das *Erkennungsprincip* erklärt er für höchst nöthig, weil es uns Kriterien zur Unterscheidung der Gebote der allgemeinen Vernunft von der individuellen verschaffen soll. Zu diesem Zwecke, meint er, dienen die zwey *Kantischen* Formeln: Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie *allgemeines Gesetz* werden solle — und: Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen *Naturgesetze* werden sollte (S. 53. f.) Aber auch hier meint er, dass auch solche Gebote, die nicht unter diesen Formeln stehn, zu allgemeinen Geboten tauglich seyen, und setzt hinzu: die Gewissheit, dass unsere Maximen und Handlungen Gebote der allgemeinen Vernunft seyen, beruhe einzig auf dem *Gefühle der Nöthigung*, welches alle ursprünglichen Aussprüche des Menschenverstandes begleite, und das einzige höchste Criterium aller Wahrheit sey (S. 54.). Nach allem diesen stellt der Vf. doch noch *ein höchstes moralisches Princip* auf, und erklärt sich darüber so: „Ungeachtet das Erkennungsprincip es uns möglich macht, alle Gebote der allgemeinen Vernunft mit Sicherheit aufzufinden, die wir dann in logischer Ordnung zusammenstellen und in so weit aus ihnen eine Wissenschaft bilden können: so müssen wir doch wünschen, dass von irgend einem dieser Gebote alle übrige sich mögen ableiten lassen, damit wir uns durch dasselbe, als durch ein materiales Princip, von der Vollständigkeit unserer Kenntniss von den Geboten der allgemeinen Vernunft überzeugen und in die Moral die höchste systematische Einheit bringen können. Dazu dient uns aber das Gebot: *Achte die Vernunft*, an dessen Allgemeingültigkeit uns das Erkenntnissprincip nicht zweifeln lässt. Dieses Gebot hat *Kant* in der Formel: Handle so, dass du die Vernunft sowohl in deiner Person, als auch in der Person eines jeden andern, jederzeit als Zweck, niemals bloss als Mittel gebrauchst — unverkennbar, aber nicht erschöpfend, ausgedrückt. Es liegen in diesem Gebote folgende: 1) *Erzeige* allen vernünftigen Wesen die *Achtung*, welche ihnen als solche gebührt; 2) *Hindere* an *keinem* vernünftigen Wesen die *vernunftmäßigen Zwecke*, sondern *fördere* sie vielmehr, wenn und wie du kannst" (S. 54 f.) Von diesem Gebote sagt der Vf., dass sich alle übrigen, *mit wenigen Ausnahmen*, davon ableiten lassen. Als Grund der Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Gebote der Vernunft nimmt der Vf. zwar bloss das an, *weil sie Gebote der Vernunft sind*, bemerkt aber, dass, da wir auch sinnliche Wesen sind und unsere Erkenntnisse vermittelst der Gefühle auf unser Begehrungsvermögen wirken, unser Wille sich nicht *ohne alle Mitwirkung des Gefühls* durch das reine Verpflichtungsprincip bestimmen lassen könne. Er unterscheidet übrigens *reinvernünftige Gefühle:* Selbstachtung und Selbstverachtung — *reinsinnliche:* Lust und Unlust — *vernünftig sinnliche:* Selbstzufriedenheit und Selbstunzufriedenheit, und stellt dann die Principien auf: *Bestimme deinen Willen hauptsächlich nach dem vernünftigen Gefühle; verschaffe diesem die entscheidende Gewalt; unterstütze es durch das vernünftig sinnliche; schwäche die Gewalt des sinnlichen.* Da aber nach der Meinung des Vfs die vernünftigen und vernünftig-sinnlichen Gefühle das Begehrungsvermögen *vermittelst des Gewissens*, und die sinnlichen dasselbe vermittelst der *Begierden* und *Neigungen*, unter welchen auch manche gesetzwidrige sind, bestimmen, so leitet er daraus noch folgende Principien ab: *Bestimme deinen Willen nach dem Gewissen; verschaffe diesem die Macht der Entscheidung, suche die gesetzwidrigen Begierden und Neigungen zu unterdrücken.* Da aber *nicht alle* Begierden und Neigungen *gesetzwidrig* seyn, und es dem Menschen unmöglich sey, sie alles Einflusses auf unsern Willen zu berauben, so setzt der Vf. noch folgende Principien als vollkommen gültig hinzu: *Stärke dich in der Bestimmung deines Willens nach dem Gewissen durch den Antrieb derjenigen Begierden und Neigungen, welche bey der Befolgung des Sittengesetzes ihre Befriedigung finden; erwecke und nähre deswegen diejenigen, welche sich bestimmt auf das richten, was das Gesetz fodert*, z. B. die Neigung zur Wohlthätigkeit, *und gieb denen, die in unbestimmter Richtung auf die Befriedigung des Verlangens der Sinnlichkeit antreiben, die Richtung auf die Befriedigung des Verlangens der Sinnlichkeit durch die Befolgung des Sittengesetzes*, z. B. der Ehrbegierde, dem Hange zum Vergnügen. Diese Principien setzt er sowohl den *Kantischen* entgegen, nach welchen der Mensch alle Begierden und Neigungen schwächen und ihnen keinen Einfluss auf seinen Willen gestatten soll, als den Vertheidigern *gemischter Principien*, *Reinhard*, *Pölitz*, *Ammon*, von welchen der Letzte ein dreyeiniges Princip aufstellt, wo *Vollständigkeit des Genusses* oben an steht und *Vollständigkeit der Kräfte* und *Einsichten* folgt. Wir müssen gestehen, dass uns in diesen Grundsätzen des Vfs. hie und da noch Dunkelheiten übrig geblieben sind und dass sie uns selbst von Widersprüchen nicht frey scheinen. Der Vf. scheint noch nicht ganz einig mit sich selbst zu seyn und sich seine Ideen noch nicht deutlich genug entwickelt zu haben. Wir wollen daher über das Ganze nicht abur theilen, sondern unsere Aufmerksamkeit bloss auf das richten, was uns klar ist, und uns in einer Materie, die zu weitläuftigen Deductionen veranlassen könnte, mit einigen Bemerkungen begnügen. Man sieht wohl, dass der Vf. den *gesunden Menschenverstand* zum höchsten Princip in der Moral, so wie in der Philosophie überhaupt, erheben will, und dass er seine Aussprüche durch ein *Gefühl der Nöthigung*, welches sie begleitet, unterscheidet. Dawider müssen wir nun vor allen Dingen protestiren. Eine solche Erhebung des Menschenverstands ist eigentlich Erhebung des Pöbels und der Gemeinheit in Sachen der Vernunft und Entscheidung derselben durch Stimmenmehrheit. Sie führt zu einem faden moralischen Synkretismus. Sie würdiget die *Ideen* und mit ihnen das Handeln aus Ideen oder die Sittlichkeit herab. Sie zerstört das Philosophiren, welches ja doch nicht bloss in einem Aufmerken auf ein inneres Nöthigungsgefühl, sondern in einem Forschen und Streben nach festen und klaren Grundsätzen besteht. Und dieser sogenannte gesunde Menschenverstand — wie verschieden spricht er in den

Digitized by Google

Men-

Menschen! Was dem einen vollestе Gesundheit desselben scheint, dünkt dem andern Krankheit, tödtliche Krankheit zu seyn. Und haben etwa die *Humen* und *Kante*, welche den gesunden Menschenverstand in Sachen der Vernunft nicht als oberste Instanz gelten lassen wollten, weniger von dieser Gabe des Himmels besessen, als die *Beattie* und *Oswald*? Uns dünkt, sie haben auch ausser dem Fache der Philosophie Proben genug gegeben, dass sie dieselbe in hohem Grade besassen und an ihrem Orte zu gebrauchen wusten. Aber darauf wird der gesunde Menschenverstand selbst keinen Anspruch machen, erst der Vernunft in uns Ansehen und Gültigkeit in Sachen, die nur Gegenstände für sie sind, verschaffen zu wollen. Sonst müssen wir bemerken, dass der Vf. im Wesentlichen ganz mit den Kantischen allgemeinen Principien übereinstimmt, selbst zuweilen da, wo er von ihnen abzuweichen glaubt. So ist es gar nicht wider jene Grundsätze, dass, ohnerachtet wir die Gebote der Vernunft blos um ihrer selbst willen beobachten sollen, doch bey der wirklichen Ausübung gewisse Gefühle mitwirken, und zwar theils Gefühle des Schmerzens und der Unlust, theils Gefühle der Erhebung und Selbstachtung. Aber darin weicht der Vf. allerdings von jenen Grundsätzen ab, dass er es zur Regel macht, man solle selbst *gewissen Begierden und Neigungen Einfluß auf seinen Willen gestatten und verschaffen.* Er will also 1) dass man sich zum Guten durch diejenigen Begierden und Neigungen stärken soll, welche bey der Ausübung des Guten befriedigt werden, 2) man soll diejenigen Begierden und Neigungen stärken, welche eben dahin streben, wohin uns das Sittengesetz zu streben gebietet, 3) man soll diejenigen, welche eine unbestimmte Richtung haben, also böse oder gut werden können, durch die Befolgung des Sittengesetzes zu befriedigen streben. Wir sehen nicht ein, wie diese Behauptungen mit den eigenen Grundsätzen des Vfs. übereinstimmen, nach welchen die Achtung gegen die Vernunft in der Moral oben an stehen soll. Handeln aus Begierde und Neigung ist doch immer Mangel an vernünftiger Selbstherrschaft. Und wenn uns auch die Begierde dahin zieht, wohin uns das Sittengesetz zu gehen gebietet, so sollen wir doch diesen Weg nicht aus Begierde, sondern aus Grundsatz und Pflicht wandeln. Wohlthätigkeit aus Neigung und Begierde kann sehr vernünftig und pflichtwidrig seyn. Die Neigungen von unbestimmter Richtung, z. B. Ehrbegierde, sollen wir nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Gutheissung und unter Leitung des Sittengesetzes befriedigen.

In der Freyheitslehre nimmt der Vf. einen *Indeterminismus* an, den er auf *Erfahrungen* und *auf Aussprüche des Menschenverstandes* gründet. §. 41 f. Er bestimmt die Freyheit als das Vermögen, seine Willensentschlüsse mit *Willkühr* zu fassen: diese aber, meint er, könne nur das Vermögen seyn, *sich eben so wohl nach den für schwächer, als nach den für stärker erkannten Gründen zu bestimmen*, mögen es nun Gründe aus der Vernunft oder der Sinnlichkeit seyn. Sollte denn aber der Mensch nicht auch das Vermögen besitzen, zwischen Gründen zu wählen, die er für gleich stark oder gleich schwach erkennt und sollte dies nicht Freyheit seyn? Jede Freyheitstheorie hat Schwierigkeiten, auch die *Kantische*, wie ihr Urheber selbst gesteht. Es sollte darin etwas Unbegreifliches für uns bleiben. Aber die Kantische wird doch deswegen den Vorzug verdienen, weil nur mit ihr die Reinheit, Bestimmtheit und Festigkeit der Moral bestehen kann, und nach jeder andern das Gute und Böse eine gemeinschaftliche Quelle hat und sich nicht strenge entgegengesetzt ist. Der Vf. bringt übrigens seine Theorie auf folgende Art in Uebereinstimmung mit seiner Metaphysik des Menschenverstandes. Er giebt zu, dass seine Theorie mit der *Allgemeinheit des Causalitätsgesetzes*, welches doch auf einem Urausspruche des Menschenverstandes beruhe, nicht zu vereinigen sey, aber er setzt hinzu: „diesen Ausspruch *schränkt der Menschenverstand* in der Beziehung auf die moralischen Handlungen des Menschen *ein* und wir erkennen diese Einschränkung durch das sie begleitende Nothwendigkeitsgefühl, welches kein anderes, als das Freyheitsgefühl ist, *für eben so ursprünglich, als den eingeschränkten Ausspruch selbst.*" Dasselbige Nothwendigkeitsgefühl aber, welches auf Allgemeinheit dringt, dringt zugleich auf Einschränkung und zwar schon in seinem Ursprunge.

In der Lehre von *der natürlichen moralischen Beschaffenheit des Menschen* tritt der Vf. zwar der *Kantischen* Abhandlung vom radikalen Bösen bey, jedoch mit dem Unterschiede, dass er, indem *Kant* den ersten Grund des Hangs zum Bösen für unerforschlich ausgiebt, keinen Anstand nimmt, diesen Grund in der *frühern Entstehung der sinnlichen Begierden* zu suchen. Er giebt selbst zu, dass auf diese Art an *dem Bösen im Menschen etwas zu seyn scheine, wofür er nicht verantwortlich ist*, meint aber doch, dass dadurch Freyheit und Sittlichkeit *nicht ganz* aufgehoben werde. Das Letzte ist ganz richtig, was aber das Erste betrifft, so wird der Vf. diese Folgerung nicht nur nicht abzuwenden vermögen, sondern das, was hier frey genannt wird, wird auch nicht einmal diesen Namen führen können, weil der Mensch ganz unschuldig daran ist und es gar nicht in die Sphäre des Moralischen gehört. Nur der Mensch im Gebrauche seiner Freyheit kann Gegenstand dieser ganzen Untersuchung seyn, was vorher geschehen ist, ist indifferent, und hat auf seinen nachfolgenden moralischen Zustand weiter keine Beziehung. Der Vf. sagt selbst S. 120.: „Der Mensch könne sich bey keiner einzelnen gesetzwidrigen Handlung auf einen natürlichen Hang zum Bösen zum Erweise seiner Schuldlosigkeit berufen, da bey jeder das Gewissen ihm eine Verschuldung vorhalte." Wenn aber der Grund jenes Hangs in der frühern Entstehung sinnlicher Begierden liegt, so kann er sich allerdings damit entschuldigen; er kann zwar nicht bestimmt sagen, dass diese oder jene Handlung eine nothwendige Folge des frühern Erwachens der Sinnlichkeit in ihm sey, aber man wird ihm doch immer

die

die Möglichkeit davon zugeben müssen, und was die Vorwürfe des Gewissens betrifft, so wird er sie bey dieser Voraussetzung für eine Täuschung ausgeben können. Zuletzt setzt der Vf. noch hinzu: „Ueberdies bleibt selbst die Richtigkeit der Folgerung noch *problematisch*, weil sie auf der Voraussetzung beruht, dass es uns möglich seyn müsse, den *Grund* der Allgemeinheit des Bösen im Menschen anzugeben, der doch sehr wohl unerforschlich für uns seyn kann, (warum wollte ihn aber denn doch der Vf. angeben?) und das *Beyspiel Jesu* scheint für die Unrichtigkeit dieser Folgerung entscheidend zu seyn (d. h. auch bey *Jesus* sind die sinnlichen Begierden früher erwacht und doch ist er vom Hange zum Bösen frey gewesen. Solche dogmatische Gründe *sind* in der Moral nicht entscheidend, sondern *scheinen* es nur, und wenn auch das Beyspiel Jesu durchaus rein und untadelhaft war, so würde daraus noch nicht folgen, dass er vom Hange zum Bösen ganz frey war.)

Das *Gewissen* erklärt der Vf. (S. 99 f.) so: „die vernünftigen Gefühle, welche sich bey der Vorstellung der Uebereinstimmung oder des Widerstreits gewisser Gesinnungen und Handlungen mit der Gesetzgebung der Vernunft regen, erzeugen ein richtendes Urtheil über den Werth oder Unwerth des Menschen. Als die Quelle dieses Urtheils betrachtet heissen sie das *Gewissen*." Also auch das Gewissen wird auf Gefühle reducirt. Wir haben dieses eben so ungern gesehen, als dass der Vf. ein *irrendes Gewissen* annimmt. Die Frage über das Letzte ist gewöhnlich ein Wortstreit. Immer aber ist es sehr wichtig, dass dem Gewissen als etwas durchaus Heiligen, nichts Schlimmes nachgesagt, und dass der Irrthum, welchen der Mensch im Urtheile über die Sittlichkeit seiner Gesinnungen und Handlungen ausgesetzt ist, nicht dem Gewissen zugeschoben werde.

Der Vf. meint, es werde auffallen, dass er ein *Begnadigungsrecht* in der Moral annehme (S. VII. Vorr.). Darunter versteht er die Nichtstrafwürdigkeit des tugendhaften Menschen, wenn er sich von seinem Gefühle irre leiten lässt, oder einem irrenden Gewissen folgt (S. 167.). Wir sehen nicht ein, warum es hier eines neuen Ausdrucks bedurfte, der noch dazu nicht einmal passend ist. Wer seinem Gewissen gemäss handelt, wenn seine moralische Urtheilskraft auch dabey irren sollte, ist nicht nur nicht strafwürdig, sondern er ist belohnungswürdig. Von diesem Begnadigungsrechte macht der Vf., unsers Erachtens mit Recht, auch bey gewissen Gattungen des *Selbstmords* Gebrauch (S. 324 f.). Uebrigens redet er zu schwankend und ungewiss von der innern Immoralität des Selbstmordes. Er meint, die Vernunftmoral könne den Selbstmörder nicht widerlegen, welcher ihr entgegenhalte: er glaube ein künftiges Leben, in welchem er seine Persönlichkeit und mit ihr das Vermögen, dem Sittengesetze zu gehorchen, beybehalten werde: da ihm nun die Uebermacht der Sinnlichkeit den zur Pflichterfüllung erforderlichen Grad der Freyheit raube, so fodere selbst die Achtung gegen die Vernunft, sich aus diesem Zustande in einen andern zu versetzen, in welchem er wieder vermögend seyn werde, ihrem Gebote Folge zu leisten." Einem solchen Selbstmörder könnte der Vernunftmoralist wiederum antworten, es sey falsch, dass er sich in einem Zustande befinde, in welchem er den zur Pflichterfüllung erforderlichen Grad der Freyheit nicht besitze, und davon sey *selbst* seine Argumentation, womit er seine That rechtfertigen wolle, ein deutlicher Beweis, indem sie Achtung für das Sittengesetz und damit Fähigkeit es zu halten, aber freylich auch zugleich *Abneigung*, es jetzt in dem bestimmten aufgegebnen Falle zu halten, verrathe; dieser jetzt bestimmt aufgegebene Fall rufe zur Pflichterfüllung auf und sey vollkommen gewiss, indem das, was jenseits liege, ungewiss sey, und er nicht einmal wissen könne, ob er sich durch den Selbstmord in einen Zustand versetzen werde, in welchem er seine Pflichten besser als jetzt erfüllen könne, wenn aber auch dies gewiss wäre, so dürfe man doch eine jetzt aufgegebene Pflicht nicht übertreten, um zukünftige Pflichten zu erfüllen. Jedoch der Vf. giebt nachher, im Widerspruche mit sich selbst, zu, man würde einen solchen Menschen auf das *Erkenntungsprincip* verweisen müssen, welches doch in der That ein Princip der Vernunftmoral ist. S. 325. findet sich die Stelle: „Wenn ein Regent im Stande ist, durch seinen Tod ein Volk vor wichtigen Nachtheilen zu bewahren: so kann nur die Verpflichtung, nicht aber das *Befugniß*, in Zweifel gezogen werden. Könnte er, welches freylich kaum zu denken ist, es durch seinen Tod vom *Untergang* retten, so wäre auch die *Verpflichtung* nicht zu bezweifeln." Unter dem *Tode* kann hier nach dem Zusammenhange nicht ein solcher verstanden werden, welchen ein patriotischer Fürst durch Begebung in Lebensgefahr findet, sondern nur ein solcher, welchen er sich absichtlich und gewaltsam anthut oder den er sich durch absichtliche Unterlassung der Rettungsmittel, oder durch Auffoderung an einen andern hingiebt, also immer ein wahrer Selbstmord. Eine Befugniss oder Verpflichtung dazu kann Rec. wegen der innern Unsittlichkeit der That in keinem Falle zugeben, höchstens könnte auch hier des Vfs. Begnadigungsrecht eintreten.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Januar 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG u. ALTORF, b. Monath u. Kufsler: *Lehrbuch der chriſtlichen Moral* zu akademiſchen Vorleſungen von D. *Paul Joachim Siegmund Vogel.*

(*Beſchluſs der in Num. 3. abgebrochenen Recenſion.*)

Die *Lüge* erklärt der Vf. durchaus und ohne Ausnahme für ſträflich, verſteht aber darunter nur ſolche unwahre Aeuſserungen, welche die Abſicht haben, dafs der andere die Unwahrheit für Wahrheit halten ſoll. Die ſogenannten *Nothlügen* erklärt er nur für Unwahrheiten, die keine eigentliche Lügen ſind. „Sie ſind auch nicht alle ſtrafbar, vielmehr können einige nach dem *Begnadigungsrechte* für *recht* und einige müſſen nach dem höchſten materialen Gebote für *pflichtmäßig* erklärt werden. Bey ihnen allen hat man *nicht die Abſicht*, dafs andre die *Unwahrheiten*, die man ſagt, für *wahr halten*, ſondern nur die, dafs ihnen die *Wahrheit verborgen bleiben ſoll.*" (S. 361.) Allein es iſt klar, dafs man in einem ſolchen Falle nothwendig beide Abſichten zugleich haben mufs. Man will, dafs dem andern die Wahrheit verborgen bleiben ſoll, aber eben deswegen will man auch, dafs er die Unwahrheit, welche man ihm ſagt, für Wahrheit halten ſoll, weil man jenen Zweck ohne dieſen nicht erreichen kann. Man belügt alſo den andern, um ihm die Wahrheit zu verbergen. Den Grund, welchen man wider die Nothlüge gebraucht, dafs man dabey eine Pflicht der *Achtung* einer Pflicht der *Liebe* nachſetze, verwirft der Vf. Er nimmt nämlich nur ſolche Nothlügen für erlaubt oder pflichtmäſsig an, wobey *eine Pflicht der Achtung* mit einer *andern Pflicht der Achtung* collidirt. Er ſetzt den Fall voraus, *daſs es Pflicht ſey, die Wahrheit zu verbergen, und daſs ſie unmöglich anders als durch eine Unwahrheit verborgen werden könne*, und meynt, die Nothlüge ſey immer Pflicht, wenn *nur durch ſie* die Verletzung einer *höhern Pflicht* vermieden werden könne. Dabey giebt er zu, dafs die Nothlüge immer unrecht ſey, ſobald die *höhere Pflicht auch ohne Verletzung der Wahrheit* vollbracht werden kann, oder die *Noth* nur ein kleiner Nachtheil iſt, deſſen *Entfernung nicht Pflicht* oder *keine höhere Pflicht*, als die *Wahrhaftigkeit* iſt, oder wenn die Noth eine *verdiente Strafe* für Verſchuldungen iſt. Aber der Vf. hat nicht gezeigt, dafs es irgend eine höhere Pflicht geben könne, als die, nicht zu lügen, und wenn er hier die Grade der Pflichten nach dem *Begnadigungsrechte* entſcheiden will (S. 368.), ſo iſt dies hier, wo von der Beſtimmung der Sittlichkeit der Handlungen an ſich und objectiv die Rede iſt, nicht anwendbar. Ein anders iſt die ſubjective Anſicht, wo auf die unverſchuldeten moraliſchen Irrthümer des Einzelnen Rückſicht genommen werden mufs. Dazu kommt, dafs ich gewifs weifs, dafs ich durch eine Unwahrheit meine Pflicht übertrete, es hingegen immer ungewifs iſt, ob ich den Zweck wirklich erreichen werde, welchen ich durch die Unwahrheit erreichen wollte. Ich kann nie wiſſen, ob ich die mörderiſche Abſicht des andern durch meine Lüge wirklich verhindern werde; vielleicht kann ich ſie ſogar dadurch befördern, indem er das Gegentheil von dem glauben wird, was ich ihm ſage. Und immer werden in einem ſolchen Falle noch andere rechtmäſsige Mittel vorhanden ſeyn, den Mord nach Kräften zu verhindern. Sollte es auch ſelbſt Widerſtand mit eigener Lebensgefahr ſeyn, ſo ſtirbt man im ſchlimmſten Falle nur in ſeinem moraliſchen Berufe, die Wahrhaftigkeit nicht zu verletzen und Menſchenleben zu vertheidigen. Der Vf. ſagt zwar S. 370., eine Unwahrheit ſey noch kein Meineid, noch keine förmlich erklärte Empörung gegen Gott; aber es kommt hier gar nicht auf die Förmlichkeit an, jeder Menſch hat ohne Eidſchwur die Verpflichtung auf ſich, nicht zu lügen, und zwar gegen ſich ſelbſt und gegen den heiligen moraliſchen Genius, welcher der Geſetzgeber und Regent der Welt iſt. S. 372. heifst es noch, es ſey ſchwer einzuſehen, wie es für eine Nothlüge angeſehen werden könne, wenn einer die Nothlüge vertheidige. Allein es kann ja einer aus Menſchengefälligkeit, aus Furcht, für einen Heuchler oder für einen finſtern, überſtrengen Moraliſten gehalten zu werden, oder ſich in ſeinem Beyfalle zu ſchaden, und in ſo fern aus Noth die Nothlüge vertheidigen, die er in ſeinen Herzen verabſcheut.

Mit Recht behauptet der Vf. *Pflichten gegen Gott* und führt ſie mit beſondrer Sorgfalt aus. Wenn er ſie aber für höhere ausgiebt, als alle andere Pflichten, und zwar deswegen, weil jede pflichtmäſsige Handlung gegen uns und andere von dem, der die Gebote der Vernunft für Gebote Gottes erkennt, aus Pflichttreue gegen Gott vollzogen werden müſſe, ſo ſtreitet dies entweder mit ſeinen eigenen Principien oder es iſt doch ſo ausgedrückt, dafs es leicht Mifsverſtändniſſe veranlaſſen kann. Er giebt doch ſelbſt zu, dafs die Vernunft autonomiſch ſey, und in ſofern ſind die Pflichten, die ſie uns gegen Gott vorſchreibt, nicht höher, als die, welche ſie uns gegen uns ſelbſt und gegen andere gebietet. Bey der Lehre vom *Eide* hat der Vf. immer noch die dunkle und Gottes unwürdige Definition: *Berufung auf Gott* und *Auffoderung an Gott.*

Digitized by Google

Wir glauben, dies Lehrbuch hinlänglich von seiner *philosophischen* Seite charakterisirt zu haben. Ueber den Geist desselben, als Lehrbuchs der *christlichen* Moral, werden folgende Stellen Aufschlufs geben. Vorr. S. IX. „Ein wesentliches Erfordernifs einer *christlichen Moral* ist der Erweis ihrer Uebereinstimmung mit der theologischen Vernunftmoral." Einl. S. 10. „Die christliche Moral kann auch mit der Vernunftmoral verbunden werden, so dafs diese systematisch vorgetragen und die Uebereinstimmung der christlichen Moral mit derselben gezeigt wird. Diese Behandlungsart versteht man vorzüglich unter der *christlichen* Moral." Einleit. S. 11. „Die Verbindung der Principien der Vernunftmoral mit dem Vortrag der christlichen Sittenlehre ist auch wegen dessen nothwendig, was die *Apostel* zu dem, was Jesus gelehrt hat, hinzuthun. Ihre *Wunder* beglaubigen nur die Versicherung, dafs sie die Lehre Jesu, d. h. das, was Jesus selbst sie gelehrt hatte, unverfälscht vortrugen; aus ihnen läfst sich aber nicht mit Sicherheit folgern, dafs sie in dem, was sie von ihrem Eigenen hinzuthaten, unfehlbar gewesen seyn. Sie waren ja Menschen, welche irren konnten. Bey dem ihnen verheifsenen höheren Beystand, auf den sie vertrauten, blieben sie doch *in manchen Punkten* ihrem eigenen Nachdenken überlassen und hegten wirklich, *wenigstens eine Zeit lang*, irrige Vorstellungen. Also ist es bey der Aufnahme ihrer moralischen Lehren in die christliche Sittenlehre nothwendig, die Uebereinstimmung derselben mit den Ausspruchen der Vernunft, so wie mit der Lehre Jesu darzuthun." Die Apostel sollen bestimmt den Universalismus gelehrt haben. Gesch. 10, 34 f. Röm. 2, 14—16. 26—29. S. 24. und S. 83. setzt der Vf. noch hinzu, es gebe zwar Stellen, in welchen ein unbedingtes Verhängnifs, welches alle Imputabilität der Handlungen aufhebe, gelehrt zu werden *scheine*, Gesch. 13, 48. 1 Thess. 5, 9. Röm. 1, 24. 26. K. 9—11. 1 Petr. 2, 8.; aber dies stehe in einem solchen Widerspruche mit andern Stellen, dafs man in jenen eine *Accommodation* nach dem Sprachgebrauche der Juden annehmen müsse. Der Vf. betrachtet also die Sittenlehre Jesu als durchaus göttlich und unfehlbar, sucht überall ihre Uebereinstimmung mit der Vernunftmoral darzuthun, und wo dies Schwierigkeiten hat, nimmt er zur Accommodation seine Zuflucht, ist übrigens nicht in Abrede, dafs sich die christliche Moral durch Manches Positive von der reinen und theologischen Vernunftmoral unterscheide (S. 14). Den Beweis eines unmittelbaren göttlichen Ursprungs derselben hat er hier nicht geführt, weil er ihn ohne Zweifel aus der Dogmatik vorausfetzen zu dürfen glaubte. Der Beweis der Uebereinstimmung ihrer positiven Theile mit der Vernunftmoral ist von ihm hier versucht worden, aber unsers Erachtens nicht überall glücklich gelungen. Die Beweisstellen aus der Schrift hat der Vf. nicht angehäuft, aber desto glücklicher ausgewählt, besonders bey denjenigen Lehren, welche der christlichen Moral eigenthümlich sind. Man findet auch hie und da feine und treffende exegetische Bemerkungen über die Moral des N. T. Dahin gehören z. E. folgende: „Im N. T. wird öfters das *Extrem* einer Pflicht empfohlen, das nur in seltenen Fällen anwendbar ist, um dadurch die *leichtere* Pflichterfüllung in den gewöhnlichen Fällen desto nachdrücklicher einzuschärfen, z. B. 1 Joh. 3, 16. Hierdurch verlieren sich die Schwierigkeiten Matth. 5, 29 f. 34—38. 39—41., auch ohne Hinsicht auf das Temporäre in ihnen." (S. 13.)

Wenn wir diese Schrift noch besonders als *Lehrbuch zu akademischen Vorlesungen* betrachten, so müssen wir gestehen, dafs uns Manches zu wünschen übrig geblieben ist. Sie ist zwar systematisch und umfassend geschrieben, sie sucht die Begriffe genau zu bestimmen und das Verwickelte auseinanderzusetzen. Aber sie ist im Ganzen zu ausführlich und doch in Beybringung der *Literatur* sehr sparsam. Einige Gegenstände sind so weitläuftig behandelt und dabey selbst die Meinungen anderer so ausführlich widerlegt, dafs dem Lehrer schwerlich etwas von Bedeutung hinzuzusetzen möglich seyn wird. Dabey hat der Stil des Vfs. etwas Gedehntes, Ermüdendes und Dunkles an sich, welches besonders bey einem Lehrbuche von sehr schädlichen Folgen ist. Die Nettigkeit, Schärfe und Anmuth des Ausdrucks, welche einem solchen Buche so wohl ansteht, und die Kunst der compendiarischen Composition haben wir nur zu sehr bey diesem Lehrbuche vermifst. Beyspiele von allzufeinen Unterscheidungen und Abtheilungen, *wodurch* nur Dunkelheit und Verwirrung entsteht, enthält diese Schrift in grofser Anzahl. Wir wollen nur ein Paar anführen. S. 102 f.: „Die *partiale* Scrupulosität kann vorhanden seyn bey *allgemeiner Gewissenhaftigkeit*, aber auch bey einer *partialen*. In dem letzten Falle schränkt sich die Scrupulosität gewöhnlich auf *Kleinigkeiten* ein, bey welchen die Gewissenhaftigkeit leichter ist, und das irrende Gewissen durch die partiale vermeinte Gewissenhaftigkeit die partiale Ungewissenhaftigkeit vergüten zu können glaubt." Ebendas.: „Der vernünftige Trieb bringt durch die vernünftigen Gefühle und deren richtende Urtheile (durch das Gewissen) die Freyheitskraft des Menschen in Wirksamkeit, so dafs der Mensch durch diese Kraft den Willen dem Ausspruche des Gewissens gemäfs oder zuwider bestimmt, worin seine Freyheit im weitern Sinne besteht."

Die *Geschichte der christlichen Moral* ist zwar, wie es sich für ein Lehrbuch schickt, nur ein kurzer Umrifs, wir wissen aber doch nicht, warum (S. 37.) aus der reformirten Kirche zwar *Wilhelm Ames*, nicht aber *Moses Amyraut* angeführt wird. Von jenem heifst es hier, er habe in der reformirten Kirche angefangen, die Moral als eine eigene theologische Wissenschaft, abgesondert von der Dogmatik, zu bearbeiten. Allein seine Schrift *de conscientia et ejus jure vel casibus* ist doch fast nur eine Casuistik, dergleichen es vorher schon viele gab, hingegen *Amyrauts Morale chrétienne* verdient mehr eine besondere Bearbeitung der christlichen Moral genannt zu werden.

Digitized by Google

SCHÖNE

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT am Main, b. I. C. Herrmann: *Christian Friedrich Daniel Schubarts Gedichte.* Herausgegeben von seinem Sohne *Ludwig Schubart.* Erster Theil. 1802. 306. S. Zweyter Theil. 378. S. 8. (2 Rthlr. 2 Gr.)

Die in vorliegender Sammlung enthaltenen lyrischen Gedichte sind grosentheils veranlasst durch des Vfs. bekanntes unglückliches Schicksal, welches ihn in einer vieljährigen Gefangenschaft schmachten liess.

Wer für das Wesen der lyrischen Poesie nicht Erregung bestimmter Gefühle hält, sondern Darstellung derselben, welche sie zu Objecten der Einbildungskraft mache, wird viele dieser Gedichte nicht als Poesieen anerkennen.

In den Strophen, worin der Vf. den Verlust der Freyheit bejammert, worin er seine Sehnsucht ausdrückt nach Wald und Flur, nach dem Anblicke der Menschen, nach dem Gespräche mit Frau und Kindern, vernehmen wir nicht harmonische Klagelieder, sondern ein herbes, widriges, Herz zerschneidendes Angstgeschrey der Noth, mehr geeignet, inniges Mitleiden zu erwecken, als äfthetisches Wohlgefallen.

Th. I. S. 38. heisst es in einem Frühlingsliede:

Aber tragen deiner Ungnade Last
Fühlen des Rächerblicks Flamme
Nicht von der Ruthe des Vaters,
Nein, von der Geisel des Richters zerfleischt,
Liegen im Staube des Kerkers
Von Finsterniss und Fluch gedrückt;
Nicht sehen das Bruderantlitz des Menschen,
Der tröstenden Liebe Blick!
O! das ist mehr du Ewiger, mehr,
Als deinen Frühling nicht sehn — —
O! lächle mir wieder Gnade
Erbarmer Gnade, Gnade!
Lass das Zorngewölk zerfliessen,
Das mir dein Antlitz verhüllt!
Und du, mein Erlöser,
Jesus Christus, mein König, mein Gott!
Dessen Opferblut
Auf die Frühlingsblume floss,
Erbarme dich meiner und bitte für mich!
Lass schreyen dein Blut am Throne
Gnade! Gnade! Gnade!

Auch in denen Gedichten, welche nicht des Vfs. Elend zum Inhalte haben, weht häufig Kerkerluft, wie z. E. in der lyrischen Rhapsodie *dem ewigen Juden* II. 1. und dem *Fluche des Vatermörders* II. 41. Hier verdrängt ein ekelhaftes abscheuliches Bild das andere. Unter den geistlichen Liedern, die der Vf. für christliche Gemeinen gedichtet hat, zeichnen sich am meisten aus die den Psalmen nachgebildeten, weil sie geeignet sind, die bey dem Volke herrschenden Religionsbegriffe in Gefühle zu verwandeln, und diese mit Kraft und Bestimmtheit auszusprechen. Ihre schöne Seite hat der Vf. der Religion nicht abgewonnen. Was ihn in den Stunden der Privatandacht begeistert, ist nicht Ahnung seiner überirdischen Abkunft, sondern das Gefühl seines gegenwärtigen Elendes und Furcht vor künftigem. Daher winselt er oft in seinen Gebeten vor Gott wie ein Knecht.

Th. I. S. 66. *Nach einem Fall* sagt er:

Gefallen, tief gefallen
Bin ich vor dir o Gott,
Vor deinen Engeln allen
Dem Seelenfeind zum Spott!
Getäuscht hat mich im Schlafe
Ein höllisch Nachtgesicht;
Nun fürcht' ich deine Strafe
Und ahne dein Gericht.

und ferner:

Schwing immer deine Ruthe,
Die ans Erbarmen schlägt,
Bis sich in meinem Blute
Die Sünde nimmer regt;
Nur sey mir wieder gnädig,
Und mach' mich von der Quaal
Des neuen Abfalls ledig,
Verzeih mir noch einmal.

Dass der Vf. Sinn hatte für das Mystische des Christenthums, zeigen die beiden Legenden, die er bearbeitet hat, I. S. 191. *der Pilger* und S. 232. *das wunderthätige Crucifix.* Zu beklagen ist, dass die zuletzt genannte, welche romantisch anfängt, unromantisch endet, und also kein Ganzes bildet. Am berühmtesten haben den Vf. gemacht seine Lobgedichte auf Friedrich II; Th. II. 181. und 191. Sie preisen jenes Königs merkwürdigste Grosthaten und Charakterzüge in einer Sprache, die meist edel ist, doch in einigen Stellen an das Gemeine, in andern an das Schwülstige gränzt. So wird S. 188. der König redend eingeführt:

Macht durch's Geäffe weicher Auslandssitte
Erzne Knochen nicht zu Marzipan.

S. 201. sagt der Vertraute des Genius vom König:

Nie riss sich in Ihm Ein Vermögen der Seele
Von den andern los, zur Missgestalt
Seinen Genius aufzudunsen.
Seines Geistes Kräfte klangen zusammen,
Wie harmonisches Silbergeläute.

Einzelne schöne Züge, von denen man in diesen Gedichten dann und wann überrascht wird, lassen vermuthen, dass der Vf. bey günstigerm Schicksale oder bey grösserer Stärke des Geistes, ein nicht unlieblicher Sänger geworden wäre. Hierauf deutet das gewählte Motto:

Schon die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorsicht
Einem Manne, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn erreichet.

Haben indessen diese Gedichte keinen grosen künstlerischen Werth, so haben sie doch psychologischen. Wen es interessiren würde (und wen sollte es nicht!), einen solchen Mann in seinem Kerker zu besuchen, um das Elend der Gefangenschaft kennen zu lernen, dem wird diese Sammlung willkommen seyn, weil sie in das Innerste eines von Kerkerqualen zerrütteten und unter der Last des Elendes erliegenden Gemüthes blicken lässt.

Die Volkslieder, als seinen Vater vorzüglich auszeichnend, hat der Herausgeber unter eine eigene Rubrik gebracht. Sie sind mit einigen Ausnahmen so beschaffen, dass, wenn Rec. sie an das Ideal hält, welches er von der Würde des Volksliedes hat, er es schonender findet, sie mit Stillschweigen zu übergehn, als sie

Digitized by Google

ſie zu beurtheilen. Man unterſcheide ja Volk und Pöbel, und bedenke, daſs dem Pöbel, er ſey in Wolle oder in Seide gekleidet, die Muſen abhold und ungewärtig ſind.

Neu-Strelitz, b. Albanus: *Barden-Almanach der Teutſchen.* Der Erſte. Herausgeg. von *Gräter* u. *Münchhauſen*, Mitgliedern der Heſſenkaſſelſchen Geſellſchaft der Alterthumsforſcher. Mit 1 Titelk. 1803. XXIV u. 284 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine neue Frucht des rühmlichen Eifers, mit welchem die beiden Herausgeber dieſes Almanachs ſchon öfter es verſuchten, den Geiſt der vaterländiſchen Alterthumskunde, Poeſie und Mythologie, und die Neigung zum Studium derſelben mehr zu beleben. Die Klagen, welche ſchon öfter, und hier abermals, mit vieler Wärme über die Vernachläſſigung dieſes Studiums geführt ſind, haben allerdings Grund genug; und wenn unſerer Literatur gleich durch Einführung deſſelben in die Stelle des Studiums der Griechen und Römer kein ſonderlicher Dienſt geſchehen möchte, ſo ſollte man doch wenigſtens billig und dankbar genug ſeyn, um das Schöpfen aus dieſer zwar minder ergiebigen, aber doch wahrlich nicht ſeichten, Quelle nicht zu verſchmähen, oder ſie gar allmälig ganz verſiegen zu laſſen. Bey unſern nordiſchen Stammverwandten, den Engländern, Schweden, und vornehmlich den Dänen, herrſcht dieſe Gleichgültigkeit nicht. Die letztern haben wirklich die vaterländiſche Mythologie theilweiſe ſchon bis auf ſolch einen Grad gebildet, daſs für Witz und Gefühl, und allmälig für jede Sekte der Kunſt, eine neue Welt von ſchönen und erhabenen Göttercharakteren, von rührenden und erſchütternden, von komiſchen und tragiſchen Scenen, hervorgeht. Ob indeſs der hiedurch erweckte Vaterlandsgeiſt auf das tapfere Verhalten der Dänen in der Seeſchlacht vom 2ten April v. J. irgend einen Einfluſs gehabt habe, wie Hr. *Gr.* S. 261. meynt, möchte wohl zweifelhaft ſeyn. Noch zweifelhafter aber, ob ein gleicher, oder auch noch gröſserer Eifer deutſcher Gelehrten wirkſam genug ſeyn würde, auf dieſem Wege das ſo getheilte und vielſeitige Staatsintereſſe der Deutſchen in Einen Brennpunkt zu ſammeln. Bey dem Allem bleiben Bemühungen und Forſchungen dieſer Art doch immer ſehr rühmlich und edel; auch verbreitet Rec. hier nicht ohne Theilnahme die Nachricht, daſs von den Herausgebern dieſes Almanachs für dasjenige *Gedicht*, welches unſre vaterländiſche Mythologie am glücklichſten benutzt, um entweder unſre Phantaſie für die einheimiſche Vorwelt zu bezaubern, oder unſer Herz aufs neue für unſer Vaterland einzunehmen, das losgewordene Bruderband unter uns Deutſchen ſtraffer anzuziehen, und uns das verlohrne glückliche Gefühl anderer Nationen wiederzugeben, *ein Preis von zwanzig Dukaten* ausgeſetzt, und über deſſen Zutheilung das deutſche Vaterland ſelbſt durch die Mehrheit der Stimmen öffentlich entſcheiden werde.

Auf einen ähnlichen Zweck iſt nun auch die Herausgabe dieſes Taſchenbuchs gerichtet. Die Beyträge dazu ſollen indeſs nicht gerade lauter Bardenlieder, oder gar Oſſianſche Geſänge und Epopöen ſeyn. Selbſt ſolche Gedichte, die nicht geradezu in die Klaſſe der alten Bardendichtung gehören, ſollen, wie auch in dieſem erſten Jahrgange geſchehen iſt, darin aufgenommen werden. Für diejenigen, denen die altnordiſche Götterlehre noch nicht bekannt iſt, ſteht der hier vom Hn. *v. Münchhauſen* gelieferte *Runen-Kalender*, mit Götter-, Barden- und Helden-Namen, voran, begleitet von der Zeitfolge von einigen der merkwürdigſten Begebenheiten in den nördlichen Ländern. Gleichen Zweck hat das Gedicht eben dieſes Vfs., *Die Götter Thuiskon's*, worin die Gottheiten in ihren Eigenſchaften zuſammengeſtellt ſind. Dieſes wirklich geiſtvolle Gedicht ſchlieſst mit folgender Strophe:

Singt, ihr Dichter, ſingt uns Barden-Oden,
Sprache, die einſt Hermanns Herold ſprach —
Ha! dann ſtürzt der Feinde Heer zu Boden,
Unter deutſcher Keulen Donnerſchlag.
Statt mit Amorn und Liber zu ſcherzen,
Und zu bübeln mit Cytherens Glück,
Singt uns deutſchen Sinn in deutſche Herzen,
Singt uns Würd' und innern Werth zurück!

In einer Nacherinnerung wiederholt der Vf. dieſe Aufforderung mit noch beredterer Wärme, und zugleich die *Heiniſche* Preisausſetzung von hundert Dukaten für die Wiederauffindung der von Karl dem Groſsen geſammelten Bardenlieder, deren noch beſtehendes Daſeyn ihm nicht unwahrſcheinlich dünkt. „Zellner und Richter, Rathsherr und Bücherſaalwart" werden in drey lyriſchen Strophen zu dieſer Aufſuchung ermuntert. — Die meiſten poetiſchen Beyträge ſind diesmal auch von dieſem Herausgeber; von Hn. *Gräter* iſt dazu, auſser der Nachrede, nur Ein Gedicht geliefert. Die übrigen Stücke ſind von *Beck*, *Buri*, *Bus*, der Dichterin *Engelhard*, von *Fürer*, *Gerning*, *Godwin*, dem Fräul. *von Hagen*, von *Heinze*, *Hinsberg*, *Jakobi*, *Juſti*, *Kretſchmann*, *Meyer*, der Fürſtin von *Neuwied*, *Pfeffel*, *Wilhelmine Roll*, *Seume*, *Thorwald*. Andere Verfaſſer ſind nur mit Anfangsbuchſtaben bezeichnet, oder ungenannt. Wie in allen ähnlichen Sammlungen, iſt der innere poetiſche Werth dieſer Stücke ungleich; indeſs giebt es darunter kein ganz ſchlechtes, nur etwa ein Paar ſeynſollende Sinngedichte ausgenommen, die zu gemein oder zu wenig treffend ſind, oder ſich um ein Wortſpiel drehen. Z. B. die Grabſchrift von *Fürer*:

Hier lieget Junker Schmauch, und hört zu rauchen auf;
Ein fortgeſetzter Dampf war nur ſein Lebenslauf.
O! möcht' er doch recht leicht an jenem Tag' erwachen,
Und Gott kein Fidibus von ſeiner Seele machen!

Wird man nicht fragen: zu welchem Gebrauch? Uebrigens iſt es nicht die Abſicht der Herausgeber, alljährlich, ſondern vielleicht alle zwey Jahre, oder noch ſeltener, dieſes Taſchenbuch erſcheinen zu laſſen; und dies gegenwärtige war eigentlich ſchon für das vorige Jahr beſtimmt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Januar 1804

RECHTSGELAHRTHEIT.

JENA, b. Mauke: *Syſtem des Pandekten-Rechts*, von *A. F. J. Thibaut*, ordentl. Prof. d. Rechts etc. zu Jena. Erſter Band, 554 S. Zweyter Band, 396 S. 8. (3 Rthlr.)

Unſtreitig gehört dieſes Werk zu den merkwürdigen Erſcheinungen der juriſtiſchen Literatur, und zu den vorzüglichern Bearbeitungen des Civilrechts. Man erwarte hier kein *Jus Pandectarum* im ſtrengern Sinne des Worts, entgegengeſetzt den Vorſchriften des Codex und der Novellen, kein klaſſiſches Pandektenrecht, wie es *Hugo* einſt anlegte, ſondern ein für den gewöhnlichen Pandekten-Vortrag auf deutſchen Akademieen beſtimmtes Lehrbuch des gemeinen in Deutſchland geltenden Civilrechts. Des Vfs. Abſicht war, im Weſentlichen das Materielle des bisherigen Pandekten-Vortrags beyzubehalten; aber alles in einer neuen ſyſtematiſchen Verbindung darzuſtellen. Auf reines römiſches Recht konnte er ſich nach ſeinem Plane nicht beſchränken, weil es kein Collegium giebt, worin die tauſendfältigen kleinern Abänderungen des römiſchen Rechts angeführt werden; aber eben ſo wenig hielt er es für räthlich, ſich über einheimiſche Rechts-Inſtitute zu verbreiten, worüber ſich eine ſelbſtſtändige Theorie in den gebräuchlichen Collegien über Lehnrecht, Kirchenrecht und deutſches Privatrecht aufſtellen läſst, oder ſich auf das, was den praktiſchen Collegien bleiben muſs, mit einiger Beſtimmtheit einzulaſſen. Danach iſt alſo, was ſonſt in den Pandekten-Compendien von der Aufhebung der väterlichen Gewalt durch ſeparirte Oekonomie, von der deutſchen Leibeigenſchaft, von der Erbfolge aus Verträgen etc. vorkam, ins deutſche Privatrecht verwieſen; ſo auch die Patrimonial-Gerichtsbarkeit, welche das römiſche Recht ignorirt, nur beyläufig berührt worden. Dagegen ſind die römiſchen Lehren von der Sklaverey, der freyen Geburt, der Freylaſſung und dem Bürgerrechte den Inſtitutionen, Antiquitäten und der Rechtsgeſchichte überlaſſen. Ganz ohne Schwierigkeit iſt indeſs dies Alles nicht. Der Pandekten-Vortrag ward freylich von Zeit zu Zeit mit Dingen überfüllt, die jetzt wol anderswo vorkommen *ſollten*, aber dann iſt es auch deſto nothwendiger und deſto mehr zu wünſchen, daſs ſie in einem andern Theile des juriſtiſchen Curſus mit gehöriger Vollſtändigkeit wirklich vorgetragen *werden*. Denn in der That wäre ſonſt mehr auf den Zweck des Unterrichts, als auf alles *Andere* Rückſicht zu nehmen. Trüge *ein* Lehrer auf Akademieen den ganzen juriſtiſchen Curſus vor, ſo hätte es mit den Verweiſungen aus einem Theile der Wiſſenſchaft in den andern am Ende eben nicht viel auf ſich. Genug, wenn das Ganze des Unterrichts nur vollſtändig iſt. Wenn aber die Lehrbücher der einzelnen Theile des Rechts von verſchiedenen Verfaſſern, und die Vorleſungen darüber in den Händen mehrerer Docenten ſind, deren jeder die Grenzen ſeines Fachs nach *ſeinen* Anſichten beſtimmt, ſo kann und wird es bald an unnöthigen Wiederholungen, bald aber, und was freylich das Schlimmere iſt, an erheblichen Lücken des Unterrichts nicht fehlen. Der Rec. hat z. B. nichts dawider, daſs die Lehre von den Verbrechen in dem Pandektenvortrage übergangen, oder wie hier nur im Allgemeinen angedeutet, das Detail der daraus entſtehenden Rechte und Verbindlichkeiten aber dem Criminalrecht überlaſſen werde. Er hält es vielmehr theils zur Erſparung der Zeit für andere unentbehrliche Materien, theils des natürlichern Zuſammenhangs wegen an ſich für ganz recht, es ſo zu machen, wie es der Vf. gemacht hat. Allein wenn nun der Lehrer des Criminalrechts ſich bloſs auf *Strafen* der Verbrechen, ja eigentlich nur die öffentlichen Strafen einſchränkt, hingegen das Privatintereſſe des Beleidigten, kurz den ganzen Civilpunkt in das Pandektenrecht wieder zurückweiſet, ſo wird das die nachtheilige Folge haben, daſs Anfänger die Akademie verlaſſen können, ohne von dieſem wichtigen Punkte das mindeſte vernommen zu haben. Mit den Verweiſungen in das *deutſche* Recht iſt es in einem andern Betrachte auch nicht weniger bedenklich. Man muſs ſchon viel Vertrauen zu dem Vortrage dieſes Rechtstheils haben, wenn man ſich häufig darauf berufen will; und dazu berechtigen wenigſtens die Lehrbücher, welche darüber vorhanden ſind, nicht immer. Beſonders bleibt bey den Sachen, die dem deutſchen Rechte überlaſſen werden, über die Anwendbarkeit des römiſchen Rechts meiſtens noch etwas mehr zu ſagen übrig, als die allgemeine Zurückweiſung deſſelben, womit die Lehrer des einheimiſchen Rechts ſehr leicht und bald bey der Hand zu ſeyn pflegen. Rec. erinnert ſich eines bey anderer Gelegenheit ſchon geäuſserten Wunſches, daſs mehrere Rechtsgelehrte, deren jeder gewiſſe Theile der Wiſſenſchaft zu ſeinen Hauptfächern machte, ſich über einen Entwurf ſämtlicher zu dem juriſtiſchen Curſus erfoderlichen Lehrbücher vereinigen, und die Grenzen eines jeden in Beziehung auf die übrigen gemeinſchaftlich beſtimmen möchten; wonach alsdann jeder beſonders ſeinen Antheil auszuführen hätte. Mag dieſs immerhin zu dem from-

frommen Wünschen gehören. Möglich wäre doch die Erfüllung, und an dem grofsen Nutzen, den sie für das Ganze des Unterrichts gewähren müfste, darf man wohl nicht zweifeln. Dafs der Vf. des vorliegenden Systems in einer solchen Verbindung mit vollem Rechte seinen Platz behaupten, ja dafs das Werk, welches wir vor uns haben, schon einen trefflichen Anfang zur Ausführung der ganzen Idee liefern würde, davon wird sich jeder sachkundige Leser sehr bald überzeugt finden.

Was nun die *Anordnung* des Inhalts betrifft, so wissen unsre Leser schon, dafs der Vf. sich nicht an den Leitfaden des römischen Gesetzbuchs gebunden hat; und es bedarf wohl kaum noch der Erwähnung, dafs die Folge der Materien, so wie sie der zweyte Theil des *corporis juris* darstellt, auch nicht den Namen einer Ordnung verdient. *Zwey* Hauptabtheilungen machen das Ganze aus.

I. Allgemeiner Theil, — alles, was von Gesetzen, Rechten und Verbindlichkeiten überhaupt gilt, ohne sich auf bestimmte einzelne Theile einzuschränken. 1) *Ueber Gesetze und Rechtswissenschaft an sich.* Die verschiedenen Arten der Gesetze und des Rechts — *jus pro lege et complexu legum sumtum* — Collision, Dauer und Aufhebung der Gesetze. 2) *Ueber den Zweck der Gesetze.* Anwendung und Auslegung derselben und der Rechtsgeschäfte. 3) *Ueber das Product der Gesetze.* Rechte und Verbindlichkeiten — 1) deren Entstehungsgründe — hier also von Willenshandlungen, besonders von Verträgen und den davon geltenden Grundsätzen überhaupt — 2) Folgen und Wirkungen der Rechte — Mittel, sie geltend zu machen — und 3) ihre Aufhörung — 4) das Subject der Rechte, daher Rechtsfähigkeit — *status* — 5) Object der Rechte — Handlungen und Sachen — 6) Besitz der Rechte.

II. Der *besondere* Theil enthält A. das *Regierungsrecht.* Rechte und Verbindlichkeiten der Bürger und Mitglieder des gemeinen Wesens, welche hauptsächlich deren Verhältnifs gegen den Staat betreffen. B. Das *eigentliche Privatrecht.* Bestimmung der Rechte, die den Bürger gegen den Bürger, nach ihren besondern Verhältnissen gegen einander unter gegebenen Voraussetzungen zustehen.

Das *Regierungsrecht* begreift, so weit es nach der jetzigen Lage der akademischen Vorträge noch für die Pandekten gehört, 1) einige allgemeine Grundbegriffe des Criminalrechts, 2) die gemeinrechtlichen Vorschriften des Cameral- und Finanzrechts; — hier also vom Fiscus und von öffentlichen Abgaben, besonders Zöllen. 3) Aus dem Polizeyrechte die Lehren a) von der väterlichen Gewalt und dem, was damit in Verbindung steht — die besondern Arten ihres Erwerbes, also von der Ehe — der Adoption — der Legitimation — und dann die rechtliche Aufhebung derselben. b) von den Vormundschaften. 4) Den Proceſs. Hier zuvörderst in der Einleitung: über Justizsachen, Proceſs überhaupt, Gerichtsbarkeit und *imperium* — die verschiedenen Eintheilungen des Proceſses, und dann in zwey Abschnitten a) über den streitigen Proceſs sowohl den ordentlichen als auch die summarischen Arten desselben — hier also auch vom Concurs. b) den nicht streitigen — d. h. *actus voluntariae jurisdictionis.*

....Das eigentliche *Privatrecht*, womit der zweyte Band anhebt, enthält in zwey Theilen 1) die *dinglichen* Rechte, a) die dinglichen Rechte, die sich nicht auf Sachen beziehen — Freyheit — Ingenuität — und Bürgerrecht — b) die dinglichen Rechte, die sich auf Sachen beziehen — Eigenthum — Dienstbarkeiten — Superficies — Emphyteusis — Pfandrecht — Erbfolge — zuerst die gesetzlich bestimmte, und dann die auf letzten Willensordnungen beruhende. 2) Die *persönlichen* Rechte: α) die Entstehungsgründe persönlicher Rechte. Hier die Rechte und Verbindlichkeiten a) aus den einzelnen Arten der Verträge und Contracte; b) aus Verbrechen, wobey jedoch hier nur Einiges mitgenommen, und das Uebrige ins Criminalrecht verwiesen wird; c) aus mancherley andern Gründen — *variis causarum figuris*, nemlich aa) *quasi ex contractu*, bb) *quasi ex delicto*, cc) noch andere Arten — hier *actio noxalis* — *de pauperie et de pastu* — *funeraria* — *pollicitationes* — *lex Rhodia de jactu* — *conditio sine causa*. β) Die Erlöschung der Rechte: a) die gewöhnlichen Arten, persönliche Rechte und Verbindlichkeiten aufzuheben, aufser der Verjährung; hier besonders auch die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, nach ihren mancherley Gründen. Dann b) die Verjährung, sowohl aa) *die erwerbende*, als bb) die erlöschende; cc) die unvordenkliche Verjährung.

Diese allgemeine Angabe des Inhalts wird hinreichen, die Oekonomie des Ganzen zu übersehn, und wir gehn daher, ohne das Detail weiter zu verfolgen, zur Beurtheilung der von dem Vf. gewählten Anordnung über. Zuvörderst zeichnet sich das vorliegende System vor allen bisherigen Versuchen ähnlicher Werke, und wie es sich ohnehin schon von selbst leicht erachten läfst, vor den Lehrbüchern, welche die Legalordnung befolgen, durch den erweiterten Umfang des allgemeinen Theils sehr vortheilhaft aus. Gerade diese Anordnung der Materien ist es, welche nicht allein den gründlichen und faſslichen Vortrag der nachfolgenden Sachen erleichtert, sondern auch die richtige Ansicht der Dinge selbst, welche hier vorangeschickt werden, befördert, folglich in doppelter Rücksicht einen wahren Gewinn für das ganze Studium liefert. Wie vieles kommt nicht in den Titeln der Justinianeischen Pandekten nur bey Gelegenheit einzelner Materien vor, was doch offenbar sich nicht blofs hierauf einschränkt, sondern von weit gröfserm Umfange ist, und in unendlich viel mehrern Materien zur Anwendung kommen kann? Wie vieles steht nicht ganz isolirt, aufser allem Zusammenhange und beyläufig da? Wie manches kommt nicht hier und dort zerstreut und zerstückelt vor? Man denke bey diesem Allen z. B. unter andern nur an die verschiedenen Nebenverträge, die man hier und dort bey dem Kaufcontracte berührt findet, an die Lehre von den Bedingungen, von der Verletzung über die Hälfte,

von Evictionsleiſtungen, vom Schaden und Intereſſe etc. Dadurch nun, daſs der Vf. dies alles in den allgemeinen Theil, und dort in einen überaus einleuchtenden Zuſammenhang gebracht hat, iſt nicht allein wahre ſyſtematiſche Kunſt von ihm bewieſen, ſondern auch dadurch, daſs dergleichen Materien nun in der ihnen eigenen Allgemeinheit dargeſtellt, mithin einer richtigern Anſicht, und eines fruchtbaren vollſtändigen Unterrichts deſto fähiger geworden ſind, wahrer Nutzen für das juriſtiſche Studium geſtiftet. Man wird den allgemeinen Theil dieſes Werks nicht aus der Hand legen, ohne ihn als eine der gelungenſten Ausführungen zu betrachten. 2) In dem beſondern Theil wird manchem Leſer vielleicht das ſogenannte Regierungsrecht und die daraus hergenommene Abtheilung des Syſtems einigen Anſtoſs geben. Denn obgleich die Gegenſtände der bürgerlichen *Geſetzgebung* ſich allerdings nach den verſchiedenen Verhältniſſen claſſificiren laſſen, welche hier das Regierungsrecht und das Privatrecht von einander unterſcheiden, ſo ſteht es doch dahin, ob ein Syſtem der ſchon *gegebenen* Geſetze in dieſem Betrachte nicht füglich von dem Plane abweichen dürfe, wonach ſich freylich die Wiſſenſchaft der *Geſetzgebung* ſehr gut bearbeiten, oder ein Geſetzbuch ſelbſt entwerfen laſſen würde. Was überhaupt in dem Regierungsrechte vorkommt, gehört, von einer andern Seite betrachtet, da es doch auch Verhältniſſe des Bürgers unter ſich betrifft und beſtimmt, allerdings ins Privatrecht, und gerade nur in dieſer Rückſicht iſt es Gegenſtand des Pandektenvortrags. Selbſt von Zöllen und Abgaben, und den Rechten des Fiſcus, iſt hier nur als von Einſchränkungen der Privatrechte, des bürgerlichen Verkehrs, des Eigenthums etc. die Rede! Vielleicht war es alſo hiebey, ſo wie auch in Anſehung des Proceſſes nicht nöthig, noch weniger aber bey der väterlichen Gewalt, und was damit in Verbindung ſteht, von Nutzen, das öffentliche Verhältniſs des Bürgers gegen den Staat zum Abtheilungsgrunde im Syſtem zu machen, da am Ende doch alles auch hier hauptſächlich auf Rechte der einzelnen Mitglieder gegen einander hinausgeht. Im Gegentheil ſind nun einige Lehren von einander getrennt worden, die ſonſt wol ſchicklicher hätten zuſammengeſtellt werden können. Dahin gehören die Rechte des perſönlichen Zuſtandes, welche jetzt auſser dem, was der allgemeine Theil davon enthält, theils im Regierungsrechte, theils im Privatrechte bey den dinglichen Rechten vorkommen. Beſonders aber hat die Proceſstheorie durch dieſe Anordnung einen Platz im Syſteme erhalten, wogegen allerdings noch erhebliche Zweifel Statt finden. Sie geht dem Vortrage der einzelnen Rechte und Verbindlichkeiten, wie ſie hier das Privatrecht darſtellt, voran, da es doch an ſich immer natürlicher und zweckmäſsiger bleiben dürfte, dieſe Rechte und Verbindlichkeiten zuerſt, und dann die Mittel abzuhandeln, wodurch ſie im Staate verfolgt und geltend gemacht werden können. Dies gilt nicht allein von dem Proceſs im Ganzen, ſondern auch noch vorzüglicher von einigen Arten des gerichtlichen Verfahrens; z. B. vom Concursproceſſe, und beſonders der darin vorkommenden Claſſification der Gläubiger, die doch ſchon unſtreitig eine Kenntniſs der verſchiedenen Arten der Foderungen, des Pfandrechts u. dgl. mehr vorausſetzt. Daſs der Zuhörer hievon ſchon einigen Unterricht aus den Inſtitutionen mitbringt, genügt, alles Andere, was ſich auch hierüber ſagen lieſse, bey Seite geſetzt, darum nicht, weil das Pandektenrecht doch ein für ſich beſtehendes Syſtem des Civilrechts ſeyn ſoll, folglich nach den Foderungen eines ſyſtematiſchen Vortrags überhaupt, von der natürlichen Ordnung der Dinge nicht abweichen darf. 3) Die übrige Anordnung der Materien finden wir vollkommen zweckmäſsig. Beſonders iſt zu rühmen, daſs der Vf. überall geſucht hat, bey jeder Materie, die nach Verſchiedenheit der Gegenſtände in mehrere Abtheilungen zerfällt, die weſentlichen Punkte, worin dieſe zuſammentreffen, an einem ſchicklichen Orte vereint vorzutragen, und dadurch die ganze Darſtellung zu vereinfachen. Nicht immer gehen dieſe *communia* dem Vortrage der einzelnen Unterarten voran, ſondern es war oft der Verſtändlichkeit wegen viel beſſer, ſie nach dem Beyſpiele des römiſchen Geſetzbuchs ſelbſt, den zuvor abgehandelten beſondern Theilen erſt folgen zu laſſen. Dies hat der Vf. z. B. bey den gemeinſchaftlichen Grundſätzen über Erbſchaften, Legate und Fideicommiſſe ſehr glücklich beobachtet, und bey weitem vollſtändiger als ſeine Vorgänger geleiſtet. Gedachte Grundſätze werden zum Beſchluſſe der ganzen Lehre von der Erbfolge vorgetragen, und verbreiten ſich über die Succeſſionsfähigkeit überhaupt — die allgemeinen Erfoderniſſe einer letzten Willensordnung, a) die Fähigkeit des Subjects — b) die innern Erfoderniſſe, hier alſo über den Irrthum, den Beweggrund (*ſub cauſa*), Furcht, Betrug, Demonſtration, Ueberlaſſung der Willkühr eines andern, und Unvollkommenheit des Willens, c) die Nebenbeſtimmungen, alſo — Bedingungen, dabey denn auch von captatoriſchen Verordnungen, *legatis poenae nomine*, und correſpectiven Teſtamenten, ferner von Zeitbeſtimmungen, und über den *modus;* dann über die Ungültigkeit der Teſtamente, Erbeneinſetzungen, Legate und Fideicommiſſe geſprochen wird. Hier alſo nach allgemeinen Grundſätzen von Uebergehung der Notherben, und andern Urſachen der Ungültigkeit einer Diſpoſition, über Entreiſung der Erbſchaften und Vermächtniſſe wegen Unwürdigkeit, über das Anwachſungsrecht, und zuletzt über Eröffnung, Vollſtreckung und Auslegung letzter Willensverordnungen. Daſs durch dieſe und ähnliche Zuſammenſtellungen die richtige und vollſtändige Anſicht der Sachen, eben weil man ſie hier in ihrer ganzen Allgemeinheit antrifft, ungemein befördert werde, davon wird die Leſung des Buchs ſelbſt noch mehr überzeugen. Nur als eine Probe deſſen, was die Materien in der Darſtellung, beſonders der compendiariſchen, dadurch gewinnen, mag §. 1011 — 1014. die nähere Beſtimmung der Succeſſionsfähigkeit dienen. Was die Geſetze darüber ſowohl in Anſehung der Erben, als auch der

übrigen Nachfolger, der Legatare etc. vorschreiben, betrifft theils *persönliche Verhältnisse*, wovon diese Fähigkeit selbst abhängt, theils den *Zeitpunkt*, in welchem sie vorhanden seyn muss. Nachdem nun der Verfasser das Erstere gehörig angeführt, und dabey bemerkt hat, dass wer aus einem Testament nichts erhalten könne, natürlich auch (so ferne das Verbot nicht überhaupt seiner Natur nach einen Testamentserben voraussetze) um so mehr von der Intestaterbfolge ausgeschlossen sey, so wird nunmehr in Ansehung des *Zeitpunkts* der Fähigkeit folgendes hinzugefügt: „Wer Erbe werden, oder ein Vermächtniss erhalten will, braucht aber nicht in jedem Augenblick „fähig zu seyn. Man unterscheide: I. der Intestaterbe „muss, 1) wenn kein, oder ein nichtiges Testament „hinterlassen ist, im Augenblick des Todes, und von „da an, wenn er kein *suus* ist, stets bis zur Antretung fähig seyn. Ist 2) ein gültiges Testament vorhanden, welches erst nachher ungültig wird, so fängt „jener Termin erst mit der Ungültigkeit des Testaments an. II. Der Testamentserbe muss fähig seyn, „1) im Augenblick der Errichtung des Testaments, „ausgenommen, wenn er auf den Fall, dass er fähig „seyn werde, eingesetzt ist; ferner 2) zur Zeit des „Anfalls; und von da fortwährend bis zur Erwerbung „der Erbschaft. Bey bedingten Einsetzungen, deren „Bedingung zur Zeit des Todes des Erblassers noch „schwebt, ist der Augenblick der Existenz der Bedingung, sonst aber der Augenblick des Todes des „Erblassers die Zeit des Anfalls. III. Legatare und „Fideicommissare müssen 1) zur Zeit der Errichtung „des Vermächtnisses, jedoch nur dann, wenn dasselbe unbedingt ist, oder die Bedingung schon zur „Zeit der Errichtung existirt, fähig seyn; sodann „2) im Augenblick des Anfalls desselben (wo wieder „das unter II. 2. gesagte gilt) und von da bis zur Annahme." Diese Stelle wird zugleich in Ansehung der Art des Vortrags schon ein günstiges Vorurtheil für den Vf. erregen, und Rec. darf die Versicherung hinzufügen, dass möglichste Bestimmtheit des Ausdrucks, in einer genauen und gedrängten Darstellung der Sachen, wie sie ein Lehrbuch erfodert, sichtlich das Ziel gewesen sey, dem der Vf., jedoch nie auf Kosten der Deutlichkeit, nachgestrebt hat, und dass dieses Ziel glücklich von ihm erreicht sey. Ueberhaupt ist die ganze Methode, welche man hier befolgt findet, dem Vortrage des positiven Rechts völlig angemessen. Dieser muss freylich von richtigen Begriffen und Grundsätzen ausgehen, wenn überall von wissenschaftlicher Behandlung die Rede seyn soll. Aber die Erfahrung hat es doch auch bewiesen, dass die strenge Befolgung älterer und neuer philosophischer Lehrarten im Civilrechte vielen Missbräuchen unterworfen gewesen, und von Zeit zu Zeit ein neuer und starker Anlass zu ganz verkehrten Ansichten geworden ist. Das positive Recht lässt sich eben darum, weil es positiv ist, in seinen Vorschriften eigentlich nur historisch, nicht aber auf dem Wege der Demonstration darstellen, wie gross auch an sich die Consequenz dieser Vorschriften seyn, und wie sehr es sich hierin dem Vernunftrechte nähern mag, was im Ganzen wohl keinem unserer gemeinen Rechte in einem höhern Grade zugestanden werden muss, als dem römischen. Der Vf. hat nun diesem Allen gemäss eine solche Art des Lehrvortrags gewählt, welche den innern Zusammenhang und die Vernunftmässigkeit in den Vorschriften des Civilrechts, so fern beide ihnen wirklich zukommen, zwar erkennen lässt, aber doch keineswegs darauf berechnet ist, den Anfänger blos durch Deductionen aus Begriffen und Grundsätzen zu unterrichten, sondern vielmehr die Sätze des Rechts nur aus Gesetzen herzuleiten. Dabey hat er es aber auch an Nachweisungen lesenswerther Schriften nicht fehlen lassen. In den einzelnen Sätzen, die zur deutlichen und vollständigen Kenntniss einer Materie gehören, übertrifft dies System an Reichhaltigkeit die gangbaren Lehrbücher bey weitem, und es ist daher nicht blos als Leitfaden des mündlichen Vortrags, sondern auch jedem praktischen Rechtsgelehrten als Handbuch mit Recht zu empfehlen, besonders da auch eben durch diese rühmliche Genauigkeit des Vfs. die Materien nicht allein an Vollständigkeit, sondern auch in mehr als einem Falle an sehr erheblichen Berichtigungen gewonnen haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Bauer u. Mann: *Denkmale der Freundschaft und Liebe. Enthält eine auserlesene Sammlung von Stammbuch-Aufsätzen. Aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller älterer und neuerer Zeiten zusammen getragen. Ein Geschenk vorzüglich für die gebildete Jugend.* 1802. 8. 104 S. (8. gr.)

Schon der Stil und die Interpunktion des Titels lassen einen Schluss auf den Geschmack, der in dieser Sammlung herrscht, machen, und zwar einen Schluss, der nicht trügt! Sie ist unter den mancherley Zusammentragungen dieser Art gewiss eine der schaalsten. Das heisst nicht, dass sich gar keine einzelne gute Stelle darinnen fände! Aber ungerechnet, dass hier die alltäglichsten, in hunderttausend Stammbüchern abgenutzten Einfälle, z. B. S. 12.

> Es lebe die Feindschaft
> und sterbe die Freundschaft
> Niemals in deinem Herzen.

wieder aufgenommen, und die meisten Moralien von kraftlosester Art gewählt worden sind, so stösst man auch häufig auf *Sprachschnitzer*, wie S. 65. *Spreche* (statt *sprich*) nie von deinen Tugenden; auf *Unrichtigkeiten*, wie S. 16.

> Schleichend folgt die Traurigkeit
> Auf den *Kuss* der Freude;

oder auch wol gar auf Facetien, wie S. 21.

> Ein Mädchen ist ein süsses Uebel;
> Ein hartes angenehmes Joch.
> Es kommt mir vor, wie eine scharfe Zwiebel,
> Man weint dabey, und ist sie doch.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Januar 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Schaeffer: *Abhandlung über das Scharlachfieber*, nebst Beschreibung einer sehr bösartigen epidemischen Frieselkrankheit, welche im Februar 1801. in Wittenberg herrschte, von *F. L. Kreysig*, Professor. 1802. 326 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine sehr vorzügliche Schrift über eine Krankheit, die noch sehr viel Dunkles hat, und die seit den letzten Jahren in den mehresten Gegenden unsers Vaterlandes sehr bösartig und lebensgefährlich wüthet, von einem Vf., der sich als einen eindringenden, unbefangnen Beobachter und als einen hellen Denker in Beurtheilung und Behandlung der verwickeltsten Fälle zeigt, und der das Bessre in den neuern Ansichten sich aneignet, ohne in die damit gewöhnlich verbundenen Verwirrungen und Uebertreibungen zu verfallen.

Die Diagnostik des Scharlachausschlages ist Hn. *K.* sehr gelungen. Er läfst die Eintheilung des ältern Vogels in den fleckigen und pustulösen gelten, thut aber mit grofser Bestimmtheit die nicht seltne Verwicklung des wahren Friesels mit dem Scharlach dar. Statt und neben der Bräune entstehe nicht selten *in der Nasenhöhle eine Entzündung*, die sich anfangs beynahe durch gar keinen Zufall, als durch eine beträchtliche Betäubung zu erkennen gebe. Allein schon am 2ten bis 3ten Tag fange eine höchst stinkende und scharfe, gelbliche Jauche an, aus der Nase oder auch aus den Ohren auszutröpfeln, mit Verstopfung der Nase u. s. w. Diesen Gang der Krankheit sah der Vf. öfters, sowohl mit einfacher Affection der Schneiderischen Haut, als mit gleichzeitigem Leiden des Hirns, und ist überzeugt, dafs der Tod sehr häufig eine Folge der örtlichen Affection des Gehirns sey, wo man ihn für Folge der allgemeinen Schwäche hält. Er vermuthet, dafs manche Personen, bey denen wenig Neigung statt finde, dieses Gift zu verarbeiten, mehrmalen leichte und unvollkommene Anfälle des Scharlachfiebers bekommen könnten, bis nach geschehner vollkommener Assimulation des Giftes die Krankheit vollständig noch ausbricht. Man sehe zu solchen Zeiten, wo das Scharlachfieber herrscht, viele Menschen an rothen Flecken von unbeständiger Art leiden. Ueber die Existenz und Diagnostik der Rötheln führt er die Widersprüche der Schriftsteller in ihren Schilderungen an, aber nicht vollständig genug, und löset die Zweifel nicht, welche bey Beurtheilung von *Formey's* Topographie von Berlin in diesen Blättern geäufsert wurden. Während Hn. *K.* Aufenthalt in Wittenberg zeigten sich dort keine Rötheln. Die bösartige oder brandige Bräune, eine in England häufige Krankheit, hält er, wir zweifeln, ob mit Recht, für eine Form des Scharlachfiebers. Uebrigens will er nicht in Abrede seyn, dafs es nervöse Fieber geben könne, welche mit Halsentzündungen sich verbinden, die wegen der Natur des Fiebers sehr leicht in den Brand übergehen, ohne dafs das Contagium des Scharlachfiebers sie erregt. (Dieses erfordert aber noch andere Merkmale, als blofs hinzukommende Röthe der Haut. Die Engländer sprechen nicht von der bestimmten Abschuppung der Haut, nicht von der Neigung zu den bestimmten Nachkrankheiten u. s. w.) Die so vieles Aufsehen erregende epidemische Frieselkrankheit, die sich 1801. in Wittenberg verbreitete, entstand bey Gelegenheit des Scharlachfiebers, machte diesem in der Folge wieder Platz, war aber selbst von demselben unabhängig, so dafs wenige Kinder oder gar keins während der Frieselepidemie Scharlachfieber bekam. Was die schweren Fälle von Scharlachfieber anlangt, so zeigten sich diese in den Wittenberger Epidemieen, welche der Vf. beobachtete, nicht ganz gleichartig: nämlich im Ganzen entweder wie ein leichter, oder wie ein heftiger reiner Typhus ohne besondere örtliche Zufälle, oder wie ein Typhus mit vorzüglichen Leiden des Kopfes, und höchst selten nur wie ein gelindes, entzündliches oder sthenisches Fieber; *wie ein heftiges aber nie.* Die Beschreibung des Verlaufs der schlimmsten Arten des mit einem Typhus verbundenen Scharlachfiebers ist meisterhaft. *Pathologische Bemerkungen über das Scharlachfieber.* 1) Der Scharlachstoff greift vorzugsweise die Haut und das Drüsensystem an, am meisten das der lymphatischen Drüsen und der damit verbundenen Gefäfse. 2) Er hat eine Tendenz, einen Entzündungszustand, in den von ihm vorzugsweise ergriffnen Organen zu erregen; selbst die nachfolgenden Wassersuchten thun dies dar, wie gezeigt wird. 3) Der Ernährungsproces wird im Verhältnifs des Fiebers unmäfsig vermindert; (das finden wir, weder erwiesen, noch in unsrer Erfahrung bestätigt, wenigstens nicht auffallend in Vergleich mit der Abmagerung, die wir nach Blattern und Masern und selbst andern bedeutenden Fiebern bemerkten); und die Kräfte des ganzen Körpers werden ebenfalls mehr geschwächt, als von der Dauer und Heftigkeit des Fiebers zu erwarten war; (auch hierin erkennen wir unsrer Erfahrung gemäfs nichts auffallendes in Vergleich mit den Blattern und Masern und manchen andern Fiebern;) das System der Nerven scheint auch ursprünglich vom Krankheits-

heitsgift angegriffen zu werden. Jemehr sich die unter No. 2. und 3. genannten Umstände zu widersprechen scheinen, desto richtiger ist die Entscheidung der Frage: hat der Scharlachstoff an sich die Neigung, eine sthenische Beschaffenheit zu bewirken, und sind die örtlichen Entzündungen als ächte, sthenische zu betrachten? Im Ganzen wäre diese Frage bejahend zu beantworten, aber die Entzündungen des Scharlachfiebers bewirken so leicht chemische Zerstörung organischer Gebilde, Eiterung und Brand. Die schwächende Methode dürfe daher nicht so weit als bey andern Sthenien getrieben werden. Daher dürfen auch Scharlachkranke, so wie solche, die ansteckenden Ausschlagsübeln unterliegen, überhaupt, nicht blos nach den allgemeinen Vorschriften der Fieberkrankheiten behandelt werden. (Eine sehr wichtige Bemerkung, wenn sie nicht zu weit ausgedehnt wird. Ihren Zusammenhang scheint uns aber der Vf. zu verkennen. Wo wahre, sthenische Entzündung ist, hindert nichts so sehr den Uebergang in Eiterung oder Brand, als das kräftigste antiphlogistische Verfahren. Aber hier darf die Energie nicht gelähmt werden, die den nöthigen Verlauf der Veränderungen des exanthematischen Stoffes hindern könnte.) Was das Scharlachfieber der Form des Typhus nähere, erhöhe die dem Scharlachgift eigne Neigung zur Zerstörung organischer Gebilde, die Entstehung des Brandes. Ein anderer Umstand, dessen schon erwähnt worden, wäre noch auseinander zu setzen, aus welchem noch wahrscheinlicher werde, dass das Nervensystem zuweilen unmittelbar unter dem Einfluss des Scharlachstoffes leide: er meine die örtliche Entzündung in innern edeln Theilen, die so oft mit dem Scharlachfieber verbunden sind, aber theils nicht gehörig gewürdigt, theils nicht richtig beurtheilt werden. Man sehe gemeiniglich blos auf die Halsentzündung, und ahnde nicht, dass derselbe Zustand zugleich, oder anstatt im Halse, in ganz andern, besonders edlen Theilen eintreten könne, oder, wenn man auch aus den Zufällen auf das Vorhandenseyn einer Entzündung im Gehirn, in den Lungen oder im Magen schliesse, so denke man dabey an weiter nichts, als dass Aderlässe baldigst Hülfe schaffen. Diese örtlichen Entzündungen seyen in sehr vielen Fällen die Ursache des Todes, und lernten wir sie heben, so würden viele zu retten seyn. Selbst bey fieberhaften Nachwehen stellten sich oft bald Kopf- bald Brustzufälle ein, die einer Entzündung ähnlich wären. Mehrentheils war mit den schweren Zufällen des Kopfes Verstopfung in der Nase verbunden, aus welcher in einigen Tagen eine zähe, gelbliche Feuchtigkeit auslief, die mit jedem Tag einen aashaftern Gestank verbreitete, und später mit Eiterpfröpfen verbunden war. Oft beschränkte sich die Entzündung blos auf die Schneiderische Haut, und ward geheilt, aber fast in den meisten Fällen theilte sie sich dem Gehirn mit, und setzte dieses unstreitig in Eiterung. Hr. K. hat die Diagnostik dieses nicht seltnen Zustandes zuerst entwickelt; gewiss ein grosses Verdienst.

Die Haut sey der eigenthümliche Sitz der mit der Scharlachkrankheit verbundnen rosenartigen Entzündung, die Beschaffenheit jener belehre uns daher, wie in den Blattern, ziemlich sicher von dem Zustand des ganzen Körpers (niemals so vollständig, wie bey den Blattern). Die Haut sey das Organ, welches diese Entzündung am leichtesten ertrage, und wir müssten suchen, die letztre auf ihr zu fixiren, oder, wenn sie gewaltsam nach edlen Theilen dringe, sie, wo möglich, zurückzurufen. (Die neueren Schulen bestreiten bekanntlich diese Indication und halten sie an sich für unausführbar. Wahr ist, dass beym Zurücktreten oder Nichterscheinen des Ausschlages gemeiniglich die Ursache im allgemeinen Zustand des Körpers aufzusuchen ist, dessen Beschaffenheit die Kurregeln bestimmt.) Daher die Nothwendigkeit einer gleichmässigen mittlern Temperatur, in welcher der Kranke bey und nach der Krankheit gehalten werden muss. Fast noch wichtiger scheine die Aufmerksamkeit zu seyn, welche dem lymphatischen System gewidmet werden müsse. Die Nachwehen haben in demselben ihren vorzüglichen Sitz; Beweis genug, wie sehr dasselbe im Verlauf der Hauptkrankheit selbst angegriffen werde. Kein Schriftsteller habe noch darauf aufmerksam gemacht, obgleich gewisse glückliche Heilmethoden in sehr bösartigen Fällen nur so erklärt werden könnten, als z. B. die Anwendung der urintreibenden Mittel nach Withering, der nach vorausgeschicktem Brechen das Pflanzenalkali gab. Dahin wären zu rechnen die Blasenpflaster, die lauen Bäder, die Brechmittel, gewisse Abführungsmittel, als das Calomel. Der Scharlachstoff sey an sich als ein heftig erregender, aber auch zugleich als ein in die Mischung des Organismus eingehender, dessen Thätigkeit abändernder und auf Zerstörung desselben hinwirkender Stoff anzusehen. (Ob es weiter führen wird, die Aufmerksamkeit von der Natur und dem Gang und der Behandlung des Fiebers abzulenken und auf den Scharlachstoff selbst zu richten, den wir so oft ohne alle organische Zerstörung Hunderte von Menschen ergreifen sehen, und dessen Bösartigkeit immer mit den Erscheinungen des Fiebers zusammenhängt, bezweifeln wir.) Es wäre sehr zu wünschen, dass wir diesen Stoff und den chemischen Process, wodurch er sich in dem Organismus erzeugt, näher kennten, um seine Wirksamkeit in der Geburt ersticken zu können. Bekanntlich hätten wir aber dergleichen Mittel nicht, die zu finden wir streben müssten, nur Spuren wären da von nicht ganz unglücklichen Versuchen, die in dieser Hinsicht angestellt worden wären. Kennten wir auch den Stoff an sich nicht, so liessen sich doch wohl Mittel ausfündig machen, wodurch der fehlerhafte Organisationsprocess, der den Scharlachstoff erzeugt, abgeändert oder unterdrückt, oder demselben eine andre Richtung gegeben; d. h. derselbe von innern edlen Theilen nach äusern, weniger wichtigen geleitet, und durch gleichmässige Vertheilung auf die ganze Oberfläche des Körpers seine concentrirte und deshalb zerstörende Wirksamkeit auf einzelne, zumal edle Theile verhütet werden könne. (Wie hat man das anzufangen, was belegt gerade diesen Erfolg?) Im Allgemeinen und Einzelnen würde das Urtheil immer

schwer

schwer seyn, ob die Mittel helfen, indem sie dem allgemeinen fieberhaften Zustand und den mit demselben zusammenhängenden Zufällen angemessen waren, oder indem sie specifische Kräfte äufserten. (Sehr wahr, aber auch zugleich das Vernichtungsurtheil der Ansicht des Vfs.) Aufzählung und Beurtheilung der Versuche dieser Art: 1) mineralische Säuren, 2) Belladonna, 3) Brechmittel, 4) Abführungsmittel, nicht blos in sthenischen Fällen. Der Vf. möchte daher am ersten glauben, dafs die Abführungen die Ueberreizung des Lymphsystems verhüteten, und den fehlerhaften Organisationsprocefs abänderten. Er glaube dieses um so mehr, da man vorzüglich Mercurialmittel zum Abführen gab. Die Stuhlausleerungen erforderten aber grofse Vorsicht, und er habe sie vermeiden müssen. 5) die Mercurialmittel. Ihr Lob von *Rush*, *Sauter*, *Hufeland*. Sie haben dem Vf. in gelinden Graden des Typhus viel geleistet; auch könne er sie gegen die Nachwehen nicht genug rühmen. In ganz schlimmen Fällen des Scharlachfiebers, und besonders wo er oft einen entzündungsartigen Zustand der Hirnhäute vermuthete, sahe er indefs nicht viel bestimmt Gutes von ihnen, fodert aber doch zu weitern Versuchen auf. 6) die blasenziehenden Mittel und die Frictionen, 7) die lauen Bäder. Zur Verhütung oder Tilgung der nachfolgenden Geschwulst werden sie gerühmt. Von ihrer Anwendung im Scharlachfieber selbst habe der Vf. grofse Erwartung, aber keine Erfahrung. 8) *Stephans* Methode gegen die hartnäckigsten und unbezwingbarsten bösartigen Bräunen, eine Abkochung des rothen oder Cayenne - Pfeffers in Wasser mit Weinessig versetzt. (Die Aerzte, welche diese achterley Arten von Mitteln anwendeten, hatten den Gedanken nicht, mit ihnen blos den Scharlachstoff anzugreifen und das Fieber sich selbst zu überlassen. Gar oft wurde wohl blos das Fieber durch diese Mittel bekämpft. Das Verfahren des Hn. *K.* ist daher hier willkührlich und einseitig.)

Der Vf. geht nun zu der Erörterung der nach der Beschaffenheit und dem Grade des begleitenden Fiebers einzuschlagenden Behandlung über. Es gehöre entweder zur Synoche oder zum Typhus, mit andern Worten, es sey entweder sthenisch oder asthenisch. Sehr lehrreich zeigt Hr. *K.*, wie sehr die höhern Grade der sthenischen und asthenischen Fieber sich ähneln, und er giebt vortreffliche Anweisung, die wahre Natur zu erkennen. Die Entwicklung der anzuwendenden Heilmethode, besonders wenn man nicht anstehen darf, die reizende zu wählen, wird jeden anziehen und belehren. Behandlung der Nachwehen, (ein nicht passender Name für die Uebel, die dem Scharlachfieber folgen); die ohne Fieber findet er gröfstentheils heilbar, die mit Fieber aber sehr gefährlich. Jene stellt er nun als Localleiden auf, diese als allgemeine Leiden, beide umfafst er nichts destoweniger unter der Classification von Sthenie und Asthenie. Er übersieht daher nicht ihre beiderseitige Beziehung zu der allgemeinen Körperbeschaffenheit und ihren Einfluss auf dieselbe. Aber er meint, die Kur müsse auf einzelne Systeme gerichtet werden, oder der fernern Wirksamkeit des Scharlachstoffes (die in den Nachkrankheiten doch wohl mehr als problematisch ist) auf den Organism Grenzen setzen. Selbst wenn grofse Schwäche vorwalte, müfsten andre Mittel vorangehen oder mit hinzugezogen werden. So lange nicht Fieber da sey, könne man sagen, im ganzen Körper sey nur Anlage oder Opportunität, in den einzelnen Organen oder Systemen aber habe die Krankheit schon einen hohen Grad erreicht. (Diese Ansicht und Sprache genügt ganz und gar nicht, und ihre Mängel werden vorzüglich die Erregungstheoretiker empören.) Der fieberhafte Zustand, der nach dem Scharlachfieber in Verbindung mit sehr mannigfaltigen Zufällen der innern und äufsern Theile zu erfolgen pflegt, sey eben so zu beurtheilen, wie derjenige, welcher die frühere Hauptkrankheit begleite, d. h. er sey entweder von sthenischer oder asthenischer Art, und werde nur dadurch etwas anders modificirt, dafs er einzelne Organe schon so sehr geschwächt finde. Diese letztern befänden sich daher nicht immer in einem Zustand von Schwäche durch Uebertreizung, und dieses selbst dann nicht, wenn der übrige Körper an einer sthenischen Beschaffenheit leide. Wahrscheinlich sey das der Grund, warum bey den fieberhaften Nachwehen fast immer Zufälle von innerer Entzündung entstehen. Die Wirksamkeit des Scharlachstoffes werde von den bereits geschwächten Theilen, z. B. der Haut, nach innern Theilen reflectirt; eben so, wie auch schon beym Scharlachfieber selbst in den heftigen Graden die innern Theile oft auf gleiche Weise angegriffen werden. Auf sthenisches Scharlachfieber folgten Nachwehen mit sthenischem Charakter (gewifs mit sehr grofser Beschränkung), auf asthenisches Scharlachfieber gewöhnlich Nachwehen mit asthenischem Charakter. Den Schluss der Abhandlung über das Scharlachfieber macht die Erzählung von 11 einzelnen Fällen, worunter vier Nachkrankheiten betreffen. In allen eilf Krankheiten hielt Hr. *K.* den reizenden Kurplan angezeigt. Ob auch andre Beobachter skrofulöse Subjecte gelinder am Scharlachfieber leiden sahen, wie der Vf. S. 73. behauptet?

Der Vf. hat, wie aus unsrer Darstellung erhellt, sich als Diagnostiker in Schilderung und Sonderung der verschiedenen Formen der Scharlachkrankheit sehr bewährt und als Patholog viel geleistet, indem er so uns treffliche neue Winke und Data zur Gründung und Ausführung einer bessern Theorie der verzehrendsten Kinderkrankheit der jetzigen Zeit gab. Nur von einer Seite kann diese Schrift grofsen Nachtheil haben. Hr. *K.* fand in den von ihm beobachteten Epidemieen des Scharlachfiebers alle mit Gefahr oder Heftigkeit verbundne einzelne Krankheitsfälle, wie er meint, immer von entschieden asthenischer Art. Einzelne Epidemieen haben oft etwas sehr Besondres, und wir ermessen uns daher nicht, ihn hierin des Irrthums zu beschuldigen. Aber dafs dem so war, mufste einen sehr schädlichen Einfluss auf diese Schrift haben. Was der bey weitem seltnere Fall, vielleicht nur die Ausnahme ist, erscheint nun fast als die Regel, ist das, was die Seele des Vfs. und des Lesers erfüllt,

erfüllt, wird einzig ins Einzelne, das den ſtärkſten Eindruck macht, verfolgt. Unſre deutſchen Aerzte, die mehr oder weniger den neuen Syſtemen huldigen, haben ſchon eine überwiegende Neigung, alles auf Aſthenie zu beziehen und als ſolche zu behandeln, und wo ſie Gefahr bemerken, zögern ſie gar nicht, zu der keckſten Anwendung von Reizmitteln zu ſchreiten und durch ihre verkehrte Methode erſt die Gefahr zu ſchaffen. Das Scharlachfieber erfordert gewiſs in den mehreſten Epidemieen den ſchwächenden Kurplan. So fanden wir es, ſo erhellt es aus den Beobachtungen der beſten Schriftſteller, die der Brownſchen-Periode vorangingen, ſo urtheilt ſelbſt *Joſeph Frank*. Mit Autoritäten mag Rec. keine Unterſuchung niederſchlagen, aber er darf ſie doch benutzen, vielſeitigeres Forſchen zu veranlaſſen. Eine Zierde unſers Standes, der von allen verehrte ſeh. *Wichmann* behandelte in ſeiner vieljährigen Praxis ſeine Scharlachkranke mit dem auffallendſten Glück, und er gab, ſelbſt wenn dieſe Krankheit die ſchwächſten, reizbarſten Perſonen mit Ohnmachten, Diarrhöen u. ſ. w. vom Anfang an befiel, ausleerende Mittel, beſonders *ſal cathartic.* mit *oxymel ſimplex* und Vitriolſäure zum Getränk. Theoretiſch leitete dieſen groſsen Arzt die Analogie des Ausſchlages, der auf den Genuſs von Muſcheln (*mytilus edulis*) ſo oft entſteht. Es verwunderte ihn nicht, wenn er von der groſsen Sterblichkeit an dieſer Krankheit von Orten her hörte und las, wo die Vorſchriften, welche das Obercollegium medicum zur Behandlung dieſer Krankheit bekannt machte, nur Empfehlung von Mitteln zur Erhaltung und Erregung einer reichlichen Tranſpiration enthielten. Dieſes ungemeſsne Losſtürmen auf das Hautorgan, dieſes ewige Erzwingen von Schweiſs, iſt unter jedem Geſichtspunkt ſicher verderblich. Es muſs einleuchten, daſs, wenn ſelbſt der Hautausſchlag einzig die Aufmerkſamkeit des Arztes erfordert und ſein vollſtändiges Hervortreten und zu verhinderndes Zurücktreten von ihm nur ins Auge zu faſſen iſt, er ſich ſelbſt entgegen arbeite, wenn er die Energie des Haut-Organs durch erſchöpfende Schweiſse verzehre und bis zur Lähmung herunterbringe. Aber man wird uns doch nicht den groſsen Rückſchritt ammuthen, bey Behandlung der exanthematiſchen Fieber bloſs unſer Beſtreben auf die Beſchaffenheit der Oberfläche der Haut richten zu ſollen.

Ein andrer Fehler, den wir häufig jetzt wahrnehmen und von dem ſelbſt unſer trefflicher Vf. nicht frey iſt, hängt tief mit der Verbreitung des groben und feinen Brownianiſm zuſammen. Dem etwas gewandten Anhänger *Browns* oder der Erregungstheorie verwundert es nicht, einen nützlichen Gebrauch von Brech- und Abführungsmitteln im Scharlachfieber, wie in ſo vielen andern Fällen, machen zu ſehen, und ſetzt ihn nicht in Verlegenheit. Er erklärt dieſe Fälle für gelinde Sthenien, und lehrt, wo dieſe ſtatt finden, daſſelbe Verfahren. Es folgt hieraus, daſs, wenn dieſe Sthenie im Scharlachfieber zu einer groſsen Höhe heranwächſt und alſo Gefahr droht, die ausleerende Methode nicht zureichen müſſe und das Aderlaſſen unentbehrlich ſey. So will es die Theorie: ſo lehrt es aber nicht das Krankenbett und die Erfahrung. Dieſe ſagt uns, wo Brechen und Abführen die Geſundheit herſtellt, ſtürze das Aderlaſſen oft in den Tod, und mache jene jetzt ſo verſchrieenen Hülfsmittel, die allerdings ſchändlich gemiſsbraucht wurden, da, wo ſie angezeigt ſind, nicht entbehrlich.

Den Beſchluſs macht eine Darſtellung der bekannten Wittenberger Frieſelepidemie, wie der Titel auch beſagt. Durch zwey ſeiner Zöglinge liefs Hr. K. von ſeiner Stube aus, da er an einem Scharlachfieber ſelbſt erkrankt war, ſeine Kranke behandeln und von ſeinen ihn beſuchenden Kollegen ſich viel erzählen. Schon im 3ten Stück 12ten Bandes des Hufelandſchen Journals entwickelte er ſeine Anſichten und Ideen. Ohne bedeutenden Grund führt er dieſe groſse Krankheit auf eine Leberentzündung zurück. Sein Hauptbeweis iſt die Hülfe, welche das Queckſilber leiſtete, ein Mittel, das gegen alle aſtheniſche Entzündungen, ſie haben ihren Sitz in jedem andern Theil, von der gröſsten Wirkſamkeit iſt, und im Typhus überhaupt, nach Rec. Erfahrung, oft ſehr nützlich iſt, ohne daſs es Stahlausleerungen oder Speichelfluſs erregt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYKUNDE. *Wien*, b. Camesina: *Medicinisch-practische Abhandlung der Phosphorsäure angewandt in Nevropathie einschliessend auf Mutterkrämpfe* von *F. B.* med. Dr. 1802. VIII u. 53 S. 8. (8 gr.) Rec. glaubt ſich verpflichtet, das Publikum vor dieſer ganz gehaltleeren Schrift warnen zu müſſen. Der Titel ſpricht deutlich die Unkunde des Vfs. in der deutſchen Sprache aus, die Abhandlung ſelbſt beweiſt einen abſoluten Mangel an mediciniſchen Kenntniſſen. Nur einige Stellen zum Belege: S. 11. „Erfahrungen lehren uns einen „kleinern und höhern Grad von Hyſterie. Erſterer begreifet „einen krankhaften Zuſtand des Magens und Unterleibes. Im „dem zweyten leidet mehr das Gemüth; daher erfolgt einmal „Schlaffucht, Ohnmacht, ein andermal Convulſionen, die öf„ters mit Fallſucht *verſchiedſchaftet* ſind.“ Ebend. „Krampf „(*ſpasma*).“ S. 18. — — „und endlich Würmer, welche ganz „gewiſs wider den Wohlſtand handeln, wenn ſie ſich derley „verkleiſterte Wohnungen in einem nobeln Darmſchlauch wäh„len, u. ſ. w.“

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Januar 1804

GESCHICHTE.

LONDON: *Public Characters* of 1801 — 1802. to be continued annually. 1801. 594 S. 8. (3 Rthl. 12 gr.)

Von der Einrichtung dieſes periodiſchen Werks, welches mit Anſtand geſchrieben, und, ſo weit ſich aus der Ferne beurtheilen läſst, mit Unparteylichkeit abgefaſst iſt, haben wir zu einer andern Zeit Rechenſchaft gegeben. Der vor uns liegende Band enthält acht und zwanzig Biographieen von Staatsmännern, Kriegern und Gelehrten in intereſſanter Miſchung; an ihrer Spitze die Lebensbeſchreibuug des Kanzlers der Schatzkammer, Henry *Addington*, aus welcher die vornehmſten Punkte durch öffentliche Blätter hinlänglich verbreitet worden ſind. Der Vf. iſt kein Freund des Miniſteriums; er beurtheilt alle öffentlichen Schritte des Kanzlers mit ſichtbarer Strenge; doch geſteht er die Schwierigkeiten ſeiner Lage zu, und läſst ihm als Privatmann volle Gerechtigkeit zukommen. „Mr. Addington, ſagt er am Schluſs ſeines Aufſatzes, „iſt in ſeinem Privatleben „ein ſehr liebenswürdiger Mann. Er iſt ein aufrichtiger Freund, ein treuer Bruder, ein gütiger Vater, „ein zärtlicher Ehemann. Da er ein reichliches Einkommen beſitzt und keinen Hang zum Aufwand hat, „ſo darf man keinen niedrigen Eigennutz von ihm „fürchten; und da alle ſeine Verwandten in den beſten „Umſtänden leben, ſo bedarf er der öffentlichen Kaſſen nicht, um armen Freunden damit aufzuhelfen. „Auf der andern Seite iſt noch nicht klar, ob ihm „ſeine Talente auf den Rang eines Staatsmanns der „erſten Klaſſe Anſpruch geben; und wenige Jahre, „vielleicht wenige Monate, werden entſcheiden, ob „der neue Miniſter beſtimmt iſt, Ruhm oder Schmach „über das Königreich zu verbreiten, die Freyheit ſeines Vaterlandes zu ſtürzen oder wieder aufzurichten." — *Sir Richard Hughes*, Bar. *Admiral der weiſſen Flagge*, geb. zu Deptford in Kent im J. 1729. aus einer Familie wackerer Seeleute. In ſeinem 13ten oder 14ten Jahre diente er als Officier unter dem Admiral Matthews, und um ein männlicheres Anſehen zu gewinnen, ſah er ſich genöthigt, ſeinen Kopf zu ſcheren und eine Perücke zu tragen. Bey der Belagerung von Pondichery commandirte er ein Kriegsſchiff von 60 Kanonen; diente im amerikaniſchen Kriege, und ſtieg im J. 1780. zum Admiral der blauen Flagge, in welcher Qualität er ſich bey dem Entſatz von Gibraltar und andern Gelegenheiten auszeichnete. In dem letzten Kriege iſt er nicht gebraucht worden, ob er ſchon ſeine Dienſte öfters angeboten hat. Nelſon und Sir Sidney Smith haben ſich unter ihm gebildet. Mit ſeinen militäriſchen Talenten vereinigt er einen gebildeten Geſchmack, Kenntniſs der neuern Sprachen und Talent für die Poeſie, worin zwey ſeiner Söhne mit ihm wetteifern. *George John Earl Spencer*, geb. 1758, ſtudirte zu Harrow unter der Aufſicht des berühmten Sir William Jones und D. Heath, und erlangte zu Cambridge einen Gradum. Obgleich aus einer Familie von Whigs, und ſelbſt ein Whig im beſten Sinne, näherte er ſich doch, wie viele ſeiner Partey, während der franz. Revolution den Miniſtern, und nahm die Stelle eines erſten Lords der Admiralität an. Er verwaltete dieſen Poſten mit Eifer und Aufmerkſamkeit, und die glänzendſten Siege rechtfertigten die Erwartung, welche die Nation von ſeiner Verwaltung gehegt hatte. Bey der Veränderung des Miniſteriums verlieſs er ihn, nicht aus Anhänglichkeit an Pitt, ſondern freywillig aus Point d'honneur. Den Freunden der Literatur iſt dieſer Lord als ein gelehrter Kenner der Bibliographie und als ein glücklicher und freygebiger Sammler bibliographiſcher Seltenheiten bekannt. — *Lord Alvanley of Alvanley*, erſter Richter der *common pleas*, ehemals *Sir R. Pepper Arden*. Die Geſchichte ſeiner allmäligen Erhebung gleicht einer Satyre, und hat für das Ausland kein Intereſſe. — *John Horne Tooke*, der wegen ſeiner politiſchen Verfolgungen und ſeiner Gelehrſamkeit gleich berühmte Vf. der ἐπεα πτεροεντα. Nach Vollendung ſeiner Studien öffneten ſich die günſtigſten Ausſichten zu einer ſchnellen Erhebung in der Kirche, die aber durch ſeine lebhafte Theilnahme an Wilkes Sache (1764.) vereitelt wurden. Liebe zur Freyheit hatte ihn mit W. verbunden; eben dieſe Geſinnungen trennten ihn von demſelben und verwikkelten ihn in einen lebhaften Streit mit dem Vf. von *Junius Briefen*. Beym Ausbruche des amerikaniſchen Krieges nahm er ſich der Rechte der Colonieen mit Lebhaftigkeit an, entſagte ſeiner geiſtlichen Pfründe, und widmete ſich den Rechten. Niemand ſchien einen entſchiedenern Beruf für den Stand eines Rechtsgelehrten zu haben; aber der Zutritt ward ihm verſagt, weil er als Geiſtlicher ordinirt ſey. Ohngeachtet er auf dieſe Weiſe zum Privatleben verurtheilt wurde, galt dennoch ſeine Meinung in politiſchen Dingen ſehr viel, und ſein Name wurde mit Achtung genannt. Im J. 1794. wurde er in Folge der Aufhebung der *Habeas-corpus-Acte* eingezogen und des Hochverraths angeklagt. Der Gang dieſes Proceſſes und die Theilnahme des Publicums an demſelben iſt aus öffentlichen Blättern hinlänglich bekannt. Im J. 1801. ward er Mitglied des Unterhauſes, und ver-

anlafste eine Unterſuchung ſeiner Wahlfähigkeit, die hier ſehr ausführlich erzählt wird. Der Schluſs der Biographie enthält ein Verzeichniſs der verſchiedenen Flugſchriften *H. T.* — *General Bowles*, geb. um das J. 1764. in Maryland, entlief, beym Ausbruch des amerikaniſchen Kriegs, als ein Knabe von 13 Jahren ſeinen Aeltern, und that unter den Engländern Dienſte. Einige Jahre darauf wird er fortgeſchickt, verbindet ſich mit einer Partey von Creek-Indianern, verläſst ſie wieder, und lebt eine Zeitlang in der Wildniſs; kehrt dann zu den Indianern zurück, zu deren Haupt er nach mancherley Abenteuern gewählt wurde. In dieſer Qualität iſt er durch die Mishandlungen, die er von den Spaniern erfuhr, und ſeinen Aufenthalt in England allgemein bekannt geworden. — *Marquis Townshend*, ein ehrwürdiger Greis, gleich achtungswerth in ſeiner kriegeriſchen und politiſchen Laufbahn. Die erſte eröffnete er in Deutſchland, wo er der Schlacht bey Dettingen (1743.) beywohnte; in Amerika machte er ſich durch die Einnahme von Quebec berühmt; auch im ſiebenjährigen Kriege und in Portugall zeigte er ſich brauchbar. — *William Franklin* Esq., vormals Statthalter von Neu-Yerſey, der Sohn des berühmten *Benjamin Franklin*, geb. 1736. zu Philadelphia. Er erbte von ſeinem Vater die Liebe zu den Wiſſenſchaften. Die ausgezeichnete Kenntniſs ſeines Vaterlandes verſchaffte ihm, während ſeines Aufenthaltes in England, auf Lord Bute's Empfehlung, die Statthalterſchaft von New-Yerſey, und er blieb, beym Ausbruche der Revolution, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ſeiner Pflicht gegen den König getreu. Die Inſurgenten ergriffen ihn, und hielten ihn lange Zeit in einer ſtrengen Gefangenſchaft, nach deren Ende er ſich nach England begab. Sein Vater, der ihn auſserordentlich liebte, ſoll ihm mehr als einmal ſein ganzes Vermögen angeboten haben, wenn er ſich für die Sache der Amerikaner erklären wollte. Die Selbſt-Biographie Dr. Franklin's, welche nach ſeinem Tode erſchienen iſt, war bekanntlich für dieſen Sohn geſchrieben. — *James Duff, Earl of Tife*, ein Wohlthäter Schottlands, ſeines Vaterlandes, deſſen Anbau er mit dem glücklichſten Erfolge verbeſſert hat. — *Dr. John Moore*, ein gebohrner Schottländer aus Stirling, dem alten Sitze der ſchottiſchen Könige, wo ſein Vater ein geiſtliches Amt bekleidete. Er ſtudirte Medicin in Glasgow, ging im J. 1747. mit der engliſchen Armee nach Flandern, ſetzte, nach dem Frieden, als ein 18jähriger Jüngling ſeine Studien in London und Paris fort, und ward dann von Dr. Gordon zu Glasgow zum Gehülfen in ſeiner ausgebreiteten Praxis angenommen. Im J. 1773. bewog ihn die Familie Hamilton, den (im J. 1800. verſtorbenen) Herzog von Hamilton auf Reiſen zu begleiten, deren Frucht die, auch bey uns durch eine Ueberſetzung bekannte, *View of Society and Manners in France, Switzerland and Germany* war, wozu nachher noch *a View of Society and Manners in Italy* kam. Er iſt auſserdem Vf. einiger mediciniſchen Schriften und mehrerer Romane. Eine dritte Reiſe nach Frankreich während der Revolution (1792.) gab zu einer neuen Beſchreibung und einem davon unabhängigen Werke: *a View of the cauſes and progreſs of the french revolution*, Gelegenheit; worauf bald *Sketches of Life, Character and Manners in various Countries* folgten. — *Colonel Edward Marcus Despard*, ein Irländer, deſſen Proceſs und Hinrichtung die Zeitungen vor nicht langer Zeit verkündigt haben. Er zeichnete ſich bey der Armee, vorzüglich am Ende des amerikaniſchen Kriegs, als Ingenieur in mehrern Unternehmungen gegen die Spanier aus, und ſtieg im J. 1783. zum Rang eines *Colonel of Provincials*. Da in dem Frieden mit Spanien den Engländern ein Stück Land an der Honduras-Bay zu einer Niederlaſſung zugeſtanden wurde, baten die Coloniſten ausdrücklich, daſs ihnen *D.* zum Commandanten gegeben werden möchte. Der König gewährte ihnen dieſe Bitte, und *D.* hatte Gelegenheit, ſeiner Krone mehrere bedeutende Vortheile zu verſchaffen. Bey ſeiner Rückkehr nach England im J. 1790. brachte er von den Obrigkeiten und vielen Einwohnern die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe des Wohlverhaltens mit, und da er, wegen gewiſſer Irrungen, Unterſuchung ſeines Betragens verlangte, erklärten die Miniſter, daſs keine Unterſuchung gegen ihn Statt fände, und daſs ſeine Dienſte belohnt werden würden. Die Biographie geht bis auf ſeine zweyte Verhaftung, in welcher er ſich am Ende des 1801ſten Jahres noch befand. — *Lord Sheffield Baron of Roscommon*, der bekannte Herausg. von Gibbon's *poſtumous Works*, mit deren Vf. er lange Zeit in der vertrauteſten Freundſchaft lebte. Hier wird ſein Patriotismus, ſeine Bemühungen um die Beförderung des Ackerbaues, ſein Muth bey kritiſchen Ereigniſſen gerühmt. Auch als politiſcher Schriftſteller zeichnete er ſich nicht unvortheilhaft aus. Weniger Ehre brachte ihm der Widerſtand, den er gegen die Verbeſſerung des Schickſals der Negerſclaven that. — *William Windham*, vormaliger Staatsſecretär. Dieſer lebhafte Vertheidiger despotiſcher Maaſsregeln zeichnete ſich zuerſt als ein entſchiedner Whig und Volksredner während des amerikaniſchen Krieges aus. Nach ſeinem Eintritt in das Parlament ſtimmte er mit den Gegnern jenes Kriegs, vornehmlich aber mit Fox, dem er mit der ausgezeichneteſten Vorliebe anhing. Gegen Pitt ſprach er immer mit der gröſsten Bitterkeit. Als aber nach dem Ausbruch der franz. Revolution Burke und mehrere andere bedeutende Glieder der Oppoſition zu der Miniſterial-Partey übergingen, folgte er im J. 1792. ihnen nach, und kündigte im Anfange der Parlaments-Sitzungen an, daſs er mit denen ſtimmen werde, deren Maaſsregeln er bisher gebilligt habe. Von dieſer Zeit an ward er immer heftiger und bitterer gegen ſeine ehemaligen Freunde, und jedermann erinnert ſich noch der Heftigkeit, mit welcher er als Staatsſecretär die Fortſetzung des franz. Krieges betrieb. Die Landungen bey Quiberon und in Holland werden als ſein Werk angeſehn. Uebrigens rühmt der Vf. den Eifer, welchen *W.* in ſeinen Amtsverrichtungen zeigte, und ſeine Tugenden als Privatmann. — *Sir Benjamin Thompſon*, Graf *Rumford*. Die Lebensumſtände dieſes

um die leidende Menschheit so sehr verdienten Mannes, der sich schon frühzeitig als Soldat und Gelehrter auszeichnete, sind hinlänglich bekannt. Diese Biographie beschäftigt sich hauptsächlich mit einer Anzeige seiner physikalischen Entdeckungen. — *Thomas Maurice* A. M., berühmt durch seine Werke über die Geschichte und Alterthümer von Hindostan und viele wohlgelungene poetische Arbeiten. Seine Jugend wurde durch mehrere widrige Ereignisse verkümmert; und seine zahlreichen mühsamen Arbeiten haben nicht die Belohnung erhalten, die sie zu verdienen scheinen. — *General-Major William Goodday Strutt*, Statthalter von Quebec, machte sich durch Anwendung der preufsischen Taktik, die er während seines Aufenthalts in Berlin lernte, um die englische Armee verdient. Seit 1788. diente er in Westindien, und nach dem Ausbruche des französischen Kriegs, in den Niederlanden, wo er sich bey allen Unternehmungen vorzüglich thätig zeigte. Hierauf wurde er wieder nach Westindien geschickt, wo er im J. 1796. den Feind schlug, selbst dreymal gefährlich verwundet wurde und das rechte Bein verlohr. Erst im J. 1798. verliefs er, wegen geschwächter Gesundheit, den Dienst, und kurze Zeit darauf ward er zum Statthalter von Quebec ernannt. — *Mr. John Dawson*, war, wie die meisten seiner Landsleute (er ist aus Garsdale in Yorkshire), zum Hirtenleben bestimmt; einige mathematische Werke, die seinem ältern Bruder gehörten, weckten seine Neigung für die Wissenschaften, und, sehr jung, erfand er ein System der Kegelschnitte, ehe er noch etwas über diese Materie gelesen hatte. Seine Verwandten erlaubten ihm nun, sich den Wissenschaften zu widmen. Er wählte die Arzneykunde, neben welcher er Mathematik und Physik mit dem gröfsten Eifer trieb. Diese Wissenschaften blieben seine Erholung, auch nachdem er die Laufbahn eines praktischen Arztes betreten hatte; und da er von einigen seiner Freunde bewogen worden war, ihren Kindern Unterricht darin zu ertheilen, wurde sein Name bald so berühmt, dafs immer eine Anzahl junger Studenten aus Cambridge während der langen Sommer-Ferien nach Sedberg, seinem Aufenthalt, kamen, und seine Unterweisung genossen. Er gab endlich seine Praxis auf, und widmete sich blos dem Geschäfte des Unterrichts. Mehrere geschickte Gelehrte sind aus seiner Schule hervorgegangen, er selbst aber hat durch keine Anerbietungen bewogen werden können, seinen beschränkten Aufenthalt zu verlassen, wo er seine Zeit zwischen den Studien und der Gesellschaft theilt. Der Vf. giebt am Schlusse der Biographie ausführliche Nachricht von *D's* schriftstellerischen anonymen Arbeiten. — *Thomas Rennell*, Dr. Prebendary of Winchester etc., ein beliebter und achtungswürdiger Prediger. — *Caleb Whitefoord* Esq. Dieser gelehrte Kaufmann ist Vf. einer Menge witziger und humoristischer Aufsätze, die in dem *Public Advertiser* erschienen und viele Nachahmer fanden. Er ist ausserordentlich unbekümmert um schriftstellerischen Ruhm, und, zufrieden mit der Freude der Empfängniss, ist ihm das Schicksal seiner geistigen Kinder gleichgültig. Sie sind zum Theil in Almon's und Debrett's *Foundling Hospital for Wit* gesammelt. Mr. *W.* besitzt eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, vorzüglich italienischer Meister. Er ist Mitglied, zum Theil Stifter mehrerer literarischen Gesellschaften, und lebte in vertraulichem Umgange mit den angesehensten und geistreichsten Männern seiner Zeit. — *Samuel L. Mitchill*, M. D. Er ist Mitglied des Congresses der vereinigten Staaten von Amerika, und hat sich durch Untersuchungen über die Entstehung, Zusammensetzung und Wirkung des pestilentialischen Fluidums, wie auch durch einige poetische Arbeiten bekannt gemacht. — *Obrist William Tatham*, interessant durch ungewöhnliche Schicksale. Obgleich der älteste Sohn einer angesehenen englischen Familie, sah er sich doch in seinem 17ten Jahre ohne Gewerbe, Kenntnisse und Aussichten, in die Welt geworfen, und fing in Amerika seine Laufbahn mit einer einzigen Guinee an. Beym Ausbruche der Revolution nahm er lebhaften Theil an ihr, und, ohne seine Geschäfte als Kaufmann aufzugeben, that er Dienste bey der Armee, und zeigte eben so viel Muth als Einsichten. Eine Geschichte der westlichen Gegenden von Nordamerika machte ihn mit Jefferson bekannt, der ihn in der Folge bey mehrern Sendungen gebrauchte. Vom J. 1784 an erhielt er als Rechtsgelehrter Zutritt zu den Gerichtshöfen von Nord-Carolina. Im J. 1786. legte er mit John Willis die Stadt Lumberton an den Ufern von Drowning-Creek an, machte eine grofse Strecke dieses Flusses schiffbar, und erwarb sich überhaupt um die Beförderung des innern Handels wesentliche Verdienste. Im nächsten Jahre ward er Mitglied des gesetzgebenden Körpers von Nord-Carolina, dann, bey einer neuen Einrichtung des Militär-Systems, Obristlieutenant in der Division von Fayette. Um diese Zeit söhnte er sich mit seiner Familie in England aus, die seinen Antheil an der Revolution auf das lebhafteste gemisbilligt hatte, machte 1788. seinem Vaterlande einen Besuch, und kehrte nach Amerika zurück, wo er, in Auftrag des Statthalters von Virginien, die südlichen Gegenden dieses Landes untersuchte, bey welcher Gelegenheit er die reichhaltigsten geographischen Sammlungen machte. Einige politische für die Ruhe und das Wohl von Amerika höchst wichtige Entdekkungen, zu denen *T.* bey diesem Geschäfte gelangte, veranlafsten eine Mission nach Spanien, wo er anfänglich die freundschaftlichste Aufnahme erhielt, plötzlich aber verabschiedet wurde, nachdem sich Spanien mit Frankreich verbunden hatte; eine Allianz, welcher *T.* allen seinen Einfluss entgegensetzte. Er ging hierauf nach England, wo er mehrere Werke über den Ackerbau und Handel, unter andern einen Plan, die Hauptstadt vermittelst eines schiffbaren Canals zu isoliren, bekannt gemacht hat. Im Anfang des J. 1801. erhielt er die Aufsicht über die Londoner Docken, legte diese Stelle aber nach Verlauf einiger Monate wieder nieder. — *George Prettyman D. D. Lord Bischof von Lincoln*, Pitt's Lehrer in der

Digitized by Google

der Mathematik, dann sein Privat-Secretär, eine Stelle, auf welche seine Erhebung von einer geistlichen Würde zur andern folgte. Der Vf. der Biographie rühmt seine Rechtschaffenheit, die Sorgfalt, mit welcher er sein Amt verwaltet, und die heilsame Strenge, mit der er seine Untergebenen zur Erfüllung ihrer Pflicht anhält. Er ist Vf. einiger Predigten und eines sehr geschätzten Buches: *Elements of Christian Theology.* — *Mrs. Cowley*, eine rühmlich bekannte Dichterinn. Ihr erster dramatischer Versuch, *The Runaway* war das letzte neue Stück, was Garrick (1776.) auf die Bühne brachte. Dieses Lustspiel verdankte seinen Ursprung folgendem Umstande: Mrs. *C.* wohnte der Aufführung eines populären Stücks in Drury-lane bey, und that zufällig die Frage, wie viel es wohl dem Vf. einbringen könnte? Die Antwort war: gegen 500 Pf. Hievon frappirt, fasste sie sogleich ihren Entschluss, und ohne jemanden eine Sylbe zu sagen, setzte sie sich den folgenden Morgen nieder, und schrieb den ersten Akt des Runaway fast ganz so, wie er nachher auf die Bühne kam. Nachmittags zeigte sie ihrem Manne die Arbeit der Frühstunden, erhielt seinen Beyfall, endigte ihr Werk in vierzehn Tagen, und brachte es in Garricks Hände, der lange umsonst dem Vf. nachspürte. Nach Verlauf von sechs Monaten wurde das Geheimniss entdeckt, und Garrick war nicht wenig erstaunt, ein Frauenzimmer zu finden, das kaum die Pension verlassen zu haben schien. Das Stück fand grossen Beyfall und trug seiner Verfasserinn gegen 800 Guineen ein. Mehrere dramatische Werke folgten hierauf, und ärnteten zum Theil noch grössern Beyfall ein. Auch in der epischen Gattung versuchte sie sich nicht ohne Erfolg. Es verdient noch besonders bemerkt zu werden, dass sie alle Pflichten einer Tochter, Gattinn und Mutter auf das vollkommenste erfüllte, und durch ihr Beyspiel die Möglichkeit einer Vereinigung bürgerlicher Verhältnisse und geistreicher Beschäftigungen zeigte. — *James Beattie*, Prof. der Moral und Logik zu Neu-Aberdeen; er ist der Sohn eines schottischen Landmanns von geringen Vermögensumständen, der aber seine Neigung für die Wissenschaften aus allen Kräften unterstützte. *B.* wurde dem Publicum zuerst durch eine Sammlung von Gedichten bekannt (1760.), worauf das *Judgement of Paris* und der *Minstrel* folgte. Späterhin zeigte er sich als Philosoph, in seinem *Essay on the Immutability of Truth in Opposition to Sophistry and Scepticism*, welcher vornehmlich gegen D. Hume gerichtet ist. Diese Schrift trug ihm, auf Lord Mansfields Empfehlung, eine königliche Pension ein, bey deren Ertheilung man erwartete, dass er fortfahren würde, skeptische und profane Meinungen zu bekämpfen. Diese Erwartung wurde durch die im J. 1783. erschienenen *Dissertations moral and critical* nicht getäuscht, auf welche 1786. *Evidences of the Christian religion* folgten. — *Sir John Hely Hutchinson*, Ritter des Bath-Ordens, geb. zu Dublin 1757. Dieser tapfere General, welchem die Unternehmung gegen Aegypten berühmt gemacht hat, befand sich beym Ausbruche des Revolutionskriegs in Strasburg, und benutzte die Gelegenheit, sich mit der Taktik der franz. Armeen bekannt zu machen. Als hierauf England in den Krieg verwickelt wurde, zeigte er, so wie seine ganze Familie, grossen Patriotismus; und half die Franzosen, welche in Irland gelandet waren, unter General Humbert vertreiben. Bey der ersten Unternehmung gegen Holland diente er als Obrist unter Abercrombie, dessen ganzes Vertrauen er genoss; bey der zweyten als General-Major unter dem Herzog von York. Bey der Expedition gegen Aegypten empfahl Abercrombie seinen Freund, der bekanntlich nach seinem Tode das Commando der Armee bekam. Es gereicht ihm sehr zur Ehre, als Mitglied des irländischen Parlaments, mit grossem Eifer für das Beste der Katholiken gearbeitet zu haben. Mit eben so grossem Eifer unterstützte er die Vereinigung mit England. — *James Martin* Esq., eines der ältesten Mitglieder des Parlaments, wo er sich jederzeit in der Opposition durch Liebe zur Freyheit und Gerechtigkeit ausgezeichnet hat. — *Dr. Abraham Rees*, der Sohn eines ehrwürdigen wallisischen Geistlichen, welcher eine Zeitlang der Dissenter-Academie von Hoxton mit grossem Ruhme vorstand, als diese aber im J. 1785. sich auflöste, zu Hackney am neuen Dissenter-Collegio angestellt wurde. Als Gelehrten hat ihn vorzüglich eine vermehrte und verbesserte Ausgabe von Chamber's *Cyclopaedia or Dictionary of Arts and Sciences* berühmt gemacht; nach deren Erscheinung er einmüthig zum Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften ernannt wurde. — *Arthur Young*, Secretär beym Bureau des Ackerbaues. Dieser berühmte Oekonom war zum Landmann gebohren, aber seine ersten Unternehmungen fielen unglücklich aus. Seine zahlreichen Schriften, vornehmlich seine Reisen, sind auch unter uns bekannt genug. Als Secretär des nützlichen Instituts eines Ackerbau-Bureau's ist er ganz in seiner Sphäre, und thut mehr als seine Pflicht erheischt. Vorzüglich waren seine Eigenschaften bey dem drückenden Mangel der ersten Lebensmittel während des Kriegs von grossem Nutzen.

PHILOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Lateinische Sprachlehre* oder *Grammatik* für Schulen, von Helfr. Bernh. *Wenck.* Vierte verbesserte Ausgabe. 1803. X. u. 275 S. gr. 8, (10 Gr.)

Die Aenderungen bey der vierten Ausgabe der Sprachlehre des seitdem verstorbenen Conf. R. *Wenck* beschränken sich auf kleine, nicht wesentliche Verbesserungen. Die dritte Ausgabe wurde in der Allg. L. Z. 1799. N. 263. angezeigt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Januar 1804

NATURGESCHICHTE.

Prag, b. Karl Barth: *Verſuch über die Mineralogie der Alten*, von *Ludwig v. Launay*, k. k. Secretair u. mehrerer Geſellſchaften Mitgliede. Aus dem Franz. 1797. gr. 8.

Der zweyte Theil führt den Titel:

Mineralogie der Alten, oder Darſtellung der Erzeugniſſe des Mineralreichs, wie ſie den Alten bekannt waren, mit hiſtoriſchen Unterſuchungen über den Gebrauch, der in jenen Zeiten davon gemacht wurde, und einer vergleichenden Ueberſicht der alten und neuen Mineralogie, von *Ludw. v. Launay*, k. k. Secretair u. mehrerer gelehrten Geſ. Mitgliede. Aus dem Franz. 1802. 299 S.

Auf dem *dritten Theile* ſteht die Jahrzahl 1803, er beſteht aus 236 S. in gr. 8. ſamt dem lat. Regiſter.

Rec. erhielt den Anfang dieſes Werks vor einigen Jahren unter dem zuerſt angeführten Titel. Dieſer aber enthielt nur die Einleitung bis S. 46. und hatte einen Verbericht des Vfs. ohne Datum, worin er in einer Note bemerkt, daſs er erſt in Prag die deutſche Ueberſetzung von *Millin's Mineralogie d'Homère* habe kennen gelernt; ferner daſs Hr. *von Born* zwar einmal den Gedanken gehabt hatte, ein Werk über die Mineralogie der Alten zu ſchreiben, aber hernach demſelben ganz entſagt habe. Doch gab er dem Vf. vor ſeinem Tode alle zu dieſem Behufe geſammlete Anmerkungen, welche meiſt nur in Citationen beſtanden. Die Nachſchrift des Ueberſetzers, *Oechy, J. U. D. Prag* 1797, iſt folgende: *Gegenwärtiges Werk des durch mehrere Schriften bereits bekannten Hn. v. Launay ſollte erſt bey ruhigen Zeiten in Niederlanden, als dem Lande ſeines beſtändigen Aufenthalts und ſeiner Anſtellung, in franzöſiſcher Sprache — in der es auch verfaſst iſt — herauskommen; Hr. v. L. war zufrieden, auf den Fall, wenn ich die Ueberſetzung über mich nehmen wollte, dies Werk in Prag auflegen zu laſſen. Ich hoffe, in Betreff des Styls meiner Ueberſetzung, um ſo mehr Nachſicht zu erhalten, als blos die Abſicht, dies in ſo mannigfachem Betracht intereſſante Werk gemeinnützig zu machen, mich hiezu bewog, und das Werk ſelbſt einen mehr als vollwichtigen Erſatz dem Leſer leiſten wird.*

Hernach ward mit dem ſpäter erſcheinenden 2ten u. 3ten Theile der Schluſs des erſten Theils bis S. 304. und ein neues Titelblatt: *Mineralogie der Alten* u. ſ. w., wie auf dem zweyten und dritten Theile ausgegeben. Der neue Vorbericht des Ueberſetzers meldete, daſs das Publicum dieſe Ueberſetzung nach der Handſchrift des Vfs. blos ſeinem zufälligen Aufenthalt in daſiger Gegend verdanke. Das Werk beſtehe aus 3 Theilen. Nach einer ausführlichen Einleitung, beſonders über die Bergwerke der Alten, finde man im erſten Theile Erd- und Steinarten abgehandelt, welche die erſte Abtheilung dieſer Mineralogie ausmache. Die hiezu gehörigen Anhänge, nämlich die Lehre von den Felſenſteinen und vom Sande, von vulcaniſchen Produkten und von Verſteinerungen liefere der Vf. nebſt den 3 übrigen Abtheilungen, die Salze, die brennbaren Subſtanzen und die Metalle enthaltend, im zweyten Theile. Der dritte Theil beſchlieſse das Werk mit einer allgemeinen Ueberſicht der alten und neuen Mineralogie, die beſonders denen willkommen ſeyn werde, die eine Vergleichung zwiſchen beiden anſtellen wollen. Hierauf folgt: *Inhalt des erſten Theils*, am Ende aber fehlt ein Regiſter. In dem Vorberichte zum dritten Theile ſagt der Vf.: *So ſehr ich bey Ausarbeitung dieſer allgemeinen Ueberſicht der alten und neuen Mineralogie der erſtern Vollſtändigkeit zu geben bemüht war, ſo wenig nahm ich auf genauere Beſtimmungen in Betreff der letztern Rückſicht; indem meine Arbeit vornehmlich dahin ging, eine Schilderung der mineralogiſchen Kenntniſſe der Alten zu liefern, die heutige Mineralienkunde aber blos als Nebenſache zu betrachten. Doch habe ich in Anſehung derſelben nicht unterlaſſen, eine hinlängliche Anzahl der Gattungen und Arten anzuführen, um jeden Mineralogen in den Stand zu ſetzen, gleichſam mit einem Blicke eine Vergleichung beider Mineralogieen ſelbſt anzuſtellen. Um mich in Beziehung auf die Mineralogie in ihrer heutigen Geſtalt auf Auseinanderſetzungen einzulaſſen, hätte ich entweder die Eitelkeit haben müſſen, ein neues Syſtem aufzuſtellen, oder ich müſste den Entſchluſs gefaſst haben, bekannte Schriftſteller abzuſchreiben. In dem einen Falle hege ich ein groſses Bedenken, im andern aber die gegründete Vermuthung, daſs man meiner Arbeit einen geringern Werth beylegen würde.*

Rec. kannte den Vf. aus verſchiedenen Aufſätzen in den *Mémoires de l'Academie des Bruxelles*, worunter ihn vorzüglich der über den *lapis ſarcophagus* der Alten oder den *lapis Aſſius* aufmerkſam gemacht hatte. Der Inhalt davon iſt: *L.* glaube nicht, daſs ſich beſtimmt behaupten laſſe, daſs es unter den Mineralien, die wir heut zu Tage beſitzen, ein ſolches Mineral gäbe; es ſey nicht dazu gebraucht worden, Gräber daraus zu machen, ſondern, wie heut zu Tage auf vielen Kirchhöfen der Kalk, um die Fäulniſs zu befördern; er ſey ein wahres Salz geweſen, das an der Luft ſehr leicht verwitterte; kleinere Gefäſse konnten eben ſo gut daraus bereitet werden, als jetzt noch aus Steinſalz. In dem vorliegenden Werke wird im 3ten Theile S. 139—142. davon gehandelt, und das Reſultat iſt folgendes: *Was mich anbelangt, ſo ſcheint es mir*

ziemlich schwer, den lapis Assius für etwas anders als eine steinigte mit einer Salzmaterie vermengte Substanz zu halten. Auf die gedruckte Abhandlung des Vfs. wird weder hier noch sonst in einer Anmerkung verwiesen oder Rücksicht genommen. Zwar führt der Vf. die Meinung des *Wallerius* an, dass der *lapis Assius* eine Kalkerde gewesen sey, lässt sich aber auf Gründe dafür oder dawider nicht ein. Rec. glaubte dafür einen unwidersprechlichen Beweis in der von *L.* ausgelassenen Stelle des Theophrastus im Fragment vom Feuer (S. 431. Heinf.) zu finden, wo es heisst: ὅτι μὲν γὰρ ὁ λίθος ἐργάζεται τῇ θερμότητι καὶ τῇ φύσει θερμὸς ὢν· σημεῖον τὸ γίνεσθαι κονίαν ἐξ αὐτοῦ, man mag nun κονίαν durch Lauge oder durch Kalk zum Tünchen übersetzen.

Von dem vorliegenden Werke kann Rec. nicht anders urtheilen, als dass es um ein halbes Jahrhundert zu spät kommt, und der Uebersetzer nichts Unnützeres hätte unternehmen können, als diese Arbeit, wozu er durchaus nicht Kenntniss weder der Sachen noch der deutschen Sprache hatte. Mit Ekel muss man sich durch die undeutsche durch Druck- und Sprachfehler aller Art verunstaltete Dolmetschung durcharbeiten, oft ohne den Sinn des Originals errathen zu haben. Der Vf. selbst mochte wohl zu seiner Belehrung Sammlungen aus den Schriften der Alten machen; aber um als Lehrer über die Mineralogie der Alten öffentlich aufzutreten, hätte er sich erst noch viele und mannigfaltige Kenntnisse erwerben müssen, welche ihm durchaus fehlen. Die erste, unerlässliche Erforderniss zu einem solchen Unternehmen war Kenntniss der alten Sprachen, und zwar keine gemeine, die sich allenfalls mit dem ersten besten Wörterbuche oder mit den gewöhnlichen philologischen und kritischen Anmerkungen über die alten Schriften behilft, sondern eine genaue kritische, welche sich da, wo andere ohne Sachkenntniss im Finstern tappten, selbst Licht verschaffen, und durch künstliche Benutzung und Combination der Sachkenntnisse aus einzelnen Spuren und Datis die Natur oder doch den Gebrauch der erwähnten Mineralien errathen kann. Dagegen aber geht dem Vf. die Kenntniss der griechischen Sprache ganz ab, und er behilft sich im Nothfalle mit den lateinischen Uebersetzungen. In den lateinischen Schriftstellern, insonderheit im Plinius, sucht und findet der Vf. blos, was ihm die gemeinsten Ausgaben und Lesearten darbieten, überlässt sich gutmüthig der Leitung des ersten besten Auslegers, der ihm zur Hand ist; und beym Gebrauche der Nachrichten aus Plinius ahndet er gar nicht, dass das ganze Werk des Römers ein aus den verschiedensten, heterogensten, griechischen und lateinischen Schriften zusammengestoppeltes, oft fehlerhaft übersetztes und mit der grössten Behutsamkeit da, wo man das übersetzte oder excerpirte Original nicht vergleichen kann, zu benutzendes Machwerk sey, zu welchem Plinius von dem seinigen nichts als einen grämlichen oft bittern Witz beymischte, welchem zu Gunsten die natürlichsten Vorstellungen der Gegenstände oft ganz verzerrt und verworren werden mussten. Aber auch die Sammlung der über einen Gegenstand vorhandenen Stellen und Notizen der Alten ist nichts weniger als vollständig, und dies aus ganz begreiflichen Gründen, weil der Vf. nicht alle Schriftsteller selbst gelesen hatte, auch nicht lesen konnte, sondern bey seinen Forschungen sich immer von einem Notenmacher zum andern weisen liess, und von ihnen willig annahm und wiedergab, was er bekommen hatte.

Aber nicht allein die Kenntniss der alten Sprachen reicht zu, um die über mineralogische Gegenstände sprechenden Schriften und Stellen der Alten zu verstehen und zu erklären, dazu gehört vollkommene Kenntniss der Sachen. Nun aber ist es mit der Mineralogie, so wie sie bisher ohne Anwendung der Chemie betrieben und gelehrt worden war, eine ganz eigne und missliche Sache, wenn es auf Anwendung und Vergleichung derselben mit den alten Nachrichten ankömmt, wo man blos Anwendung und Benutzung der Erden und Steinarten angemerkt, aber nicht das geringste Kennzeichen seiner äussern Beschaffenheit oder seines Geburtsorts angegeben findet. Hier musste der Erklärer entweder schweigen, oder sich mit allgemeinen Bestimmungen behelfen, welche ihm die Anwendung der genauern chemischen Kenntnisse an die Hand gab. Weiter lässt sich überhaupt in diesem Fache wohl schwerlich jemals die Untersuchung fortführen; und damit wollten wir auch sehr gern zufrieden seyn, wenn Hr. *L.* solche Resultate geliefert hätte. Aber er selbst mag nur eine dürftige Kenntniss der neuern Mineralogie, und noch eine geringere der Chemie zu Gebote haben, oder, wenn er sie in grösserm Maasse hatte, so wendete er sie doch nie gehörig an, um damit die abgehandelten Gegenstände zu erhellen. Mit der chemischen und philologischen Literatur der letzten zwey Decennien muss der Vf. ganz und gar unbekannt seyn. Denn nirgends findet sich in seinem Werke eine Spur, dass er z. B. die Göttinger Preisschriften, über die Metallurgie und Bergwerkskunde der Alten; die vielen und trefflichen Forschungen und Abhandlungen des Hn. *Beckmann* über mineralogische Gegenstände in den alten Schriften, oder auch die in neuern Reisebeschreibungen und chemischen Schriften über verschiedene Gegenstände der alten Mineralogie gegebenen Aufklärungen und Nachweisungen gekannt und benutzt habe. Daher muss Rec. das ganze Buch für unbrauchbar erklären, und alle diejenigen davor warnen, welche etwa, durch die Aufschrift angelockt, glauben und hoffen möchten, darin die so oft gewünschten Aufschlüsse über mineralogische Gegenstände zu finden, welche ihnen bey Lesung der Griechen und Römer dunkel blieben, und die sie mit keinem bis jetzt bekannten Hülfsmittel zu erklären wüsten. Um die Leser in den Stand zu setzen, selbst zu entscheiden, wählen wir aus demselben einen Theil, welcher die Erdarten betrifft, und zwar diejenige, welche unter allen am meisten und allgemeinsten ehemals, so wie noch jetzt, benutzt ward, und ohne deren genauere Kenntniss man diejenigen nicht erkennen und erklären kann, welche davon

davon nur einen Theil beygemiſcht haben, nämlich den *Thon*.

Aus *Theophraſtus* wird eine einzige Stelle aus dem Buche περὶ μετάλλων nach *Baumgärtners* Ueberſetzung (der Hilliſchen Ueberſetzung) angeführt (S. 217.), welche ſo lautet: *Die Erde hat die Eigenſchaft, flüſſig zu werden, ihre erſte Beſchaffenheit und Feſtigkeit zu verändern, hernach aber hart zu werden. Sie ſchmelzt eben ſo wie die Steine, wenn ſie mit foſſiliſchen und ſchmelzbaren Erzeugniſſen vermiſcht wird; man erweicht ſie, und macht Backſteine daraus, welche von verſchiedener Art, aber alle mittelſt der Feuchtigkeit und Hitze verfertiget ſind.* Die Bemerkungen darüber, aus *Hill's* Commentar wiederholt, ſind trivial und lehren nichts. Nicht einmal der griechiſche Name des Thons wird angezeigt. Die Ueberſetzung *Backſteine* iſt auch nicht genau; denn Theophraſtus nennt allein Mauerſteine πλίνθους, und den Ziegelthon γῆν, welchem unſre *Erde, gebrannte Erde*, gleicht. Ueberdies nennt Theophraſtus beſtimmt die *bunten* (ποικίλας) Mauerſteine und die *Lagerſteine* (συντιθεμένας), welche Notiz für den Geſchichtſchreiber der Wiſſenſchaft und der Töpferkunſt nicht unwichtig iſt. Aber der gemeinere Ausdruck für dieſen Thon war πηλὸς, wie das lateiniſche *lutum*. So nennt ſchon *Hippokrates* Thon mit Haaren gemiſcht πηλὸς τριχώδης, welcher bey Theophr. (*cauſ. plant.* 1, 6.) τετριχωμένος πηλὸς heiſt, *Ariſtophanes* (*Avium* 686.) die Menſchen πλάσματα πηλοῦ, und den Mauerthon kneten πηλὸν ἀργάζειν. (*ibid.* v. 839. vergl. v. 1141. u. *Eccleſ.* v. 316.). Aber auch den Thon zu Töpfer- und Bildnerarbeit bezeichnete man mit demſelben Namen, wie der Ausdruck bey *Dioſkorides*, πηλὸς κεραμικὸς, *Töpfererde*, zeigt; ferner die ἀγάλματα ἐκ πηλοῦ, *Bilder aus Thon*, bey *Pauſanias* (1, 2.), welcher (1, 3.) dieſelben ἀγάλματα ἀπλῆς γῆς, *ungebrannte Erde*, nennt, wo er dergleichen auf dem Ziegeldache der Königshalle im Keramikus zu Athen fand. Dies ſind die *ſigna futilia*, auch *Tuſcanica* genannt, der Römer, die älteſte Bildnerarbeit, welche der πηλοπλάθος verfertigte. *Plato* (*Theaeteti ſect.* 4.) nennt mit demſelben Namen (πηλὸς) den Thon der Ziegler (πλινθουργῶν), Töpfer (χυτρέων) und Bildner (κοροπλάθων). Die πλαστικὴ iſt eigentlich die Kunſt, welche dieſen Stoff bearbeitet, und ſo nennt ſie *Lucian* (1. p. 19.), welcher an derſelben Stelle (p. 19.) bemerkt, daſs die Athener alle Thonarbeiter (πηλουργοὺς), als Töpfer und Ofenmacher (ἰπνοποιοὺς) mit dem Namen des Menſchenbildner *Prometheus* benannten. Der Ausdruck πηλοπλάθος findet ſich an derſelben Stelle Lucians (p. 18.). ἰπνοπλάθος fand *Timaeus* der Lexicograph in der oben angeführten Stelle von Plato neben den κοροπλάθοις genannt. Wie die Waare ausgebrannter Erde σκεύη γήϊνα hieſs, eben ſo von dem zweyten Worte σκεύη πήλινα.

Ein drittes Wort κέραμος, ὁ, bezeichnete urſprünglich den zu Dachziegeln genommenen Thon, daher auch den Dachziegel ſelbſt, ſo wie das Ziegeldach, und ſpäterhin alle irdene Waare, welche daher mit dem Beywort κεράμεον, κεραμοῦν ἀγγεῖον, σκεῦος, belegt ward. Die zur Töpferwaare gebräuchliche Erde hieſs κεραμὶς, γῆ κεραμικὴ und κεραμῖτις. Dieſe ſahe man ſchon in den älteſten Zeiten als die Grundlage von Quellwaſſer an. Denn Plato, wo er der alten Polizeygeſetze von Athen erwähnt (*Legum* 8. p. 429.) führt daraus an, daſs nur demjenigen erlaubt ſey, vom Nachbar Waſſer zu hohlen, der auf eignem Grunde keins finden konnte, nachdem er bis auf die Tiefe gegraben hatte, wo er eine Lage von Töpferthon fand (μέχρι τῆς κεραμίτιδος γῆς). Klemens aus Alexandrien hat da, wo er dieſe Stelle wiederholt (*Stromat.* I. p. 321.), Jungfererde (παρθένιον γῆν) genannt; ein Name, der zu ſeiner Zeit von dieſem Thonlager gegolten haben mag. Plutarch (*de aere alieno vitando p.* 207. *ed. Hutten*) giebt von dem Platoniſchen Geſetze den phyſiſchen Grund ganz richtig an. Im griechiſchen Werke vom Landbau (2. K. 49.) verſichert man, daſs in jedem Boden, tief oder flach, ſich Töpfererde finde. Plinius, in der Stelle, wo er vom Brunnengraben ſpricht, verſichert im Allgemeinen, daſs unter dem Thonlager ſich keine Waſſerader mehr finde, *figularis creta ſemper adimit ſpes*. Die *Geoponica* (2, 5.) geben die γῆ ἀργιλλώδης und κεραμῖτις als eine ſolche Erde an, welche den Regen und alle Feuchtigkeit nicht einſaugen, und daher keine guten Anzeigen beym Brunnengraben geben. Ueber die Wahl der Erde zu den irdenen Weingefäſsen wird in der griechiſchen Sammlung vom Landbau (*Geopon.* 6, 3.) nur das wenige angeführt, daſs einige dazu den rothen, andere den weiſsen Töpferthon (κεραμῖτις γῆ) wählten; bisweilen würden auch beide Arten gemiſcht. Die daraus verfertigten und gebrannten Gefäſse wurden friſch, ſo wie ſie aus dem Ofen kamen, wenigſtens zum Weingebrauche, gepicht (*Ib.* K. 4.). Die rothe Töpfererde wird an einer andern Stelle (10. K. 75. §. 12.) πυῤῥὴ γῆ genennt, da wo die Anweiſung ſteht, daſs man den Spalt des gepfropften Stammes mit weiſsem Thone (πηλῷ ἀργιλλώδει) verſchmieren ſolle, nicht aber mit rother Erde; denn dieſe ſey dazu deswegen untauglich, weil ſie den Stamm verſenge, alſo hitzig ſey. Cato (*de Re ruſtica cap.* 2.) nimmt zu demſelben Zwecke weiſsen Thon mit Sand und Kuhmiſt vermiſcht (*argillam vel cretam*). In der Anweiſung, wie man Mauerſteine (*lateres*) verfertigen ſolle, nehmen die lateiniſchen Schriftſteller ebenfalls weiſsen und röthlichen Thon. Vitruv (2, 3.) ſagt *ex terra albida cretoſa ſive de rubrica*, wofür Palladius (6, 12.) *ex terra alba vel creta vel rubrica*, Plinius (35. *ſect.* 49.) *e cretoſo et albicante aut ex rubrica*, ſagen. Aber Vitruv ſetzt noch hinzu: *ante etiam maſculo ſabulone*, wo man nicht an Sand denken darf; denn vorher hatte V. ausdrücklich *lutum arenoſum*, *calculoſum* und *ſabuloſum* verworfen. Eben dieſer Vitruv ſagt bey Gelegenheit des Brunnengrabens (8, 1.) *item ſabulone maſculo, arenaque carbunculo certiores et ſtabiliores ſunt copiae, eaeque ſunt bono ſapore*. Dieſe Verbindung zeigt ſchon hinlänglich, daſs *ſabulum maſculum* eine röthliche Thonart ſeyn muſs, ähnlich der *rubrica*, welche den *ager rubricoſus* und *terra rubricoſa* bey Cato (*R. R.* 34, 2. und 128.) bildet. Die Lateiner brauchen *creta* ohne Unterſchied vom Töpferthone überhaupt, auch mit dem Zuſatze *figularis*, bisweilen aber im engern Sinne vom

vom weifsen Thone, den der Grieche ἄργιλος nannte. Eben so brauchte der Römer sein *argilla*, bald mit dem Zusatze *figularis* für Töpferthon im Allgemeinen bald für weifsen Thon. Von ἄργιλος, *argilla*, hat *Launay* gar nichts gesagt. Folgende Data hat Rec. aus Theophrastus gesammelt. *Einige Erdarten werden für fuß gehalten, wie die* ἄργιλος, heifst es bey ihm (*caus. plant.* 6 ‘ 3.), womit vollkommen übereinstimmt, was Plutarchus (*Quaest. Symp.* 5. K. 3.) aus ihm anführt: *Theophrastus führt an, daß dasjenige Land, welches die Föhrenart* πίλος *hervorbringt, den fußesten Wein trage, und giebt davon als Ursache die Wärme der Erdart an. Ueberhaupt wüchsen diese Föhren am liebsten in solchem thonigen Boden* (ἀργιλώδεσι τόποις); *die* ἄργιλος *sey warm, und vermöge daher den Wein vollkommen zu kochen, so wie auch aus einem Lager von* ἄργιλος *das leichteste und fußeste Wasser hervorquelle.* Den letzten Satz wiederholt Plinius (31. *sect.* 28.) *aqua semper dulcis in argillosa terra*, und anderwärts (17. *sect.* 3.) empfiehlt er diese Thonart zum Weinbau: *Cretam in Albensium Pompejanorum agro et argillam cunctis ad vineas generibus anteponunt, quamquam propinquos, quod excipitur in eo genere.* Columella (3. K. 11.) nennt diese Erdart *cretosa humus*, und verwirft dagegen die reine *creta figularis* welche andre *argilla* nannten, als ganz unbrauchbar und schädlich. An einer zweyten Stelle (*hist. pl.* 9, 4.) nennt Theophrastus einen Boden γῆν ὑπάργιλλον καὶ πλακώδη, und bezeichnet sie noch besonders durch den Zusatz, *in welcher selten Quellwasser zu finden sey. Gaza* hat dies *terra subargilla et sabulosa* übersetzt. Sonst hielten die Alten ἄργιλον für eine zur Erzeugung der Gewächse unfruchtbare Erde, wie man aus den in *Hesychius* und im *Etymol. M.* unter ἀργεννοῦσαι aufbewahrten Bemerkungen ersieht. Ueberhaupt erklären die alten Grammatiker das Wort ἄργιλος für eine weifse Erdart, Hesychius auch für eine Walkererde. So haben einige Handschriften in *Dionysii Periegesis* V. 1176. ἀργιλόεσσα statt ἀργινόεσσα, d. i. *die weifse;* aber die Prosodie gestattet jene Lesart durchaus nicht. In den griechischen Büchern vom Landbau (7. K. 12 §. 19.) findet sich ein Recept, den Wein zu schönen. Man soll, so wie der Wein oder Most abgegohren hat, ἄργιλος hineinwerfen. Wenn man diese röstet, soll sie dem Weine einen angenehmen Geruch geben (εὐώδη ποιεῖ); als Ursache wird angegeben: *denn sie ist süfs* (ἔστι γὰρ γλυκεῖα). Aber die ganze Stelle ist offenbar verderbt und zugleich verstümmelt, wie man aus der Uebersetzung abnehmen kann, welche Petrus Crescentius nach dem lateinischen Werke von Joannes Burgundicus *Liber Vindemiae* (wovon man Niclas über *Geoponica* S. 467. und Tozzetti Reisen I. S. 131. nachsehen kann) gegeben hat. Denn dieser hat καὶ εὐώδη τὸν οἶνον ποιεῖ καὶ γλυκὺν übersetzt; und die folgende Lücke, welche Niclas gar nicht bemerkt hat, füllt Cresc. mit den Worten aus: *reptilia enim hieme eam comedentia vivunt.* Es fehlt also im gr. Texte das Wort ἑρπετά. Nun folgt: *der Argilus macht auch den Most süfs und dauerhaft.* Schon diese Anzeige allein würde hinreichen, in der ἄργιλος eine Mergelart, d. i. eine aus Thon und Kalkerde gemischte Art, zu erkennen. Denn als solche benimmt sie dem Moste die übermäfsige Säure. Dies sind alle Stellen, welche Rec. über diese Thonart auffinden konnte. Aber aufserdem findet er λευκάργιλος genannt, welche *L.* allein aus Plinius (C. 17, 7.) anführt, wo vom Mergel und der in Britannien und Gallien üblichen Düngung mit Mergel die Rede ist: *Non omisere et hoc Graeci — Leucargillon vocant candidam argillam, qua in Megarico agro utuntur, sed tantum in humida frigidaque terra.* Die Geoponica (5, 26.) nennen eine Erdart λευκάργιλλον als eine schwache und magere Erde, der man mit Kuhmist zu Hülfe kommen müsse.

In wie fern die von Theophrastus (*caus. pl.* 2, 5.) λευκόγειος genannte Erdart davon verschieden sey, oder damit übereinstimme, läfst sich nur errathen. Er nennt als dem Oelbaum sehr zuträglich den Boden, welchen er σπιλὰς nennt, und setzt hinzu, dies gelte noch mehr von der weifsen Erde (λευκόγειος), weil sie Feuchtigkeit und viel Luft oder Dampf (πνεῦμα) enthalte. Gaza übersetzte hier *Argilaceum — et candidum solum.* Vielleicht folgte er dem Plinius (17. sect. 30. no. 2.), welcher aus dem übersetzten Mago anführt: *in colle et siccis et argilla inter autumnum et brumam seri jubet, in crasso aut humido aut subriguo a messe ad brumam.* Aber diese Stelle enthält eine Alternative, und kann keinen Beweis geben. Mehr aber die Glosse bey Hesychius, welche σπῖλος durch γῆ κεραμικὴ erklärt. Wirklich sagt auch Columella (5 C. 8.): *aptissimum genus terrae est oleis, cui glarea subest, si superposita creta sabulo admista est; non minus probabile est solum, ubi pinguis sabulo est. Sed et densior terra, si arida et laeta est, commode recipit hanc arborem. Creta ex toto repudianda est, magis etiam scaturiginosa.* Die Geoponica (9, 4) geben dem feuchten Boden den ersten Rang, den zweyten der λευκάργιλλος, den dritten der σκληράργιλλος. Diese letzte Benennung findet Rec. sonst nirgends; die erste aber nennen die Geopon. (2, 27, 3.), und machen davon einen Anstrich, um damit die aus Lehm geklebten Wände des Kornmagazins von aufsen und innen zu überziehen. Zu einer Muthmafsung über die λευκόγειος γῆ führt noch die Bemerkung in den Geopon. 12, 30. u. 31., dafs man Knoblauch ἐν τοῖς λευκογείοις, Zwiebeln aber in rother Erde säen soll. Dasselbe wiederholt Palladius 2, 14, 5. und 12, 6, 1., welcher *terra alba* nennt, wofür Albertus geradezu *terram argillosam albam* gesetzt hat.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Januar 1804

NATURGESCHICHTE.

PRAG, b. Barth: *Verſuch über die Mineralogie der Alten*, von *Ludw. v. Launay.*

(*Beſchluſs der in Num. 8. abgebrochenen Recenſion.*)

Von der Samiſchen Erde werden die Stellen aus Theophraſtus, Dioſkorides und Plinius nach der lateiniſchen und deutſchen Ueberſetzung wiederholt, und mit grundloſen Muthmaſsungen verbrämt, wie z. B. die Etymologie von der einen Art der Samiſchen Thonerde, κολλύριον, iſt, welche ihren Namen von Farbe des Brodes, κολλύρα, in Aſche gebacken, haben, und aſchenfarbig geweſen ſeyn ſoll. Woher hatte *Hill*, dem *L.* dieſes nachſagt, die Nachricht? Warum brauchte *Hill* nicht lieber die Stelle aus Lucians Alexander Cap. 21., um wenigſtens den Gebrauch der Erde durch eine Muthmaſsung zu erläutern? κολλύριον hieſs nämlich zu Lucians Zeiten eine Compoſition aus hartem Pech (*pix Brutia*), Aſphalt und zerriebenem Marienglas (λίθου διαφανοῦς), worin man, ſo lange ſie warm war, Siegel abdrucken konnte; wenn ſie erkaltet und erhärtet war, diente ſie dazu, das nämliche Siegel auf erbrochene Briefe zu drucken. Kann man nicht annehmen, daſs die Samiſche Erde deſſelben Namens urſprünglich ebenfalls gedient habe, um Siegel darein zu drucken? und daſs die ſpäterhin eben ſogenannte Compoſition ſich nur durch die Härte unterſchied, welche ſie nach dem Eindrücke annahm?

Daſs die Erde von der Inſel Melos ein ſchöner weiſser Mergel geweſen ſey, behauptete *Hill*; *L.* will lieber eine Thonerde daraus machen, ohne den Beweis dafür zu geben. Nun wiederholt er *Hill's* Beweiſe dafür, daſs die Farbe weiſs wäre. Daſs *Sil* und *ochra* einerley ſey, wird S. 228. und 229. ausgeführt, ohne die Gründe anzuführen, welche die irrige Meinung veranlaſsten, daſs Sil eine vom Ocher verſchiedene Farbe ſey. Hierauf von der Sinopiſchen Erde, der kimoliſchen und den von Plinius erwähnten Mergelarten, und zuletzt von dem Gebrauche, welchen die alten Künſtler vom Thone gemacht haben, wo faſt alle Gegenſtände nur im Allgemeinen berührt, aus fehlerhaften Ausgaben und elenden Ueberſetzungen erzählt, und durch vielfache Fehler in den Namen der Perſonen und Länder verunſtaltet werden. Von der kimoliſchen Erde wird S. 236. ihre Benutzung zum Kleiderputzen im Allgemeinen angeführt, und bemerkt, daſs einige ſie für eine Thonart, *Tournefort* für eine Kreidenart, *Hill* aber für einen Mergel halte; welche letztere Beſtimmung *L.* für unzulänglich hält, ohne was Beſſeres dafür zu geben. Weil dieſe Erde vorzüglich zum Reinigen der wollenen Mannskleider gebraucht ward, ſo erklären Galenus und Erotianus die σμηκτίδα γῆν bey Hippokrates durch τὴν Κιμωλίαν; aber der Scholiaſt des Ariſtophanes über die Fröſche v. 725. giebt eine ganz verſchiedene Erklärung, indem er ſagt: *Kimoliſche Erde iſt die Muttererde vom Nitrum* (mineraliſchen Alkali), *aus welcher das Nitrum bereitet wird* (νιτροποιὸς γῆ, ἐξ ἧς τὸ νίτρον). Wenn dieſe Angabe gegründet wäre, ſo lieſse ſich wohl eine nähere Beſtimmung darauf bauen. Aber ſchwerlich hat die Erklärung einen phyſiſchen Grund. Nur ſoviel lernt man aus der Stelle des Textes, wozu ſie gehört, daſs die kimoliſche Erde zu Athen in den öffentlichen Bädern neben oder zugleich mit dem Laugenſalze zum Reinigen und Abwaſchen des Körpers gebraucht ward. Unter den Neuern hat zuletzt noch *Emmerling* die kimoliſche Erde des Theophraſtus zu ſeiner Walker-Erde gezogen (*Lehrbuch der Mineralogie*, 1. *B.* 2. *Th.* *S.* 344. *zweyte Ausg.*), wohin ſie durchaus nicht gehört; vielmehr iſt es unſtreitig der von *Klaproth* unterſuchte und benannte Cimolith, den er von *Hawkins* empfangen hatte. Dieſer war von der Inſel Argentiera mitgebracht, welche ehemals Κίμωλος hieſs, wovon *Klaproth* den Namen mit λίθος zuſammenſetzte, und alle Eigenſchaften durch Verſuche beſtätigte, welchen die Alten von ihrem Gebrauche anführen. Aber keine Spur von Natron findet ſich in dieſer Erde, ſondern der vorwaltende Beſtandtheil iſt Kieſelerde. Es iſt ein Fehler, wenn zu dieſer *kimoliſchen Erde*, wie *Emmerling* ſie mit *Klaproth* nennt, die Stelle aus Plin. 35. C. 57. angeführt wird, zu der Walkererde aber Theophraſts χιμωλία, als wären beide verſchieden, da Plinius weiter nichts davon geſagt hat, als was er im Theophraſtus oder Dioſkorides 5, 176. vorgefunden hatte. Doch einen technologiſchen Umſtand erwähnt Plinius (35. C. 18.), welcher verdiente von *L.* angeführt zu werden, und welcher ſich durch *Klaproths* Verſuche erläutert und beſtätigt findet. Die kimoliſche Erde ward zu Rom vorzüglich zur Reinigung von bunten wollenen Kleidern gebraucht, wozu die ſardiniſche untauglich war, womit zuerſt die Kleidungsſtücke ausgewaſchen wurden. Nachdem ſie geſchwefelt worden, brauchte man die kimoliſche Erde: *deſquamatur cimolia*, welche die echten Farben vollkommen erhielt und ihren Glanz wiederherſtellte: *veros autem pretioſos colores emollit Cimolia et quodam nitore exhilarat contriſtatos ſulphure.* Einige Nachrichten über den inländiſchen Gebrauch und die Gewinnung giebt *Sonnini* (*Voyage en Grèce et en Turquie*, T. II. p. 37-42.). Nach dem vorläufigen Berichte im *Magaſin encyclopédique*

dique an VII. no. 22. p. 198. hält *Olivier*, welcher die Grube auf der Inſel unterſucht hat, die kimoliſche Erde für einen durch unterirdiſches Feuer decomponirten Porphyr.

In der Erzählung von der Anwendung des Thons werden die ungebrannten Mauerſteine nur einmal beyläufig genannt (1. S. 241.), unter den gebrannten aber werden die ſchwimmenden nicht einmal erwähnt, welche *Febroni* in Italien aus derſelben Erdart bereitet hat. Bey Erwähnung der irdenen Gefäſse meynt er S. 243., daſs, ehe man die Töpferſcheibe kennen lernte, die Gefäſse blos mit den Händen gearbeitet worden ſind. Aber auch nachdem die Scheibe erfunden und bekannt war, arbeitete man die gröſsten Weingefäſse alle auf der Erde liegend mit den Händen, wie die oben angeführte Stelle der Geoponica lehrt; und auſserdem lehrt eine Stelle im Pollux (*Onomaſtici* 7, 164.), daſs bey dieſer Arbeit ein Gerüſt von Holz oder ein Kern diente, über welchen man den Thon anlegte. Dieſer Kern hieſs κάναβος, wovon das Franzöſiſche *canevas*, eben ſo wie das Holz, über welchem der Modellirer das Wachs oder den Thon zu dem Modelle anlegte. Bey den irdenen Gefäſsen verweilt *L.* etwas länger, und glaubt in verſchiedenen, von *Caylus* angeführten, Gefäſsen und Scherben Porcellanerde entdeckt zu haben. Alles beruht auch hier auf fremden Notizen und Meinungen. S. 250. heiſst es in der Anmerkung: *Wir werden weiter unten etwas Beſtimmtes über den Gebrauch erfahren, den die Alten von dem Thone machten, um Formen daraus zu verfertigen, woraus ſie Erz goſſen.* Aber S. 251. ſteht weiter nichts davon, als folgende Worte: *Man lieſet in der Bibel, daſs Salomon in eine ſolche Erde Vaſen vom reinſten Erz gieſſen lieſs.* Paralipom. 2, 4, 16. u. 17. Das wäre alſo etwas Beſtimmtes! Die Griechen haben die thönerne Form mit Löchern, worein kupferne Gefäſse und Bildniſſe gegoſſen wurden, λίγδας und χόανας oder χῶνας genannt, über deren Geſtalt und Gebrauch hier Rec. ſich nicht weiter auslaſſen kann.

Da *L.* bey der *rubrica* ſogar den Gebrauch derſelben zur Bezeichnung derjenigen Bäume in der Pflanzenſchule aus Columella (hier heiſst er immer Columelle) erwähnt, ſo konnte man hier mit weit gröſserm Rechte eine Nachricht von der Thonart ἄργιλος erwarten, welche die Griechen unter die Getraidearten, beſonders aber unter den Weizen, miſchten. Plutarch (*Quaeſt. Symp.* 5, 3.) giebt aus Theophraſtus den Nutzen davon an, daſs die Miſchung ein reichliches Uebermaaſs gebe, und das Korn ſelbſt gröſser mache, indem ſie durch ihre Wärme daſſelbe aufblähe. In dem Werke von der Geſchichte der Pflanzen nennt Theophraſtus blos eine *gewiſſe Erdart*, welche an verſchiedenen Orten beygemiſcht werde, um den Weizen in der Scheuer oder im Kornmagazin zu bewahren (8, 11.). Die Geoponica (2, 27, 8.) nennen es γῆν ἀργιλλώδη, Strabo (12. p. 572.) Chalcidiſche Erde, ſo wie Varro (R. R. 1, 57.), Plinius aber (18. f. 73.) *Chalcidica aut Carica creta.* Alle aber wollen damit den Weizen blos vor der Verderbniſs bewahren.

In dem dritten Theile werden alle die im erſten erwähnten Erden wiederum namentlich aufgeführt, und meiſtentheils das bereits Geſagte kurz wiederholt, oft auch eine und die andere Stelle eines alten Schriftſtellers von neuem hingeſetzt, ohne daſs der Leſer nur einen Wink von irgend einer neuen Bemerkung erhält. Hinter den Thonarten läſst er im Texte (S. 108.) einen leeren Platz, aber am Rande führt er unter einander abgeſetzt *Boluserde*, *Verhärteten Thon*, *Schieferthon*, *Wetzſchiefer*, *Steinmark* und *Trippel* an. Hierauf läſst *L.* unter der Aufſchrift *Anmerkungen* noch einige Erden folgen, wovon im Plinius Meldung geſchehe, welche zu Farben dienten. Zuerſt *caeruleum*, dann *Paraetonium*, *Chryſocolla*, *Indicum*, *Armenicum*, *Creta viridis* und *Terra Galata*, *Clupea*, *Balearica*, *Ebuſiana.* Von dieſen wählt Rec. blos *Caeruleum* und *Chryſocolla*, um den Leſer ganz mit der Methode des Vfs. bekannt zu machen. Die Stelle von der Chryſocolla lautet S. 105. alſo: *Dieſes war, wie wir aus dem Plinius ſehen, eine flüſſige Materie, die ſich in den Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleybergwerken fand. Man verſchaffte ſich auch nach unſerm Auctor eine künſtliche Chryſocolla, indem man das Waſſer in dieſe verſchiedenen Bergwerke laufen und einige Zeit ſtehen lieſs; und dies Waſſer nahm von der Materie, welche eigentlich die Chryſocolla war, an ſich; dieſes iſt alſo, bemerkt Plinius, nichts anders als das Produkt von der Auflöſung der Erze: ut plane intelligatur nihil aliud chryſocollā quam vena putris. Die natürliche Chryſocolla unterſchied ſich von der künſtlichen darin, daſs erſtere härter als die andere war, und lutea hieſs (gelbe Chryſocolle); jedoch muſste ſie zu dem Gebrauche, den man von ihr machte, vorher mit dem Safte eines Krautes gefärbt werden, welches lutum hieſs, und ſie nahm eben ſowohl als die Leinwand und die Wolle die Farbe von vegetabiliſchen Säften an. Et tamen illa (nativa chryſocolla) quoque herba, quam lutum appellant, tingitur. Natura eſt, quae lino lanaeve, ad ſuccum bibendum* (35, 5, 26.) *Groſse glaubt, daſs die Chryſocolle nichts anders als ein Ocher oder verwittertes Erz war.* Sonach giebt uns alſo *L.* das Reſultat nicht ſeiner eignen Forſchungen, ſondern die Meinung des deutſchen Ueberſetzers vom Plinius! Alſo ſoll die Chryſocolla ein verwittertes Erz oder ein Ocher ſeyn; doch wohl von allen den genannten Erzen? Wenigſtens kann der Leſer nichts anders aus dem Vorhergehenden folgern. Doch *L.* ſelbſt, wo er von der Bereitung der künſtlichen redet, und nach Plinius erzählt, daſs man Waſſer in die verſchiedenen Bergwerke laufen und einige Zeit ſtehen lieſs, ſagt, daſs dies Waſſer von der Materie an ſich nahm, welche eigentlich die Chryſocolla war. Sonach fand ſich alſo die Chryſocolla ſchon fertig vor; denn das Waſſer nahm ſie nur an ſich. Aber wie paſst dazu das Folgende: *Dieſes iſt alſo nichts anders, als das Produkt von der Auflöſung der Erze.?* Wodurch ward denn das Erz aufgelöſet, wenn das Waſſer die Chryſocolla blos aufnahm? Wenn die Chryſocolla eine flüſſige Materie war, wie konnte die natürliche von der künſtlichen ſich durch die Härte unterſcheiden? Hier hat *L.* die Erzählung des Plinius offenbar verſtümmelt. Pl. nennt zwar die Chryſocolla einen *humor in puteis*

puteis per venam auri defluens, aber dies geht blos auf die Entstehungsart; die eigentliche Beschaffenheit und Consistenz bestimmen die folgenden Worte: *crassescente limo rigoribus hibernis usque in duritiem pumicis.* Die Chrysocolla glich also dem *pumex* an Korn und Härte. Der Winterfrost hat damit nichts zu thun, sondern ist wahrscheinlich eine Erfindung oder Hypothese von Plinius, weil man im Winter die Grubenarbeit unterliefs, und im Frühjahre die Chrysocolla verhärtet fand. Denn sonst hätte Plinius bey der künstlichen dieselbe Entstehungsart annehmen müssen. So aber sagt er davon, dafs man den ganzen Winter hindurch bis in den Junius das Wasser auf die Erzadern leitete, dann aber im Junius und Julius trocknete. Hierauf setzt Pl. hinzu: *ut plane intelligatur — quam vena putris.* Dafs Chrys. eine harte Substanz und keine Flüssigkeit war, zeigen die folgenden Worte: *funditur in pila — ut omnis duritia solvatur*, welche zum Theil sich griechisch in Dioskorides 5, 104 finden. Ja Theophrast, den *L.* gar nicht einmal hier genannt hat, sagt vom *caeruleum* und von der Chrysocolla deutlich (S. 396. *ed. Heinsii*), sie wären eine Art von Sand (οἷον ἄμμον). Was Plinius von der Färbung der Chrys. hinzusetzt, läfst den Rec. eine grofse Verwirrung im Texte des Plin. vermuthen. *Nativa duritia maxime diftat: luteam vocant. Et tamen illa quoque herba, quam lutum appellant, tingitur.* Hier scheint die Erwähnung der künstlichen zu fehlen, mit welcher die natürliche Chrys. verglichen wird. Auf jene allein scheint der Name *lutea* zu gehen und zu passen. Denn dafs die natürliche ihre Farbe erst durch die Kunst erhalten haben sollte, ist nicht glaublich, und es findet sich davon keine Anzeige in den übrigen Schriftstellern, welche von dem Gebrauche der Chrys. zum Malen reden. Wohl aber erwähnt Vitruv einer künstlichen Chrysocolla, welche auf die von Plinius erwähnte Art bereitet ward, und wahrscheinlich von der Pflanze *lutum* den Zunamen *lutea* bekommen hatte. Dafs die natürliche Chrysocolla nicht *lutea* hiefs, noch heifsen konnte, scheint dem Rec. auch der Nachsatz im Plinius zu beweisen: *cum tinxere pictores* (also ist hier vom Gebrauche in der Wandmalerey vorzüglich die Rede), *orobitin vocant, ejusque duo genera faciunt, luteam, quae servatur in lomentum* (andere Handschr. haben *lomento* und *lomentis*) *et liquidam, globulis sudore resolutis.* Also hiefs sie erst nach der Färbung *lutea*, also war sie nicht mehr *nativa*. Der letzte Satz hiefs: *Luteam putant a luto herba dictam, quam ipsam caeruleo subtritam pro chrysocolla inducunt, vilissimo genere atque fallacissimo.* Hier ist offenbar von einer andern künstlichen Art die Rede, aber auch sie führt von der Pflanze, womit sie bereitet ward, den Namen *lutea;* und also schliefst Rec. auch daraus, dafs *lutea* überhaupt eine künstlich bereitete Chrysocolla war, wovon die eine kostbarer, weil sie mit der natürlichen bereitet, die andere wohlfeiler war, weil sie mit *caeruleum* bereitet war. Endlich spricht Vitruv von der Chrys. als von einer natürlichen Farbe (7 Cap. 9.); denn bis dahin handelt er *de nativis coloribus*, und erst vom 10. Capitel an spricht er *de coloribus, qui arte fiunt.* Zuletzt Cap. 14. handelt er von gewissen künstlichen Farben, welche man Pastellfarben nennen kann (*de infectivis coloribus*), wo unter andern auch die von Plinius erwähnte Composition vorkommt: *Item qui non possunt chrysocolla uti propter caritatem, herba quae lutum appellatur, caeruleum inficiunt et utuntur viridissimo colore.* Plinius hatte, wie es scheint, einen Schriftsteller vor Augen, welcher von den Farbenbereitungen zum Stubenmalen noch ausführlicher sprach, als Vitruv, und zugleich mehrere Recepte von theuern und wohlfeilern Bereitungen angegeben hatte. Diese scheint Pl. verwechselt zu haben, oder die Abschreiber haben im Texte des Pl. Worte ausgelassen und andere hernach versetzt.

Nun zum Caeruleum, wovon es bey *L.* heifst: *Der römische Naturforscher bezeichnet dieses Erzeugniss zugleich mit dem Sil. In argenti et auri metallis, sagt er, nascuntur etiam pigmenta sil et caeruleum. Und da er auf die Beschreibung des letztern kommt, druckt er sich so aus: Caeruleum arena est. Hujus genera tria fuere antiquitus; Aegyptium, quod maxime probatur; Scythicum, hoc diluitur facile quumque teritur in IV colores mutatur, candidiorem nigrioremve. Praefertur huic etiamnum Cyprium. Accessit his Puteolanum et Hispaniense, arena ibi confici coepta. Der Name, welchen das Erzeugniss, wovon hier die Rede ist, erhalten hat, sollte bedeuten, dafs es von blauer Farbe war; aber es ist nicht so; man gab ihm diese Farbe mittelst eines gewissen Krautes, wie uns Plinius sagt: Tingitur autem omne (caeruleum) et in sua coquitur herba, bibitque succum. Harduin hält dafür, dafs das Kraut, wovon hier die Rede ist, der Waid war, wovon Plinius 22, 5, 2. oder N. 11. redet, indem er sagt, dafs es dem Wegebreit gleiche und bey den Galliern Glastum heisse. Man weiss, dafs der Waid in der Normandie und Picardie erbaut und von Färbern gebraucht wird; seines Saftes bedienen sie sich zum dunkelblau färben. Es ist ohne Zweifel ziemlich schwer zu errathen, welche Erdsorte es war, die, mit einem vegetabilischen Safte gefärbt, das caeruleum gab. Die Schwierigkeit, die man finden kann, um zu errathen, was diese Erde war, ist um desto gröfser, weil Plinius uns lehrt, dafs das Kennzeichen des reinen caeruleum ist, dafs es sich entzündet, wenn man es über Kohlen setzt: Caerulei sinceri experimentum in carbone ut flagret* (33, 13, 57.). Hier hat *L.* sich vom Plinius sehr täuschen lassen, weil er die Quellen desselben nicht aufsuchte. Theophrastus, aus welchem Pl. hier blos einen sehr kleinen Theil der Notiz übersetzt hat (S. 399. *ed. Heins.*), sagt ja ganz deutlich, dafs es einen natürlichen Cyanus gäbe, und dafs der ägyptische, durch Kunst bereitet, dem natürlichen nachahme. Plinius führte die drey von Theophrast erwähnten Arten auf, ohne zu erinnern, ob sie alle natürlich oder ob einige künstlich waren. Sogleich setzt er die in Rom bereiteten Arten hinzu: *Accessit his Puteolanum et Hispaniense, arena ibi confici coepta. — Nuper accessit et Vestorianum ab auctore appellatum. Fit ex Aegypti levissima parte.* Was er dazwischen anführt: *Tingitur autem omne et in sua coquitur herba, bibitque succum; reliqua confectura eadem quae chrysocollae*, gilt nicht allein nicht von jedem und also auch dem natürlichen Caeruleum, sondern selbst nicht einmal

mal von allen künstlichen Arten, vielleicht blos von den zwey unmittelbar vorhergehenden Arten, der von Puzzoli und aus Spanien. Die gewöhnliche Bereitungsart des echten Caerulei lehrt Vitruv im 7 C. 11., woraus zugleich erhellet, dafs die Vestorische Fabrik zu Puzzoli, und die Bereitungsart der ägyptischen ähnlich war. *Rode*, der Uebersetzer des Vitruv, hat die ganze Stelle so gegeben: *Die Bereitung der Schmalte wurde zuerst in Alexandria erfunden, nachmals legte Vestorius auch zu Puteoli eine Fabrik davon an. Es ist zu verwundern, aus welchen Dingen und auf welche Art Schmalte verfertiget wird. Man reibt Sand mit Salpeterstaub so klein, dafs einigermafsen ein Mehl daraus entsteht: dies wird zu groben Feilspänen von Kupfer gemischt und besprengt, damit es sich klumpere: darauf macht man daraus mit den Händen Bälle, und drückt diese so fest, dafs sie bald trocken werden; sobald sie aber trocken sind, thut man sie in einen irdenen Krug, und setzt diesen Krug in einen Ofen. Hier wird Kupfer und Sand von der Gewalt des Feuers so durchglüht, dafs sie sich verglasen (coarescere), indem sie gegenseitig sich ihre Feuchtigkeit mittheilen und ihre Selbstständigkeit ablegen, und nachdem also durch die gewaltige Hitze ihre eignen Bestandtheile verzehrt worden, zur Blaufarbe oder Schmalte werden.* Wenn dereinst ein zweyter *Launay* kommt und über die Mineralogie der Alten schreibt, so werden die Leser noch weit mehr wunderbare Notizen von dem Caeruleum bekommen, wofern er diese Uebersetzung der Worte des Vitruv zum Grunde seiner Erklärung legen sollte. *Nitrum* ist nicht Salpeter, sondern Natrum oder mineralisches Alkali; das Wort *cum coaruerint* kann unmöglich *sich verglasen* bedeuten, es ist fehlerhaft, und soll *coaluerint*, *sich vereinigen, zusammenschmelzen*, heifsen, wie das vorhergehende *conferveſcendo* deutlich zeigt. Man sieht übrigens aus der ganzen Bereitungsart, dafs Caeruleum ein blauer Kupferocher war, entweder ein natürlicher oder ein durch Kunst bereiteter. Was Plinius von der Bereitung und Färbung mit einer Pflanze anführt, geht auf eine wohlfeilere Malerfarbe, welche eben so, wie die wohlfeile Chrysocolla und wie unsere Lacke, bereitet ward. Vermuthlich meynte Pl. dieselbe, wovon er am Ende spricht: *Fraus viola arida decocta in aqua succoque per linteum expressa in cretam Eretriam.* Dieselbe Composition führt Vitruv im 7. C. 14. an, aber bey ihm heifst es, dafs man damit das *Sil Atticum*, eine natürliche ocherfarbige Mailererde, nachmachte. Vermuthlich ist, wie schon *Dalecamp* vermuthet hat, ein Fehler im Texte des Vitruv. Wenigstens läfst sich nicht begreifen, wie man mit eingekochtem Veilchensafte und weifsem eretrischen Thone ein *Sil Atticum* herausbringen konnte. Vermuthlich wollte Hr. *Rode* diese Schwierigkeit dadurch heben, dafs er *viola* durch *Lackveilchen* übersetzte; aber wenn diese Vitruv meynte, so würde er *viola flava* gesagt haben. Sobald aber *viola* allein steht, mufs man immer das schwarzblaue oder Märzveilchen verstehn.

Was Rec. hier über *chrysocolla* nnd *caeruleum* gesagt hat, stimmt vollkommen mit den Forschungen des Hn. *Beckmann* (über *Aristotcles de Mirab. Auscult.* S. 123. 124.) überein; vorzüglich aber freuete es den Rec., zu finden, dafs dieser Gelehrte über die Stelle des Plinius (denn die im Vitruv hat er nicht berührt) vom Caeruleum eben so urtheilte. (*Geschichte der Erfindungen*, 3. B. S. 207.) Mehr Proben aus dem vorliegenden Buche zu geben, hält Rec. für ganz überflüssig. Denn alle übrige würden dasselbe Resultat geben, dafs kein Leser sich daraus über die Mineralogie der Alten nicht nur keinen deutlichen Begriff machen, sondern nicht einmal vollständige oder sichere und deutliche Notizen und Data zu eignen Untersuchungen sammlen könne.

LEIPZIG, b. Rein: *Physische und Lithologische Reisen durch Campanien*, von Abt *Scip. Breislak*. Nach dem Franz. des Generals *Pomereuil* übers. v. D. *Fr. A. Reufs*. — *Erster* Th. 248 S. *Zweyter* Th. 236 S. 8. Nebst Kart. u. Kpfrn. (3 Rthlr. 12 gr.)

Diese wichtige Schrift, die ausführlichste und genaueste, welche wir über den Vesuv und die Gegend um Neapel haben, hätten in die Hände keines bessern Uebersetzers kommen können. *Breislak* hat seit seinen ersten Schriften über diese Gegenstände seine Kenntnisse aufserordentlich vermehrt, und erscheint hier als ein ganz anderer Schriftsteller. Wichtig sind die Bemerkungen über den (uranfänglichen) Kalkstein des Monte Somma und dessen eingemengte Fossilien, über die spätern Erzeugnisse in den Laven, wo besonders die Entstehung von Leucit - Krystallen auffällt, über die sonderbaren Wirkungen der Hitze in der Lava, welche Metalle krystallisiren macht und in dem Kalksteine die Kohlensäure läfst, über die Krystallisation des Schwefelkieses an der Solfatara, und vorzüglich die Widerlegung der Behauptungen von den wässerigen Ausbrüchen der Vulkane, veranlafst durch die heftigen Platzregen kurz nach den Explosionen. Der Anmerkungen des Uebersetzers sind weniger, als man wünscht; am ausführlichsten sind sie bey der Beschreibung der Gegend um Rom, welche dieser Schrift angehängt ist, wo *von Buch's* Bemerkungen den vulkanischen des Vfs. entgegengesetzt werden. Etwas über die abenteuerliche Hypothese des Vfs. von dem Ursprunge der Vulkane, besonders des Vesuvischen, würde den Lesern nicht unangenehm gewesen seyn; auch sehnt man sich hin und wieder nach geographischen Erörterungen des Uebersetzers. Aber nur an einen solchen Uebersetzer macht man auch solche Ansprüche.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Januar 1804.

RÖMISCHE LITERATUR.

PARIS. *Satyres d'Horaces* traduites en vers par *Pierre Daru.* an. X. (1801.) 244 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Der Vf. dieſer Ueberſetzung vollendet durch dieſelbe die Bearbeitung der ſämmtlichen Werke des Horaz, von denen der gröſsere Theil im J. 1799. erſchienen und mit Beyfall aufgenommen worden iſt. So weit wir, als Ausländer, über dieſelbe zu urtheilen vermögen, ſcheint ſie uns des Beyfalls nicht unwerth zu ſeyn. Sie iſt leicht, flieſsend, oft zierlich, und, ſo weit es der verſchiedene Genius der Sprachen erlaubt, ihrem Originale gröſstentheils getreu. So harte Verſe, wie S. 127. *mais je crois, que ce n'eſt pas la peine entr'eux de faire un choix*, haben wir wenige gefunden; auch ſelten unrichtige Ausdrücke, wie S. 29. *Tout oppoſe un obſtacle à tes regards troubles*, wo *curieux* das rechte Wort geweſen wäre; oder Flickwörter: wie S. 33. *Enfin dormant le jour et chaque nuit debout* ſtatt *toute la nuit.* Hin und wieder ſtöſst man auf Stellen, wo der Ueberſ. dem verzärtelten Geſchmacke ſeiner Nation zu Liebe, das Poetiſche mit etwas unbedeutenden vertauſchte, wie I. Sat. 1.

— oh comme avec juſtice
Le Dieu leur lancerait un regard furieux
En jurant deſormais d'être ſourd à leur voeux.

ſtatt der horaziſchen Verſe:

Quid cauſa eſt, merito quin illis Jupiter ambas
Iratus buccas inflet.

oder

Il maigrit ſi quelqu'un recueille un miel plus doux.
Quodque aliena capella gerat diſtentius uber.

Man würde unrecht thun, ihm ein Verbrechen aus Abweichungen zu machen, die ihm wahrſcheinlich von ſeiner Nation zum Verdienſte angerechnet werden. Nicht dieſelbige Bewandniſs hat es mit einigen andern Stellen, in denen ſich der Ueberſ. eigenmächtige Veränderungen und Zuſätze erlaubt hat, die man nicht immer für Verbeſſerungen möchte gelten laſſen. In der 1. Sat. des II. B. ſind die Verſe

Quid faciam? ſaltat Milonius ut ſemel icto
Accreſſit fervor capiti numeruſque lucernis.
Caſtor gaudet equis; ovo prognatus eodem
Pugnis: quot capitum vivunt, totidem ſtudiorum
Millia.

ſo umgeändert:

Hélas, que voulez-vous? chacun à ſa manie.
Alpinus, qui boit ſec, eſt fou de l'harmonie;
Miloń danſe tout ſeul; Jule aime les chevaux;
La mienne eſt de me plaire à compaſſer des mots.

So wie hier, vertauſcht der Ueberſ. ſehr oft die Namen des Originals mit ſelbſt gewählten, und es mag an vielen Stellen gleichgültig ſeyn, ob man einen unbekannten Thoren mit dieſem oder jenem Namen bezeichnet. Daſs es aber nicht immer gleichgültig iſt, zeigt dieſe Stelle, wo die Erwähnung der ſo verſchiedenen Neigungen eines berühmten Zwillingspaars von einer ganz andern Bedeutſamkeit iſt, als *Jule, qui aime les chevaux.* Vorzüglich tadelhaft iſt es, daſs der Ueberſ. oft Namen von bekannten Perſonen wählt und dadurch die Leſer irre führt. So läſst er 1. Sat. III. zu dem *homo iracundior* — den *Virgil* ſitzen, an den wohl einige Ausleger, aber ſchwerlich Horaz gedacht hat; gleich darauf giebt er der Agna den Verres zum Liebhaber; und an mehrern Stellen muſs der bekannte *Hermogenes Tigellius* bald dem *Verres*, bald einem *Pſaphon* (einem barbariſchen Namen) weichen u. dgl. m. Auch ſind uns einige Stellen aufgeſtoſsen, die man, bey aller Klarheit des Ausdrucks, ohne Zuziehung des Originals nicht richtig verſtehen kann. Z. B. II. Sat. III. iſt die Geſchichte jenes lebensluſtigen Thoren, der die Götter täglich um die Unſterblichkeit bat, als um eine Ausnahme, die ſie ihm leicht gewähren könnten, gänzlich entſtellt. Dieſer Mann, ſetzt Staberius hinzu, war zwar dem Leibe nach geſund (ein Zuſatz, der auf ſeinen Wunſch keine weitere Beziehung hat), aber dem Geiſte nach war er ungeſund. In der Ueberſ. erſcheint dieſe Geſchichte ganz anders:

Rome entière connait ce fou, qui, tête nue:
Tous les matins, à jeun, s'élançait dans la rue,
En criant: Dieux! grands Dieux, ſauvez moi de la mort.
Il ſe portait fort bien, mais on eût eu grand tort
De le donner pour ſage.

Libertinus erat, qui circum compita ſiccus
Lautis mane ſenex manibus curreba, et anum,
Quid tam magnum? addens, unum me ſurpite morti,
Dis etenim facile eſt, orabat: ſanis utrisque
Auribus atque oculis.

Ganz unrichtig gefaſste Stellen finden wir ſeltner. Aber (I. Sat. X.), wo der Dichter von der geſchmackloſen Vermiſchung des griechiſchen mit dem lateiniſchen ſpricht, hätte an die Stelle des *Cauſini bilinguis* (der griechiſch und afriſch ſprach) nicht überhaupt ein *jeder Landmann (comme un villageois)* geſetzt werden ſollen. Vom Oreſt heiſst es S. 119. (II. Sat. III.) ganz unrichtig:

Quand il eût dans ce ſang trempé ſes mains impies,
Que fit-il, *qui ne fût un objet de pitie?*
Sans égorger ſa coeur, à maudit l'amitié;
Il maudit et Pylade et *l'affreuſe Euménide,*
Qui l'avait entraîné jusques au parricide.

Wir erwarten, daſs der Vf. dieſe und ähnliche Flecken bey einer zweyten Bearbeitung tilgen und ſeine Ueberſetzung dadurch der Vollkommenheit näher bringen wird,

nöthig zu haben, sich ein, doch nie ganz vollständiges, deutsches Etymologicum anzuschaffen.

Zu jenen seltnen Ausnahmen gehört unter andern die Erklärung und Herleitung des Ausdrucks *Brühl*, dessen Begriff mit *Park* (ein im Wörterbuch fehlendes und doch sehr gewöhnliches Wort) rein gleichbedeutend ist, dem aber Hr. *A.*, vielleicht durch *Frisch'ens* zweydeutige Erklärung (S. 145. seines sonst gelehrten und gehaltreichen W. Buchs) verführt, den Nebenbegriff von Sumpf (*locus palustris*) angehängt, auch es vom deutschen *Bruch* oder *Brudel* herzuleiten gesucht hat. Wer die Ausdrücke *brolium*, *bruillum*, *brogilus*, *perivolium* u. s. w. nebst den dabey angeführten Stellen in *Du Fresne's* lateinischem und griechischem Glossar aufmerksam liest, zumal aus den Capitularien Karl des Grossen und seiner Nachfolger, der wird nicht mehr an der wahren Herkunft des Wortes von περιβολιον, die Hr. *A.* schlechtweg leugnet, noch an dessen Bedeutung *saltus* zweifeln. Es ist bekannt, dass das β, wo nicht von je her, doch wenigstens in der spätern Aussprache, ein *v* oder *w* galt, dass dieses *w* in Verstümmelungen oft in ein *u* schwand, ja ganz verschwand, und dieses περιβολιον in der sinkenden Gräcität ein Park, und noch jetzt einen Baumgarten überhaupt bedeutet.

Beym *Luitprand* (einem Bischof von Cremona aus dem 9ten Jahrh.) kömmt auch *perivolium* als einerley mit *brolium* vor. (Man s. *Du Fresne* beym letztern.) Nimmt man nun noch das französische *breuil* dazu, das stets einen Park oder Wald, oder einen Ort, wo dergleichen einst stand, bezeichnete, z. B. im ehemaligen Poitou das Kloster Breuil-Arbaud, Bois-Groland, Lat. *Brolium Grollandi* — so mindern sich die Zweifel noch mehr, und die Stelle aus dem (überhaupt unzuverlässigen) Etymologen *Menage* bey *Frisch*: „*dans le Barrois breuil se prend pour un lieu marecageux*" in keine Betrachtung, zumal da darauf folgt: „*dans „un autre lieu un grand pré qui est proche de la ville*" und weiterhin: „*un des quartiers de la place de venise s'appelle „broglio à cause qu'il y avoit autrefois un bois en cet „endroit.*" Sumpf oder Wiese konnte daher ein zufälliger Umstand seyn, wo der Park oder das Gehölz die Hauptsache war, besonders konnte man oft Thiergärten, durch unterirdische Quellen hier und dort sumpfig, zur bequemern Tränke des Wildes in diesem Zustande lassen, der hernach für die Haupteigenschaft des Platzes vom Volke angesehen wurde. Der Gebrauch, den *Hans Sachs* vom Ausdruck *Prüel* macht (dessen Sinn in jener Stelle ohnedies nicht ganz klar ist), hat nicht nur um deswillen kein Gewicht, weil sie zu neu ist, und man zu der Zeit die ursprüngliche Bedeutung schon vergessen hatte, sondern auch weil Sachsen in der genauen Anwendung der Wörter nie ganz zu trauen ist, wo besonders, wie hier, der Reim mit ins Spiel kömmt. Durch unsre Herleitung fällt die von *Bruch* von selbst weg, zumal da der harte Guttural *ch* ganz ein andrer ist, als das in *Brühl* nur zufällige *h*, das öfter, und mit Recht weggelassen, höchstens nur als Vocals-Verlängerung beybehalten wird; oder soll es wahrscheinlicher seyn, dass *Brül* (*Brüel*, *Briel* —) einen eigenen Ursprung habe, als dass es mit dem gleichbedeutenden und aus gleichen Wurzelbuchstaben bestehenden *breuil broglio saltus*, eines gleichen durch so viele Schriftstellen erwiesenen Ursprungs sey? Ein gesundes etymologisches Urtheil richte hierüber! Der *Brühl* ist also ein Ort, oder Vorplatz eines Orts, wo ehedem ein Gehölz war, das bey zunehmender Bevölkerung der Städte dem Anbau einer Vorstadt aufgeopfert wurde, nachdem es zum Uebungs- oder Erholungsplatz gedient hatte, wie in Leipzig, Erfurt, Gotha, Eisenach u. s. w. So führen verschiedene Städte, Dörfer, Höfe und Klöster in Deutschland eben diesen Namen, wie z. B. die Stadt Brüel bey Kölln am Rhein, wo gegenwärtig noch ein Park existirt. —

Wenn Rec. sich lange bey diesem Artikel aufgehalten hat, so war sein Zweck, dem Missbrauch zuvor zu kommen, den solche Entscheidungen, wie die *Frischische* und *Adelungische*, wie sehr sie auch mit ihren Beweisstellen grösstentheils im Widerspruch stehen, verursachen können; indem es leichter ist, solchen Autoritäten zu folgen, als selbst mühsam nachzuforschen, und es hier nicht blos auf Herleitung, sondern auch auf Berichtigung eines Begriffs ankömmt.

Bey *gelt*, das im W. B. als *Interjunction* aufgeführt wird, das aber, so wie mans gewöhnlich hört, ein fragendes Adverbium ist, wunderten wir uns, wie dem Vf. nicht das Engl. *yield*, *geben*, *zugeben*, *einräumen*, *einstimmen* u. s. w. beyfiel, also *gelt? giebst du's zu*, *räumst du's ein?* oder, wenn man lieber will, zusammengezogen von *geltet*, *räumt ihrs ein;* zumal da es in einigen Provinzen (z. B. in Thüringen) vom Volke wirklich noch conjugirt wird, wenn man höflich sprechen will: *gelten Sie?* —

Zu *Pferch* setzen wir noch die etymologische Bemerkung, dass es zwar *ein* Wort mit *Park* sey, und im AngelS. *pearroc*, *pearruc*, Wald, Umzäunung hiess, welches Letztere es auch noch in Nord-England bedeuten soll; dass wir aber deshalb doch nicht entscheiden wollen, dass dies *Pferch* urdeutsch sey, da wir nie der Meinung waren, dass die germanische Sprache einen so klägliohen Verlust leide, wenn hier und da ein seit mehreren Jahrhunderten nationalisirtes Wort (man vgl. das obige *Brühl*) für ein ursprünglich ausländisches erkannt werden sollte, da Hr. *A.* selbst die vielen Eingriffe unsrer Sprache in das reine und barbarische Latein uns hinlänglich bewiesen hat, und ihr Ruhm, dass sie eine der reichsten sey, gewiss nicht dabey verliert.

Wir muthmassen, dass bey *Parc* und *Pferch* eine allgemein-europäische Wurzel zum Grunde liege, wovon schon Hr. *A.* einen Wink giebt. Zu dieser gehört *barre*, eine Stange, *barraca*, Span, eine leicht von Latten oder Binsen zusammengefügte Wohnung; vor allem aber das Frz. dem Worte *Pferch* sehr nah kommende *perche*, Stange, Steckenzaun, Hühnerhaus; und da nach unsers Lexikographen ganz wahrscheinlicher Hypothese das *f* vielen deutschen mit einem Consonant anfangenden Wörtern als Augment vorgesetzt wird; so ziehen wir auch *Sparro* und *sperren* zu diesem Stamme, so wie andere *spahren* mit *parcere* verwandt glaubten u. s. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *Januar* 1804

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft*, von *Herrn v. Struensee*, Königl. Preuss. Staatsminister. 8. 1800. *Erster Band*, mit dem Bildnisse des Vfs., 434 S. *Zweyter Band*, 436 S. *Dritter Band*, 584 S.

Der gröfste Theil der in dieser Sammlung befindlichen staatswirthschaftlichen Aufsätze erscheint hier zwar nicht zum ersten male, sie sind aber noch nicht bekannt genug geworden, und verdienen daher ihrer Wichtigkeit wegen der Aufmerksamkeit des Publikums von neuem empfohlen zu werden. In den Jahren 1776 und 1777 gab der Vf., ohne sich zu nennen, unter dem Titel: „Sammlung von Aufsätzen, die „gröfstentheils wichtige Punkte der Staatswirthschaft „betreffen" Liegnitz, bey Siegert, zwey Bände heraus, wovon der erste eine Uebersetzung der Abhandlungen des *Pinto*, der zweyte aber Original-Aufsätze enthielt. Dieses Werk wurde indessen nicht so hervorgezogen, als es nach seinem Gehalte verdient hätte. Theils mochte damals in dem Preussischen Staate der Gegenstand nicht viel Menschen anziehen, theils mochte die Anonymität des Vfs. Zweifel gegen seine Competenz erregt haben, theils endlich mochte der weitschweifige Styl die Leser abschrecken, und so gerieth ein Buch, das klassisch genannt werden kann, in Gefahr, unbekannt zu bleiben. Zum Glück fanden sich im Jahr 1800 zwey Männer, die diesem Uebel zuvorkamen, indem sie, mit Einwilligung des Vfs., nicht blos die eben erwähnten Original-Aufsätze, sondern auch die nachher von dem Jahr 1787 an bis zu 1792 in der Berliner Monatsschrift erschienenen Abhandlungen, zu denen noch ein bisher ungedruckter Aufsatz hinzugefügt wurde, sammelten, und in der gegenwärtigen Form herausgaben. — In Rücksicht der Materien haben die Herausgeber nichts geändert, wohl aber in Ansehung des Styls, und in dieser Hinsicht haben die Aufsätze sehr gewonnen. Natürlich mufste der Vf. zu jener Zeit, als diese Abhandlungen zum ersten male erschienen, wo das Studium der Finanzgrundsätze viel seltener war als itzt, um seine zum Theil ganz neuen Ideen den Lesern begreiflich zu machen, sich Wiederholungen erlauben; auch sieht man in der ersten Ausgabe allenthalben die Besorgniss, missverstanden zu werden, die zur Weitschweifigkeit führte. Diese Mängel sind in der gegenwärtigen neuen Sammlung verschwunden, und die tiefen Ideen des Vfs. werden jedem aufmerksamen Leser anitzt verständlich seyn. — Die Aufsätze betreffen Gegenstände, die insgesammt für den Staatsmann wichtig sind, und eine genaue Prüfung verdienen. *Ueber das landwirthschaftliche Credit-System in Schlesien.* Schlesien hatte während des siebenjährigen Kriegs sehr gelitten; mehrere Güter waren ganz verheert, und die Gutsbesitzer in Concursprocesse gerathen; andere indessen hatten durch die hohen Getreidepreise, eine Folge des Aufenthalts der Armeen, mehr gewonnen als verlohren, um so mehr, als sie in schlechtem Gelde nur die Steuern bezahlten. Nach dem Frieden fielen die Preise, die Abgaben mufsten in guter Münze entrichtet werden, Jeder brauchte Geld, um seiner Wirthschaft aufzuhelfen, dem Gutsbesitzer wurden die Hypotheken aufgekündigt, die Zinsen stiegen, der Wucher stellte sich ein. Die Mittel, die der Staat anwendete, dem Uebel zu steuern, ein dreyjähriges Moratorium, Erlass der Steuern auf ein halbes Jahr, die dem Adel und den Städten gemachten Geschenke waren unzureichend. Nunmehro führte Friedrich II. das landschaftliche Credit-System ein. Es bestehet in der Verbindung der adlichen Güterbesitzer, die ihre Güter den Gläubigern zur Sicherheit des geliehenen Capitals verpfänden. Der Werth der Landgüter wird durch Abgeordnete jedes Kreises nach feststehenden Grundsätzen taxirt, und nur den Werth der Hälfte der Taxe kann der Gutsbesitzer von der Landschaft in Gelde erhalten; daher der Gläubiger durch die Hypothek, die in diesem Falle Pfandbrief genannt wird, im höchsten Grade versichert ist, ohne sich um die Verfassung des Guts, worauf der Pfandbrief lautet, noch um dessen Besitzer im Geringsten bekümmern zu dürfen. Sehr irrig ist die Meinung, dass dieses System Geld in das Land gebracht habe. Nur durch eine günstige Handlungs-Balanz kann dieses geschehn. Aber Zutrauen flösste es ein, und daher erreichte es auch erst nach den Jahren 1770 bis 1772, die für die Schlesische Handlungs-Balanz sehr günstig waren, seinen Endzweck. Wären diese Umstände nicht eingetroffen, so würde damals das ganze System in Ermangelung des klingenden Geldes gescheitert seyn, oder es hätte zu gefährlichen Mitteln, als zu Papiergeld oder zum Borgen im Auslande, seine Zuflucht nehmen müssen. So lange die Handlungs-Balanz günstig ist, und das baare Geld zunimmt, ist keine Gefahr für das System zu besorgen, aber im umgekehrten Fall desto mehr. Der Vf. prüft die Natur dieser Gefahren und der Mittel, die dagegen angewendet werden müssen, theils im Fall einer nachtheiligen Balanz, theils zu Kriegszeiten. Ein Krieg, der wenig Jahre nur dauert, würde keinen Einfluss auf das System haben, aber ein anhaltender verheerender Krieg könnte den Schuldner in die Unmög-

möglichkeit verfetzen, der Landſchaft die Zinſen abzutragen, und ſollte die Landſchaft ihrer Seits aufhören müſſen, den Pfandbrief-Inhabern Zinſen zu geben, ſo wäre der Ruin des ganzen Syſtems unvermeidlich, wo ſonſt nur einzelne Gutsbeſitzer bankerott worden wären. Der Feind kann überdies Anſprüche an die Landſchaft, als an eine öffentliche Anſtalt, machen, und dadurch dem Lande einen Nachtheil zufügen, der ohne das Syſtem nicht möglich geweſen wäre. In ſolchen Fällen muſs die Landſchaft Alles aufbieten, um nur in der Zinszahlung nicht im Rückſtande zu bleiben. Jedoch ſammelt auch die Landſchaft einen Fond, um ſich vor dergleichen Ereigniſſen zu ſchützen. Der Vf. prüft die Art der Anwendung dieſes Fonds, wenn er zu groſs werden ſollte. Das Ganze ſchlieſst mit der Unterſuchung der dem Credit-Syſtem Schuld gegebenen Nachtheile. Sie beſtehen angeblich darin: 1) daſs den Bürgern und Bauern das Borgen der benöthigten Capitalien erſchwert wird; 2) daſs die reichen Gutsbeſitzer deſto leichter allmählig die ärmern auskaufen können. — *Ueber die Mittel, deren ein Staat ſich bedienen kann, um bey auſserordentlichen Bedürfniſſen Geld zu erhalten.* Der Vf. nimmt einen Staat an, deſſen Ausgabe mit der Einnahme zu gewöhnlichen Zeiten in Verhältniſs ſtehet. In auſserordentlichen Fällen, vorzüglich zu Kriegszeiten, reicht aber die Einnahme nicht hin, und alsdann muſs der Staat zu auſserordentlichen Maaſsregeln ſeine Zuflucht nehmen. Dieſen Zweck zu erreichen, giebt es drey Mittel: 1) in gewöhnlichen Zeiten Einſchränkung der Ausgaben, und Anſammlung eines Schatzes; 2) in auſserordentlichen Fällen Erhöhung der Abgaben, und 3) Geldanleihen. Selten wird eins dieſer Mittel allein angewendet, gewöhnlich mehrere, zuweilen alle. Wenn in den gewöhnlichen Jahren nicht mehr Abgaben erhoben würden, als zur Erhaltung des Staats ſchlechterdings nöthig iſt, ſo wäre es ſehr billig, während eines Krieges, vorzüglich wenn er zur Vertheidigung des Vaterlandes geführt wird, die Abgaben zu erhöhen. Bey der itzigen Art Krieg zu führen, gehet dieſes indeſſen nicht an. England hätte z. B. in 7 Jahren 60 Millionen Pfund über die gewöhnlichen Abgaben zahlen müſſen. Auch kann die ſtarke Erhöhung der Abgaben die Induſtrie lähmen, und wird es ohnfehlbar thun, wenn der Krieg auſserhalb Landes geführt wird, und das Geld daher ins Ausland ſtrömt. Bey dieſer Gelegenheit prüft der Vf. die Natur einiger Abgaben, als der Kopf- und der Vermögens-Steuer. In Betreff der Sammlung eines Schatzes macht er den Unterſchied der Folgen deutlich, der zwiſchen einem Regenten und einer Privatperſon ſtattfindet, wenn beide einen Schatz ſammeln. Der Vf. behauptet indeſſen, daſs, ſo wenig der gute Wirth ſein erſpartes Vermögen in einen Kaſten einſchlieſsen werde, eben ſo wenig das Auſſammeln eines Schatzes dem Regenten unbedingt anzurathen ſey. Deſſen ohngeachtet führt er die Vortheile der Schatzkammer an, die Heinrich IV. ſowohl als Friedrich II. in den Stand ſetzte, koſtbare Kriege auszuhalten. Das Einziehen des Geldes, um einen Schatz anzulegen, wirkt auf die Nation eben ſo, wie die nachtheilige Balanz, und eben ſo ſchädlich in ſeinen Folgen iſt das plötzliche Herausſtrömen des Geldes aus dem Schatze. Nur wenn die Balanz des Handels günſtig iſt, kann das Auſſammeln eines Schatzes unſchädlich, ja ſogar für die Induſtrie nützlich ſeyn. Iſt die Balanz dagegen ungünſtig, ſo iſt es auch äuſserſt ſchädlich, es beſchleunigt den Fall des Staats, und wird mit der Zeit unmöglich. Doch auch im erſten Fall darf das Zurückgelegte den Betrag des National-Gewinns nicht überſchreiten, ja nicht einmal erreichen; denn ſonſt wird der Fortgang der Induſtrie gehemmt. S. 239. „Ein auf den höchſten Gipfel des „Flors gebrachter auswärtiger Handel, findet zu letzt „ſein Grab in ſeiner eigenen Gröſse.“ Dieſen traurigen Zeitpunkt zu entfernen, und weiter hinauszurücken, iſt die Zurücklegung eines Theils des baaren Geldes in den Schatz ein empfehlungswerthes Mittel. Aus dieſen Grundſätzen zieht der Vf. den Schluſs, daſs es thöricht ſey, beſtimmen zu wollen, den wievielſten Theil der Einnahme der Regent zurücklegen müſſe, indem nicht die Gröſse der Staats-Einnahme, ſondern bloſs der Handelsgewinn es beſtimmen könne. Indeſſen auch hierbey laſſe ſich kein geometriſches Verhältniſs angeben. Bemerkt der Regent Stockung im Umlaufe des Geldes, und Abnahme der Induſtrie, ſo muſs er weniger zurücklegen; greift der Luxus im Allgemeinen zu ſehr um ſich, ſo könne er, ohne Scheu, die Erſparniſſe vermehren. Der Vf. zeigt die wohlthätigen Folgen, die für den Preuſsiſchen Staat daraus entſtanden ſind, daſs Friedrich II. ſtets obige Grundſätze, bey Anlegung des Schatzes, beobachtet habe. Was nun endlich die *Staatsanleihen* betrifft, ſo geſteht der Vf. dem Grafen Mirabeau zu, daſs das Borgen an und für ſich immer nachtheilig ſey; jedoch bemerkt er, daſs es durch ſeine Folgen dem Staate frommen könne; z. B. wenn das geborgte Geld zu Eröffnung eines neuen Induſtrie-Zweigs angewendet wird, der ohne das nie Früchte hätte tragen können. Ein Krieg wird überdies das Borgen nothwendig machen, wenn kein Schatz vorhanden iſt, und die Abgaben nicht vermehrt werden dürfen. In dieſem Fall bleibt keine Wahl übrig. Aber deſſen ohngeachtet iſt es tadelnswerth, wenn man dieſes Mittel miſsbraucht, und der Nachkommenſchaft die Tilgung der Schulden überlaſſen will. So betrugen die Schulden von England bey dem Ryswicker Frieden 20 Millionen Pfund St., bey dem Utrechter 56, bey dem Aachener 70, und bey dem Frieden von Fontainebleau 140. Wenn das Geld im Lande erborgt und ausgegeben wird, ſo iſt nicht zu läugnen, daſs dieſe Schulden das Zahlvermögen der Nation vermehren. Allein ob ſie auch einen reellen Vortheil dem Lande gewähren, iſt die Frage, die der Vf. hier um ſo genauer erörtert, als deren richtige Beantwortung den ganzen Streit entſcheiden muſs. — Das Geld ſchafft zwar durch ſeine Subſtanz keinen Nutzen, aber deſſen Umlauf kann ohne den Umlauf von Producten oder Waaren nicht ſtattfinden, und daher iſt der Umlauf des Geldes von ſo groſsem Werthe. Da nun

das

das durch das Borgen vermehrte Zahl-Vermögen der Nation den Umlauf befördert, so ist dieses ein offenbarer Vortheil. Denn obgleich eine zu stark getriebene Geld-Circulation den Ruin einer Nation zu Wege bringen kann, so ist dieses doch nur von dem Extrem zu befürchten. Der lebhafte Umlauf wird den Zinsfuss ermäfsigen, und den auswärtigen Handel dadurch begünstigen. Als England keine Schulden hatte, war der gewöhnliche Zinsfuss 8 p. C., anitzt ist er 3 p. C. Weil überhaupt England die oben angeführten Bedingungen befolgt hat, so hat es, seiner ungeheuren Schulden ohnerachtet, den hohen Grad von Flor erreichen können. Wenig andere Staaten sind in dieser Lage, daher würde ihnen ein gleiches Syftem mifsglücken. Frankreich konnte mehr thun, als England, handelte aber nicht so consequent, und daher ist es, bey einer geringen Schuldenlast, in eine weit gröfsere Verlegenheit gerathen. Nachdem der Vf. die Vortheile der Staatsschulden erörtert hat, prüft er, mit dem ihm eigenen Scharfsinn, die vorzüglich von *Hume* gerügten Nachtheile. Hiezu gehören erstlich die mittelbar dadurch bewirkte Vergröfserung der Hauptstädte. Wenn indessen die allzugrofse Bevölkerung derselben schädlich seyn kann, so werden auch hier die wohlthätigen Seiten in das Licht gestellt. Zweytens behauptet Hume, dafs die englischen Annuitäts-Verschreibungen ein blofser Papier-Credit wären, folglich allen Nachtheil des Papier-Geldes mit sich führten. Der Vf. beweist aber, dafs Hume darin sich gänzlich irre. Er widerlegt übrigens dessen Theorie über den absoluten Nachtheil des Papiergeldes. Diese Widerlegung ist ein wahres Meisterstück, und kann in Rücksicht der Bestimmtheit und Deutlichkeit denen, die über verwickelte und abstracte Gegenstände schreiben, zum Muster dienen. Drittens, dafs die Auflagen zur Bestreitung der Zinsen die Preise der Arbeit erhöhen. Das ist wahr, aber da der Staat nur borgt, weil er die Kriegskosten nicht erzwingen will; so ist es ein Vortheil für den Unterthan, dafs er, statt das Capital auf einmal, die Zinsen alljährlich giebt, wodurch die Industrie ungleich weniger leidet. 4) dafs die Klasse der Capitalisten sich dadurch vermehre: der Vf. nimmt diese in Schutz, und beweist, dafs sie, wenn ihre Zahl in gehörigem Verhältnisse bleibt, mehr Vortheil, als Schaden bringen; und dafs die Staatsschulden ihre Anzahl nicht zu sehr vermehre, beweist Hume's eigne Angabe, da er nur 15000 Capitalisten in England bey einer Schuldenlast von 140 Millionen Pfund Sterling annimmt. Der Vf. bedauert, dafs die meisten, die diesen Gegenstand behandelt, ihn nur aus einem Gesichtspunkte betrachtet haben, woher es komme, dafs einige unbedingt Staatsschulden als Vorboten des Ruin's eines Landes ansehen, andere hingegen, sobald nur die Schulden im Lande selbst aufgenommen worden, als ein Mittel betrachten, die Industrie zu beleben, und in der Meinung stehen, dafs dieses Mittel unaufhörlich angewendet werden könne. Bey dieser Gelegenheit prüft er besonders die Aeufserungen des *Montesquieu* über diesen Gegenstand. Vorzüglich verdient die Widerlegung des Satzes geprüft zu werden, „dafs bey einem allgemeinen Bankerott, „falls nur Staatsbürger die Gläubiger sind, blofs ein„zelne Gläubiger verlöhren, ohne dafs der gröfste „Theil des Staats darunter litte." — Endlich schliefst der Vf. diesen Aufsatz mit der Beleuchtung der verschiedenen Methoden, deren ein Staat, der entschlossen ist, eine Anleihe zu machen, sich bedienen kann, diesen Endzweck zu erreichen. — Die ersten 34 Seiten des 2ten Bandes enthalten eine Uebersetzung eines Aufsatzes von *Young* über den Getreidehandel, worin die Vortheile der in England freygegebenen Ausfuhr des Getreides, wenn dasselbe unter einen bestimmten Normal-Preis sank, auseinander gesetzt wird. Dieser Aufsatz mufste hier abgedruckt werden, weil er als Text zu dem darauf folgenden Aufsatze über diesen Gegenstand anzusehen ist. Die Ueberschrift desselben heifst auch nur: *Anmerkungen über den vorstehenden Aufsatz.* Gleich anfangs prüft der Vf. die verschiedenen widersprechenden Angaben der Schriftsteller über den Ertrag der Aernte in England, zeigt ihre Irrthümer an, und beweist, wie viel Vorsicht bey Bestimmung dergleichen Resultate nöthig sey, wenn Schlüsse daraus hergeleitet werden sollen. Ueberhaupt stimmt er mit Young in das Lob der Parlaments-Acte von 1689, die die Ausfuhr-Prämien festsetzte. Er rügt den Nachtheil, den *Colbert* dem Ackerbau zu Wege gebracht, und wie derselbe dadurch, dafs er durch Zwangsmittel niedrige Getreidepreise zum Besten der Fabriken erzeugen wollte, gerade das Gegentheil erzeugt habe. Bey dieser Gelegenheit untersucht der Vf. die bekannte Aufgabe: ob es rathsam sey, die unbedingte Freyheit der Ein- und Ausfuhr zu gestatten. Sehr richtig bemerkt er, dafs dergleichen Fragen nicht allgemein entschieden werden können, sondern es hauptsächlich auf die Local-Umstände eines jeden Landes ankomme. Um indessen den Leser selbst in den Stand zu setzen, richtig über diesen wichtigen Gegenstand zu urtheilen, entwickelt er das Raisonnement zweyer über diesen Punkt entgegengesetzter Schriftsteller, des *Arbuthnot* und des *Young*. — Der sich gleichbleibende Getreidepreis ist dem Lande am vortheilhaftesten; Mittel, dieses zu bewirken. Der Vf. prüft den Nutzen der öffentlichen Magazine, und ob er diese zwar nicht ganz verwirft, so beweist er doch bündig, dafs der Vortheil nicht so allgemein sey, als es anfangs scheine, ja dafs sogar Nachtheil daraus entstehen könne. Einen Irrthum in einer Anmerkung des Herausgebers mufs Rec. hier berühren, nämlich die Behauptung S. 47., dafs der Schlesische Thaler dem Brandenburger gleich sey. Der letztere ist zwar allgemein gültig in Schlesien, aber der Schlesische ist davon verschieden, dieser enthält nur 24 Silbergroschen, 4 Brandenburger Thaler sind gleich 5 Schlesischen. — Innig verbunden mit diesem Gegenstande, ist die folgende im Jahr 1787, als Friedrich Wilhelm II. die Einschränkungen des Getreidehandels aufhob, geschriebene Abhandlung, worin die Frage: in wie fern der Preufsische Staat zu einem freyen Getreidehandel sich eigene, geprüft

prüft wird. — Hierauf folgt ein kurzer Aufsatz über den freyen Gold- und Silberhandel; der Vf. erklärt sich ganz dafür, und beweist auf eine so einleuchtende Weise die damit verbundenen Vortheile, dass es unbegreiflich ist, wie noch irgendwo diese Freyheit eingeschränkt werden könne. — Auf diese Abhandlung folgen die, in den Jahren 1788, 89 und 90 in der Berlinischen Monatsschrift nach und nach erschienenen Aufsätze über Neckers Finanz-Verwaltung. Sie haben damals viel Aufsehen erregt, und sind in dem Andenken eines jeden Staatsmannes zu neu, als dass hier eine nähere Anzeige davon nöthig wäre. Nur das verdient hier bemerkt zu werden, dass unser Vf. der erste Ausländer gewesen ist, der ohne Parteylichkeit, aber mit Strenge, und Schritt vor Schritt Neckers Maafsregeln geprüft und getadelt hat, und das zwar zu einer Zeit, wo der Enthusiasmus für ihn allgemein war. Dass nachher, als die Folgen der Mifsgriffe fühlbar wurden, die Schriftsteller in die Wette gegen Necker schrieen, und dass Leute, die von Staatsverwaltung vielleicht nichts verstanden, über ihn den Stab brachen, ist nicht zu verwundern. — Die einzelnen kleinen Aufsätze über *Rechnungsmünze*, über den *Fabrikenzwang*, über eine *Verfügung der Amsterdammer Bank*, über den *Luxus* und über das *Spiel mit Assignaten* beschliefsen das Werk. Die ganze Sammlung verräth den tief eindringenden Geist des Vfs. Weit entfernt, allgemeine Regeln aufzustellen, wonach jeder Staat handeln könnte, prüft er blofs die Vortheile und Nachtheile, die, unter den angegebenen Bedingungen, aus den verschiedenen Maafsregeln entspringen müssen. Er hängt an keinem Systeme. Das Alter der Mifsbräuche sanctionirt sie nicht in seinen Augen; und die glänzende Aussenseite neuerer Systeme besticht ihn nicht. Es ist zu wünschen, dass jeder Staatsmann dieses Werk studiere, und diesem Beyspiel von Unparteylichkeit folge; denn leider giebt es itzt zwey Parteyen, die eine hängt blindlings an dem Alten; die andere will Alles umschmelzen, will *a priori* den Staat regieren, und beruft sich oft auf das Beyspiel anderer Nationen, ohne die Verschiedenheit der Lage und der Umstände geprüft zu haben.

BERLIN, a. K. d. Vfs.: *Archiv für Accisebeamten und Accisanten*, zur praktischen Kenntnifs der *Accise- und Zollverfassung in den Königl. Preufsischen Staaten diesseits der Weser.* Nach Anleitung der in Accise- und Zollsachen bis zum Schlusse des 18ten Jahrhunderts ergangenen Landesgesetze, in zwey Bänden, entworfen von *C. O. F. Sigismund*, Königl. Preufs. Kriegsrath und geh. exped. Secretair bey dem Accise- und Zoll-Departement des Königl. General-Directoriums. *Dritte* durchgehends *umgearbeitete Ausgabe. Erster* Band, mit dem Bildnisse des Etats-Ministers Hn. v. Struensee. 1801. gr. 8. 298 S. (1 Rthlr.)

Kaum kann man dieses Buch eine dritte Auflage nennen. Es dürfte vielmehr als ein neues Werk angesehen werden, welches auch der, der die vorigen Auflagen besitzt, nicht bereuen wird, sich angeschafft zu haben. Bisher bestand dieses Archiv eigentlich blofs in einem Tarif, worin man bey jedem Gegenstande die Verordnungen, die auf denselben, in Rücksicht der Versteurung oder des Handels, Bezug hatten, aufgeführt fand. Es war zwar nicht blofs ein trocknes Repertorium der Gesetze, sondern verschiedene Artikel waren weitläuftig ausgeführt; z. B. unter dem Worte: Accise, fand man den Wirkungskreis und die Pflichten eines jeden Officianten aufgezeichnet; desgleichen bey dem Worte: Handelsfreyheit, waren die Begünstigungen, die einzelne Städte damals genossen, genau vorgetragen. Bey gegenwärtiger dritten Auflage ist dieses geändert. In einer Einleitung giebt der Vf. eine kurze Erzählung der Schicksale, die das Accise-System in dem Preufsischen Staate gehabt hat, schildert die itzige Verfassung, und führt die Amts-Pflichten sämmtlicher Accise-Officianten an. In der ersten Abtheilung findet man die allgemeinen Gesetze, die Beziehung auf das Accise-Verwaltungs-System haben; dieser Abschnitt ist ganz neu, und giebt auch dem Werke einen neuen, nicht zu verkennenden Werth. Man findet hier in 33 Titeln die Vorschriften in Rücksicht des *Handels* und der verschiedenen Gewerbe, die aus einer unzähligen Menge Reglements, zum Theil aus ungedruckten Verordnungen, mit grofser Mühsamkeit ausgezogen sind, in gedrängter Kürze zusammen. Die 2te Abtheilung betrifft die schon in der vorigen Auflage befindlichen allgemeinen Gesetze in Beziehung auf die Versteurungs-Sätze. Dieser Abschnitt ist kürzer, als in der vorigen Auflage, weil hier nur die allgemeinen Gesetze hauptsächlich vorkommen, und die Provincial-Gesetze für den folgenden Band aufgespart sind. Die 3te Abtheilung enthält die Gesetze in Beziehung auf die Justizpflege. In den folgenden Band verspricht der Vf., die Provincial-Gesetze in der nämlichen systematischen Ordnung zu liefern. Folgende kleine Bemerkungen erlaubt sich Rec. zu machen. S. 175 und 210. mufs es nicht heifsen Altona, sondern Altena. — S. 193. Von der Zollfreyheit der im Lande verfertigten Kutschen sind die Warschauer ausgenommen. — *Banco-Impost* von Kaffe und Citronen ist nicht eine allgemeine Auflage, denn sie wird weder in Oft-Preufsen, noch in den neuen Preufs. Provinzen erhoben. S. 207. „alle von aufser„halb eingehende gebrauchte Kleider sind accisefrey," ist zu verstehen „vom platten Lande eingehende," denn fremde auch gebrauchte Kleider sind zum Handel verboten. — In dem 19ten Titel, der die Ueberschrift von ordinairen und Extra-Posten führt, ist der letztern mit keinem Worte gedacht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *Januar* 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Ueber die Organisation des Advocatenstandes in monarchischen Staaten*, von *Fried. Wilh. Basil. von Ramdohr.* 1801. XVI u. 512 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dem Werke ist auch der allgemeine Titel vorgesetzt: *Organisation verschiedener Stände und Gewalten in monarchischen Staaten*, und so ist diese Arbeit als *Erster Versuch* anzusehen. Dadurch wollte der Vf. sich das Recht vorbehalten, ihm andere Versuche anzureihen, die er über Organisation der Curatel- und Vormundschaftsgeschäfte, der Gerichte, der Landschaften, Polizeystellen u. s. w. zu schreiben denkt. Er glaubte dabey seinen Gesichtspunkt durch das angegebene Verhältnifs zu der monarchischen Verfassung näher bestimmen zu müssen, weil er diese allein aus Erfahrung kennt, und an ihr hängt, aus Pflicht und aus Ueberzeugung von ihrer Güte. Sein Hauptzweck ging dahin, die zerstreueten Materialien aus den Verordnungen mehrerer Länder zusammenzustellen, unter gewisse allgemeinere Ansichten zu ordnen, sie kritisch zu beurtheilen, den Gesetzgebern neue Vorschläge zur Prüfung vorzulegen, und vorzüglich den Satz einzuschärfen: veredelt den Stand — flöfst ihm den Geist seines besondern Berufs ein, zugleich mit einem edeln Gemeingeist — enthebt ihn der Versuchung, schlecht zu handeln. Wirklich hat er viele brauchbare Materialien gesammelt, auch mehrere eigene, einer näheren Erwägung vollkommen würdige Bemerkungen damit verbunden; allein vieles dürfte auf der andern Seite die Probe nicht bestehen, als unreif und nicht hinlänglich im Zusammenhang gedacht mit andern im Staat eintretenden Verhältnissen. Dabey scheint uns die Sprache keinesweges immer dem Gegenstande angemessen. Wir verkennen nicht die Vorzüge des lebhaften, abwechselnden Tons; aber die vielen gezierten Stellen, und die selbstgefällige Geschwätzigkeit, die so oft in den prächtigen Declamationen hervorleuchtet, dürften den guten Eindruck bey manchen Lesern wieder schwächen, besonders bey Geschäftsmännern, für welche dieses Werk doch zunächst bestimmt seyn sollte.

Im *ersten Buch* trägt der Vf. *allgemeine Begriffe und Grundsätze* vor. Nothwendigkeit der Advocaten. Ihr Zweck: Mittelspersonen zwischen den Parteyen und dem Richter, von jenen selbst gewählte und belohnte Künstler. Den Nachtheilen der bisherigen Einrichtung ist abzuhelfen; der Stand zu erhalten. Er darf nicht blofs Durchgang zu Staatsbedienungen seyn, nicht blofs Prüfungsstand. Man müsste dem Stand als solchen, Vorzüge sichern, die denen, welche ihn gewählt haben, das Verharren darin eben so einbringend als einträglich machen. Es werde Ton, werde angewöhnte Stimmung darin, gesetzmäfsig zu handeln.

Zweytes Buch: Advocaten im Verhältnifs zu dem Staat und zu ihrem Corps. Die Advocaten sollen öffentlich angestellet seyn, nicht vom Staat bestellt. (Wir sehen den Grund dieses Unterschiedes nicht ein. Wer öffentlich angestellt wird, hat doch wohl Anspruch auf die Rechte der Beamten überhaupt?) Ihre Zahl sey eingeschränkt und bestimmt (ohne Zweifel sehr richtig, und auch leicht ausführbar). Man weise ihnen ihre Wohnung in gewissen Districten an; aber ihr Wirkungskreis sey das ganze Land. Der Unterschied zwischen Obergerichts- und Untergerichts-Advocaten sey fehlerhaft. (Die Gründe des Vfs. scheinen uns nicht überzeugend. Wenn das Obergericht für wichtiger angesehen wird, warum will man denn nicht auch eine Stufenleiter bey den Advocaten zulassen? Sie mögen sich durch Führung minder wichtiger Sachen einen höheren Grad des Zutrauens erwerben; mögen durch eine schärfere Prüfung zu diesem gestempelt werden. Daher haben, wie auch der Vf. bemerkt, fast alle neuere Processordnungen diesen Unterschied aufgenommen). Die Advocaten sollen Rang, Titel, privilegirten Gerichtsstand haben, wo letzterer sonst statt findet. Sie sollen Justizcommissare heifsen; die jüngern mit den Beysitzern der Niedergerichte rangiren, die älteren mit denen der oberen Justizhöfe, besonders ausgezeichnete sogar mit den Räthen in den höchsten Collegien. (Wir dachten, die Benennung Advocat würde besser beybehalten, und den Obergerichts-Advocaten ohne Unterschied ein höherer Rang beygelegt.) Man sollte den Adel bewegen, sich der Advocatur zu widmen, durch Beylegung jener Vorzüge. Jeder Justizcommissar sey zugleich zu Notariatshandlungen berechtigt, ausschliefsend, wie im Preufsischen, so auch zu Curatelen und Güterverwaltungen. Alle Justizcommissare im ganzen Lande machen ein Corps aus, das durch einen Ausschufs, unter dem Namen des Defensionsamts, zusammengehalten und in seinen wichtigsten Angelegenheiten und Pflichten vertreten wird. (Der Vf. scheint zwar seine Idee ursprünglich aus der Preufs. Gerichtsordnung genommen zu haben: er geht aber weiter. Er will diesem, aus den Veteranen bestehenden Ausschufs auch die Oberaufsicht über Vormundschaften und Curatelen auftragen. Diese Meinung unterstützt er mit scharfsinnigen Gründen,

die allerdings Aufmerksamkeit verdienen. Aber wir müssen dennoch gestehen, dass uns der Schritt zu gewagt scheint. Obervormundschaft ist eine der heiligsten Pflichten der Regierung. Sie muss die Personen, denen sie die Ausübung anvertrauet, unmittelbar unter ihrer Gewalt haben. Das ist nicht der Fall mit den Advocaten, die der Vf. nicht einmal als Beamte gelten lässt. Uns dünkt es daher zuträglicher, dass die Obervormundschaft den höchsten Landescollegien allein anvertraut werde, in welchen doch immer Männer sitzen, die auch mit Rechnungssachen bekannt sind. Uebrigens treten wir den Vorschlägen des Vfs. vollkommen bey.) Nach dem ersten Examen sollen junge Rechtsgelehrte erst würdig erklärt werden, als *Practicanten* sich bey einem Justizcommissar zu üben. Sie erhalten für diese Hülfe eine angemessene Belohnung, wie sie sich darüber einigen. Erst nach einer solchen dreyjährigen Uebung, und vollendetem 25. Jahre, werden sie zu dem zweyten Examen gelassen, erst dem schriftlichen, dann dem mündlichen, von dessen Ausfall es abhängt, ob sie unter die Zahl der expectivirten zu den erledigten Justizcommissärstellen gesetzt werden. (Diese Vorschläge, welche dem Vf. zum Theil eigenthümlich sind, enthalten viel allgemein anwendbares.) Bey dem Antritt der Advocatur erlegt er 1000 Thaler an die Kasse des Defensionsamts, statt der Bescheinigung eigenen Vermögens. Die Hälfte dient als Bürgschaft während seiner Amtsführung, und fällt nach seinem Tode an die Erben; die andere Hälfte fällt der Kasse anheim. (Sehr empfehlungswerth; nur würden wir die Summe für Obergerichtsadvocaten erhöhen, für Untergerichtsadvocaten herabsetzen.) Sollte diese Hälfte nicht hinreichen zu einem Pensionsfonds für abgelebte Justizcommissarien, so muss für jeden Process, der geführt wird, eine Kleinigkeit abgegeben werden. (Man müsste die Gelder jährlich in eine Versorgungsanstalt legen, um desto höhere Zinsen zu erhalten.) Nebenämter dürfen Justizcommissarien durchaus nicht verwalten, nicht einmal Procuraturen. (Hauptsächlich der Geldverwickelungen wegen: und sie sollen doch weit wichtigere Curatelgeschäffte haben. Das scheint wenigstens nicht consequent. Abwesende Parteyen, zumal auswärtige, müssen auch mit dieser Einschränkung schlecht zufrieden seyn.) Dagegen darf auch niemand, ausser den privilegirten Advocaten, Schriften als Vf. bey den Gerichten einreichen; nicht einmal die Partey in ihren eigenen Sachen. (Das letzte dürfte doch ein unnatürlicher Zwang seyn. Der Grund, die Abhaltung unbefugter Sachwalter, die sich unter das „von der Partey selbst verfasst" verstecken, scheint ihn nicht zu rechtfertigen. In den meisten Fällen ahndet ein irgend aufmerksamer Richter den Betrug gleich.) Der Advocat steht unter beständiger Disciplinaraufsicht, in fortdauerndem Zusammenhang mit seinem Corps und dessen engern Ausschuss. Die Versammlungen aller Justizcommissarien unter einem Defensionsamt, jedes dritte Jahr, würden dazu dienen, auch den Fortschritt der Justizcommissarien in ihrer Wissenschaft zu prüfen und zu befördern. (Wünschenswerth allerdings; aber schwerlich ausführbar. Wenigstens müssten die Versammlungen dann häufiger seyn.)

Dritter Buch: Advocaten im Verhältnisse zu ihren Clienten und den einzelnen Staatsgewalten. Der Advocat darf keine Sachen übernehmen, die klaren Gesetzen oder rechtskräftigen Erkenntnissen widersprechen, auf falschen oder nicht zu beweisenden Thatsachen beruhen, oder wegen ihrer Geringfügigkeit mit den Kosten der Verhandlung nicht in Verhältniss stehen. Zweckmässige, bestimmte Vorschläge zu Strafen, wenn er sich dagegen versieht. Ferner darf er keine Sache führen, worin er dem Gegentheil beyräthig gewesen ist. Er muss es seinem Clienten anzeigen, wenn er mit jenen verwandt ist oder in besonderen freundschaftlichen Verhältnissen steht. Bey Bagatellsachen, Injurien und Familiensachen sollen Advocaten unbedingt zugelassen werden. (Der Vf. hat uns nicht überzeugt. In Ansehung der Bagatellsachen widerspricht er selbst seiner Vorschrift wegen der Sachen, die der Advocat nicht übernehmen darf. Er meint, man werde sich ihren Rath insgeheim einholen, wenn man sie nicht öffentlich in Familien- und Injuriensachen zuziehen darf. Aber welcher Unterschied für die Weitläufigkeit des Streits und für die Erbitterung. Wie sehr würde dadurch die Richtung eines Vergleichs erschwert, worauf doch das Verfahren bey solchen Sachen, zumal Familiensachen, vorzüglich zu richten ist. Möge der Advocat es machen, wie er will, die Sache erhält durch seine Zuziehung eine Wichtigkeit und Ruchtbarkeit, die sie vorher nicht hatte. Sein Zureden soll günstigen Einfluss auf die Beylegung der Zwiste haben, daher wird es ihm in der Gothaischen Prozess-Ordnung zur Pflicht gemacht. Aber hilft das Zureden des Richters nicht, so möchten wir schwerlich mehr von dem Zureden des Advocaten erwarten, gesetzt auch, dass er alle Hindernisse übersteigen könnte, selbst die gutgesinnte natürliche Leidenschaft für das Interesse der Partey, die ihn zuerst um Rath fragte.) In Armensachen untersucht das Defensionsamt erst die Gültigkeit des Anspruchs. Dann wird die Sache unter Aufsicht des Defensionsamts von einem der geschicktesten Practicanten geführt, dem auf das Defensionsamts Zeugniss dafür ein halbes Jahr von den drey Jahren bis zu seinem zweyten Examen erlassen wird. Dirigent und Censor erhalten eine Vergütung aus der Kasse des Defensionsamts. (Dieser Vorschlag scheint uns zweckmässig zu seyn; nur würden wir nicht dem Defensionsamte die Entscheidung über die Zulässigkeit des Armenrechts geben. Besser vermindert man die Anzahl dieser Sachen, durch Einschränkung der Zulassung von Advocaten, und durch wirksame Vergleichsanstalten.) Gegen Mächtige wird die Sache im Namen des Defensionsamts geführt. (Dergleichen Mächtige darf es in einem gut organisirten Staat nicht geben. Allenfalls könnte man Parteyen überhaupt erlauben, sich an das Defensionsamt zu wenden.) Defensionen der peinlich Angeklagten werden

auf

auf eben die Weise geführt, wie Armensachen. Die Justizcommissarien sollen an bestimmten Tagen Audienzen geben, und Instructionen aufnehmen, nach den Vorschriften der Preuss. Gesetzgebung. Ohne gesetzliche, vom Defensionsamt gebilligte Gründe können sie die übernommene Sache nicht aufgeben; der Client kann jederzeit sie aufsagen. Sie halten doppelte Manualacten, geheime und die dem Richter vorgelegt werden. (Jene zu halten und zu bewahren, kann man ihnen nicht zur Pflicht machen.) Ueber Versehen der Advocaten, umständlich und zweckmäsig. (Viele werden dem Vf. zu grosse Gelindigkeit vorwerfen; aber strengere Verfügungen sind nicht ausführbar, und der Vf. wünscht mit Recht, dass man lieber vorbeuge durch Verbesserung des Contumacialverfahrens und der Advocatentaxen.) Dagegen trägt der Advocat auch alle Kosten der Fristen, die durch Krankheit oder Zufall auf seiner Seite veranlasst werden, weil er sich von den Practicanten unterstützt sieht. Für Gemeinen darf er nicht auftreten, ohne gesetzmäsiges Syndicat. Er soll an keinerley Art Mäcklergeschäfften Theil nehmen, aber bey Vollziehung der Urkunden den Parteyen für Genauigkeit und Rechtmäsigkeit verantwortlich seyn. Bey Vorstellungen, Beschwerden und Bittschriften soll er die gröste Mäsigung beobachten. (Im Allgemeinen wahr, aber die bestimmteren Fragen des Vfs. dürften besser unbeantwortet bleiben. Die vorgesetzten Landesstellen müssen allein über die Anwendung auf vorkommende Fälle entscheiden. Die beiden Haupterforderniss, Wahrheit der Thatsachen und Bescheidenheit des Tons, fodert man von dem Advocaten, wie von jedem Concipienten; von jenem in höherem Grade. Wie er bitten, oder seine Sache vortragen will, bleibt seiner Ueberzeugung überlassen. Die Beamten, an welche die Schrift gerichtet wird, müssen selbst thun, was ihres Amts ist. Daher können wir auch nicht dafür halten, dass nur Justizcommissarien solche Memoriale einreichen dürften.)

Viertes Buch: Advocatengebühren. Der Vf. sagt selbst, diese Materie sey die schwerste und wichtigste. Er hat sie auch mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet, und der, freylich schon von andern vor ihm angegebenen Idee, das Honorar nach Procenten von dem Werth der Sache zu bestimmen, detaillirte, eigene Vorschläge untergelegt, die ihre Ausführbarkeit allerdings zeigen. — Ueberhaupt geht er von dem Grundsatz aus, sie sollen Honorar von den Parteyen haben, kein Salar vom Staat. Vertrag über die Gebühren will er so wenig gelten lassen, als freywillige Bezahlung. Keine Arbeiten auf Borg; gegen Ablieferung derselben allemal baare Bezahlung. (Hierin scheint uns doch der Vf. zu strenge zu seyn; wir sollten vielmehr dafür halten, dass sich die Bezahlung erst am Ende des Processes erwarten liesse, weil die Vertheilung für einzelne Arbeiten nicht gut zu vereinigen steht mit der Berechnung des Ganzen nach Procenten.) Die Belohnung nach Bogenzahl sey durchaus fehlerhaft; die Bestimmung nach einzelnen Sätzen sey gleichfalls fehlerhaft. Besser sehe man bey der Taxe auf den Werth der Sache, vorzüglich aber auf den angemessenen Lebensunterhalt der Advocaten; möglichst unabhängig von der Willkühr des Richters. Man sondere daher die wesentlichen Arbeiten in jedem Processe von den zufälligen ab; setze die fixe Einnahme des Advocaten auf Verfertigung der ersten und verschaffe ihm alle Jahre so viel von jener Arbeit, um die zu seinem Unterhalt als nothwendig festgesetzte Summe zu erwerben. Zugleich erhalte man ihm die Hoffnung, bey besonderer Anstrengung oder bey aufserordentlichen Arbeiten ein Mehreres zu verdienen. Dabey lasse man nach Procenten von dem Werth der Sachen und in solchen Terminen bezahlen, die in einigem Verhältniss mit der Wichtigkeit der abgelieferten Arbeit stehen. Diese Ideen führt der Vf. nun näher aus, und zeigt insonderheit, wie der Werth der Sache bey ihrem Anfang zu bestimmen, wie die Procente im Verhältnifs der relativen Wichtigkeit festzusetzen, wie solche auf die wesentlichen Arbeiten in dem Process zu vertheilen seyn. (In Ansehung des letztern stimmen wir dem Vf. nicht bey. Diese Vertheilung scheint uns die Sache viel schwieriger zu machen, und manche von den Vortheilen wieder zu vereiteln, die sonst mit der Belohnung nach Procenten verbunden seyn müssen. Im Ganzen würde freylich noch der Ausführung der Einwurf im Wege stehen, dass die geschickteren Advocaten bey dieser Einrichtung sehr gewinnen würden, die minder beliebten fast Hungers sterben müsten; allein der sehr glückliche Vorschlag des Vfs., die Zahl der Advocaten zu bestimmen, dürfte diese Schwierigkeit in so weit heben, als es nur immer bey einer neuen Einrichtung möglich ist, wo die Sache erst durch Zeit und Uebung in das rechte Geleise kommen mus.) Richterliche Prüfung und Moderation fände nur vor Ablassung des Definitivbescheides statt. Der Richter müsste sich dabey immer an das Defensionsamt wenden; dabey stünde aber der Weg der Appellation offen. Für zufällige Arbeiten erhielten die Advocaten verhältnifsmäsig geringere Belohnungen; sie würden von dem Richter mit jenen geprüft und ermäsigt. Für Termine bekämen sie nur in aufserordentlichen Fällen etwas, nach dem Ermessen des Richters. Reisekosten und Diäten würden unter richterlicher Ermäsigung nur nach dem Maasstabe vergütet, als wenn der Justizcommissar in demselben District, als die Partey, wohnte. Belohnungen für den Beystand, der supplicirenden Parteyen geleistet würde, sollten immer von dem Collegio festgesetzt werden, bey welchem die Parteyen suppliciren. Die Taxen der Notarien seyen in den mehresten Ländern ziemlich genau bestimmt. Ueber die Bezahlung der verschiedenen Curatelen behält sich der Vf. seine Vorschläge auf eine andere Gelegenheit vor.

Noch liefert er in einem Anhang einige Bemerkungen über die Art, wie die Reform einer fehlerhaften Einrichtung eingeleitet werden müsse. Sie sind freylich nicht erschöpfend; man mus sich aber auch beschei-

Digitized by Google

beſcheiden, daſs dieſe Frage in jedem Lande nur ganz ſpeciell zu erledigen ſteht.

Darauf folgen S. 393 u. f. f. Noten, die ſich auf die Meinungen anderer Schriftſteller beziehen, und Auszüge aus Verordnungen, auf welche in dem vorſtehenden Text durch Ziffern hingewieſen iſt. Man findet hier noch manche ſchätzbare Nachrichten. Beſonders werden die häufigen Anführungen aus der Gothaiſchen und Fuldaiſchen Proceſsordnung und der Preuſsiſchen allgemeinen Gerichtsordnung willkommen ſeyn; wie z. B. die lehrreichen Gebühren-Taxen für die Märkiſchen Provinzen und das Fürſtenthum Baireuth für die Juſtizcommiſſar- und Notariats-Geſchäffte. Im Hannöveriſchen ſollen 300 Advocaten Praxis treiben, da doch das Land mit 150 Juſtizcommiſſarien, und 75 Practicanten hinlänglich verſehen wäre. Uebrigens unterſchreiben wir von ganzem Herzen die ſchöne Stelle von *Filangieri*, mit welcher der Vf. ſchlieſst: „Der Fürſt kann nie in dem Beſolden „der Verweſer der Gerechtigkeit zu freygebig ſeyn. „Der Staat hat ein groſses Intereſſe dabey, daſs der„jenige, der irgend einen Theil der Gewalt ausübt, „nie nöthig habe, denſelben zu miſsbrauchen, um „anſtändig und der Würde ſeines Poſtens gemäſs zu „leben." Eine weiſe Regel, deren Befolgung man inſonderheit den Finanziers nicht genug an das Herz legen kann.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Verſuch über das Verſteurungsweſen* von *C. G. Prätorius*, der Weltweisheit Doctor, Canzley-Director beym combinirten und Polizey-Magiſtrat zu Thorn, der Churpfälziſchen phyſikal. ökonomiſchen Geſellſchaft zu Manheim, der Churfürſtl. Sächſiſchen ökon. Societät zu Leipzig und der kön. Preuſs. teutſchen Geſellſchaft zu Königsberg Mitglied. 1802. 234 S. 8. (18 gr.)

Dieſes Werk ſoll, nach der Aeuſserung des Vfs., bloſs als die erſten Grundlinien zu einer künftig zu bearbeitenden Lehre von den Auflagen, angeſehen werden. Die Definition S. 16.: „Unter Steuern, Ab„gaben oder Auflagen wird derjenige Beytrag des „Staatsbürgers verſtanden, den er von ſeinem Ge„winnſte, unmittelbar zur Beſtreitung des Staatsauf„wandes beyträgt" iſt nicht allgemein genug; denn es giebt Steuern, die nicht der Staatsbürger, ſondern der Fremde erlegt (deren der Vf. ſelbſt S. 115 u. 209. gedenkt); und es giebt Auflagen, die der Staatsbürger bezahlen muſs, ohne einen Gewinn zu haben. — Wenn der Vf. S. 20. des Nachtheils der Domainen gedenkt, ſo hätte auch der Nutzen derſelben angeführt werden ſollen. Hiezu gehören die Verſuche, die im Groſsen zum Beſten der Landwirthſchaft dort gemacht werden können, und die der Privatmann oft nicht wagen darf. So wird itzt, in dem Preuſsiſchen Staate, bey neuen Verpachtungen, der Hofedienſt vielfältig abgeſchafft; und der Erfolg dieſer Operation wird gewiſs, mit der Zeit, zur Nachahmung reizen. — Mit Recht behauptet der Vf., daſs die Frage: den wievielſten Theil ſeines Einkommens ein Staatsbürger dem Staate überhaupt abgeben müſſe? nicht zu beantworten ſey. — Die Gewerbeſteuer kann man wohl zu den ſchädlichſten Abgaben rechnen, groſsentheils, weil ſie die Induſtrie lähmt, und die Thätigkeit beſteuert, theils auch, weil der Schluſs von der Gröſse des Gewerbes auf die Fähigkeit, Abgaben zu erlegen, grundfalſch iſt. Mancher Entrepreneur einer Fabrik muſs mehrere Jahre zuſetzen, ehe er den geringſten Gewinn hat; und dieſer Fall kann auch bey einer Fabrik, die ſchon lange beſtehet, eintreten: auch kann ein Handwerker den gröſsten Theil ſeines Betrieb-Capitals ſchuldig ſeyn. In einem Fabrikenſtaate würde die Einführung dieſer Abgabe die gröſste Inconſequenz ſeyn. Auch geſtehet der Vf. ſelbſt ein, daſs ſie ſich zu einer Haupt-Auflage nicht qualificire. — In Anſehung der Grundſteuern iſt Rec. mit dem Vf. nicht gleicher Meinung, ſondern glaubt, daſs, da der Käufer eines Grundſtücks, wovon Grundſteuer erhoben wird, das Capital derſelben von dem Kauf-Pretio abziehet, die Grundſteuer eigentlich nicht als eine fortdauernde Abgabe, ſondern als eine Verringerung des Capitals des erſten Beſitzers zum Vortheil des Staats anzuſehen ſey.

Daſs der Haus-Servis, in den Preuſsiſchen Staaten, dem Hausbeſitzer nicht ſonderlich beſchwerlich ſey, iſt wohl eine zu allgemeine Behauptung. — S. 180. Daſs der Salarien-Servis von *allen* in öffentlichem Solde ſtehenden Officianten mit 1. p. C. jährlich vom Gehalte erhoben würde, iſt nicht der Fall. — S. 36. Unter Heinrich IV. in der Mitte des 9ten Jahrhunderts, iſt wahrſcheinlich ein Druckfehler. — Uebrigens zeugt dieſes Buch von dem Scharfſinn und von den Kenntniſſen des Vfs., und iſt Jedem, der ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäfftigt, zu empfehlen.

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., b. Herrmann d. J.: 128 *Rechentafeln für Stadt- und Landſchulen und zum Privatunterrichte* von *J. F. Köhlein.* 1803. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine nach den bekannten Junkerſchen Exempeltafeln geformte Sammlung, gut geordnet, und für zahlreiche Klaſſen ein brauchbares Lehrmittel. Die Tafeln ſind zum Behuf des Aufklebens nur auf einer Seite bedruckt; die Auflöſungen machen ein beſonderes Büchelchen von XXXII Seiten aus. Da auch Kettenregel und Vermiſchungsrechnungen vorkommen: ſo hätten von dieſen wohl mehrere Exempel können gegeben werden; ſo auch von der ſogenannten verkehrten Regel de tri und *Regula de quinque*. Da alles nach Kreuzern berechnet iſt, ſo iſt dieſe Sammlung vorzüglich nur für das ſüdliche Deutſchland brauchbar.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Januar 1804.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Vofs: *Univerſalhiſtoriſcher Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, als eines ſich fortbildenden Ganzen.* Eine Philoſophie der Culturgeſchichte in zwey Bänden, von D. *Jenisch. Erſter* Band, 1801. X u. 462 S. *Zweyter* Band, 1801. *Erſte* Abtheilung, XXIV u. 476 S. *Zweyte* Abth. 504 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

„Die verſchiedenen Anlagen und Kraftäuſserungen „menſchlicher Natur, ſo wie die ausgezeichnetſten unter den bisher verlebten Perioden der Entwickelungsgeſchichte unſeres Geſchlechts, nach der „Idee fortſchreitender Vervollkommnung zu betrachten, die natürlichen Epochen dieſer Vervollkommnung feſtzuſtellen und deren Charakter zu entwickeln, ihre Vor- und Rückſchritte zu bezeichnen „und deren Urſachen darzuſtellen; aus den ſyſtematiſch zuſammengeordneten, philoſophiſch beurtheilten Thatſachen menſchlicher Natur und der Völkergeſchichte allgemeine Reſultate zu ziehen über den „Gang des Menſchengeſchlechts in ſeiner Entwickelung und über ſeine wahre Beſtimmung, über Gewinn und Verluſt, den es, in Hinſicht auf die wünſchens- und ſtrebenswertheſten aller Güter, in Hinſicht auf Weisheit, Kunſtgeſchmack, Tugend und „Glückſeligkeit, durch alle bisherige Cultur gemacht; „und endlich über die Ausſichten in die Zukunft, in „wiefern wir, nach der gegenwärtigen Lage der „Menſchheit, Bildung oder Verbildung unſeres Geſchlechts zu erwarten haben?" — Dies iſt der weitumfaſſende Plan, den ſich der Vf. in dieſem Werke auszuführen vorgeſetzt, an dem er ſechs Jahre mit vorzüglichem Intereſſe gearbeitet, und ſelbſt durch ſein mit Beyfall aufgenommenes Werk: „Geiſt und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts," ſich beträchtlich vorgearbeitet hat. Wer wird nicht unter dieſen Umſtänden, bey den anerkannten Talenten und Kenntniſſen des Vfs., etwas Vorzügliches über dieſen intereſſanten Gegenſtand erwarten? In der That müſſen wir auch geſtehen, dafs dieſe Erwartung gröſstentheils befriediget wird, ungeachtet uns der Plan nicht ſcharf genug gefaſst, hier und da Tiefſinn mit Scharfſinn nicht genug gepaaret zu ſeyn, hier und da Gründlichkeit und Beſtimmtheit der Begriffe zu fehlen und die Fülle in den Gedanken und in der Sprache nicht ſelten in Ueppigkeit auszuarten, oder in das Geſuchte zu fallen ſcheinet. — „Univerſalhiſtoriſchen Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, als eines ſich fortbildenden Ganzen, nennt der Vf. ſein Werk, in ſo fern es eine Sammlung von Thatſachen über Gang und Bildung des menſchlichen Geſchlechts, als einer nach beſtimmten Geſetzen bis dahin vervollkommneten und künftig noch mehr zu vervollkommnenden Gattung, ſeyn ſoll; Philoſophie der Culturgeſchichte aber, weil er in demſelben die Grundſätze entwickelt, nach welchen jede künftige Culturgeſchichte (die gewifs nicht das Werk eines Mannes iſt) geſchrieben werden mufs, und die Reſultate der über das unermefsliche Ganze menſchlicher Cultur aufſtellt: Reſultate, durch welche die groſse, nach allgemeinem Geſtändniſs bis jetzt noch nicht zur vollen Befriedigung aufgelöſte wichtige Streitfrage über das Wohin? und Wozu? der Cultur, ich will ſagen, über die für die wahre Vervollkommnung des Menſchen, für ſeine Sittlichkeit und Glückſeligkeit nämlich vortheilhafte oder verderbliche endliche Richtung aller Cultur entſchieden werden mufs." — Es erhellet aus dem allen, in wiefern der Vf. univerſalhiſtoriſchen Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, und Philoſophie der Culturgeſchichte für gleichbedeutend genommen hat. Er verſtehet nämlich Philoſophie der Culturgeſchichte in materieller, nicht in formeller Bedeutung; nicht eine auf Principien gegründete Unterſuchung des Begriffs, Inhalts, Umfangs und der Behandlungsart, ſondern die Darſtellung der Hauptpunkte, Epochen und Reſultate einer ſolchen Geſchichte. Es iſt aber von ſelbſt einleuchtend, dafs die Philoſophie der Culturgeſchichte in dem Sinne des Vfs. nur das Reſultat einer vollſtändigen Erörterung des Begriffs einer Culturgeſchichte ſeyn kann, welche der Vf. nicht angeſtellt hat; man müſste denn dies ganze Werk dafür nehmen, wie er ſelbſt am Ende ſeiner Einleitung ſagt, „es ſey ſein Zweck geweſen, den Sinn des Worts Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts nach Gehalt und Umfang feſtzuſetzen;" aber dagegen läſst ſich einwenden, dafs der Begriff Cultur in dem ganzen Werke vorausgeſetzt, nicht erklärt wird, dafs man in demſelben erfährt, was der Vf. zur Cultur zählet, nicht was unter Cultur zu denken ſey. Manche Unterſuchungen, welche in die Propädeutik der Culturgeſchichte gehören, kommen in dem Werke hie und da zerſtreuet vor; ſo wie nicht ſelten Anmerkungen, welche zur näheren Beſtimmung des Plans, zur Rechtfertigung des Ideenganges abzwecken. Alles dieſes beweiſet das Bedürfniſs eines noch ſchärfer beſtimmten und begränzten Planes, und einer gründlichen vollſtändig ausgeführten Einleitung. Wie wenig er überhaupt auf Schärfe und Beſtimmtheit der Begriffe hält, verräth eine Bemerkung am Ende der Einlei-

tung, wo er sagt, dass er die Worte: *Entwickelung, Bildung, Ausbildung, Cultur*, wie nicht weniger, *Erleichtung, Aufklärung, Vervollkommnung, Veredlung* und einige andere verwandte, als Synonyme gebrauche, und es sogar für Thorheit erklärt, diese Wörter, welche offenbar denselben Begriff nur mit gewissen Nebenvorstellungen bezeichneten, durch bestimmte Begriffe zu sondern. Allein man wird an dem Vf. nothwendig irre, wenn man in der Einleitung, in der angeführten Stelle und an andern, Cultur und Vervollkommnung unterschieden, und unter andern als Resultat des fünften Buches angegeben findet, „dass aus unserer bisherigen Cultur eine herzerfreuliche Dividende von Gewinn für wahre Vervollkommnung hervorgehe." Eine solche Unbestimmtheit der Begriffe sollte sich kein Schriftsteller erlauben, auch wenn er für das grösere gebildete Publikum schreibt. Daher ist auch selbst der Begriff einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts in der Ausführung des Werks schwankend geblieben, indem die Culturgeschichte einzelner Individuen oder Classen der Gattung oft mit der Culturgeschichte der ganzen Gattung verwechselt worden. Wenn der Vf. S. 328. behauptet, „es sey dem grossen Haufen moralisch unmöglich, aufgeklärt und moralisch zu werden;" wenn man Stellen liest, wie folgende S. 156. 2. B. 1. Abth. „Der grosse Pöbel-Tross, und mit einem antiken Ausdruck zu reden, der Hefen des Menschengeschlechts bestand von jeher (und wird schwerlich jemals anders bestehen als) aus gemeinen, von der Natur vernachlässigten, jedes höhern Geistesschwunges unfähigen und unempfänglichen Seelen — *animae nil magnae laudis egentes* — ruhmlose Lückenbüsser der Menschheit, Söhne der müden Natur, am Feyer-Abend geschaffen — Seelen, deren die Natur, selbst in den Tagen der höchsten Verfeinerung, bedarf, damit sie für den geringen Preis eines roher Sinnlichkeit gelebten oder auch mit einigen nützlichen Pflichten erfüllten Daseyns, zur Beförderung und Erhaltung, oder auch zum Vollgenuss der Cultur, selbst culturlos, in ihrem eingeschränkten Maulwurfskreise handlangen. Das Höchste, wozu sich Geister dieser Gattung erheben können, ist die dunkle Ahnung von feinerer Bildung und edleren Genüssen, als deren sie sich selbst erfreuen" — — so wird es deutlich genug, dass die Culturgeschichte des Menschengeschlechts als Gattung in einem sehr eingeschränkten Sinne zu nehmen sey; so wird das Bedürfniss einer Erörterung des Begriffs, der Bedingungen und Erfordernisse einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts um desto fühlbarer; so siehet man sich vergeblich nach einem rechtfertigenden Grunde um, wie der Vf. eine Epoche der Verfeinerung in der Culturgeschichte des Menschengeschlechts annehmen kann, da er selbst gesteht, dass Verfeinerung nur das Eigenthum einiger wenigen Klassen und Individuen im Verhältniss zur ganzen Gattung seyn kann. Diese Fehler abgerechnet, muss man gestehen, dass dieses Werk die Vorzüge der frühern Schriften des Vfs. in grösserm Maasse vereiniget, und von ihren Fehlern weniger hat. Er schrieb nicht allein für Gelehrte, sondern überhaupt für das gebildete Publicum; daher ist auf Sprache und Ausdruck rühmliche Sorgfalt gewendet, und das Trockne des Lehrvortrags glücklich vermieden. Gedankenfülle, Lebhaftigkeit und Gewandtheit des Geistes zeichnen das Ganze aus, und von dem Haschen nach origineller Sonderbarkeit kommen nur selten einige Spuren vor.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zu dem Inhalte des Werks im Einzelnen über. Das erste Buch handelt *von den ursprünglichen Anlagen menschlicher Natur und den Bildungsmitteln derselben.* Die Anlagen des Menschen sind von dreyerley Art, *physisch, intellectuell* und *moralisch;* jede Art zerfällt wieder in Unterarten. Die physischen sind theils eigentlich physisch (thierisch) oder technisch, die intellectuellen, scientifisch oder ästhetisch, die moralischen, politisch, sittlich in engerer Bedeutung, und religiös. Diese sieben aufgezählten Anlagen bilden eine ihnen entsprechende siebenfache Entwickelung der menschlichen Natur, nämlich, die thierische, kunstgewerbliche, wissenschaftliche, schönkünstliche, staatsbürgerliche, sittliche und religiöse. Da aber die Vernunft den eigentlichen Menschencharakter ausmacht, so ist der *Grad der Vernunftbildung oder der Vervollkommnungsgrad der intellectuellen Anlagen die messende Einheit bey der Schätzung menschlicher Vervollkommnung.* — Als Urtriebe nimmt der Vf. den *Selbsterhaltungs-* und *Erweiterungstrieb* an, aus welchen folgende abgeleitete entspringen: der Selbsterhaltungstrieb im engern *Sinn*, der technische Formtrieb, der Kunsttrieb oder Kunstsinn, der Wistrieb, der Geselligkeitstrieb. Ausser diesen Trieben giebt es noch Weckungs- oder Bildungsmittel, *innere, Selbstthätigkeit*, als das ursprüngliche Moment der geistigen Natur, wodurch unser gesammtes empfindendes, denkendes und handelndes Wesen unaufhörlich zur Entwickelung strebt; *Instinct, Genie, Talent*, als eben so viele Modificationen der besonderen Triebe; *Schmerz, Bedürfnissgefühl, Vergnügen, Leidenschaft*, als eben so viele Modificationen des allgemeinen Lebensgefühls; Vernunft, die alles belebt und alles vollendet. *Aeussere*, Klima, Wohlhabenheit und Reichthum, Handel, Regierungsverfassung und Religion, gewisse Erfindungen und einzelne grosse politische Ereignisse oder auch wichtige Naturbegebenheiten. Ueber alle diese Gegenstände verbreitet sich der Vf. in einzelnen Abschnitten, und bringt über ihr Wirken, Gegenwirken und Zusammenwirken interessante Bemerkungen bey, ungeachtet sie zuweilen wie abgerissene Stücke aussehen, die nicht zu einem Ganzen gehören, und das ganze psychologische System, das ihnen zum Grunde liegt, nicht ganz systematisch aufgestellt ist, z. B. die Geschlechtsliebe aus dem Geselligkeitstriebe abgeleitet wird. Der Erweiterungstrieb, den der Vf. als ursprünglich betrachtet, wird S. 138. auf das Vermögen der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes gegründet. Besonders interessant sind die Bemerkungen über Thätigkeit, Instinct, Genie und Talent. (Der Vf. macht es aus Gründen, welche auf Thatsachen beruhen, wahr-

Digitized by Google

wahrscheinlich, dafs die ersten Menschen mehr Instincte und Kunsttriebe gehabt haben, von welchen nach Erwachung der Vernunft die entbehrlichen hingeschwunden, die unentbehrlichsten geblieben sind.) über die Einrichtung der menschlichen Natur, alles, selbst Genufs und Thätigkeit zum Bedürfnifs, Bedürfnisse und Entbehrungen zum Vergnügen umzuschaffen, über Leidenschaft, als Reiz und Antrieb, Weckung und Verstärkung aller Thätigkeit, besonders auch der *Vernunft*, woraus aber übereilt geschlossen wird, dafs die Vernunft in dem allgemeinen Princip der sinnlichen Natur, in der *Lebenskraft* gegründet sey. Interessante Thatsachen und Reflexionen enthält der neunte Abschnitt über den *Antagonismus der Triebe und Neigungen*, und über den Einfluss dieses Widerstreits auf die Entwickelung und Bildung des Menschen; eben so auch der zehnte, wo sich der Vf. über die äufsern Weckungs- und Bildungsmittel, als Klima, Wohlstand und Gemächlichkeit (hierbey wird vorzüglich die Wichtigkeit des Mittelstandes erwogen), Regierungsverfassung, grofse politische Ereignisse, die Religion, grofse Entdeckungen und Erfindungen verbreitet. In dem eilften Abschnitte sagt der Vf., das physische Selbst des Menschen sey der letzte Beziehungspunkt, von welchem alle Entwickelung ausgehe und in welchen sie ende; alle intellectuelle und moralische Anlagen wurzelten in demselben; daher müssen auch die ursprünglichen Modificationen des physischen Selbst oder seine ursprünglich-verschiedene Arten zu seyn auf die Entwickelung aller und jeder Anlagen unserer Natur anwendbar seyn, und diese wenigstens gewisse ähnliche Beziehungen zu jenen haben, und zieht daraus den Schluss, dafs die Stufenfolge in der Entwickelung der menschlichen Anlagen der Stufenfolge in der Entwickelung der ursprünglichen Modificationen des physischen Selbst parallel laufen werde. Die Richtigkeit dieses Raisonnements leuchtet nicht ein, auch fehlen alle weitere Gründe. Wir halten uns daher bey den fünf Modificationen des physischen Selbst (Bedürfniss, Gemächlichkeit, Vergnügen, Ueppigkeit, weise beschränkter Genufs) nicht weiter auf. Das zweyte Buch handelt *von den Hauptepochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte.* Diese Epochen bestimmt der Vf. nach den Veränderungen in dem Verhältnifs der Sinnlichkeit und der Vernunft folgender Gestalt. Der Mensch steht entweder unter der unbedingten Herrschaft der Sinnlichkeit, ohne allen Gebrauch der Vernunft, *Epoche der Wildheit oder Thiermenschheit;* oder es beherrscht ihn Sinnlichkeit, gebändiget durch schlichte Vernunft (gesunden Menschenverstand oder auch Verständigkeit genannt), *Epoche der Vermenschlichung.* Die Sinnlichkeit, von welcher der Mensch beherrscht wird, vergeistiget und verfeinert sich immer mehr durch eine philosophirende Vernunft, welche dies vorzüglich durch Aneignung jedes schönen (ästhetischen) Kunstgenusses bewerkstelliget, *Epoche der Verfeinerung.* Die herrschende Sinnlichkeit wird verschlimmert und bis in ihre natürlichen Triebe verderbt durch sophistisirende Vernunft und dadurch herbeygeführte übertriebene Sinnen- und Kunst-Genüsse, *Epoche der Ueberfeinerung.* Unbedingte Herrschaft der praktischen, oder der moralisch gesetzgebenden Vernunft über eine vergeistigte Sinnlichkeit würde der Charakter der vollendeten Menschennatur seyn. Am schicklichsten würde diese Epoche durch den Namen der *Versittlichung* bezeichnet werden. Sie ist, in ihrem erweitertsten Umfange gedacht, blofs ein *Ideal*, und zwar das höchste, zu welchem die gesammte Bildung unserer vernünftigen Gattung aufstreben kann. — Sittlichkeit ist also auch dem Vf. das Ideal der vollkommenen Menschheit, deren Annäherung zu demselben durch allseitige Entwickelung der Anlagen und Bildung aller Kräfte die Geschichte der Cultur darzulegen hat. Wenn also auch die Menschheit sich noch so sehr demselben nähert und genähert hat: so kann doch keine Periode kommen, wo man sagen könnte, es sey erreicht. Sittlichkeit kann daher auch keine Epoche in der Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts werden; Versittlichung aber, welche Benennung nicht zu dem angegebenen Charakter der fünften Epoche pafst, drückt nicht das Eigenthümliche einer, sondern aller Perioden aus. Die dritte Epoche, welche der Vf. darin setzt, dafs die Vernunft sich zum wissenschaftlichen Charakter erhebt und philosophirend wird, ist unstreitig ein wichtiges Moment in der Cultur der Menschheit; allein, da Wissenschaft nie das Eigenthum der ganzen Gattung ist und werden kann, sondern in derselben nur das Loos einiger weniger Individuen ist: so kann Wissenschaft nicht geradezu als eine Epoche in der Culturgeschichte des Menschengeschlechts angenommen werden. Ueberhaupt müfsten diese Epochen bündiger deducirt werden aus der philosophischen Ansicht der Cultur und ihres Ganges, welcher darin besteht, dafs sich die Menschheit von der blinden Herrschaft des Instinkts und der Triebe zur Besonnenheit und Selbstständigkeit, zur Erkenntnifs und freyer Befolgung vernünftiger Zwecke erhebt. Allein diese allgemeine Betrachtung, die Basis der ganzen Culturgeschichte — vermifst man hier, wo sie nothwendig war. Was der Vf. zur Rechtfertigung der gewählten Epochen sagt, kann auch darum schon nicht befriedigend seyn. Er geht von der Ansicht aus, dafs in jeder Epoche eine Anlage der Menschheit entwickelt und gebildet werde. Allein nicht zu gedenken, dafs alsdann die Benennung von mehrern nicht bezeichnend genug gewählt ist, dafs Verfeinerung und Ueberfeinerung, Bildung und Verbildung nicht einer, sondern aller Anlagen bedeutet, so fällt es auf, dafs in dieser Reihe von Epochen die letzte ausgenommen, welche als das letzte Ziel keine Epoche ausmachen kann, zu wenig Rücksicht auf den rechtlichen Zustand genommen wird, so ein grofser Schritt in der Cultur auch die Annäherung zu dem Zustande ist, wo jeder seine Zwecke verfolgt, ohne die des Nebenmenschen zu verletzen; so auffallend ist es, dafs an die bürgerlichen und weltbürgerlichen Verhältnisse, welche so wichtige, die ganze Menschheit angehende Epochen bilden, gar nicht gedacht

Digitized by Google

dacht worden ist. Alles dieses beweiset, dass diese Philosophie der Culturgeschichte noch nicht das ist, was sie seyn sollte; dass sie noch von einer höhern, weitergreifenden und allseitigern Ansicht ausgehen, und daraus die Momente der Entwickelung des Menschengeschlechts tiefer herleiten müsse, als hier geschehen ist, und hätte geschehen sollen, da hier (§. 26.) die möglich grösste Einheit der Menschenbildung zum Augenpunkt gewählt war. *Zweyter Abschnitt. Vorläufige Bemerkungen über den allgemeinen Gang der Cultur.* Ueberfeinerung scheint kein Fortschritt, sondern Rückschritt zu seyn; indessen ist sie nichts anders, als eine Läuterung der Sinnlichkeit und Vernunft, und dadurch, dass sie Uebermaass und Missbrauch kennen und meiden lernen, ein Uebergang zu einem bessern Zustande. Es ist der Verirrungspunkt in der Entwickelung menschlicher Anlagen, welcher aus der unvermeidlichen Anlage zu irren hervorgeht, wogegen aber auch die Natur dem Menschen in dem Gefühl der Sinne und dem Urtheil der Vernunft einen Rettungspunkt sicherte.

In den folgenden Abschnitten dieses Buches, welche die letzten Bogen des ersten Bandes und die ganze erste Abtheilung des zweyten füllen, werden nun die Epochen einzeln sehr ausführlich durchgegangen, und der Zustand der Menschheit in Rücksicht aller Anlagen, der Uebergang aus der vorhergehenden Epoche, Entwickelung und Bildung der geistigen Kräfte, Einfluss äusserer Umstände geschildert. Sie enthalten eine Menge von feinen und scharfsinnigen Bemerkungen, Vergleichungen und Combinationen, unterstützt durch Menschenkenntniss und Gelehrsamkeit. Vorzüglich kommen Schilderungen vor, die durch Kraft und Treue dem Geiste und der Darstellungsgabe des Vfs. Ehre machen, wie das Gemälde eines Thiermenschen S. 399. 1. B. In dem 3. Abschn. schildert der Vf. den Zustand der Wildheit, und zeigt, wie der erste Mensch, ungeachtet mit einigen Kunsttrieben versehen, blos in dem Zustande des thierischen Bedürfnisses lebt, ohne Entwickelung der edlen Anlagen. Der Uebergang aus diesem Zustande in die Epoche der Vermenschlichung (4. Abschn.) lässt sich nur aus der grösseren Gemächlichkeit in Hinsicht auf die körperlichen Bedürfnisse des Lebens erklären. Die Entwickelung der Denkkraft, des eigenthümlichen Menschencharakters, bedarf besonders günstiger veranlassender Umstände von aussen her, einer Hinwegräumung der äusseren Hindernisse; dann aber erwacht die todte, oder vielmehr durch ihre Unwirksamkeit todtscheinende, aber ungeschwächte, unverdorbene Geisteskraft unaufhaltsam zur Thätigkeit, wie die Luft nach weggenommenem Druck sich unaufhaltsam ausdehnt. Die Art und Weise der Entwickelung und Wirkung der Geisteskraft bleibt dabey ein Geheimniss; aber die äussern veranlassenden Umstände, wodurch er in den Zustand der Gemächlichkeit versetzt wurde, in welchem das Selbstbewusstseyn Musse hatte sich zu entwickeln und zu befestigen, lassen sich angeben. Häusliches Beysammenwohnen, eine Folge des Triebes zur Geselligkeit, besonders des Geschlechtstriebes, ist die veranlassende Ursache der Umwandlung thiermenschlicher Bedürflichkeit in Gemächlichkeit und dadurch zugleich veranlassende Ursache des Ueberganges zur Besonnenheit und Vermenschlichung. Hierbey widerlegt der Vf. die Meinung von der langen Dauer der Thiermenschheit, welche sich darauf gründet, dass die Menschen mehrere Jahrhunderte wild, unstät und ungesellig in den Wäldern herumirrten, und der Begattungstrieb keine längere Verbindung zwischen Mann und Weib hervorbrachte, als zur Befriedigung des Triebes erfoderlich war. Seine Gründe sind: die immerwährende, an keine Zeit gebundene Regsamkeit des Geschlechtstriebes; der Hang zur Abwechselung im Gesellschaftsgenuss ist ein Product der Kunst und der Schwelgerey, nicht unmittelbare Anlage der Natur; für diese Abwechselung waren in den ersten Zeiten der Subjecte zu wenige; der junge Thiermensch reift spät zur Selbstbehülflichkeit heran, und bedarf der älterlichen Pflege und Wartung auf längere Zeit; möglichst frühe Annäherung der Menschen zu einander musste, als Anklang zu aller eigentlich menschlichen Entwickelung, der Natur ein vorzüglicher Zweck seyn; die alten Sagen der Geschichte schildern den Zustand der Thiermenschheit als von kurzer Dauer, und Naturgeschichte und Geologie bestätigen sie. Linné's, Zimmermanns Meinung von dem sogenannten Paradiese der ersten Menschen. Eigene Meinung des Vfs. über die Entstehungsart der ersten Menschen, Thier- und Pflanzen-Archetypen, und über den ersten paradiesischen Zustand der Menschen. (Es ist ihm wahrscheinlich, dass die Urbestandtheile der Erde mit einem lebenschöpferischem Kryställisationsvermögen geschwängert, und eben dadurch der Hervorbringung organisirter und lebendiger Geschöpfe fähig gewesen, dass aber die ganze Summe jener Schöpferkraft der Erde, seit der Schöpfung, nicht mehr wie damals in Masse, sondern über die ganze Erdfläche, in der Atmosphäre, und in den daseyenden Thieren und Pflanzen zerstreut existirt.) Aus allem diesem ziehet der Vf. den Schluss, dass die Thiermenschheit kaum einige Monate, höchstens bis zur Geburt des ersten Menschenkindes, gedauert habe. Ohne uns bey diesen Hypothesen aufzuhalten, welche eben so viel für als gegen sich haben, müssen wir nur bemerken, dass in der Schilderung der zweyten Epoche die Grenzlinie zwischen der ersten und zweyten in einander läuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. Januar 1804.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Voss: *Universalhistorischer Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts, als eines sich fortbildenden Ganzen.* Von D. *Jenisch.* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num.* 13. *abgebrochenen Recension.*)

Der Charakter der zweyten Epoche wird in die Besonnenheit gesetzt, mit welcher die Entwickelung der Vernunft begann, und als die ersten thatsächlichen Aeusserungen der Besonnenheit betrachtet der Vf. das Umwerfen eines Thierfelles, als Schutzwehr gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung, das Bedecken der Schaamtheile mit Vorhängen von Blättern oder Fellen und das Tragen einer Keule, als Waffe gegen wilde Thiere, oder als Werkzeug der Bearbeitung der natürlichen Dinge zu Zwecken des Bedürfnisses. Nun hat aber der Vf. schon dem Thiermenschen eine Keule gegeben (S. 400.) und ihn Thiere mit Gewalt oder List erlegen lassen, welches sich doch wohl nicht ohne Besonnenheit denken läßt. Auch ist es nicht sehr gedenkbar, dass der Mensch, bey dem Mangel an Besonnenheit, bey der Stärke des Instincts und der Kunsttriebe und bey dem fruchtbaren und sanften Himmelsstriche, in welchem der Vf. den ersten Menschen entstehen läßt, in einer so kurzen Zeit aus dem gräßlich wilden Zustand der Thierheit, wie ihn der Vf. S. 499. schildert, in einen menschlicheren übergegangen seyn sollte. Entwickelung der Sprachfähigkeit und Einfluss derselben auf die Entwickelung des Menschencharakters; folgenreicher Einfluss der Geburt des ersten Kindes. Charakter aller Anlagen in der zweyten Epoche. Der Vf. übertreibt hier oft, und beobachtet nicht den stufenartigen Gang der Cultur, zum Theil schon darum, weil die Vermenschlichung keinen Begriff einer festbestimmten Epoche darbietet, und vielmehr durch alle Epochen der Cultur hindurchläuft. Zum Beweis dient gleich das, was er von dem physischen Charakter des Menschen in dieser Epoche sagt, den er in Zahmheit, Ruhe, Sittsamkeit setzt. Mit geschickter Hand schildert der Vf. in den folgenden Paragraphen die ersten Keime der moralischen, politischen, intellectuellen und religiösen Cultur, (es ist Uebereilung, wenn der Vf. von den ersten wissenschaftlichen Grundlagen der Moral, Politik, Metaphysik spricht,) und schliesst diesen Abschnitt mit allgemeinen Bemerkungen, worin der Charakter dieser Epoche in Beschränkung der Sinnlichkeit durch Vernunft, oder besser durch Verständigkeit (oder ausschliessliche Richtung des Verstandes auf die Zwecke des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit) richtiger gesetzt wird, mit einem Rückblick auf die Menschengeschichte, und auf die Völker, welche in dieser Epoche der Cultur leben. Er behauptet, dass alle Völker, die Griechen, Römer und Europäer seit der Wiedergeburt der Wissenschaften ausgenommen, in diese Epoche gehören, weil sich kein anderes zu dem Culturgrade freyer Vernunftthätigkeit oder der philosophirenden Vernunft erhoben habe; dass nicht allein die Mehrzahl der Völker, sondern auch selbst der gemeine Mann in dem heutigen Europa mit den wilden Völkerstämmen in einem und demselben Zustande der Cultur sich befunden habe, der nicht der Art, sondern nur dem Grade nach verschieden sey; ja dass selbst der gemeine Mann der europäischen Staaten wegen der Einförmigkeit und dem einmal beschlossenen Kreise der Beschäftigungen in dem Grade der physischen und geistigen Bildung den Wilden nachstehe; dass eben in der Gleichförmigkeit des Ideen- und Handlungskreises der Völker auf der Culturstufe der blossen Vermenschlichung die Ursache liege, warum die Erzählung ihrer Geschichte eine lange Zeitreihe hindurch Langeweile errege. In dem 6. Abschn., worin der Vf. den Uebergang aus der Epoche der Vermenschlichung in die der Verfeinerung darlegt, findet man sich, wie durch einen Zauberstab, in eine ganz veränderte Welt versetzt, unter Menschen von höherer Art. Wenn in der vorigen Periode von den ersten Anfängen der Sprache, von den ersten rohen Völkervereinen unter ein Oberhaupt die Rede ist, so handelt der Vf. hier von den allgemein bewunderten Werken der Kunst und Wissenschaft bey Griechen, Römern und Neu-Europäern, von Staatsidealen u. s. w. Es ist daher unverkennbar, dass mehrere Mittelstufen der Cultur übersprungen sind, welche den Grad der Cultur in dieser Periode möglich machen mussten. Der Charakter der Verfeinerung besteht nach dem Vf. in der Selbstständigkeit der Vernunft, in dem wissenschaftlichen Philosophiren, welcher nur aus der glücklichen Verbindung und lange dauernden Wirksamkeit aller Bildungsmittel hervorgehen konnte. Da sich dieser Charakter zuerst bey den Griechen findet, so zeigt der Vf. ausführlich, wie er bey diesen durch die Zusammenstimmung aller zum Anbau menschlicher Anlagen erfoderlichen Bildungsmittel entstanden sey. Aber alle diese Momente der Cultur, günstiger Himmelsstrich, natürliche Anlagen, einzelne grosse Genies, freye Staatsverfassung, zwanglose und phantasiereiche Religion, Gemächlichkeit und Wohlleben, Geist der Geselligkeit, und Wetteifer verschiedener Schwester-Nationen findet er nicht hinreichend, den feinen Denk- und psychologischen Beobachtungsgeist zu erklä-

Geschichte spricht) sich von den Fehlern der Zeit rein erhält? Wiederholte er nicht dieselbe Bemerkung in der Epoche der Ueberfeinerung, und unterschreibt er nicht bey einer andern Gelegenheit (S. 468.) den Gedanken Ad. Smiths, dass trotz aller Gewalt der Leidenschaften doch der bey weitem gröfste Theil der Menschen ziemlich vernünftig lebe? Die Veranlassungen zur Versittlichung kommen jeder Menschenmasse mehr von aufsen her, als aus ihr selbst; sie sind eine bessere Verfassung, oder ein besserer Einzel-Herrscher, ein sicherer dauernder Friede nach einem langen verwildernden Kriege, ein glücklich vertheilter Mittel-Wohlstand, eine geläuterte Religion, eine verbesserte Erziehung. (Vergessen ist hier die Umwandelung eines Theiles der Nation durch die mächtig ergreifende Lehre und Handelsweise eines sittlichen Musters, wie eines Sokrates, eines Jesus. In einem andern Sinne kann man daher jene Behauptung auch umkehren.) Allmählige Versittlichung kann allein nur von den ungehemmten Fortschritten in der Verbesserung bürgerlicher Verfassung und der Staatsverwaltung, in der Verminderung des Elends und der Verbreitung des Wohlstandes, in der öffentlichen Zügelung des Lasters und in der Verbreitung wahrer Aufklärung erwartet werden. (Man kann diese Behauptung zugestehen, wenn von der mittelbaren Beförderung der sittlichen Cultur, von der Hinwegräumung der ihr entgegenstehenden Hindernisse die Rede ist. Daraus erhellet aber auch die Nothwendigkeit für eine Culturgeschichte, auf alle diese Momente die sorgfältigste Beachtung zu richten, und der auffallende Mangel dieses Werks, in welchem nur selten mit umfassendem Blicke die Fortschritte und Hemmungen der Cultur von dieser Seite betrachtet werden.) Hierbey (S. 434.) stellt der Vf als erstes Axiom der Culturgeschichte den Satz auf, dass in ihr immer nur von der öffentlichen; und höchstens auch von der häuslichen Sittlichkeit die Rede sey, keinesweges aber von der innern, allein ächten Sittlichkeit oder Herzens-Reinheit der Individuen; weil diese letztere nur durch Religion und Vernunft hervorgebracht werden kann, deren Wirkungen auf die Individuen durch keine äusserlichen Mittel gesichert werden mögen. Weiter unten S. 448. fügt er diesem ein zweytes Axiom bey: „Möglich gröfste Humanität oder Sittsamkeit unter die Bewohner der Erde, nicht aber kategorische Sittenreinheit der einzelnen Individuen oder gröfserer Menschen-Klassen, muss als der Zeitpunkt unsrer irdischen Vervollkommnung angesehen werden.“ Diesen Satz müssen wir verwerfen, weil er, was nach dem erstern als Thatsache gefunden wird, zum obersten Gesetz für freye Wesen aufstellen will, und einen unbefugten Eingriff in eine fremde Wissenschaft sich erlaubt; noch tadelnswürdiger erscheint er, wenn wir ihn mit dem vergleichen, was der Vf. oben S. 435. über die wahre innere Sittlichkeit, das Reich Gottes in uns sagt. Eins hebt sich durch das andere auf. Die Darstellung des Charakters der Versittlichung aus dem Gesichtspunkte einer fortgesetzten Verfeinerung, als Läuterung von den Schlacken der Ueberfeinerung, enthält in gedrängter Kürze manchen trefflichen Gedanken, und Resultate aus einer vielseitigen Menschen- und Weltkenntnis. Der *siebzehnte Abschnitt* beschliefst das zweyte Buch *mit dem Ideal einer Verfassung des Menschengeschlechts, welches der möglich harmonischen Entwickelung menschlicher Kräfte, der Beförderung wahrer Sittlichkeit, und menschlicher Glückseligkeit am meisten zusagt.* Zufall, Vorurtheil und Leidenschaft, sagt der Vf., beherrschen die Menschen, alle drey gesetz- und regellos, machen ihr Elend und ihre Laster. Daher müssen sie bestrebt seyn, 1) in alle Zufälligkeiten ihres irdischen Looses so viel möglich vernünftige Zweckmäfsigkeit zu bringen; 2) sich von Vorurtheilen zu reinigen, und die Dinge nach ihrem wahren Werthe zu schätzen; 3) die Leidenschaften der zur Gesellschaft verbundenen Menschen, so viel mit der allgemeinen Freyheit bestehen kann, dem Gehorsam des Sittengesetzes zu unterwerfen. Wie diese drey Zwecke erreicht werden können, thut der Vf. manche Vorschläge, die Beherzigung verdienen, zum Theil aber auch grofsen Bedenklichkeiten unterworfen sind, wie z. B. der nach Art des römischen Censoramtes vorgeschlagene Sittenrath.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Louis: *La Botanique de J. J. Rousseau*, contenant tout ce qu'il a écrit sur cette science; l'exposition de la méthode botanique de Mr. de Jussieu; la manière de former les herbiers, par Mr. Hany. 1802. XXIV u. 322 S. 8. (18 gr.)

Rousseau's botanische Versuche, sein Wörterbuch, seine Briefe, seine *Rêveries d'un promeneur solitaire*, waren bisher im 13ten und 14ten Bande der zweybrücker Ausgabe allein zu finden. Dieser neue Abdruck wird denen, die die sämmtlichen Werke des grofsen und guten Bürgers von Genf nicht besitzen, sehr angenehm seyn. Die Herausgeber versichern, dass sie das sehr unvollständige botanische Wörterbuch mit neuen Erklärungen bereichert haben, und es ist lobenswerth, dass sie diese Zusätze besonders angehangen, damit man sie nicht mit den Rousseau'schen Artikeln verwechsele. Aufser den bekannten Elementar-Briefen an Fr. von *Lessert* und an *Malesherbes* findet man hier auch die Briefe an die Herzoginn von *Portland* und an *de la Tourrette*, die in der *Suite des oeuvres complètes* (Neuchâtel 1790.) stehn; ferner eine kurze Einleitung in Jussieu's System und *Hany's* Methode, Pflanzen-Sammlungen anzulegen. Die letztere ist zu künstlich und kleinlich, um Nachahmung zu verdienen. Das einzige bemerken wir, dass man die saftigen Blätter vor dem Schwarzwerden bewahrt wenn man die untere Fläche abzieht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Januar 1804.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Vofs: *Univerſalhiſtoriſcher Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, als eines ſich fortbildenden Ganzen.* Von D. Jenisch. u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 14. abgebrochenen Recenſion.*)

In dem dritten Buche, welches gewiſſermafsen die Special-Culturgeſchichte enthält, werden die Epochen der einzelnen Anlagen unterſucht. Manches wird wiederholt, was in dem zweyten Buche ſchon vorkommt, vieles aber auch detaillirter und beſtimmter dargeſtellt. Wir können, ohne zu weitläufig zu werden, nichts weiter, als die Epochen und die zuweilen noch eingewebten Unterſuchungen angeben. Hauptepochen der *phyſiſchen Cultur* ſind: Vollkräftigkeit, Geſchmeidigkeit und Stärke, Zartheit und Schwächlichkeit, Entnervung und diätetiſche Lebensordnung. Ueber Condorcets Idee, die Menſchheit könne einſt noch zu einer vollkommnern Stärke und Geſundheit und einer längern Lebensdauer gelangen. *Technik.* Frühes und glückliches Intereſſe der alten Volksbildner für die Technik; Gleichgültigkeit der ſpätern politiſchen und gelehrten Welt; Eintheilung und ſkitzirte Geſchichte der vornehmſten für die Cultur einflufsreichſten, techniſchen Künſte; Unterſuchung der Frage: ob der Techniker oder Denker mehr Beobachtungsgeiſt, Denk- und Schlufskraft bewieſen und einen ſtärkern, ununterbrochenern Einfluſs auf die Cultur gehabt habe? Epochen der Technik: Epoche der unvertheilten Arbeit, der vertheilten oder Handwerker- und Zunftepoche, Epoche der wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Bearbeituug, Epoche der Verzierer und der weiſern Verbindung mit Stärke und Nutzen. Höchſtes Ziel der Technik — völlige Unabhängigkeit menſchlicher Exiſtenz und Subſiſtenz von den Zufälligkeiten der Natur und möglich gröfste Erſparung menſchlicher Kräfte und des Koſtenaufwandes. *Wiſſenſchaftliche Cultur.* Epoche der ſinnlichen Wahrnehmung, verſtändiger Beobachtung, philoſophirender Vernunft oder des conſequenten Denkgeiſtes, der Grübeley und der Kritik. (Richtiger und ſchärfer würden die Epochen der wiſſenſchaftlichen Cultur beſtimmt ſeyn, wenn die empiriſchen, rein vernünftigen und gemiſchten Wiſſenſchaften unterſchieden worden wären, welche nicht einerley Gang gehen. Wahrnehmung und verſtändige Beobachtung, worunter das Nachſinnen über die Anwendung der Wahrnehmungen zu Zwecken des thätigen Lebens verſtanden wird, gehen eigentlich vor der wiſſenſchaftlichen Cultur vorus. (Kritik nimmt der Vf. in einem viel zu weiten Sinne, wenn er neben Kants Kritik der reinen Vernunft *Baco's* Werk *de augmentis ſcientiarum* und ſein *Organon* als eine vollſtändige Kritik der geſammten Vernunft- und Erfahrungswiſſenſchaften, *Montesquieu's* Geiſt der Geſetze, *Rouſſeau's* Emil als Kritik der neu-europäiſchen Politik-Geſetzgebung und der bisherigen Erziehung aufführt.) Am Schluſſe einige überſpannte Gedanken über die möglichſt höchſte Vollkommenheit der Wiſſenſchaften. Der Denker würde, meynt er, das höchſte Ziel menſchlicher Forſch- und Wifsbegier erreicht haben, wenn er ſeinen Mitbrüdern einſt zurufen könnte: hier geht Materie in Geiſt, ſchlummernde Kraft in Thätigkeit, Sinnliches in Ueberſinnliches hinüber. Hier dieſer Strom von Element iſt der Bildungsſtoff von Millionen von Welten, aller Fixſtern-Syſteme und ihrer zahlloſen Bewohner. Eben ſo unpaſſend iſt die Klage über die Geringfügigkeit der Mathematik, welche mit allen genialiſchen Berechnungen und Beobachtungen der Hevele, Herſchel und Schröter über den uns nächſten Planeten, den Mond und ſeine Bewohner und ſeine ganze Art zu ſeyn, tauſendmal weniger Aufſchlüſſe geben könne, als ein einziges von dem Planeten auf die Erde herabgefallenes Gräschen geben würde. *Aeſthetiſche Cultur.* Rohe Nachahmung, vorſpringende Bedeutſamkeit, Bedeutſamkeit durch Schönheit veredelt, Uebertreibung ins Groteske oder ins Weichliche, äſthetiſche Kritik. Man merkt es bald, dafs der Vf. hier *con amore* gearbeitet; darüm iſt er aber auch viel zu weitläufig geworden, und anſtatt blofs die Epochen der äſthetiſchen Cultur zu zeichnen, giebt er eine Skizze der Geſchichte der ſchönen Künſte, bey welcher die beſten Werke der Neueren über dieſen Gegenſtand benutzt ſind. *Moraliſche Cultur.* Die Epochen derſelben werden ſo beſtimmt: phyſiſche Sympathie, ſchlichter Moralſinn, raiſonnirter Egoismus, egoiſtiſche Sophiſtik, Kategorismus, als Kritik und Vollendung aller Moral. Sympathie erklärt der Vf. für einen Grundzug des Wilden, und bemüht ſich, denſelben gegen die Beſchuldigungen der Grauſamkeiten zu vertheidigen; Sympathie ſey herrſchende Geſinnung, Grauſamkeiten nur vorübergehende Aufwallungen. Die Kriegs-, Mord- und Raubluſt beweiſe nichts dagegen, ſondern nur, dafs der Menſch eben ſowohl ein wackeres als ſanftes Geſchöpf ſey; ein gewiſſer falſcher Ehrgeiz liege zum Grunde, und aufserdem habe die Begierde, ſeine Ueberlegenheit zu zeigen, ſeine Kräfte zu gewaltſamen Handlungen, zum Schaden und Zerſtören anzuwenden, einen groſsen Reiz für rohe und ungebildete Naturen, wie ſich an unſeren erwachſenern Kindern unverkennbar zeige:

zeige; daher der Vf. auch geneigt ist, in der Entwikkelung des Menschen vorzüglich von der rüstigern Gemüthsart eine Art von *Raufperiode* anzunehmen, wovon die Renommisterey der Musensöhne ein Ueberbleibsel sey. So wenig wir den Scharfsinn des Vfs. bey Erklärung dieser Phänomene verkennen, so scheint doch seine Behauptung, dass Sympathie die herrschende Gesinnung der Wilden, und gleichsam der Grundton der Menschheit sey, dadurch sehr eingeschränkt zu werden. Der Mensch ist ursprünglich getheilt zwischen der Herrschaft der Selbstsucht und der Sympathie, er folgt den blinden Regungen des Instincts; in seiner Lage, bey der leichten Befriedigung seiner wenigen, aber starken Triebe sind die Collisionsfälle mit andern Menschen selten, und daher wird sein roher Eigennutz selten, aber auch dann desto stärker zum Ausbruch gereizt. Wir zweifeln daher, dass Sympathie für unsre eigne Gattung als Grundcharakter roher Menschen, noch mehr aber, dass diese Sympathie als Grundkeim des Moralsinnes zu betrachten sey, weil sie Liebe begründet, welche des Gesetzes Erfüllung ist; der natürliche Sinn für das, was recht, gut, edel ist, wovon S. 199. die Rede ist, ist doch die Aeusserung einer ganz andern Anlage, als die Sympathie, wenn beide auch mit einander oft verschmelzen. Aus dieser Sympathie lässt er die zweyte Epoche des *schlichten Moralsinnes* folgen, wo man das Gute thut ohne alle Berechnung, weil es gut ist, und das Böse unterlässt, weil es böse ist. Allein wenn es mit jener Identität der Sympathie und des Moralsinnes seine Richtigkeit hätte, so würde ja der Mensch schon in der ersten Periode dem Triebe des schlichten Moralsinnes folgen; zudem ist auch die Schilderung etwas verfehlt, wenn er Erfahrungen und Beobachtungen über natürliche Dinge, über Handlungen und Gesinnungen der Menschengattung, die deutliche Erkenntniss des Nützlichen und Heilsamen wohlwollender, guter, gerechter Handlungen, des Schädlichen ihrer Unterlassung; der Achtung des gerechten und guten Menschen u. s. w. vorausgehen lässt, denn da ist ja schon das Raisonnement, nicht blos das Gefühl im Spiele. Richtig ist die Bemerkung, dass man in dieser Epoche nichts von der Unterscheidung der vollkommenen und unvollkommenen Pflichten kenne; aber einseitig die Behauptung, dass die erste gute Handlung, welche ein Mensch thut, eher eine Handlung unvollkommener als vollkommener Pflicht gewesen sey, denn das Gefühl für Recht äussert sich vielleicht noch früher, als das Pflichtgefühl. Einige feine Bemerkungen über Dankbarkeit, die er für eine Tugend der Cultur hält. Die so sehr bewunderte Vaterlandsliebe, Verachtung der Reichthümer, der Gefahren und des Lebens in den Tagen der beginnenden athenienfischen, lacedämonischen und römischen Republik setzt der Vf. herunter, weil die Entbehrung dieser Dinge damals nicht viel Ueberwindung gekostet haben könne. (?) — Der Unterschied zwischen der Epoche des räsonnirenden Egoismus und der egoistischen Sophistik bestehet darin, dass in jener der Moralsinn mit dem Egoismus im Streite liegt, in dieser demselben unterliegt. Der moralische Kategorismus gründet und befestigt das durch Sophistik untergrabene System der Moral, er besteht in der Unbedingtheit der moralischen Gesetzgebung. Da dieses in dem Sinne des grosen *Kant* ist, da der Vf. von dem Kategorismus S. 215. sagt, es sey zwar kein neues System der Sittenlehre, aber es säubere doch dasselbe von den Entstellungen des Egoismus und der Sophistik; es stelle es in seiner ursprünglichen Reinheit, Schönheit und Würde dar, und sey in so fern gleichsam das *wahre Natur-System der Moral*, so können wir nicht umhin, die Inconsequenz des Vfs. zu rügen, dass er in andern Stellen an Kant bald Scholasticismus (S. 337.), bald Sokratismus, der aber die moralischen Begriffe mehr verwirret als berichtiget habe (S. 213.), tadelt; den kategorischen Imperativ (S. 433.) *eine stein-harte und stein-kahle Lehre* nennt, die keine Wirksamkeit auf das menschliche Gemüth haben könne. In dem sechsten Abschnitte macht der Vf. auf die Zusammenstimmung der Epochen aller fünf Anlagen sowohl unter einander, als mit den fünf allgemeinen Cultur-Epochen aufmerksam, und schliesst mit der Bemerkung, dass die Epochen der politischen und *religiösen* Cultur mit denen der übrigen nicht parallel laufen, aus dem Grunde, weil die politischen und religiösen Anlagen Nebensprösslinge der moralischen und intellectuellen sind, — ein Grund, der nichts erklärt, aber den Vf. um so eher täuschen konnte, weil er in den folgenden beiden Abschnitten, *Entwickelungsgeschichte der politischen und der religiösen Cultur*, nur selten in das innere Wesen derselben eindringt, nur bey äusseren Verhältnissen derselben stehen bleibt. In dem *siebenten Abschn.* gehet er von den Familienverhältnissen, Ehe und Weiberschicksal, väterlichen Gewalt, Schicksal der Sclaven, worüber interessante Bemerkungen vorkommen, zur Geschichte der politischen Verfassungen über, und theilt sie in folgende Epochen: Herrschaft der Familien-Oberhäupter, der militärischen Dictatur, Wahl-Monarchie mit einem Ephorat, Erb-Monarchie durch Satrapismus, Despotismus, Republik (Demokratie in ihrer reinsten Form), Aristokratie, Ochlokratie oder Oligarchie, Monarchie durch Feudalismus beschränkt, Monarchie durch Volksfreyheit, Volksfreyheit durch Monarchie gegenseitig ausgebildet und unterstützt, Volksfreyheit durch Monarchie unterdrückt, übermüthige Monarchie, einstweilen durch Volksfreyheit vernichtet, oder auch in ihre Schranken zurückgewiesen, Monarchie durch die eigne Aufklärung und Humanität der Fürsten beschränkt. Die Epochen der Entwickelungsgeschichte der Religion in dem folgenden Abschnitte zeichnen eben so flüchtig den Fortschritt der religiösen Cultur: Polytheismus, Fetischismus, Monotheismus, (zu welchem die Verehrung eines Nationalgottes als des allgemeinen Schutzgeistes eines ganzen Volksstammes, wie bey den Israeliten der Jehova, den Uebergang bildet. Weniger wird man dem Vf. beystimmen, wenn er das mosaische Verbot, den Jehova in kein sinnliches Bild zu kleiden, als eine hohe Abstraction, eine ächt-philosophische Idealität des Begriffs von dem göttlichen Wesen betrachtet. Indessen lenkt der Vf. selbst wieder

am

am Ende ein.) Hierophantismus oder Priesterreligion, Mythologismus (Volkssagenreligion), Allegorismus (symbolische, sinnbildernde Religion), Mystericismus (Geheim-Religion), Hierogrammatismus (göttliche Offenbarung durch Buch und Schrift), Hierarchismus (weltlich-geistliche Oberherrschaft), Protestantismus oder Kampf gegen die weltlich-geistliche Herrschaft, Naturalismus (Religion der Vernunft), Indifferentismus.

Das vierte Buch ist überschrieben: *unermeßlicher Abstand des Vernunftideals einer menschlichen Culturgeschichte von der wirklichen Culturgeschichte*, und ist an feinen Bemerkungen eben so reich, als an schwankenden, unbestimmten, unbegründeten Gedanken. Das Vernunftideal der Cultur fodert die möglich gröfste Harmonie aller Anlagen unter einander, moralische Zweckmäfsigkeit, der Zeit und dem Raum nach die möglichst schnellste und ausgebreitetste Entwickelung. Dagegen zeigt die wirkliche Geschichte Disharmonie der verschiedenen Anlagen, moralische Regellosigkeit, natürliche und zufällige Verzögerungen der menschlichen Entwickelung und höchste Beschränkung. Zur Entwickelung dieser scheinbaren Widersprüche betrachtet der Vf. den Gang der grofsen Werkmeisterinn Natur, und sucht die Gesetze desselben aufzufinden. Die Natur berücksichtiget in der Entwickelung des Menschengeschlechts nur die Gattung, nicht das Individuum. „Die Gattung allein heftet und beschäftiget die Aufmerksamkeit der Natur, und die Individuen scheinen sie nur in so fern zu interessiren, als sie den Stoff zur Erhaltung und Fortdauer der Gattung hergeben; — der einzige Tribut, welchen die Natur ihnen abfodert, obgleich, sicher ihres überschwenglichen Reichthums, nicht abnöthiget und gerade hier den Zufall sichtlich walten läfst." Die Natur arbeitet auch in der Geisterwelt mehr auf Mannigfaltigkeit hin, als auf Einheit; mehr auf das Gemeine und Gewöhnliche, als aufs Aufserordentliche. Durch die vorzügliche Begünstigung des Erweiterungstriebes unter einigen Menschen-Generationen scheint die Natur allmählig auch die ganze Gattung, und durch die Gattung die Individuen selbst, veredlen zu wollen. Die von der Natur wahrscheinlich beabsichtigte allgemeine Vervollkommnung unseres Geschlechts ist nicht ausschliefsend weder physisch, noch technisch, noch intellectuell; weder moralisch, noch politisch, noch religiös; sie ist Eins in allem und alles in Einem. Diese allseitige und harmonische Ausbildung unserer Kräfte drücken wir am zweckmäfsigsten aus durch Glückseligkeit, verbunden mit Würde zur Glückseligkeit, welches daher als die eigentliche Bestimmung des Menschen angesehen werden mufs. In wie fern ist die Leitung des Menschengeschlechts auf Glückseligkeit und in wiefern auf Entwickelung der Würde zur Glückseligkeit berechnet? Die Natur hat zum physischen Wohlseyn des Menschengeschlechts alle Anstalten getroffen; der allergröfste Theil des menschlichen Elends ist nicht Werk der Natur, sondern Gebrechen unserer gesellschaftlichen Einrichtungen (und grofsentheils auch des Mifsbrauchs der Freyheit). Die sittliche Gesetzgebung ist nichts anders, als Naturgesetzgebung für die Coexistenz vernünftiger und freyer Wesen; eine Gesetzgebung also, welche die Natur vermittelst der Vernunft, als mit ihrem unmittelbaren Organ, wie mit eignem Munde ausgesprochen hat; die Natur selbst übt eine Art von sittlicher Gerechtigkeitspflege aus: alle technische, intellectuelle, ästhetische und politische Vervollkommnung menschlicher Anlagen und Kräfte kann als Vorbereitung zur sittlichen Ausbildung angesehen werden. Warum aber so viele Millionen Unglückliche? — Die Schuld liegt an der gesellschaftlichen Verfassung. — Warum so wenig Verhältnifs zwischen Glückseligkeit und Würde zur Glückseligkeit? — Wo die Rechtspflege der Natur aufhört, und die menschliche anfängt, da fängt auch diese Unverhältnifsmäfsigkeit an — Warum so wenig wahre Sittlichkeit unter den Menschen? „Schuldiget deshalb die menschliche Freyheit an, welche selbst dem Lichte besserer Erkenntnifs nicht immer folgt." (Dringen diese Antworten tief genug ein? Die erste setzt die ganze Frage wieder voraus; die Wahrheit der zweyten läfst sich noch bezweifeln; die dritte bringt die Frage nicht zu gröfserer Gewifsheit; denn wenn die Mehrheit der Menschen die Freyheit mifsbraucht, so ist es ja noch höchst zweifelhaft, ob Sittlichkeit der Zweck aller Cultur ist — ein Zweifel, der auch durch die folgenden an sich richtigen Sätze nicht ganz gehoben wird.) Einen wesentlichen Theil der Ausbildung des Menschengeschlechts hat die Natur der Freyheit desselben anheim gestellt; zwingen kann sie dieselbe nicht, aber doch beherrscht und leitet sie dieselbe. Die gröfsten Hindernisse der menschlichen Ausbildung sind Unwissenheit, der böse Wille einiger Wenigen, der schwache Wille der einzelnen Guten und die Leidenschaftlichkeit oder sinnliche Begehrlichkeit Aller. Die Natur bekämpft diese Hindernisse ihrer Absichten durch folgende vier Maximen: sie arbeitet der Unwissenheit durch immer hellere Aufklärung entgegen; sie beschränkt und unterjocht nach und nach den bösen Willen der Wenigen durch das allmählige Uebergewicht des allgemeinen Interesse über das besondere; sie kräftiget den schwachen Willen der einzelnen Guten durch erleichterte Vereinigung Vieler zu einerley Zwecken; sie schwächt die sinnliche Begehrlichkeit Aller durch immer tiefer begründete Oberherrschaft der Idee über die Triebe. Sind diese Maximen als vier verschiedene Richtungen des Ganges der Natur mit unfrer vernünftigen Gattung zu betrachten, wogegen aus der wirklichen Geschichte freylich noch starke Zweifel sich erheben, so hätte sie der Abrifs der Culturgeschichte schon deutlicher, als geschehen ist, hervorheben müssen. Allein der Vf. erkennt selbst, dafs die ungeheuern Inconsequenzen, Unregelmäfsigkeiten und Abweichungen von dem Ideal einer allweisen Weltregierung in der Culturgeschichte nicht aufgehoben werden, und wir zweifeln, dafs die Auflösung dieses grofsen Einwurfs ihm besser gelungen sey, wenn er behauptet, *die Natur unterwerfe die intellectuelle und moralische Welt, so wie das gesammte Reich des*

des Lebens den ewigen Gesetzen der leblosen Materie und denen des allgemeinen Weltzusammenhanges der Dinge. Denn das organische und geistige Leben ist zwar an die Materie gebunden, als Bedingung, so dafs mit der Zerstörung der letzten auch jenes aufhören würde; wie folgt aber daraus, dafs geistige und moralische Thätigkeit den ewigen Gesetzen der Materie unterworfen sey? Würde dann nicht gerade ein Theil der Unregelmäfsigkeiten gar nicht vorhanden seyn? Und wie kann denn die Natur der Freyheit einen grofsen Theil der Ausbildung des Menschengeschlechts heimgestellt haben, wenn zuletzt selbst diese wieder den Gesetzen der Materie unterworfen ist? Von den Gesetzen des allgemeinen Weltzusammenhangs sagt der Vf. selbst S. 347., dafs sie uns ganz unbekannt sind; mit welchem Recht behauptet er denn die Unterwürfigkeit der intellectuellen und moralischen Welt unter dieselbe? Eine nähere Bestimmung der Begriffe wird hier gar sehr vermifst, nach welcher aber freylich der versprochene Aufschlufs dahin fällt. Aus dem allen schliefst der Vf., dafs der Mensch in seinen Ansprüchen auf Rang und Bevorrechtungen über alle seine Nebengeschöpfe (die ihm doch der Vf. im ersten Buche reichlich zugesprochen hat) gar gewaltig irre. — Noch ein Einwurf bleibt übrig, dafs die früheren Generationen um der spätern willen ihr mühsames Geschäfft zu treiben scheinen, ohne selbst an dem Glücke, das sie vorbereiteten, Antheil nehmen zu können. Der Vf. antwortet, was so ist, wie es ist, weil es nicht anders seyn kann, ist gut, ist untadelhaft. Zudem hat die Natur noch gütiger für die Entschädigung der unvollkommener ausgebildeten Individuen durch gewisse physische, intellectuelle und moralische Renunzionen nach verschiedenen Perioden und Zuständen gesorgt. „Glückseligkeit und Würde zur Glückseligkeit — unter gleichgearteten Individuen, in ähnlichen, ihrem Zeitalter entsprechenden Umständen und Wirkungskreisen waren von jeher gleich, sind es jetzt, und werden es auch künftig immer seyn; und alle fortschreitende Vervollkommnung der Individuen des Menschengeschlechts besteht daher einzig — in der Verfeinerung der Genüsse, so wie der Energieen, und in der Läuterung der Bewegungsgründe zur moralischen Thätigkeit. Denn Glückseligkeit und Würde zur Glückseligkeit, der Qualität nach, sind durch die ursprünglichen Anlagen menschlicher Natur unabänderlich bestimmt, in jeder denkbaren Culturperiode, sich selbst gleich." Es ist wohl nicht nöthig, die Verwirrung von Begriffen, welche in dieser Behauptung liegt, näher zu entwickeln, wodurch eine an sich wichtige Idee unfruchtbar geworden ist. — Die Natur scheint auch in der Entwickelung des Menschengeschlechts für eine Ewigkeit zu arbeiten. (Hierbey eine Beurtheilung der Ansprüche des Menschen auf Unsterblichkeit, welche so anhebt: Fast schamlosen Uebermuth mufs es der unparteyische Denker nennen, wenn er sieht, dafs ein Geschöpf der Erde himmelan strebt; dafs der Sohn des Staubes Annäherung zur Gottheit anspricht; dafs dem hochbegabten Günstlinge der Natur alle ihre Vorliebe für ihn, so wie sie sich da innerhalb den Gränzen der Zeit äufsert, nicht genügt, und dafs nur eine Ewigkeit seine Wünsche befriedigt.) Die Einzelgeschichte der Menschheit erscheint als Werk des Ohngefährs, das Ganze kündigt sich als Werk der Gottheit an. Der Vf. beschliefst diesen Abschnitt mit einer Charakteristik der merkwürdigsten Formen, welche die Menschheit in ihrer bisherigen Entwickelungsgeschichte ausgeprägt hat, sowohl überhaupt, als nach den vornehmsten Nationen, die uns hier nicht an ihrer Stelle zu seyn scheint, auch zum Theil im Einzelnen zu wenig ausgezeichnete Züge enthält. Am besten und geistvollsten sind die Charaktere der Athener, Spartaner, Römer, Franzosen, Britten, Deutschen und Chinesen gezeichnet.

Das *fünfte* und letzte *Buch* beantwortet die Fragen: *Was ist Cultur? und welche wesentlichen Vortheile hat das Menschengeschlecht bis jetzt aus der Cultur gezogen?* Eigentlich findet man nur eine Widerlegung von Rousseau's Gründen gegen die Cultur, denen der Vf. drey Sätze entgegensetzt: die Cultur ist natürlicher Fortschritt der menschlichen Ausbildung; sie reicht uns Mittel zum erhöheten Glücksgenufs; sie bereitet uns zur höhern Tugend vor. Endlich vergleicht er die Cultur der Griechen und Römer mit der von Neu-Europa, und zeigt die Vortheile (zum Theil auch die Nachtheile und Mängel) der letzten in Rücksicht auf Körperkraft, Kunst und Erwerbfleifs, Wissenschaft, schöne Kunst, Staats- und bürgerliche Verfassung, Sittlichkeit, Religion. Dieses Gemälde enthält viel Treffliches und Interessantes, mit unter auch einseitige Ansichten, und ersetzt, freylich nicht hinreichend, manche der oben angegebenen Mängel.

PHILOSOPHIE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Grundriß der Logik.* Zum Gebrauche bey Vorlesungen von *Joh. Gebh. Ehrenr. Maaß*, ord. Prof. der Philos. zu Halle. *Zweyte verbesserte Auflage.* 1802. X u. 378 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die erste Auflage von diesem Compendium, wodurch die Logik als Wissenschaft in so vielen Rücksichten, vorzüglich aber durch die schärfere Bestimmung der möglichen Verhältnisse der Begriffe in Beziehung auf Einstimmung und Widerstreit, und die dadurch möglich gewordene strengere Theorie der Urtheile und Schlüsse gewonnen hat, kam 1793 heraus. Diese zweyte Auflage hat keine wesentlichen Veränderungen erhalten, auch keine Vermehrungen, wie man aus der stärkern Seitenzahl schliefsen könnte, da die erste Auflage nur 350 S. hatte. Vielmehr hat der Vf. manche Anmerkungen, auch den Anhang von Beyspielen zu der Lehre von den Verhältnissen der Begriffe weggelassen. Sonst unterscheidet sich die neue Auflage nur durch einen etwas weitläufigern Druck und einen hier und da noch schärfer und bestimmter gefafsten Vortrag mancher Erklärungen und Sätze.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Januar 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALBERSTADT, b. Groſs: *Ueber die Urſachen, frühen Zeichen u. Verhütung der Lungenſucht.* Zur Belehrung für Eltern u. Erzieher, v. *Thom. Beddoes.* Aus d. Engl. XII. u. 312 S. 8. 1802. (1 Rthlr.)

Eine ſehr anziehende Schrift von allgemeinem Intereſſe für Aerzte und Nichtärzte; doch mehr geeignet, die erſtern zu neuen Unterſuchungen und Verſuchen zu leiten, als den letztern völlig aufs Reine gebrachte Reſultate mitzutheilen. Die Idee iſt vortrefflich, den erſten Veranlaſſungen zur Entſtehung und Entwickelung der ſchwindſüchtigen Anlage nachzuforſchen, ausfindig zu machen, was zu dieſem groſsen Uebel geneigt und ungeneigt macht, und daſſelbe in ſeinem früheſten Anfang, gegen den diätetiſche und mediciniſche Hülfe noch viel vermag, charakteriſtiſch zu ſchildern. Welcher Reichthum neuer Anſichten über die naheliegendſten wichtigſten Gegenſtände der Geſundheit und des Lebens findet ſich hier, geſtützt auf Thatſachen und Erfahrungen, aus denen der Vf. mit Muth und Geiſt viel zu folgern verſteht, ohne doch zu verhehlen, wo noch Gewiſsheit fehlt und Lücken in unſerm Wiſſen ſind.

Sehr wahr über die groſsen Leiden und die ſchreckliche Sterbeart der Schwindſüchtigen, ganz gegen die gewöhnliche Vorſtellungsart. Man ſollte Unterſuchungen anſtellen, in welchen Ländern und Klimaten beſtimmte Krankheiten oft eintreten, und in welchen ſie ſelten ſind. Das würde viel Licht geben. Beym vielfachen Reiſen der ſchwindſüchtigen Engländer nach Liſſabon vertraut er nur der Seereiſe, nicht dem dortigen Aufenthalt. Keine Vertauſchung eines Landes gegen das andere würde ein Lungengeſchwür heilen, wohl aber die Veranlaſſung zum Ausbruch und Fortgang der Schwindſucht bey denen, die dazu neigen, mehr zurückhalten oder befördern können. Für das ſüdliche Spanien habe man die beſten Zeugniſſe. Es ſcheint, daſs die Schwindſucht in Weſtindien unbekannter iſt; bey den Negern zeigt ſie ſich dort nur als Folge des Seitenſtiches. Kommen die Carolinen aber nach England, ſo werden ſie leicht lungenſüchtig. *Volksklaſſen, die von der Lungenſucht befreyet bleiben.* Nach einem Privatſchreiben *Witherings* träfe dieſes groſse Glück nur die Fleiſcher und Darmſaitenſpinner. Beide leben ſtets unter faulenden thieriſchen Stoffen, vorzüglich die letzten. Erſtere eſſen noch beſonders viel Fleiſchſpeiſen. Die Seifenſieder und Zuckerbäcker ſollen denſelben Vorzug haben, wie man ſagt. Mehrere Berichte von Aerzten in verſchiedenen Städten Englands, welche ſich auf ihre eigne Erfahrung oder auf Ausſagen von Schlächtern berufen, beſtätigen die den Schlächtern ſo günſtige Bemerkung. Auch die Fiſchweiber in der Nachbarſchaft von Edimburg, die groſsen Strapazen ausgeſetzt ſind, aber viel Fleiſchſpeiſen, wenig Fiſche genieſsen, ſcheinen freyer von Lungenſucht zu bleiben, ſo wie von den dort epidemiſchen Scrofuln. Der jetzige Arzt der Canalflotte, *Trotter*, beſtätigt des Vfs. ehemals aus theoretiſchen Gründen geäuſserte Vermuthung, daſs Seeleute ſelten an Lungenſucht leiden. Die Bootsführer der Kohlenſchiffe, bekanntlich ſehr ſtarke Fleiſcheſſer und Biertrinker, ſcheinen auch dieſer Krankheit ſelten unterworfen. Withering bemerkt noch, daſs Stallleute und Pferdeknechte wenig zur Lungenſucht neigen. Das erfodere noch mehr Nachforſchung. Genauere Beobachtungen müſsten noch entſcheiden, ob Gärtner und kleine Pächterfamilien, die ihr Land ſelbſt bauen und deſſen Ertrag ſelbſt verzehren, der Lungenſucht weniger ausgeſetzt ſind. Einige Thatſachen ſprächen dafür. Ein Ungenannter ſchreibt auch den Dragonern wenig Empfänglichkeit für dieſe Krankheit zu. [Der Gedanke, Unterſuchungen der Art anzuſtellen, iſt ſehr glücklich, und kann von groſsen Folgen ſeyn.] Die Lakirer, die in einer Atmoſphäre von harzigen Dünſten arbeiten, wären der Lungenſucht nicht beſonders ausgeſetzt; eben ſo wenig die Müller. Hunde blieben, auſser in ſehr ſeltnen Fällen, von dieſem Uebel frey. Die Milchkühe in Paris ſtarben, nach *Huzards* genauer Ausführung, an vereiterten und knotigen Lungen bey der dortigen höchſt unangemeſſenen, grauſamen Behandlung. Sehr genaue Entwickelung, warum die Holländer, die ihren alten Sitten treu bleiben, ſo viel freyer von Lungenſucht und Catarrhen ſind, als die Engländer. Jene kleiden ſich ſo ſehr warm, und lieben und haben keine ſo warme Zimmer. [Die Nachtheile des Kaminfeuers hat *Rumford* ſeitdem noch klärer gemacht.] Aufs Clima iſt in dieſem Falle weniger zu geben. Aus *Sinclairs* ſtatiſtiſchen Nachrichten von Schottland, einer Quelle der Belehrung, wie ſie kein anderes Land hat, erhellt: daſs der weibliche Theil der Einwohner, vorzüglich ſolche, die ſitzend viel arbeiten, und alle Männer, die bey den Tuchmanufacturen mehr weibliche Arbeiten verrichten, ſehr häufig lungenſüchtig werden; da hingegen Landbauer und Schäfer, welche ſich beſtändig der abwechſelnden Witterung ausſetzen, ohne ſich gegen ihre nachtheilige Wirkungen zu ſchützen, ein verkrüppeltes Opfer des Rheumatiſmus werden, und ihr elendes Daſeyn unter beſtändig wiederkehrenden Schmer-

Schmerzen dahin schleppen. Aus denselben Nachrichten erhellt, dass Rheumatism und Lungensucht mehr verbreitet sind, seitdem die baumwollnen Zeuge die wollnen Kleidungsstücke verdrängt haben.

Es sey ein Vorurtheil, dass der Engländer grössere Neigung zum Selbstmorde und zur Schwindsucht von ihrem stärkern Verbrauch von Fleischspeisen entstehe. Im Oesterreichischen lebe man in aller Rücksicht schwelgerischer. Die Beschäftigungen, welche nach obiger Angabe von Lungensucht freyer lassen, kämen darin überein, dass sie zu vielem Fleischgenuss führen. Fleischspeisen widerstünden der Entwickelung der skrofulösen Anlage, die so oft in Lungenübel übergehe. Wo eine ursprüngliche Körperschwäche vorwalte, oder das Schicksal der Familie die Lungensucht befürchten lasse, müsste es eine unerläsliche Vorbauungsregel seyn, den häufigen Genuss thierischer Speisen zu erlauben. Nach dem 4ten oder 5ten Jahre müsse man den Kindern täglich eine mässige Menge fester thierischer Speisen oder eine gute Fleischsuppe gestatten. [Warum nicht früher, wie in Deutschland jetzt schon nach dem ersten Jahre, zum Theil schon in diesem, die Sitte ist, zu der die Rücksicht auf allgemeine Gesundheit uns bestimmt?] Bey dem heranwachsenden Frauenzimmer fehle man, dass zu wenig Leibesbewegung Statt fände. Die zu eifrige Beschäftigung mit Musik sey demselben auf vielfache Art nachtheilig. Das vornehme Frauenzimmer verlasse das Zimmer nur, um sich den Gefahren der freyern Luft auszusetzen, ohne von ihren Vortheilen Nutzen zu ziehen. In unserm Klima hause irgend eine bösartige Kraft, die vorzüglich gern auf die schwachen Organe des Athemholens wirke. Das weibliche Geschlecht leide lange vorher an Verdauungsfehlern, ehe auf Verkältung oder Durchnässung Husten entstehe. Sobald die lungensüchtigen Zufälle sich zeigen, hören die Magenbeschwerden auf. Ausschweifungen im Wein veranlassen unmittelbar und für sich allein die Lungensucht beym männlichen Geschlecht nicht. Nachtheile des zu warmen Einheizens, der zu leichten Kleidung. Es würde gefährlich seyn, den Wärmegrad, woran schwache oder zärtliche Personen gewöhnt sind, plötzlich zu vermindern. Aber man solle doch 60 Grad Fahrenheit nie übersteigen, und durch allmälige Verminderung könnten wir vielleicht ohne unangenehme Empfindung ein Wärmemaass von 50 Grad ertragen. Dann müsste man aber warm gekleidet seyn und für beständig warme Füsse sorgen. Wo diese zu zu grosem Kaltseyn neigen, nützen zinnerne Fusswärmer und das Reiben der Füsse mit und ohne Senfmehl.

Katarrh und dessen Uebergang in Lungensucht, aus einem neuen Gesichtspunkt dargestellt, aus einem Missverhältnis der aushauchenden und einsaugenden Gefässe. Die letztern schienen von dem ersten Eindruck der Kälte mehr geschwächt zu werden. Diese Ansicht verdient weitere Aufhellung und Prüfung. Das Abgesonderte sey aber oft in seiner Qualität selbst verändert. Wenn irgend ein Reiz die Wirkung der Arterien so verändert, dass irgend ein dichtes Theilchen in dem lockern Zellstoff der Lungen abgesetzt würde, und die einsaugenden Gefässe es nicht aufnehmen könnten, so würde dadurch der Grund zu einem Knoten gelegt. [*Beddoes* tritt also hier auf die Seite *Battie's*, der die Tuberculen in dem Zellstoffe, welcher die Luftzellchen der Lungen zusammenhält, sich bilden lässt. Nach *Portal* sind diese Knoten drüsigter Natur und entweder in den Bronchialdrüsen oder in den Lungendrüsen des lymphatischen Systems zu finden.] Die Vergrösserung eines solchen Knotens geschehe wohl nicht allein durch die Fortdauer der ersten Ursache, sondern der Kern selbst scheine die Arterien zu reizen, noch mehr ähnlichen Stoff abzusondern. Zwey Quentchen Queckslber hatte man in die Blutadern eines Hundes eingesprützt. Es entstand ein fieberhafter Zustand, erschwertes Athemholen und Husten. Bey der Oeffnung fand man Knoten in den Lungen, deren viele mit eiterartiger Materie angefüllt waren. Einige, die noch hart waren, durchschnitt man, und fand in ihrem Mittelpunkt ein Queckslberkügelchen, welches der begrenzten Entzündung oder dem Lungenknoten gleichsam zum Kern gedient hatte. Eine sehr richtige Bemerkung ist: auf der letzten Stufe des Katarrhs werfen selbst die Kinder, die den Auswurf nicht mehr verschlucken; weniger aus, als Erwachsene. Uns schienen junge Lungensüchtige nicht schnell zu wachsen; wie der Vf. meynt, sondern schnell Wachsende leicht in Lungensucht zu verfallen. Die Diät der vorigen Jahrhunderte wäre stärkender gewesen. Die Begüterten genossen ein grösseres Maass von thierischen Speisen. Ehe der Caffee in Gebrauch kam, waren starke Biere und geröstete Rindfleischstücke häufiger das Frühstück. Und genoss man Pflanzenspeisen, so waren sie von der stärkendern Art; man verzehrte im Winter mehr Reis, Erbsen, Weizen-, Gersten- und Hafermehl. Die Kartoffeln haben die Mehlspeisen zum Theil verdrängt, und von der Seite zur Verschlechterung des Menschengeschlechts beygetragen. Zum Vortheil des Kartoffelngenusses berufe man sich auf die gesunde Körperbeschaffenheit der ärmern Irländer. Aber die Familien, die der Vf. in Irland beobachtete, boten einen beyspiellosen Anblick von kränklichem, skrofulösem und schlecht genährtem Wesen dar. In dem Laufe des Revolutionskrieges haben in Westindien geringe Verletzungen viel eher bey den irländischen Soldaten, als bey den englischen, unreine Geschwüre hervorgebracht. Später führt Hr. *B.* aus dem Briefe eines Arztes, der 70000 zur Flotte gehörige Kranke gesehen hat, dass die Irländer mehr zu Skrofulen und Flechten neigen.

Das Menschengeschlecht sey körperlich heruntergekommen. Man fahre jetzt mehr; ehemals ritt man mehr. Ein enges Brustgebäude führe nicht zur Lungensucht, weil sie das freye Spiel der Lungen beym Athemholen behindre. Leichenöffnungen zeigten, dass die Lungen immer im Verhältnis der Brusthöhle waren. Aber die enge Brust sey eine unmittelbare Folge der schwachen Wirksamkeit der Kräfte, die diesen Theil bilden, und gar oft ein erblicher Fehler. Aus

der-

derſelben Quelle ſey das Aeuſsere und Innere der Bruſt misgeſtaltet. Es fehle an ſchicklichen körperlichen Uebungen und Bewegungen für das gebildete Frauenzimmer. Die Erfindung neuer oder die Wiedereinführung alter Bewegungsſpiele würde nicht allein die Geſundheit, ſondern auch das geſellſchaftliche Vergnügen im hohen Grad befördern. Ueber das blutwarme Bad. Sehr zweckmäſsige Ausführung und Entwickelung der Marcard'ſchen Ideen und Beobachtungen, um den lauen Bädern, über die in England die alten Vorurtheile herrſchen, Eingang zu verſchaffen. *Hunter* ſagte ſcherzhaft, dieſe Bäder ſetzten die Haut in gute Laune. Wie der Vf. aber die Bettwärme und die lauen Bäder zuſammenſtellen kann, begreifen wir nicht. Nicht gar ſelten könne man den Urſprung der Lungenſucht auf eine in der Kirche erlittene Erkältung zurückführen. Auf eine andere Art ziehen ſich Frauenzimmer aus der mittlern Klaſſe die Lungenſucht zu, wenn ſie ſich im Winter in ungeheizten Zimmern zu einem Ballo anziehen. Durch ein- oder zweymaliges Trinken von heiſsem Waſſer könnten ſie dieſer Gefahr entgehen. Gefahr des kalten Badens für Schwache, vorzüglich an Lungenübeln Leidende oder davon erſt Geheilte. Die angeführten Fälle betreffen vorzüglich das ſo gemisbrauchte Seebad. Das kalte Seebad ſey in ſkrofulöſen Uebeln nach neuern Erfahrungen ſchädlich. *Annäherung der Lungenſucht.* Eine ungewöhnliche Trägheit iſt bey jungen Perſonen mit einer engen Bruſt und einer erblichen lungenſüchtigen Anlage oft das ſicherſte Zeichen der annähernden Lungenſucht. Die Schnelligkeit des Pulſes bey Entwickelung der ſchwindſüchtigen Anlage hat zugleich das Unterſcheidende, daſs ſie nach den unbedeutendſten Urſachen zu entſtehen pflegt. Wenn ein ſolcher Kranker nur einige Treppenſtufen hinaufſteigt, ſo wird das Athemholen und der Blutumlauf (oft dieſer, ohne jenes) beſchleunigt. Der Unterſchied des Pulſes in der aufrechten und liegenden Stellung beträgt 10-15 Schläge in einer Minute; und wenn der Kranke ſchlank und ſchwach iſt, ſo iſt ſchon eine Verſchiedenheit des Pulſes bey einer ſtehenden oder ſitzenden Stellung bemerkbar. Dieſe Reizbarkeit des Herzens und der Arterien iſt zwar kein untrügliches Zeichen der Lungenſucht, aber muſs doch groſse Aufmerkſamkeit erregen. Rec. machte oft dieſelbe wichtige Erfahrung über die Bedeutung dieſes ſo leicht zu beſchleunigenden Pulſes, deſſen Zurückbleiben nach einer vermeynten Kur der Lungenſucht ein ſehr verdächtiges Zeichen iſt. Ein Schnupfen kann Lungenknoten erzeugen, wo noch keine vorhanden waren, und kann deren Zunahme befördern, wo ſie langſam entſtehen. Es ereigne ſich zuweilen, daſs eine gefährliche Schwäche in den einſaugenden Gefäſsen der Oberfläche und der Subſtanz der Lungen Statt finde. Dies erkenne man an dem Auswurf einer geringen Menge flüſſigen Schleims ohne Huſten, und wenn junge Perſonen die Gewohnheit haben, in ihr Schnupftuch auszuwerfen, welches ſie verſtohlen zu thun pflegen. Der Zuſtand der Bruſt und des ganzen Körpers iſt dann ſorgfältig zu unterſuchen, wenn dieſe Art von Bronchialtripper da iſt. *Betrachtungen über die Heilung der anfangenden und vollendeten Lungenſucht.* Zu neuen Verſuchen Heilmittel zu finden, die die Vertheilung der Lungenknoten und die Heilung der Lungengeſchwüre bewirken können, fodert Hr. *B.* ſehr eindringend auf, und entwickelt mit Wärme ſeine Ueberzeugung, daſs ein ſolches Streben glüken werde. Intereſſant iſt die Aeuſserung: Ungeachtet einiger günſtigen Verſuche mit den Gasarten und Dämpfen von praktiſchen Aerzten angeſtellt, deren Wahrheitsliebe keinem Zweifel ausgeſetzt iſt, müſſe er doch bekennen, daſs die bisherigen unvollkommenen Verſuche mit dieſen Stoffen noch bey weitem keine Erfolg ſichernde Heilmethode der Lungenſucht begründen. Es ſey wohl ausgemacht, daſs die Dünſte in Kühſtällen, denn dem Athmen der Kühe ſchreibe er dabey gar nichts zu, ſo auffallend wohlthätige Wirkungen hervorgebracht haben, daſs dieſes Mittel entweder allein oder in Verbindung mit andern Mitteln weiter und genauer verſucht zu werden verdiene. [In einer andern Schrift hat der Vf. viel zur Begründung dieſer Behauptung geleiſtet.] An Begeiſterung gränzt ſein Eifer zum Lobe der *Digitalis purpurea.* Ihren Werth ſchlägt er zu hoch an, und ihren Gebrauch dehnt er zu weit aus. Aber auch ſelbſt hier verleugnet er ſeine Beſonnenheit in vielen Stellen nicht. Er wiſſe aus Erfahrung, daſs der Fingerhut ſelbſt hektiſchen und lungenſüchtigen Kindern von einigen Monaten mit Sicherheit gereicht werden könne. *Schluſsüberſicht nebſt Fragen und Bemerkungen.* Durch nähere Erörterung ſcheinen ſich folgende allgemeine Vorſchriften zur Befreyung der Gefahr, in Lungenſucht zu verfallen, zu ergeben: viel Leibesbewegung, beſonders in freyer Luft, von den früheſten Lebensjahren an; ſolche Kleidungen, die einen mäſsigen Wärmegrad unterhalten; nahrhafte Speiſen, wovon Fleiſchſpeiſen den gröſsten Theil ausmachen. Hierdurch könne eine gute Leibesbeſchaffenheit erhalten und eine minder gute vor Verſchlimmerung geſchützt werden. Die antiphthiſiſche Lebensart müſſe frühe beginnen. Kinder ſchwindſüchtiger Aeltern könnten nicht frühe genug aufs Land gebracht werden. Die Städte wären aus einer hoch unbekannten Urſache um ſo verderblicher, je jünger die Kinder wären. Man finde nicht ſelten, daſs Kinder, die frühe aufs Land kommen, ein ganz neues Temperament erhalten. Dieſe ſonſt ſo tadelnswerthe Pariſer Sitte ſey in der Rückſicht gewiſs wohlthätig. Hr. *B.* geht ſo weit, daſs er den Müttern den Rath giebt, auf dem Lande niederzukommen, damit der erſte (!) Athemzug des Kindes aus der beſſern Luft geſchöpft ſey. Mehrere Erklärungen beſchäftigter engliſcher Aerzte, daſs die Lungenſucht in den letzten zehen Jahren ſich ſo ſehr verbreitet habe.

Die nach der zweyten Ausgabe des engliſchen Originals von *L. S. Kramer* in Halberſtadt bearbeitete Ueberſetzung verdient alles Lob.

Digitized by Google

ERLANGEN, b. Palm: *Ueber die Reichiſche Fiebertheorie.* Ein Verſuch von *Gottl. Mart. Wilh. Ludw. Rau*, Dr. der Medicin. 1801. 2 S. Vorrede und 172 S. gr. 8. (12 gr.)

Die vorliegende Schrift iſt eine weitere Ausführung deſſen, was der Vf. in ſeiner Inaugural-Diſſertation (*obſervationes ad pyretologiam Reichianam.* Erlang. 1801.) verſucht hatte. In der Einleitung wird eine kurze Geſchichte der Verhandlungen über die berüchtigten Reichiſchen Fiebermittel geliefert, hierauf folgt eine gedrängte Darſtellung der Fiebertheorie nach dem gröſsern Werke des Hn. *Reich*. Der Vf. beſtreitet theils mit Vernunftgründen, theils durch Erfahrungen ſowohl die Conſequenz des Räſonnements, welches dieſer angeblichen Theorie zum Grunde liegt, als auch die Wahrheit der abgeleiteten Sätze; er zeigt, daſs *R's.* Behauptungen über das Weſen des Fiebers, über die Function des Sauerſtoffes und Stickſtoffes im thieriſchen Körper willkührlich angenommene Sätze ſeyen, denen die tägliche Erfahrung widerſpricht; er zeigt, daſs, wenn ſie auch als wahr zugegeben würden, daraus auf die heilſame Wirkung der Säuren in Fiebern nicht geſchloſſen werden könne, und macht beſonders darauf aufmerkſam, daſs man mit Unrecht die Heilkräfte der Säuren dem in ihnen enthaltenen Sauerſtoffe allein zuſchreibe. Ueber die Erſcheinungen der Irritabilität nach dem Tode im Stickgas und Sauerſtoffgas hat der Vf. ſelbſt Verſuche an Vögeln angeſtellt, deren Reſultat darin beſteht, daſs im erſten Falle die Empfänglichkeit für den Galvanismus ſehr vermindert, im letztern aber erhöht iſt, und länger fortdauert. Am Ende werden verſchiedene eigene Beobachtungen über den Gebrauch der Säuren in Fiebern erzählt, welche dieſelbigen Reſultate geben, die wir von allen bis daher über dieſen Gegenſtand bekannt gewordenen erhalten haben. Dem Rec. waren gleich vom Anfange an die Reichiſchen Fiebermittel höchſt verdächtig; die ſogenannte Fiebertheorie des Hn. *R.* beſtärkte ihn in ſeinem Widerwillen gegen dieſelben, er fand in dieſer Theorie nichts als einen Haufen von Bruchſtücken der Naturphiloſophie, Erregungstheorie, organiſchen Chemie u. ſ. w., der keiner Beleuchtung fähig und keiner Widerlegung würdig war. Die ganze Sache iſt bey dem gröſsten Theile der Aerzte, als eine ephemere Erſcheinung, bereits vergeſſen; Rec. will durch eine weitläufige Anzeige der vorliegenden Schrift ihr Andenken nicht erneuern, glaubt aber dem Vf. das Zeugniſs öffentlich geben zu müſſen, daſs der beſcheidene ruhige Ton der Widerlegung ein eben ſo günſtiges Vorurtheil für ſeine Humanität erregt, als das Materiale derſelben für ſeine Kenntniſſe. —

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Komiſche Romane der Spanier*, herausgeg. v. *Chr. Aug. Fiſcher. Erſter* Band. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Abenteuer und Streiche eines ſpaniſchen Pfiff- und Kniff-Genies. 1801. 334 S. 8.

Komiſche Romane der Spanier. Zweyter Band. (1 Rthl.)

Auch unter dem Titel:

Geſtändniſſe eines Weltkindes. 1802. 288 S.

Der erſte dieſer beiden Romane iſt nach der *Vida del gran Tacaño por Quevedo de Villegas*, der andere nach der *Vida de Guzman d'Alfarache* von *Mateo Aleman* frey bearbeitet. Da wir das Original des Tacaño nicht zur Hand haben, ſo können wir das Verdienſt des Herausg. in der Bearbeitung deſſelben nicht beurtheilen; doch wird er wahrſcheinlich dabey nach denſelben Grundſätzen verfahren ſeyn, die ihn bey der Bearbeitung des Guzman d'Alfarache geleitet haben. Vortrag und Stil wenigſtens ſind in beiden vollkommen gleich. Von Guzman's Leben (deſſen Inhalt durch den Titel: *Geſtändniſſe eines Weltkindes*, nicht richtig angezeigt wird) giebt Hr. *F.* in ſeiner Umarbeitung, wie er ſich ausdrückt, die *Quinteſſenz*, d. h. eine ununterbrochene Reihe von Abenteuern, Schelmſtücken und Gaunereyen, welche ſo zuſammengedrängt, kaum etwas anders als Verdruſs und Miſsvergnügen erzeugen können. Eine wörtliche Ueberſetzung des oft weitſchweifigen Originals möchten wir freylich nicht anrathen; aber Alles wegzuſchneiden, was zur ſchönen und anmuthigen Entfaltung der Handlung und Charaktere gehört, dünkt uns eine andere, eben nicht mehr zu billigende Gewaltſamkeit. Nach Hinweglaſſung alles deſſen, wodurch ſich die Begebenheiten für den Verſtand und die Einbildungskraft befriedigend entwickeln, und ſo mancher intereſſanten Epiſode (unter denen wir nur die ſchöne *Novela Osmin* und *Daraka* erwähnen wollen), die durch Ausſichten auf ein ſchöneres und edleres Leben die Darſtellung des niedrigen Lebens unterbrechen, iſt ein abſchreckendes Skelet einſeitiger und greller Schlechtigkeit übrig geblieben, das durch den leichten, lebhaften und zierlichen Ausdruck des deutſchen Bearbeiters den Augen nicht entzogen wird. Ja wir müſſen bemerken, daſs in dem Tone des deutſchen Guzmann eine Leichtfertigkeit herrſcht, durch die ſeine ſchlimme Sache nur noch ſchlimmer wird. Vielleicht gilt eben dieſes von der Bearbeitung des erſtern Romans, in welchem der grenzenloſe Leichtſinn des Tons, in welchem ein beſtrafter Gauner ſein Leben erzählt, mit dem Vorgeben einer Generalbeichte übel contraſtirt, und die Sitten muthwillig zu höhnen ſcheint. Wir müſſen uns übrigens wundern, daſs Hr. *F.* geglaubt hat, den komiſchen Anſtrich ſeiner Arbeit durch den Gebrauch von Ausdrücken zu erhöhen, wie *Gefacies* (ſehr oft) *ein Stolprian*, *kuranzen*, *in einen geſchoſſen ſeyn* u. dgl. Auch die häufige unnütze Einmiſchung von ſpaniſchen Wörtern können wir nicht billigen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Januar 1804

SCHÖNE KÜNSTE.

GOTHA, b. Becker: *Das goldne Kalb.* Eine Biographie. *Dritter* Band. 316 S. *Vierter* Band. 352 S. 1803. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Bey dem lebhaften Intereſſe, welches dieſer geiſtvolle Roman ſogleich bey ſeiner Erſcheinung in dem Publicum erregt hat, — ein Intereſſe, das, um es beyläufig zu ſagen, wenn es nicht blos der Neugierde anheim fällt, eine erfreuliche Höhe der Bildung bey der Leſewelt verräth — dürfte die Anzeige ſeiner Vollendung faſt überflüſſig ſeyn. Wer ſich in den erſten Bänden an der reichen Ader des Witzes, welche die ganze Erzählung durchſtrömt, an der Menge feiner und treffender Bemerkungen über das menſchliche, vornehmlich das weibliche Herz, an dem ſatyriſchen Humor des edlen und gefühlvollen Erzählers, an den neuen und meiſtentheils bedeutenden Formen, durch welche er auch das Bekannte adelt und empfiehlt, erfreut hat, wird gewiſs auch dieſe Fortſetzung mit Begierde ergreifen, und ſich in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht finden. Das Knäuel der Begebenheiten entwickelt ſich hier; Guſtav's Charakter erklärt ſich, doch mehr pſychologiſch als poetiſch; die mannigfaltigen bittern Erfahrungen, welche er im Leben und in der Liebe macht, die Täuſchungen, die er in dem Umgange mit ſinnlichen und gefallſüchtigen Betrügerinnen erfährt; ſein geſpanntes Verhältniſs mit der wunderbaren, unweiblichen Bella, alles dieſes reinigt ſein Herz und macht es der lautern Liebe zu einem ſchönen, edlen und vollkommen weiblichen Weſen werth. Daſs ihm dieſes holde Weſen in dem Augenblicke, wo es ſein Leben mit einem ſtillen und dauernden Glücke krönen ſollte, auf eine gewaltſame und geheimniſsvolle Weiſe entriſſen wird, daſs es entfernt von ihm einem groſsen Schmerze unterliegt, und daſs auf dieſe Weiſe der Roman mit einem auffallenden Miſstone endigt, iſt eine der Sonderbarkeiten, die ſich bey dem Hange des Vfs. zu ſchneidenden Gegenſätzen in Begebenheiten und Gedanken allerdings erwarten lieſs. Wenn ſich aber auch dieſe neueſte und letzte Täuſchung aus der Individualität des Vfs. hinlänglich erklärt, ſo iſt ſie doch darum nicht gerechtfertigt, und zwar um ſo weniger, da der letzte Theil des Werks, von dem Gefühle einer reinen und klaren Freudigkeit und der Ahndung der Befriedigung durchſtrömt, den Leſer einem beruhigenden Ziele entgegenreiſst und die Auflöſung ſo vieler harten Diſſonanzen verſpricht. Indeſſen mag es Leſer geben, denen dieſe Conſequenz in der Laune des Vfs. nicht misfallen wird; wir für unſre Perſon wünſchen in einem Romane lieber die Welt als ihren Urheber geſpiegelt zu ſehn. Aber in dieſen Bänden, wie in den vorhergehenden, erliegt die Erzählung oft unter der Laſt der Bemerkungen, die ſie erzeugt, und oft iſt es ſchwer, in dieſem Labyrinthe auch nur den pſychologiſchen Faden feſt zu halten. Der gröſste Theil des Buches iſt Geſpräch; aber nicht ein Geſpräch, das in allmäligem Fortſchreiten den Geiſt der Leſer in das Intereſſe zieht, und ſich vor ſeinen Augen erzeugend, ſeine eigne Thätigkeit weckte; ſondern mehr ein Monolog, in welchem längſt gefundene, gänzlich vollendete Gedanken, nicht durch die Umſtände, ſondern durch den Vf. hervorgelockt, wie elektriſche Funken aus der Oberfläche heraustreten, leuchten und ſtechen. Es iſt daher in dieſem Werke mehr Licht als Erleuchtung, mehr Glanz als Wärme. Man vermiſst jene groſsen, ſich ausbreitenden Maſſen, auf denen das Auge der Phantaſie mit Ruhe verweilt; die feſt beſtimmten, ſcharf abgeſchnittenen Geſtalten, welche die Wahrheit der Dichtung beglaubigen; den ſtillen Strom des Vortrags, dem ſich das Gemüth mit Sicherheit und Freude vertraut. In dem *poetiſchen Kunſtwerke* wird dieſer Mangel durch keinen Reichthum, wenn er auch der geiſtreichſte und gehaltvollſte wäre, *gut gemacht;* aber oft wird man ſie *vergeſſen*, um die Eigenthümlichkeiten des Geiſtes zu bewundern, der ſich in ſo reicher und fruchtbarer Fülle ergieſst. Möchte ſie ſich nur auch immer leicht genug ergieſsen! möchte man nicht auf Stellen ſtoſsen, wie folgende (III. S. 120.): „Zoë machte ihre mädchenhaften Huſarinen-Dispoſitionen, aber William's „Humor und meine purpuriniſche Erfahrung verſahen den treueſten Vedettendienſt bey mir." oder (III. S. 124.): „Wer berechnet die Wirkung der kleopatriſchen Auflöſung, die einen Triumvir im Taumel erhielt, auch auf mich erſt experimentirenden „Monovir?" oder (III. S. 270.): „Sind aber beide „(Hellblick und Gutmüthigkeit) vereinigt, ſo windet „in wohlthätiger Harmonie Hellblick die Feſſeln der „Verwirrung auf, indeſs Gutmüthigkeit Oel in die „Wunden träufelt, die ſie rieben; und dieſe moraliſche Tändariden verſöhnen wunderthätig mit dem „Lebens-Labyrinthe, das ſie wenigſtens hie und da „ausgleichen, wenn auch der Hauptſitz des Minotaurus nicht geſtört werden kann."

Es war zu erwarten, daſs die ausgezeichnete Manier dieſes Buches den Nachahmungsgeiſt, noch mehr aber der ſchnelle Debit deſſelben den Speculationsgeiſt erwecken würde; doch hätten wir nicht geglaubt,

glaubt, dafs sich jener so knechtisch, dieser so schreyend schon durch den sinnlosen Titel ankündigen würde, wie in folgendem Werke geschieht:

Erfurt, b. Hennings: *Das silberne Kalb*, eine Zugabe zum goldenen u. s. w. *Erster* Theil. 248 S. *Zweyter* Theil. 234 S. 1804. (1803.) 8.

Dem Titel entspricht das Buch selbst. Es sind die äufsern Formen des *goldnen Kalb's*, der abgerissene, rasche Styl, die häufigen Anspielungen, Allegorieen und Andeutungen, aber an die Stelle des belebenden Geistes ist ein frecher Unsinn getreten. Wir zweifeln nicht, dafs dieses absichtlich geschehen sey, um gutmüthige Leser zu täuschen und zu quälen, die, unbekannt mit den Kunstgriffen der Geheimnifskrämer, in jedem Symbol, und in dem abenteuerlichsten am ersten Bedeutung und Weisheit finden wollen. Indessen hoffen wir, zur Ehre des deutschen Publicums, dafs die Zeiten vorüber sind, in welchen solche Täuschung ein grofses Glück machen kann. Eine Stelle wird dieses Machwerk zu charakterisiren genügen (I. S. 40.): „Die Griechen haben nicht unrecht, wenn „sie den Jupiter, als seinen eignen Trabanten, Miethling, und Wildschützen betrachten. Er ist ja alles „in allem. Doch Andromache steht noch immer an „den Felsen gefesselt, und harrt ihrer Erlösung. Das „Zeitalter der Titanen hat geendet, die Musen treten „an ihre Stelle, und Hebe und Diana treten an ihre „Stelle. Allenthalben, wohin ich meine Kinder geleite, spricht ihnen reine Einfalt entgegen. Sie sind „die zweyten Sprösslinge meines Hauptes, indefs „Juno das Weltall durchdringt. Die göttlichen Schwestern der Vernunft sind erwacht: Neptun befährt die „Gewässer der Sinne" u. s. w. Man sieht, dafs der Vf. einen grofsen Aufwand an Gelehrsamkeit macht; wenn man aber überall auf Namen und Wörter stöfst, wie *Diodima*, *detasische* Flügel, *Tideus* (st. Tityos), *Schackspeare*, *Etik*, *Sapho*, *Naufikea*, *Pavilion*, *Ixion*, *Archidas*, u. a. m.; wenn der *Ion* dem *Sophokles* beygelegt, *Ramler pindarisch* genannt wird, so mufs man glauben, dafs seine Gelehrsamkeit eben nicht tiefer als seine Weisheit geschöpft ist.

Nördlingen, b. Beck: *Beyträge zur Kunstgeschichte der Reichsstadt Nördlingen*, von *Daniel Eberh. Beyschlag*, Rector daselbst. *Zweytes* Stück 1799. 64 S. *Drittes* Stück. 1799. 57 S. *Viertes* und *Fünftes* St. 1800. 96 S. *Sechstes* und *Siebentes* Stück. 1801. 67 S. 8.

Von dem Inhalte des ersten Stücks dieser Beyträge, die anfänglich als Schulprogramme erschienen, ist in unserer A. L. Z. v. 1798. No. 270. Nachricht ertheilt. Im zweyten Stücke wird das, was im ersten über die *Formschneiderey* gesagt wurde, durch anderweitige Nachrichten ergänzt und berichtigt, besonders in Beziehung auf die in Nördlingen durch *Walther* und *Hürning* im J. 1470. verfertigte Armenbibel. Nach ihnen findet man von Nördlinger Künstlern, die sich besonders auf Formschneiderey gelegt hätten, keine Spur, wohl aber Briefmaler und Kartenmacher in öffentlichen Acten angeführt. Von diesen bringt der Vf. manche nicht unbedeutende Bemerkungen bey, unter andern, dafs es ihnen im 16ten Jahrh. wie den deutschen Schulmeistern und Meistersängern vom Rathe verstattet wurde, zuweilen Komödien zu geben. Zu Anfange dieses Jahrh. zeichnete sich jedoch der bekannte *Hans Scheufelin* in N. als Formschneider aus. Beyläufig wird hier auch von dem Wappen der Stadt und dessen Abänderungen geredet, und gelegentlich ein Provinzialwort, *Fardall* für Ballen oder Packen, erläutert. Sodann kömmt der Vf. auf die *Buchdruckerkunst*, die in Nördlingen nicht früher als im J. 1538. aufkam, da vorher Alles, was für diesen Ort zu drucken war, in den benachbarten Städten, Augsburg, Ulm und Nürnberg, besorgt wurde. Hingegen machte sich in Italien schon ums J. 1480. ein Buchdrucker, *Johannes de Nördlingen*, berühmt. *Asmus* oder *Erasmus Scharpff* aber war zu N. selbst der erste Buchdrucker. Die Zuchtordnung der Stadt im Jahr 1543. ist das erste mit Sicherheit anzugebende *Product* seiner Presse, dem hernach ein Gesangbuch *folgte*. — Im *dritten* Stücke werden diese typographischen Nachrichten fortgesetzt, und die nachherigen Nördlingischen Buchdrucker angeführt. Ungeachtet diese Angaben kein sonderlich allgemeines Interesse haben, so verdient doch ihre Aufsuchung und genaue Angabe Dank. In dem, was hierauf über den *Buchhandel* gesammelt ist, findet sich dagegen mancher nicht unbedeutende Umstand; z. B. dafs in den Stadt-Kammerrechnungen schon im J. 1499. ein gewisser *Georg Rechlin* als *Buchführer* vorkömmt. Auch über den Pergamenthandel und das damit vereinte Verkehr mit geschriebenen Büchern, vor Erfindung des Buchdruckens, findet man hier manches Merkwürdige. In der Folge machten die Buchbinder zugleich die Verleger und Buchhändler; hernach die Buchdrucker *Mundbach* und *Beck*, die auch die Messen bezogen. — Im *vierten* und *fünften* Stücke handelt der Vf. von der *Buchbinderey*, dem *Papier*, und dem *Münzwesen* Nördlingens. Die ältern Arten der Bücherbände beschreibt er nach verschiedenen Beyspielen, die er davon vorfand; und so auch die dabey angebrachten Verzierungen, die, wie man weifs, für die Geschichte der Formschneidekunst nicht ganz unwichtig sind. Besonders merkwürdig ist ein im eigentlichen Wortverstande *geschlossenes* Buch aus der zweyten Hälfte des 15ten Jahrh., welches in braunes Leder gebunden, mit Buckeln, und in der Mitte des Bandes mit einer Klausur versehen ist, die, wie gewöhnlich, in einen Stift einschliefst, und mit einem durch ein Scharnier damit verbundenen Haken, oder einer Klappe, in ein messingenes Schlofs auf dem obern Deckel einschlägt, welches ohne einen Schlüssel nicht geöffnet werden kann. Ein zur Seite des Schlosses angeklebtes Zettelchen verbietet bey kaiserl. Acht und Ungnade die Oeffnung dieses Buchs einem jeden, der nicht der kaiserl. freyen Aucht und Gericht Freyschöpf ist. Es ist nämlich ein vollständiges *Codex des heimlichen Westphälischen Gerichts*, und er gehörte ehedem den ältern

Stadt-

Stadtschreibern zu Nördlingen, welche mehrentheils *Wissende* oder Schöppen des Fehmgerichts waren. — Ueber die ehemalige Beschaffenheit und die ältern Preise des *Papiers*, welches seit der Mitte des vierzehnten Jahrh. in Nördlingen neben dem Pergament gebraucht wurde, findet man hier manche gute Notizen. Ausführlicher noch sind des Vfs. Beyträge zur Geschichte des dortigen *Münzwesens*. Zuerst gedenkt er der für die Nördlinger Reichsmünze arbeitenden Eisengräber und Eisenschneider, und ergänzt und berichtigt Manches, was *Schöpperlin* über diesen Gegenstand in seinen historischen Schriften gesammelt hat, die übrigens gar sehr zur Erläuterung der ehemaligen oberdeutschen Münzverfassung dienlich sind. Seine Arbeit ging indess nur bis zum Anfange der dritten Periode von 1504—1534; und was unser Vf. im *sechsten* und *siebenten* Stücke seiner Beyträge noch über die Nördl. Münzgeschichte gesammelt hat, ist daher als Fortsetzung jener Untersuchungen und Nachrichten anzusehen, die desto schätzbarer ist, weil sie überall genaues Forschen verräth, und die erfoderlichen Beweise beybringt. — Da der würdige Vf. jetzt nach Augsburg versetzt ist, so wird er hoffentlich die noch zahlreichern und ergiebigern Anlässe zu ähnlichen Forschungen nicht unbenutzt lassen.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's W. in Commission: *Lieder und Gedichte für Freunde der Natur und häuslichen Glückseligkeit*, von *Johannes Ludwig*, Pfarrer zu Riedheim im Ulmer Gebiete. 1802. 292 S. 8. (20 gr.)

Zu einem Liede, *für die Landleute bey dem Einfahren des Korns bey einer sehr sparsamen Aernte kurz vor dem Heimgehn zu singen*, macht der Vf. S. 55. folgende Bemerkung: „Ich habe hier die Idee, dass die Lasterhaften den Wetterschlag als eine von Gott über sie „verhängte Strafe anzusehen haben, beybehalten, „theils weil ja doch der Lasterhafte jedes Uebel, das „ihn trifft, für eine Strafe seines schlimmen Verhaltens ansehn muss, wenn dieselbe schon nicht gerade „eine natürliche Folge desselben ist; und theils weil „der Landmann nicht fähig ist, eine philosophische „Theorie über die göttlichen Strafen zu fassen. Nur „sage man ihm fleissig, dass Gott niemanden willkührlich strafe, und dass das nämliche Uebel, welches „der Gottlose für Strafe halten muss, für den Tugendhaften es nicht sey, sondern dass Gott seine weisen „und gnädigen Absichten habe (wovon sich eine und „die andere gar wohl angeben lässt), warum er auch „ihn unter diesem oder jenem Uebel mit leiden lässt."

Eine Erzählung für Knaben und Mädchen über die Vorzüge und Vortheile des Menschen vor den Vögeln enthält ein Gespräch zweyer Knaben, Valentin und Veit, davon der letzte sagt:

Das Vögelchen weiss gar nicht viel,
Gering ist seine Lust;
Dir goss viel stärkeres Gefühl
Der Schöpfer in die Brust.
Es schwinget sich des Menschen Geist
Hinauf zu seinem Thron.
Der Vogel, ob sein Lied ihn preist,
Er weiss doch nichts davon.

Für Arbeit lass dir nur nicht graun,
Sie stärket unsre Kraft,
Und froh kann der zum Himmel schaun,
Der gerne Gutes schafft.
Leicht wird sie dir von statten gehn,
Und — wirst du sie vollendet sehn,
Dann labt dich süsse Lust.

Ueber diese Strophen commentirt der Vf. also: „Ich „fühlte es gleich nach der Verfertigung dieser Erzählung, dass es schicklicher gewesen wäre, wenn ich „statt Veits, Valentins Lehrer eingeführt hätte. *Aber „da hätte ich gar zu vieles ändern müssen* (!). Stellt man „sich aber unter Veit einen etwa zehnjährigen, sehr „fähigen und wohl unterrichteten Knaben vor; so „denke ich, haben seine Belehrungen nicht zuviel Unwahrscheinliches. Freylich spricht er ein Bischen „zu gelehrt. Uebrigens ist dies ein Fehler, den nur „Kunstrichter und einige Leser bemerken werden. „*Die Kinder, für welche die Erzählung gemacht ist, denken nicht daran, dass Veit zu gelehrt spricht* (!)." — Mit des Vfs. Erlaubniss wollen wir ihm eine Frage vorlegen: Wenn er die oben angeführte Theorie von den göttlichen Strafen auf der Kanzel vortrüge, und es bewiese ihm jemand, dass sie dem Geiste des Evangeliums ganz entgegen wäre, dass sie durchaus keinen Maassstab für die Beurtheilung der menschlichen Dinge abgeben könnte, weil sie aus einem Widerspruche in den andern führte: würde er wohl so kühn seyn, zu antworten, seine Zuhörer merkten das nicht? Schwerlich! Denn als Pfarrer ist er ja verpflichtet, seiner Gemeine die Bildung zu geben, die sie in den Stand setzt, in der Religion Wahres vom Falschen, Heiliges vom Unheiligen zu unterscheiden. Nun! so wenig es erlaubt ist, im Vertrauen auf intellectuelle Uncultur Anderer, ihnen Falsches als wahr vorzutragen, eben so wenig ist es erlaubt, im Vertrauen auf ästhetische Uncultur ihnen Zweckwidriges als zweckmässig, Hässliches als schön darzustellen. Achtung für das Publicum! Es bestehe aus Erwachsenen oder Kindern, aus Vornehmen oder Geringen, man spreche zu ihm von der Kanzel, oder von dem Papiere: Achtung für das Publicum! Dass diese unserm Vf. fehlt, konnten wir nicht ungerügt lassen, obgleich seine überall durchblickende Gutmüthigkeit eine Theilnahme erweckt, die den Rec. sehr geneigt macht, die Leser dieser Blätter für ihn zu gewinnen. Doch was hälfe Anpreisung? Unsere Leser würden die Parteylichkeit bald merken, wenn sie S. 18. auf Verse, wie folgende, stiessen:

Ueberdenket euch
Die Zahl der Reichen rings auf Erden,
Doch fällt so vielen nicht das neidenswerthe Loos,
Dass Väter sie von *selbst erzeugten Kindern* werden;
Mir aber — o wie glücklich und wie *gross* (!)
Fühlt sich mein Geist, und wie erhebt sich meine Seele,
Mir ward zu Theil diess edle Loos.
Komm Fürst mit deiner Kron', und sprich zu mir:
... „nun wähle,
„Hier ist die Krone! gieb du mir dafür dein Kind."
Wahrhaftig nein! Bey meiner Seele! —

Gross

Grofs iſt ein Fürſt, und mächtig und ſehr reich;
Und ich bin arm, kaum einem Söldner gleich:
Doch wahrlich, nein! Bey meiner Seele!
Ich gäb' ihm nicht mein liebes Kind!

Sollte es gleichwohl nicht ein Mittel geben, dem Vf. Leſer, und ſeinem Buche Käufer zu verſchaffen? Vielleicht. Wir alle kennen die *Muſen und Grazien in der Mark*, die ſich bey Goethe alſo vernehmen laſſen:

Auch in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort;
Ob ſich gleich auf Deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an.
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Wohlan denn! Von dieſen Märkerinnen ſind die Muſen und Grazien zu Riedheim im Ulmer Gebiet würdige Schweſtern. Wen nun der Geiſt treibt, dieſen Göttinnen dann und wann zu nahen und eine Stunde zum Opfer zu bringen, ſey es, um ſich belehren, oder beſſern, oder rühren, oder ergötzen, oder erbauen zu laſſen; ſey es, um den Genius der Zeit in allen ſeinen Geſtalten aufzufaſſen, oder um eine Theorie der Amuſie auszuarbeiten — allen denen empfehlen wir vorliegende Liederſammlung angelegentlich.

HALLE, b. Schimmelpfennig: *Nachhall verklungener Tage*, oder *Gedichte* von *Uffo von Wildingen*. 1803. 204 S. 8. (16 gr.)

Was verklungen iſt, pflegt nicht nachzuhallen, noch weniger ſo nachzuſauſen, als die Tage Uffo's v. Wildingen in dieſen Gedichten thun. Der Inhalt derſelben iſt das Leiden verſchmähter Liebe. Von welcher Art des Vfs. Liebe war, lehrt uns S. 93. ein Gedicht, *der Kuſs*, das ſo lautet:

Was iſt ein Kuſs?
Wenn Aeltern liebreich auf mich Knaben blickten,
Und mich voll Inbrunſt an die Lippen drückten,
Das war kein Kuſs!

Was iſt ein Kuſs?
Der Ambra, den die Kinderfrau mir ſtreute,
Wenn ſie ſich zahnlos meiner Zähnchen freute,
Der war kein Kuſs!

Was iſt ein Kuſs?
Wenn mein Orbil mich zu belohnen ſtrebte,
Und ſeinen Mund auf meine Wange klebte,
Das war kein Kuſs!

Was iſt ein Kuſs?
Wenn mir der Pfaff von mildem Segen ſchwatzte,
Den auf die Stirn ſein rauher Bart mir kratzte,
Das war kein Kuſs!

Was iſt ein Kuſs?
Der Lohn, der meiner bey Ma Bonne harrte,
Wenn ſie ihr *venez m'embraſſer* mir ſchnarrte,
Der war kein Kuſs!

Was iſt ein Kuſs?
Der Lippendruck, den in der Trennungsſtunde
Mein Freund mir gab, ein Siegel unſerm Bunde,
Der war kein Kuſs!

Was iſt ein Kuſs?
Was Flaccus einſt, was jüngſt noch Bürger fühlte,
Wenn Chloe Molly ihre Flammen kühlte,
Das war kein Kuſs!

Was iſt ein Kuſs?
Das Paradies, in das mich Edda führet,
Wenn mich entflammt ihr Roſenmund berühret,
Das iſt ein Kuſs!

Wer ſo herzlos iſt, daſs er den Kuſs liebender Aeltern und ſcheidender Freunde zuſammenſtellen kann mit dem Widrigſten, was es auf Erden giebt, mit dem Kuſſe zum Genuſſe ſich aufdringender Zärtlichkeit; wer ſo herzlos iſt, daſs er durch Vergleichung mit dieſer widrigſten aller Widrigkeiten den Kuſs bräutlicher Liebe zu adeln glaubt, der muſs wohl in einer heilloſen Selbſttäuſchung begriffen ſeyn, wenn er ſich einbildet, daſs er vor Liebe ſchwermüthig werden könne; ein ſolcher erregt ſtarken Verdacht, was ihn krank mache, ſey nicht empfundene, ſondern affectirte Leidenſchaft. Gewiſs ſieht er eine Wolke für die Juno an, wenn er die Edda für eine Laura, ſich für einen Petrarcha hält; und dieſs ſcheint unſer Vf. wirklich zu thun.

Charakteriſtiſch für die Manier des Vfs. iſt S. 131. ein Gedicht an den Todtengräber, den er auffodert, ihn zu beerdigen. Hierin befinden ſich folgende Strophen:

So lange die Sonne den Leichnam beſcheint,
Und wären's acht Tage, ſie werden durchweint.
Doch wenn nun die Erde ſein Antlitz verhüllt,
Dann ſind auch die Klagen und Thränen geſtillt.

Noch ſcheint mir die Sonne, noch deckt mich kein Grab,
Doch trocknen die Lieben die Thränen ſchon ab.
Ach daran erkenn, ich bin todter als todt,
Drum glaube mir Mann, das Begraben thut noth.

Unglücklicher! möchte man hier ausrufen, der du bey lebendigem Leibe todt biſt, und todter noch als todt, warum ſchaufelſt du dir dein Grab nicht ſelber? warum wendeſt du dich an den Todtengräber, und willſt dieſen ehrlichen Mann in ſchlimme Händel bringen? denn der iſt ja nur für ſolche Todte angeſetzt, die bey der Beſtattung nicht ſich ſelber bedienen können.

Zur Beruhigung der Leſer fügen wir hinzu, daſs Uffo von Wildingen vom Tode, ja vom Tode in der zweyten Potenz, wieder auferſteht, daſs er ſogar den Muth faſst, zu geneſen. So recht! Valere aude!

Und ſtatt der Quälerinn was Dummes vorzuweinen,
Geh du davon auf zwey geſunden Beinen.
Wieland.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Januar 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde: *Diodori Siculi Bibliothecae historicae* Libri qui supersunt ac deperditorum fragmenta. Graeca emendavit, notationem argumentorum subjecit, latinam Laur. Rhodomanni interpretationem castigavit, et notas virorum doctorum ex editione Petri Wesselingii integras cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjunxit *Henr. Car. Abrah. Eichstädt. Volumen secundum.* 1802. 850 S. 8.

Mit Vergnügen machen wir hier die Fortsetzung eines Werkes bekannt, welches seinem Herausgeber eben so sehr zur Ehre gereicht, als es einem, auch nach der Erscheinung zweyer Vorläufer und Nebenbuhler, immer noch fühlbaren Bedürfnisse auf eine vollkommen befriedigende Weise abzuhelfen verspricht. Dieser *zweyte Band* des *Diodorus* enthält das *fünfte* bis zum *vierzehnten* Buche incl., und erschöpft also die erste Hälfte der Wesselingischen Ausgabe, die hier zu gleicher Zeit wiederholt und vervollkommnet wird. Von dem Plane des Werks haben wir, bey der Erscheinung des ersten Bandes, nach Anleitung der Prolegomenen des gelehrten und verdienstvollen Herausg. ausführliche Nachricht gegeben, und es würde vielleicht hinreichend seyn, uns auf dasjenige zu berufen, was wir dort über die Vollkommenheit der Ausführung desselben gesagt haben. Indessen wollen wir, um allen Verdacht der Parteylichkeit, welche durch ein unbedingtes und unmotivirtes Lob nur zu leicht erregt wird, zu entfernen, auch hier unser Urtheil durch eine Reihe von Beyspielen belegen, aus denen deutlich hervorgehen wird, dass Hr. Hofr. *E.* nicht nur die kritischen Schätze der Wessel. Ausgabe, sondern auch andere Hülfsmittel, die ihm theils zerstreut in kritischen Schriften, noch mehr aber durch seinen eignen Scharfsinn dargeboten worden, mit der einsichtsvollesten Gewissenhaftigkeit zur Verbesserung des Textes benutzt habe. Gleich weit entfernt von jener ängstlichen Anhänglichkeit an die meistentheils nur zufällig entstandene lectionem vulgatam, oder der unkritischen Schüchternheit bey gegründeten Neuerungen, durch welche der holländische Herausg. in dem richtigen Gebrauche seiner Hülfsmittel gestört wurde, (so dass er nicht nur an vielen Stellen das von ihm selbst für besser Erkannte der Vulgata nachsetzte, sondern sogar offenbare Sprachfehler, wie z. B. XIII, 67.: τὰ δὲ σώματα εἰς Ἀθήνας κομίσαντας, trotz der Belehrung, welche die Handschriften ihm darboten, im Texte zurückliess), als von der Kühnheit, die, nur nach Neuerungen trachtend, dem gesunden Körper Wunden schlägt, unreife Geschwüre zu heilen unternimmt, und überhaupt das, was sie verbessern will, nur in einer veränderten Gestalt weiter giebt; hat der Herausg. den Text nach den richtigen Grundsätzen einer gesunden Kritik an einer grossen Menge von Stellen wirklich verbessert, und ihn der Vollkommenheit so nahe gebracht, als es bey den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln möglich war. Wenn diese Veränderungen nicht alle von gleicher Wichtigkeit sind, wenn sie nicht alle einen wesentlichen Einfluss auf den Sinn des Autors haben, so wird dadurch das Verdienst des Herausg. nicht im mindesten geschmälert; so wenig als es ihm zum Vorwurfe gereicht, dass er einige verderbte Stellen ungeheilt und unverbessert zurücklassen musste. Er hat seine Pflicht erfüllt, wenn alle seine Veränderungen consequent, keine derselben grundlos ist; und wenn er das, was ihm heilbar war, wirklich geheilt hat, so kann das Glück, welches vielleicht einen seiner Nachfolger bey einzelnen Stellen besser begünstigen wird, von seinem Verdienste nicht abgezogen werden.

Wir wollen hier zur Begründung unsers Urtheils zuerst eine Reihe von Verbesserungen anführen, welche aus den Handschriften geflossen, wobey wir uns lediglich auf das *fünfte* Buch einschränken, das wir in dieser Absicht sorgfältig mit dem Wessel. Texte verglichen haben. In folgenden Stellen sind *ausgesuchtere* Lesarten in den Text erhoben worden: V. c. 4. p. 10. παυήγυριν ἐπιφανῆ συγκροτοῦσι, st. συντελοῦσι, was *W.* als ein dem Autor in diesem Contexte geläufiges Wort nicht zu verbannen wagte. Aber eben dieser Umstand dürfte ihm hier nachtheilig seyn, da es weit wahrscheinlicher ist, dass dem Abschreiber das geläufige συντελεῖν, als das zierliche συγκροτεῖν (πανήγυριν συγκροτεῖν, wie σύμποσιον. *Casaub.* ad Athen. L. IV. 28. p. 328, 24.) in die Feder kam. — C. 11. p. 21.: καὶ πολλὰς καὶ μεγάλας στάσεις εἰωθότες ποιεῖσθαι, st. ποιῆσαι, eben sowohl dem Ansehen der Handschr. als dem bessern Sprachgebrauche gemäss, welchen *Abresch.* in Lect. Aristaen. p. 255., *Valken.* ad Herodot. p. 206. u. a. erläutern. — C. 14. S. 23.: οὐ μόνον ταῖς ἐμπέροις (st. τοῖς ἐμπ.) ἀλλὰ καὶ ταῖς μαχραῖς ναυσίν, welches auch *W.* nicht misfiel. ἔμπορος als Adjectivum gebraucht unter andern *Heliodor.* L. II. p. 131. ed. Bip. — C. 21. p. 37.: τῆς ἐκ τοῦ πλούτου γεννωμένης (st. γενομένης) τρυφῆς, ein Ausdruck, den *Diodorus* öfter gebraucht. — C. 44. S. 72.: ἐπ' ἐσχάτου δὲ τοῦ δρόμου statt ἐσχάτῳ. — An mehrern Stellen hat die Rundung und Eleganz des Ausdruckes durch die *Wieder-*

herſtellung der Präpoſitionen gewonnen, welche die Bequemlichkeit der Abſchreiber bey zuſammengeſetzten Zeitwörtern häufig zu unterdrücken pflegt. S. C. 5. S. 12.: παρεπιδεδημηκώς ſt. ἐπιδεδημηκώς. — C. 15. S. 28.: διέμενεν ſt. μεῖνεν. — C. 29. S. 47.: ἐπαιανιζόντες ſt. παιανίζ. — C. 32. S. 52.: ἐπερχόμεναι ſt. ἐρχόμεναι. — C. 54. S. 57.: διεφθάρησαν ſt. ἐφθάρησαν. Eben ſo C. 57. S. 92.: διαφθαρῆναι ſt. φθαρ. C. 67. S. 106.: ἐπικατανοήσαντα ſt. κατεν. C. 68. S. 108.: ἀποδοῦναι ſt. δοῦναι. C. 84. S. 133.: ἐξαπέστειλεν ſt. ἀπέστ. — Hin und wieder iſt der Text durch *Zuſätze* einzelner Wörter bereichert worden. So C. 1. S. 5.: πρὸς διαμόνην καὶ διακόσμησιν καὶ αὔξησιν τῆς οὐσίας, wo das mittlere Wort in den meiſten Handſchriften fehlt. — C. 4. S. 11.: ὅση εἰκὸς ἐστι τοὺς τῇ κρατίστῃ δωρεᾷ προκριθέντας τῶν ἄλλων ἀνθρώπων (ſt. τῇ δωρεᾷ πρ. ἁπάντων α.), eine Lesart, in welcher die beſten Handſchriften zuſammenſtimmen. — C. 64. S. 103.: τὸν ἀγῶνα τὸν τῶν Ὀλυμπίων. — C. 71. S. 113.: ἐπικριθέντα, ἃ πρῶτον ἐπισημαίνεται. — Im 28. C. S. 45. ſind die Worte ἵνα διαφανεῖς ὦσιν, die von *Weſſeling*, weil ſie an einer unrechten Stelle ſtanden, als ſinnlos verworfen worden waren, wieder zurückgeführt, nach *Reiske's* Vorſchlage aber eine Zeile höher gerückt worden. „Die Gallier, heiſst es jetzt, ſalben ihre Haare fleiſsig ein, ἵνα διαφανεῖς ὦσιν, *um ſie hell und durchſichtig zu machen*, und ziehen ſie von da nach der Scheitel und dem Nacken zurück." Die Urſache des Irrthums, ſo wie auch der Auslaſſung in einigen Codd., fällt bey Betrachtung des Originals in die Augen. — Häufiger noch ſind *Gloſſen* und *Einſchiebſel* anderer Art, theils durch Klammern bezeichnet, theils geradezu aus dem Texte verbannt. C. 11. S. 22. war die gewöhnliche Lesart: ἐν νήσῳ δὲ μικρᾷ τοσούτων αἰχμαλώτων τελευτησάντων. Der Cod. Mutin. ſetzt σωμάτων hinzu, welches dem Zuſammenhange bey weitem das angemeſſenſte iſt. Der Herausg. hat es aufgenommen, und dagegen αἰχμαλώτων als Gloſſe bezeichnet. C. 13. S. 24. iſt Λιπάρας und C. 15. S. 26. die Worte ὄντων αὐτῶν πολλῶν ἐκ τῶν mit *Weſſelings* Zuſtimmung eingeklammert. Eben ſo C. 25. S. 42.: τὴν πεδιάδα [γῆν] τεμνόντων, und wiederum C. 26. S. 43.: τῆς πεδιάδος [χώρας]. C. 38. S. 62.: ἀλλ' ὀρυττόμενος [καὶ χωνευόμενος]. C. 40. S. 66.: τήν τε σάλπιγγα [λεγομένην] ἐξεῦρον. — C. 56. S. 90. war die gemeine Lesart: καὶ τοὺς λαοὺς αὐτόχθονας, ein Cod. reg.: καὶ τοὺς ἄλλους αὐτόχθ. Die meiſten andern, und mit ihnen *Weſſeling*: καὶ τοὺς ἄλλους ὁμοίως λαοὺς αὐτόχθ. Hr. *E.* hat λαούς, das als Gloſſe hinzugeſetzt oder aus ἄλλους entſtanden ſeyn konnte, als verdächtig bezeichnet. C. 63. S. 101.: καὶ πολλοὺς τοῖς ἀπεγνωσμένοις πάθεσι [συνεχομένους] περιτυχόντας. — C. 69. S. 109.: εἴπερ καὶ τῆς Κόρης [ταύτης] τὴν ἁρπαγήν. — C. 74. S. 118. glaubte *W.* der in dieſem Zuſammenhange in die Augen fallenden Ungereimtheit der Worte καὶ τὸ τόξον Σκυθικὸν ὀνομασθῆναι durch eine ſich freylich ſogleich darbietende Veränderung in Κρητικὸν abzuhelfen. Hr. *E.* hat ſie als ein fremdartiges Einſchiebſel bemerkt. — C. 75. S. 125. werden die Worte καὶ τὰς χρείας καὶ τὰς τροφὰς παρέχεσθαι τοῖς ἀνθρώποις von einigen Handſchriften ausgelaſſen; *videnturque peregrinum quid ſapere*, ſetzt *W.* hinzu. Der Herausg. hat ſie zugleich mit den nächſt folgenden ἐπὶ πολὺν χρόνον eingeſchloſſen. Uns ſcheint das Anſehen der Handſchriften die Erhaltung dieſer letzten Worte zu fodern, die ſchicklich mit ἀποθησαυρίζειν verbunden werden können. — Wir reihen hier noch einige andere *für den Sinn bedeutende* Veränderungen zuſammen. C. 11. S. 21.: τοὺς ἐγκαλουμένους ſt. ἐγκαλοῦντας. Derſelbe Fehler iſt noch einmal S. 22. getilgt. — C. 21. S. 37.: θησαυρίζοντες εἰς τὰς καταστέγους οἰκήσεις ſt. καταγείους. C. 25. S. 42.: τοῦ κρυστάλλου διὰ τὴν φυσικὴν ἰδιότητα ποιοῦντος τοὺς διαβαίνοντας ὀλισθαίνειν, wo die gemeine Lesart λειότητα von guten Handſchriften unterſtützt wird. Φυσικὴ ἰδιότης kömmt wieder vor C. 28. S. 45. — C. 44. S. 72.: κισσιγλυφαῖς φιλοτέχνοις διειλημμένοις ſt. διειλημμένος. — C. 47. S. 78.: ἔνιοι δέ φασι τὸ παλαιὸν Σαόννησον καλουμένην ſt. Σάμου νῆσον. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer, nur in Einer Handſchrift erhaltenen, Lesart erhellt aus dem, was *Diodor* im Anfange des folgenden Cap. erzählt. — Auf das *Anſehn der Handſchriften*, doch meiſtentheils zugleich mit Rückſicht auf die Berichtigung der Sprache des Autors, ſind folgende Stellen verbeſſert: C. 3. S. 8.: στιβεύειν ſt. στειβεύειν, ſ. *Weſſel.* IV, 12. S. 258. 76. — C. 5. S. 12.: πολλοὶ μὲν τῶν ἀρχαίων, wo μὲν gewöhnlich fehlt. — C. 10. S. 20.: περὶ τῆς τῶν Λιπαραίων πόλεως — δι' ἃς (αἰτίας) ἐν τοῖς ὕστερον χρόνοις ἔλαβεν αὔξησιν, auf das Anſehn der beſten Handſchriften ſt. ἔλαβον, welches aufserdem unverwerflich war. ſ. *Weſſeling* S. 333. 33. — C. 12. S. 23.: οἰκήσεις ſt. οἰκίας. — C. 17. S. 30.: οἶνον μὲν ὀλοσχερῶς οὐ φέρουσι ſt. ἔχουσι. — C. 19. S. 33.: ὥστε δοκεῖν αὐτὴν ſt. ταύτην, welches ohne Beyſtimmung der Codd. verbeſſert werden muſste. — C. 29. C. 48. ſtatt πολεμεῖν τῶν ὁμοφύλων τοῖς τετελευτηκόσι lieſt man jetzt nach den beſten Handſchriften π. τὸ ὁμόφυλον τετελευτηκός, welches mit *Diodors* Sprachgebrauche übereinſtimmt. S. *Dorville* z. *Chariton* S. 615. — C. 30. S. 49.: τὰ δὲ σαυνία τὰς ἀκμὰς ἔχει τῶν ξιφῶν μείζους ſt. μείζω. — C. 34. S. 57.: δυσχειρότατοι τοῖς ἄλλοις ſt. δυσχείρωτοι. — C. 44. S. 73.: ἐνδιατρίβειν ἐν τῷδε τῷ τόπῳ ſt. ταύτῳ τῷ τόπῳ, wo vielleicht auch auf das Anſehen einiger Handſchriften die Präpoſition weggelaſſen werden dürfte, wie L. V. 38.: οἱ δ' οὖν ταῖς ἐργασίαις τῶν μετάλλων ἐνδιατρίβοντες. — C. 49. S. 80.: εὐφημοῦντας συναυξῆσαι ſt. συνευφημ. αὐξῆσαι. — C. 57. S. 92.: ἐνίσχυσεν ſt. ἐνίσχυσαν, was gegen *W's.* Willen im Texte blieb. — C. 59. S. 95.: ἐπισχυούσης ſt. ἐνισχ. — C. 77. S. 124.: τιμᾶται γὰρ ſt. δέ. — Oefters iſt die *Accentuation* berichtigt. So C. 13. S. 25.: φωκαεῖς ſt. φωκαίεις. — C. 60. S. 97.: κᾶρας ſt. κάρας. — C. 66. S. 104.: κρῖον ſtatt κριόν. — Dieſe zahlreichen Veränderungen, und wir haben vielleicht noch einige in dieſem Buche überſehen, müſſen als eben ſo viele Berichtigungen des Textes betrachtet werden, und es iſt nicht zu fürchten, daſs das, was hier aufgenommen worden, bey einer künftigen Recenſion des Textes ſeinen Platz wiederum verlaſſen müſſe. Nur ſelten ſchien es uns, als ob dieſe oder jene vorzügliche Lesart vernachläſſigt worden ſey, z. B. C. 17. S. 30.: κτῆνη πολλὰ (ſt. καλὰ) καὶ παντοδαπά,

δωτά, welches die Autorität der meisten und besten Handschriften für sich hat. cf. L. V. 43. p. 72. C. 19. S. 33.: πρὸς ὑγίειαν σωμάτων καὶ ῥώμην st. πρ. ὑγ. καὶ ῥώμην σωμάτων, aus demselben Grunde; wiewohl uns mehrere Stellen beym *Diodor* bekannt sind, wo ῥώμη σωμάτων eng verbunden vorkömmt. C. 40. S. 66.: πρὸς τὸ κάλλιον st. καλλιστον. — C. 62. S. 99.: εἰς ὕπνους διατενεχθῆναι st. ὕπνον. *Lucian.* Amor. §. 45. T. V. pag. 308.: ἡδίους ὕπνους καθεύδει. Ibid. §. 42. p. 305. *Oppian.* Cyneg. II. 576.: δέμας ὕπνοισιν μεθύοντες. — C. 66. S. 106.: περὶ μὲν οὖν Κρόνου τοιαῦτα (st. ταῦτα) μυθολογοῦσιν. Cf. C. 83. fin. C. 76. S. 123.

Wir kommen jetzt auf diejenigen Stellen, welche nicht aus dem handschriftlichen Apparate der holländischen Ausgabe, sondern durch wahrscheinliche *Conjecturen* verbessert worden sind; ob es schon hin und wieder, bis zur Erscheinung des Commentars, zweifelhaft bleiben wird, ob diese oder jene Verbesserung *ex ingenio*, oder aus neu verglichenen Handschriften — deren einige, der Vorrede zufolge, schon jetzt in den Händen des Herausg. waren — geflossen sey. Zu diesen letztern möchte L. V. 25. S. 42. ὁ Ῥοδανός, τὰς μὲν γυνὰς ἔχων st. πηγάς, C. 30. S. 48. ἀσφάλειαν ἑαυτῶν, C. 32. S. 51. μετασχηματίζονται st. μετασχηματίζεται, gerechnet werden müssen. Die leichteste Art kritischer Verbesserung, durch Veränderung der Interpunction, ist hier öfter mit Glück angewendet worden. So heifst es jetzt C. 9. S. 18.: οἱ δὲ Σικανοὶ περὶ τῆς δυναστείας διαφερόμενοι πρὸς ἀλλήλους, ἐπολέμουν, wo gewöhnlich die Worte πρὸς ἀλλήλους zu ἐπολέμουν gezogen werden. Dafs jenes das richtige sey, erhellt aus L. I. 89. 6. 100.: τοὺς πλησιοχώρους πρὸς ἀλλήλους διαφέρεσθαι. *Polybius* IV. 23.: διεφέροντο πρὸς ἀλλήλους ταῖς γνώμαις. *Lucian.* Piscat. §. 23. p. 141.: εἰ γάρ τι καὶ πρὸς ἀλλήλους διαφερόμεθα ἐν τοῖς λόγοις. Mit noch gröfserm Glücke ist durch dieses leichte Mittel eine für verstümmelt gehaltene Stelle gerettet worden. L. XI. 23. hiefs es vormals: καὶ τῶν τὴν ὅλην ἡγεμονίαν παρ' ἀμφοτέροις ἐσχηκότων. παρὰ μὲν τοῖς Πέρσαις διαπεφευγέναι τὸν βασιλέα — παρὰ δὲ τοῖς Καρχηδονίοις κ. τ. λ. *Wesseling* macht hiebey die Anmerkung: „Hiantem orationem incertum conjectura, an Codd. auxilio vetus interpres ita explet: *Utriusque praeterea exercitus imperatores, dispari fortuna jactati, haud dubium rei utriusque gestae discrimen praebuisse videntur. Nam Xerxen constat cum multis millibus Graecia fugatum.* Quae satis opportuna cum sint, simus hoc Catone, donec aliunde integrior fideique melioris eruatur liber, contenti." Dieser Genügsamkeit werden die Leser des *D.* jetzt überhoben, indem der Herausg. durch Vertauschung eines Punktes mit dem Comma den ersten Satz mit dem folgenden eng verbunden hat. Es gab einige unter den Griechen, welche den Sieg des Gelon über die Punier den Siegen des Themistokles gleich setzten, ja wohl gar über sie zu erheben suchten. Diese führten unter andern an, dafs bey dergleichen Besorgnifs der Sicaler und Hellenen vor der Macht der Barbaren jene zuerst obsiegten, und dadurch den Muth der letztern erhöhten; ferner dafs die Hellenen den Anführer ihrer Feinde mit einer grofsen Menge seiner Truppen entkommen liefsen, während dafs die Sicaler den Feldherrn der Karthager und sein ganzes Heer tödteten. Alles hängt hier auf das Genaueste zusammen, und es würde wahrscheinlich niemand den geringsten Anstofs an dieser Stelle genommen haben, wenn *Diodorus* geschrieben hätte: καὶ τῶν — ἐσχηκότων, τὸν μὲν τῶν Περσῶν βασιλέα — wofür er aber die umschreibende Rede wählte. Eigentliche Veränderungen des Textes, und unter ihnen manche, die der Commentar künftig wohl gegen den Vorwurf der Kühnheit retten wird, Einschaltungen und Versetzungen meistentheils an Stellen, die den frühern Herausg. anstöfsig gewesen waren, sind beynahe in jedem Kapitel vorgenommen worden. Es versteht sich von selbst, dafs Hr. *E.* kein Bedenken trug, evidente Verbesserungen seiner Vorgänger in den Text aufzunehmen, wie V, 13. S. 24: πολλὴν ἔχοντες τοῦ μετάλλου δ. st. ἔχοντες nach *Rhodomann.* XI, 25. S. 183.: κύκνων δὲ πλήθους κατάπτα μένου st. πλῆθος κατα-πτάμενος, mit eben demselben. XI, 27. S. 187.: ταύτην κατέδυσε, mit *Wesseling*, st. κατέλυσε. XI, 55. S. 227.: δεκαετῆ st. πενταετῆ. XI, 60. S. 236.: δίγλωττοι st. ἐγχώριοι, wo die Handschriften δίπλωττοι und δίπλωτοι lesen. XI, 61. S. 237.: ἀποβιβάσας st. ἐπιβιβ., wo wir auch προσπλέοντος ἄρτι τοῦ στόλου finden, st. ὡς πλέοντος. XII, 27. S. 326.: πρώτης st. περὶ εἰρήνης. XIII, 8. S. 434.: περὶ τὰς χειμερινὰς τροπὰς st. θερινάς. XIII, 22. S. 457.: τοὺς συνηδομένους st. ἡδομένους, mit *Valkenaer* ad Hippol. S. 302. D. XIII, 69. S. 538.: Ἀνδρῶν st. ἀνδρῶν. XIV, 6. S. 727. Der ganze Anfang des Kapitels nach *Palmerii*, *Wesselings* und des lateinischen Uebersetzers glücklichen Verbesserungen. Aber eben so wie in dem ersten Theile hat sich der Herausg. mit dem Verdienste nicht begnügt, die Goldkörner seines holländischen Vorgängers aufzusuchen und ihrem wahren Werthe nach geltend zu machen; er hat auch da, wo jener nur ein rohes Erz zu Tage förderte, seine Ahndungen verfolgend, oder auch auf ganz neuen Gängen das edlere Metall zu finden vermocht. Mit Recht verwarf *Wesseling* L. XI. 6. das sinnwidrige Einschiebsel συνίβη δὲ — τετελευτηκότων, aber das darauf folgende συνυπέδειξε liefs er unberührt, ungeachtet es in diesem Zusammenhange eben so wenig verständlich ist. Hr. *E.* liest mit *Reiske* συνυπέταξε δὲ τοῖς Μήδοις — wodurch zugleich die Entstehung der als unächt verworfenen Worte begreiflich wird. Vielleicht aber schrieb *Diodor* συνυπέμιξε, welches den Buchstaben der Vulgata noch näher kömmt. XII, 57. verbesserte *W.* mit *Rhodomann* διηγγύησαν ὑπὲ τῶν πρόξενων statt ἀπὸ. Dafs aber in den nächsten Worten τὴν ὑπὸ τῶν ὁμολογημένων πίστιν das aus seiner Stelle gerückte ἀπὸ st. ὑπὸ gelesen werden müfste, bemerkte er nicht, ob er gleich diese Periphrase der Präposition L. IV. p. 289. 6. erläutert hatte. So ist auch L. XIII. 10. καθ' ἡμέραν ἐπεισπλέοντες (vulgo εἰσπλέοντες) richtiger als *W's* ἐπιπλέοντες; und L. XIII. 52. σκάφεσι πολιτικοῖς πώμαλλον (vulgo μᾶλλον) κινδυνεύομεν eine musterhafte Verbesserung, während die Vermuthung, welcher der lat. Uebers. folgt, σκάφεσι μᾶλλον ἢ πολιτικοῖς, nur ein dürftiger Nothbehelf ist. Mit gleicher

Zier-

Zierlichkeit verbeſſert der Herausg. *Reiſken* Folgendes: XIII, 90. ἅμα τῷ φωτὶ (vulgo φόβῳ), wo *Fanaq. le Fevre* ὄρθρῳ vorſchlug (cf. L. XVII. 50. p. 199. 62.); und gleich darauf C. 92. διὰ τὸ δοκεῖν προαφίστασθαι (vulgo προϊστασθαι) τοῦ πολέμου, welches einen beſtimmten durch die ganze Geſchichte beſtätigten Sinn giebt, während *W's.* κακῶς προϊστασθαι, die gröſsere Unwahrſcheinlichkeit des Irrthums abgerechnet, nur einen unbeſtimmten Begriff darbietet. L. XIV. 5. ſahen *Stephanus* und *Rhodomann* ganz richtig, daſs in den Worten πολὺ δὲ μᾶλλον ἐν ἅπαξι λαμβανούσης τῆς ἀπουσίας zur Vollſtändigkeit des Sinnes ein Wort, wie αὔξησιν oder ἐπίδοσιν vermiſst werde; aber wer möchte zweifeln, daſs hier durch die Aufnahme der *Reiskiſchen* Verbeſſerung (deren Werth, ihr Urheber ſelbſt nicht recht zu ſchätzen verſtand) μᾶλλον ἐπίτασιν λ. die wahre Hand des Autors wieder hergeſtellt ſey? So ſagt *Diod.* XIV. 28.: τοῦ δὲ χειμῶνος ἐπίτασιν λαμβάνοντος.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

PHYSIK.

Leipzig, b. Breitkopf und Härtel.: *Naturlehre*, vom Dr. *Rodig.* 1801. 196 S. gr. 8. (16 gr.)

Kein Compendium, ſondern eine Sammlung von Bemerkungen zur chemiſchen Phyſik, oder über die Beſtandtheile der Körper und deren Verbindungen, in aphoriſtiſchem Vortrage, nicht immer deutlich zuſammenhängend. Nach einem Eingange, worin gröſstentheils der Begriff von Elementen erörtert wird, folgt noch ein Eingang zu dem Werke ſelbſt, enthaltend Bemerkungen über den Diamant, der mit der groſs gedruckten Ueberſchrift, *Silex Adamas!* den Anfang macht; über Carbone (nicht *Carbonne*), Azot, Metalle, Alkalien, Erden, Schwefel und Phosphor; dann in dem erſten Hauptabſchnitte von Oxygène und Hydrogène, und deren Verbindungen in mancherley Körpern. In dem zweyten von der Wärmematerie, mit der Lehre vom Verbrennen, von der Gährung, der Elektricität, dem Galvanismus, Magnetismus und vom Schalle. In dem dritten vom Licht, vom Sehen, von Farben u. ſ. w. Angehängt ſind Analogieen. Dieſe betreffen die allgemeine Naturgeſchichte der Erde. Zum Schluſſe Erinnerungen gegen Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft.

Die Hauptabſicht des Vfs. ſcheint dahin zu gehen, daſs er zeigen will, die einzigen Elemente der Körper ſeyn Oxygen und Hydrogen, Wärmeſtoff und Lichtmaterie. Das Azote beſteht nach ihm aus 21 Theilen Hydrogen und 79 Theilen Oxygen. Er nimmt nämlich an, daſs das Waſſer beym Verdunſten ſich in Luft verwandle, und da Waſſer aus 85 Th. Oxygen und 15 Th. Hydrogen beſteht, und die atmoſphäriſche Luft aus 27 Th. Oxygen und 73 Th. Azot; ſo folgert er daraus jenes Verhältniſs der Beſtandtheile des Azote. Dieſes ſetzt voraus, daſs die atmoſphäriſche Luft aus nichts als aus luftförmig gewordenem Waſſer beſtehe, welches der Vf. aber nicht beſtimmt anzeigt. — Die Metalle ſollen in ihrem reinſten, d. i. metalliſchen Zuſtande aus einem äuſserſt verdichteten Hydrogen beſtehen, welches zugleich das Uebergewicht über einen vielleicht nicht unbeträchtlichen Antheil Oxygen zeigt. Eine geringe Ueberſättigung mit Oxygen mache das Metall brüchiger. — Aus Schwefel und Phosphor ſeyn wir wahrſcheinlich deswegen nicht im Stande, Hydrogen abzuſcheiden, weil dieſe Körper nur ſo viel, als zu ihrem Beſtehen erforderlich iſt, in ſich enthalten, und wir ſie wie das Waſſer (indem wir es als ſolches vernichten) noch nicht zu analyſiren verſtehen. — Kohlenſtoff ſey nichts als eine Verbindung von Hydrogen und Oxygen in einem uns noch unbekannten Verhältniſſe. Dieſes ſey zu Beyſpielen genug. Woraus die Kieſelerde, aus welcher der Diamant beſtehen ſoll, zuſammengeſetzt ſey, findet man nicht angegeben. Der Vf. hat Verſuche angeſtellt, den Diamant zerreiblich zu machen. Die Vorſtellung des Vfs. von der Wärmematerie iſt ziemlich die gewöhnliche. Sie ſey diejenige einfache Subſtanz, deren einzige unmittelbare Wirkung — in jeder Verfaſſung — Bewegung iſt, und deren Verbreitung ganz allgemein, jedoch nie auſser aller Verbindung, wahrgenommen wird. Dieſe Bewegung offenbare ſich uns ſtets als ſolche, oft durch Wärme, Formänderung, Ausdehnung und ähnliche Folgen. — Galvanismus ſcheint dem Vf. nichts anders zu ſeyn, als eine durch die bey Oxydirung der dabey angewandten Metalle erfolgte Modification der vorhanden geweſenen und in Wirkung begriffenen Wärmematerie, welche durch die zwiſchen dem Metall befindlichen Pappenſtückchen ſich gleich zu verbreiten gehindert wird. — Von der Lichtmaterie giebt er folgenden Begriff. Sie ſey eine für einfach zu erkennende Subſtanz oder Materie, die wir, wie die andern einfachen Stoffe oder chemiſchen Elemente, Calorique, Hydrogen und Oxygen, noch nie in der Natur rein und unverbunden gefunden, und die wir zugleich ſo wenig wie die nur benannten Elemente rein darzuſtellen je im Stande ſeyn werden. Wir kennen ſie bloſs in und durch die Verbindung mit andern Stoffen, und erkennen ſie durch keinen unſerer Sinne, als durch das Auge. — Die ausſtrömende Lichtmaterie wird von den entgegenſtehenden Körpern abgeleitet, d. i. nach den Seiten gebogen, modificirt, und dadurch erhalten, wie die Vorſtellung der Farben. Je nachdem nun die Lichtmaterie unter dieſem oder jenem Winkel von den kleinſten Theilen (Atomen, die noch chemiſch zerlegbar ſind) der Körper abgeleitet wird, darnach ſehen wir ſie verſchieden modificirt — das iſt, von einer andern Farbe.

Die Erinnerungen gegen Kants metaphyſiſche Naturwiſſenſchaft betreffen die Frage, ob die Chemie eine Wiſſenſchaft zu nennen ſey, die beiden von Kant und andern vor ihm angenommenen Grundkräfte, und die chemiſche Auflöſung, die mit einer Durchdringung der Materien verknüpft ſeyn ſoll.

Auf Beurtheilung der Meinungen des Vfs. läſst Rec. ſich nicht ein, da ſie zu weit führen würde. Der Leſer wird aus den angeführten Proben ſchon beurtheilen, ob er's der Mühe werth achten ſolle, ſich näher mit ihnen bekannt zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Januar 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde: *Diodori Siculi Bibliothecae hiſtoricae* Libri qui ſuperſunt ac deperditorum fragmenta. a *Henr. Chr. Abrah. Eichſtädt.* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 18. abgebrochenen Recenſion.*)

Als Muſter leichter und glücklicher Emendationen führen wir noch folgende Stellen an, deren Verdorbenheiten *Weſſeling*, zum Theil wenigſtens, unbemerkt gelaſſen hatte. L. XI. 33.: καὶ χάριτι τοῦ κελεύσαντος, mit *Reiske*, ſtatt χαριτίδου, wofür *Rhodomann*, mit gröſserer Entfernung vom Texte, χάριτι δουλεύσαντες las. XI. 39.: πόλεις τετειχισμένας ἐκτὸς Πελοποννήσου, nach eben demſelben, ſt. ἐκ τοῦ. Gerade ſo Cornel. Nep. Vit. Them. c. 6.: *Lacedaemonii negabant, oportere extra Peloponneſum ullam urbem haberi, ne eſſent loca munita, quae hoſtes poſſiderent.* Nicht minder verbeſſerte *Reiske*, und Hr. *E.* mit ihm, L. XII. 40.: ἐν τοῖς ἱεροῖς (vulgo ἔργοις) ἀπεδείκνυεν ἀναθημάτων τε πλῆθος, wo *Weſſ.* vergeblich an die Bergwerke dachte, welche bisweilen ἔργα genannt werden. Kurz vorher heiſst es jetzt: καὶ τὰ Μηδικὰ σκῦλα, ἃ πεντακοσίων ἄξια ταλάντων ἀπεφήνατο, wo das Relativum gemeiniglich fehlt. Mit Recht erſtaunte *Weſſeling* L. XIII. 11. über die aus mehr denn 310 Galeeren beſtehende Flotte, mit welcher Demoſthenes und Eurymedon nach Syracus geſegelt ſeyn ſollen, während ſie nach andern Zeugniſſen nur aus 73 Schiffen beſtand, und überhaupt in dem ganzen Kriege nicht mehr als etwa 200 Schiffe nach Sicilien geſendet wurden. Jetzt lieſt man ſtatt πλείους τῶν τριακοσίων, mit der gröſsten Annäherung an die gewöhnliche Zahl, ἑβδομήκοντα — und dieſe dem Anſcheine nach willkührliche Verbeſſerung hat zugleich einen Grad von Evidenz, der ſie den wahrſcheinlichſten und glücklichſten an die Seite ſetzte. In den Handſchriften ſtand ohne Zweifel π′ (LXXX), woraus leicht τ′ι (CCCX) oder τ′ (denn einige Codd. leſen bloſs τριακοσίων) entſtehen konnte. L. XIII. 22: τὴν εἰς τοὺς ἠτυχηκότας συγγνωμὴν (ſtatt γνωμῶν) προσβαλοῦσα. XIII. 35.: διὰ τὸ τοὺς πλείους τῶν συγγραφέων ὀλιγωρότερον (ſt. ὀλίγῳ πρότερον) περὶ αὐτοῦ διειλέχθαι, wo *Weſſeling Rhodomanns* Verbeſſerung ὀλίγα zu raſch billigte. XIII. 103.: νίκας δ′ ἑλῶν (ſt. ἔχων) ἑκατοντακαίδεκα; drey muſterhafte Verbeſſerungen, die aus ſo manchen verunglückten von *Reiske* ausgeleſen worden. L. XIV. 8. p. 637. wird der berühmte Einfall des *Philiſtus* jetzt ſo geleſen: προσῆκεν Διονυσίῳ οὐκ ἀφ′ ἵππου δέοντος ἐκπηδᾶν ἐκ τῆς τυραννίδος, ἀλλὰ τοῦ σκέλους ἑλκόμενον προσπίπτειν, ſt. σοὶ δεῖ und δέλοντος. In der Verbeſſerung des letztern Wortes irrten auch die vorigen Herausg. nicht, aber der durch eine zufällige Verſetzung der Sylben entſtellte Name des Tyrannen entging ihnen. XIV. 73.: διὰ τὸν ἀπὸ τῆς πνιγῆς φόβον, nach *Reiske*, ſtatt πληγῆς; und gleich darauf C. 74.: ἡ φιλοτιμία τῆς ψυχῆς κατήρτυε τὴν ἡλικίαν ſt. κατῆρχε. Umſonſt verſuchte *Reiske* eine neue Erklärung dieſer untauglichen Lesart, wofür *Abreſch.* in Auct. Diluc. Thucyd. p. 319. κατήργεε vorſchlug, was, um wenig zu ſagen, ein ſehr mittelmäſsiger Einfall iſt. κατήρτυε iſt gerade das Wort, das hier gefodert wird, um die Wirkung der Leidenſchaft zu bezeichnen, die das Alter zu verjüngen, die Jugend plötzlich zur Reife zu bringen ſchien. — Durch *Verſetzungen* hat ebenfalls eine nicht unbedeutende Anzahl von Stellen eine andere und beſſere Geſtalt gewonnen. So lieſt man jetzt L. XIII. 98.: συνεστρατεύετο τότε, πρότερον δὲ — ſtatt πρότερον, τότε, und C. 99. p. 591.: εὐλαβοῦντο γὰρ οἱ αὐτοῖς συγκινδυνεύοντες ſt. αὐτοῖς οἱ. Andere Stellen verlangten herzhaftere Mittel, wie z. B. XIV. 52. p. 715.: ἐξέπληττε δὲ αὐτοὺς etc. XIV. 77. pag. 754.: ἀξιοχρέους εἶχον — παρεκομίζοντο. Auch Einſchaltungen hat ſich Hr. *E.* an mehreren Stellen erlaubt, und hier befürchten wir, daſs ihn bedenkliche Kritiker bisweilen der Kühnheit beſchuldigen dürften. Indeſſen haben auch dieſe Zuſätze in den meiſten Fällen ein ſo leichtes Anſehn, ſie ſind ſo befriedigend für den Sinn und Zuſammenhang, ſie laſſen oft ſelbſt die Urſache der Auslaſſung ſo deutlich ahnden, daſs der Autor, wenn er ſie auch nicht immer für ſein ehemaliges Eigenthum anerkennen ſollte, ſie doch gern als Erſatz für das Verlorne anſehen dürfte. Hieher rechnen wir folgende Stellen, wo die geſperrten Wörter neue Zuſätze ſind. L. V. 38. p. 62.: οἱ δ′ ἀπὸ τῆς Ἰταλίας, εἰς τὸ μηδὲν μηδενὶ τῶν ἄλλων καταλιπεῖν, nach *Reiske*. XI. 55. p. 228.: ἐποιήσαντο τὴν κρίσιν περί τε τῶν Ἀθηναίων καὶ τῶν Αἰγινητῶν (vulgo Ἀργείων) ὑπὲρ τῶν ἀριστείων, wo *Reiske*, nicht ganz unglücklich, wie uns dünkt, mit einem herzhaften Schnitte zu Hülfe kam, und τὴν κρίσιν περὶ τῶν ἀριστείων las. XII. 58. p. 371.: πάλιν εἰς τὰς αὐτὰς συμφορὰς ἐνέπεσεν, nach *Reiske's* Vorgang. XIII. 67. p. 534.: καὶ τῶν πλοίων τὰ μὲν συντριβόμενα ταῖς ἀποστολαῖς ἐμπιπρώντων, τὰ δ′ ἀποσπώντων (vulgo ἀπὸ τῶν χωμένων) ταῖς αἰδηραῖς χερσὶ. Die aufgenommene Verbeſſerung ἀποσπώντων iſt ein trefflicher Fund *Weſſelings*, der aber in den vorhergehenden Worten, eben ſo wie *Stephanus* und *Rhodomann*, den Fehler in ἀποστολαῖς ſuchte, welches doch durch die Anführung beym *Suidas* (in ἀποστολάς, T. I. p. 295.) geſchützt wird. Bey dieſer Stelle ſchlägt *Toup* (Em. in Suid. I. p. 50.) ἐμπεσόντων als Ergänzung vor, wofür Hr. *E.* nun ἐμπιπρώ-

Digitized by Google

πιπρώντων aufgenommen hat, vielleicht weil er dieſes Wort dem Sprachgebrauche *Diodors* angemeſſener fand, vielleicht auch aus andern Gründen, welche der Commentar dereinſt entwickeln wird. — L. XIV. 6. S. 633.: Λακεδαιμόνιοι δὲ τὴν πόλιν τῶν Ἀζηνίων ἔρημον θεωροῦντες (vulgo ὁρῶντες). XIV. 67. p. 738.: σιωπῶντας ἐφ' ἡμέρα μ. ſ. w.

In der Vorrede erklärt ſich der Herausg. über einen Gegenſtand, welcher vorzüglich bey den, vom eilften Buche an, eingewebten Stücken der römiſchen Geſchichte zur Sprache kommen muſste, über die beym *Diodorus* entweder verſtümmelten oder doch weſentlich abweichenden Eigennamen. Nichts wäre leichter geweſen, als dieſe Fehler und Abweichungen nach andern Autoritäten zu verbeſſern, zumal die frühern Erklärer ſolche Bemerkungen keineswegs geſpart haben. Aber Hr. *E.* glaubte hier mit Behutſamkeit zu Werke gehen zu müſſen, um nicht bald den Autor ſtatt des Abſchreibers zu verbeſſern, bald das bloſs Abweichende, vielleicht ſogar das abſolut Richtigere, umzuändern. So iſt hier XI. der Name des Stadiodrom, Ἄσυλος, ſtehen geblieben, welchen andere Ἄστυλος nennen. XI. 2.: Συνετὸς ſt. Εὐανετός. XI. 41.: Σιλβανὸς ſt. Οὐιβουλανός, Πόπλιος ſt. Ποπλικόλας. Dagegen iſt C. 48. auf *Palmerii* Vorſchlag Ἀρχέδαμος ſt. Ἀρχέλαος aufgenommen, da *D.* ſelbſt jenen Namen in dem Fortgange der Erzählung braucht. Eben ſo V. 31. Δρουΐδας ſt. Σαρουΐδας. XI. 3.: Μηλιεῖς und Μηλιῶν ſt. Μιλήσιοι und Μιλησίων. XI. 68.: Τύχην ſt. Τύχην. XIII. 64.: Θρασύλλου ſt. Θρασυβούλου. 113.: Ἀΐτνην ſt. Ἀχραδίνην, wo überall die Gründe für die Aufnahme der Verbeſſerung hinlänglich in die Augen fallen. — Die Vortrefflichkeit dieſer Ausgabe, deren Text ſich auf eine ſo vorzügliche Weiſe durch kritiſche und typographiſche Correctheit auszeichnet, erregt natürlich den Wunſch einer baldigen und gewiſſen Vollendung. Erſt dann, wenn der verſprochne Commentar ihm die Krone wird aufgeſetzt haben, werden auch die mannigfaltigen Vorzüge deſſen, was bis jetzt geleiſtet worden, und die Verdienſte des gelehrten Herausg. noch deutlicher in die Augen fallen.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Taſchenbuch der Reiſen, oder unterhaltende Darſtellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rückſicht der Länder-, Menſchen- und Produktenkunde.* Für jede Klaſſe von Leſern, von *E. A. W. von Zimmermann.* Dritter Jahrgang für das Jahr 1804. Mit 10 Kupf. und 1 Karte. 330 S. 12.

„Die vom Meere zerſchnittenen Länder der Britten; „die darüber gen Norden, zahlreichen Ruinen gleich „liegenden Orkneys- und Shetlands-Inſeln; die noch „höher hinauf einzeln hervorragenden zerfetzten Felſen der Feroe-Inſeln; endlich das gleich ihnen ſichtbar durch das Feuer geformte Island, bilden dieſe „zuſammengenommen nicht gleichſam einen von Lava „und Baſalt gepflaſterten Rieſenweg von Europa zu „dem Island ſo nahe gelegenen Grönlande? Alſo einen unzubezweifelnden Uebergang von der nördlichen alten Welt zu dem arctiſchen Amerika? und „erinnern ſie nicht zugleich den ruhigen Beobachter „des Ganzen an Plato's verſunkene Atlantis?" Mit dieſer Periode, die eine Probe von des Vfs. Anſicht und Styl ſeyn mag, eröffnet Hr. *v. Z.* die treffliche Einleitung zu der für dieſen Jahrgang gelieferten Beſchreibung der weſtlichen arctiſchen Erde oder Nordamerika's bis zum 40ſten Grad der Breite, oder, wie ihn Hr. *v. Z.* nennt, den Total-Anblick der nördlichen Polarwelt (S. 1—37.), und die Schilderung der Merkwürdigkeiten, die ſich im Meere und am Himmel jener Polargegenden zeigen, und die phyſiſchen Zerrüttungen, denen Island unterworfen geweſen iſt und zum Theil noch unterworfen iſt, die aber doch weder die Erzeugung guter Produkte, noch die Benutzung derſelben verhindert haben. Der berühmte D. *Gauſs* hat den Flächeninhalt der Inſel nach einer neuen Meſſungs-Methode auf 1480 geogr. Q. M. beſtimmt. *Thaarup* hat nur 1403 angegeben. Von der Volksmenge ſagt Hr. *v. Z.* nichts. Die Frage, welche durch das in Island ſeit langer Zeit bekannte Schachſpiel veranlaſst wird, ob nicht hiedurch die Idee, es aus Indien herzuleiten, geſchwächt würde (S. 37.), hätten wir gern unterdrückt geſehen. Denn der Indiſche Urſprung des Schachſpiels iſt nicht Idee, ſondern Thatſache. Von Island iſt Grönland, die neue Welt, nicht über 30 Meilen entfernt. Die groſse Veränderung des Klima's in Grönland, welche durch die Geſchichte beſtätiget wird, iſt der Vf. nicht abgeneigt, aus dem Anhäufen des Eiſes an der Oſtküſte zu erklären. Der Armſeligkeit des Landes widmet er S. 38—58. Von den Esquimaux, die mit den Grönländern übereinkommen, handelt er S. 59—70. Nun folgt eine Beſchreibung der Polarländer und derer, welche an ſie gränzen, einer Fläche von mehr als 166000 Qu. M. Da *Hearne* und *Makenzie* ſoviel zur genauern Kunde dieſes Welttheils beygetragen haben, ſo folgt der Vf. vornehmlich ihnen, als den ſicherſten Führern über dieſen erſtaunlichen Flächenraum. Aber es hätten doch die Seefahrer, welche die Amerikaner an der Weſtküſte beſucht haben, *Vancouver*, *La Peyrouſe* und andere zu Hülfe genommen werden ſollen. Von den der See am nächſten gelegenen Nationen wird aber nur im Allgemeinen geſagt, daſs ſie eines höhern Grades der Civiliſation fähig zu ſeyn ſcheinen, und daſs verſchiedene ihrer Gebräuche mit denen auf den Inſeln des Südmeers und in dem gegenüber liegenden Aſien übereinkommen. In der Beſchreibung von Canada werden 1) das Land S. 125., 2) die Originalbewohner, die Indianer, S. 144—207. betrachtet. Bey letzteren verweilt der Vf. länger als bey dem Lande. Vielleicht würde ein umgekehrtes Verhältniſs der jetzigen Zeit angemeſſener geweſen ſeyn. Denn da die ſich weiter verbreitenden Europäer das Land beſſer zu benutzen ſuchen, die Ureinwohner immer mehr verdrängen, mithin dieſe an der Zahl abnehmen, auch, ſelbſt nach dem eignen Geſtändniſſe des Vfs. S. 186., die angeführten

Bey-

Beyspiele der Grausamkeit seltener geworden sind, so gehört die Schilderung der Sitten der canadischen Wilden mehr für die Geschichte als die Geographie Amerika's. Allein es war die Absicht des Vfs., die Sitten der Wilden mit den Greuelthaten, die in den neuesten Zeiten in Europa verübt sind, in eine Parallele zu bringen. Das Thema ist ihm so wichtig, dafs er noch einige Bemerkungen über die Originalbewohner des nördlichsten Amerika's S. 208 — 235. hinzufügt, um die Vorzüge der Civilisation vor dem rohen Zustande zu zeigen. Von Ländern und Menschen gehet der Vf. zu den Produkten über, und beschreibt die grofsen Fischereyen, die auf den Wallfisch, die Robben, den Kabeljau gerichtet sind; ferner die Peltereyen, vom Biber an bis auf die Eichhörner. Naturhistorische Bemerkungen wechseln mit historischen ab, von dem Ertrage der Produkte und dem damit geführten Handel. Der Werth der Peltereyen, die aus Canada ausgeführt werden, ist übrigens S. 289. weit geringer angegeben, als in G. Forsters Schilderung des Nordens von Amerika im 3ten Th. der Geschichte der Reisen, seit Cook, an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika S. 87. aber für ein anderes Jahr. Doch nicht sowohl auf die Vergleichung der Summen, als beider Abhandlungen, die dasselbe merkwürdige Land betreffen, wollen wir den Leser verweisen. Der Vogelfang, wovon zuletzt die Rede ist, gehet das eigentliche Amerika nicht an, sondern Island und die Feroe- und Orkadischen Inseln, und wenn er sie den Vogelfang einiger *nordwestlichen Länder* nennt, so nimmt er seinen Standpunkt in Europa, nicht in Amerika, wie doch geschieht, so oft der West- und Ostküste Amerika's erwähnt wird. Die Schlufsbemerkung über die Einrichtung, die die Natur getroffen hat, dem Menschen in diesem Welttheile sein Daseyn zu fristen und zu erleichtern, löset sich in den Ausruf auf: *O der erhabenen Harmonie der Natur, der anbetungswürdigsten Weisheit und Macht ihres Urhebers! O der milden Vorsorge für seinen Liebling, den Menschen!* Die Biographie von *Franz Drake*, womit sich das Taschenbuch schliefst, schildert den ersten Weltumsegler, der das Glück hatte, nach Europa zurückzukehren (denn dieses ist bekanntlich Magellan nicht zu Theil geworden) und den kühnen Engländer, der an der Zerstörung der gegen England ausgerüsteten spanischen Flotte 1588. als Viceadmiral grofsen Antheil hatte. Das wohlgestochene Bild dieses Helden ist das Titelkupfer. Unter den 9 übrigen ist der amerikanische Krieger nach einer Zeichnung, die der herzogl. braunschw. Major *Du Roi* im amerikanischen Kriege an Ort und Stelle nach dem Leben gemacht hat. Die Karte ist zwar klein; sie begreift aber alle Länder, von denen gehandelt wird.

LONDON, b. Boydell; ST. PETERSBURG, b. Alici u. MOSCAU, b. Riss und Saucet: *A Picturesque Representation of the Manners, Customs, and Amusements of the Russians, in one hundred coloured plates; with an accurate Explanation of each plate in English and French. By John Augustus Atkinson, and James Walker.* Vol. I. 1803. fol. 33 Kolorirte Kupfertafeln und eben so viele Blätter Text.

Dieses mit vielem Pomp angekündigte und mit allem typographischen Luxus ausgeführte Prachtwerk entspricht bey weitem der Erwartung nicht, zu welcher der lange Aufenthalt der Herren *Atkinson* und *Walker* in Petersburg und andere Arbeiten dieser sonst geschickten Künstler berechtigt hatten. Die Zeichnungen sind alle nur äufserst flüchtig skizzirt, und halten weder in der Wahl des wirklich Nationalen und Charakteristischen, noch in der Ausführung den Vergleich mit dem ältern Werke von *Le Prince* und mit dem neuern von Hn. *Geifsler* aus, obgleich die Vff. in dem Vorberichte behaupten, man habe noch kein Werk über russische Sitten und Gebräuche, *einige unbedeutende und selten wahre Versuche ausgenommen*, das ihrige solle daher diesem Mangel ganz abhelfen u. s. w. Die hier gelieferten Ansichten sind: 1. *Ein Wolsok*, oder Winterfuhrwerk zur Reise; 2. *Swaika*, ein den Russen eigenthümliches Spiel, bey welchem ein starker eiserner Nagel in einen auf der Erde befestigten Ring geworfen wird. 3. *Eine Lustbarke mit Musik*, dergleichen man an den schönen Sommerabenden so häufig auf der Newa sieht. 4. *Eine Droschka*, ein jetzt auch schon hie und da im Auslande bekanntes russisches Fuhrwerk, das kaum mehr eine besondere Abbildung verdiente. Auffallend ist es, dafs weder auf dieser Tafel, noch auf allen übrigen, auf welchen russisches Fuhrwerk abgebildet ist, die Pferde in Bewegung gezeichnet sind, was freylich etwas schwerer seyn mag, aber auch sehr mannigfaltige Gelegenheit zu wirklich charakteristischen Zügen in Ansehung des Anspanns, der originellen Art die Pferde zu regieren, des gefährlichen Sitzes der Fuhrleute u. s. w. gegeben hätte. 5. *Ein finnländischer Schlitten.* Hr. *Walker* sagt bey der Erklärung dieses unbedeutenden Blattes sehr bescheiden: *The manner and attitudes of the Finns are here depicted to the life.* 6. *Milchweiber von Ochta*, eins der besten Blätter dieser Sammlung. 7. *Baschkiren*, zwey todte Figuren, ohne Bewegung und Ausdruck. 8. *Lapländische Schlitten.* 9. *Eine Sommer-Kibitka mit einem Kurier.* Auch dieses Fuhrwerk ist stillstehend abgebildet, obgleich die Stellung des Kuriers Eile ausdrücken soll. 10. *Markt von gefrornem Fleische.* Das Kupfer zeigt nichts als einen ungeordneten Haufen mittelmäfsig gezeichneter Figuren, durch welche wohl kein Fremder einen deutlichen Begriff von dem sein in seiner Art ganz einzigen Fleischmarkte mit seinen Tausenden von sonderbar gruppirten, steinhart gefrornen Schweinen, Schafen, Gänsen u. s. w. erlangen wird. 11. *Winter-Kibitka.* 12. *Babki*, ein Knöchelspiel der Jugend. 13. *Kornbarken.* 14. *Kosaken.* 15. *Hornmusik.* Nach der Art, wie die Spielleute hier die kleinern Hörner halten, sollte man glauben, sie modulirten die Töne auf denselben durch die Finger, welches doch bekanntlich nicht der Fall ist. 16. *Kosakischer Tanz.* 17. *Miethschlitten.* 18. *Art Wasser zu schöpfen und Wäsche am Flusse auszuspülen.* 19. *Eishauer.* Auch dieses Kupfer ist undeutlich und ohne weitläufige Beschreibung schwerlich verständlich.

20. *Ein*

20. *Ein Wagen auf Schlitten.* 21. *Ein russischer Bauer*, gut gezeichnet und voll Wahrheit. 22. *Eine Kohlenbarke*, unverhältnifsmäfsig hoch gezeichnet. In der Erklärung heifst es freylich, die Ladung erhebe sich oft 30 Fufs hoch über die Barke, und gebe ihr so das Ansehen eines schwimmenden Berges; dieses ist indessen nicht buchstäblich zu nehmen, in der Regel sind sie wohl selten 12, höchstens 15 Fufs hoch. 23. *Eine Pferdeschwemme*, ungefähr wie in allen andern Ländern. 24. *Zigeunerinnen*, weder in Ansehung der Figuren noch des Costums wahr und charakteristisch. 25. *Eine russische Kabak* oder gemeines Wirthshaus. 26. *Ein junges russisches Mädchen*, in der Kleidung, die im Nowgorodschen gewöhnlich ist, aber ohne Nationalphysiognomie. 27. *Winterfuhren.* 28. *Ein Bauernrath* auf freyem Felde. „Die Bewohner eines Dorfes, sagt der Erklärer, versammeln sich mit ihren Aeltesten bey gewissen Gelegenheiten, wie z. B. bey der Aushebung von Rekruten, Einsammlung der Abgaben u. s. w. Diese Zusammenkünfte heifsen im Russischen *Mir* (Friede) oder Friedensrath. Sie werden in der grofsen Strafse des Dorfes gehalten, und gewöhnlich führt der Aelteste den Vorsitz dabey. Er unterscheidet sich von den andern Gliedern der Versammlung durch einen Stab, den er in der Hand hält, und der das Amt andeutet, welches er verwaltet. Dieser Stab wird gewöhnlich frisch von einer Hecke geschnitten und rein abgeschält. Der Präsident nimmt seinen Platz immer neben einem frischen Kuhfladen (*he always takes his place close by a new-laid cow's dung*), in welchen er die Spitze seines Stabes steckt. Es ist uns nicht möglich gewesen, zu erfahren, ob diese Gewohnheit ihren Grund in dem Aberglauben hat, oder ob sie eine Anspielung auf die Viehzucht und auf das Düngen der Felder enthält." 29. *Ein finnländischer Bettler.* 30. *Katscheli*, Schaukeln. Eine völlig undeutliche Vorstellung eines der originellesten russischen Volksfeste, von welchem man eine weit richtigere und belehrendere, wenn gleich kleine, Abbildung in *Storch's Gemälde von St. Petersburg* findet. 31. *Russische Galioten.* 32. *Sommerfuhrleute.* 33. *Isba*, eine russische Bauernstube; sehr unvollkommen und nichts weniger als deutlich.

Die Kenntnifs von Rufsland und den Gebräuchen seiner Bewohner hat durch dieses Werk so wenig gewonnen, als die Kunst, und es ist kaum zu erwarten, dafs die noch rückständigen zwey Theile desselben mehr als der gegenwärtige von den gerügten Mängeln frey seyn sollten. Das Werk ist Sr. Maj. dem Kaiser Alexander I. dedicirt. In der Zueignung sagen die Herausgg. etwas sonderbar arrogant: *May we be likewise permitted to seize the opportunity of informing the World, Sire, that when Your Imperial Majesty is so condescending as to reward, to such an eminent degree, those talents which the Illustrious Catherine encouraged in their infancy, it is not with a view but to the effect of evincing that you wish to tread in those steps which led her to fame and immortality*, als wenn die Welt darauf hätte warten müssen, bis die Herren *Atkinson* und *Walker* ihr sehr mittelmäfsiges Werk dem Kaiser dediciret hätten, um dann von ihnen zu erfahren, dafs der vortreffliche Monarch wirklich *die Absicht hat*, in die Fufstapfen der grofsen Catharina zu treten!

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Kiel*, b. Mohr: *Kurzer Abrifs der Religionsphilosophie* zur Grundlage bey Vorlesungen über diese Wissenschaft, von *Chr. Fr. Callisen.* 1802. 45 S. 8. (3 gr.) Religionsphilosophie zerfällt nach dem Vf. in *natürliche Theologie*, welche lehrt, was für uns als Menschen nothwendig von der Gottheit und ihrem Verhältnisse zu uns anzunehmen sey, und in *Religionslehre*, welche umgekehrt unser Verhältnifs zur Gottheit und die daraus für unsere Gesinnungen und unser Handeln sich ergebenden Folgen entwickelt. Der Vf. geht durchaus von keinen theoretischen, sondern lauter praktischen Sätzen aus, und sollte daher jene nicht als einen Theil der theoretischen Philosophie oder Metaphysik betrachten. Der erste Theil handelt in drey Kapiteln von Gottes Daseyn, Gottes Wirkungen und Eigenschaften. Der Ueberzeugungsgrund, den der Vf. für Gottes Daseyn aufstellt, ist praktisch, aber aus andern Prämissen hergeleitet. Er enthält nach §. 18. folgende Hauptsätze: Wer als vernünftiger und sittlicher Mensch sich nicht selbst widersprechen und seiner Bestimmung treu seyn will, mufs 1) Zuversicht zur Natur haben, von der die Erreichung des Ziels, für das er seiner Bestimmung nach leben soll, grofsentheils abhängt (dieses Ziel ist, dafs alles ein sittliches glückliches Ganzes werde); 2) und zwar Zuversicht zu ihr, als zu einem freyen vernünftigen Wesen, das auf aller freyer Wesen Thun dabey Rücksicht nimmt. 3) Da er sie nun aber, so weit er sie unmittelbar wahrnimmt, so nicht findet, mufs er glauben, dafs, ungeachtet des maschinenartigen Aeufsern, die Grundkraft, von der alles in ihr abhängt, ein vernünftiger freyer Geist sey, der alles zum Ziele leite. Man sieht leicht, dafs dieser Ueberzeugungsgrund mit einiger Veränderung der Kantische sey; darin aber von demselben abweiche, dafs er nicht unterscheidet, was der Mensch durch seine eigne Selbstthätigkeit thun kann und soll; und was aufser seinen Kräften liegt, nemlich dafs die Glückseligkeit der Würdigkeit derselben angemessen sey. Und dann wird auch aus diesem Prämissen zuviel geschlossen, dafs Gott die Grundkraft der Natur seyn müsse, eine Vorstellungsart, gerade dieselbe, die in Kleanth's Hymne auf die Gottheit durchgeführt ist, und auch diesem Abrisse zum Grunde liegt. Wenn man aber auch mit dieser nicht einstimmig seyn sollte, so enthält doch den Abrifs die Hauptsätze der Religionsphilosophie in einer verständigen Ordnung, und kann daher als Leitfaden zu Vorlesungen gut gebraucht werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Januar 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Dentu: *Melanges de Literature; publiées par J. B. A. Suard*, de l'Institut national de France. 1803. 3 Tomes. 384, 385 u. 410 S. 8.

Verschiedene Aufsätze, alle interessant; einige von dem Herausgeber selbst, andere von verschiedenen seiner Freunde, *Arnaud*, *Devaines*, *Malouet*; einige ohne Namen, auch ein Gedicht über die Eroberung von Jericho von Madame *Cottin*.

Erster Band. Eloge d'Homère, vom Abbé *Arnaud*. Schon vor ohngefähr zwanzig Jahren hatte er diese Lobrede auf Homer in einer öffentlichen Sitzung der französischen Academie vorgelesen, und zwar bey Anlass der Aussetzung eines Preises für die schönste poetische Nachahmung eines Stückes aus der Iliade. Vielleicht mehr redneriſch, als ganz richtig ist folgende Lobeserhebung: „Werfet einen Blick auf Homers literarische Nachkommenschaft; Virgils Aeneide; Tasso's befreytes Jerusalem; Ariosts Poëm; Fenelons Telemach; Voltairens Henriade; Seht da, was wir Homern zu danken haben!" Uebrigens beantwortet der Abbé die grosse Frage: Ob die Iliade von Homer allein, ob sie nur von Einem Verfasser und ganz von einem solchen herrühre? durch eine Gegenfrage: „Wird man jemals ein Meisterstück der Poesie aus zusammengetragenen, vereinigten Ideen einer Gesellschaft von Dichtern hervorgehen sehen?" Auf diese Gegenfrage hätte der gute Abbé in Wolfs *Prolegomenis* Bescheid erhalten können, wenn sie ihm damals zu Gebot gestanden hätten. Sehr gut zeigt er, wie und warum gerade diejenigen Sitten, die Homer schildert, zum Theil noch rohe, zum Theil heroische, für ein episches Gedicht die schicklichsten sind; ebenfalls sehr gut die Unmöglichkeit, den Homer ganz kennen und fühlen zu lernen, wenn man sich nicht ganz in sein Zeitalter hineindenken, ihn nicht in seiner Sprache lesen und gleichsam von Angesicht zu Angesicht sehen kann.

Ueber Voltaire und den italiänischen Dichter Bettinelli. Bettinelli, ein Servite von Verona, war einer der besten Dichter und Kunstrichter, welche das neuere Italien hervorbrachte. Seine poetische Laufbahn begann er mit Trauerspielen und andern Gedichten und Schriften von grösserm Umfange; er beschloss sie mit Epigrammen und flüchtigen Poesieen. Warum zeichnen sich in dem Fache der Epigrammen und flüchtigen Poesieen die Italiäner weniger aus, als die Franzosen? Die erstern, antwortet Bettinelli, haben einen ernsthaftern Charakter. — Unserm ungenannten Vf. thut dieser Grund um so viel weniger Genüge, je mehr die Italiäner das Possenspiel lieben; er sucht einen richtigern Grund in der feinern Civilisation der Franzosen: allein waren die Deutschen nicht ernsthaft, und waren sie nicht von feinerer Civilisation weit entfernt, als unter ihnen ein Logau und Wernicke schrieben? Und welches Volk hat so viele, selbst gute Lieder und Liederchen, als die Deutschen? Weniger aus der Natur der bürgerlichen Verfassung oder aus dem Nationalgeiste, als theils aus dem Zufalle, theils aus dem ganz individuellen Genie des Poeten muss man die Entstehung seiner Producte erklären. Selbst im Kloster entfaltete sich das Genie eines Bettinelli und Gresset, wohl aber nicht durch das Kloster. Nur auf Ansuchen des Königs Stanislaus, wagte es der Mönch Bettinelli, Voltaire'n zu besuchen. Nicht ohne Interesse ist ihre Unterhaltung, die hier erzählt wird.

Ueber Buffon und Rousseau, von *Devaines*. Sie verdienen beide die Krone der Beredsamkeit, und gleichwohl ist ihre Beredsamkeit sehr verschieden. Buffon zeichnet sich durch Pracht und Majestät aus; Rousseau durch Grazie und hinreissenden Zauber; jener eroberte Bewunderer, dieser rührte die Herzen. Beide schrieben über die Liebe. Indem der letzte mit Wärme und Wahrheit sowohl ihre Qualen, als ihre Seligkeiten schilderte, gewann er alle fühlenden Seelen; der erste beleidigte sie, indem er der blos physischen Liebe den Vorzug gab, und der moralischen allen Werth nahm. Sein Irrthum floss daher, dass er sich beynahe ausschliessend mit den Erscheinungen der Natur beschäftigte, und zu wenig auf den Einfluss achtete, den die Liebe auf die Gesellschaft hat.

Bemerkungen über die Fortschritte des Geistes und Geschmacks, vom Abbé *Arnaud*. Poetisch war die erste Sprache, die Sprache der alten Gesetzgeber; nur langsam entfaltete sich aus ihr die Prosa; um sich zu empfehlen, unterwarf sich auch diese den Regeln des Wohlklangs. Die Alten suchten weit mehr, als die Neuern, den Eingang ins Herz durch die Sinnen; daher die alten Sprachen weit reicher an Wohlklang, als die neuern. Unter demokratischer Verfassung behalten die Sprachen mehr Energie und Simplicität, unter monarchischer gewinnen sie an Eleganz und Feinheit. Die alten Griechen waren ein Volk von Zuhörern und Enthusiasten; die neuern Franzosen sind ein Volk von leisen und prüfenden Lesern; hieraus ergiebt sich der grosse Unterschied zwischen der griechischen und der französischen Sprache. Immer

gleichen Schritt hält die Entwicklung des Geiſtes und der Sprache. Die franzöſiſche charakteriſirt der Vf. als Sprache des Geiſtes und des geſelligen Umganges; ſo tief aber, wie z. B. unſer Schwab, dringt er nicht ein.

Die Eroberung von Jericho, oder die bekehrte Sünderin, von Madame *Cottin*, Vfn. verſchiedener guten Romane. Poetiſche Proſa. Nicht ohne Intereſſe iſt Rahabs Charakter; ſie wird von Baals Prieſtern entehrt; dagegen empört ſich ihr Herz; ein Engel Gottes macht ſie auf die reinere Gottesverehrung aufmerkſam, und weiht ſie zur Retterin eines iſraëlitiſchen Ausſpähers, mit dem ſie ſich vermählt. Mit glücklichem Erfolge alſo gekrönt werden auf der einen Seite Ausſpähung, und Verrätherey auf der andern Seite, freylich *ad majorem Dei gloriam*. Warum vielmehr buchſtäblich und myſtiſch, als eigentlich poëtiſch beſchreibt die Dichterin den Umſturz von Jericho's Mauern durch die wunderthätige Prieſtermuſik der Iſraëliten?

Notiz über den Charakter und die Schriften des Herzogs von La Rochefoucault, von *Suard*. In ſehr edelm Lichte ſchildert der Herausg. den Herzog. La Rochefoucaults Maximen ſind nicht *ſeine* Maximen, ſondern Beobachtungen, die ihm der Umgang mit der Welt lieferte; der Umgang mit einer verdorbenen Welt, die er ſo ſchildert, wie ſie war.

Neue Betrachtungen über die Sitten, von *Devaines*. Unter gleicher Aufſchrift erſchien ſchon vor vierzig Jahren das Werk von *Duclos*. „Wenn während dieſes Zwiſchenraumes, ſagt Devaines, die Grundlage der Sitten, welche Jahrhunderte lang ſich immer gleich bleiben, wenig änderte, ſo ſind doch die Formen, welche Duclos zeichnete, veraltert. Immer noch giebt es niedrige Schurken und ruchloſe Böſewichter, aber der Sprache der Tartuffe bedienen ſie ſich nicht mehr. Immer noch giebt es *Financiers* und *Femmes ſavantes*, aber ſie haben nun eine andere Phyſiognomie, als bey Moliere und Labruyère." Zum Scherze liefert der Vf. zu dem Buche, welches er über die Sitten ankündigt, die Aufſchrift einiger Kapitel, ſo z. B. Kap. VI. Demüthige Bittſchrift an junge Damen, damit ſie vorher auch der Rechtſchreibung ihrer eigenen Sprache einige Lehrſtunden widmen, bevor ſie Engliſch lernen. Kap. XI. Iſt Uebertreibung der Empfindſamkeit nicht ein ſicherer Beweis von Selbſtſucht?

Briefe eines Frauenzimmers, das ſich in ländliche Einſamkeit zurückzog, von *A.* In der Einſamkeit unterhält ſich die Dame mit einem ehrwürdigen Philoſophen, deſſen Maximen ſie ihrem Freunde in der Stadt mittheilt. Es ſind Betrachtungen über die Einſamkeit, über Freundſchaft, Vervollkommnung u. ſ. w. Am Ende verräth ſie dem Correſpondenten den Namen ihres philoſophiſchen Geſellſchafters; *Seneca* iſts. Im Vten Briefe ſetzt ſie an die Seite deſſelben den lieben, guten *Condorcet*. Dieſs miſsfällt dem Herausg. In einer Note ſetzt er hinzu: „— Nachher — — vormals aber." Auch dieſe Freundſchaft alſo trennte die Verſchiedenheit des politiſchen Cultus.

Reiſe durch die Waldungen und über die Ströme von Guyane, von *Malouet*. Beſchreibung der auſserordentlich üppigen Vegetation dieſes Landes, deren Ueppigkeit ſelbſt dem Menſchen und der Menſchenkunſt beynahe unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt. „Sechs Stunden von Oyapock auf einer kleinen Inſel mitten im Fluſſe entdeckte Malouet noch einen Soldaten Ludwigs XIV., der bey Malplaquet war verwundet worden. Im J. 1777 war er 110 Jahre alt, und ſeit vierzig Jahren lebte er in dieſer Wüſte. Er war blind und nackend, ging noch ziemlich aufrecht, war aber voll Runzeln; ſein Gang und ſeine Stimme verriethen einen noch ſtarken Mann; ein langer weiſser Bart bedeckte ihn bis auf den Gürtel hinab. Zwey alte Negreſſen waren ſeine einzige Geſellſchaft; ſie nährten ihn vom Ertrage theils ihres Fiſchfanges, theils eines kleinen Gartens; mehr als fünf und zwanzig Jahre hatte er weder Brod gegeſſen, noch Wein getrunken; mit Entzücken genoſs er Malouets Mahlzeit." In Guyane ſah der Vf. Ameiſenhaufen, ſo groſs wie Hügel und kleine Berge. Wo ſich ſolche Ameiſen-Burgen erheben, muſs der Pflanzer auf weitern Anbau des Bodens Verzicht thun. Nur durch Kanonenfeuer gelang dem Herrn von Préfontaine die Zerſtörung einer ſolchen Burg. Obgleich es dieſen Inſecten frey ſtehen würde, ſich in den ungeheuern Umfang des Bodens zu theilen, ſo vereinigen ſie ſich lieber, um vor dem Angriffe ſo vieler Feinde, kriechender Würmer und fliegender Mücken geſichert zu ſeyn, in eine ſo furchtbare enge Conföderation. Nicht weniger furchtbar ſind die Phalangen verbündeter Schlangen, die der Vf. in der Gegend von Sinnamary erblickte; glücklicher Weiſe aber formiren ſie ihre Schlachtordnung weniger zum Angriff, als zur Vertheidigung. Wenn überhaupt die Thiere in der neuen Welt ihren Inſtinct weit mehr entwickeln, wenn ſie weit mehr in geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſtehen, als in der alten, ſo liegt nach dem Vf. die Urſache hievon in der gröſsern Freyheit, welche in den ungeheuren Waldungen die americaniſchen Thiere genieſsen. Was der Vf. über die Geſchichte, die Bevölkerung und über die Bildungsfähigkeit der Indianer ſchreibt, iſt ſehr intereſſant. „Ihre Sprache iſt angenehm, reich an Selbſtlautern und Synonymen, und ſie hat eine wohl geordnete Syntaxe. Iſaac Naſei, ein gelehrter Jude in Surinam, verfertigte für ſie ein Wörterbuch; er findet groſse Verwandtſchaft zwiſchen der indiſchen oder Galibi-Sprache und der ebräiſchen. In der einen, wie in der andern, heiſst die Seele — Hauch, Ruach; Gott heiſst Herz; für Geſetz haben die Indier kein Wort." Wenn die Indianer noch beſſer ſollen civiliſirt werden, ſo iſt nach dem Vf. hiezu niemand ſo tauglich, als Quäcker.

*Schreiben an Hn. S**, über die Reiſe nach Surinam, vom Capitain Stedmann.* Ebenfalls von Malouet iſt dieſes Schreiben. Mit groſser Achtung ſpricht er von Stedmann und ſeinen Reiſebeobachtungen; nur findet er die Beſchreibung, die er von der Bedrückung der Neger giebt, zu übertrieben.

Digitized by Google

Erin-

Erinnerungen an einen Jüngling, von *Suard*. Das Beſtreben, zu gefallen, verträgt ſich nicht leicht mit dem Verlangen, ſtarken und tiefen Eindruck zu machen. Wenn Sie geliebt ſeyn wollen, ſo *ſuchen* Sie weniger liebenswürdig zu ſeyn. Wenn Sie der Liebe würdig ſeyn wollen, ſo müſſen Sie darin, daſs Sie geliebt werden, nicht ihren Ruhm ſetzen, ſondern ihre Glückſeligkeit. Ueberhaupt ſind die Maximen des Vfs. eben ſo wohlthätig, als fein.

Verſuche über die Moral. Täuſchende Aufſchrift für ein paar bloſs flüchtige Briefe, theils über die epidemiſche Witzſucht unter Witzloſen, theils über den Vorzug des reichern Freywerbers vor dem ärmern. — *Vauvenargues.* Kein Schriftſteller bewies durch ſeine Schriften beſſer, als er ſelbſt, die Wahrheit: Daſs die groſsen Gedanken aus dem Herzen flieſsen.

Briefe des einſamen Denkers aus den Pyrenäen, von *Suard*. Ganz nach der Natur ſchildert der Eremite die gänzliche Abſpannung ſeines Geiſtes nach dem Verluſte alles deſſen, was ihm lieb war. Um ſich aus dem Seelenſchlafe, in den ihn ſüſse Wehmuth verſetzte, allmählig zu erheben, beſchäftigte er ſich zuerſt mit dem Studium der Aſtronomie, und unvermerkt fand er auch an der ſchönen Literatur wieder Geſchmack; unfähig aber, oder doch muthlos zur Unternehmung gröſserer Werke, verkürzt er ſich dadurch die Zeit, daſs er von Zeit zu Zeit einem Journaliſten bald dieſe bald jene Bemerkungen mittheilt, ſo z. B. über den Charakter der Madame Tencin, über St. Pierre's *Etudes de la Nature*, die er eben ſo gründlich als ſcharf tadelt. Bey Gelegenheit jener ſammtnen Hoſen, welche Madame Tencin ihren *Bêtes* (nicht ihrem Viehe; ſondern den ſeltenen Geſchöpfen, ihren gelehrten Geſellſchaftern) zu ſchenken pflegte, werden einige zwar gelehrte, aber nicht ſehr intereſſante Nachrichten über die Neujahrsgeſchenke beygefügt.

Der *zweyte Band* enthält folgende Aufſätze. *Reiſe nach Ferney*, von einer Dame, geſchrieben im J. 1775. Die Bewunderung der Verfaſſerin gegen Voltaire erſtreckt ſich bis auf ſeine Runzeln: „Es iſt unmöglich," ſchreibt ſie im erſten Briefe, „weder das Feuer ſeiner Augen zu beſchreiben, noch die Grazien ſeiner Figur. Welch bezauberndes Lächeln! Keine Runzel oder Falte ohne Grazie." Ungeachtet ſeiner gefälligen, muntern Laune, äuſserte er nichts deſto weniger über die Ungerechtigkeit der Menſchen bittere Empfindlichkeit. Mit ungemein feſtem und leichtem Schritte ging er im Garten ſpazieren; bereits das achtzigſte Jahr hatte er erreicht. Zweyter Brief. In Ferney ſpeiſete die Vfn. mit Herrn und Frau de Florian zu Mittag, fand ſie aber beide langweilig, und eilte voll Ungeduld zu Voltairen zurück; ſie traf ihn (im Junius) beym Kaminfeuer; niedergeſchlagen, mit umwölktem Auge; nichts deſto weniger war er gefällig und höflich; er hatte ſich an Erdbeeren eine Unverdaulichkeit zugezogen. Durch Liebkoſungen ermunterte ſie ihn: „O wie glücklich bin ich, ſprach er, ſo armſelig zu ſeyn! So gut würde mich die Dame nicht behandeln, wenn ich nur zwanzig Jahre hätte!" Seine achtzig Jahre, ſetzt ſie hinzu, geſtatten meiner Leidenſchaft freyen Lauf, und doch nehmen ſie ihr von der Kraft nichts. Herr Hennin ſagte ihm: wenn ſich Ihre Werke verlieren könnten, ſo würde man ſie alle ganz in dem Kopfe dieſer Dame wieder finden. Alſo, entgegnete er mit unnachahmlicher Grazie, eine verbeſſerte Ausgabe. Ziemlich kalt ſprach er von La Harpe's Barmécides; von Condorcets Eloge auf Paſcal ſagte er: So ſchön find' ichs, daſs ich darüber ſchreckhaft erſtaune. (*qu'il en était épouvanté.*) Zur Erklärung des Ausdrucks fügte er bey: „Daſs Racine ein guter Chriſt war, iſt ſo auſserordentlich nicht; er war Dichter, war ein Mann von Imagination: Paſcal aber war ein Denker; Denker muſs man uns nicht entgegenſtellen; übrigens war er ein kranker Schwärmer; vielleicht ſchrieb er eben ſo wenig aus ganz aufrichtiger Seele, als ſeine Gegner." Beym Weggehen bat ſie ihn auf ihre lange Reiſe um ſeinen Segen, unter Verſicherung, er werde heilſamer ſeyn, als ſelbſt die Segnungen des heiligen Vaters. Lächelnd betrachtete ſie Voltaire mit feiner, ſanfter Miene, und nach einigem Beſinnen ſprach er: Blos mit den Fingern kann ich Sie nicht ſegnen; zugleich umſchloſs er ſie mit beiden Armen. In dem vierten Briefe beſchreibt ſie ſein Schlafzimmer: „Ich ſetzte mich an der Seite ſeines Bettes; es iſt äuſserſt einfach und reinlich; er ſaſs darin aufrecht, feſt wie ein Jüngling von zwanzig Jahren; er trug ein Wams von weiſsem Sammt; um ſeine Schlafmütze war ein ſchönes Band gewunden. In dem Bette, wo er zu arbeiten pflegt, bedient er ſich zum Schreiben eines Schachbrettes; im Cabinette herrſcht die vollkommenſte Ordnung; wenn er ein Buch haben will, ſo kann er ſogleich die Stelle anzeigen, wo es liegt. Neben dem Bette hängt das Portrait der Madame du Châtelet, die bey ihm im zärtlichſten Andenken ſteht; im Innern befinden ſich die beiden Kupferſtiche der Familie Calas. Die Dame machte ihm Vorwürfe, daſs er ſo peinliche Scenen unaufhörlich vor Augen habe: „Ach", unterbrach er ſie, „ſeit eilf Jahren beſchäftige ich mich unaufhörlich mit den unglücklichen Familien Calas und Sirvens; während dieſer ganzen Zeit warf ich mir immer das kleinſte Lächeln, das mir entwiſchte, als Todſünde vor." Wie es ſcheint, war der Greis ein wenig vergeſslich, denn ſogleich wieder entwiſchte ihm ein ſchalkhaftes Lächeln. Die Dame nämlich ſprach von Jeſus als von einem Philoſophen nach ihrem Herzen; ſie erhob ſeine göttliche Lehre und ſchönende Moral. Ich bewundere, ſprach ſie, ſeine Liebe für die Schwachen und Unglücklichen; mehrmal richtete er an Perſonen von meinem Geſchlechte Worte, bald der erhabenſten Philoſophie, bald der rührendſten Nachſicht: O ja, nahm Voltaire mit arger Miene das Wort, Euch Weiber behandelte er ſo gut, daſs Ihr Urſache habt, immer ſeine Partey zu nehmen. Hierauf ſprach er von unſerm guten Condorcet (wie die Dame ihn nennt), als von dem würdigſten Apoſtel der Philoſophie. Von ſich ſelbſt und von ſeinen eignen Werken ſprach Voltaire ſelten; lieber folgte er

dem

dem Gange der Unterhaltung, als dafs er sie leitete; wenn aber Neuigkeiten aus Paris anlangten, oder wenn er irgend eine interessante Begebenheit vernahm, so haftete er darauf mit ganzer Seele. Im fünften Briefe bemerkt die Vfn. nicht ohne Unwillen, dafs der grofse Mann, dem die ganze Welt huldigte, im Schoofse seines eigenen Hauses zu wenig sorgsame Theilnehmung fand. Im sechsten Briefe findet sie ihn kränklich und seine Unterhaltung melancholisch. „O gewifs, sagte sie zu ihm, bey einer so lebhaften Empfindsamkeit, wie die Ihrige, hatten sie zwar freylich auch grofsen Verdrufs erlitten, zugleich aber grofse Freuden genossen. Ach, keine, keine entgegnete er." Am folgenden Morgen befand er sich besser: Gestern war ich Philosoph, sprach er lachend, heute bin ich Polichinel. Man erwähnte seiner Pucelle. Unter allen meinen Werken, sagte er, ist mir dieses das liebste. Im siebenten Briefe gedenkt die Vfn. seiner Furcht vor den Verfolgungen des Parlaments. Rührend schildert sie ihre Trennung von Voltaire. Wenn er gleichsam als eine männliche Ninon de Lenclos erscheint, so erscheint sie gleichsam als weiblicher Abbé de Châteauneuf. Bemerkenswerth ists, dafs, so äufserst verschieden von jeder andern Seite Lavater und Voltaire waren, sie doch in Absicht auf die magischen (um nicht zu sagen galanten und kokettirenden) Künste, wodurch sie die Weiber fesselten, viel Aehnlichkeit hatten.

Schreiben eines weiland gewesenen Reichen. Als ich, schreibt der Reiche, durch die Revolution in Armuth gestürzt wurde, glaubte ich, dafs es damit gethan wäre, wenn ich nun zu Fufse gehen, mich schlecht kleiden, und schlecht oder gar nicht essen würde: allein auch den Ton, die Manieren und bis auf die Wendungen des Ausdruckes sollte ich ändern. Weniger leicht fand ich dieis. Aller Orten kündigte ich mich als arm an; aller Orten schlofs man vor mir die Thüre.

Briefe eines Reisenden aus Moscau, von *P.* Ungeheurer Contrast zwischen Luxus und Elend, zwischen Cultur und Wildheit. — *Die Tuileries* (im J. 1784), von *Devaines.* Eine Anekdote von Rochefoucault, die aber wenig Wahrscheinlichkeit hat. — *Ueber den Papst Clemens XIV*, von *Suard.* „Wenn ich nicht, sagte als junger Franciscaner Ganganelli, indem ich aufrichtig und wahr rede, mein Glück machen kann, so bleib ich lieber meine Lebtage immer nur der Frate Ganganelli." Sein Beyspiel beweist, dafs zur Eroberung eines hohen Glückes Falschheit nicht unbedingt nothwendig ist. Auch als Cardinal lebte er einfach. Ein Lord, der ihn öfters besuchte, sagte: Immer noch gelingt es mir nie, den Cardinal Ganganelli zu sehen; immer nur einen Religiosen find' ich in seinem Zimmer; einen Religiosen voll Demuth und heiterer Laune. Bey den Papstwahlen pflegen sich die Stimmen zu Gunsten desjenigen Cardinals zu vereinigen, der von keiner Partey ist, und gegen den keine Mifstrauen hat. Diese Politik machte im J. 1769 Ganganelli zum Pabste. Er war kein Freund der Jesuiten, ungern aber und nicht ohne schwere Besorgnisse sowohl für seine Person als für die Autorität des päpstlichen Stuhls entschlofs er sich zur Aufhebung des Ordens. „Nichts beweist nachdrucksamer, sagt der Vf., wie wichtig die Aufhebung dieses Ordens war, als die Schwierigkeit derselben. Wie anstöfsig mufs nicht eine Gesellschaft von Mönchen seyn, bey deren Erhaltung oder Zerstörung die Ruhe der Staaten und die Sicherheit der Fürsten interessirt ist!" Zweifelhaft scheints dem Vf., ob dieser Papst am Gifte oder an der Furcht vor Gifte gestorben sey.

Notiz über Labruyère und seine Schriften, von *Suard.* Genau stimmt diese Notiz mit dem Aufsatze in den Schriften des Lacretelle überein; reicher an feinen Bemerkungen über den Geist und Styl des französischen Theophrasts ist Suard.

Herrn Malouets Schreiben an Herrn Suard. Beschreibung des Zustandes der Galeerensclaven; Geschichte eines Jünglings, der schuldlos zur Galeere verurtheilt wurde. — *Schreiben aus Angers von einem Vater an seinen Sohn*, von *P.* Ueber den sittlichen Anstand. — *Notiz über Catull*, vom Abbé *Arnaud.* Charakteristik seiner Gedichte. — *Auszug eines Schreibens aus Irland.* Irländische Sittenzüge. Sie sind aus dem Castle Rackrent, einem Romane der Miss Maria Edgeworth, entlehnt. — *Beschreibung der Insel Saint-Kilda*, von *Suard.* Ein interessanter Beytrag zur Natur- und Sittengeschichte der Hebriden. — *Ueber die Mittelmäfsigkeit*, von *Devaines.* Ein Gemeinplatz über die Behaglichkeit mittelmäfsiger Menschen. Mehr Werth, als dieser ganze Aufsatz, hat jene Sentenz in Salomons Prediger VII., 17. 18. — *Bemerkungen über die Engländer, über Reisen, über Tibet, Marokko und Congo*, von *P.* „Häufig reisen die Engländer für ihr Vergnügen, aber selten beschreiben sie andere Reisen, als solche, die sie in Geschäfften unternehmen. So wie die Nation kaufmännisch ist, so sind es auch ihre Reisen, z. B. nach Ava, Tibet und bis ins Innere von China." Sehr interessante Nachrichten über die Volkssitten im Innern von Afrika. Theocratisch ist die Verfassung von Tibet; zu höhern Stellen gelangen nur Eheloſe. — *Der gute Mann (le bon homme); moralische Erzählung, oder ärgerliche Geschichte*, von *Suard.* Ein Mensch, der jedermann zu Gefallen lebte, und wirklich gefiel, endlich aber in Armuth und Elend gerieth, sah sich am Ende von aller Welt verlassen. Wenn man von ihm sprach, so hiefs es: „Er war ein guter Mann; Schade, dafs man mit ihm nicht länger leben kann!" —

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Januar 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Dentu: *Melanges de Literature;* publiées par *J. B. A. Suard.* etc.

(*Beschluss der in Num. 20. abgebrochenen Recension.*)

Ueber die alten Poeten, bekannt unter dem Namen der Barden, von *Suard*. Die Barden führten kein Pilgerleben, wie die griechischen Rhapsoden; sie formirten unter sich einen ehrwürdigen Orden, den der Staat anerkannte. Nach der Eroberung von Wales soll Eduard I., um in dieser Provinz den Geist der Auflehnung niederzudrücken, alle Barden haben hinrichten lassen. Weder allseitig noch tief genug dringt der Vf. in den Geist und in die Geschichte der Barden. Mehr Licht geben hierüber *Freret* in den *Observ. sur la relig. de Gaulois et sur celle des Germains; Freinshem.* in *Taciti Germaniam* u. m. a. — *Ueber den Ursprung der Sprachen*, von *Suard*. „Vielleicht, sagt der Vf., ist unser Geist zu geübt und ausgebildet, als dass wir heut zu Tage noch errathen könnten, wie der Geist des Wilden bey seinen ersten Erfindungen zu Werke gegangen." Nur einzelne, aber feine Bemerkungen zur Beleuchtung der philosophischen Grammatik. — *Schreiben des Abbé Arnaud an den P. Martini.* Ueber den Verfall der französischen Musik. „Rameau, sagt der Vf., war gelehrter als Lulli; weit dramatischer aber war dieser. Durch Geschmeidigkeit wird freylich die italiänische Sprache singend, zugleich aber der Gesang nervenlos. Mit grosser Weisheit componirt der Ritter Gluck. Weit entfernt, die Wörter unter einer zahllosen Menge von Tönen zu vergraben, bedient er sich beynahe nur so vieler Noten, als der Vers Sylben hat; nur selten erlaubt er sich Dehnung oder Verlängerung der Töne; nur als unmittelbaren Ausdruck der Seele." Sehr bedauert es der Vf., dass die Schauspieldichter nicht mehr Gebrauch von den Chören machen. Er wird sich also des Erfolgs freuen, mit dem Schiller den Chor wieder einführt, z. B. in der Braut von Messina. — *Antwortschreiben des P. Martini.* Der Pater stimmt in Glucks Lobeserhebungen ein; die Ursache aber, warum Glucks Musik in Italien weniger Eingang findet, erklärt er aus der Eitelkeit der italiänischen Sänger und Sängerinnen, die lieber durch ihre Kunst, als durch den Gesang bezaubern. — *Glaubensbekenntniß über die Musik von einem Liebhaber der schönen Künste, an Herrn de La Harpe*, vom Abbé *Arnaud*. „Jede Kunst, die sich nur auf Erweckung flüchtiger, sinnlicher Eindrücke beschränkt, erniedrigt sich zum Handwerke." — *Der Abend, verloren im Opernhause*, vom Abbé *Arnaud*. Scharfe Satyre (in Form eines sehr lebhaften Dialogs) über die geschmacklosen Beurtheiler von Glucks Musik. — *Die vier Tageszeiten auf dem Meere.* Die Idee ist neu, und schön ausgeführt; bey jeder Schilderung sieht man, dass sie mitten auf den Meeresfluthen selbst, und nicht zu Hause auf der Studirstube skizzirt worden. Nur Schade, dass der Vf. in die beschreibende, poetische Prosa nicht mehr Handlung einzuflechten gewusst hat.

Der *dritte Band* enthält zuerst *Cäsars Portrait*, von *Arnaud*. Kaum achtzehnjährig, wagte es Cäsar, selbst dem allgewaltigen Sylla zu trotzen; mit Muth vereinigte er Schlauheit; indem er sich bey allen Parteyen Eingang verschaffte, erhob er sich über alle; er fühlte die Nothwendigkeit eines Alleinherrschers, und dazu fühlte er sich berufen; seinen Anschlag verbarg er unter dem Schleyer theils der Popularität, theils sittlicher Zügellosigkeit; im Besitze der Gewalt suchte er sich durch Milde zu behaupten; er hatte Tugenden, war aber nicht tugendhaft; seine Usurpation rechtfertigte er durch Einführung guter Gesetze und Reformen; seine Thaten beschrieb er mit edler Einfalt; er beschützte die Gelehrsamkeit, und war selbst gelehrt. Durch alle seine Verdienste und grossen Eigenschaften konnte er sein Verbrechen nicht tilgen; als Räuber der Volksfreyheit wurde er selbst von denjenigen durchbohrt, die er geschont hatte.

Molouk und *Nassour*, ein morgenländischer Apolog; eben nicht sehr anziehend.

Fragmente über den Styl, von *Suard*. Der Eleganz und Grazie giebt er über Kraft und Energie den Vorzug. Hierbey erinnert sich Rec., auf was für eine Art und Weise eben diese Meynung (beym A. Gellius XIII, 5.) Aristoteles ausgedrückt habe. Seltener ist einerseits Grazie, als Energie; andererseits bedarf es zum Empfinden von jener eines feinern, geübtern Geschmackes; Energie aber macht tiefern und allgemeinern Eindruck. Den Vorzug hat also die letztere, wo es um Wirkung für den gegenwärtigen Moment zu thun ist; die erstere hingegen rechnet auf bleibende Wirkung. — Ueber die Hingebung im Style, über desselben vollen Erguss (*sur l'Abandon du Style*). Ueber die Leichtigkeit (*Facilité*). Nachlässigkeit und Leichtigkeit sind nur in so fern reizend, in wie fern sie theils Fülle der Gedanken voraussetzen, theils wohlgeordneten Lauf. — *Ueber das Dutzen.* Nach dem Vf. ist das *Du* zu vertraulich; leicht versucht es zur Grobheit. Wenn das auch immer der Fall in der Sprache des Umgangs wäre, so hätte der Vf. doch nicht vergessen sollen, dass das Du in feyerlichen Reden, Oden und Hymnen, wo man sich an Gott oder auch

Digitized by Google

nur an einen grofsen Mann wendet, mehr Würde hat, als die Anrede in der mehrern Zahl. — *Ueber Mirabeau*, von *Suard*. So grofs und stark sein Geist war, so standen doch der Uebermacht des Geistes seine verdorbenen Sitten im Wege. — *Ueber die Uebertreibung*, von *Devaines*. Satyre über den unschicklichen Gebrauch der Hyperbolen und Superlatifs. Zu flüchtig und einseitig ist des Vfs. Ansicht. Wie viel feiner behandelt diesen Gegenstand Quintilian VIII, 6. — *Ueber die französische Akademie und über Chamfort*, von *Suard*. Obgleich selbst Mitglied der Akademie, schlug doch Chamfort der Nationalversammlung vor, sie aufzulösen, indem sie zu nichts gut sey. Höhnisch wirft ihm Suard die unzeitigen Spöttereyen vor; nicht auf die Abschaffung der Akademie hätte Chamfort dringen sollen, sondern auf ihre Reform. — *Ueber die Theophilanthropen*, von *Devaines*. Ungereimt findet es der Vf., populäre Gottesverehrung auf eine abstracte Idee zu bauen. Da überdiefs die Theophilanthropen geheime Comittés halten, die unter sich in Correspondenz stehen, so glaubt er sie wohl gar des Jacobinismus verdächtig. — *Ueber Plato*, von *Suard*. Apologie seiner Lehre und Lehrart; seine Rechtfertigung gegen den Vorwurf des Mysticismus; richtige Schätzung seiner Bücher über die Gesetze. — *Schreiben eines Frauenzimmers über Sterne's empfindsame Reisen*, von *A*. Gerade hierin besteht Sterne's Verdienst, dafs er an ganz unbedeutend scheinende Dinge und Vorfälle delicate und hinreifsende Empfindungen knüpft, und jeden Gegenstand in allseitiges, anschauliches Licht setzt. — *Schreiben über den Hn. Dubreuil, berühmten Arzt, verstorben zu St. Germain* 1785. Dubreuil war ein edler Mensch und Menschenfreund. — *Gedanken über die Strafgesetze*, von *Suard*. Wenn solche Gesetze zu streng sind, so kömmt es daher, dafs sie beynahe immer in Zeiten der Verwirrung, der Tyranney, der Bürgerkriege, in Zeiten der Barbarey und grober Unsittlichkeit gemacht worden sind. Sehr reich ist diese Abhandlung sowohl an philosophischen als an historischen Bemerkungen. — *Ueber die Gewifsheit der Historie*, von *Suard*. Fontenelle nannte die Historie eine angenommene Fabel (*fable convenüe*). So betrachtet sie auch der Vf.: allein um des witzigen Einfalls willen wird er doch dem Prüfungsgeiste seinen Werth nicht absprechen. Und wenn auch die Historie Fabel ist, so ist sie doch nicht immer *convenüe*. Man weifs ja, wie die Geschichtschreiber sich widersprechen. Wie ganz entgegengesetzt sind nicht die Schilderungen derselben Personen, z. B. des Justinians und der Theodora in Procops öffentlicher und in seiner geheimen Geschichte, oder auch Scipions Charakter beym Livius und beym Antias? (A. Gell. VI, 8.) — *Schreiben über die Verfassung und den Handel der americanischen Staaten*, von *M*. Sehr gründlich und nützlich findet der Vf. alle Nachrichten und Bemerkungen Brissots über America; sehr verderblich aber theils die Einseitigkeit seiner Nachrichten, theils die Wahl des Zeitpunkts, in welchem er sein Werk herausgab. Der Enthusiasmus für die americanische Verfassung verblendete in Frankreich die Köpfe so sehr, dafs sie eine ähnliche Verfassung auch in Frankreich einführen wollten, und ganz die Augen über die Lage und die Sitten diesseit und jenseit des Meeres verschlossen. Ueber die Verschiedenheit der americanischen und der französischen Lage liefert der Vf. (Malouet?) interessante Beobachtungen. — *Auszug aus dem Schreiben eines Americaners*. Eine sehr ungünstige Beschreibung des americanischen Handels und Feldbaues; eben so ungünstig in dem darauf folgenden Schreiben eines deutschen Handelsmannes zu New-Yorck (1800). — *Der offene freymüthige Mann (l'homme franc.)* von *P*. Ziemlich drollig ist der Charakter geschildert, aber doch nicht lebhaft genug. — *Ueber die Mode*, von *M*. Voll Unwillen ist der Vf. gegen die Mode. Der Mode, sagt er, schreib ich alles unser Unheil zu, alle unsere Narrheiten; Schuld hat nur sie an mehrern unserer Kriege, namentlich an dem americanischen, und auch an allen Ausschweifungen der Revolution. Reichlich würzt der Vf. seine Satyren mit Philosophie sowohl als mit muthwilliger Laune. — *Ueber die jetzigen Sitten, und besonders über die Geckerey (fatuité)*, von *P*. Nur eine besondere Art der *Fatuité* ist diejenige, welche das schöne Geschlecht zum Gegenstand hat; diese gelangt immer ziemlich sicher zum Ziele. Die Weiber nämlich sind geneigt, an die Begünstigung (*succès*) eines Mannes zu glauben; so wie Männer an die Schwäche des Weibes. Hier aber spricht der Vf. nicht von der galanten Gekerey. „So wie der Schatten, sagt er, nicht ohne die Sonne; so kann auch die Fatuität nicht anders, als mitten unter einer gewissen Decenz von Manieren bestehen. Ein Fat in der Schweiz, setzt er hinzu, wäre die merkwürdigste Erscheinung von der Welt." Räthselhaft ist dem Rec. diese Stelle. Giebts wirklich in der Schweiz entweder keine Fats oder keine Decenz der Manieren? Ueberhaupt unterscheidet der Vf. nicht genug zwischen Eitelkeit, die zu gefallen sucht, und Fatuität, die hochgenügsam sich selbst gefällt. — *Ueber den Briefstyl und über die Frau von Sevigné*, von *Suard*. „Gut ist jeder Briefstyl, in wiefern er sich für die Person schickt, die schreibt, und für die Gegenstände, worüber sie schreibt." Rec. setzt hinzu: auch für die Person, an die der Brief gerichtet wird. Nachahmen soll man keinen Styl; jeder Mensch soll seinen eigenen haben. „Warum schreibt zuweilen derjenige, der in persönlichem Umgange sehr belebt, sehr geistreich und scherzhaft ist, ganz trocken und kalt? Es giebt Menschen, welche die Gesellschaft aufweckt, und andere, welche die Gesellschaft in Verlegenheit setzt." Eben so, hätte der Vf. beyfügen können, setzt Manchen, der im Schreiben nicht geübt ist, das Schreiben in Verlegenheit. Gut erklärt er die Gründe, warum sich die Briefe von Weibern durch mehr Feinheit, Grazie und Naivität auszeichnen, als die unsrigen. Charakter und Werth der Briefe der Madame de Sevigné; grofsen Werth haben sie auch als Beytrag zur Geschichte der Zeit. „Der Styl dieser Dame, sagt der Vf. eben so richtig als schön, ist beynahe nie simpel, aber immer ist er natürlich; er ver-

Digitized by Google

vereinigt mit nachläſſiger Hingebung, die gefällt, raſches Feuer, das hinreiſst." — *Auszug aus einem Schreiben über die Gemählde des h. Bruno von Le Sueur, der ſich damals in der Carthaus aufhielt.* Le Sueur zeichnet ſich durch erhabene Simplicität aus. — *Realität der Täuſchung, eine wahrhafte Geſchichte*, von *Devaines.* Rührendes Beyſpiel von der Gewalt einer fixen Idee. — *Eloge auf den Hn. Drouais, Zögling der königlichen Mahler-Academie*, von *Suard.* — *Eloge auf den berühmten Bildhauer Pigale*, von *Suard.* Der Vf. findet in dem Mauſoleum des Marſchalls von Sachſen die Gröſse des Werkes und die Kühnheit des Artiſten bewundernswürdig, zugleich aber entwickelt er die groſsen Ungereimtheiten in der Erfindung und in der Zuſammenſetzung der Ideen. — *Fragmente aus der Moral.* Auszug aus dem Schreiben eines zurückgekehrten Emigrirten an ſeinen Sohn, über ſeine politiſche Meynung und Aufführung. — *Ueber den Geiz.* Beyſpiele von ganz ſonderbaren Erſcheinungen, unter denen ſich der Geiz äuſsert: für ihn gilt Mittel für Zweck; Zeichen des Genuſſes für den Genuſs ſelbſt; ſein Genuſs beſteht im Berechnen und Sammeln. Unglücklich macht ſich der Geizhals nur durch ängſtliches Miſstrauen und durch Selbſtſucht. — *Nekrolog Jacob Godards*, Mitgliedes der Nationalverſammlung, geſtorben im J. 1791. Schöner Pendant zu dem oben erwähnten Eloge auf Drouais. Der eine, wie der andere, glänzte früh, dieſer als Mahler, jener als Rechtsgelehrter, und beide welkten im Frühling der Jahre. Rührenden Contraſt bildet mit dem Nekrolog dieſer Jünglinge die darauf folgende Charakteriſtik eines ehrwürdigen Greiſes, des Herrn de Mornai. Ein Mann von römiſchem Stoïciſmus; nicht nur muthvoll, ſondern mit Sehnſucht ſah er dem Tode ins Angeſicht: „Vielleicht, ſagt der Vf., hätte einen ſolchen Tod das Alterthum bewundert; nach den Grundſätzen einer durch die Religion geläuterten Moral aber können wir ihn für nicht anders anſehen, als für die Wirkung bejammernswerther Verirrung." Iſt dieſs Ironie, ſo ſteht ſie am unrechten Orte; ernſthaft gemeynt, iſt der Gedanke mehr frömmelnd als fromm. — *Ueber die Improviſatoren*, von *Suard.* Weniger kritiſch, als hiſtoriſch behandelt der Vf. den Gegenſtand. Ob auch Homer einen Theil ſeiner Geſänge improviſirt habe, läſst er im Zweifel, bemerkt aber, daſs nach dem Euſtathius dieſer Dichter mit gröſserer Leichtigkeit in Verſen geſprochen habe, als andere Menſchen in Proſa. Mit Ruhm erwähnt er unter den Improviſatoren auch unſerer Karſchin. — *Ueber die Fortſchritte der Literatur und Philoſophie in dem XVIIIten Jahrhunderte*, von *Suard.* „Weit entfernt, ſagt der Vf., daſs die Philoſophie den Verfall der Künſte und des Geſchmacks beſchleunige, iſt vielmehr ſie es, die ihren Verfall verhütet." Bedarf dieſe Behauptung nicht einiger Beſchränkung, vermindert ſich nicht die Wirkſamkeit der Empfindung und der Imagination in gleichem Grade, in welchem die Herrſchaft der Vernunft überhand nimmt? Freylich in den Schulen eines Socrates und Plato bildeten ſich Redner, Dichter, Künſtler und Kunſtrichter; allein in jenen Schulen vereinigten ſich immer noch die Muſen mit den Grazien, die Empfindung und Imagination mit Forſchungsgeiſte, die Philoſophie mit Leben und Welt. Immer indeſs iſt ſo viel wahr, daſs, wenn auch die Philoſophie auf der einen Seite den Zauber der Imagination ſchwächt, ſie doch auf der andern Seite hingegen zugleich die Imagination von Verwirrung und von Auswüchſen befreyt. „Indem ſich, meynt der Vf., die Anzahl guter Werke vermehrt, machen ſie die Mittelmäſsigkeit unerträglich, und darum fühlt man ächte Schönheit nicht weniger lebhaft." Wie aber kommts, daſs deſſen ungeachtet neben guten Schriften immerfort noch eine Menge mittelmäſsiger Beyfall findet? Mit Feuer und Nachdruck widerlegt der Vf. die alte Verläumdung, daſs es die Philoſophie ſey, welche die Religion untergrabe: „Nicht die Philoſophie, ſagt er, untergräbt ſie, ſondern die Ignoranz. Unter allen Häreſiarchen und Fanatikern findet man nie den Namen eines Philoſophen. Im Gegentheil, fährt er fort, die wenigen aufgeklärten Männer des ſechszehnten Jahrhunderts weigerten ſich, auf die Seite der Reformatoren zu treten." Hatte denn wirklich das ſechszehnte Jahrh. nur wenig aufgeklärte Männer, und gab es ſolcher denn keine unter den Reformatoren und den Freunden der Reformation; waren für ihr Zeitalter die Hutten, Melanchthon, Vadian, Conr. Geſsner, Beza, Caſtellio, Calvin, Zwingli, Luther u. m. a. nicht aufgeklärt und gelehrt? Daſs es auch ſelbſt unter den eigentlichen Fanatikern Philoſophen gebe; hierüber beruft ſich Rec. nur auf zwey ehrwürdige Namen, Paſcal und Amos Comenius. „Nur in kleinen Staaten, ſagt der Vf., konnte die republicaniſche Verfaſſung beſtehen. Ein groſser Staat bedarf einer einfachen Regierung; unſere Sitten ſind für das Königthum gemacht, weil ſie durch das Königthum gebildet worden ſind." Hier bemerkt Rec., daſs Suard dieſs im J. 1774 bey ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Academie ſchrieb. „Die hohe Achtung, fährt er fort, deren ein Mann von Gelehrſamkeit in Frankreich genieſst, entſpringt aus den Sitten, die der Monarchie eigen ſind." Und genoſs denn in Griechenland Kunſt und Gelehrſamkeit nicht Achtung, und genieſsen ſie nicht in Frankreich eben ſo viel oder noch mehr Achtung unter dem Conſulate, als vormals unter der Monarchie? „Warum, frägt der Vf., werden die Regierungen von Europa nicht mehr durch Auflehnungen und Verſchwörungen beunruhigt? Warum die Völker nicht mehr unter einer Menge eben ſo ungereimter als grauſamer Bedrückungen zu Boden getreten? Haben die Regierungen andere Geſtalt und andere Grundſätze angenommen? Nein, aber die Sitten haben ſich verbeſſert." Da der Vf. im J. 1774 weder Verſchlimmerung der Sitten, noch Bedrückung der Völker ſah, ſo konnte er freylich auch die Revolutionen nicht vorausſehen. Ueberhaupt entſpricht dieſe Abhandlung der Aufſchrift nicht ganz. Ueber die Fortſchritte z. B. in der Rechts- und Staatswiſſenſchaft, in der politiſchen Rechenkunſt, in der Naturlehre und Meſskunſt u. ſ. w. kein Wort.

Wenn

Wenn auch in dieſer Sammlung nicht jedes Stück gleichen Werth hat, ſo iſt ſie doch im Ganzen ſehr intereſſant, und ihre Fortſetzung wünſchenswerth.

RÖMISCHE LITERATUR.

Oxford, b. Cooke, u. London, b. Rivington: *The Satires of Juvenal* by *William Rhodes*. 1801. XXVII. u. 378 S. 8.

Dieſe Ueberſ. iſt, nach der Verſicherung ihres Urhebers, mehr ein Kind des Zufalls, als der Wahl. Der Dichter lag auf ſeinem Tiſche; er überſetzte einige Zeilen deſſelben, und allmählig bewog ihn Liebe zur Arbeit und die Vergleichung mit Drydens Ueberſ., — der einzigen, die er damals kannte, — ſein Werk zu vollenden. Die engliſche Literatur iſt nicht arm an Ueberſetzungen und Nachahmungen *Juvenals; Johnſons* Traveſtirung einiger ſeiner Satyren iſt hinlänglich bekannt, und ſie gehört zu ſeinen vorzüglichſten poetiſchen Arbeiten; aber unter den eigentlichen Ueberſetzern, welche ſich nach *Dryden* an dieſe ſchwere Unternehmung gewagt haben, hat unſers Wiſſens kein einziger einen dauernden Kranz errungen. *Dryden* ſelbſt aber und ſeine Mitarbeiter hatten weitere Anſtrengungen nicht unnütz gemacht; denn nicht nur in einzelnen Stellen, ſondern auch in dem Ganzen konnte eine höhere Treue erreicht werden, da jene mehr eine Paraphraſe, als Ueberſetzung gegeben hatten. Dieſe Rückſicht hat indeſs auf die vor uns liegende Arbeit keinen Einfluſs gehabt. Weit entfernt, einen treuen Abdruck ſeines Autors geben zu wollen, hat er ihn vielmehr durchaus moderniſirt; und er ſcheint ſich etwas darauf zu Gute zu thun, ihm nach ſeinem Tode einen Blick in die Zukunft (*a poſthumous peep into futurity*) gegeben und eine Sprache geliehen zu haben, wie ſie J. jetzt etwa gegen einen neuen, und zwar einen engliſchen Leſer führen würde. Nun fällt es aber in die Augen, daſs eine ſolche Idee nur dann *durchgeführt* werden kann, wenn man ſich eine *durchgängige* Vertauſchung des Alten mit dem Neuen erlauben darf, welches bey mehrern Satyren Juvenals nicht anders, als durch eine gänzliche Auflöſung ihrer Form möglich ſeyn würde. Auch ging die Abſicht unſers Ueberſ. nicht ſo weit. Indem er ſich alſo begnügt, dasjenige Antike, was eine erklärende Anmerkung nothwendig gemacht hätte, mit etwas Modernen, die römiſchen Sitten mit engliſchen, die alten Namen mit neuen zu vertauſchen, und die, in ſeinen Augen, ganz unſchmackhaft und widrig gewordene Mythologie zu entfernen, hat er eine Art von Amphibion hervorgebracht, das, weder in der alten noch neuern Zeit einheimiſch, die Blicke des Beſchauers verwirrt und in Verlegenheit ſetzt. Wie nun aber der Ueberſ. S. XVI. ſagen könne, er habe ſich keine Abweichung von ſeinem Originale erlaubt, auſser in dem Eingange der III. Sat., wo London an die Stelle von Rom geſetzt iſt, wiſſen wir uns nicht zu erklären, da die Traveſtirung ſogleich in den erſten Zeilen der erſten Sat. ihren Anfang nimmt; *engliſche Nabobs* unter den Römern erſcheinen, und *King's bench* und *Botany - Bay* mitten in Rom paradiren. Eine wahre Moderniſirung im energiſchen Sinne des Wortes kann es heiſsen, wenn an die Stelle der groſsen und weitgreifenden Laſter des alten Roms die kleinern der modernen Welt geſetzt werden; wie wenn Juvenal ſagt (I. 45.): — *et hic damnatus inani judicio (quid enim ſalvis infamia nummis) Exſul ab octava Marius bibit, et fruitur Dis Iratis; at tu victrix provincia ploras*, und der Ueberſ. dieſes folgendermaſsen traveſtirt:

When judgment's mock'd by every bare-faced knave,
Who nothing minds, ſo he his pelf can ſave.
In the King's Bench the ev'ning toper ſits,
Pleas'd that he thus his creditors outwits;
While he's with adverſe fortune blythe and gay,
The proſecutor rues his groat a-day.

Was kann aber ungereimter ſeyn, als in einem Werke, das ſich auf jeder Seite als das Werk eines Römers ankündigt, auf Stellen zu ſtoſsen, wie folgende (II. Sat. V. 153.), in denen die Miſchung des Alten und Neuen nicht greller ſeyn könnte:

Not ſo think thou; but mark the great and brave,
To whom the field of battle prov'd a grave;
Who nobly periſh'd in their country's cauſe,
Bravely defending liberty and law's.
How would our Edwards and our Henrys feel,
The heroes pierced at Agincourt by ſteel,
The noble youths by Gallia's proweſs ſlain,
The ſouls of war laid low on Creſſys plain,
How would they feel, ſhould ſuch a ſhade from hence
Find his way there, and ſhok their ſtartled ſenſe?
Omnigenous luſtration they' deſire,
Whether perform'd by water or by fire;
All the purgations that the realm affords,
Whether of ſulphur, laurel or of words etc.

Man wird ſchon von ſelbſt erwarten, daſs der Ueberſ. bey dem freyen Gang, den er nimmt, die anſtöſsigen Stellen verändert oder übergangen habe. In der VI. Sat. muſste eine ganze Anzahl von Verſen ausgelaſſen werden, und es wäre vielleicht beſſer geweſen, auch in der II. Sat. die Stelle von den Heyrathen der Männer untereinander zu unterdrücken, als eine Copulation dieſer Art *at St. George's church* vorfallen zu laſſen. Was übrigens der Ueberſ. von Juvenals Obſcenität ſagt, iſt nicht ſehr tief geſchöpft, wie denn überhaupt in ſeinen Urtheilen mehr Anſprüche als Kenntniſſe ſichtbar ſind. Im Ganzen ſcheint er uns die rhetoriſche Kraft J. weder recht gewürdigt noch ungeſchwächt wieder gegeben zu haben. Das Kolorit iſt an vielen Stellen, durch Zuſammenziehung oder gänzliche Uebergehung des Détails, weſentlich verändert, und der gewichtvolle Nachdruck ſchön gerundeter Sentenzen ſelten glücklich erreicht worden. Auch die Verſification ſcheint uns öfters hart und vernachläſſigt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Januar 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig u. Rostock, b. Stiller: *System der christlichen Theologie*, von D. *Samuel Gottlieb Lange*. *Erster* Theil. 1803. XL u. 330 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

System der theologischen Moral u. s. w.

Der Vf. macht selbst Anspruch auf *Neuheit*, und gesteht, dass es ihm bey dem akademischen Vortrage der Moral und Dogmatik immer deutlicher geworden sey, dass die *Verbesserung* dieser Wissenschaften, welche er intendirte, nicht blos möglich, sondern auch thunlich, ja für diese Wissenschaften selbst *wahres Bedürfniß* sey. (Vorr. S. VI.) Schon in seinem Plane glaubt er etwas Eigenes zu haben. Nach diesem zerfällt die christliche Theologie in drey Theile: 1) theologische Moral, 2) theologische Religionswissenschaft, 3) das kirchliche System der Dogmatik. Von dem Neuen in dieser theologischen Moral werden wir nachher besonders reden. Wir verbreiten uns zuerst über die beiden andern theologischen Disciplinen. „Die zweyte," sagt der Vf. (Vorr. S. VII.), „ist *neu und bis jetzt in der Theologie noch nicht anerkannt*." Da diese Aeusserung manchem auffallen wird, so ist es der Mühe werth, den Vf. sich deutlicher darüber erklären zu lassen. „Sie soll, sagt er, in der Form der theologischen Moral ganz ähnlich seyn, und für die christliche Glaubenslehre das Nämliche leisten, was bisher durch die theologische Moral als eine blos aus philosophischen Grundsätzen und biblischen Ausprüchen zusammengesetzte Wissenschaft für die christliche Sittenlehre geleistet wurde. Gleich dieser wird sie auch von der Philosophie nicht blos die Principien, sondern die Anordnung, ja selbst die vollständige Entwickelung des Ganzen borgen; die Grundlage ist eine ausführliche *philosophische Religionswissenschaft*, bey welcher die Lehren der Schrift an ihrer gehörigen Stelle eingeschaltet, mit den Ausprüchen der Vernunft verbunden und durch diese Verknüpfung zu einem Ganzen vereiniget werden; *welches wegen seiner inneren Haltung und durchgängigen Consequenz* den Namen einer Wissenschaft mit Recht verdient. — In der dritten Disciplin wird das *dogmatische System unserer lutherischen Kirche* ganz unverfälscht aufgestellt, mit den kirchlichen Beweisen unterstützt, und jedes einzelne Dogma mit einer kurzen Geschichte desselben begleitet. Die Einleitung zum Ganzen macht eine gedrängte Geschichte der Dogmatik." Nach diesem Plane hofft der Vf. zu einem System der christlichen Theologie — *wenigstens den Weg zu bahnen*. Der heut zu Tage sogenannten Dogmatik wirft er vor, dass man sie nicht ansehen könne, ohne über das bunte Gemisch von Materialien zu erstaunen, welches man hier unter dem Namen einer Wissenschaft vereiniget finde, nämlich über das Gemisch von philosophischer Religionswissenschaft, biblischer Theologie, Kritik des Kirchensystems und Geschichte der Dogmen. Er selbst will der Dogmatik durch *Scheidung* helfen, und glaubt, dass ihm der Versuch bereits gelungen ist. Wir müssen erwarten, bis dieser Versuch ans Licht tritt, und wollen, ungeachtet der Vf. in der Vorrede zu diesem ersten Bande schon etwas davon kund werden lässt, darüber noch nicht urtheilen. Aber über seinen bereits hinlänglich und offen dargelegten Plan kann und muss hier ein begründetes und zuversichtliches Urtheil gefällt werden. Dass der Vf. jene drey Disciplinen die *Theologie* nennt, darüber wollen wir mit ihm nicht streiten; aber das müssen wir erinnern, dass darin nichts Neues, dass es vielmehr schon oft geschehen ist, dass übrigens kein Grund vorhanden und auch von dem Vf. nicht angegeben ist, warum in diesem dritten Theile gerade das System der *lutherischen* Kirche ausführlich dargestellt und zum Grunde gelegt werden, und warum jenes System eher als jedes andere kirchliche System den dritten Haupttheil der *Theologie* ausmachen soll. Was insbesondere die Ansprüche des Vfs. auf Neuheit und Verbesserung in der Dogmatik betrifft, so müssen wir aufrichtig gestehen, dass uns das Neue; was er uns wenigstens bis jetzt bekannt gemacht hat, theils als alt, theils nicht als Verbesserung vorgekommen ist. Man hat es in unsern Zeiten mehrmals versucht, für die christliche Glaubenslehre dasselbige zu leisten, was schon für die christliche Sittenlehre geleistet war, und namentlich jener eine philosophische Religionswissenschaft zum Grunde zu legen und die Lehren der Schrift damit zu verbinden. Man hat in alten und neuen Zeiten häufig das System der lutherischen Kirche unverfälscht dargestellt, und auch wohl eine kurze Geschichte der Dogmen damit verbunden. Man hat in den neuesten Zeiten das Philosophische, Exegetische und Historische in der Glaubenslehre sehr glücklich geschieden. Es liegt kein besonderes Verdienst darin, wenn man diese Scheidung gerade so vornimmt, dass man das Philosophische und Exegetische in einer besondern Disciplin unter dem Namen einer theologischen Religionswissenschaft, und das Historische wieder in einer andern Disciplin als lutherisches Kirchensystem mit einer kurzen Geschichte der Dogmen vorträgt. Diese Scheidung kann gleichfalls beobachtet werden,

wenn man auch etwa in einem Werke jedes Dogma zuerst philosophisch, dann exegetisch, und zuletzt historisch untersucht und darstellt, und auch dieß ist bereits geschehen. Ein buntes Gemisch von Materialien entsteht dadurch gar nicht, wenn man nur dabey jedes Ding an seine rechte Stelle setzt. Eher möchte ein solches Gemisch entstehen, wenn man das Philosophische und Exegetische in Eins unter dem Namen einer *theologischen Religionswissenschaft* vereinigen will; denn die Schriftlehre ist nicht, wenigstens nicht durchaus so sehr Philosophie oder auch nur Resultat derselben, dass der Vf. im Stande seyn wird, sie in eine durchgängige Harmonie mit seiner philosophischen Religionswissenschaft zu bringen. Ist aber dieß nicht, so kann die Schriftlehre kein homogenes Ganzes mit jener Wissenschaft ausmachen, und gehört in so fern und solchen Theilen nach nicht zur philosophischen Religionswissenschaft, sondern zur historischen Theologie. Der Vf. verheißt uns eine theologische Religionswissenschaft, welche an innerer Haltung und Consequenz die bisherigen Bearbeitungen übertreffen soll. Dass er dieß wirklich leisten werde, daran ist schon deswegen sehr zu zweifeln, weil er zugleich verspricht, die biblische Glaubenslehre mit der philosophischen in Ein harmonisches Ganze zu vereinigen, es müsste denn seyn, dass er eine Exegese anwendete, vermöge welcher er die Schrift seinem philosophischen Systeme gemäss erklärte. Er macht es aber der heut zu Tage sogenannten Dogmatik zum Vorwurfe, dass sie zwar bey einigen Lehren grammatischhistorische, d. h. wahre Interpretation anwende, bey andern aber, wo das Kirchensystem sich von den biblischen Behauptungen zu weit entferne, und man demselben doch nicht ganz ungetreu werden wolle und dürfe, eine solche, welche auf eine blosse Deutung hinauslaufe, S. X. Vorr. dass sie neue und alte Exegese vermische, S. XI. Die grammatischhistorische und neue Exegese also wird er ohne Zweifel wählen. Er wird daher wahrscheinlich Alles in der Schriftlehre, was sich zu seiner Religionsphilosophie nicht passen will, zum Lokalen, Temporären und zur Accommodation rechnen, und auf diese Art eine vollkommene Harmonie zwischen seiner philosophischen und biblischen Glaubenslehre zu Stande bringen. Da ist aber sehr zu fürchten, dass Vieles am Ende auf eine blosse Deutung hinauslaufen, und dass die neue historische Exegese nicht gerade auf historischwahre Resultate leiten möchte. Es kommt überall hier weder auf das Alte, noch auf das Neue, sondern nur auf das Wahre an. Jedoch es ist Zeit, dass wir uns zur Moral des Vfs. wenden.

Wir haben uns gefreut, in ihm einen ernsten und geschickten Vertheidiger der Grundsätze reiner und strenger Sittlichkeit zu finden. „Ich folgte," sagt er S. XVI., „gröstentheils der Bahn, welche der erste Denker unserer Zeit, *Kant*, in seinen Schriften der praktischen Philosophie vorgezeichnet hat, bisweilen aber wich ich doch von ihm ab, und eben diese Stellen sind es, welche ich unparteyischen Richtern zur Prüfung empfehle." Zu diesen Stellen gehört §. 45., wo die Kantische Lehre vom radikalen Bösen bestritten wird. Jedoch nach des Vfs. Meynung ist es nicht eigentlich Bestreitung einer wirklichen Ueberzeugung *Kants*. Er hält sie mehr für ein Spiel des Witzes, als für ernsthafte Entwickelung der innigen Ueberzeugung dieses grosen Mannes. Kant soll die Absicht gehabt haben, die damaligen Machthaber mit seiner Philosophie auszusöhnen, und sie daher dem ältern dogmatischen Systeme möglichst angepasst, und, um nicht geradezu gegen die Lehre von der Erbsünde anzustosen, ein radikales Böse behauptet haben. Rec. ist dieser Meynung eben so wenig, als er diese Lehre bestreiten möchte. Sie ist übrigens keine wesentliche Lehre der Kantischen Philosophie, sondern ein auf Erfahrungen gebauter Schluss, welche niemals zu einem entscheidenden Urtheile hinreichen. Immer ist diese Lehre von der von der Erbsünde himmelweit verschieden, ja ihr entgegengesetzt. Wichtiger ist die Abweichung in der Lehre von der *Freyheit* §. 30. f. „Der Wille ist frey, heisst: er ist ein von der reinpraktischen Vernunft selbst verschiedenes Vermögen, dessen sich das Subject, welches ihn besitzt, auch gegen das Gesetz, welches ihm die reinpraktische Vernunft giebt, bedienen kann, nämlich um etwas zu erwählen, das es nicht für gut erkennt, und im Gegentheile dasjenige zu verwerfen, was nach seiner Ueberzeugung gut oder dem Gesetze der reinen praktischen Vernunft gemäss ist." S. 69. Dieß ist im Grunde die gewöhnlichste Definition. Aber auf diese Art würde Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Tugend und Laster ganz aus einer und derselbigen Quelle entspringen, welches der Vf. selbst bey seinen übrigen reinen und strengen Grundsätzen nicht annehmen kann. Und wohin rechnet nun der Vf. nach seiner Theorie das Vermögen des Menschen, zwischen dem Guten und Guten, zwischen dem Bösen und Bösen zu wählen? Gehört dieß zur Freyheit oder nicht? Was der Vf. §. 104. über die Kantische Behauptung erinnert, dass eigene Vollkommenheit ein Zweck sey, der zugleich Pflicht sey, ist dem Rec. nicht recht deutlich geworden. Der Vf. stimmt mit der Behauptung selbst überein, nur an der Erklärung und dem Beweise hat e etwas auszusetzen. Er will, dass die Moralität als etwas durch das *Bedürfniß* Gegebenes, nicht als Gegenstand des Strebens, welchen die Moral vorschreibe, betrachtet werde, und zwar deswegen, weil die Moral eine blos *formale* Wissenschaft sey, welche es mit keinem *eigentlichen* Objecte des Strebens zu thun habe, sondern nur Anweisungen für die *Art* enthalte, wie ich nach etwas streben soll. Allein die Moralität selbst gehört ja zum Formalen, und die Moral hat es allerdings in so fern mit Objecten zu thun, als die praktische Vernunft die Ideen des Guten zu Gegenständen hat. Die Moralität selbst darf und kann nicht in die Reihe der Bedürfnisse herabgewürdigt werden, welche immer blos physisch sind. Sie, als Ideal der Vernunft ist der Gegenstand meines pflichtmäsigen Bestrebens. Hernach kommen meine physische Bedürfnisse,

Digitized by Google

niffe; Triebe, Anlagen u. f. w. hinzu, welche ich unter dieſes Ideal bringe und dem zu folge auszubilden ſtreben ſoll. Ich ſuche darin nicht die Befriedigung, ſondern bloſs die Moralität. Uns dünkt, der Vf. iſt bis auf das *Bedürfniß* und das Miſsverſtändniſs in Anſehung des Formalen mit Kanten einig. S. 183. ſagt er: „Ein Streben, von dem ich ſage, es ſey *ein Streben auf die rechte Art*, iſt im Gegenſatz gegen das *Streben auf die unrechte Art* ein *vollkommenes Streben*. Mithin geht die Vorſchrift der Moral hier bloſs auf *Vollkommenheit*." §. 161. beſtreitet der Vf. die Lehre, daſs *Beglückung anderer* ein Zweck ſey, welcher Pflicht ſey. Warum? 1) weil *Kant* ſich ſelbſt widerſpreche, indem er hier von einer moraliſchen Glückſeligkeit rede, welche er doch anderswo als ein Unding verwerfe. Wenn auch hier ein wahrer Widerſpruch vorhanden wäre, ſo würde doch aus demſelben noch nicht folgen, daſs jene Lehre ohne Grund ſey, kurz dieſer Gegengrund iſt kein eigentlicher Gegengrund, ſondern bloſs Vorwurf eines Widerſpruchs. Wenn nun *Kant* von einer phyſiſchen Beglückung anderer reden wollte, ſo würde dieſer Gegengrund gänzlich wegfallen. Aber auch die ſogenannte moraliſche Glückſeligkeit verwirft er nicht ganz. Er will nur das Gefühl der Selbſtachtung, der Erhebung und Selbſtzufriedenheit, welches aus der Tugend entſpringt, nicht *Glückſeligkeit* genannt wiſſen, weil die Tugendübung zugleich mit ſchmerzhaften Gefühlen verbunden zu ſeyn pflegt und weil Glückſeligkeit auch ohne Tugend ſtatt finden kann. 2) ſagt der Vf.: Nimmt man mit *Kant* fremde Glückſeligkeit als denjenigen Zweck an, welcher Pflicht iſt, ſo hat man es offenbar mit einem materialen Zweck zu thun und die Lehre von den Pflichten gegen andere enthält nichts anderes, als die Regeln einer Kunſt, dem Andern Vergnügen zu machen, wodurch das ganze Weſen der Moral, die eine bloſs formale Wiſſenſchaft iſt, aufgehoben wird. — Die Moral iſt zwar als ſolche und in ihren oberſten Principien bloſs formal, aber als angewandte Moral iſt ſie auch material, ſie nimmt in ſo fern auf die Materie der Handlungen Rückſicht und ſchreibt dabey die Form der Handlungen vor. Sie ändert deswegen ihr Weſen nicht ab, ſie lehrt uns immer nach reinen moraliſchen Ideen handeln, aber ſie verſchmäht den Stoff des Handelns nicht. Sie gebietet uns, die Glückſeligkeit anderer zu befördern, nicht bloſs, damit etwas geſchehe, damit ein gewiſſer Effect hervorgebracht werde, auch nicht, um ſie zu bewegen, gleichfalls unſere Glückſeligkeit zu befördern, oder um einem Bedürfniſſe unſeres Herzens Genüge zu thun, ſondern als reinen, uneigennützigen, von der Vernunft gebilligten Zweck. Der Vf. will an die Stelle der Pflicht der Beglückung anderer die der Beförderung der Vollkommenheit anderer ſetzen. Allein die Vervollkommnung muſs das eigene, freye Werk jedes Menſchen ſeyn, wenn ſie ächte moraliſche Selbſtvervollkommnung ſeyn ſoll, und in ſo fern kann keiner den andern vervollkommnen. Nur beytragen kann einer zur Vollkommenheit des andern, aber auch alsdann muſs immer noch die eigene, ganz unabhängige Wirkſamkeit des Menſchen hinzukommen, wenn die Vollkommenheit ächter Art ſeyn ſoll.

Die *Geſchichte der theologiſchen Moral* theilt der Vf. in folgende Perioden ab: 1) Von der Stiftung des Chriſtenthums bis auf *die pelagianiſchen Streitigkeiten* und *Auguſtins* Theorie vom menſchlichen Willen, 2) — bis zur Trennung der Moral von der Dogmatik durch *Calixtus*, 3) — bis auf die Entdeckung der reinen Sittenlehre durch *Kant;* die 4te erzählt die Bemühungen neuerer Gottesgelehrten, dieſe Kantiſche Theorie in die theologiſche Moral einzuführen und ſie dadurch zur Wiſſenſchaft zu erheben. Der Vf. hat ganz Recht, wenn er ſagt, daſs dieſe Abtheilung von der gewöhnlichen abweiche; wir haben auch nichts dawider einzuwenden, als daſs uns die Trennung der Moral von der Dogmatik durch *Calixtus* keine in einer allgemeinen Geſchichte der chriſtlichen Moral ſo wichtige und einflufsreiche Begebenheit ſcheint, um damit eine neue Periode anzufangen. Sie iſt es bloſs in der Geſchichte der Moral in der lutheriſchen Kirche. Sonſt war auch ſchon vor Calixtus dieſe Trennung vorgenommen worden. Der chriſtlichen Aſketik hat der Vf. keinen beſondern Platz eingeräumt, ſondern das, was zu ihr gehört, bey den Lehren vom Gottesdienſt, von den Pflichten gegen Jeſum und von der Selbſtveredlung mitgenommen. Vollſtändigkeit in der Literatur iſt von ihm nicht beabſichtigt, er führt nur die neueſten und beſten Schriftſteller an. Bey der Lehre von den *Pflichten gegen Jeſum* hält ſich der Vf. buchſtäblich an die Schrift, zeigt aber nicht, wie dieſe Schriftlehre mit ſeiner Moralphiloſophie übereinſtimme. Die ſtrengſte Wahrhaftigkeit vertheidigt er ſiegreich wider die Vertheidiger der Lüge.

Lobenstein, b. Ilgen: *Ueber die religiöſe Unterhaltung der Kranken.* Ein Verſuch zum Beſten der Religion, ihrer Lehrer und Freunde. Vom Pfarrer *Müller* in Hirſchfeld b. Gera. *Zweyter* Theil, ſpecielle Bemerkungen u. Geſchichtsbeyſpiele enthaltend. 1803. 107 S. 8. (8 gr.)

Was wir zum Lobe des erſten Bändchens (ſ. A. L. Z. 1800. Nr. 365.) ſagen konnten, gilt auch von dieſem, in welchem der Vf. von einigen ſeiner Kranken, und der Art und Weiſe, wie er ſich mit denſelben unterhielt, Nachricht giebt. Man ſieht auch aus dieſen Mittheilungen, daſs Hr. *M.* nicht zu den gewöhnlichen leidigen Tröſtern am Krankenbette gehöre, ſondern daſs er ſich bemühe, den Leidenden auf ſolche Wahrheiten zu führen, die ſeiner Faſſungskraft, ſeinen Bedürfniſſen und ſeinen innern und äuſsern Verhältniſſen angemeſſen zu ſeyn ſcheinen. Nur bey der dritten Unterhaltung hat der Vf. vergeſſen, daſs ſich von der überſinnlichen Welt überhaupt, und alſo auch über die Art und Weiſe der im künftigen Leben fortzuſetzenden Geiſtes- und Herzensbildung ſchlechterdings nichts Beſtimmtes ſagen laſſe. Was er daher S. 84 ff. hierüber äuſsert, iſt nichts mehr, als eine unhaltbare, wenigſtens unerweisliche Hypotheſe, die dadurch,

Digitized by Google

durch, dafs sie von einigen Kranken nicht ohne Interesse angehört ward, nicht das Mindeste an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Denn den Leidenden ist, er müsste denn ganz consequenter Philosoph seyn, alles willkommen, was mit seinen Wünschen und Hoffnungen auf künftige Beglückung nur nicht im Widerspruch steht.

NATURGESCHICHTE.

ULM, b. Stettin: *Karl Bonnet's Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bey den Pflanzen, und einige andere zur Geschichte des Wachsthums der Pflanzen gehörige Gegenstände;* nebst dessen Versuchen und Beobachtungen über das Wachsthum der Pflanzen in andern Materien als Erde. *Zweyte Auflage,* nach der neuesten französischen Original-Ausgabe verbessert und mit Zusätzen vermehrt von *Christ. Friedr. Boeckh,* der Staatswirthschaft Candidaten aus Karlsruhe, und zum Drucke befördert von D. *Christoph Wilh. Jak. Gatterer,* Prof. der ökonomischen Wissenschaften zu Heidelberg. Mit 31 Kupfert. 1803. 220 S. 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

Des berühmten *Bonnet's* Verdienste um die Physiologie der Pflanzen, und besonders um die Lehre von dem Geschäfte der Blätter sind bekannt genug. Es würde überflüssig und zweckwidrig seyn, die Resultate dieser Untersuchungen hier noch einmal vorzulegen. Es mag genügen, hier der neuen Versuche des Vfs. und der Zusätze des Uebers. zu erwähnen. Jene betreffen das Geschäft der Einsaugung durch die Blätter, und beweisen, dafs es vorzüglich die untere Fläche ist, welche diese Verrichtung ausübt. Sie beziehen sich ferner auf den Uebergang gefärbter Flüssigkeiten in die Pflanzen, wozu der Vf. sich besonders der gebleichten, geil getriebenen Gewächse bediente und sie sogar in Dinte setzte. Da er in getrockneten Stengeln keinen solchen Uebergang gefärbter Flüssigkeiten bemerkte: so schlofs er mit Recht daraus, dafs das Aufsteigen des Safts nicht durch die Anziehung der Haarröhrchen erklärt werden könne. Ferner findet man hier *de la Baisse's* und des Vfs. Beweise für das Absteigen des Saftes in der Rinde gehäuft.

Was die Anmerkungen des Uebers. betrifft, so zeugen sie von Fleifs und Belesenheit. Indessen hätte er durch Benutzung der neuesten Schriften über diese Gegenstände seine Arbeit noch weit nützlicher machen können. Aber so bleibt er bey Hedwig stehn, will über die Verrichtung der Spaltöffnungen auf der untern Fläche der Blätter nicht entscheiden, und scheint von der Einsaugung der Feuchtigkeiten durch die Wurzeln keinen ganz klaren Begriff zu haben, weil er die Haare übersieht, womit die Haarwurzeln überall umgeben sind. An manchen andern Stellen bemerkt man mit Vergnügen, wie richtig der Uebers. über mehrere streitige Punkte urtheilt. So ist seine Abhandlung vom Honigthau sehr lesenswerth, und es wird darin die Entstehung desselben aus den Pflanzen selbst einleuchtend gemacht.

Etwas mehr Aufmerksamkeit auf den Druck wäre nicht überflüssig gewesen, weil manche beträchtliche Fehler, z. B. *Artiresium* st. *Antirrhinum* (S. 107.), leicht hätten vermieden werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Zerbst,* b. Füchsel: *Kleines Lehrbuch der moralischen Vernunftreligion zur Vorbereitung auf das Christenthum.* Für Bürger- und Bauerschulen, von M. *Karl Heinr. Sintenis,* Director emeritus des Zittauer Gymnasiums. 1801. 80 S. 8. (6 gr.) Der Vf. liefert hier nicht, wie man erwarten möchte, einen Unterricht in der reinen Moral, um auf ihn den Unterricht in der moralischen Vernunftreligion zu bauen: sondern er fängt sogleich mit diesem an, und setzt jenen als schon vorangegangen voraus; er hängt aber diesem eine Art von moralischem Unterricht an (§. 82 — 105.), in welchem die Pflichten gegen Gott den gröfsten Raum einnehmen. Die Begründung, die er der Vernunftreligion giebt, ist die Kantische. Den Uebergang zum Christenthum macht (§. 106.) der Wunsch, ein reines und ganz vollkommenes Urbild der moralischen menschlichen Gröfse zu finden. Dieses stellt uns das Christenthum in der Person Jesu auf, von dessen göttlicher Sendung der Inhalt seiner Lehre, und gewisse Handlungen, welche der Vernunft unbegreiflich sind, weil wir die verborgenen Gesetze der Natur nicht kennen (§. 112.), die Beweise liefern.

So wenig der Kantianer mit dieser Vorbereitung auf das Christenthum, und mit der Verwebung des moralischen Unterrichts in den Religionsunterricht zufrieden seyn kann: so wenig kann er es damit, dafs §. 40. gesagt wird, es *lasse sich nicht bestimmen,* ob die Dauer des Fortseyns nach dem Tode mit oder ohne *Zeit* gedacht werden müsse, und zugleich §. 42. behauptet wird, die Erhöhung und Erweiterung der Wirksamkeit der Seele werde dann nur *stufenmäfsig, in verschiedenen auf einander folgenden Daseynszuständen* geschehen; und hoffentlich wird auch kein Kantianer mit dem hyperbolischen Purismus des §. zufrieden seyn, den man für eine Satyre auf die Puristen zu nehmen versucht werden könnte: „Jede „meiner Handlungen also, welche zwar äufserlich tugendhaft „zu seyn scheint, zu welcher mich aber *nicht blofs* das Sittengesetz der Vernunft, sondern auch *zugleich* mein eigenes Glück — — bewogen hat, *hat ganz und gar keinen „Werth* — —; hat mich aber vollends mein eigenes Glück „*einzig und allein* zu derselben angetrieben, so ist sie gar *der „niederträchtigste und schändlichste Betrug,* und es wäre, moralisch betrachtet, besser, ich hätte sie unterlassen, weil ich „mich alsdann nicht versündigt hätte."

Als ein *Lehrbuch für Bürger- und Bauerschulen* ist dieses Büchlein total verunglückt. Der Vf. mufs mit dem Zustand solcher Schulen und mit den Erfordernissen eines Lehrbuches für sie ganz unbekannt seyn. Zur Probe nur einen §., der sich vor vielen ähnlichen gar nicht hervorstechend auszeichnet. §. 66. „Freylich kann ich das Daseyn Gottes, als „das Daseyn eines übersinnlichen Gegenstandes, der mir nicht „in Zeit und Raum erscheint, weiter nicht erklären, als durch „die blofse Verneinung aller Bedingungen des sinnlichen Da„seyns; aber das Unerklärbare und Unbegreifliche hebt doch „die Wirklichkeit Gottes nicht auf, weil Zeit und Raum zwar „die wesentlichen Bedingungen aller Erscheinungen, und die „Gränzen meines Erkenntnifsvermögens, aber nicht die we„sentlichen Bedingungen und die Gränzen der Natur der Dinge „an sich, und aller denkbaren Dinge sind." Wo giebt es denn die Bauernknaben, denen so etwas durch ihre Schulmeister verständlich gemacht werden könnte?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Januar 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LANDSHUT, b. Krüll: *Auserlesene Rechtsfälle und Ausarbeitungen* vom Hofr. u. Prof. *Gönner* zu Landshut. *Zweyter* Band. 1803. 456 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Mit rühmlichem Eifer fährt der Vf. fort, dem Publikum die vornehmsten Früchte seines früheren Geschäftskreises als Mitglied der Regierung und Staatsconferenz in Bamberg mitzutheilen, mit denen denn auch bereits einige aus seinem gegenwärtigen verbunden werden. 1) Exceptionssatz in Sachen der Hochfürstl. Hofkammer zu B., Appellaten wider den Stadtmagistrat zu K., Appellanten Berggerichtsbarkeit und andre landesherrl. Anordnungen über die Steinkohlenbergwerke betreffend, bey dem k. k. K. Ger. zu Wetzlar übergeben. Untersuchung der Frage, ob Steinkohlen zu den Regalien gehören, bejahend beantwortet, sodann, ob die Berggerichtsbarkeit nicht eine eigne Art von Gerichtsbarkeit ausmache, die unter der bürgerlichen oder vogteylichen Gerichtsbarkeit nicht mit begriffen ist. — Der Vf. behauptet hier erstlich mit bedeutenden Gründen, dass Steinkohlen zu den Regalien gehören, eine Meynung, die bekanntlich sehr bestritten wird, sodann aber, dass, sie mögen nun dazu gehören oder nicht, da sie doch auf alle Fälle zu dem Bergbau gehören, die Gerichtsbarkeit darüber blos dem Landesherrn als ein Theil der Berggerichtsbarkeit zustehe, und keinesweges der Obrigkeit bey Verleihung der niederen bürgerlichen Gerichtsbarkeit mit verliehen worden sey. Vorzüglich künstlich ist, um die Appellation des Gegners zu entkräften, der Beweis geführt, dass die Regierungsverordnungen über diesen Gegenstand, gegen die sich der Gegentheil auflehne, keine Justiz-, sondern blosse Regierungssachen seyen, wider die folglich keine Appellation statt finden könne. — 2) Vortrag mit Gutachten in Sachen der Freyherrl. Carl von Guttenbergischen Concursmasse, entgegen die Freyherrl. von Guttenbergischen Stammsvettern, das Daseyn eines Familienfideicommisses betreffend. — 3) Vortrag mit Gutachten die Verhältnisse vermischter Territorien bey dringenden Militärsachen aus Veranlassung einer zwischen dem Fürstenthum X. und dem Rittercanton G., dann dem Grafen von B. entstandenen Irrung. Ein meisterhafter Versuch, einen wohl etwas voreiligen Schritt des Fürstbischofs gegen ein Mitglied der Reichsritterschaft, indem von jenem Anspannfuhren für das kaiserliche Militär executivisch gefordert worden waren, zu entschuldigen. Der Hauptsatz dabey ist der, dass, da die Requisition, um diese Fuhren nicht auf dem gewöhnlichen Wege an den Kreis, sondern des Dranges der Umstände wegen an jedes Land einzeln ergangen sey, der Besitzer des Landes auch berechtigt gewesen sey, sie als solche von jedem, der geographisch in diesem Lande inclavirt sey, ohne vorherige Requisition an die ritterschaftlichen Behörden zu fordern, und nöthigenfalls mit Zwang beyzutreiben. Ob aber die Art, wie diese Fuhren von dem kaiserlichen Militär gefordert worden waren, hier etwas entscheiden und den Fürsten zu etwas berechtigen konnte, wozu er sonst nicht berechtigt war, möchte wohl sehr zu bezweifeln seyn. — 4) Vortrag über die Verbindlichkeit zur Zahlung ausserordentlicher Steuern. Gründe, warum die Universität zu X. (Bamberg) von Entrichtung einer ausserordentlichen Kriegssteuer befreyt bleiben müsse. — 5) Urtheil und Zweifels- und Entscheidungsgründe in Sachen der Auf- und Ablader der Güter in Nürnberg gegen die Wein- und Bierainleger daselbst, im Namen der Juristenfacultät zu Landshut vom Hofr. und Prof. von *Moshamm* (nach den in Gönner's Process über den Unterschied von Polizey- und Justizsachen festgestellten Grundsätzen) ausgearbeitet. — 6) Gutachten über das Instanzenverhältnis bey exemten deutschen Bisthümern. Der Fürstbischof von Bamberg forderte von der Regierung ein Gutachten, ob nicht noch eine intermediäre Instanz von den Aussprüchen des bischöflichen Vikariats im Lande selbst errichtet werden könne, ehe die Appellation nach Rom ginge: und darauf lieferte der Vf. im Namen der Regierung dieses meisterhafte Gutachten, worin er die Zulässigkeit einer solchen Zwischen-Instanz aus der Eigenschaft des Bischofs von Bamberg als exemten Bischofs darzuthun bemüht ist. Die ganze Verfassung der deutschen Kirche, sagt der Vf., gründe sich auf drey Instanzen, auf die bischöfliche, die erzbischöfliche, und endlich die päpstliche. Da nun der Bischof von Bamberg exemt sey, folglich unter keiner erzbischöflichen Instanz stehe, gleichwohl einer solchen in den frühesten Zeiten unterworfen gewesen sey, so hätten die Diöcesanen das Recht, die Herstellung eines Surrogats für die nach überkommener Exemtion cessirende erzbischöfliche Instanz zu fordern, und eben so habe der Bischof, der durch die Exemtion von der Metropolitangewalt die erzbischöflichen Rechte in Ansehung seiner Diöces überkommen habe, das Recht, eine solche Instanz zu setzen: auch könne die Observanz nicht dagegen angezogen werden, da *in contradictorio* nichts dagegen entschieden worden sey. Sollte man aber nicht von Seiten des päpstlichen Hofes entgegensetzen können, dass eben in dem

Digitized by Google

Begriff der Exemtion, die der Bischof von jeher selbst behauptet habe, die unmittelbare Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl gegründet sey, und er keine Neuerungen unternehmen könne, die dem Wesen der Exemtion widersprächen? Indessen wäre in dem neu zu errichtenden Concordat der Deutschen mit dem Römischen Hofe die vertragsmäfsige Festsetzung einer solchen Zwischen-Instanz in geistlichen Sachen für die exemten Bischöfe allerdings höchst wünschenswürdig, und auf alle Fälle sollte von ihnen so wie von der ganzen deutschen Kirche darauf gedrungen werden, dafs die Appellationssachen nicht mehr in Rom selbst abgehandelt, sondern, wie schon das Basler Dekret vorschreibt, vom Papst *judicibus in partibus* der deutschen Nation übertragen werden müfsten, da die Verschleifungen und die Geldkosten der Appellationen in Rom wirklich allen Glauben überstiegen. — 7) Commissionsbericht, die unmittelbare Vorladung landständischer Gerichtseinsassen zur Zeugschaft in den bey hochfürstlicher Regierung anhängigen Streitsachen. Vertheidigung der landesherrlichen Rechte gegen das mittelbare Kloster M., welches hergebracht zu haben behauptete, dafs von Seiten der höchsten Behörden erst Inquisitorialien an dasselbe zu Stellung der Zeugen erlassen werden müfsten. — 8) Gutachten über die Erhebung des Postporto bey Verschiedenheit des Münzfufses in Deutschland, insbesondre bey Erhebung desselben in fränkischer Währung bey dem kaiserl. Reichspostamte in Bamberg. Da man von Seiten Bambergs es unbillig fand, dafs das Postgeld im Bambergischen in der schwereren fränkischen Währung bezahlt würde, statt dafs sonst überall im Reiche die Rheinische angenommen wäre, so trat man deshalb unter der Leitung des Vfs. mit dem Reichsoberpostamte zusammen, und das Resultat der Traktaten war, dafs künftig bey den Posten im Bambergischen in der Regel und einige bestimmte Ausnahmen abgerechnet, auch nur die Rheinische Währung gelten sollte. — 9) Attentatenanzeige, *juncto petito humillimo pro expedienda Commissione ad exequendum*, auf den Canton St. bey dem Kaiserlichen R. H. Rath übergeben, nicht aus der Feder des Vfs., sondern des Hofkammerraths *Geyer* zu Bamberg. Eine Beschwerdeschrift an den kaiserlichen Reichshofrath wegen falscher Auslegung und Verdrehung einer früheren Reichshofräthl. Verordnung, die in so fern interessant ist, als man daraus sieht, dafs der R. H. Rath die Remotionen der Staatsbeamten ohne vorhergegangene Untersuchung der Sache nicht billigt. — 10) Etwas über die Verbindlichkeit des Richters oder Lehnherrn zum Ersatze des Schadens, welcher aus einer von demselben bestellten Hypothek oder ertheiltem Lehenconsense entstanden ist. Zwey Schriften zur Vertheidigung der Bambergischen Hofkammer, der der Gläubiger, welcher Gefahr seiner Forderung lief, wegen von ihr ertheilten Consenses Litem denunciirt hatte. In dem zweyten Falle ist Rec. der Meynung des Vfs., aber in dem ersteren, wo die Hofkammer bey Constituirung einer neuen Hypothek zwar erwähnt hatte, dafs diese zu Tilgung der älteren angewendet werden solle, diese ältere aber nicht zuvor ausdrücklich gelöscht hatte, scheint sie nicht von Schuld freyzusprechen zu seyn. — 11) Rechtliches Gutachten über die Frage, ob, wenn das Vermögen eines Ritterschaftlichen auser Landes gebracht wird, ein Reichsstand oder dessen mittelbare Stände die Nachsteuer davon zu erheben befugt seyen? Der Vf. nimmt hier an, dafs unmittelbaren Reichsrittern kein Abzug von ihrem im Territorium eines Reichsstandes belegenen Vermögen, selbst nicht vom Immobiliarvermögen, vom Landesherrn aus landesherrlicher Gewalt gefordert werden könne, und zwar theils vermöge des alten ehemals angenommenen Grundsatzes, frey Mann frey Gut, aus welchem eine dem gemäfse Observanz entsprungen sey, theils vermöge des Leopoldinischen Privilegiums vom J. 1661, so dafs für die Freyheit des Reichsadels, selbst vom Immobiliarvermögen keinen Abzug zu geben, zu präsumiren sey, und das Gegentheil aus einem rechtsbeständigen speciellen Herkommen dargethan werden müsse: ganz ein andrer Fall sey es hingegen mit dem Abzug, den Stadtobrigkeiten von solchen Personen fordern könnten, da das Recht zu diesem aus einer andern Quelle, nämlich nicht aus der Landeshoheit, sondern aus der älteren städtischen Verfassung, und aus dem Grundsatz, dafs jeder, der Vermögen in der Stadt besitze, sich auch den städtischen Pflichten unterwerfen müsse, entspringe, die Gründe gegen das Abzugsrecht des Landesherrn also hier nicht eintreten könnten, vielmehr für dieses Abzugsrecht mittelbarer Obrigkeiten gegen unmittelbare von ihrem unter jener Jurisdiktion gelegenen Immobiliarvermögen die Vermuthung streite. Der erstere Theil dieser Untersuchung, so weit er *gegen* das Abzugsrecht des Landesherrn geht, ist nicht neu, sondern schon von *Bodmann* geführt: wohl aber der, der *für* das Abzugsrecht mittelbarer Obrigkeiten streitet.

Man sieht aus dieser ausführlichen Inhaltsanzeige, wie reichhaltig auch dieser neue Band der Gönnerschen Sammlung an interessanten Materien ist, die mit musterhaftem Scharfsinn und Gründlichkeit ausgeführt sind: Eigenschaften, die man auch da nicht verkennen kann, wo man von der Meynung des Vfs. in der Sache selbst abzuweichen sich gedrungen findet. Was aber nicht minder empfehlungswürdig als die Behandlung des Stoffes selbst ist, ist die vortheilhafte *Form*, durch die diese Sammlung sich auszeichnet. Es herrscht eine so gedrängte, leichte, lebendige und geschmackvolle Darstellung darin, dafs der sich bildende und selbst der vollendete Geschäftsmann mit Nutzen bey dieser Einkleidung der Gönnerschen Arbeiten verweilen wird. Auch die Seltenheit unmittelbar an den Fürsten gerichteter Vorträge in juristischen Sammlungen, wie sie den gröfsten Theil des Gönnerschen Werkes ausmachen, mufs dasselbe jungen Geschäftsmännern um so willkommener machen. Uebrigens bedarf der Verleger noch der Erinnerung, dafs er doch künftig ein solches Werk etwas minder stiefväterlich, vorzüglich in Rücksicht des Papieres, behandeln möge.

Digitized by Google

Lands-

LANDSHUT, b. Krüll: *Prüfung einzelner Theile des bürgerlichen Rechts.* Von *F. X. Krüll*, Prof. des Rechts in Landshut. *Zweytes* Bändchen. 1803. 132 S. 8. (12 gr.)

Der Geist dieser Untersuchungen ist bereits bey der Anzeige der ersten Lieferung (A. L. Z. 1802. N. 339.) kenntbar gemacht worden. Auch bey der Fortsetzung läfst uns der Vf. noch in einiger Ungewifsheit, welcher Zweck eigentlich dieser Prüfung des bürgerlichen Rechts nach Begriffen und Forderungen der Vernunft, zum Grunde liege. Wenn es S. 4. der Vorr. heifst: „In gar vielen Fällen sind zwar bestimmte Normen vorgezeichnet; allein ihr constitutives Princip divergirt schlechterdings von allem regulativen, und die Sanction setzt statt des Rechts ein Unrecht. Solche Erscheinungen sollen im Staate freylich nicht seyn, und wo sie sind, vernichtet werden;" so kann man doch wohl zugleich die Beantwortung der Frage erwarten: Wem kommt denn diese Vernichtung zu, dem Richter oder Gesetzgeber? Zwar erregen die von *K.* bisher gegebenen Ausführungen selbst keine Besorgnifs, dafs er den Richter der Handlungen auch zum wirklichen Richter des Gesetzes machen wolle; auch scheint er sich sogar gegen einen solchen Vorwurf an einigen Stellen, wiewohl nur im Vorübergehen, zu verwahren. Aber es kann den Schriftstellern über positives Recht nicht oft und nahe genug ans Herz gelegt werden, dafs dergleichen *unbestimmte* Auffoderungen zur Reformation der positiven Gesetzgebung, so wie sie hier mehrmal wiederholt werden, Mifsverständnisse veranlassen, deren unvermeidliche Folgen, bey der ohnedies zunehmenden Empfänglichkeit unserer Priester des Rechts für Erweiterung der Willkühr, nicht nur Vernachläfsigung des weniger gemächlichen Studiums des positiven Rechts, sondern auch gränzenlose Verwirrung der Justizpflege sind.

Es werden hier folgende Abhandlungen geliefert: I. *Bestimmung des rechtlichen Verhältnisses, nach welchem Gemeinplätze oder Gemeinweiden unter die dazu Berechtigten vertheilt werden sollen.* Der Vf. spricht, gestützt auf seine eigene Ansicht der Natur der Gemeindegüter und *l.* 8. *D. de comm. divid.*, jedem Gemeindsgliede das Recht zu, die Theilung des Gemeindeplatzes zu verlangen, und entkräftet ganz befriedigend *Runde's* Argumente, der die Einwilligung aller Gemeindeglieder für nothwendig hält. Rec. hätte aber um so mehr gewünscht, dafs der Vf. auch auf die dritte Meinung, nach welcher die Mehrheit der Gemeindeglieder die Theilung bestimmen soll, Rücksicht genommen hätte, als eben die Natur der Gemeindegüter auch auf Folgerungen für diese Meinung leitet, und den röm. Gesetzen von Theilung gemeinschaftlicher Güter andere positive Bestimmungen, welche die Mehrheit der Stimmen zur Entscheidung in Gemeinheitsangelegenheiten fodern, im Wege zu stehen scheinen. — Die Theilung selbst soll nach Köpfen geschehen, weil nach der Idee der ursprünglichen Gemeinschaft der gemeinen Plätze *alle* Mitglieder zusammen der ungetheilte Eigenthümer sind; nur das active Gemeindeglied kann, nach dem Vf., Antheil daran nehmen. II. *Prüfung des Satzes: Qui excipit, non fatetur, abstrahirt aus dem Umfange der Begriffe der Sache selbst.* Der Vf. unterscheidet ganz richtig die Einreden der Art, dafs in der extensiven Quantität ihres Begriffes der Begriff des Klagegrundes, als nothwendiges Merkmal angetroffen wird, von solchen Einreden, in deren Begriffsumfange der Klagegrund nicht nothwendig enthalten ist: in dem Vorbringen *jener* Einreden und der Behauptung ihrer Wahrheit, nicht aber in der Vorschützung *dieser*, liegt ein Eingeständnifs des Klagegrundes. Irrig wird aber S. 78. die *Compensation* unter den Exceptionen der ersten Gattung aufgeführt, denn als Resultat eines neuen Factums enthält sie kein nothwendiges Merkmal, welches in der Thatsache der Klage begriffen ist. III. *Prüfung der Rechtlichkeit des Anatocism, oder der Zinsenverfälschung.* Dafs der Anatocismus nach natürlicher Ansicht keine wucherliche Handlung sey, wie hier sehr weitläufig ausgeführt wird, dagegen läfst sich im Grunde nichts einwenden; dafs aber *l.* 28. *C. de usuris* unter die *anomalischen* Gesetze gehöre, davon können wir uns nicht überzeugen. Geht man auch mit *Weber* von dem Grundsatze, als einem selbst im gemeinen Rechte gegründeten Axiome, aus, dafs jeder, zu dessen Besten ein Andrer sein Recht oder Eigenthum verwandte, unmittelbar zur Vergütung mit Zinsen verbunden ist, wenn er auch keine Zinsen versprochen hat, oder nicht *in mora solvendi* ist; so läfst sich ja doch ohne legislatorische Inconsequenz denken, dafs aus Polizeyrücksichten, die auch itzt noch eintreten, untersagt ist, von schuldigen Zinsen *eines und des nämlichen* Schuldners wieder Zinsen zu fodern. Darf denn der Gesellschafter, der Mandatar u. dgl., die der Vf. zu seinem analogen Beweise anführt, von rechtmäfsigen Entschädigungszinsen wieder Zinsen nehmen? Auch die Richtigkeit der Analogie zugegeben, können wohl *analogische* Folgerungen aus gesetzlichen Bestimmungen klaren unzweifelhaften Gesetzen als wahre *Anomalien* entgegengestellt werden? IV. *Ueber Unrechtmäfsigkeit der Taxgebühren.* Weil schon jeder Bürger zur Belohnung der Staatsdiener für ihre Pflichterfüllung überhaupt steuern müsse, hält der Vf. den Staat nicht für befugt, für gerichtliche Handlungen Taxen nehmen zu lassen. Dieser Grund beruht aber nur auf der Voraussetzung, dafs die Abgaben der Unterthanen gerade nach den Bedürfnissen des Staats berechnet, und eine angemessene Besoldung der Staatsdiener schon dabey in Anschlag gebracht ist; ausserdem sind proportionirte Taxen etwa blofs einer politischen Erwägung fähig. Uebrigens gehört dieser Gegenstand nicht in das Gebiet des bürgerlichen Rechts. — Noch möchten wir Hn. *K.* eine gedrängtere Darstellung seiner oft zu weit ausgeholten, und durch identische Sätze ausgedehntee Beweise, so wie die Vermeidung der Provincialismen, z. B. *Briefereyen, Brünnen, Gemeiner* u. s. w. empfehlen.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Theoretisch-practischer Commentar über die Heineccischen Insti-*

Digitized by Google

Institutionen, nach deren neuesten Ausgabe von D. *Ludwig Julius Friedrich Höpfner*, mit dem Bildnifs des Vfs. *Siebente* Auflage, von Neuem durchgesehen, mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von D. *Adolph Dieterich Weber*. 1803. Ohne die Tabellen 1227 S. 4. (4 Rthlr. 18 gr.)

Da es jetzt immer mehr herrschender Geist wird, dafs jeder, dem es gelang, in einigen Punkten heller zu sehen, als andere, sich für den Ersten und Einzigen hält, und da man immer mehr sich von der Idee entfernt, dafs bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Rechtswissenschaft jeder Schriftsteller nothwendig seine schwachen Seiten haben mufs: so darf es denn auch nicht befremden, wenn das vorliegende Werk seit seinem ersten Erscheinen häufig, selbst von den besten Köpfen, mit einer Verachtung behandelt wurde, welche sehr nahe an gänzliche Verdammung gränzte. So gern wir es aber auch zugeben, dafs *Höpfner* oft nicht tief genug eindrang, und dafs seine sämmtlichen Arbeiten in vieler Rücksicht hätten besser seyn können: so müssen wir dennoch aufrichtig gestehen, dafs uns jene Härte und Gleichgültigkeit immer höchst ungerecht und lieblos geschienen hat. Wie viele würden seyn, was sie sind, oder zu seyn wähnen, wenn ihnen nicht *Höpfners* lichtvolle Darstellung, und wirklich nicht gemeine Gelehrsamkeit, über viele Materien Licht gegeben hätte, an denen sie, ohne einen solchen Vorgänger, vielleicht selbst ihre Kräfte erschöpft hätten? Wie viele würden verlegen gewesen seyn, wenn sie vor *Höpfner*, in einer, der literarischen Cultur überhaupt wenig vortheilhaften Periode, über eine so umfassende Wissenschaft ein detaillirtes Glaubensbekenntnifs hätten ablegen sollen? Es ist wahrlich leicht, zu glänzen und tadellos zu bleiben, wenn man sich nur über Materien äufsert, zu denen man durch eine entschiedene Neigung gelockt ward, und seine dunkeln Ansichten dem Publico verbirgt; aber unendlich schwer ist es, allen zu gefallen, wenn man über alles frey und offen seine Meynung zu sagen verbunden ist. Unparteyische Männer werden daher gewifs *Höpfners* Verdienste immer dankbar erkennen, und auch ihm einen Theil des glücklichen Geistes zuschreiben, welcher in dem letzten Jahrzehend (vielleicht einer der wichtigsten Perioden!) die deutschen Juristen wie zu einem neuen Leben erweckt hat.

Um so angenehmer ist es uns daher, aus der Hand eines unsrer ersten und berühmtesten Civilisten eine neue Ausgabe des Höpfnerschen Commentars zu erhalten, welche sich von den vorigen bedeutend und sehr vortheilhaft auszeichnet. Zwar hat Hr. *W.* auf dem Titel nur einige Anmerkungen und Zusätze angekündigt; allein die Nachträge der besseren, besonders neueren Literatur, und die berichtigenden und ergänzenden Anmerkungen, in denen das Publicum ganz den Scharfsinn des Herausg. wieder kennen wird, sind so zahlreich und mannigfaltig, dafs diese Ausgabe auf den Namen einer durchaus verbesserten mit vollem Rechte Anspruch machen kann. Man vergleiche nur das *Prooemium*, und die Titel *de rerum divisione* und *bonorum possessione*, wo ein grofser Theil der besten Anmerkungen dem Herausg. angehört. Der Text ist dagegen im Ganzen unverändert geblieben, ausgenommen einige Fälle, wo der Irrthum des Vfs. ganz augenscheinlich war, wie z. B. §. 846., in dem man jetzt eine richtige Theorie über den Unterschied zwischen *constitutum debiti alieni* und Bürgschaft findet. Recht sehr wünschten wir, dafs Hr. *W.* sich diese Freyheit mehr erlaubt hätte, z. B. gleich im §. 1., wo die Darstellung der Gründe, durch welche Justinian zu einer neuen Gesetzgebung veranlafst ward, sehr dürftig ist, und zum Theil ganz schief, indem man von der Wichtigkeit des prätorischen Edicts nichts erfährt, und auf der andern Seite besonders auf die alte Verfassung verwiesen wird, woraus sich doch äufserst wenig in Rücksicht der spätern Justiz-Verfassung erklären läfst. Auch wünschten wir eben so sehr, dafs der Herausg. an manchen Orten die Gründe an sich richtiger Behauptungen des Vfs. angegeben hätte. Denn in einem Werke dieser Art sollte billig alles entweder direct durch Gesetze belegt, oder durch ein kurzes Raisonnement bewiesen, nie aber ein blofser Autor als Beweis der Beweise citirt werden. Freylich ist auch diese Forderung, bey einer überhaupt so lästigen und abschreckenden Arbeit, nicht leicht zu erfüllen; allein wir dürfen von Hn. *W.* alles verlangen, da er zu den wenigen gehört, welche alles geben können, und jeden billigen Wunsch zu befriedigen bereit sind.

FRANKFURT a. M., b. Herrmann: *Sammlung der Verordnungen der Reichsstadt Frankfurt*, von *Joh. Conradin Beyerbach*, J. U. L. u. Consistorialrath daselbst. *Fünfter* Theil. *Verordnungen, welche die Communication im Handel und Wandel zum Endzweck haben.* 1798. Von S. 1023 — 1221. *Sechster* Th. *Fürsorge bey der häuslichen Niederlassung und bey dem Aufenthalte im Frankfurter Staat* 1799. Von S. 1224 — 1378. *Siebenter* Th. *Gesundheitspflege.* 1799. Von S. 1380 — 1458. *Achter* Th. *Rechtspflege.* 1799. Von S. 1459 — 1681. *Neunter* Th. *Allgemeine Sicherheitsanhalten und Vollziehungsgesetze.* 1799. Von S. 1684 — 1789. *Zehnter* Th. *Welcher die Verordnungen vom J. 1797 bis 1800, und das Sachregister über die zehen Theile enthält.* 1801. Von S. 1790 — 3054. 8. (6 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlung der frankfurter Particulargesetze war urfprünglich nur bis auf das Jahr 1797 berechnet; weil aber der Herausg. an der Verfertigung des Sachregisters eine Zeit lang gehindert wurde: so trug er mit dem letzteren die seit 1797 — 1800 erschienenen Verordnungen noch nach. Aufser der zugesagten Fortfetzung dieses Werkes kündigt derselbe aber noch nicht nur eine Geschichte der Reichsstadt Frankfurt, welcher eine Geschichte der Gesetzgebung dieser Stadt einverleibt werden soll, an, sondern bemerkt auch, dafs der von ihm auszugebenden Frankfurter Bibliothek ein chronologisches Register über die besondern Gesetze dieses kleinen Staats werde eingerückt werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. Januar 1804

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Broſſon, Gabon u. a.: *La Médecine clinique rendue plus préciſe et plus exacte par l'application de l'analyſe;* ou *recueil et reſultat d'obſervations ſur les maladies aiguës*, faites à la Salpétrière, par *Ph. Pinel*, Médecin en chef de cet hoſpice et Profeſſeur à l'école de médecine de Paris. an X. (1802.) XL. et 432 gr. 8.

BAYREUTH, b. Lübecks E.: *Praktiſche Heilkunde zu einem höhern Grade von Vollſtändigkeit und Genauigkeit erhoben durch die Anwendung der analytiſchen Methode*, oder *Sammlung und Reſultate von Beobachtungen über die hitzigen Krankheiten*, gemacht in dem National-Spital der Salpetrière zu Paris, v. *Philipp Pinel*, Arzt dieſes Spitals und Profeſſor der Arzneyſchule zu Paris. Mit des Verfaſſers Genehmigung aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. *Georg Friedr. Kraus.* 1803. XX u. 543 S. gr. 8.

Der Zweck, den ſich der Vf. bey der Herausgabe ſeiner *Noſographie philoſophique* vorgeſetzt hatte, war der, die Heilkunde durch Aufſuchung und Feſtſetzung einfacher Krankheitsformen zu einem höhern Grad von Vollkommenheit und Beſtimmtheit zu bringen. Die Grundſätze, welche er in jenem Werke als theoretiſche Norm feſtſetzte, ſucht er in dem vorliegenden durch Erfahrung anſchaulich zu machen. Nachdem er in der Einleitung über die Schwierigkeiten bey der Ausübung der Heilkunſt im Allgemeinen geſprochen, ſeine Methode mit merklicher Selbſtgenügſamkeit vor andern gerühmt, und die erforderlichen Aufſchlüſſe über die Eigenthümlichkeiten der Anſtalt, welcher er vorſteht, gegeben hat, ſo liefert er in dem erſten Abſchnitte eine Anzahl von Krankengeſchichten, welche eine naturhiſtoriſche Suitenſammlung für die zwey erſten Klaſſen ſeines Syſtems (die primitiven Fieber und Phlegmaſieen) darſtellen ſollen; in dem zweyten Abſchnitte verbreitet er ſich in drey Abtheilungen über den Einfluſs der Aufſendinge (der örtlichen Verhältniſſe, der Jahreszeiten, und der Behandlung) auf die Krankheiten, und erläutert ſeine Methode, denſelben in einzelnen Fällen zu berechnen.

Da die *Noſographie philoſophique* in dieſen Blättern angezeigt iſt, und Rec. das Syſtem *Pinel's* als bekannt vorausſetzen darf: ſo unterläſst er eine ausführliche Darſtellung und Kritik deſſelben, er beſchränkt ſich bloſs auf die Bemerkung, dafs die Krankheiten nach denſelben Principien geordnet ſind, nach welchen die Naturbeſchreiber die Naturkörper nach äuſserlichen Merkmalen claſſificiren. Wie wenig dieſe Principien zur ſyſtematiſchen Anordnung der Krankheiten geeignet ſeyn können, ergiebt ſich ſchon aus der Betrachtung, dafs jede Krankheit nicht ein Product (ein Gewordenes), ſondern eine Reihe von Erſcheinungen (ein Werdendes) darſtellt; dafs ſie aller ſtätigen Merkmale entbehrt, und nur das Individuum, an welchem wir ſie beobachten, beharrend iſt. Jeder Verſuch, ein Syſtem der Noſologie nach ſolchen Grundſätzen aufzuführen, beruht keineswegs auf analogiſchen Schlüſſen, ſondern mehr auf poetiſchen Gleichniſſen; er geht hervor aus dem Hange des Menſchen, Erſcheinungen zu perſonificiren, der denjenigen, welchen die Natur mit einer lebhaften Einbildungskraft begabte, am häufigſten beſchleicht.

In dem Syſteme *P's.* haben die Symptome den Werth ſtätiger äuſserer Merkmale; nach ihrem beſtändigen Zuſammentreffen werden die generiſchen Charaktere der Krankheiten beſtimmt, und nach ihrer zufälligen Verbindung die Complicationen *berechnet.* — Die Symptome werden mannigfaltig durch Individualität modificirt; die Kenntnifs eines Theils derſelben beruht auf den willkührlichen Aeuſserungen des Kranken, ihre bloſse Aufzählung genügt durchaus nicht zur Feſtſetzung treffender generiſcher Charaktere, dieſe müſſen, von einer ſolchen Grundlage aus, immer unzuverläſſig ausfallen. Wir haben mehrere Beyſpiele, welche dieſe Aeuſserung rechtfertigen, und Rec. trägt kein Bedenken, ihnen *Pinel's Table ſynoptique* an die Seite zu ſetzen; wenigſtens mufs er die Frage: „Iſt die Heilkunde durch die ſyſtematiſche Anordnung des Vfs. zu der Höhe einer Wiſſenſchaft erhoben worden?" mit *Nein* beantworten.

Die Sammlung von Wahrnehmungen, welche der Vf. liefert, mufs aus zwey verſchiedenen Geſichtspunkten beurtheilt werden; einmal, in wie fern die einzelnen Krankengeſchichten dazu geeignet ſind, die Grundſätze des Vfs. empiriſch zu beleuchten und zu rechtfertigen, und dann, in wie fern die Heilkunde als bloſse Erfahrungskunde, ohne Rückſicht auf irgend ein Syſtem, dadurch bereichert wird. Der beſchränkte Raum dieſer Blätter verbietet, jede Krankengeſchichte einzeln durchzugehen, auch würde eine ſolche Arbeit die darauf verwandte Zeit und Mühe kaum belohnen. Die Nachläſſigkeit, mit welcher die Krankengeſchichten aufgezeichnet und die Leichenöffnungen angeſtellt worden ſind, vermindert den Nutzen derſelben im Allgemeinen; für den beſondern Zweck des Vfs. werden ſie durch den Umſtand

ſtand unbrauchbar gemacht, daſs ſie bloſs durch das höhere Alter und die Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geſchlechts modificirte Krankheitsformen darſtellen.

Rec. könnte dieſe Vorwürfe aus dem ganzen Werke mit zahlreichen Beweiſen belegen; er begnügt ſich nur einige anzuführen, z. B. S. 34. Hier wird die Geſchichte einer *fièvre remittente gaſtrique* erzählt; nachdem der Anfang der Krankheit ganz kurz angegeben worden iſt, erfährt man von dem Befinden der Kranken vom erſten bis zum fünften Tage nichts; am ſechsten bekömmt ſie ein Brechmittel, und nun heiſst es am ſiebenten: *Sorte de ſtupeur, nauſées pendant le friſſon, on reitera la boiſſon émetiſée, adminiſtrée de la méme maniére que ci deſſus*, und dann erſt wieder am zwölften: *Colique ſuivie de quelques ſelles, pouls un peu relevé, forces moins abattues, idées plus preciſes, nuit tranquille, ſommeil.* — Was trug ſich in den vier Tagen zu, deren keine Erwähnung geſchieht? — Auf ähnliche Weiſe ſind die meiſten Krankengeſchichten abgefaſst. Rec. kennt nur zwey Methoden, den Verlauf einer Krankheit auf eine inſtructive Art darzuſtellen: entweder muſs man ein genaues Tagebuch, das die Erſcheinungen von einem Tage zum andern angiebt, ohne alles Räſonnement liefern; oder man bringt den ganzen Verlauf unter einen allgemeinen Geſichtspunkt, und reiht an dieſen die allmälig ſich ereignenden Zufälle, nach Maafsgabe ihrer wahrſcheinlichen Bedeutung, an.

Der Erfund bey den Leichenöffnungen iſt allzukurz und unvollſtändig angegeben. Meiſtens iſt unter der Aufſchrift *Autopſie cadaverique* bloſs der Zuſtand eines einzigen Eingeweides berührt, ungeachtet der Gang der Krankheit allgemeiner verbreitete ſichtbare Unordnungen im Körper vermuthen lieſs. So heiſst es z. B. S. 77. bey einer *fièvre adynamique* bloſs: „*poumon gauche carnifié.*" S. 93. bey einer *fièvre cerebrale*: „*Epanchement lymphatique dans les Sinus lateraux du cerveau.*" S. 95.: *Epanchement conſidérable du fluide lymphatique dans les Sinus latéral du cerveau.*" — Rec. hat ſich durch eine Summe von Wahrnehmungen belehrt, daſs nach acuten Fiebern, ſowohl mit örtlichen organiſchen Affectionen, als ohne ſolche, ſich weſentliche Abweichungen in ganzen Syſtemen von Organen vorfinden; ſo trifft man nach Krankheiten von der Familie derjenigen, welche *P. fièvres adynamiques* nennt, das Venenſyſtem beynahe ganz von Blut entleert an, man findet einen auffallenden Mangel an wäſſerigen Secretionsſtoffen, während dieſes ſich ganz umgekehrt bey den *fièvres ataxiques* des Vfs. verhält. So viel nur als Beyſpiel, eine weitere Ausführung dieſes Gegenſtandes gehört nicht hieher.

Nach dieſen allgemeinern Bemerkungen muſs Rec. noch auf einige Fehlgriffe des Vfs. in der Diagnoſe aufmerkſam machen. Unter der Aufſchrift: *fièvre remittente gaſtrique*, werden S. 36. u. 38. zwey Fälle beſchrieben, von welchen der erſte am 21ſten Tage in eine organiſche Krankheit der Leber überging, der andere aber ſich gleich vom Anfange an durch Symptome auszeichnete, die auf örtliche Fehler der Leber als Krankheitsurſache hinwieſen. Dieſe beiden Fälle würden in Deutſchland ohne Zweifel nicht bloſs mit Eſſigſyrup und Gerſtenwaſſer behandelt worden ſeyn. S. 331. erwähnt der Vf. der zweyten Beobachtung noch einmal, und erklärt die Krankheit der Leber für eine zufällige Complication. S. 61. u. 62. unter der Aufſchrift: *fièvre adynamique continue Eſp. Ire fièvre putride Pringle*, werden zwey Krankheitsfälle erzählt, die Rec. zu der *fèbr. lent. nervoſ. Huxham.* zählen würde, welche der Vf. unter die *fièvres ataxiques* bringt. S. 69. wird unter der Aufſchrift „*fièvre bilioſo-putride*" die Geſchichte eines unbedeutenden gaſtriſchen Fiebers erzählt, das bloſsen Ausleerungsmitteln wich. S. 73. „*fièvre pituitoſo-putride*," bey welcher erſt die brandig gewordenen Schwämmchen dem Vf. den wahren Charakter der Krankheit verrathen zu haben ſcheinen, ihn aber dennoch nicht zu ſchleuniger thätiger Hülfe vermochten. S. 78 — 83. Die Fälle unter der Aufſchrift „*fièvre maligne*" unterſcheiden ſich offenbar durch nichts von der *fièvre cerebrale* des Vfs., mit Ausnahme des von der *Marie Audan* S. 82., welcher ein Typhus mit Darmentzündung geweſen zu ſeyn ſcheint. Von der Rippenfellentzündung hat der Vf. kein einziges Beyſpiel geliefert; die beſchriebenen Fälle waren entweder bloſse Congeſtionen, die durch unterdrückte Blutflüſſe und gaſtriſche Unreinigkeiten veranlaſst wurden, oder S. 135. ein Typhus, der einen Sphacelus in der ſchon früher desorganiſirten Lunge zur Folge hatte. Die Peripneumonieen, von welchen S. 168 — 196. mehrere Fälle erzählt werden, ſcheinen dem Rec. keine Lungenentzündungen, ſondern theils eine Modification des Katarrhalfiebers geweſen zu ſeyn, wie er ſie im höhern Alter, beſonders bey Weibern, ſehr häufig beobachtet hat, theils waren es, wie z. B. die Krankheit der *Geoffroi* S. 192. Affectionen der Leber und der Unterleibseingeweide. Ueber den Rheumatiſmus ſcheint der Vf. gar nicht im Reinen zu ſeyn, was ſchon aus der Behauptung, daſs dieſer Krankheitsform immer eine Affection der Muskeln zum Grunde liege, erhellt. Unter *Rhumatiſme aigu* S. 201. werden zweyerley ganz verſchiedene Dinge angeführt, und wodurch ſich der *Rhumatiſme goutteux* von dem *Rhumatiſme aigu* unterſcheide, erhellt aus den erzählten Krankengeſchichten keinesweges. Die Beobachtungen des Vfs. über diejenige Gattung Nervenfieber, welche er *fièvre cerebrale* nennt, über die organiſchen Krankheiten des Magens und Darmkanals, und die örtlichen Zerſtörungen bey der Gicht (*Goutte aſthenique*) verdienen, ungeachtet auch ſie der Vorwurf der Oberflächlichkeit trifft, Aufmerkſamkeit und den Dank der Aerzte.

Die den Krankengeſchichten angehängten Corollarien enthalten theils eine Wiederholung ſchon früher aufgeſtellter Sätze, theils entwickeln ſie genauer und durch Beyſpiele die Idee von beſtändigen Grundformen der Krankheiten, die durch eigenthümliche Symptome charakteriſirt werden. Complicirte Krankheiten entſtehen durch den Zuſammenfluſs mehrerer urſprünglicher Grundformen, und die Trennung der Symptome in einzelne Haufen iſt das, was der Vf. *Analyſe* nennt, das Triebwerk ſeiner ganzen Methode.

Nach

Nach des Rec. Dafürhalten läfst sich der Begriff der Complication nicht durch ein räumliches Nebeneinanderseyn der Symptome erläutern, und die complicirte Krankheit sich nicht durch ein arithmetisches Kunststück in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, sie läfst sich eher mit einem chemischen Producte vergleichen, das durch einen Act der Reflexion zerlegt werden mufs.

Der Vf. vergleicht ferner die in seinem Systeme aufgestellten Ordnungen der Fieber unter einander, in Hinsicht auf ihren verschiedenen Sitz, und das in denselben in verschiedenem Grade sich äufsernde Vermögen der Heilkräfte der Natur. Mehr durch Declamation, als durch kritische Untersuchungen, hebt er die Thätigkeit der organischen Kräfte zur glücklichen Beendigung der Krankheit in den drey ersten Ordnungen der ersten Klasse, der *fièvres angio - toniques, meningo - gastriques* und *adeno - meningées* heraus, und hält den Mangel dieser Thätigkeit für ein unterscheidendes Kennzeichen der *fièvres adynamiques* und *ataxiques*. Die Berichtigung dieser Ansicht würde einen gröfsern Raum erfordern, als der Zweck dieser Blätter gestattet.

Der zweyte Abschnitt ist in drey Paragraphen abgetheilt. — §. I. *Effets des Localités.* Der Vf. bemerkt zuerst, dafs die Geschichte der Epidemieen und die sogenannten medicinischen Topographieen keine genügende Aufschlüsse über den Einfluss der örtlichen Verhältnisse auf die Krankheiten gewähre, dafs ein Institut, wie die Salpêtrière, in welchem sich beständig 6000 Menschen aufhalten, zu dergleichen Beobachtungen am geschicktesten sey. Rec. scheint dieses Institut gar nicht dazu geeignet zu seyn, dem Arzte allgemeine Ansichten zu verschaffen. Man lernt darin blofs den Einfluss der Localitäten des Instituts auf die Krankheiten einer einzelnen Menschenklasse in einer beschränkten Lebensperiode kennen; diese hat der Vf. auf eine unterrichtende Weise beschrieben, aber allgemeine Ansichten lassen sich aus seinen Angaben nicht abstrahiren. — §. II. *Influence des Saisons sur les maladies et nouvelle manière de la déterminer avec exactitude.* Der Vf. rühmt die Vortheile, welche die Salpetriere bey der Untersuchung dieses Gegenstandes gewähre. Die neue Methode, den Einfluss der Jahrszeiten und Witterung auf die Krankheiten zu bestimmen, besteht darin, dafs man von Monat zu Monat genaue Verzeichnisse von den beobachteten Krankheiten entwirft; zuerst diejenigen aushebt, die zu allen Jahreszeiten gleich häufig vorkommen, und alsdann die ungewöhnlichen, sowohl in Rücksicht ihrer Frequenz, als ihrer eigenthümlichen Charaktere, mit dem Zustande der Atmosphäre vergleicht. Auf diese Weise entwickelt der Vf. den Begriff von Krankheitsconstitution gleichsam durch einen Calcul; er verwirft *Sydenham's* Annahme verborgener Eigenschaften der Aufsendinge als einen Bestimmungsgrund für die *febris stationaria*; er erläutert seine eigene Ansicht theils durch Räsonnement, theils durch die tabellarische Zusammenstellung der wirklich von ihm beobachteten Krankheiten mit den zufälligen atmosphärischen Veränderungen. Rec. ist zwar allerdings der Meinung, dafs den Behauptungen *Sydenham's*, *Stoll's* u. a. über die Herrschaft der *febris stationaria* viele gegründete Einwürfe entgegengesetzt werden können; er ist aber auch überzeugt, dafs durch *Pinel's* Methode das Räthsel nicht gelöst werden wird. — §. III. *Détermination des vrais principes de ce qu'on nomme médecine expectante ou agissante.* Der Vf. will, dafs man aus einer Reihe systematisch geordneter Beobachtungen diejenigen Fälle aushebe, in welchen man ein mehr oder minder regelmäfsiges Fortschreiten zur Genesung, unter einer kleinen Beyhülfe der Kunst (*legers secours*), oder einer klüglich angeordneten Diät, bemerkt, sie solchen gegenüber stelle, die, sich selbst überlassen, früher oder später mit dem Tode endigen, und darnach die Gränzen für das, was man *Thätigkeit* und *Warten* (*action et expectation*) in der Heilkunst nennt, bestimme. Rec. sieht nicht ein, wie auf diese Weise ein bestimmter Begriff gebildet, ein Canon für die Therapie auf eine solche Basis gegründet werden kann. Alle willkührliche Veränderungen (auch selbst die *legers secours*), die wir in den auf den Kranken von aufsen einwirkenden Reizen vornehmen, gehören in das Gebiet der Therapie, sie müssen immer als ein Handeln von Seiten des Künstlers angesehen werden, sie mögen nun in diätetischen Vorschriften oder in Arzneyformeln bestehen. Der Unterschied zwischen der *Médecine agissante* und *expectante* ist daher ungegründet, und diese beiden Dinge können einander nie entgegengesetzt werden; es ist blofs von der zweckmäfsigen Auswahl der anzuwendenden Heilmittel die Rede. Nach einer solchen Auslegung ist Rec. mit dem Vf., was die Heilmethode in einzelnen Krankheiten betrifft, in manchen Stücken einverstanden, er hält diesen Abschnitt für den interessantesten des ganzen Werkes, und findet viele nützliche Bemerkungen darin.

Im Ganzen genommen beschränkt sich die Heilmethode des Vfs. in den drey ersten Ordnungen der Fieber auf Verminderung der äufsern Reize, und in manchen Fällen mag sie den Erwartungen des Arztes entsprechen; bey den *fièvres adynamiques* und *ataxiques* wendet er, wie alle andere Aerzte, verschiedene Reizmittel an. Sehr gegründet scheinen Rec. die Bemerkungen über die Zwecklosigkeit der allzuhäufigen Purgirmittel bey den gastrischen Fiebern zu seyn; er glaubt aber, dafs man auch die *potions delayantes* weglassen, und an deren Stelle mit besserm Erfolge in der spätern Periode dieser Krankheiten bittere Mittel geben könne. Am wenigsten befriedigten Rec. die Betrachtungen über die Wechselfieber; der Vf. will die meisten mit schwächenden Mitteln, nur wenige mit bittern Arzneyen behandelt wissen; und macht der Fieberrinde die schon von vielen geäufserten und eben so oft widerlegten Vorwürfe, ohne sie durch neue Erfahrungen über die Natur der Krankheit begründen zu können.

Bey den Krankheiten der zweyten Klasse (*Phlegmasies*) verfährt der Vf. nach den nämlichen allgemeinen Gesichtspunkten, d. h. in geringen Graden genügt ihm die Verminderung der äufsern Reize nur bey höherer

Inten-

Intenſität, und wo die Eigenthümlichkeiten des afficirten Organs es früher erfodern, wendet er Blutausleerungen u. dergl. an. Rec. hat oben ſchon einige diagnoſtiſche Fehlgriffe des Vfs. gerügt; daſs dieſe Einfluſs auf ſeine therapeutiſchen Anſichten in einzelnen Krankheiten haben muſsten, ergiebt ſich von ſelbſt. — Der ungegründete Unterſchied, den der Vf. zwiſchen der *Médecine agiſſante* und *expectante* macht, ſeine offenbare Vorliebe für die letztere und ſein guter Glaube an eine Heilkraft des Organiſmus ſcheinen ihn öfters von der *Médecine expectante* ab- und zu einer zaudernden Heilkunſt zu verleiten, die Rec. keinem Arzte empfehlen möchte. Man findet unter den beſchriebenen Fällen mehrere, in welchen ein entſcheidendes Mittel um ein Beträchtliches früher hätte angewendet werden ſollen, wie es bey dem Aderlaſs und den Brechmitteln in den Fiebern der erſtern Ordnungen, in den *fièvres adynamiques* und *ataxiques* mit den reizenden und ſtärkenden Mitteln häufig geſchah.

Das Verzeichniſs der Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche, deren ſich der Vf. gewöhnlich bedient, empfiehlt ſich durch ſeine Einfachheit. Rec. würde jedoch in ſeinem Arzneyvorrathe mehrere der angeführten Mittel gern entbehren, z. B. *Veronica officinalis*, *Symphitum officinale*, *Borrago officin.*, *Polygonum bistorta*, *Rumex acetoſa*, *Morus nigra*, *Mercurialis annua*, *Parietaria officinalis*; dagegen aber andere darein aufnehmen, z. B. *Hyoſcyamus niger*, *Prunus lauro-cerasus*, *Arbutus uva urſi*, *Geum urbanum*, *Digitalis purpurea*, *Polygala amara*, *P. ſenega*, *Anthemis pyrethrum*, *Juniperus Sabina*.

Bey den vielen bisher angeführten Mängeln läſst ſich dem vorliegenden Werke keineswegs alles Verdienſt abſprechen; es enthält, neben mehrern mangelhaft erzählten, verſchiedene richtig aufgefaſste Beobachtungen, es enthält viele ſchätzbare Winke für das Heilverfahren in acuten Krankheiten, es kann endlich vielleicht auch dazu dienen, die allzueifrigen Vertheidiger der Erregungstheorie, die Freunde der tranſcendentalen Conſtruction der Krankheitsformen in die Schranken zurückzuführen, die freylich *P.* ſelbſt von der entgegengeſetzten Seite eben ſo ſehr überſchritten hat.

Eine Ueberſetzung ins Deutſche mag daher dieſes Werk wohl verdient haben. Daſs aber Hr. *Kr.* die Pflichten eines gewiſſenhaften Ueberſetzers in ihrem ganzen Umfange erfüllt habe, läſst ſich nicht ſagen. Durch Nachläſſigkeit haben ſich mehrere den Sinn entſtellende Fehler eingeſchlichen, z. B. *acide acetique*, eſſigſaures Waſſer, ſtatt Eſſigſäure; *les pâtes ou tablettes d'orge*, die Paſteten und Gerſtentafeln; *Anaudie*, Stummheit, ſtatt Gefühlloſigkeit, u. m. dgl. Der Styl iſt holperig, die Sprache undeutſch. Die Vorrede ſcheint dem Rec. eine Entſchuldigung zu ſeyn, welche der Ueberſetzer gegen die Erregungstheorie wegen ſeiner Ueberſetzung macht; der Anmerkungen ſind nur wenige, und unter dieſen keine einzige von Belange.

SCHÖNE KÜNSTE.

QUEDLINBURG, b. Ernſt: *Adolph von Helm*, oder *der vermeynte Baſtard*, ein Gemälde für gefühlvolle Leſer. 1801. 512 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein adlicher Wollüſtling, der ein bürgerliches edeldenkendes Mädchen, nach langen fruchtloſen Verſuchen, doch endlich dahin bringt, daſs ſie ihm ihre Hand zuſagt, und ſogar ihn, den ſie anfangs verabſcheute, zu lieben beginnt — dieſer Unwürdige kann im Uebermaaſs ſeiner Begierde doch den rechtlichen Zeitpunkt des Beſitzes nicht abwarten, ſondern bringt ſeiner Braut einen Schlaftrunk bey, und bemächtigt ſich auf dieſe unedle Art ihres Genuſſes, mit Verluſt ihrer Zuneigung. Gleichwohl will er nachher den hierdurch erzeugten und im fünften Monat der Ehe gebornen Sohn nicht für den ſeinigen erkennen, ſondern zeiht ſeine tugendhafte Gemahlin (die er freylich, auch noch als Braut, einmal in einer ſehr verdächtigen Lage mit einem frühern Liebhaber antraf) der Untreue, und behandelt ſeinen Sohn, als einen vermeynten Baſtarden, mit ſolcher Grauſamkeit, daſs ihn die Mutter ſelbſt endlich im neunten Jahre ſeines Lebens heimlich aus dem väterlichen Hauſe fortſchickt. Dies iſt der Grundſtoff des gegenwärtigen Romans, und ſchon aus dieſer einfachen Angabe wird man wahrſcheinlich erkennen, daſs ſich hier zwar die Gelegenheit zu mancher romantiſchen Situation anbiete; daſs es aber auch einer ſehr feinen, geſchmackvollen Bearbeitung bedürfe, wenn ein ſolcher Gegenſtand nicht widrig oder wohl gar empörend werden ſolle. Hier iſt er offenbar in die Hände eines noch ganz unerfahrnen Kunſt-Jüngers gefallen. Gleich die endloſe Erzählung, mit welcher ein dreyzehnjähriger auf dem Felde gefundener Knabe ſeine Geſchichte (S. 20—135.) beginnt, und der gleich darauf folgende ſchriftliche wieder 183 Seiten füllende Aufſatz ſeiner Mutter, zeugen von einer höchſt fehlerhaften Oekonomie des Plans. Aber noch weit mehr verfehlt iſt der Ton der ſprechend aufgeführten Perſonen — denn ſo ſpricht weder ein ungebildeter Jüngling, noch auch eine Mutter zu ihrem Sohne! — Und die Verkettung der Begebenheiten ſelbſt? Gerade da, wo der Vf. rührend ſeyn will, iſt er komiſch oder abgeſchmackt; und an Durchführung eines Charakters iſt gar nicht zu gedenken. So z. B. iſt der ſchmerzhafte Schaden, den ein junges Mädchen durch Umwerfung des Wagens am *Unterleibe* nimmt, und der ſich (eine ſeltſame mediciniſche Verbindung!) durch ein *Bruſtgeſchwür* endet, beynahe ekelhaft; und die Art, wie der Hauptheld, ein ſchon verſprochener Bräutigam, zu eben der Zeit, als er inbrünſtig ſeine Braut liebt, gleichwohl von einer fürſtlichen Mätreſſe ſich hinreiſſen läſst, ſo empörend als möglich. Auch die Aenderung, die plötzlich mit ſeinem laſterhaften Vater vorgeht, iſt ein unbegreiflicher Sprung. — Doch wozu der Tadel einzelner Gliedmaaſſen, wenn der ganze Körper nichts taugt!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24 Januar 1804

NEUERE SPRACHKUNDE.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Johann August Eberhard's*, ord. Prof. der Philosophie zu Halle, und Mitgl. der Acad. der Wissensch. zu Berlin, *Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart. Erster* Theil, A — C. Nebst einem *Versuche einer Theorie der Synonymik*. 1795. LII. u. 388 S. 8. *Zweyter* Theil, D — E. 1797. 244 S. *Dritter* Th. F — G. 1798. 330 S. *Vierter* Th. H — J. 1799. 324 S. *Fünfter* Th. L — R. 1800. 372 S. *Sechster* Th. S — Z. 1802. 416 S. 8.

Ehe wir von der innern Einrichtung dieses trefflichen Werkes sprechen, wollen wir die Gränzen angeben, welche der Vf. in der vorausgeschickten Theorie für die Synonymik abgesteckt hat.

Wörter, welche in der allgemeinen Synonymik, sollen erklärt werden, müssen 1) verschiedene Bedeutungen haben; aber 2) diese Bedeutungen müssen einander so ähnlich seyn, dass ihre Verschiedenheit nicht leicht zu bemerken ist. Dieß ist der Fall, wo die Aehnlichkeit der Bedeutungen mehrerer Wörter sehr gross, die Unterschiede aber dunkel sind. Am ähnlichsten sind die Bedeutungen der Wörter, wenn sie den *nächsten* höhern Begriff mit einander gemein haben. Haben sie nur einen entferntern höhern Begriff mit einander gemein, so fällt ihr Unterschied leicht in die Augen. *See* und *Fluss* ist leicht zu unterscheiden; *Fluss* und *Strom* schon nicht so leicht. Noch genauer lassen sich die Gegenstände der Synonymik durch solche Wörter definiren, deren Bedeutungen durch einerley nächsten Hauptbegriff einander ähnlich, aber durch solche Nebenbegriffe unterschieden sind, die nicht ohne eine genauere Zergliederung können entwickelt werden.

Die Synonymik hat es daher nur mit solchen sinnverwandten Wörtern zu thun, deren Unterschiede nicht gleich in die Augen fallen; und der Vf. tadelt die englische Schriftstellerinn Piozzi mit Recht, dass sie die Wörter *Jagdhunde*, *Hühnerhunde*, *Dachshunde* in ihre Synonymik aufgenommen. Auch fallen solche sinnverwandte Wörter, welche Gegenstände bezeichnen, deren Unterschiede man unmittelbar den Sinnen darstellen kann, als *Pokal* und *Becher*, *Stuhl* und *Schemel*, nicht unter das Gebiet der Synonymik. Der Vf. setzt noch hinzu, dass auch solche Wörter aus der Synonymik wegfallen, die eigenthümliche Kunstwörter einer gewissen Kunst oder Wissenschaft sind, (ausser welcher sie gewöhnlich nicht vorkommen, und in der also ihre Bedeutungen durch bestimmte Erklärungen festgesetzt werden. (Es scheint aber, dass dieses kein neuer Fall, sondern vielmehr in dem vorhergehenden mit enthalten ist. Whist, Lomber, Piket, oder Menuett und englischer Tanz, werden ebenfalls durch die Anschauung leichter, als durch Zergliederung in ihrem Unterschiede begriffen, so gut, als Pokal und Becher, Stuhl und Schemel.)

Die Frage, ob es in der deutschen Sprache völlig gleichbedeutende Wörter gebe, beantwortet der Vf. dahin, dass eben sowohl diejenigen Sprachforscher irren, die ihre Zahl zu sehr vermehren, als die, welche gar keine völlig gleichbedeutenden Wörter im Deutschen zugeben wollen. Warum es aber der scharfsinnige Vf. zur Vollkommenheit einer Sprache rechne, gar keine völlig gleichbedeutenden Wörter zu haben, sehen wir nicht ein. Wir würden ihm beytreten, wenn die einzige Function der Sprache *leichte* und *sichere* Bezeichnung wäre; so wie in der Mathematik es unnöthig wäre, für einerley Rechnungsarten, für einerley Potenzen mehrere Zeichen zu haben. Aber da die Wortsprache auch Tonsprache ist, da sie durch Abwechslung der Laute und oft durch Rhythmus gefallen soll, so sind einer jeden vollkommenen Sprache solche Synonyme zu wünschen. Selbst in bloss didaktischen Schriften ist es widerlich, zu oft immer das nämliche Wort hören zu müssen, und wenn z. B. ein medicinischer Schriftsteller öfter so in Benennung von einerley Krankheit abwechseln könnte, wie er mit Blattern und Pocken, Impfung der Pocken und Blatterbelzen abwechseln kann, würde das nicht eher ein Vorzug, als ein Fehler der Sprache heissen müssen? Gewiss ist das mit ein Grund, warum man so häufig auch fremde Wörter in die Sprache zieht. Um nicht immer *Durchfall* sagen zu müssen, spricht der Arzt von *Diarrhöe*; um nicht immer *Gegenstand* zu brauchen, braucht der Philosoph auch oft das fremde *Object*. Zwar sagt Hr. *E.* weiter unten: Es sey nicht sowohl die Wiederholung von einerley Lauten, was uns missfalle, wenn ein Wort zu oft und zu bald in einer Rede wieder erscheint, sondern die Wiederholung von einerley Idee, auch wenn sie von ganz verschieden lautenden Wörtern erregt wird. Daher höre das Ohr die Fürwörter und Partikeln ohne Unterlass wiederkommen, indess der Verstand dabey nicht den geringsten Ueberdruss empfinde. Dagegen ist aber zu sagen, dass die Partikeln einestheils zu kleine Wörter und zu schnell vorübergehende Töne sind, wie man am deutlichsten bey dem so unendlich oft wiederholten Homerischen *τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη* sieht:

sieht; anderntheils aber doch auch hier selbst das ewige Einerley lästig fallen kann, wie denn *Bürger* daher für *entweder*, *oder*, das oft der Vers verschmäht, *eer* und *or* setzen zu können wünschte.

Den Ursprung der Synonymen entwickelt Hr. *E.* sehr gut, 1) aus der Unbekanntschaft der ersten Erfinder eines Worts mit andern schon erfundenen von gleicher Bedeutung. (So erfand der junge *Pascal* sich andere Ausdrücke für Begriffe der Geometrie, da er die Sprache anderer Geometer aus Büchern noch nicht kannte.) 2) Aus dem Bestreben nach deutlichen Ausdrücken. 3) Aus der Verwandlung tropischer Ausdrücke in eigentliche. 4) Durch die Aufnahme von Wörtern aus fremden Sprachen, wovon man bereits sinnverwandte deutsche Ausdrücke hatte, oder doch leicht machen konnte, und in der Folge wirklich machte.

Den *Nutzen* der Synonymik setzt der Vf. 1) in der Uebung des Scharfsinns, 2) in der dadurch zu verhütenden Verwechslung der Begriffe, 3) in der Schlichtung der Wortstreitigkeiten, 4) in der Eigenthümlichkeit und Präcision des Ausdrucks. Das Vergnügen daran entspringt zuvörderst aus dem Gefühle der richtigen Harmonie zwischen Gedanken und Ausdruck. Dazu kömmt noch das angenehme Gefühl der Beschäftigung seines eignen Scharfsinnes, dem ein Vortrag, welchen seine Präcision auszeichnet, unaufhörlich Nahrung giebt, verbunden mit der Anschauung *des* Scharfsinnes, wovon der Schriftsteller seinen Geisteswerken die Spuren eingedruckt hat. Jeden Deutschen von richtigem Geschmacke hat gewiss der Vf. auf seiner Seite, wenn er hinzusetzt, dass wir den Genuss dieses Vergnügens an keinem unsrer Landsleute besser als an *Lessing* erproben können. „Seine Schreibart, die von andern an Fülle und Glanz übertroffen wird, lässt jede andere von Seiten der Eigenthümlichkeit und Präcision, der oft überraschenden Stärke des Scharfsinnes, womit er Ausdrücke gegen einander stellt, deren treffende Verschiedenheit selbst der Sprachkundigste kaum ahndet, hinter sich zurück, und giebt ihr einen Zauber, der uns oft in seinen unbedeutendsten Geisteswerken, in seinen flüchtigsten Aufsätzen und in seinen vertrautesten Briefen allein an sich zieht."

Die *Quellen* der Synonymik sind 1) der gewählte und von den besten Schriftstellern gebilligte Sprachgebrauch; 2) die Abstammung; 3) die Bestimmung des eigentlichen Sinnes durch den uneigentlichen und umgekehrt, des unsinnlichen Begriffes durch den sinnlichen und des letzten durch den ersten; 4) durch die Verschiedenheit der Verbindungen, worin man einige Wörter brauchen kann, andere nicht.

Die Hülfsmittel sind Wörterbücher, und die Synonymisten in fremden Sprachen. Bey Gelegenheit der ersten erkennt der Vf. dankbar *Adelungs* grosses Verdienst, dem er auch sein Werk zugeeignet hat. „Richtigkeit und Bestimmtheit der Erklärungen, fügt Hr. *E.*, Genauigkeit und philosophische Verbindung in der Classification der Bedeutungen, tiefe Gelehrsamkeit in der Erforschung der Abstammungen, Scharfsinn, Geschmack und Urtheilskraft in ihrer Würdigung, treffende Wahl in den Autoritäten, alles vereinigt sich, diesem Werke eine Vollkommenheit zu geben, die nicht nur keiner seiner Vorgänger unter den Deutschen, sondern auch keiner unter den Auswärtigen bisher noch erreicht hat"; ein Lob, was Hn. *Adelung* ewig unverkümmert bleibt, wenn auch gleich sich einzelne Ausnahmen dagegen finden, und unser *Voss*, der sprachkundigste unter den deutschen Dichtern, schon so manches beyläufig gerügt hat, und noch mehreres, wenn er sichs zum Geschäft machte, rügen dürfte. In Ansehung der Synonymisten der fremden Sprachen bemerkt Hr. *E.* sehr richtig, dass aus dieser Quelle zum Behuf der deutschen Sprache mit grosser Vorsichtigkeit geschöpft werden solle, indem man nicht nur gewiss seyn müsse, dass die deutschen Wörter den fremden völlig entsprechen, sondern dass auch die fremden Synonymisten ihre Wörter richtig bestimmt hätten. [Für die Psychologie könnte es aber manche schöne Ausbeute geben, wenn ein Mann von Hn. *Eberhard's* philosophischem Blicke, vielseitiger Sprachkenntniss und reicher Belesenheit eine vergleichende Synonymik der griechischen, römischen, deutschen und französischen (allenfalls auch englischen) Sprache ausarbeiten wollte.]

Was nun die Einrichtung dieses Werks selbst betrifft, so gebührt Hn. *E.* zuvörderst das Lob, der Erste zu seyn, der eine allgemeine deutsche Synonymik unternommen hat. Der Prediger *Stosch*, dessen Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache nebst seinen kritischen Anmerkungen immer noch ein angenehmes und lehrreiches Buch bleibt, lieferte doch nur Beyträge. Diese sowohl als die nachher einzeln erschienenen Bemerkungen, wie auch die berühmtesten Synonymisten fremder Sprachen, hat Hr. *E.* mit grosem Fleisse studirt, und besonders die deutschen häufig verglichen und berichtigt.

Eben deswegen, weil Hr. *E.* nicht blos einzelne Beyträge zur deutschen Synonymik geben, sondern sich über den ganzen Sprachschatz verbreiten wollte; konnte er seinem Werke die alphabetische Form eines Wörterbuchs geben, wobey er, zu grosser Bequemlichkeit der Leser, nicht nur die unter einem frühern Buchstaben bereits abgehandelten Wörter, wo eins davon unter einem spätern Buchstaben vorkömmt, hier nachgewiesen, sondern auch noch jedem Theil ein alphabetisches Verzeichniss und zuletzt ein allgemeines Register beygefügt hat.

Jeder Artikel fängt mit einer kurzen Bestimmung der *Uebereinkunft* sinnverwandter Wörter an, und zeigt dann ausführlich ihre *Verschiedenheit*. Folgende Beyspiele sind hinreichend, diese Einrichtung kenntlich zu machen.

Ablassen. Abtreten. Ueberlassen.

1. Ueb. Das Allgemeine, was diese Wörter ausdrucken, ist: einer Sache oder einem Rechte entsagen. II. V. *Ueberlassen* zeigt blos an, dass man nicht hindere; dass ein anderer dieselbe in Besitz nehme. Daher gehört dazu oft keine besondere Willenserklärung; es ist genug, wenn ein anderer unsere Sache besitzt, dass wir sie nicht zurückfodern.

fodern. Eben deswegen bestimmen wir auch oft denjenigen nicht, für den wir dem Besitz einer Sache entsagen. Was wir wegwerfen, das überlassen wir einem jeden, der es findet, wir hindern nicht, dafs er sich es zueigne. Zu dem *Abtreten* gehört eine ausdrückliche Erklärung, so wie eine Bestimmung der Person, für die man einer Sache oder einem Rechte entsagt. So ist es von dem blofsen Ueberlassen verschieden. Jakob II. K. von England *überliefs* durch seine Flucht den englischen Thron dem ersten dem besten, der sich desselben bemächtigen wollte. Viktor Amadeus *trat* seine Krone durch eine feyerliche Acte seinem Sohne ab. Das *Ablassen* ist von dem *Abtreten* dadurch verschieden, dafs es durch Tausch und Kauf geschieht, da das Abtreten auch unentgeldlich geschehen kann. *Ablassen* wird daher auch nur von *verkäuflichen* Sachen (*res quae in commercio sunt*) gesagt. Man sagt, die Krone *abtreten*, nicht *ablassen*; denn eine Krone ist kein verkäufliches Ding. Aus eben dem Grunde ist auch *Abtreten* edler als *Ablassen*, welches auch von den geringsten Kleinigkeiten gesagt wird, da hingegen *Abtreten* von wichtigern Sachen und Rechten gesagt wird, zu deren Uebertragung mehr Feyerlichkeiten gehören.

Ablassen. Unterlassen.

I. Ueb. Etwas nicht thun. II. V. *Ablassen*, insonderheit etwas nicht thun, was man bisher gethan hat; *Unterlassen* enthält diesen letztern Nebenbegriff nicht. Der Tugendhafte *unterläfst* das Böse; der Lasterhafte, der sich bessert, *läfst* vom Bösen ab.

Laſst ab von mir, ich will mich ſelbſt verdammen,
Geſpenſter ihr! die ihr mit Klauen dräut!
Utz.

Fahrt nicht fort, mich zu plagen, wie ihr bisher gethan habt.

Ablassen. Einhalten. Aufhören.

I. Ueb. Etwas nicht fortfahren zu thun (s. den vorherg. Art.). II. V. *Ablassen*, ohne weitere Bestimmung, ob man eine Handlung blofs unterbricht und nach einiger Zeit wieder fortsetzen will. *Einhalten*, davon ablassen, um sie wieder fortzusetzen. *Aufhören*, um sie nicht wieder fortzusetzen. Ich habe mit dem Bau *eingehalten*, den ich hernach wieder fortsetzte; ich habe damit *aufgehört*, wenn ich ihn nicht weiter fortsetze. So weit hat Hr. *Stosch* den Unterschied dieser Wörter bestimmt. Allein *Ablassen* und *Aufhören* ist aufserdem noch so verschieden, dafs man von etwas *abläfst*, das noch nicht geendigt ist, dafs man aber auch damit *aufhört*, weil es geendigt ist.

Ablassen. Abstehen.

I. Ueb. Ein Vornehmen nicht weiter fortsetzen. II. V. *Ablassen* bedeutet blofs, dafs wir diese Fortsetzung unterlassen. *Abstehen* enthält aber noch den Nebenbegriff, dafs wir ein Recht dazu haben. Daher führt es auch den Begriff einer mehrern Freywilligkeit mit sich. Wenn man bey einem Entwurfe gar zu viele Schwierigkeiten findet, so ist man oft genöthigt, davon abzulassen. Wenn unsere Freunde uns zureden, ein Recht nicht weiter zu suchen, so stehen wir davon ab.

Der Vf. hat auf diese Art über zwölfhundert Artikel abgehandelt. Es herrscht sowohl in der Reduction der Synonymen unter den nächsten Hauptbegriff, als in der Entwickelung ihrer Verschiedenheiten eine gründliche Kenntnifs des Sprachgebrauchs und eine ausnehmende Gabe, die feinsten Schattirungen der Nebenbegriffe richtig aufzufassen. In der Wahl der Beyspiele zeigt sich ein langes ämsiges Studium und eine rühmliche Sorgfalt, den Leser nicht blofs zu unterrichten, sondern auch durch Mannigfaltigkeit angenehm zu unterhalten. Die aus den Schriftstellern entlehnten Belege verrathen eine ausgebreitete Belesenheit in den guten Schriften aus allen Zeitaltern, und besonders in den ältern, neuern und neuesten Dichtern. Man bemerkt sogar, dafs der Vf. eine Menge Schriften, die man gewöhnlich in solcher Absicht nicht lieset, immer mit Rücksicht auf sein Werk, um taugliche Beyspiele aufzufinden, gelesen hat, wie wir denn dergleichen selbst aus verschiedenen periodischen Blättern, z. B. der berlinischen Monatsschrift, der allg. deutschen Bibliothek und unserer A. L. Z. angeführt gefunden haben.

Das ganze Werk, das Resultat einer vielseitigen Sprachkunde, eines gereiften Geschmacks, und eines lange fortgesetzten philosophischen Nachdenkens, übertrifft an Vollkommenheit und Reichthum alle bisherigen Versuche dieser Art, und der Vf. hat es der Kritik sehr schwer gemacht, entweder Berichtigungen anzubringen, oder Zusätze zu liefern.

Was uns indessen in beiderley Hinsicht vorgekommen, wollen wir in einem der nächsten Stücke dem Vf. zur Beurtheilung vorlegen, und damit die Anzeige der zwey verschiedenen Auszüge, die aus diesem Werke erschienen sind, verbinden.

(*Die Fortsetzung folgt nächstens.*)

BREMEN, b. Meier u. in Commiſſ. b. Seyffert: *Neue praktiſche Engliſche Grammatik*, von *George Crabb*. 1803. XII. und 274 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dafs alle englische Sprachlehren für Deutsche, die er kennt, von Deutschen geschrieben sind, und dafs sie alle eben deswegen ihrem Zwecke nur sehr unvollkommen entsprechen können. Er selbst aber ist ein Engländer, und meynt, einen innern und einen äufsern Beruf zur Ausfertigung einer engl. Grammatik zu haben. Da die Deutschen ihre engl. Sprachlehren im Grunde aus engl. Werken nehmen: so sieht Rec. nicht ein, warum sie blofs darum, weil sie nicht Eingeborne sind, nicht eine gute engl. Sprachlehre sollten liefern können. Indessen ist nicht zu leugnen, dafs das Werk des Vfs. sich in mehreren Rücksichten vortheilhaft auszeichnet, und dafs besonders aus seiner Syntaxe für Deutsche Vieles zu lernen ist.

Bey der Aussprache ist er sehr umständlich, giebt aber einen neuen Beweis, wie äufserst schwer, ja beynahe unmöglich es ist, sie durch deutsche Buchstaben zu lehren. Von einem gebornen Engländer, der über seine Sprache schreibt, läfst sich allerdings erwarten, dafs er sie richtig ausspricht. Man findet also hier nicht das engl. *o* durch ein deutsches *a* geschrieben, nicht *kak*, *Caxe* und *Fax*, statt *cok*, *Coxe* und *Fox*, auch nicht das engl. *a* durch ein deutsches *ä* übersetzt, wenn es wie *e* oder *ek* gelesen werden mufs, und so manche andere Verkehrtheiten, welche die deutschen Orthoepisten in die engl. Aussprache gebracht

Digitized by Google

bracht haben; dafür aber ſtöſst man auf andere Dinge, die eben ſo wenig zuläſſig ſind, und die vermuthlich daher kommen, dafs der Vf. gewiſſen deutſchen Buchſtaben nicht den nämlichen Werth giebt, den wir ihnen beylegen. Sonſt könnte er unmöglich *önnkel* ſtatt *oncle*, *könfert* ſt. *comfort*, *ſöpplei* ſt. *ſupply*, *fabbiulös* ſt. *fabulous*, *förfett* ſt. *forfeit*, *Politeks* ſt. *politiks*, *loddſcheck* ſt. *logick*, *diborrtſch* ſt. *debauch*, *thorrt* ſt. *thought*, *gorrl* ſt. *gall*, und unzählige andere ſchreiben.

Dafs ein geborner Engländer ſo viele Fehler in der Titulatur (S. 272. u. 273.) macht, würde Rec. in der That auffallen, wenn ihm nicht ſchon öfters Fälle davon vorgekommen wären. Freylich ſollte der, welcher andere belehren will, erſt ſelbſt die Sache richtig lernen. An einen Herzog ſchreibt man niemals *right honourable*. *Rt. Revd.* und *moſt Revd. father in God* gilt nur im Kanzleyſtile. An die Söhne der höhern Edelleute ſchreibt man nicht „*the honble. Lord William N.*"; denn alle diejenigen, die den Lords-Titel haben (*through the King's courteſy*), ſind *right honble.* Und das iſt der Fall mit allen jüngern Söhnen der Herzoge und Marquiſe. *Honourable* aber ſchreibt man an die Söhne der Peers, die den Lordstitel nicht haben, d. h. an die jüngern Söhne der Grafen und an alle Söhne der Viscounts und Barone. Ein anderes iſt der Kanzleyſtil der hohen Kammern und Gerichtshöfe, welche niemandem den Lordstitel geben, der nicht wirklich *Peer* iſt, ſondern blofs *honourable* ſchreiben, *commonly called Lord N.*

PHILOSOPHIE.

AMBERG u. SELZBACH, b. Seidel: *Theophilus. Ein Beytrag zur Philoſophie der Religion*, von *Chriſtian Friedr. Catliſen*, Doctor u. Lehrer der Philoſ. in Kiel. 1803. 270 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Schrift enthält in fünf Abhandlungen einige Grundzüge von dem, was der Vf. durch fortgeſetztes Nachdenken, um in ſeinem religiöſen Glauben feſt zu werden, ſeit mehrern Jahren fand. Die Abhandlungen wurden einzeln zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Umſtänden geſchrieben, und waren anfangs beſtimmt, auch einzeln bekannt gemacht zu werden, und eine iſt wirklich ſchon unter einer etwas andern Geſtalt im Druck erſchienen. Sie ſind für jeden geſchrieben, den Religionsphiloſophie intereſſirt, und der ſelbſt über die darauf Bezug habenden Gegenſtände denkt und dachte. Das Büchlein heifst *Theophilus*, damit es gleich an der Stirne trüge, *worin das wahre Weſen der Religion beſteht*. Die erſte Abhandlung iſt nur eine Art von *Einleitung* zu dem Ganzen; die zweyte, was iſt Wahrheit? und worauf ruht Gewiſsheit in Beziehung auf Religion? iſt die *ſchwierigſte* und *trockenſte*; die dritte, es iſt ein Gott, und die vierte, Gottes Werke und Eigenſchaften, behandeln die Entſtehung und den Inhalt des *Gottesglaubens*; die fünfte endlich, Religioſität, zeigt, *wozu* alles Philoſophiren über Religion als *Vorbereitung* dienen ſoll. Sie ſind gröſstentheils nach richtigen philoſophiſchen Begriffen geſchrieben, und obwohl ein eigner Gang des Denkens in denſelben herrſcht, z. B. oft ſehr glücklich etymologiſirt wird, ſo findet man doch eben keine neuen Aufſchlüſſe oder Anſichten. Unter dem Text ſtehen häufig Anmerkungen, welche das Ganze erläutern und intereſſant ſind, obwohl manches darin (wie der Vf. auch ſelbſt ahndet) nicht die Prüfung einer ſtrengen Kritik aushält. Der Vf. entwickelt den moraliſchen Glaubensgrund für das Daſeyn Gottes recht gut, nur ſcheint er doch etwas zu ſehr auf ein *Wiſſen* hinzuſteuern, und dieſen Grund unſers Glaubens an Gott als eine Art von Beweisgrund, folglich das Glauben als einen beſondern *Erkenntniſsquell*, zu betrachten, da er doch nur ein Grund des Bedürfniſſes ſubjectiver religiöſer Geſinnung, und der Glaube ein blofs zum *Handeln* hinreichendes freyes, aber nicht Andere zur Ueberzeugung nöthigendes, Fürwahrhalten iſt. „Der Philoſoph behauptet: die „Annahme eines eigentlichen Gottes ſey, des Sittlichen im Menſchen wegen, für den vernünftigen „Menſchen ſo nothwendig, dafs er Vernunft und „Menſchheit aufgeben müſſe, falls er dieſe Annahme „nicht machen wolle; und er *beweiſt* ſeine Behauptung, „indem er *zeigt*, dafs der Menſch, als Menſch, durch„aus nicht aufgeben könne, ſeinem Ziele nachzuſtre„ben; dafs er vernünftiger Weiſe es darum auch für „erreichbar halten müſſe, erreichbar, auch ſo weit „es nicht von ihm, ſondern von der Natur abhängt. „Dann kann er aber auch nicht umhin, der Natur „die dazu nöthige Vernunft und Freyheit beyzulegen. „Weil nun aber das Wahrgenommene an der Natur „nur ein Mechaniſches zeigt, ſo mufs er dieſe Vernunft „und Freyheit als Prädicat der Grundkraft, von der „alles in der Natur abhängt, anſehen. So ruht aller„dings der *eigentliche Gottesglaube ganz* auf Zuverſicht „zum Gelingen des groſsen Werks, an dem zu arbei„ten wir angeſtellt ſind." Dieſe Stelle, welche, mit einigen unbedeutenden Abänderungen, aus einer Anmerkung genommen iſt, enthält durch verkürzte Darſtellung den ganzen Gang des Räſonnements in der dritten Abhandlung, und giebt zugleich ein Beyſpiel von der Art, wie der Vf. im ganzen Werk ſeine Materie behandelt. Es kann dieſes Büchlein, wie er wünſcht, allerdings etwas dazu beytragen, die richtige Anſicht der Religion und dadurch die Religion ſelbſt zu fördern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Januar 1804.

PHILOSOPHIE.

GOTHA, b. Ettinger: *Beantwortung der idealistischen Briefe des Hn. Hofraths Tiedemann*, von *Joh. Christ. Friedr. Dietz*, Doctor d. Philos. und Subrector an dem Gymnasium zu Güstrow. 1801. VI u. 122 S. 8. (8 gr.)

In dieser an Hn. Tiedemann gerichteten Schrift beantwortet Hr. *D.* die idealistischen Briefe desselben, die gegen seinen Antitheätet gerichtet waren. Der Gegenstand des Streits dieser Philosophen ist das Dogma der kritischen Philosophie, dass wir die Dinge erkennen, nicht wie sie an sich sind, sondern wie sie uns erscheinen. Hr. Tiedemann, den man nie aufhören wird, zu den würdigen Philosophen seines Zeitalters zu zählen, hatte im Theätet diese kritische Behauptung zu widerlegen und seine eigene Theorie in den idealistischen Briefen gegen Hn. *D.* zu behaupten gesucht. In dieser Schrift wird nun jene kritische Lehre aufs Neue in Schutz genommen.

Dass wir uns selbst, nur wie wir uns erscheinen, erkennen können, ist das Thema des ersten Theils der Schrift. Die Erkennbarkeit der Dinge ausser uns, bloss als Erscheinungen, macht ihren zweyten Theil aus.

Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass von dem Begriff des *Seyns* alle Philosophie und alle Vorstellung ausgeht, und dass es vergeblich ist, um ihm auszuweichen, vom Begriff des Handelns auszugehen. Er irrt aber, meynt Rec., in der Behauptung, dass dieser Begriff ganz leer ist. Denn einfache Begriffe sind nicht leere Begriffe. Auch muss der Ausdruck: leerer Begriff, mit dem: verneinender Begriff, umgetauscht werden. Denn ein leerer Begriff ist ein Begriff, der kein Object hat. Aber auch schlechthin verneinende Begriffe kann es nicht geben. Wenn ein Begriff gar kein Merkmal hat, er auch von sich selbst kein Merkmal ist, so hat man keinen Begriff. Man bemerkt wohl, dass die Unterscheidung des Bejahenden vom Verneinenden nur von Urtheilen, und nicht von Begriffen gelten, und man daher wohl von verneinenden Merkmalen eines Begriffs, aber nicht von verneinenden Begriffen reden kann. Der Begriff des Seyns ist nun wohl allerdings der höchste Begriff im menschlichen Verstande und ist mit dem Begriffe eines Gegenstandes überhaupt ganz einerley. „Er entsteht für uns offenbar in und mit dem Bewusstseyn selbst. Und wie? Ich darf annehmen, dass ohne ein Afficirtwerden (Leiden; Beschränkung, wie man immer es nennen mag) kein Bewusstseyn für uns seyn würde. Folglich entsteht uns das Bewusstseyn im Afficirtwerden, also in dem, was ich mit *Kant* Empfindung nenne, und was *Fichte'n*, der hier unnöthigerweise in der Terminologie abzuweichen scheint, Gefühl heisst; und es wird uns ein Seyn, indem wir uns im Empfinden antreffen und ergreifen. Dieses Seyn ist aber nichts, als ein Setzen der Empfindung im Gegensatz der Nichtempfindung und ein Setzen des Bewusstseyns der Empfindung. In so fern nun die Empfindung dem äussern Sinne angehört, entsteht uns ein äusseres, in so fern sie aber nur durch den innern zum Bewusstseyn gelangen kann, ein inneres Seyn, das Seyn eines Subjects, eines Ichs. Das was der Verstand hier vornimmt, ist durchaus nichts, als ein Setzen der (äussern und innern) Empfindung. Abgesehen nun von aller auch nur möglichen Empfindung kann uns das Seyn schlechterdings nichts bedeuten, als eine leere Form, und in so fern den Namen der Realität nicht verdienen. Realität ist ausser der Empfindung und ausser dem Bewusstseyn durchaus nicht erkennbar, obgleich eben diesem Bewusstseyn und mir, in so fern ich Bewusstseyn habe, ein Seyn zukommt, das sich in der Empfindung und unmittelbaren Wahrnehmung offenbaret und auf Etwas hinweiset, das wir zwar durch die Kategorie der Realität denken können und müssen, aber schlechterdings nicht, als ausser der Erscheinung real zu erkennen vermögen." Aus dieser Stelle wird sich der Leser einen Begriff machen können, auf welche Weise Hr. *D.* den kritischen Idealism zu behaupten sucht. Er erlaube uns indess folgende Bemerkungen. Alle Aeusserungen der Urtheilskraft sind ein Bewusstseyn. Dieses giebt dem Verstande den Begriff des Seyns, den Begriff eines Gegenstandes überhaupt. Dass nun nur dadurch, dass dem Erkenntnissvermögen Empfindungen zugeführt werden, dasselbe geweckt werden kann, und die frühesten Aeusserungen der Urtheilskraft nur dadurch möglich sind, das kann wohl kaum bezweifelt werden. Die frühesten Aeusserungen der Urtheilskraft sind auch ursprüngliche Aeusserungen, d. i. Anschauungen. Denn Anschauung ist das Bewusstseyn eines Gegenstandes, sofern er noch nicht *gedacht* wird. Da ist nun *die* Anschauung empirisch, in welcher Empfindung vorhanden ist. Das Bewusstseyn der Empfindung und der Gebrauch von ihr, der in ihrer Beziehung auf eine Ursache besteht, müssen aber noch zur Empfindung kommen, damit Anschauung des Objects, d. i. dasjenige Bewusstseyn desselben werde, das es von andern Gegenständen noch nicht unterscheidet, weil es des Specifischen der Empfindung noch nicht inne ist. Rec. kann also Hn. *D.*

D. nicht beystimmen, der alles Seyn für ein Setzen der Empfindung und höchstens für ein Setzen des Bewufstseyns der Empfindung ausgiebt. Ein Setzen des Bewufstseyns der Empfindung möchte auch mit einem Setzen des Setzens der Empfindung einerley seyn. Vielleicht meynt der Vf. damit das Selbstbewufstseyn. Aber allem Anschen nach ist jeder Mensch sich schon vieler andrer Objecte bewufst, ehe er anfängt sich seiner selbst bewufst zu werden. Dafs empirische Anschauungen reine Anschauungen, d. i. ein Bewufstseyn ohne Empfindung, enthalten, das wird Hr. *D.* nicht bezweifeln, der ja vom Raum und von der Zeit sagt, dafs sie reine Anschauungen sind. Wie kommt es denn, dafs er in jedem Bewufstseyn Empfindung finden will? Denn *die* Empfindung, die uns aus der reinen Anschauung selbst erwächst, gehört dem innern Sinne zu, und liegt dem Selbstbewufstseyn zum Grunde. Endlich bemerkt Rec. des Vfs. Ansicht des Verhältnisses der Welt der Erscheinungen zur intelligibeln Welt, wie sie schon aus der angeführten Stelle hervorgeht. Dieses Verhältnifs ist ihm ein Verhältnifs der Wirkungen zu Ursachen. Die Dinge an sich bringen Empfindungen hervor. Sie sind zwar das Reale unserer Erkenntnifs, aber doch durchaus unerkennbar. Rec. meynt, dafs, wenn das ursächliche Verhältnifs der Gegenstände (das jeder Gebrauch der Empfindungen als Erkenntnifsstücke in allen Erfahrungen enthält) als Bedingung des Erkenntnifsvermögens selbst erkannt wird, jene Ansicht aufhören müsse. In Ansehung unsrer eignen Existenz sagt Hr. *D.*: „Unsere Existenz ist so gewifs, dafs nur ein Unsinniger an seinem eignen Daseyn zweifeln kann. Aber ich behaupte weiter, dafs alles reelle Seyn für unsere Erkenntnifs erst im Empfinden, also in der Erscheinung entsteht, dafs abgesehen davon, der Begriff des Seyns durchaus leer und ohne Bedeutung für uns ist, und dafs nichts an ihm übrig bleibt, was Erkenntnifs heifsen könnte; dabey aber bekenne ich, dafs es ein nothwendiger Gedanke ist, die Erscheinung meiner selbst mache mich nicht ganz aus, ein Gedanke, der für mich die vollkommenste Gewifsheit hat, weil mein Bewufstseyn selbst sie mir verbirget, obgleich die Realität seines Gegenstandes von mir nicht erkannt werden kann." Da der Vf. von dem Etwas redet, das seiner eigenen Erscheinung zum Grunde liegt, so mufs er davon einen Begriff haben. Da er nun eine grofse Gewifsheit zu haben versichert, dafs diesem Begriff ein Gegenstand correspondirt, so wünscht Rec. zu wissen, was es ist, das ihn hindert, die Beziehung dieses Begriffs auf sein Object eine Erkenntnifs zu nennen? Denn niemand fordert von einer Erkenntnifs mehr, als einen Gegenstand und einen Begriff, wodurch er gedacht wird. Er fügt freylich hinzu: „die Realität des denkenden Subjects ausser der Erscheinung kann ich nicht Erkenntnifs heifsen, weil ich dem Begriff ausser der Erscheinung keinen Inhalt zu verschaffen weifs." Aber auch die Beziehung eines einfachen Begriffs auf einen Gegenstand ist Erkenntnifs, und sie hört nicht auf, es zu seyn, wenn es gleich unmöglich ist, zu mehr Begriffen von dem Object zu gelangen und so diese Erkenntnifs zu erweitern. Von dem Satze der Causalität behauptet der Vf. gegen seinen Gegner, dafs derselbe ein synthetisches Urtheil *a priori* ist. „Er gewährt aber nur in dem Gebiete der Erfahrung Erkenntnifs, über welches unser Wissen schlechterdings nicht hinausreicht. — Ich kann mir durchaus keinen Verstand als möglich denken, der nicht an dieses Gesetz gebunden wäre; allein ich erkenne doch auch, dafs diese Unmöglichkeit subjectiv ist, d. h. eben darum Statt hat, weil mein Verstand demselben unterworfen ist." So spricht Hr. *D.* von diesem Gesetze. Derselbe Vf. sagt bald darauf von demselben Causalitäts-Gesetz: „Dieser Satz ist eine Form, die uns allerdings auch dazu dienet; unsere Gedanken über das, worauf die Erscheinungen uns hinweisen, zu bestimmen; aber unsere Erkenntnifs nicht im mindesten zu erweitern vermag. Ich mufs daher zwar allerdings zu meinen Empfindungen und Erscheinungen einen Grund hinzudenken und diesen über sie hinaus in eine blofs denkbare Welt versetzen; aber hiedurch erkenne ich durchaus nichts. — Einig sind wir also darin, *dafs* die Erscheinungen des äufsern Sinnes, so wie die des innern, durch unsern Verstand auf ein Etwas bezogen werden müssen, das sich wie Grund oder Ursache dazu verhalte." Ob der Vf. Empfindung von Erscheinung unterscheide, das ist aus der ganzen Schrift nicht zu ersehen. Nach seiner dargelegten Ansicht des kritischen Idealismus zu urtheilen, möchten beide Ausdrücke wohl gleich viel bey ihm bedeuten.

Rec. redet wiederholten Untersuchungen dieses Gegenstandes nur zu gern das Wort. Auch dieser Schrift gebührt das Lob, dafs ihr Vortrag verständlich und ihre Sprache rein ist. Der Vf. trägt seine Abweichungen von den Behauptungen des Hn. Tiedemann auf eine Art vor, die einem Gelehrten geziemt und die der Achtung angemessen ist, die man dem Verdienst schuldig ist. Die Begriffe aber, welche zu entwickeln diese Schrift bestimmt war, sind um nichts deutlicher geworden. Sie stellt den kritischen Idealism so vor, wie ihn seine ersten Anfänger auslegten, eine Vorstellungsart, die entweder, was die äufsern Gegenstände betrifft, auf den materialen Idealism hinausläuft, oder eine subjective Nothwendigkeit an Dinge an sich zu glauben (welche der Vf. an mehrern Stellen behauptet) zu haben vorgiebt, die aber die Vernunft nicht befriedigt, welche eine objective Nothwendigkeit, das heifst hier, eine gröfsere Verdeutlichung der Begriffe, die aus den formalen Aeufserungen der Urtheilskraft hervorgehen, verlangt.

STUTTGART, b. Erhard: *Ueber den Grund unsers Glaubens an Gott und unserer Erkenntnifs von ihm. Nebst einem doppelten Anhang.* Von *M* (agist.) *G* (ebh.) *U* (lrich) *Braflberger*, Prof. zu Blaubeuren. 1802. 152 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift enthält — wie in der Vorrede gesagt wird — des Vfs. innigste Ueberzeugung in der wichtigsten

tigsten und heiligsten Angelegenheit des Menschen; eine Ueberzeugung, bey der Er endlich, nach manchen höchst unangenehmen Beunruhigungen einer ängstlich grübelnden und zu viel verlangenden Zweifelsucht, Ruhe des Geistes und des Herzens gefunden hat. Er will sich glücklich preisen, wenn er damit auch bey andern eben diesen wohlthätigen Erfolg zu befördern hoffen dürfte. Zu dem Ende fodert er selbst eine sorgfältige Prüfung und eine strenge Beurtheilung. Zugleich wünscht er aber auch, dass man seine Gedanken, ohne mit einer die Sachen mehr *verwirrenden*, als aufklärenden *Terminologie* zu spielen, offen und klar vorlegen möge. Er thut sich nämlich viel darauf zu Gute, dass er seine Gedanken ohne eine solche Terminologie vorgetragen habe, verkennt ganz den Werth und gehörigen Gebrauch derselben, und wähnt, sie sey mehr zu einem schlauen Verstecken, als zum Verdeutlichen und Erklären gemacht. Dennoch spricht der Vf. vom *theoretischen* und *praktischen* Gebrauch der Vernunft, vom *absoluten objectiv-reellen Seyn*, vom *positiven* und *negativen* Theil der kritischen *Religionstheorie*, von *Erscheinungen*, Ideen u. s. w.; sind das etwa keine Kunstwörter? Hr. *Br.* bemüht sich, in dieser kleinen Schrift zuerst zu zeigen, *wie* die kritische Philosophie die Ueberzeugung vom Daseyn eines höchsten Wesens auf sittliche Gesetze gründe, prüft und bestreitet sodann das moralische Argument für das Daseyn Gottes, und sucht endlich den Glauben an Gott auf ein anderes Argument zu gründen, welches Er selbst aufgefunden hat. Nach einer *Einleitung*, von S. 5—10, über den Zweck der ganzen Abhandlung, wird, von S. 10—49, die *kritische Religionstheorie* vorgetragen. Allein, so überzeugt der Vf. auch seyn mag, dass dieser Abriss eine getreue Darstellung der *ächten* kritischen Religionstheorie sey, so ist sie es dennoch nicht. Und eben daher rührt es auch, dass der Leser sich am Schlusse der von ihm vorgetragenen Argumentation zwar betäubt und überredet, aber nicht belehrt und überzeugt fühlt, und dass sie ihm keine Beruhigung gewährt. Er macht sich nämlich einen ganz unrichtigen Begriff von dem, was das moralische Argument leisten soll. Von S. 49—79. stellt Hr. *Br.* eine *Prüfung* desselben an. Hier sagt Er nun, die kritische Religionstheorie gebrauche den Glauben an Gott, um *einzusehen*, dass wir das Moralgesetz auch als *Sinnenwesen* zu voliziehen *vermögen;* und so ist auch sein Vortrag des Beweises gestellt. Der Religion bedarf die Moral weder zum *Wissen* noch zum *Können* dessen, was sie vorschreibt. Nicht *zur* Sittlichkeit (denn auch der *Atheist kann sittlich-gut* handeln), sondern *durch* sie ist es nothwendig anzunehmen, dass ein Gott sey. Die Moral macht uns das Rechthandeln *zum Zweck* und ordnet diesen alle unsre übrigen (in der Sinnenwelt allein erreichbaren) Zwecke unter; folglich *handelt* der *Moralischgute so, als sey ein Gott* (vernünftiger und moralischguter Schöpfer des Substrats der Sinnenwelt und ihrer Gesetze). Der Vf. hingegen meynt, das Argument bestehe darin, dass der Glaube an Gott das *physische Vermögen* zur Befolgung des Moralgesetzes begründe, oder zu den nothwendigen Bedingungen der Möglichkeit, das Gesetz der Vernunft zu vollziehen, gehöre. Er findet auch eine höchst fehlerhafte *Petitio principii* (abermals ein Kunstwort!) in diesem Beweise, weil in demselben erst aus dem Gesetz die Nothwendigkeit des Glaubens an Gott hergeleitet werde, und doch der Glaube an Gott schon vorher ausgemacht seyn müsse, indem sich ohne ihn kein Grund finden lasse, das Gesetz als wahr und verpflichtend gelten zu lassen. Er giebt sogar der kritischen Religionstheorie Schuld, sie behaupte, das Laster sichere viel leichter gegen Widerwärtigkeiten und Nachtheile, als die Tugend; allein wer *Kants* Schriften gelesen hat, weiss, dass er das Gegentheil behauptet. Von S. 79—109. trägt der Vf. seine *eigene* Religionstheorie vor. Er giebt zu, dass wir von Gott nichts *wissen* und *beweisen* können, und will nun den Glauben an Gott darauf gründen, dass wir in unserm Gemüth *unwillkührlich* und *unwiderstehlich* dazu aufgefodert werden. Wir glauben an Gott, weil wir unsrer Vernunft gemäss nicht anders denken können. Durch eine unbegreifliche *Inconsequenz* sieht der Vf. den Glauben an Gott als ein Factum in der Vernunft an, da er doch darum Kants Theorie verwirft, weil nach derselben das Moralgesetz ein solches Factum, und folglich das erste Glied des moralischen Arguments an nichts angeknüpft und befestigt sey. Der *erste Anhang*, über den Streit des *Purismus* und *Eudämonismus* in der Sittenlehre, ist ein verunglücktes Bemühen, beide Lehrsysteme dadurch mit einander zu vereinigen, dass, *in so fern* wir *Vernunftwesen* sind, das Gesetzmässige das einzige unmittelbare Object unsers Wollens sey; das Angenehme sey aber das unmittelbare Object unsers Begehrens, in so fern wir *Sinnenwesen* sind; und nur durch die *Verbindung* mit diesem Angenehmen könne selbst auch das Gesetzmässige unser Wollen, in so fern es zu unsrer Sinnlichkeit gehört, bestimmen. Der *zweyte Anhang*, S. 138—152, ist eine aus des Vfs. Religionstheorie entspringende, folglich grundlose und unbedeutende, Grundlegung zu einem *rein-vernünftigen* Religionsunterricht.

BRAUNSCHWEIG, b. Reinhard: *Grundlinien zu einem Systeme der allgemeinen praktischen Philosophie*, von *G. H. Metz.* 1802. 184 S. 8. (15 gr.)

So verdienstlich auch das Selbstdenken in der Philosophie ist, so kann doch *Anfängern in den praktischen Wissenschaften* mit den Resultaten eines solchen Nachdenkens nicht gedient seyn. Diese Arbeit bietet nämlich der Vf. nicht den Philosophen, sondern dem Publikum, besonders jenen *Anfängern* an. Wir müssen gestehen, dass wir wirklich zu den Recensenten gehören, von welchen Hr. *M.* sagt, dass sie behaupten möchten, er hätte diese Uebersicht der praktischen Philosophie nicht wagen sollen. — Den Anfang macht eine Einleitung; darauf folgt im ersten Kapitel der Mensch, als Erscheinung in der äussern Sinnenwelt, nämlich: die Natur des Menschenkörpers, das Gesetz dieser *Kraft* und das Leben, der Zusammenhang des Menschenkörpers mit andern Körperwesen und

das

das Resultat daraus. Dieses Resultat ist: dass die Betrachtung des Menschen als Erscheinung keine praktische Philosophie gebe, denn bey dem Praktischen habe man nur an eine unter Gesetzen der Freyheit stehende Selbstkraft zu denken, welche aus eigener freyer Entschliessung *handelt*, und nicht blos, wie der Körper, *wirkt*. Das zweyte Kapitel betrachtet den Menschen als Sinnenwesen, welches dasselbe Resultat giebt. Das dritte Kapitel handelt von dem Menschen als einem wollenden Wesen, und zwar, als solchem überhaupt, als einem wollenden und von Umständen abhängigen, und als einem freywollenden Wesen. Alles dieses ist in einem dem Vf. eigenen Sprachgebrauch mancher Kunstwörter, und zugleich in einer etwas unbehülflichen Sprache vorgetragen. Nun etwas von den eigenen Behauptungen des Hn. *M.* Die *moralische Willensfreyheit* bestehe darin, *daß der Wille nur allein bestimmt ist zum Wollen durch meine eigenen Gedanken von dem absolut-letzten, höchsten und unbedingten Gute, als meinen einzig wahren höchsten Gesetzen, und von den Gefühlen eben dieses absoluten und unbedingten Gutes, als meinen einzig wahren Beweggründen. Positive Freyheit* sey demnach die Abhängigkeit des Willens von dem höchsten und absolut-letzten Zwecke des Menschen, und daher von den Gesetzen desselben. Die wahre ächte *Tugend* sey *das Bestreben nach wirklicher eigener Güte und ihrem Genusse*. Doch der Vf. will, seine Recensenten sollen ihn mit Gründen zurechtweisen. §. 39. drückt Hr. *M.* das *höchste* Tugendgesetz oder *sein Moralprincip* durch die *Formel* aus: *du sollst allemal der Natur gemäß handeln (naturae convenienter vivere)*; und erklärt die Foderung, *das Gesetz um des Gesetzes willen* befolgen, für gleichgeltend mit *handeln um zu handeln*. Der Grund, sagt er, *warum* ich das Sittengesetz erfüllen soll, ist: *weil ich dann mir selbst diejenigen Realitäten meiner Person verschaffe, die, vermöge eines theoretischen Naturgesetzes, mit ihr verbunden seyn müssen*. Wenn obige *Formel* doch wohl nichts anders heissen kann, als: *erhalte* dich in der Vollkommenheit deiner Natur; wie möchte denn wohl der Satz, welcher doch auch einen Grundsatz der Pflicht enthält: mache dich *vollkommener*, als die *bloße Natur dich schuf*; und der Satz: *befördere Andrer Glückseligkeit*, aus jener Formel abzuleiten seyn? Allein *Natur* soll nicht blos die *physische* und *sinnliche*, sondern auch die *moralische* andeuten; dann heisst ja aber diese Formel offenbar nichts anderes, als: du sollst *moralisch* handeln; ein *Moralprincip* soll aber eben angeben, *was moralisch sey* und *wie man moralisch handle?* Der Vf. will, es soll sich noch ein *Darum* angeben lassen, *warum* das Gesetz gebietet, ob man wohl dem Gesetz um des Gesetzes willen gehorchen solle? Rec. sieht aber nicht ein, wie man alsdann nicht doch um jenes *Darum* willen und folglich blos *legal* (welches Hr. *M.* nicht will) handle. Wir sollen auch nicht einen ursprünglichen angebornen Widerwillen gegen das Gute haben, denn wie könnten wir sonst überwinden; erst dann, wenn die Seele ihre *erste* praktische Vorstellung bekommt, würde sie durch das *Sollen* des Gesetzes bestimmt oder nicht, und tugendhaft oder lasterhaft. Dann würde ja aber das *moralische* Handeln einem *Mechanismus* der physischen und sinnlichen Natur gleich, dessen Ursachen sich angeben lassen, so dass die Wirkungen derselben erfolgen *müssen*, womit alle Imputabilität und die ganze Moralität aufgehoben wird. Auch bey obigem *Darum* kann man ja wieder fragen: *warum* soll ich mir denn diejenigen Realitäten meiner Person verschaffen, die, vermöge eines theoretischen Naturgesetzes, mit ihr verbunden seyn müssen; warum sind sie denn nicht schon ohne mein Zuthun mit ihr verbunden, und kann ich sie mir auch verschaffen?

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Ueber die Festsetzung der Römer in Gallien jenseits der Alpen*, von ihrer ersten Bekanntschaft mit diesem Lande, bis zu seiner gänzlichen Eroberung durch Julius Cäsar. — Eine historische Einleitung zu Cäsars gallischem Kriege. — Von *Karl Philipp Mayer*. 1802. 38 S. 8. Lange waren die Römer schon als Besieger der Kelten Gebieter des obern Italiens, hatten schon mit Massilia Bündniss geschlossen und mit Hannibal gekämpft, ehe sie einen Schritt über die Alpen in das eigentliche jenseitige Gallien wagten. Sie wagten ihn endlich, von dem verbündeten Massilia aufgefodert, kämpften gegen Ligurische Völkerschaften und setzten sich nach Bezwingung derselben in der heutigen Provence fest. Um diese Zeit erkannte schon der grössere Theil Hispaniens der Römer Herrschaft; es war also von Wichtigkeit, eine sichere Strasse durch das südliche Gallien zur Verbindung mit diesem Lande zu besitzen: sie bemächtigten sich also auch des heutigen Languedocs, durch welches die Strasse nothwendiger Weise lief; und das Ganze (anfangs der auffallenden Hosen wegen *Gallia Braccata* genannt) erhielt bald von der angelegten Pflanzstadt den Namen *Provincia Narbonnensis*. Um sich in derselben mit Sicherheit zu behaupten, mussten sie anfangs mit den Allobrogern und bald auch mit dem mächtigen gallischen Völkerbunde der Arverner streiten. Jene unterjochten sie, mit diesem, als einem entlegenern Volke, errichteten sie nach errungenen Schlachten Friede und Freundschaft, und mit den angränzenden Aeduern ein enges Bündniss. Die fernere Lage blieb ruhig und das innere Gallien unbekannt bis auf Cäsars Konsulat. — Diese Ereignisse erzählt der Vf. mit Pünktlichkeit, kurz und in richtiger Ordnung, mit Anführung der Quellen; doch wäre bey den letztern etwas mehrere Genauigkeit zu wünschen, vorzüglich erregen mehrere nur im Allgemeinen bezeichneten Angaben, z. B. *Appian de bell. civ. lib.* I. — *Dio Cass.* XXXVII. ohne nähere Bezeichnung der Kapitel, den nicht scheinlosen Verdacht, dass der Vf. zuweilen nicht unmittelbar aus den Quellen citire. Unterdessen hat diese Vernachlässigung der Richtigkeit des Vortrags wenig geschadet, und wir finden die einzige Erinnerung nöthig, dass Hr. *M.* die Anlegung der Strasse nach Hispanien nicht als die letzte der römischen Unternehmungen auf dieser Seite hätte anführen sollen. Das Bedürfniss selbst musste sie zu einem der ersten Gegenstände machen, nach dessen Ausführung der Römer strebte; und es kennt auch schon Polybius, der Begleiter des jüngern Scipio, diese Strasse als vollendet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Januar 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

EDINBURG, b. Bell u. Bradfute: *Essays on Agriculture, with a plan for the speedy and general improvement of land in Great Britain*, by *Benjamin Bell*, Fellow of the society of Edinburgh etc. 1802. 492 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Die gute Aufnahme, die dieses Werk allenthalben im Vaterlande seines Vfs. gefunden hat, macht es schon beym ersten Anblick auch dem Ausländer interessant. Weit mehr wird man für dasselbe eingenommen, wenn man seinen äufserst belehrenden Inhalt kennen gelernt hat. Der Vf. ist ein Wundarzt, der seine jüngeren Jahre dem Landleben gewidmet, und sich dadurch manche ökonomische Kenntnisse erworben hat. Auf seinen Reisen im Lande lernte er manches Locale in Rücksicht des englischen Landbaues kennen, und beachtete vorzüglich das, was diesen bisher gehindert hatte, den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Hierzu rechnet er besonders die hohen Steuern und Abgaben, die in der Einleitung auf 12000000 Pfd. Sterl. berechnet werden. Dies führt ihn auf die Betrachtung der Consumtionssteuern in England überhaupt, und der Art, wie das dadurch aufgebrachte Geld verwendet wird, wobey er ganz natürlich auf die Nationalschulden kommt. Diese beiden Gegenstände: die Steuern und die Nationalschuld, beschäftigen unsern Vf. von S. 25 — 241. Von hier bis ans Ende des Buches folgen ökonomische Vorschläge.

Der erste Abschnitt handelt: „*on the taxation of income.*" In der That beschäftigt sich aber der Vf. mit den in England und Schottland üblichen Steuern, die er unter dem allgemeinen Begriff „*taxes on consumtion*" zusammen fasst; aber nur in so ferne, um das Nachtheilige derselben für den Staat, in besonderer Rücksicht auf den Vorzug der Gewerbsteuer zu zeigen. Er führt daher die nachtheilige Wirkung der Consumtionssteuer an. Sie ist nämlich 1) zu unverhältnismäfsig gegen den Vermögenszustand der Bürger. Der Hausvater einer grofsen Familie mufs grofsen Aufwand machen, wenn sein Vermögen auch nicht sehr beträchtlich ist, dagegen der reiche Geizige nur von dem wenigen zu steuern braucht, was er zu verbrauchen sich gestattet. Der Vf. fügt S. 31. die etwas beissende Anmerkung hinzu: „*Government has hitherto acted as if it was their opinion, that all who spend their incomes freely, and thus encourage every artist in the kingdom, should be severely assessed for doing so, and that all whose wealth is hoarded up without proving useful either to themselves or others, should escape.*" 2) Sie wird ungerne bezahlt, da sie von Dingen, die zum täglichen Leben nothwendig sind, gefodert wird. Die 2 Schillinge, die auf einen theuren Hut, oder die 6 Pfennige, die auf ein Paar Handschuhe bezahlt werden, sind eine unangenehmere Ausgabe, da sie neben dem eigentlichen Preise dieser Dinge gefodert werden, als die Taxen, die man mit in dem Kaufe bezahlet; 3) hindert sie mehr als andere Abgaben die Aufnahme der Manufacturen. Nur der grofsen Wohlhabenheit der Engl. Manufacturen schreibt der Vf. es zu, höhere Contributionen bezahlen zu können, als in andern Ländern geschieht, und dafs diese nicht solche Unruhen veranlafsten, als hier vielleicht geschehen seyn möchte; wobey er beyläufig gesteht, dafs die Verwirrung in dem übrigen Europa den Engl. Manufacturen nicht wenig geholfen habe, obgleich er den wahren Grund der Höhe des Engl. Handels lieber von der Lage und dem Clima des Landes herleiten will, und der ungeheure Credit des Engl. Kaufmanns ihm den Vorzug im Handel vor den Kaufleuten aller Nationen sichert. Dieser Wohlstand setzt die Engl. Entrepreneurs in den Stand, von allen Seiten her die geschicktesten Arbeiter zu bekommen, (der Vf. rechnet, 3mal mehr auswärtige Künstler kämen nach England, als aus demselben auswanderten) die kostbaren Maschinen zu erhalten, und daher bey dem wohlfeilen Preise der Kohlen, die Waare billig liefern zu können; dennoch meynt der Vf. S. 41., man müsse vorsichtig seyn, die Zeiten könnten sich ändern, der Wohlstand der Kaufleute könne abnehmen, und dann würde man deutlich den Unterschied zwischen Gewerbe- und Consumtionssteuern einsehen. 4) Abgesehen von den grofsen Kosten, mit welchen die Consumtionssteuern eingefodert werden, sind sie der Gesundheit der Unterthanen nachtheilig, indem sie ihnen nicht nur den Gebrauch solcher Dinge erschweren, die zu den Freuden des Lebens gehören, sondern ihnen unumgänglich nothwendig sind, z. B. Fenstertaxe. Der Vf. spricht als Kunstverständiger von dem schädlichen Einflusse des Mangels an freyer Luft auf die Gesundheit. 5) Die Kosten ihrer Einfoderung sind grofs, aber ihr Betrag nur sehr unbedeutend. Die Anzahl der Steuerbedienten ist zu grofs, und entzieht dem Staate zu viele arbeitende Hände. 6) Diese Taxe kann überhaupt keine grofse Revenüe für den Staat seyn, denn im gleichen Grade, wie sie erhöhet wird, verringert sich die Production, wie es gewissermafsen mit dem Weine schon der Fall ist.

Digitized by Google

Um doch aber die gehörige Summe für alle Staatsbedürfnisse zu verschaffen, schlägt der Vf. S. 46. die Gewerbstaxe, oder auch baare Anleihen in Tontinen, vor. Dem ersten Mittel giebt er den Vorzug. Die Vortheile, die von dieser zu erwarten seyn können, sind: 1) Sie ist die einzige Steuer, wobey billig verfahren werden kann. Eine Vermögenssteuer verwirft er eben deswegen, weil manches, wie Häuser, und auch Ländereyen, jemandes Eigenthum seyn, und doch keinen Nutzen bringen kann. Aus dieser Ursache wird sie 2) gröfsere Summen eintragen, und 3) mit geringern Kosten zu erheben seyn. 4) Sie erstreckt sich über alle Bürger verhältnifsmäfsig, und trifft nicht blofs, wie die Consumtionssteuer, einzelne unter ihnen; daher würde sie für die ganze Nation wohlthätig seyn, indem nicht nur die Preise aller Artikel herabgesetzt, sondern die Fabrikate auch billiger auswärts verkauft werden könnten. Die Regierung würde dadurch in den Stand gesetzt werden, alle übrige Steuern entweder aufzuheben, oder sie doch um ein beträchtliches herabzusetzen. 5) Wenn die Bedürfnisse des Staates es erfodern, kann sie leicht erhöhet werden, ohne neue Taxen zu erfinden. Auch würde es dann begreiflich nicht zu den vielen Streitigkeiten und Debatten kommen, die nun der Minister fast jährlich zu bekämpfen hat. Die übertriebenen Foderungen der Banquiers für ihre Anleihen an den Staat würden mehr eingeschränkt werden können. (Diese sollen im Americ. Kriege 10 p. C. und darüber genommen haben.) 6) Da niemand hierbey Schaden leiden könnte, so würden auch keine Klagen über diese Taxe entstehen können. — Alle diese guten Eigenschaften, die der Vf. dieser Taxe beylegt, kann man nur erst einsehen lernen, wenn man bis ans Ende dieser Abhandlung gelesen, und gefunden hat, dafs unser Vf. die ganze Revenue, die der Staat hiervon jährlich haben könnte, auf 26 Millionen anschlägt, und statt der 4 Millionen, 8 Millionen jährlich zum Tilgungsfond legt, woraus denn folgt, dafs die 333 Millionen eher bezahlt werden können. Nach der gänzlichen Annihilirung der Schulden wird denn nach des Vfs. Meynung alles Gewerbe im Lande besser seinen Gang gehen können, da die hohen Abgaben dann billig ein Ende nehmen sollten, und die zu grofse Menge der Stocks nicht mehr zu fürchten wäre. Dieis ist der Gang aller Demonstrationen unsers Vfs., wobey er, wie leicht einzusehen, von der herrschenden Meynung der Sachkundigen in England sehr abweicht. Eben hieraus ist auch die Folgerung zu erklären: wenn S. 59. die Erhöhung des Geldwerthes und die Herabsetzung des Preises aller Artikel als eine Folge der Gewerbstaxe angegeben wird. Dafs dieser Umstand wichtigen Einfluss auf den Flor und den Wohlstand der ganzen Nation haben muss, versteht sich von selbst. Soll aber dieis geschehen; so mufs auch von allen Arten des Erwerbes Schatzgeld bezahlt werden; denn sonst wird hier eben so, wie bey der Consumtionstaxe, nur theilweise bezahlt.

Von S. 66. fährt der Vf. fort, die Folgen solcher Veranstaltungen des Staates zu schildern, die die Industrie nicht befördern, sondern wohl eher unterdrücken, und bemerkt dabey, dafs Ueberfluss der edlen Metalle bey einem Volke dieis noch nicht reich machen könne! vielmehr wären einige Nationen, die dieis hinlänglich besäfsen, verhältnifsmäfsig für arm zu halten, z. B. Spanien im Vergleich mit den amerikanischen Staaten. Die Menge eigner Producte, die civilisirte Nationen liefern, ist das sicherste Maafs ihrer Wohlhabenheit. (Diese allgemeinen Reflexionen setzt der Vf. bis S. 74. meistens nach *Adam Smith* fort, was aber S. 74. von dem Tagelohne gesagt wird, möchte mit Smiths Grundsätzen nicht ganz übereinstimmen, und noch weniger seine Foderung, billige Gesetze für die Arbeitspreise, selbst für die geringste Klasse der Manufacturisten einzuführen. — S. 76. wird vorgeschlagen, um die drückenden Getreide-Preise zu mäfsigen, den Arbeitern entweder ein Stück Land zu ihrem Unterhalte zu bearbeiten, hinzugeben, oder ihnen auch Brod oder Mehl zu liefern. — Dann kommt der Vf. wieder auf die Gewerbstaxe zurück und redet von S. 82. an von den Mitteln, sie in Ausübung zu setzen. Um ihr das Lästige zu nehmen, dafs jeder sein eignes Einkommen angeben mufs, und sich dadurch manchen Widersprüchen auszusetzen, wird vorgeschlagen, eigne Taxatoren (Assessors) dazu zu nehmen, die unter Aufsicht ständen, um Niemand Unrecht thun zu können. Für jede Gemeinde verlangt der Vf. mehrere. Seine Vorschriften hiebey sind überhaupt folgende: 1) jede Grafschaft wird in ihre Distrikte und diese in Gemeinden, nach Maafsgabe der Bevölkerung, eingetheilt. 2) Aus jeder Gemeinde werden 3 oder 5 Taxatoren gewählt. 3) Jeder mufs ein Gewerbe treiben, dessen Revenuen durch eine Parlamentsacte bestimmt seyn müssen. 4) Die Wahl der Taxatoren mufs ganz den Gemeinden überlassen bleiben. 5) Der zu schätzende Theil von dem Einkommen mufs jährlich durch eine Parlementsacte bestimmt werden, wobey die Taxatoren über die Gröfse der zu zahlenden Summe in jeder Provinz mit zu Rathe gezogen werden. 6) Hiezu müssen alle Taxatoren eines gewissen Distrikts bey dem Untereinnehmer zusammenkommen, und von dem Gewerbszustande jedes Einwohners berichten, worauf einen Monat nachher der Beschlufs über die zu zahlende Summe erfolgt. 7) Dann wird jedem Einwohner die Gröfse seiner Steuer bekannt gemacht, und den Untereinnehmern Name und Wohnort eines jeden angegeben. 8) Auch sollen Appellationen von einer Versammlung der Taxatoren an eine andere erlaubt seyn, wenn etwa die Schätzung unrichtig seyn sollte. 9) Eine zweyte Instanz geben die Steuereinnehmer ab (*county commissioners*). 10) Jeder Betrug soll mit $\frac{1}{4}$ des Werthes der Sache gebüfst werden. 11) Den Taxatoren soll der Eid der Verschwiegenheit auferlegt werden, die ihnen aufserdem noch unter Bedrohung einer harten Geldstrafe zur Pflicht gemacht wird. 12) Sie sollen keine Salarien, sondern ihre Unkosten nur wieder bezahlt erhalten. — Diese Vorschläge, sagt der Vf. S. 93., sind nicht blofs theoretisch richtig, sondern sie gründen sich auf Erfahrung.

In Holland und Schottland hat man diese Vorschriften lange befolgt. Im letzten Lande heifst diese Taxe *Stent*. — Im folgenden zeigt der Vf. das Unbillige des Verfahrens, wenn nur grofse Pächter oder Grundeigenthümer hohe Taxen bezahlen sollen; so wie überhaupt nach den Pachtsummen nicht auf die Einnahme der Pächter zu schliefsen ist. Von S. 119 folgt die Berechnung der Summe, die aus dem ganzen National-Einkommen gesteuert werden kann. Der Vf. schlägt dabey das Einkommen von ganz Grofsbritannien (England und Schottland) auf 200 Millionen an, angeblich zu Folge genauer Untersuchungen, doch nicht ganz auf so sichere Data hin, als zu wünschen wäre. Die Revenuen von Ländereyen schlägt er zu 40 Millionen für England und Schottland an (Pitt hat nach *A. Young* nur 30 Mill. gerechnet, aber der Werth der Ländereyen ist so verbessert, dafs die höchste Taxe, 4 Sh. von 1 L., kaum 1 Sh. ausmacht, ja in manchen Theilen, von Northumberland, Yorkshire und einem grofsen Theile von Schottland nicht 4 Pfennige), und berechnet dabey S. 143. den baaren Vortheil der Pächter auf 35 Mill. L. Die Summe des ganzen Einkommens derer, die nur 15 — 16 L. jährlich verdienen, rechnet er 74 Mill. L. (wobey er mit Ausschlufs der Kinder, und aller die von Unterstützung leben, oder in Kriegsdiensten stehen, unter 10 immer einen Menschen rechnet, der ein jährliches Einkommen von nicht weniger als 60 L. hat. Die Volksmenge wird nur zu 10 Mill. gerechnet [für England allein]); von dieser Summe läfst er 5 Mill. steuern, wonach diese Klasse also auf $\frac{1}{75}$ zu stehen käme. Indem nun der Vf. alle Klassen so durchgeht, einige auf $\frac{1}{13}$, andere auf $\frac{1}{17}$, $\frac{1}{10}$ u. s. w. ansetzt, findet er S. 149., dafs 26 Mill. Sterl. jährlich auf diese Art erhoben werden können, obgleich er hierüber nicht eher mit Gewifsheit entscheiden will, als bis sein Plan wirklich in Ausübung gekommen seyn wird.

Mit S. 167. beginnt der zweyte Abschnitt: von den Englischen Schulden. Der Vf. ist gegen Pitts Meynung, mit den Anleihen des Landes bey Fremden, überhaupt nicht zufrieden, und dringt ernstlich auf die Tilgung der vorhandenen Schulden. Vorzüglich breitet er sich über die nachtheiligen Wirkungen des bisherigen Finanzsystems für den Ackerbau aus. In den letzten 18 Jahren sind jährlich 3 Mil. für fremdes Getreide, in einem Durchschnitte von 6 Jahren mehr als 5 Mill. jährlich, und für das noch laufende Jahr (vielleicht 1801?) 12 Mill. bezahlt worden. Aus allem diesen zieht der Vf. den Schlufs, dafs nur Länder, in denen Ackerbau auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gestiegen ist, eigentlich reich zu nennen wären. England sey also noch nicht reich, und könne es nicht werden, so lange noch zu viel baares Geld zur Bezahlung der Schulden verwandt werden müsse, und dieses nicht dem Ackerbaue zu Gute kommen könne. — Von S. 196. an behandelt der Vf. die Vorschläge, wie die National-Schuld getilgt werden könne. Während des Krieges die dazu erforderliche Summe aufzubringen, würde zu drückend seyn, wenn auf die gewöhnliche Weise fortgefahren werden sollte, die Steuern zu erheben. Jetzt werden etwa 4 M. zum Tilgungsfond verwendet; bey einer guten Anordnung, da, wie vorhin gezeigt worden, 26 M. von der Einkommenstaxe erhoben werden können, wären 20 M. nebst einigen Theilen der Consumtionstaxe, die noch eine Zeit lang fortgesetzt werden müsste, für die Kriegsbedürfnisse hinreichend, 2½ M. zur Unterstützung des Ackerbaues auf die im Folgenden zu bestimmende Art verwandt, und die übrigen 3½ nebst noch beynahe 5 Mill. von der Consumtionstaxe, würden jährlich gegen 8 Mill. für den Tilgungsfond abgeben; und die Schuldenlast würde jährlich mit Hülfe der Zinsen und des Actienhandels zu 3 p. C. auf beynahe 14 Mill. vermindert werden. Nun fährt der Vf. fort, die guten Folgen dieser Einrichtung zu rühmen; unter andern bemerkt er S. 199, dafs hierdurch jährlich 400000 L. von den jetzt üblichen Taxen entbehrlich würden, und wenn alle auf die Gewerbssteuer reducirt wären, diese dann mit grofser Freude von der Nation angenommen werden würde. Auch würden durch die gehörige Anwendung der Zinsen dieses Tilgungsfonds, und die daraus entspringende Verminderung der übrigen Taxen, alle nothwendige Artikel in ihrem Werthe fallen, und dieses ohnfehlbar seinen segnenden Einfluss auf den Zustand der Manufacturen haben: ja für die Bevölkerung des Landes von nicht geringer Wichtigkeit seyn. Denn die hohen Abgaben, die die Gutsbesitzer in den letzten Jahren entrichten mufsten, ist als eine Hauptsache der vielen Auswanderungen anzusehen: und woher rührten diese anders, als von dem hohen Preise der Nahrungsmittel, und der Arbeiten in jeder Hinsicht? (Für diesen letzten Umstand giebt er als Ursache die zu grofse Menge der Stocks an, die hier dieselbe Wirkung äufsern, als zu viele Banknoten, und zu viele edle Metalle.) — Der Vf. kann sich nicht enthalten, S. 203. eine Parallele zwischen dem vorigen und jetzigen Zustande der Landbegüterten zu ziehen, deren Wohlstand seit funfzig oder sechzig Jahren beträchtlich gesunken sey. Diese Veränderung wird nicht ihrer Lebensweise oder eigener Schuld beygemessen, sondern der Vf. versichert, dafs sie mit der äufsersten Sparsamkeit nicht auf den Fufs, wie ehemals, leben könnten. Ihr Einkommen sey zwar vermehrt, aber nicht nach Verhältnifs der Taxen, die sie zu bezahlen hätten, nicht nach Proportion der Preise aller Lebensbedürfnisse: dieses vermindere die Zahl der wohlhabenden Familien, die nun das Land verlassen, und sich einschränken mufsten und dadurch ihre Thätigkeit sehr verminderten. — S. 224. wird versichert, dafs alle Einwohner Britanniens mit unserm Vf. gleichgesinnt wären, und dafs sie, obgleich schon genug mit Auflagen gedrückt, dennoch nicht nur gern alles thun würden, was zur Tilgung jener Schulden beytragen könnte, sondern sogar mit Begierde wünschten, hiezu aufgefodert zu werden.

Mit S. 243. fängt der Vf. an, die Vorschläge, die zur Aufnahme des Ackerbaues dienen könnten, vorzutragen. Hiebey wird er auf die Untersuchung der Um-

Umstände geführt, die man in England meistens für die Ursache des Kornmangels und der hohen Getreidepreise hält, und hiemit beschäftigt er sich von S. 303 bis an das Ende des Buches. — Zuerst wiederholt der Vf. S. 274. die Klage, die er schon in der Vorrede weitläufig angebracht hatte, dass der Ackerbau verhältnissmässig zu wenige Unterstützung erhielte. Die Begierde, ins grosse gehende Manufacturen anzulegen, sey in England herrschend, entziehe dem Feldbaue die Arbeiter, und die viel vermögenden Geldbörsen der Reichen. Ueberhaupt meynt der Vf., Anlage grosser Manufacturen hindere allenthalben das Emporkommen des Feldbaues. (Der Vf. verwirrt aber bey diesen Untersuchungen seine Ideen zu sehr. S. 249. sagt er: „wir sehen, dass in Frankreich, Italien und Deutschland nur da der Ackerbau vollkommen gedeihe, wo niemals grosse Manufacturanstalten gewesen sind. Auch haben wir an Spanien ein Beyspiel, wo, durch den Einfluss der grossen Reichthümer von Mexico und Peru, der Ackerbau beynahe vernachlässigt wurde.". Durch den Geldvorrath, der gegen die Volksmenge unverhältnissmässig gross ist, will also der Vf. sagen, wird in einem Volke die Landescultur geschwächt, dass aber diese zu grosse Geldmenge durch Manufacturen in einem Lande hervorgebracht werde, scheint zu speciell geurtheilt zu seyn und zu einseitig; indem nicht allein Abnahme des Ackerbaues, sondern auch zugleich des Flors der Manufacturen, die Folge eines Geldüberflusses seyn müsste, wenn dieser allein eine Nation zur Indolenz verleiten könnte.) Dass aber der Ackerbau noch nicht zu der Höhe in England gediehen sey, wie man allgemein glaubt, beweist der Vf. S. 251. durch die Angabe, dass noch ungemein viele unbebauete und wüste Stellen im Lande liegen, die nicht nur der Production des Getreides, sondern auch der zunehmenden Bevölkerung sehr hinderlich sind. Das vorzüglichste Hinderniss der Aufnahme des Ackerbaues ist Geldmangel bey den Landleuten. Hierauf gründet der Vf. seine Vorschläge zur Aufnahme des Ackerbaues im allgemeinen, und zwar 1) einen Theil des Ertrages der Gewerbstaxe den Landbesitzern ohne Zinsen auf bestimmte Jahre anzuleihen, 2) einen andern Theil aus dieser Summe ökonomischen Gesellschaften zu übergeben, um ihn nach freyer Disposition als Prämien vertheilen zu können (Diese beiden Theile der Revenuen aus der Gewerbstaxe begreifen die obengenannten 2½ Mill.). Pflanzen, die in England gut gedeihen, und ein vortreffliches Nahrungsmittel, sowohl für Menschen als Thiere abgeben, sind die Kartoffeln, deren Anbau aber viel zu nachlässig betrieben wird. Hierauf sollte man billig ein wachsameres Auge haben. Der Vf. empfiehlt dringend diess durch Prämien zu versuchen, und bestimmt S. 262. bey einer Summe von 6237 Pfd. Sterl. Prämiengelder für die Cultur der Kartoffeln allein schon 450 Pfd. oder beynahe $\frac{1}{13}$ der ganzen Summe. — Nun verfolgt der Vf. seinen Plan weiter: er sagt, die ökonomische Societät *„Board of agriculture"* hat dem Lande noch nicht viel geholfen; die Mitglieder sind alle Parlementsräthe *bis* jetzt gewesen, ohne Rücksicht auf ihre ökonomischen Kenntnisse; der Fonds dieser Gesellschaft war so unbedeutend, dass damit gar keine Unternehmungen zu wagen waren. Man errichte daher in jeder Provinz eine solche *Board of agriculture*, die alle der in der Hauptstadt verantwortlich seyn müssen, und weise jeder hinlängliche Mittel an, ansehnliche Prämien zu vertheilen; so wird der Wunsch, diese zu verdienen, den Landmann ermuntern, mehr Sorge, mehr Fleiss auf seinen Landbau zu verwenden: wodurch er natürlich, mit Hülfe des andern Mittels (der baaren Anleihe) am besten in den Stand gesetzt werden kann, auf neue Verbesserungen zu denken: auch wird dadurch mehr Einverständniss unter den Landleuten selbst bewirkt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Crusius: *Erfindung eines bergmännischen Instruments, wodurch beym Ueberfahren der Gänge auf Stölln* (Stollen) *und Strecken, und beym Durchsinken derselben in Schächten, nicht allein ihr wahres Streichen, sondern auch ihr recht- und widersinniges Fallen, genau bestimmt werden kann.* Von *Carl Immanuel Löscher*, vormahligem gräfl. Thunischen Bergmeister in Böhmen, nunmehro ansässig in Freyberg. Mit (5) Kupfertafeln (in Queer folio u. zwey Tabellen). 1803. 62 S. 4. (1 Rthlr.) Schon der ausführliche Titel giebt an, was man sich von diesem neuen Instrumente zu versprechen hat. Doch scheinen die damit zu erreichenden Vortheile ein wenig local zu seyn; denn ob sich wohl anderwärts auch Erzgänge durchsetzen und durchfallen, so geschieht diess doch weit seltener, als im Sächs. Erzgebirge, auch beobachtet man auswärts die ängstliche Eintheilung in Stehende-, Morgen-, Flache- und Spatgänge nicht, die bey dem Gebrauch dieses Instruments einen Hauptgegenstand auszumachen scheint. Uebrigens ist es sinnreich genug ausgedacht, und aller Beachtung werth, so wie überhaupt die mechanischen Arbeiten des Herrn Erfinders immer Beyfall gefunden haben. Der Preis dieses neuen Instruments ist 9 Rthlr. in Golde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Januar 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

EDINBURG, b. Bell u. Bradfute: *Essays on Agriculture with a plan for the speedy and general improvement of land in Great Britain*, by *Benjamin Bell* etc.

(*Beschluss der in Num. 27. abgebrochenen Recension.*)

In manchen Gegenden hat man schon längst bessere Methoden gekannt und ausgeübt, wovon man aber in den übrigen noch nichts erfahren hat, und daher bey der alten Weise blieb. Man sieht, die Idee unsers Vfs. geht von dem richtigen Princip aus: eine Beschäftigung, die nicht so geachtet wird, wie sie es seyn muss, gedeihet nicht. Woher die schnelle Ausbreitung der Kenntnisse von allen Manufacturgegenständen? Woher wird in diesem Fache alles Neue, und wäre es das geringste, sogleich bekannt, geprüft, angenommen oder verworfen? Weil alles in den Köpfen der Engländer sich hierum drehet! — Man sollte denken: die hohen Getreidepreise würden die Erfindsamkeit und Thätigkeit der industriösesten Nation nicht nur einigermasen zur Vervollkommnung der Landwirthschaft anfachen, sondern aufs äusserste beleben. Aber der Vf. weiss uns diesen Wahn zu benehmen, indem er S. 271. seine Vorschläge als ein Mittel ansieht, die starken kraftvollen Landleute an ihr Vaterland zu fesseln, das sie nun, da sie brodlos sind, nicht lieben können, und verlassen. So ist also der gepriesene Zustand der ärmern Landleute im reichen England! Deshalb sieht es der Vf. S. 285. als keine unbedeutende Folge seiner Vorschläge an, wenn die Wuth (wie er sich ausdrückt) für Manufacturanlagen etwas gemindert würde; denn dann würde offenbar die gröste Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft hingeleitet werden. Doch würde auch der Vortheil der Manufacturen hierdurch nicht wenig befördert werden, indem die dazu erfoderlichen Arbeiter manche unbeschäftigte Stunde mit dem Anbau eines gewissen Terrains ausfüllen könnten; diese Ländereyen, die nun meistens unangebaut liegen, würden auf das vortheilhafteste verpachtet werden können. — Die Summe von 2 Mill., die einigen Landleuten auf zehn Jahre ohne Zinsen angeliehen, und dann wieder andern ertheilt würde, könnte unglaublich vortheilhaft für das Ganze werden, wenn dadurch jährlich nur 6 Mill. Scheffel mehr geärndtet würden: eine Summe, die die möglichste Menge fremden Getreides, das in einem Jahr eingeführt werden kann, bey weitem übertrifft; und 200000 Acres (32'000,000 Q. R. oder beynahe 888 Hufen) könnten jährlich dadurch verbessert werden, und mehr bedarf es nicht, um den Preis des Getreides nicht zu sehr zu erniedrigen, und dadurch Wirkungen hervorzubringen, die von den bisher gemachten Erfahrungen nicht verschieden wären. — Sollte der Vf. nicht zu viel von seinen Vorschlägen hoffen? Wenigstens haben ähnliche Mittel in andern Ländern nicht so grosse Wirkungen hervorbringen können. Auch scheint der Vf. nicht darauf gerechnet zu haben, dass das Tagelohn in eben dem Verhältnisse steigen muss, wie der Ackerbau zunimmt. Obgleich dies nach unsern Begriffen gerade die segenreichste Folge einer guten Landes-Cultur ist: so muss doch von dem baaren Geldertrage, den der Gutsbesitzer von seinem Gute hat, der höhere Lohn abgezogen werden, mithin wird sein individueller Vortheil dadurch verringert.

Alle diese Untersuchungen haben zur Vorbereitung gedient, um die Gründe, die man gewöhnlich als die Ursachen der Theurung und des Kornmangels in England anführt, prüfen und widerlegen zu können. Dies geschieht nun von unserm Vf. auf eine sehr ausführliche Art, von S. 303 — 503. Die gewöhnlichsten Behauptungen sind also: 1) die hohen Getreidepreise rühren von den schlechten Aernten in den beiden letzten Jahren (1799. 1800.) her. Dieser Grund wird als wahrscheinlich angenommen, doch kommt der Vf. in der Folge noch wieder darauf zurück. 2) Zufolge der eben gemachten Erfahrung, hat man behaupten wollen, dass kein Mangel eher da gewesen sey, bis das Korn 1800 reif ward. Hierdurch beschuldigt man also den Landmann und alle Kornverkäufer, das Getreide so lange zurück gehalten zu haben, bis durch den Anschein einer schlechten Aerndte die hohen Preise hinlänglich gesichert gewesen wären. Dies bestreitet der Vf. durchaus; denn diese Meynung würde vorausetzen, dass noch vorjähriges Getreide in hinlänglicher Menge da gewesen wäre, aber auf einer weiten Reise durch England, und nach den sorgfältigsten Erkundigungen, hat der Vf. durchaus so wenig Getreide gefunden, dass dies vor der neuen Aernte kaum auf 14 Tage hinreicht. Es wäre gut, um ähnliche Unfälle zu vermeiden, wenn die Regierung sich jährlich von dem Vorrathe alles vorhandenen Getreides genau unterrichtete. Auch hierdurch würde man die Aufmerksamkeit für die Aufnahme des Landbaues beweisen, und die Kornverkäufer vor falschen Beschuldigungen sichern, denen sie so oft ausgesetzt sind. (Der Vf. hatte schon 1783, als eine Volkszählung veranstaltet werden sollte, das Parlement auf diesen Vorschlag aufmerksam gemacht, unsers Wissens ist er aber unausgeführt geblieben.) Uebrigens leuchtet das Ungereimte

gereimte des Wahnes ein: dafs die Kornhändler Getreide verbrannt hätten, um es nicht zu wohlfeil verkaufen zu dürfen; wir würden sehr glücklich seyn, wenn dieſs nur auf die entfernteſte Weiſe beſtätiget werden könnte, ſo würde der Mangel doch nur ein künſtlicher ſeyn! 3) Ueberhaupt iſt die Meynung ungegründet, dafs der Landmann nur bey hohen Kornpreiſen beſtehen kann; und daher alles anwende, um dieſe zu erzwingen. Schlechte Aernten ſind ſo niederſchlagend genug für den Landmann, es iſt billig, dafs er durch die hohen Preiſe einigermaſſen entſchädiget werde; die Bedürfniſſe des Landmanns bleiben immer dieſelben, die Aernte mag gut oder ſchlecht ſeyn: natürlich wird aber der Vorrath der zum Verkauf übrig bleibt, bedeutend geringer in ſchlechten Jahren ſeyn, als er es in fruchtbaren iſt. Der geringere Ueberſchufs theurer verkauft, kann ihm ſo viele Vortheile nicht gewähren, als eine hinreichende Menge zu billigen Preiſen abgeben kann. Wenn jährlich 100 Schfl. Weizen zu 48 S., und 200 Schfl. Hafer und Gerſte verkauft werden ſollten; ſo wäre der Ertrag 360 Pf. St. (ein Druckfehler S. 320. giebt 160 Pf.); wenn dagegen 25 Schfl. Weizen zu dem enormen Preiſe von 7 Pf. St., 25 Schfl. Gerſte zu 3 Pf. St. und 25 Schfl. Hafer zu 2½ Pf. St. verkauft werden könnten; ſo würden dennoch dieſe ungemein hohen Preiſe nur einen Ertrag von 312 Pf. St. liefern. Weit ſicherer und beſſer iſt alſo der Gewinn des Landmanns bey guten Aernten und bey mäſsigen Preiſen, als bey ſchlechten Aernten, wenn die Preiſe auch noch ſo vortheilhaft ſcheinen. (Der Mangel an Futter, der in ſchlechten Jahren unausbleiblich erfolgt, mufs allerdings noch gerechnet werden.) 4) Einige haben ſogar geglaubt, der Landmann ſey zu reich, daher bearbeite er ſein Feld nicht mit dem gehörigen Fleiſse, und könne das Korn bis zu den äuſserſten Preiſen aufſchütten. Der Vf. äuſsert ſeinen Unwillen über dieſe Ungereimtheit. Zwar hat es ehemals geringere Korn-Preiſe gegeben, aber zu der Zeit war alles wohlfeiler; auch beſaſsen wir damals noch nicht ſo viel Geld; aber wenn nun der Landmann dreymal mehr Pacht, viermal ſo viel an Tagelohn, und beträchtlich mehr für alle Nothwendigkeiten bezahlen mufs, als ſeine Vorfahren, mufs dann auch ſeine Einnahme nicht gröſser ſeyn? Wäre dieſs nicht, ſo wäre an gar keine Aufnahme, an keine Vervollkommnung des Landbaues zu denken; denn dieſs Geſchäft erfordert erſtaunlichen Aufwand, mehreren, als je die Engländer daran wandten: Einige unſerer Pächter ſind zwar wohlhabend, aber ihre Anzahl iſt unverhältniſsmäſsig klein; dieſs ſind nur diejenigen, die in der Nachbarſchaft groſser Städte wohnen, und dieſe mit Lebensmitteln verſehen. Wären ſie arm, ſo würden die Stadtbewohner ſicher verhungern müſſen. Die reichſten Landleute, die vorzüglich durch Rindvieh- und Schaafzucht wohlhabend werden, möchten etwa 30000 Pf. Sterl. im Vermögen haben. Sollte ihnen dieſs nicht gegönnt werden, da doch alle, die ein andres Gewerbe treiben, reich werden? Die Beſchäftigung dieſer Leute iſt ſo wohlthätig, dafs man ſie ehren und aufmuntern mufs; ehe dieſs in England geſchieht, iſt an keine Aufnahme der Agricultur zu denken. Die Landtaxen ſind ſo beträchtlich, dafs die Pachtſummen nicht anders als ſehr groſs ſeyn können: Tagelohn und Inventarien ſo koſtbar, dafs wenige Landleute nur mehr Getreide ausſäen, als zum Unterhalte ihres Hausſtandes nöthig iſt; den gröſsten Theil der Ländereyen müſſen ſie zur Weide für die Heerde liegen laſſen, wovon noch einiger Vortheil zu hoffen iſt. Dann wendet aber dieſe thätige Menſchenklaſſe ihr etwa erworbenes Vermögen auf Verbeſſerungen des Bodens, um die Lücke wieder auszufüllen, die der Mangel des armen Landmanns im allgemeinen Kornhandel verurſachte. Ueberhaupt kann der Reichthum den Landmann nie bewegen, ſein Getreide zurückzuhalten; er macht es mit ſeiner Waare wie der Kaufmann, der ſie ſobald als möglich wegzuſchlagen ſucht. 5) Von Monopolien und Aufkäuferey die Theurung herzuleiten, findet der Vf. durchaus falſch, er läſst ſich in eine weitläufige Erörterung des Ungrundes dieſer Meynung ein, wovon das Reſultat iſt: man ſolle Korn kaufen und verkaufen laſſen, ohne im geringſten Einſchränkungen dagegen zu machen, oder beſondere Geſetze zu geben. Monopole (eigentlich ſo genannte) ſind zwar durchaus nicht zu billigen, aber die Freyheit, ſo viel Getreide zu kaufen, als jeder wolle, mufs uneingeſchränkt bleiben. Nur dadurch können verhältniſsmäſsige Preiſe verurſacht, und der Landbau in Aufnahme gebracht werden. Aufserdem iſt ja kein Handel gedenkbar, alſo auch kein Getreidehandel, der überhaupt mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft iſt, dafs die Erfahrung zeigt, dafs ſelbſt in den theuerſten Zeiten Korn-Speculationen aufgegeben werden. Uebrigens ward im Lande bey der letzten Theurung eine Unterſuchung über die Menge alles vorräthigen Korns angeſtellt, und dieſe kaum für 3 Wochen hinreichend befunden. Es war alſo wirklicher Mangel. Ueberhaupt mufs keine Einſchränkung in dieſer Hinſicht ſtatt finden; ſo iſt alſo auch die Taxe, die den Bäkkern vorgeſchrieben wird, nicht zu billigen. Unter uns hat bekanntlich *Normann* in ſeinem Gutachten über die Freyheit der Korn-Ausfuhr, dieſen Gegenſtand behandelt. Ob indeſs dieſe Freyheit, wie unſer Vf. thut, ſogar bis auf die Handwerker ausgedehnt werden könne, ſcheint theils ſeinen eignen Grundſätzen vom Arbeitslohn zu widerſprechen, theils auch wohl zu weit gegangen zu ſeyn. 6) Von der Ausfuhr aus dem Lande kann die Theurung gar nicht herrühren, denn nirgends ſind die Getreidepreiſe höher als in England; und überdieſs wird jeder Kaufmann lieber ſeine Waaren in der Nähe abzuſetzen ſuchen, als weite Reiſen d eſshalb machen. 7) Wenn nur die Landescultur im Ganzen beſſer wäre, als ſie iſt, ſo würde man nicht ſagen können, dafs die Landgüter zu ſehr ausgedehnt wären. An Menſchen fehlt es nur; wäre die Bevölkerung ſtärker, ſo würde es ſich bald zeigen, dafs die Güter zu klein ſind. Je mehr zwar ein Landgut gartenmäſsig bear-

bearbeitet werden kann; desto ergiebiger muss sein Ertrag seyn; aber hiezu gehört eine ungemein starke Bevölkerung; und in Ländern, wo diese noch fehlt, ist hieran gar nicht zu denken. (Der Vf. führt als Beyspiel eines sehr bevölkerten Landes, China an. Unter uns wird diese Art des so zu sagen verfeinerten Ackerbaues bekanntlich in Sachsen ausgeübt.) In England ist der gröfste Theil der kleinern Landleute so arm, dass sie nichts liefern können, und alle Marktplätze für die ersten Bedürfnisse nur von Pächtern grofser Ländereyen besetzt werden können. S. 389. stellt der Vf. eine Berechnung an, dass eine Pachtung zur Erhaltung des Pächters und seiner Familie, nebst Tagelöhnern und Hausthieren, durchaus nicht kleiner als 70 Acres (½ Hufen oder 12000 Q. R.) seyn könne, da der gröfste Theil desselben zu Weide-Plätzen liegen bleiben müsse. Wenn auch einige Landgüter gröfser sind, (die vorzüglich zur Viehzucht taugen, und auf dem grofse Weide-Plätze liegen bleiben), so sind dagegen andere, die kaum für 40 oder 50 Pf. St. Ackerland haben. Eben so, wenn gleich einige Güter für 100 Pf. St. verpachtet werden, so geben doch bey weitem die mehresten kaum 10 Pfd., und ihre Pächter führen ein armseliges Leben. 8) Nebenbanken sind in den letzten Jahren häufig geworden, und diese setzen den Landmann in den Stand, selbst bey dem gröfsten Ueberflusse an Vieh und Getreide, zurückzuhalten. Ueber den Nutzen der Banken für ein Land überhaupt konnte der Vf. sich hier nicht ausbreiten; aber da der Vortheil derselben für England durch lange Erfahrung erprobt ist, so meynt er, müsse auch die Freyheit, zu bankiren, nicht eingeschränkt werden, da dem auswärtigen Handel hierdurch kein Nachtheil zugefügt werden könne. Denn mehr Papiergeld, als für eine Gegend nöthig sey, würde diese Nebenbank nicht in Umlauf setzen; so wie der Landmann oder Handelsmann überhaupt nicht mehr Producte liefert, als die Nachfrage bestimmt, so wird auch die Bank nicht mehr Papiergeld ausgeben, als man ihr abfodert. Auch die ganze Nation geht sicherer dabey, wenn sie ihr Vermögen in baarem Gelde nicht einer Gesellschaft, sondern mehreren anvertrauen kann; denn selbst bey der Londner National-Bank kann nicht alle Furcht beseitigt werden: es könnte aus dem ganzen Lande mit einem Male jeder sein Vermögen zurückfodern. Fälle dieser Art sind schon einigemal dagewesen, und nur die Entschlossenheit ihrer Vorsteher konnte den Credit der Banken erhalten. Kleine Banken, bey denen alles mit der gehörigen Genauigkeit besorgt wird, und die ihre Speculationen nie über ihre Kräfte ausdehnen, haben so etwas weit weniger zu besorgen. Das Papiergeld in Frankreich und America würde nie an seinem Werthe verloren haben, wenn die Ausfertigung der Assignaten mehreren Gesellschaften erlaubt worden wäre. Ueberhaupt meynt der Vf. S. 409, es würden nie Banken errichtet werden, wo sie nicht nöthig sind; denn die Unternehmer würden bald durch eignen Schaden klug werden. — Wenn diefs doch manche Deutsche beherzigten! — Der Vf. fährt S. 410. fort, die Vortheile der Nebenbanken für England zu rühmen: die Landleute werden wohlhabender, und ihr Vermögenszustand wird durch die Agenten allgemeiner bekannt, und dadurch die Möglichkeit erleichtert, ihnen zu helfen. Nur diese Banken haben während eines kostspieligen Krieges, wie der letzte französische war, die Engl. Manufacturen zu einer Höhe erhoben, wie sie noch nie vorher gewesen waren, und sie darin erhalten. Eben durch die gröfsere Wohlhabenheit wird der Land-Bauer in den Stand gesetzt, mehrere Früchte zu gewinnen, diese aber bis auf hohe Preise aufzuschütten, würde eine Uebereinstimmung so weit entfernter Personen voraussetzen, unter denen nicht einmal die geringste Verbindung statt findet: die mehrsten würden doch ihre Producte verkaufen müssen, und so wäre gar keine Aussicht zu hohen Preisen. Ueberhaupt schärft der Vf. bey allen Gelegenheiten jenes: *rien faire, mais tout laisser faire*, nachdrücklich ein. 9) Die grofsen Gemeinheiten schaden auch nicht. Es wäre freylich besser, wenn sie kleiner wären, aber der Vf. meynt nicht, dass diess eine Veränderung im Getreidepreise hervorbringen würde. Er rechnet 30 Millionen Acres (oder 13333 Hufen), die bereits cultivirt worden sind, und deren Ertrag bis jetzt so weit hingereicht habe, das Land bis auf 3 M. Schfl. zu versorgen. 10) Nicht von der Menge und Ausdehnung der Wiesen rührt der Getreide-Mangel her; obgleich die 3 — 4 Acres, die nach des Vfs. Meynung hierzu benützt werden, gutes Kornfeld abgeben könnten: so sind doch die Kosten, sie zuerst in Cultur zu bringen, zu beträchtlich, als dass einzelne diess wagen könnten; es würde auch in der That nur für den Augenblick Hülfe geschafft worden seyn, indem doch andere Plätze, zur Erhaltung der Heerden, wieder dazu angewandt werden müssten, wenn nicht die Viehzucht ganz darunter leiden sollte. Der Vf. wünscht recht sehr, dass alle Vorschläge, die deshalb schon gemacht sind, nicht zur Ausführung gebracht werden möchten. 11) Obgleich der Krieg traurige Folgen für alle Nationen zurücklässt, unter denen er einmal gewüthet hat: so ist er doch nicht die Ursache der Theurung in England; denn dieser kann dem Lande zur Unterhaltung seiner auswärts stehenden Truppen nicht mehr als 300000 Schfl. kosten, noch nicht den fünften Theil des von fremden Ländern eingeführten Getreides. Auch spricht die Erfahrung dafür, dass in allen vorhergehenden Kriegen das Getreide wohlfeiler war, als in dem vorhergehenden oder darauf folgenden Frieden. Noch 1798, als der Krieg schon einige Jahre gedauert hatte, fielen die vorher hohen Preise so niedrig, dass es für das Land hätte gefährlich werden können. — Da nun alle diese Gründe nicht vermochten, uns die Ursachen des Getreide-Mangels zu erklären, schliefst endlich der Vf. S. 433, so müssen wir ihn in andern Umständen suchen. Hier wiederholt er nun, wie man leicht denken kann, alles, was er von Verbesserung der Landescultur überhaupt schon gesagt hat, und schärft diese Vorschläge noch einmal recht ein. Dass ungünstige Witterung Einfluss auf den Mangel des Getreides haben

den könne, giebt er zu, aber zugleich versichert er auch, dass dies nicht die einzige Ursache seyn könne. Die wenige Aufmerksamkeit, die man bisher auf den Ackerbau und auf alle Gegenstände, die ihn betreffen, gewandt habe, sey als die vorzüglichste Ursache der Theurung anzusehen. Man hat ganz falsch gerechnet, wenn man geglaubt hat, dass durch Geld alles gut gemacht werden könne. S. 449. ist die Summe der ganzen jährlichen Getreide-Consumtion nicht geringer als 48 Mill. Schfl.; sollte nur ein Drittel deshalb eingeführt werden, so würden diese Kosten mehr als das Doppelte alles Gewinns, den die Manufacturen liefern, wieder vernichten. Die Furcht und Bestürzung, die sich allgemein verbreitete, wenn die Aussichten zu einer guten Aernte fehlschlügen, sey als eine unmittelbare Folge der Unbekanntschaft mit dem Zustande des einheimischen Landbaues anzusehen, und hierauf gründet sich nach des Vfs. Meynung allein das Uebertreiben in den Engl. Kornpreisen, indem diese allgemeine Besorgniss nicht bloss die Kornpreise *im* Lande, sondern auch *ausserhalb* sehr erhöhet. Uebertriebene Berichte von dem Mangel an Getreide, die allenthalben ausgesprengt werden, verursachen, dass Kaufleute mit ihren Waaren als Kaufleute verfahren; diese selbst kennen den Zustand der Hülfsbedürftigkeit zu wenig, als dass man sie eines offenbaren Betrugs, oder einer unbezweifelten Hinterlist beschuldigen könnte. Man sieht auch, dass hier dann keine Festsetzungen der Preise und Befehle helfen können. Dass wirklich dies die Hauptursache von den hohen Preisen sey, sieht man auch aus der verhältnissmässig geringen Zufuhr, die nur $\frac{1}{12}$ der ganzen Consumtion beträgt. Diese Bestürzung kann aber auch aus dem Grunde entstehen, dass nur immer so viel Getreide im Lande gewonnen wird, als zur Befriedigung der gegenwärtigen Bedürfnisse erfoderlich ist. Ehe es nicht dahin kommt, dass alle Jahre altes Korn übrig bleibt, kann nie an wohlfeilere Preise gedacht werden, und dieser üble Gebrauch, keine hinreichende Menge von Getreide zu bauen, ist zu der Zeit eingetreten, als man anfing, die Manufacturen zu sehr zu erweitern. Aus diesem Mangel alten Getreides entstehen aber auch in Rücksicht der Gesundheit mannigfaltige Nachtheile. Ueberdiess müssen bey jedem bevorstehenden Mangel die Besorgnisse des Volks vermehrt werden, wenn man es durch wahre und unwidersprechliche Beweise nicht von dem Daseyn einer hinlänglichen Getreide-Menge überzeugen kann. S. 466. stellt der Vf. eine Berechnung alles aus Europa und America möglichst nach England zu schickenden Getreides an, und findet nur 7200000 Schfl., und doch sind für 15 M. Pf. St. nur 2700000 Schfl. bis jetzt gekauft worden. Hieraus ergiebt sich also schon, wie sehr beträchtlich die Menge Getreides seyn müsse, die im Lande selbst producirt werden muss. Und doch meynt der Vf., dass dies möglich sey durch eine gehörige Aufnahme des Ackerbaues: denn da von 2000000 Acres bisher 25500000 Schfl. selbst gebauet worden sind, so bedarf es nur noch 4000000 acres, um eine Menge Getreide zu produciren, die weit grösser ist, als jährlich verbraucht wird, und diese Cultur kann leicht geschehen, da alles urbare Land 14000000 Acres beträgt. — Einige Bemerkungen, die geringe Kornmenge durch überflüssigen Viehbestand, unnöthigen Verbrauch zu Haarpuder und Brandtewein nicht noch mehr zu schwächen, beschliessen diesen Abschnitt. In den folgenden drey Anhängen erzählt der Vf. Umstände, die zur Beglaubigung und Rechtfertigung seiner Vorschläge dienen sollen, die er schon lange dem Parlamente vorgelegt hat; theilt Bemerkungen von Sachkundigen mit, die ganz mit ihm übereinstimmen u. s. w. — Wir wünschen diesem wichtigen Werke einen Uebersetzer, der aber nicht bloss der Sprache, sondern auch der Sache kundig sey.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Pflanzen-physiologische Abhandlungen*, von *Friedr. Kasimir Medicus. Erstes* Bändchen. Fortpflanzung der Pflanzen durch Saamen. Erzeugung des Saamens. 287 S. *Zweytes* Bdchn. Fortpflanzung der Pflanzen durch Wurzelung. Verlängerung. 243 S. 1803. 12. (1 Rthlr. 14 gr.)

Unter diesem Titel liefert der würdige Vf. einen verbesserten Abdruck seiner frühern Aufsätze über die Oekonomie der Gewächse, die in den *Actis palatinis*, in seinen *botanischen Beobachtungen*, in seinen *kritischen Bemerkungen* und in *Römers und Ulseri's* Magazin für die Botanik zerstreut waren. Da fast alle diese Abhandlungen bekannt und ursprünglich älter sind, als die Entstehung unsers Instituts: so können wir es hier bey der Angabe der hier befindlichen Aufsätze bewenden lassen. Es sind folgende: 1) Von der Neigung der Pflanzen, sich zu begatten: Beyspiele von der Wanderung und Reizbarkeit der Befruchtungstheile: Geschichte der Lehre von der Befruchtung der Gewächse. 2) Von der Lebenskraft. 3) Ueber die zum Begattungs-Geschäfte der Pflanzen erfoderlichen festen und flüssigen Theile. Ueber die Flüssigkeiten, welche Antheren und Narben absondern. 4) Ueber das Unvermögen der *Musa mensaria Rumphii*, Saamen zu erzeugen. 5) Von den Scheidewänden, die den Zusammenhang des Marks unterbrechen. 6) Ueber das Vermögen der Pflanzen, sich noch durch andere Wege, als den Saamen, zu vervielfältigen und fortzupflanzen. 7) Ueber das Saamen-Ansetzen an abgeschnittenen Blüthenstengeln einiger Zwiebeln und Knollengewächse. 8) Conrad *Gesners* 1577 bekannt gemachte Erfahrung über das Saamen-Ansetzen des abgeschnittenen Blüthenstengels der weissen Lilie. 9) Hoher Werth der Fortpflanzung der Pflanzen durch Wurzelung, als kurzer Ueberblick dieses Verlängerungs-Vermögens.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. Januar 1804.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädike: *Die Kunst, sich glücklich als Kaufmann oder Fabrikant zu etabliren*, oder *Belehrung für junge Kaufleute und Fabrikanten* u. s. w. Gröfstentheils nach mehrjährigen Beobachtungen mitgetheilt von *Ehregott Meyer*, Herz. Sachs. Cob. Saalf. Commercienr. 1803. XVI. und 532 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf., der uns durch mehrere auf Belehrung des Handlungs- und Fabrikstandes abzweckende Schriften von einer vortheilhaften Seite bekannt ist, liefert hier wieder ein Buch, das eine Menge durchdachter Vorschriften und Lehren enthält, die in unserm Zeitalter, das, zumal in Deutschland, aufserordentlich reich an leichtsinnigen Handlungs-Etablissements und irrig berechneten Fabrikanstalten ist, eine wohlthätige Erscheinung sind. Es kömmt nur darauf an, dafs diejenigen, an die dieses Wort zur rechten Zeit geredet wird, davon einen zweckmäfsigen Gebrauch machen, damit ihr Vortheil bey Anlagen befördert, und jeder so leicht entstehender Schade verhindert werde. Denn, „wer Gelegenheit hat, sagt „der Vf. S. XII fg., oder sich die Mühe nimmt, darauf zu achten, wie die Kaufleute an allen Orten sich „so sehr mehren, mit welchem Leichtsinn sie *entriren*, „der mufs staunen! Eine Handlung, eine Fabrik anlegen, kostet den jungen Brauseköpfen oft nicht „mehr Ueberlegung, als eine *Partie de plaisir* zu ordnen. — Und was sind die Folgen des (der) unüberdachten und leichtsinnigen Etablissements? — Eine „Menge Bankerotte — leerstehende Fabriken — Sinken des Credits — Verderben der Preise — — und „oft — — gewaltsamer Tod!" — Wer zweifelt wohl an diesen Erfahrungssätzen, die gleichsam durch die Tagesordnung unserer Fabriken und mancher falsch berechneter Handelsspeculationen realisirt wird.

Wer sich die Mühe nimmt, die Materien des Ganzen, das in 20 Kapitel abgetheilt ist, unter sich zu vergleichen, der wird bald finden, dafs der Vf. in seinem Fache nicht nur viele Kenntnisse besitzt, sondern auch eine Reihe Erfahrungen gemacht hat. Folgende Darstellung der einzeln abgehandelten Gegenstände wird die Bekanntschaft des Vfs. mit dem, was eigentlich hieher gehört, näher aufklären; einige gelegentliche Bemerkungen werden wir hinzufügen, um als Referenten von der Ausführung Rechenschaft zu geben.

Der Vf. untersucht im 1sten Kap. S. 1—11. die Frage: Was heifst eigentlich sich etabliren? und zeigt, welche Erfoderniffe zur Errichtung eines Handlungshauses, oder zu Anlegung einer Fabrik erfodert werden. Das 2te Kap. zergliedert die Frage S. 11—30.: Ist es bey dem Kaufmanne und Fabrikanten immer wahr, was man zu sagen pflegt: *eigener Herd ist Goldes werth?* Rec. stimmt völlig in die Erfahrungssätze des Vfs., weil er durch die Zeitgeschichte und verschiedene Beyspiele von der Wahrheit überzeugt worden, dafs nicht immer und sehr selten ein eigener Herd jungen unerfahrnen Speculanten nutzt. — Kap. 3. S. 30—54.: Wie bereitet sich der Kaufmannsdiener zum einstigen (*dereinstigen* oder *zu seinem künftigen*) Etablissement vor? Hier ist viel Gutes gesagt; (doch dürften die Vorschriften nicht auf alle Subjecte der Art passen). — Kap. 4. S. 54—69.: Wie müssen Söhne der Kaufleute, wenn sie beym väterlichen Gewerbe bleiben wollen, zum künftigen Etablissement sich vorbereiten? (Möchte doch unsere kaufmännische Jugend die hierin enthaltenen Lehren benutzen! Aber die gesunkene Moralität und der Schwindelgeist unsers Zeitalters läfst, wie die Erfahrung zumal in grofsen Städten lehrt, vor der Hand wenig Hoffnung zurück.) Die *einigen* Worte des 5ten Kap. S. 70—92.: über Bildung junger Kaufleute in Handlungs-Instituten und in der eigentlichen Lehrzeit, sind zur rechten Zeit und am gehörigen Orte gesagt. Eben so praktisch werden die Fragen im 6ten Kap. S. 93—105.: Arbeiten unsere Kaufmannssöhne und Handlungsdiener, wie sie wenigstens jetzt mehr als zahlreich zu finden sind, dem Ziele, bald Eigenthümer einer Handlung zu werden, entgegen? oder bereiten sie sich zu einem Etablissement gehörig vor? mit vieler Sachkenntnifs untersucht, und im 7. Kap. S. 105-125. wird gezeigt: woher es wohl kommen möge, dafs man in unsern Tagen so ungewöhnlich eile, sein eigenes Etablissement zu gründen. Dagegen werden im 8ten Kap. S. 125—150. die Fragen beantwortet: Wenn (Wann) darf, soll und kann sich ein Kaufmannsdiener etabliren? Obgleich diese Fragen hier nach allgemeinen Grundsätzen auseinandergesetzt sind, so werden die näheren Motive in folgendem 9ten Kap. S. 151-159. durch die Folgerungssätze noch näher auseinandergesetzt, wobey der Vf. auf die Entscheidung der Frage kömmt: ob alle junge Anfänger der Handlung sich nach einerley Grundsätzen etabliren dürften, und alle einerley Rücksichten zu nehmen hätten? Besonders sind die Grundlehren jedem Handlungsbeflissenen zu empfehlen, die der Vf. im 10ten Kap. S. 160—257. darstellt, indem er jedem Anfänger die Mittel zeigt, wel-

welche er zu ergreifen, und die, welche er zu vermeiden habe, damit er sein Fortkommen sichere, und seine Geschäfte in guten Ruf setze, wodurch er als nützlicher Staatsbürger, glücklicher Gatte und treuer Vater dereinst mit Nutzen wirken könne. —

Was bisher von Errichtung der Handlung im *Allgemeinen* gesagt worden, das wird auch in folgenden Kapiteln von Fabrikanlagen im *Besondern* erinnert. Dahin gehören die Anleitungen, die der Vf. im 11ten, 12ten und 13ten Kap. S. 258 — 336. vorträgt. Im 14ten und 15ten Kap. S. 336 — 436. wird die Frage aufgeworfen: Ist es zu billigen, oder gar zu empfehlen, dass ein junger Anfänger, er sey Kaufmann oder Fabrikant, sich sogleich, das heisst im eigentlichen Sinne, sofort verheirathe, wenn er, wie meistens geschieht, ein Paar Jahre als Handlungsdiener gestanden, und gleichsam in den ersten Lehrjahren des durch Erfahrung gewitzigt werden sollenden Jugendalters, sein eigener Herr zu werden, im Begriff steht? Dieses widerräth der Vf. mit Grund in den meisten Fällen. Wenn aber Ursachen und Umstände eintreten, dass der junge Kaufmann gleichsam genöthigt wird zu heirathen; so schlägt der Vf. die Mittel vor, worauf ein junger angehender Kaufmann bey seiner Heirath vorzüglich Rücksicht nehmen müsse, auch wie, und wen er zur Vollziehung dieses Zwecks wählen solle. (Das ist alles recht gut, dem ruhigen Beobachter Anderer, nur nicht immer sich selbst, am wenigsten jungen Leuten, zu sagen! Gemeiniglich liegt in der menschlichen Natur, dass man weniger durch Beyspiele Anderer, als durch seine eigenen Erfahrungen sich zurechtweisen lässt. Diess lehrt die Geschichte aller Zeiten, Völker und einzelner Menschen; daher dergleichen Erinnerungen meistens tauben Ohren verkündet werden.) —

Eine praktisch geleitete Erörterung der Frage im 16. K.: Ist es einem jungen Anfänger, er sey Kaufmann oder Fabrikant, zuträglich oder anzurathen, sich mit einem andern jungen Manne gemeinschaftlich zu etabliren, oder in eine ältere Handlung als Theilnehmer einzutreten? verdient von allen denen beherziget zu werden, die eine Neigung für Errichtung der Compagnie-Geschäfte verspüren. (Rec. weiss aus mehrern Beyspielen, dass nicht selten Gesellschaftshandlungen zu Grunde gehen, wenn nicht Gemeingeist, gegenseitige Beförderung des wahren Interesse der Handlung, Fleiss und Sparsamkeit, das Wohl der Compagnie leiten. Am meisten schaden sie sich, wenn das wechselseitige Vertrauen sinkt, und an die Stelle der Redlichkeit Miscredit tritt. Daraus entstehen endlich Verfolgungen und nicht selten Processe, die dem Handlungskapital, den Geschäften und dem öffentlichen Glauben der Societät schaden, welche in den meisten Fällen den gänzlichen Untergang nach sich ziehen.) Mit eben der Gründlichkeit entscheidet der Vf. im 17. Kap. S. 465 — 471. die Gründe, in wie fern es rathsam sey, sich erst im höhern Alter als Kaufmann oder Fabrikant zu etabliren. Für die wahre Zeit des nützlichen Lebens, Anlagen und Unternehmungen der Art zu machen, bestimmt der Vf. die Periode vom 28sten bis 45sten Jahre. Diess ist auch in Wahrheit der beste Zeitpunkt; denn zu früh, ohne hinlängliche Erfahrung geleitet, führt zu leicht auf irrige, oft zu leichtsinnig gewagte Speculationen; und nach 50 Jahren mischen sich zu häufig körperliche Schwächen in den Gang der Geschäfte, die mehr als zu oft den Geist und seine Activität im Anfange einer Handlung oder Fabrikanstalt lähmen, wo Thätigkeit, Beharrlichkeit und ausdauernder Fleiss erfodert wird, indem ohnehin, wie der Vf. an vielen Orten sagt, *aller Anfang* schwer sey. Im 18ten Kap. S. 471 — 491. sucht der Vf. zu zeigen: wie Aeltern und Vormünder auf ein glückliches Etablissement ihrer Kinder und Pflegbefohlenen mitwirken, und was (Kap. 19. S. 491 — 516.) Obrigkeiten von einem jungen Kaufmanne fodern, auch alsdann für ihn leisten sollen, um seine Geschäfte mit Nutzen zu beginnen. Dieses Letztere sind wohl fromme Wünsche, die nicht leicht realisirt werden dürften. Den *Beschluss* macht im 20sten Kap. S. 516 — 530. die Beantwortung der Frage: Warum ist es in unsern Zeiten weit schwerer als vormals, ein eigenes Etablissement, es sey als Kaufmann oder als Fabrikant, zu gründen? Unsere Leser werden aus der Darstellung des wesentlichen Inhalts dieses Buchs, dem nur noch mehr Reinheit der Schreibart zu wünschen wäre, abnehmen, dass es ganz für den Handlungsstand unserer Zeiten passe.

Leipzig u. Augsburg, b. Stage: *Versuch einer Handlungsgeschichte für Kaufleute, Manufacturisten und Fabrikanten*, von *Phil. Jac. Karrer*. *Erster* Band. 1801. 43 Bog. 8. (2 Rthl.) *Zweyter* Band. 1802. 56 Bog. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Historische Geographie für Kaufleute, u. s. w. *Erster* u. *Zweyter* Band. Oder: *Geographie für Kaufleute*, u. s. w. *Dritter* und *Vierter* Theil. u. s. w.

Die Schreibsucht der Compilatoren unsers Zeitalters würdiget mit Riesenschritten, wenn diesem reissenden Strome des Verderbens durch Verleger und Abnehmer nicht bald Gränzen gesetzt werden, unsere deutsche Literatur zur Abschreiberey herab, und wird, da ein Heer oft elender Scribler, die aus drey Büchern das *vierte* fabriciren, mit ihrem Geschäfte ein merkantilisches Gewerbe treiben, und die Zahl der wahren Gelehrten, wie die der originalen Schriftsteller, nach *Meusels* Zeugniss fast jährlich mindert, die Wissenschaften in jedem Fache, zumal die der Handlung überhaupt und der Comptoirkunde insbesondere, in der Folge, gegen andere Völker zu rechnen, weit unter alle Mittelmässigkeit bringen, und dadurch den ächten Verehrer merkantilischer Literatur nöthigen, seine Zuflucht zu der des Auslandes zu nehmen.

Diese traurigen Aussichten für die Zukunft hat der Vf. des vorliegenden Werks, der auch eine äus-

Digitized by Google

serst

ſerſt mittelmäſsige *Geographie für Kaufleute* geſchrieben, um Vieles vermehrt, indem eine Menge Proben hiſtoriſcher Unrichtigkeiten oder übel verſtandener Thatſachen dieſe Vermuthung leider beſtätigen. Wer es weiſs, wie ſchwer eine Arbeit, wie die vorliegende iſt, auszuführen, um den Zeitgenoſſen wie der Nachkommenſchaft gemeinnützig zu werden, der trägt wahrlich Bedenken, ſich derſelben zumal alsdann zu unterziehen, wenn der wiſſenſchaftliche Geſchichtſchreiber, beſonders in den weitſchichtigen Gebieten der Handlung, die in mehrere Räder der Völker- und Staatengeſchichte, der Politik, Mathematik, Chemie, Technologie, Landwirthſchaft und andere verwandte Wiſſenſchaften greift, nicht einen groſsen Apparat der ausgebreitetſten Kenntniſſe, eine zahlreiche Bücherſammlung, und in gewiſſen Fällen ſelbſt Urkunden und eine ſtrenge hiſtoriſche Kritik mitbringt, ohne welche er im Weſentlichen nichts ausrichtet, es ſey denn, daſs er, wie vor einigen Jahren der verſtorbene *Fiſcher* in Halle, die gröbſten Fehler nachſchreiben, und die unverzeihlichſten Behauptungen, deren ſich die Geſchichte keinesweges erinnert, für hiſtoriſche Facta ausgeben wollte. Rec. hat dies oft in ſeinen eigenen Schriften, beſonders aber und noch öfter in Recenſionen gerügt, und manchen Plagiarius und Compilator von einem Vorhaben zurückgeſchreckt, welches, wenn es vollzogen worden, das gutmüthige Publicum, das ſich oft gern täuſchen läſst, mit unnützen Producten heimgeſucht, und die Verleger ſolcher elenden Producte mit Bergen von Maculatur in der Folge überhäuft hätte. — Von dieſem Gehalte iſt beynahe das vorliegende bogenreiche Werk, deſſen Inhalt und Bearbeitung wir unſern Leſern in der Kürze vorlegen wollen.

Erſter Band. Die 31 Seiten lange *Einleitung* giebt Aufſchlüſſe über die Natur, Beſchaffenheit und das Weſen der Handlung neuerer Zeiten, worin Dinge vorkommen, die in die geſchichtliche Darſtellung des Werks ſelbſt gehören; und ungeachtet dieſe Ausführung eine der beſten im Buche iſt, ſo fehlt es ihr doch an hiſtoriſch-politiſcher Ueberſicht, die man von einem philoſophiſchen Schriftſteller erwarten muſs, der ein Unternehmen, wie das vorliegende, eine *Handlungsgeſchichte* zu ſchreiben wagt. Dann folgt S. 32 — 41. eine *kurze Geſchichte der Handlung*, u. S. 42 — 74. eine *allgemeine Geſchichte der Schifffahrt*, der eine *Geſchichte des Geldes* S. 75 — 81. angehängt iſt. Dieſe, wie die *Geſchichte der Handlung und Schifffahrt bey den vornehmſten Völkern des Alterthums*, die im Buche namentlich aufgeführt werden, und wovon hier irrig die *Hebräer* den *Phöniciern* vorgeſetzt ſind, geht vom graueſten Alterthume S. 82 — 174. bis auf die *Römer* (eigentlich hätte dieſe Periode bis auf den Tod des *Theodoſius* durchgeführt werden ſollen), und iſt bloſs fragmentariſch, ganz ohne alle Beweiſe, oft wörtlich, aus *Fiſcher*, *Ameilhon*, *Goguet*, *Heeren* und *Berghaus* abgeſchrieben, ohne die Führer zu nennen. In der S. 175 bis 664. gelieferten *Handlungsgeſchichte der neuern Völker* iſt die, welche den *Ruſſen*, womit der Vf. anfängt, gewidmet wird, S. 175 — 286. die ausführlichſte. Von hier aus geht der Vf. S. 287 — 307. nach *Aſien*, indem er den Handel der vornehmſten Völker dieſes Erdtheils hiſtoriſch beſchreibt. Auf einmal wird der Leſer S. 307 — 445. nach *Spanien* verſetzt, von wo aus er mit einem Sprunge S. 445 — 664. nach *Groſsbritannien* gebracht wird, von welchem die vereinigten Königreiche *England*, *Schottland* und *Irland* mit ihrem Handel beſchrieben werden. Alles findet man hier und allenthalben im Zuſtande der Handlung vor der franzöſiſchen Revolution dargeſtellt. Die *Geſchichte der Wechſelbriefe*, die S. 19 — 25. ganz kurz abgefertiget wird, iſt, nach der bisherigen Methode, von den Juden und Gibellinen abgeleitet, ohne daſs der Vf. *von Martens* treffliches Buch: *Ueber den wahren Urſpr. des Wechſelrechts* u. ſ. w. (Götting. 1797. 80 S. und 260 S. gr. 8.) geſehen, geſchweige dabey gebraucht hätte. Auch paſst die S. 25 fg. gegebene Erklärung nur auf ausländiſche, eigentlich traſſirte Wechſelbriefe. Die Erzählung von Erfindung des Compaſſes iſt äuſſerſt unvollſtändig und höchſt mangelhaft; ihre Reſultate führen zu nichts Beſtimmtem, welches eine hiſtoriſche Kritik billigen könnte. Hundert anderer Mängel nicht zu gedenken, die wir der Kürze wegen nicht anführen.

Der *Zweyte Band*, welcher das ganze Werk beſchlieſst, begreift, auſser Deutſchland, die übrigen Länder und Staaten Europens, die man aber mühſam aufſuchen muſs, weil der Vf. weder Inhalts-Anzeige, noch Columnen-Ueberſchriften im Buche angebracht hat. Den Eingang zu dieſem Theile eröffnet *Italien* S. 1 — 159. mit allen ſeinen Staaten und Provinzen, ſo wie ſie bisher in *Büſchings Erdbeſchreibung* und in *Jagemanns geograph. Beſchreib.* etc., nach *Galanti's* Anleitung, ohne dieſer Führer im mindeſten zu erwähnen, der Ordnung nach vorkommen. Man findet daher alle durch die politiſchen Begebenheiten neuerer Zeiten nunmehr verſchwundenen Staaten Italiens, ſo wie ſie unter ihren ehemaligen Herrſchaften bis zum Jahr 1790. ſtanden, von neuem wieder aufgeführt, ohne daſs die Töchter-Republiken Frankreichs, z. B. Cisalpinien, Ligurien, Lucca etc. und die neue Monarchie Hetrurien, im Mindeſten erwähnt werden. Die Entſchuldigung in der *Vorrede:* der gröſste Theil der Handſchrift ſey ſchon unter der Preſſe geweſen, bevor der Friede von Amiens bekannt geworden, rechtfertigt hierin den Vf. keinesweges, da der Lüneviller Tractat, der Friede zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich, und viele andere frühere politiſche Begebenheiten ſchon längſt bekannt waren, bevor man an Amiens dachte. S. 159 — 211.: Handlungs-Geographie von *Ungarn* etc. und S. 211 — 251. *Portugal.* (Wie das nicht alles buntſcheckig durch einander ſpringt!) Jetzt kömmt S. 211 — 416. *Frankreich*, und S. 416 — 547. die *Schweiz.* Ungeachtet hundertfache Mängel und Unrichtigkeiten darin vorkommen, ſo ſind doch die beiden letztern am beſten gerathen; auch findet man S. 545 fgg. das neue Decmal-

cimalmaafs- und Gewicht-Syſtem der Schweiz, welches noch kein Schriftſteller angeführt hat. Bey Frankreich werden aber die neuen metriſchen Verhältniſſe, nach dem Conſularbeſchluſſe vom 13. Brum. IX. J., gänzlich vern-t. — S. 547—702.: die ehemaligen öſterreichiſchen und vereinigten Niederlande, bey welchen die bisherige Klage Statt findet. Mehr dürfen wir des Raums wegen nicht ausheben, dagegen aber bemerken, daſs der Vf. nirgend ſeine Gewährsmänner angeführt, noch ein Verzeichniſs derſelben angeführt habe. Er entſchuldigt ſich damit (2. Bd. *Vorr.* S. IV.), daſs dieſes der Weitläufigkeit wegen nicht geſchehen ſey; aber dieſs iſt die gewöhnliche Schutzmauer der *Bücherausſchreiber!* Auch verweiſet der Vf. an mehrern Orten auf die *Handlungs-Geographie Deutſchlands*, die *folgen ſollte;* allein dieſen weitſchichtigen Plan hat er (ſ. *Vorr.* a. a. O. S. II.) aufgegeben, weil es ihm (unter den gegenwärtigen Umſtänden der gänzlich ungeänderten politiſchen Geographie Deutſchlands, worin noch keiner vorgearbeitet hat) an Materialien (zum Ausſchreiben?) fehle.

MATHEMATIK.

QUEDLINBURG, in Commiſſ. b. Ernſt: *Rechenbuch, nach Anleitung der allgemeinen de Reſiſchen oder Kettenregel*, für angehende Kaufleute, Baubefliſſene, Forſtmänner, Feldmeſſer und Oekonomen; auch beſonders für niedere Bürger- und Landſchulen. Nebſt Anhang, worin verſchiedene Flächen und Körper nach ihrem Quadrat- und Cubik-Inhalt ausgemeſſen und berechnet ſind. Neue vermehrte Auflage. 1802. 159 S. 8. Mit 2 ill. Kpf. (10 gr.)

„Daſs die deutſche Welt mit Rechenbüchern überſchwemmt iſt, iſt mir wie jedem andern *biedern* deutſchen Leſer bewuſst." Dennoch meynt der biedere Vf., es gäbe zu wenig wohlfeile Bücher, wonach ſich junge Anfänger der Handlung u. ſ. w. in der ſo nothwendigen als edlen, ſo leichten als vergnügenden Kettenregel üben können. Das kann wohl nicht im Ernſte gemeynt ſeyn. Von der Kettenregel iſt der Vf. ein gar groſser Verehrer; wir laſſen dieſe Rechnungsmethode in ihren Ehren und Würden, aber der Meinung ſind wir nicht, daſs man alles, auch einfache Proportionen, über dieſen Leiſten ſchlagen müſſe. — S. 13. ſind die Ziffern der Zahlen, welche in Tauſende u. ſ. w. gehen, des Ausſprechens wegen durch Commata von drey zu drey Ziffern getheilt, was freylich in geographiſchen Büchern, Zeitungen u. dergl. gewöhnlich geſchieht, aber eigentlich nicht ſeyn ſollte, da das Comma eigentlich zur Abſonderung des Ganzen von Decimalbrüchen dienet. Auf letztere laſſen ſich die gemeinen Rechenbücher nicht ein. Im Abſchnitte vom Verkleinern (wie es hier genannt wird) der Brüche werden die Kennzeichen angegeben, woran man ſehen kann, durch welche einſtellige Zahl eine gegebene ohne Reſt dividirt werden könne. Das erſte heiſst: gerade Zahlen laſſen ſich durch gerade heben; das iſt unbeſtimmt, es ſollte heiſsen: alle gerade Zahlen laſſen ſich durch 2 ohne Reſt dividiren. Das Kennzeichen der aufgehenden Diviſion durch 4 hätte beſſer ſo angegeben werden können: durch 4 laſſen ſich die Zahlen ohne Reſt dividiren, deren beide letzte Ziffern (Einer und Zehner) durch 4 aufgehen, weil nämlich alle Hunderte an ſich 4fach ſind. So hätte hinzugeſetzt werden können: durch 8, wenn die drey letzten Ziffern durch 8 aufgehen, weil nämlich alle Tauſende an ſich 8fach ſind. Schon beym Multipliciren der Brüche wird die Form der Kettenregel gebraucht. S. 138. hätten die folgenden Exempel von den vorigen beſſer abgeſondert werden ſollen, da ſie nicht mehr zur Geſellſchaftsrechnung gehören. Ganz am Ende der Rechenkunſt wird endlich ein Wort von der Proportion geſagt — eine eigene Ordnung! Der Anhang, der vermuthlich die Prädicate: für Forſtmänner u. ſ. w. rechtfertigen ſoll, fängt ſo an: *Quadrat-Inhalte* hat man dreyerley: Quadratzolle, Quadratfuſse und Quadratruthen. Es hätte nicht Quadratinhalte, ſondern Flächenmaafse heiſsen ſollen, und dann giebt es auch Quadratmeilen, Quadratellen u. ſ. w. S. 150. heiſst es, eine *runde* Zirkelfläche (als ob es auch eckige Kreiſe gäbe) auszumeſſen, muſs der Durchmeſſer mit dem auswendigen *Zirkelkreiſe* (das heiſst Kreiskreis) oder Peripherie multiplicirt, und die herausgebrachte *Summe* mit 4 dividirt werden; *was durch 4 dividirt wird*, iſt das Facit oder (der) Flächeninhalt (nicht, was durch 4 dividirt wird, ſondern der Quotient, der durch Diviſion jenes Products, was der Vf. Summe nennt, erhalten wird). Wie die Peripherie gefunden werde, hat der Vf. nicht für gut gefunden zu zeigen. Die Berechnung des abgekürzten Kegels (hier eine *runde Säule* genannt) iſt nicht genau richtig, obwohl *in Praxi* bey Baumſtämmen zuläſſig. S. 158. wird eine *runde* Kugel berechnet, auf eine Art, die, wie der Vf. meynt, zwar nicht die genaueſte, aber doch für Anfänger hinlänglich wäre. Die Methode iſt aber hier allerdings genau, denn man berechnet hier die Kugel als einen Cylinder, deſſen Gründfläche der gröſste Kreis und deſſen Höhe 4 Sechstel des Durchmeſſers iſt, das iſt vollkommen richtig. Aber daſs der Vf. frägt, wie viel *Cubikfuſs* der *Durchmeſſer* einer Kugel habe . . . iſt ein — Druckfehler.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Januar 1804.

BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Göschen: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ. NOVUM TESTAMENTUM *Graece.* Ex recensione *Jo. Jac. Griesbachii* cum selecta lectionum varietate. *Tomus primus* Evangelia Matthaei et Marci. (1803.) 241 S. kl. fol. (Pränum. Preis 2 Louisd'or.)

Durch diese Prachtausgabe, der an Eleganz und sorgfältig überlegter Harmonie der Lettern kein griechisches bisher erschienenes Druckerwerk gleichkömmt, vermehrt Hr. Göschen den sich schon erworbenen Ruhm typographischen Kunstsinnes und Kunstfleisses so sehr, dass er die Palme den Bodoni's und Didot's, wenn nicht streitig macht, doch gewiss mit ihnen theilt. Wir kennen die neuesten schönen Drucke von beiden grosen Meistern, und haben noch erst jünsthin eine Anzahl neuer griechischer Schriftproben von Bodoni gesehen; müssen aber aufrichtig bekennen, dass Form und Schnitt dieser neuen griechischen Lettern, welche Hr. Göschen für diese Ausgabe zu Stande gebracht hat, jene im Ganzen sowohl, als im Einzelnen weit hinter sich lassen. Nirgends findet sich diese dem Auge so wohlthätige Harmonie der Versalien mit der Minuskelschrift; nirgends dieser edle, freye und kühne Schwung, der die Drucklettern den Buchstaben einer schönen Handschrift so nahe als möglich bringt; nirgend diese schöne Proportion in Breite und Höhe, und in der Abwechslung der zärtern und stärkern Striche, oder der Vertheilung von Licht und Schatten.

Um den ersten Vorzug zu erreichen, musste entweder die Minuskelschrift, wie die bisherigen Versalien, perpendicular gestellt werden; welches aber dieser Schrift, wie man an einem neuerlich von Didot gemachten Versuch sehen kann, ein höchst widerlich steifes Ansehn giebt; oder es mussten die bisher eckichten, unten senkrecht auf der Grundlinie stehenden Versalien, rundlich geschwungen, und etwas schief, wie die kleinen Buchstaben, auf der Grundlinie gestellt werden. Diesen Weg hat nun Hr. Göschen eingeschlagen, und mit so glücklichem Erfolge, dass gegen die Schönheit nichts zu sagen bleibt, und der kleine Anstoss eines etwas neuen oder fremden Ansehens, das einige Versalien, das Sigma und Delta, haben, sicherlich bald überwunden werden wird. Ungriechisch ist keine einzige Figur geworden, denn wer weiss nicht, dass für das eckichte Σ, das runde C schon sonst gebräuchlich war; und dass die hier gebrauchte, dem lateinischen *D* sich nähernde Figur für das Delta, auf Inschriften beynah eben so, wie sie hier gezeichnet worden, vorkömmt?

Ein sehr günstiger Umstand war es für Hn. Göschen's edle Bemühungen, dass er an Hn. D. *Griesbach* in Jena einen Mann als Herausgeber gewann, der bey den mannigfaltigen, so oft nothwendig ins Kleinliche gehenden Kenntnissen, die die Kritik des N. T. erfodert, einen feinen Sinn für das Grosse, Schöne und Schickliche bewahret hat, dem zufolge er in der Vorrede mit vieler Schärfe und Deutlichkeit die Grundsätze entwickelt, von welchen man zur Verbesserung der griechischen Druckschrift ausgehen musste. Wer über das Einzelne in der Zeichnung dieser Typen, deren Total jedes Auge so unwiderstehlich anzieht, richtig urtheilen will, muss diese Vorrede lesen, und daraus die Schwierigkeiten ermessen, welche die Ausführung der unläugbar von dem guten Geschmacke dictirten Gesetze in einzelnen Fällen bey der Vollendung dieser Typen hatte. Eine grosse Menge von versuchten Buchstabenfiguren mussten wieder weggelegt werden, weil sie, wenn gleich an sich nicht verwerflich, doch in der Verbindung mit andern nicht passen wollten. Hier vereinigte sich nun das Kunstgefühl des Verlegers und Herausgebers mit dem unermüdlichen Fleisse des Schriftgiesers Hn. Prillwitz zu Jena. Auch gehörte eine so liberale Denkart, als die von Hn. Göschen bekannte, dazu, um den grosen Aufwand solcher oft vereitelten Versuche nicht zu scheuen.

Der Text ist gänzlich nach Hn. *Griesbach's* neuester Recension mit der höchsten Correctheit abgedruckt. Um diese desto eher zu erhalten, übergab der Herausgeber den Setzern ein nach seiner Recension durchaus verändertes Exemplar der *Knappischen* Handausgabe, in der auch die Interpunction so oft, als er es nach seinen Auslegungen nöthig fand, abgeändert wurde. Damit auch keine kritischen Signaturen den Text einer Prachtausgabe entstellen möchten, sind die unter den Text gesetzten wichtigern Varianten durch α, β, γ, nach den Graden ihrer Wahrscheinlichkeit, bezeichnet, und wo der Text vom Elzevirischen abweicht, ist die zeither gewöhnliche Lesart durch den Buchstaben K (κοινη), angedeutet. Das Titelkupfer, eine Madonna mit dem Kinde Jesus, nach Carlo Dolci von A. W. Böhm gestochen, dient dem ersten Bande zur angemessnen Zierde.

Digitized by Google

LITERATURGESCHICHTE.

Zürich, b. Orell, Füssli u. C.: *Carl Joseph Bouginé — Handbuch der allgemeinen Literargeschichte nach Heumanns Grundriß.* Nach dessen Tode herausgegeben von *C. F. Bouginé.* Des *sechsten* oder Supplementbandes *erster* Theil. 1800. 1 Alphab. 3½ Bog. (1 Rthlr. 12 gr.)

— — *Zweyter* Theil. 1802. 1 Alph. 4 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die fünf Bände des Hauptwerks, die zusammen über 10 Alphabete betragen, folglich ein sehr unbehülfliches *Handbuch* bilden, wurden in der A. L. Z. nach und nach angezeigt, und besonders bey Beurtheilung des fünften Bandes (1793. B. I. S. 545.) bemerkt, dass es dem, nachher im J. 1797 verstorbenen Vf. mehr darum zu thun war, ein Lexikon der Schriftsteller und ihrer Werke, als eine Literargeschichte, zu schreiben. Und so verhält es sich auch mit den jetzt anzuzeigenden Supplementen. Des eigentlich Literarhistorischen enthalten sie äufserst wenig: das Allermeiste gehört der Biographie und Bibliographie an. Der Herausg., ein Sohn des Vfs., jetzt Legationssekretär bey der kurhessischen Gesandtschaft zu Wien, hat dem zweyten Theile des Supplementbandes *Ein Wort an den Leser* vorgesetzt, womit er versichert, der gröfste Theil der Zusätze und Verbesserungen sey Hinterlassenschaft des Verstorbenen; er selbst habe nur hie und da schüchtern einige Zusätze gewagt (die wir aber von denjenigen des Vaters nicht unterschieden finden). Bescheiden äufsert er weiter, dass dadurch dem Werke nicht gerade der Stempel der Vollendung aufgedrückt werde, und dass es vielleicht in der Folge durch eine gänzliche Umarbeitung seinem Zwecke näher gerückt werden könne. Deswegen möchte er diesen Band: zusammengetragene Materialien zum Behuf dieser Umarbeitung, nennen. Diese dürfte jedoch, wie er selbst bemerkt, nicht so bald erfolgen, da ein Werk von solchem Umfange und Preise sich nicht so schnell vergreift. Sehr wohl that er übrigens, dass er die jedem Bande beygefügten Berichtigungen und Zusätze in seine Supplemente an den gehörigen Orten einschaltete, was auch der Rec. des fünften Bandes, der von dem gegenwärtigen verschieden ist, angerathen hatte. Für dies alles, und besonders noch für das mit Genauigkeit abgefafste Register über die beiden Theile des Supplementbandes ist man dem Herausg. Dank schuldig. Wenn er aber versichert, der Vf. habe *die gediegenen Bemerkungen der gründlichern Recensionen sorgfältig in Anschlag gebracht;* so verdient er, wenigstens in Rücksicht unserer Recension des sechsten Bandes, die eine Menge Zusätze und Verbesserungen liefert, keinen Glauben. Unbekannt konnten sie ihm schwerlich geblieben seyn; oder, waren sie ihm nicht gediegen genug? oder, rechnet er jene Recension unter die *zuweilen in der A. L. Z. vorkommenden zu beifsenden Aufsätze*, wie Th. 1. S. 2. die Ausdrücke lauten? Wie dem nun auch sey, der jetzige Rec. will seines Orts nicht unterlassen, von der Menge seiner, über diesen Supplementband gemachten Bemerkungen wenigstens einige darzubieten, theils zum Beweis seiner Aufmerksamkeit, theils zum Besten der Besitzer dieser, doch in gewisser Hinsicht nicht ganz unbrauchbaren Compilation.

Zu B. 1. S. 27. des Hauptwerks, wo vom *Heumannischen Consp. reip. liter.*, der bekanntlich bey der ganzen Bouginéischen Arbeit zum Grunde liegt, die Rede ist, hätte doch billig der achten, von dem verstorbenen *Eyring* besorgten Ausgabe, wenigstens mit einigen Worten, erwähnt werden sollen, da der erste Theil dieser Ausgabe doch schon im J. 1791, und der erste Band des zweyten Theils 1797 gedruckt war. — Zu S. 31. hätte die Beendigung des *Saxischen Onomasticons* mit dem siebenten Theil im J. 1790 bemerkt werden sollen. — Bey S. 56 unten hatten wir vergebens erwartet, der Vf. werde die abentheuerliche Vermuthung, dass die ältesten Bücher in gebundener Rede wären verfafst worden, *vielleicht um gelehrter zu scheinen*, abgeändert haben. — Was S. 12. des Suppl. von dem Bambergischen Buchdrucker, *Albrecht Pfister*, gesagt wird, bedarf, nach neuern Entdeckungen, grofser Verbesserung. — Der S. 120. des Hauptwerks begangene Fehler, als wenn Rector *Purmann* zu Frankfurt am Main das von *Anquetil* herausgegebene Werk: Zend-Avesta, übersetzt habe, da dies doch *Kleuker* unternommen, Purmann aber Anquetils Reisen nach Ostindien übersetzt hat, ist unverbessert geblieben. — Timäus von *Lokrus* S. 21. mufs *Lokri* heifsen. — Der S. 264. des Hauptwerks ausgelassene Zuname *Gierig* zu den dort stehenden Vornamen *Gottlieb Erdmann* ist in den Suppl. eben so wenig angeführt, als der 1787 erschienene zweyte Theil seiner Ausgabe der Ovidischen Metamorphosen. — In dem Hauptwerk, so wie in den Zusätzen, wird keiner deutschen Uebersetzung des *Corn. Nepos* erwähnt, da dieses doch bey andern Klassikern geschieht. — So auch fehlt S. 467. bey *Saxo Grammaticus* die treffliche Erläuterungsschrift *de vita, eruditione et scriptis Saxonis Gr.*, die gewöhnlich dem in diesem Jahre zu Helmstädt verstorbenen Abt *Carpzov* beygelegt wird, die aber den Respondenten, *Georg Reimer*, zum Vf. hat. Ueberdiefs wird der Klotzischen Ausgabe jenes wichtigen Historikers des Mittelalters, welcher diese Disputation vorgedruckt ist, nicht gedacht. — S. 95. hätte billig die edelmüthige Unterstützung des inzwischen auch verstorbenen Kammerherrn *Suhm* gerühmt werden sollen, ohne welche der Generalsuperint. *Adler* schwerlich *Abulfeda's Annales Muslemicos* würde haben zum Druck befördern können; und dann besteht das Werk nicht aus vier, sondern fünf Bänden, deren letzter im J. 1794. erschien. — Dafs von *Joh. Casa* im zweyten Band des Hauptwerks zweymal, S. 122 und 159., gehandelt worden, finden wir in den Berichtigungen nicht bemerkt. — Im zweyten Theil S. 4. (vergl. mit B. 4. S. 3. des Hauptwerks) ist bey der Notiz vom Grafen *v. Caylus* noch immer eine seiner vorzüglichsten Schriften nicht angeführt worden: *Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homere et de l'Enéide de Virgile, avec des obser-*

observations générales sur le Costume (Paris 1757. gr. 8.) — S. 9. wird gesagt, *Capperonnier* habe einige historische Abhandlungen in den *Memoiren* geliefert; nicht aber, dass dies die Memoiren der Pariſ. Acad. der Inschriften sind. — Bey *Cardonne* († 1783) ist die *Murrische*, mit Anmerkungen und Abhandlungen versehene Uebersetzung seiner *Histoire de l'Afrique* etc., die folglich Vorzüge vor der angeführten *Fäſischen* besitzt, vergessen. — S. 103. wird der Uebers. des bekannten *Goguetischen* Werks *de l'origine des lois* etc. *G. C. Hamberger* zum Vf. desselben gestempelt. — Doch genug, und vielleicht, für unsern Raum, schon zu viel!

Leipzig, b. Hempel: D. *Georg Wolfgang Panzer's*, Schaffers an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg, *Zusätze zu den Annalen der ältern deutschen Literatur*, oder *Anzeige und Beschreibung derjenigen Bücher, welche von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis MDXX. in deutscher Sprache gedruckt worden sind.* 1802. IV u. 198 S. ohne Reg. 4.

Mit dem Fleisse, mit welchem *de Rossi* in Italien die hebräischen alten Drucke aufsucht und registrirt, verzeichnet *Panzer* schon seit vielen Jahren alle aus den ältesten Zeiten der Buchdruckerkunst noch vorhandenen Bücher in seinen *Annalibus typographicis*, mit Ausschluss derer in deutscher Sprache, für welche er ein besonderes Werk angelegt hat. Im J. 1788 erschienen seine Annalen der ältern deutschen Literatur, worin, abgesehen von dem Verdienste, alle in unsrer Muttersprache bis 1520 gedruckten Bücher in eine Uebersicht gebracht zu haben, viele bisher ganz unbekannt gebliebene Produkte der deutschen Sprache der Vergessenheit entrissen wurden. Es würde der deutschen Liebhaberey Ehre gemacht haben, wenn der Vf. zur Besorgung einer neuen Ausgabe ermuntert worden wäre. Allein dies setzt mehr Patriotismus und mehr Achtung gegen einheimische Geistes- und Kunstprodukte voraus, als man in Deutschland erwarten kann. Der Vf. hatte indessen nicht aufgehört, Nachträge zu sammeln, und viele auch von seinen Freunden zugeschickt erhalten, worin theils die schon gegebenen Notizen berichtiget und erweitert, theils verschiedene Bücher zum erstenmal angezeigt werden. Auf die Weise entstanden die Zusätze, die mit jenem Buche uns die deutschen Lesereyen aus den ersten 60 Jahren nach Erfindung der Druckerey nicht blos dem Titel, sondern auch dem Inhalte nach anzeigen, und wenn überhaupt das Durchblättern eines Bücher-Catalogus für einen Gelehrten nützlich und unterhaltend ist, noch viel mehr reichen Stoff zu Betrachtungen mancherley Art, und zur Vergleichung älterer und neuerer Zeiten darbieten. Die Bücher ohne Anzeige des Druckorts gehen von S. 1—29, woraus man auf ihre beträchtliche Anzahl schliessen kann. Hiebey ist uns der Zweifel eingefallen, ob es nicht rathsamer gewesen wäre, sie unter die Jahre, in welchen sie wahrscheinlich gedruckt sind, zu bringen, und nur blos solche, bey denen dieses mit keiner Wahrscheinlichkeit herauszubringen ist, zusammen zu stellen. Das mit der ältesten Jahrzahl versehene Buch ist *Boners* Fabeln zu Bamberg 1461. Während der Jahre 1463 — 1469 scheinen die deutschen Drucker-Pressen geruhet zu haben. Zu den in den Annalen angezeigten Büchern von 1471 u. 1472 weiss der Vf. nichts hinzuzusetzen. Desto häufiger sind die Zusätze bey allen folgenden Jahren, und mit vieler Sorgfalt aus Catalogen und Recensionen in gelehrten Zeitungen, nicht blos aus den diesem Fach besonders gewidmeten Büchern genommen. Ein Verzeichniss der Drucker und Druckorte, dergleichen der Vf. in den lateinischen Annalen gegeben hat, würde auch hier sehr zweckmässig gewesen seyn. Dass übrigens manches Product der älteren Presse auf einen Recensenten harret, der es der Welt bekannt machen, und dass Hr. *Panzer* selbst, wenn der Himmel sein der Bibliographie so schätzbares Leben, wie wir herzlich wünschen, noch viele Jahre erhält, seinen wohlerrungenen Ehrenkranz mit neuen Blumen zieren wird, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Durch die aufgehobene Gefangenschaft, in welcher bisher so viele Dokumente, Manuscripte und Bücher in den Klöstern gehalten wurden, wird noch manches merkwürdige Stück zum Vorschein kommen, das man noch gar nicht gekannt hat, und womit das Panzersche Verzeichniss vermehrt werden kann. Hier geben wir nur einige wenige Proben, woraus die grosse Menge der vielen in niedersächsischer Sprache herausgekommenen Bücher, wovon wenige dem Hn. *Panzer* bekannt geworden sind, zu ersehen ist. — *Aesops* und *Arrianus* Fabeln sind plattdeutsch mit vielen Holzschnitten in klein Folio und Quart ohne Anzeige des Druckjahrs, aber gewiss im 15ten Jahrh. gedruckt. — Eine andere als die in *Panzers* Annalen S. 223. No. 422. citirte plattdeutsche Postille ist die, welche Rec. vor sich liegen hat, gedruckt zu Lübeck 1497. von Stephan Arndes. — Ein anderer um dieselbe Zeit zu Lübeck blühender Buchdrucker war Barthol. Gothan, der ein Andachtsbuch 1485. in Duodez mit einem Kalender zu Tage förderte. — Die Geschichte des Grafen im Pflige, die mehrmals in oberdeutscher Sprache gedruckt ist, ist auch plattdeutsch erschienen zu Magdeburg 1500. — *Sunte Dorotheen*, *S. Barbaren*, *S. Dorotheen passien*, drey Gedichte, sämmtlich gedruckt zu Magdeb. 1500. — Eine Nachricht von einem in Persien aufgestandenen neuen Propheten, 1 Bogen, Leipzig 1502. — *Formulare* und *Tutsch rethorica*, Strassb. 1502. — Doch Rec. bricht ab, ob es ihm gleich leicht werden könnte, dieses Register durch die folgenden Jahre noch ansehnlich zu vermehren. Er würde aber hier nichts weiter thun können, als die Titel kurz abschreiben, und dieses scheint ihm zur Erhaltung einer guten Notiz so wenig hinreichend zu seyn, dass er sich des Wunsches nicht erwehren kann, Hr. *Panzer* hätte manchmal eine ausführlichere Nachricht gegeben, und mehr Excerpte mitgetheilt. Die Liebhaber der Reformationsgeschichte finden hier ein Verzeichniss der von Luther in den merkwürdigen Jahren 1518 — 1520 herausgegebenen deutschen Schriften, die in den Annalen

nalen ganz mit Stillschweigen übergangen waren. Nur werden die ohne Jahrzahl gedruckten, wenn es auch aus Umständen wahrscheinlich ist, dafs sie in dieselbe Zeit gehören, ganz ausgelassen. Hier ist vieles noch zu ergänzen. Weniger wird nachzutragen seyn bey denen mit einer Jahrzahl versehenen. Indefs finden wir folgende nur aus 4 Bl. in 8. bestehende Flugschrift nicht angezeigt: *Die tzehn geboth Gottes mit eyner kurtzen Auslegung yrer Erfullung vnd vbertretung vom Doctor Martinus Luther Augustiner gemacht. Getruckt zu Leypsigk* — 1519.

LANDSHUT, b. Weber: *Ueber den passauischen Domherrn Paulus Wann, seine Schriften und die verschiedenen Ausgaben derselben*, mit literarischen Anmerkungen, nebst Digressionen über das Predigerwesen, von *Paul Hupfauer*, Kanonikus in Beuerberg, der churfürstlichen Akademie der Wissenschaften in München Mitgliede, churfürstlich geistlichem Rathe, der Weltweisheit und Gottesgelehrtheit Doktor, O. O. Lehrer der allgemeinen Literargeschichte auf der churfürstlichen Universität in Landshut. Nebst zwey Holzschnitten. Mit akademischer Censurfreyheit. 1801. 140 S. 8.

Nach einer vorausgeschickten kurzen Vorrede, worin Hr. *H.* von dem Nutzen der alten Bibliographie handelt, und zugleich das Vorgeben, als tauge das Studium der Incunabeln, wie er sie nennet, zu gar nichts, widerlegt, kommt er auf seinen *Paulus Wann* selbst, von welchem er, aller angewendeten Mühe ungeachtet, schlechterdings weiter nichts herausbringen konnte, als dafs derselbe *Domherr zu Passau* gewesen sey. Selbst auf wiederholte Briefe, die er deswegen nach *Passau* schreiben liefs, erfolgte — keine Antwort. Die Schriften des *Paulus Wann*, sagt Hr. *H.*, gehören alle in das Predigerfach. Die vier Predigtwerke, welche wir von ihm haben, sind: 1) *Sermones LXXIV. de tempore.* 2) *Sermones XXIII. de Sanctis*, welche nie besonders gedruckt, sondern immer unter *Michaelis Lochmans Sermones de Sanctis* eingeschaltet worden sind. 3) *Sermones XIX. de preservatione hominis a peccato*, welche hauptsächlich unter dem Titel eines *Quadragesimale* bekannt geworden sind. 4) *Sermones CXXXIV. de septem vitiis criminalibus eorumque remediis*, die in der Folge den Titel: *Panarium pastorale* erhalten haben. Von diesen Sermonen führt Hr. *H.* mehrere Ausgaben an, von denen einige, und zwar mit Recht, als verdächtig, oder wenigstens als ungewifs verworfen werden, sieben derselben aber in das sechszehende Jahrhundert gehören. Mit vieler Mühe hat der Vf. sie gefunden; und sie eben so richtig als belehrend beschrieben. Die von Hn. *H.* unter n. 38. angeführte Schrift: die ohne Jahr und Druckort herauskam, ist, nach *Panzers Annal. typogr. Vol. IX. p. 260. n. 382. d.* zu *Nürnberg* aus der Druckerey des *Augustiner Klosters* daselbst gekommen. Die Vergleichung der Typen würde hier allein entscheiden können. Die auf dem Titel angezeigten Holzschnitte sind weiter nichts, als Einfassungen zweyer Ausgaben, die *Heinrich Gran* zu *Hagenau* druckte, mit dem bekannten Zeichen desselben. Die *Digressionen über das Predigerwesen* bestehen meistens in Vergleichung einiger Stellen aus *Wanns* Predigten, mit ähnlichen Materien, die von neuern katholischen Kanzelrednern bearbeitet und auf der Kanzel vorgetragen wurden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Kiel*, b. Mohr: *Kurzer Abrifs der Erfahrungsseelenlehre*, als Grundlage bey Vorlesungen über diese Wissenschaft von *Chr. Fr. Callisen*. 1802. 66 S. 8. (5 gr.) Bey dem Reichthum an Kenntnissen, welche Beobachtung und Schlüsse über die Aeufserungen des Seelenvermögens und die innern Zustände darbieten, kann dieser kurze Abrifs nichts anders seyn, als eine Generalkarte für die Kenntnifs dieser Gegenstände, in welchem nur die Hauptvermögen und ihre vorzüglichsten Aeufserungen bemerkbar gemacht werden. Ein Hauptpunkt der Erfahrungsseelenlehre, die Aufsuchung der Gesetze, nach welchen die innern Zustände erfolgen und einander wechselsweise bestimmen, ist daher hier ganz unberührt geblieben, und man siehet auch nicht, dafs er für den mündlichen Vortrag aufgespart worden. Sonst ist das Bestreben des Vfs., alles Mannichfaltige auf Einheit zurückzuführen, unverkennbar, und darum hat auch er die gewöhnliche Ordnung umgekehrt, dafs er von dem Begehrungsvermögen, dann von dem Gefühlvermögen und zuletzt erst von dem Vorstellungsvermögen handelt, nachdem er Einiges über Selbstthätigkeit und Bewufstseyn, die beiden Grundlagen unsers geistigen Wesens, vorausgeschickt hat. Für diese Ordnung scheint der Umstand zu sprechen, dafs dieses die natürliche Ordnung ist, in welcher sich diese Anlagen von der Kindheit an entwickeln. Der Vf. stützt sich indessen nicht auf diesen, sondern auf einen andern Grund, dafs sich nämlich im Gefühlvermögen nichts ohne das Begehrungsvermögen und im Vorstellungsvermögen nichts ohne beide erklären lasse. Allein dieses beweiset eben so viel für die entgegengesetzte Ordnung; denn man kann den Satz mit eben dem Recht umkehren, und sagen, ohne Gefühle läfst sich kein Begehren erklären, und von Vorstellungen hängen sowohl Gefühle als Begehrungen ab. Und da in dem Gemüthe alles als Grund und Folge zusammenhängt, ungeachtet zum Behuf der Wissenschaft man das Verschiedenartige, wiewohl Zusammenhängende, trennen mufs, so dürfte sich der Vf. zu viel von der gewählten Ordnung versprechen. Uebrigens verdient noch getadelt zu werden, dafs der Vf. gerne in die Psychologie zieht, was nicht in dieselbe gehört, z. B. S. 15. die metaphysische Freyheit, als Vermögen, eine Reihe von Veränderungen von selbst anfangen zu können, ungeachtet er sie in der Folge selbst wieder einschränkt, wie sie nur ein Gegenstand der Psychologie seyn kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. Januar 1804

SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius; *Lyrische Gedichte* von *Johann Heinrich Voss. Erster* Band. *Oden und Elegieen*, I—III. Buch. 1802. 340 S. *Zweyter* Band. *Oden und Lieder*, I — III. Buch. 326 S. *Dritter* Band. *Oden und Lieder*, IV — VI. Buch. 346 S. *Vierter* Band. *Oden und Lieder*, VII. Buch. *Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme.* 399 S.

Von allen unsern lyrischen Dichtern kann schwerlich irgend einer, wenn man Reichthum der Stücke, Mannigfaltigkeit des Stoffs, Neuheit lyrischer Gemälde, Correction der Sprache, und hauptsächlich die Kunst der Versification, besonders die Sorgfalt für die Singbarkeit der Lieder oder ihre musikalische Anlage, zusammen in Betrachtung zieht, unserm *Voss* den obersten Rang streitig machen.

Die gegenwärtige Ausgabe enthält eine gegen die vorige sehr ansehnlich bereicherte Sammlung, indem der erste Band 69 Stücke, der zweyte 81, der dritte 88, und der vierte Band 30 Oden und Lieder, zusammen also diese Ausgabe 268 lyrische Gedichte begreift, ohne, was unter den Vermischten Gedichten noch zu dieser Klasse gezählt werden kann, in Anschlag zu bringen.

Seine religiösen Gesänge sind voll Adel der Gesinnungen, und reich an lyrischen, der Hoheit des Gegenstandes würdigen Aufschwüngen. So in der Sapphischen Ode: die *erneute Menschheit* fodert gleich die erste Strophe zu hoher Erwartung auf:

> Stille herrsch' Andacht, und der Seel' Erhebung
> Ringsumher! Fern sey, was befleckt von Sünd' ist,
> Was dem Staub anhaftet, zu klein der Menschheit
> Höherem Aufschwung.

Und diese Erwartung wird noch übertroffen, indem der Dichter anhebt:

> Dem die Weltkreis' all' in den Sonnenhimmeln
> Staub sind, dem Weltjahre wie Augenblicke,
> Dem, gesamt aufstrebend, der Geister Tiefsinn
> Nur ein Gedank' ist.
>
> Dessen Macht kein Maafs der Erschaffnen ausmisst,
> Dessen fernhin dämmerndes Licht Begeisterung
> Kaum erreicht, hochfliegend: den Geist der Geister,
> Betet ihn an! *Gott!*

Wer fühlt nicht, dafs das Erhabenste, was schon so viele Dichter sangen, hier wieder in neuen Bildern gefeyert wird, die eine bewundernswürdige Steigerung bis zum herrlichen Schlusse der zweyten Strophe bilden. Und welch neuer Uebergang zu der Idee der von der Weltregierung Gottes verfügten Erhöhung menschlicher Cultur:

> Ob wie todt auch starre der Geist der Menschheit
> Durch der Willkühr Zwang und gebotnen Wahnsinn;
> Doch erringt siegreich auch der Geist der Menschheit
> Neue Belebung.
>
> Zwar er schlief Jahrhunderte, dumpf in Fesseln,
> Todesschlaf, seit himmelempor die Freyheit
> Vor dem Zwingherrn floh, und des Götzenpriesters
> Laurendem Bannstral.
>
> Luther kam: auffchauert' im Schlaf der Geist ihm,
> Blickt' umher, schlofs wieder das Aug' in Ohnmacht,
> Und vernahm heif' ahndend den Laut aus Trümmern
> Attischer Weisheit.
>
> Bald wie Glut fortglimmt in der Asch' am Windhauch
> Fünkchen hellt, roth wird, und in Feuerflammen
> Licht und Wärm' ausgiefst, so erhub der Menschheit
> Schlummernder Geist sich,
>
> Lebensfroh! Hin sank die verjährte Fessel,
> Sank der Bannaltar, und die Burg des Zwingherrn.
> Rege Kraft, Schönheit und des Volks Gemeinsinn
> Blühten mit Heil auf!

Aehnliche Gedanken, doch nicht ohne eigenthümliche Schönheit vorgetragen, hatte schon die Ode: *die Sterne*, die bereits in der ersten Ausgabe stand; und wieder mehr im Tone der Fröhlichkeit, als der religiösen Andacht, spricht sie die Ode: *an den Genius der Menschlichkeit*, aus, eine liebliche Darstellung der vornehmsten Bildungsstufen, die die menschliche Cultur durchlaufen hat.

Meisterhaft ist die Geschichte des Pfingstwunders in der Ode für das Pfingstfest: *Der Wald voll Cedern Gottes zittert*, zu dem Gebete wider Irrsal und Trug übergeleitet; wie in dem Pfingstliede IV. 4, das im edlen Kirchenstil geschrieben ist, die fröhliche Darstellung der Frühlingsfreuden in die Bitte um Eintracht, Menschenliebe und Wohlthätigkeit sich auflöset.

So hoch aber unsern Dichter sein religiöses Gefühl hebt, so weit bleibt er von aller Schwärmerey entfernt; und mit eben dem Feuer, das in seinen Hymnen zum Lobe der Gottheit lodert, sind auch seine Oden erfüllt, welche er dem Aberglauben und der Geistesklaverey entgegensetzt, und worin er die Denkfreyheit und die Reinigkeit der Religionsbegriffe in Schutz nimmt. So das Lied *an einen Verirrenden* (VI. Buch, 31.). So die hochherzige Warnung an *Stolberg;* sie beginnt mit dieser edeln und dichterisch behandelten Sentenz:

> Freyes Sinns Aufhellung gespäht und Wahrheit
> Sonder Scheu, ob Papst und Tyrann durch Machtspruch
> Geistesflug einzwäng'; und geübt mit reiner
> Seele, was recht ist;

Digitized by Google

Das allein schafft heiteren Blick zur Gottheit:
Das allein Gleichmuth, wann im Strom des Lebens
Sanft der Kahn fortwallt, wenn gebäumt vom Sturmwind
Toset die Brandung;

Das allein auch glättet am trüben Ausfluss
Durch den Meerschwall Bahn zu dem stillen Eyland,
Wo uns Freund', Urväter und Weis' aus allem
Volke begrüssen.

und schliefst mit der kräftigen, gleich poetisch gewandten Abmahnung:

Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
Und des Knoblauchduftigen Rabbi's Messer,
Fleuch gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
Tand und Bethörung.

Dieser Abmahnung entspricht, da sie fruchtlos blieb, die zärtlich vertrauende Hoffnung für die Rückkehr seines Freundes, in der Ode an *Jacobi*:

Doch wenn ein Aederchen schlägt von Stolberg, wahrlich er kann nicht
Jenes Gefühl hochherziger Freyheit
Unter der Priester Gewalt stets bändigen; wahrlich er kann nicht
Ganz die Vernunft ableugnen und Gottes
Ewige Religion, die vom Zwang ungöttlicher Satzung
Golgatha's Held und der freudige Luther
Retteten! Nein, bald ringet der Geist der dumpfen Betäubung
Wieder empor des verpesteten Anhauchs,
Den die geschmeidige Schlange dem hoch einsiedelnden Adler
Hauchte, mit List anschleichend zum Felsnest.
Ha! bald schnellt er im Flug die verwundete nieder, dass langsam
Stirbt ihr Haupt und der zuckende Nachtrab.

Wie manches gehaltvolle Lied ist der Freyheit, der Duldsamkeit, der Vaterlandsliebe, den zärtlichen Gesinnungen der Freundschaft und der Liebe gewidmet? Aber noch gröfser ist der Schatz lyrischer Naturgemälde, den man hier niedergelegt findet; indem der Dichter bald die Scenen der Jahrszeiten, wie in den Liedern: *der Winter* (I. 1, 2.), *der Mayabend* (I. 1, 25.), *der Frühlingsreigen* (III. 4, 26.), *der Frühlingsabend* (III. 5, 5.), *der kommende Frühling* (IV. 7, 27.), *der Sommerabend* (I. 1, 16.), *das Herbstgelag* (II. 1, 4.), *das Herbstlied* (II. 3, 2.), *der Winterschmaus* (I. 2, 16.), *der Winterreigen* (III. 5, 10.), *das Wintermahl* (III. 6, 6.), benutzt, bald die Verhältnisse der Tageszeiten hinzunimmt, wie in dem *Frühlingsabend* (III. 5, 5.), oder dem *Mayabend*, der *Abendstille*, der *Morgenheitre* (III. 6, 2. 3.), bald von Localbeziehungen ausgeht, wie in den Liedern: *der Waldgesang* (III. 6, 17.), *der Lindenplan* (ebend. 26.), bald im Allgemeinen die herrliche Mannigfaltigkeit der Natur, die ländliche Ruhe preiset. Alle diese Lieder tragen den wahren lyrischen Charakter; weit entfernt, durch kalte Beschreibungen zu ermüden, reifsen sie durch Lebendigkeit der Gefühle, durch innige Verschmelzung physischer Gemälde mit dem Ausdruck des Geistigen in Gesinnung, Handlung und Betrachtung den Hörer unwiderstehlich fort.

Ein grofses, noch lange nicht genug geschätztes, noch nicht genug benutztes Verdienst hat *V.* durch seine Volkslieder, worin er sich zu so manchen, durch Handarbeit nützlichen Ständen herabliefs, und doch immer es darauf anlegte, diese Stände durch feineres Vergnügen bey ihrem Berufe zu veredeln, zu bessern Gesinnungen sie zu wecken, und ihre Denkart zu berichtigen. Nicht genug zu bedauern ist es, dass der immer mehr einreifsenden Vernachläfsigung des häuslichen Gesangs selbst *Schulzens* unvergleichliche Melodieen zu so vielen dieser Lieder noch so wenig haben steuern können. Ist es aber nicht sonderbar; seitdem wir bessere Kirchenlieder haben, wird man gleichgültiger gegen den Choral; und bey dem Reichthum schöner Lieder von den besten Dichtern; bey den seelenvollen Melodieen eines *Schulz* und *Reichardts*, schweigt fast in allen Gesellschaften, schweigt unter Hohen und Niedern, in Städten und Dörfern, der fröhliche herzerhebende Gesang!

Die fröhlichen Trinklieder, dem Wein gewidmet, hatte *V.* schon in der ersten Ausgabe durch ein Paar Rundgesänge beym Punsch und Bischof vermehrt. Umsonst! an Trinkern wird es nie gebrechen, wohl aber gebricht es an Sängern. Und wenn werden *gesellschaftliche* Tänze durch so schöne Chöre belebt und geschmückt werden, als unser Dichter hier einige gedichtet hat? Dennoch hoffen wir, wird es weder jetzt noch künftig an dankbaren Freunden des Gesanges fehlen, die seine Lieder wiederholen; und die Dankbarkeit der Enkel wird sich ihm in dem schönen für sie gedichteten Nachgesang ergiefsen:

Der uns das Lied gesungen hat,
Der war ein frommer Singer.
Er ging der alten Meister Pfad,
Ein unverdrofsner Jünger,
Stets eingedenk des späten Ruhms,
Genannt zu seyn des Alterthums,
Des schönen, Wiederbringer.

Der Hauptton, der in dem gröfsten Theile der Vofsischen Oden und Lieder herrscht, ist entweder menschenfreundlicher Ernst des Geistes und Sinnes, oder heitere Fröhlichkeit, durch Liebe für das Gute und Schöne veredelt. Doch hat er auch zuweilen den feinen Scherz nicht verschmäht, wie folgendes Trinklied (das er selbst eine Schnurre nennt, die ohne Stirnenrunzel wie unter der Rose gehört seyn wolle) zeigt:

Hätt' ich einen Mutterpfennig,
Notabene, nicht zu klein;
Ein Paar Flaschen leicht gewänn' ich,
Notabene, voll von Wein.
Fröhlich blieb ich dann und wach,
Notabene, bis zum Tag.

Fröhlich blieb ich wohl noch morgen,
Notabene, bey dem Wein;
Wollte mir der Kellner borgen,
Notabene, sonder Schein,
Wer so fortblieb ewiglich,
Notabene, das bin ich.

Wüchsen nur von selbst die Kleider,
Notabene, mir ein Rock,
Oder knufte nicht der Schneider,
Notabene, wie ein Bock;
Stracks bin ich vollkommen froh,
Notabene, nun so so!

Digitized by Google

Käse

Küſste mich ein luſtig Mädchen,
Notabene, hübſch und jung,
Dreht es mir zu Lieb' ein Rädchen,
Notabene, flink im Sprung,
O, ich bot' ihr gleich die Hand,
Notabene, drinn ein Band.

Neckte mich ein holdes Weiblein,
Notabene reich und alt,
Freyen wollt' ich ſolch ein Täublein,
Notabene, ſtürb' es bald.
O ich küſst' ohn' Unterlaſs,
Notabene, dieſes Glas.

Wein und Mädchen ſind ein Segen,
Notabene, wohlgepaart,
Und der Pfennig ſchafft Vermögen,
Notabene, wenn man ſpart.
Darum lieb' ich immer treu,
Notabene, dieſe drey.

Dieſe artige Tändeley würde, unſerm Gefühl nach, nichts verlieren, wenn die zweyte und dritte Strophe weggeſtrichen würde. Das *ſonder Schein* in der zweyten ſteht ziemlich müſsig da, und das Notabene läſst doch etwas Frappantes erwarten. Eben ſo erſcheint in der dritten der *Schneider* auf eine ſo gezwungene Art, daſs man nicht recht weiſs, was man aus ihm machen ſoll. Auch das letzte *nun ſo ſo* ſieht einer durch den Reim erzwungenen Cheville ähnlich. — Ernſthafter iſt die Tendenz, obgleich unter lachender Laune ſchalkhaft ſich verſteckend, in folgender Diſlogie, die die päpſtleriſche Proſelytenmacherey verhöhnt:

Die Verſuchung.

Der Bekehrer.
Ihr ſchwärmt zum Lichte, wie toll hinaus,
Dort ſchnappt euch der leidige Satan!
Abtrünnige, kehrt in das Mutterhaus!
Wir warnen euch! hüret den Rath an.

Die Ketzer.
Das wär' ein erſtaunlicher Satan!

Der Bekehrer.
Ein tauſendkünſtlicher Böſewicht
War ſtets ja der leidige Satan:
Nun läſst er das Dunkel, und ſchleicht im Licht
Als gleiſsender Illuminat an!

Die Ketzer.
Das wär' ein erſtaunlicher Satan!

Der Bekehrer.
Durch Blenderleuchtung der Scheinvernunft
Legt Urian hölliſche That an.
Er ſtiftete Luthers und Zwingli's Zunft,
Aufklärer, wie Korah und Dathan.

Die Ketzer.
Das wär' ein erſtaunlicher Satan!

Der Bekehrer.
Mit Hochehrwürdigem trieb er Spott
Durch Stauzins Gegner und Nathan!
Nun höhnt er den Adel und uns und Gott,
Und ſpinnt Anarchie und Verrath an!

Die Ketzer.
Das wär' ein erſtaunlicher Satan!

Der Bekehrer.
Erleuchtung lügt er mit Höllenglanz
Und ſchleicht in gefälſchtem Ornat an,
Miſskennt ihr den zottigen Huf und Schwanz,
Was wird euch aus Tempel und Staat dann?

Die Ketzer.
Das wär' ein erſtaunlicher Satan!

Der Bekehrer.
Schon tollkühn ſtürmt auf Altar und Thron
Erzketzer und Erzdemokrat an!
Licht ſchnaubt er, und blitzt aus den Augen ſchon
Des hölliſchen Pfuhls Leviathan.

Die Ketzer.
Das wär' ein erſtaunlicher Satan!

Der Bekehrer.
Kehrt raſch zum traulichen Mutterſchooſs,
Sonſt, Kinderchen, klagt ihr zu ſpat dann;
Im Dunkeln nähre der Glaubenskloſs
Euch wie den kalkutiſchen Brathahn.

Die Ketzer.
Geh, Freund, und bekehre den Satan!

In Anſehung der poetiſchen Dignität laſſen ſich *Voſſens* Lieder in zwey Klaſſen abtheilen. Die eine enthält die lyriſch-poetiſchen Stücke, in denen ſchöpferiſche Phantaſie bald mit höherem, bald mit geſenkterm Fluge einherſchwebt; die andere begreift die bloſs ſentimentalen oder bloſs didaktiſchen Geſänge. In jenen zeigt ſich der Dichter als Originalgenius durch eine Menge neuer Erfindungen. So in dem Rundgeſange auf den Stahlpunſch. „Ein ſinnreicher Apotheker, ſagt die Note, erfand eine Verbeſſerung des Punſches, welche in den nordiſchen Reichen Aufſehn macht. Zu einer Flaſche Rum oder Rak werden, wenn er alt iſt, drey Flaſchen kaltes Waſſer, ſonſt nur zwey, mit dem Safte von ſechs groſsen Citronen oder acht kleinern, in der Kumme gemiſcht, und durch eine glühende wohlgeglättete Stahlkolbe zum Sieden gebracht, worauf man 28 Loth geſtoſsenen Zucker einſchüttet." Kann nun wohl etwas lieblicher und ſchöner erfunden ſeyn, als die Dichtung, durch welche *V.* in dieſem Rundgeſange dieſes neue Getränk entſtehen läſst?

Ausgeleert des Weines Gläſer,
Den der Wirth erlas!
Edleres Getränks Erleſer,
Schafft er reines Glas.
Fröhlich nun des ſtillen Wunſches,
Schlürfen wir geſtählten Punſches
Volles Maas! volles Maas!

Alle.
Wohl uns, wohl des edlen Punſches,
Trinkt, trinkt, trinkt,
Weil die Kelle winkt.

Trinkt mit Andacht. Nicht gewöhnlich
Ward der Punſch gebraut,
Dem mit hellem Aug' ihr ſehnlich
All' entgegenſchaut!
Immer ſteigt der Kunſt Erfindung
Neues Labetrunks Verkündung
Töne laut! töne laut!

Digitized by Google

Alle.

Alle.

Herrlich ſtieg der Kunſt Erfindung,
Trinkt, trinkt, trinkt,
Weil die Kelle winkt.

Nein, Genoſſen! Wenig ziemet,
Sagt man, Uebermuth
Nur der Unbeſcheidne rühmet
Jedes, was er thut.
Nicht mit Worten uns erheben,
Selber wird die That ſich loben,
Iſt ſie gut; iſt ſie gut.

Alle.

Gute That ſey laut erhoben,
Trinkt, trinkt, trinkt!
Weil die Kelle winkt.

Höret denn, der junge Liber
Schmauſte bey Vulkan.
Heim vom Morgenland herüber
Wandelnd Siegesbahn.
Mattet, ſprach er, dich dein Amboß,
Nimm! du wirſt im hohlen Bambos
Troſt empfahn! Troſt empfahn!

Alle.

Traun, er brachte Punſch im Bambos.
Trinkt, trinkt, trinkt!
Weil die Kelle winkt.

Rack und Zucker ließ der Stöpfel
Aus geraumem Rohr,
Bacchus langt auch Mederäpfel
Aus dem Korb hervor.
Wohlgemengt mit heißer Quelle,
Wölkt im Krug die Segensquelle
Dampf empor! Dampf empor!

Alle.

Heil! Noch ſtrömt die Segensquelle!
Trinkt, trinkt, trinkt!
Weil die Kelle winkt.

Satyrjüngling' und Najaden
Jubelten vor Luſt.
Ueppig tanzende Mänaden
Schwangen Haupt und Bruſt.
Lehrer du des neuen Weines,
Rief Vulkan, dir blieb doch Eines!
Unbewußt! unbewußt!

Alle.

Staunend horchen wir auf Eines!
Trinkt, trinkt, trinkt!
Weil die Kelle winkt.

Kalt nun miſcht er, eilt und glühet
Eine Kolbe Stahl,
Bis ſie rothe Funken ſprühet,
Wie ein Donnerſtrahl.
Dieſe taucht er: ſiedend ſprudelt
Sein Gemiſch, und ſchäumt, und ſtrudelt
Im Pokal! im Pokal!

Alle.

Unſre Kümm' hat auch geſprudelt.
Trinkt, trinkt, trinkt!
Weil die Kelle winkt.

Bacchus rühmt, daſs kluges Sinnen
Sein Getränk noch hob,
Venus und die Charitinnen
Koſten ſelbſt mit Lob.
Auch in heißer Eſſe probet
Einen Schluck und jauchzt und lobet
Der Cyklop, der Cyklop!

Alle.

Probet auch, und jauchzt und lobet!
Trinkt, trinkt, trinkt!
Weil die Kelle winkt.

Wie Pyrmont durch Stahlgewäſſer
Kranke neu erſchafft,
O Vulkan, ſo gut und beſſer
Stählt dein Inderſaft!
Ganz durchglüht des Stahles Tugend
Seel' und Leib mit froher Jugend
Und mit Kraft! und mit Kraft!

Alle.

Ha, wir glühn von Kraft und Jugend!
Trinkt, trinkt, trinkt!
Weil die Kelle winkt.

Wie ſo natürlich iſt hier die Erfindung des Stahlpunſches zwiſchen Bacchus und Vulkan getheilt? Wie lyriſch entwickelt ſich die Geſchichte davon? Und wie richtig hat *V.* ſeine Kenntniſs der Mythologie dabey angewandt! Ueber dieſe Anwendung giebt er ſelbſt in der Note zu dieſer Stelle Rechenſchaft, die wir als Probe von der Reichhaltigkeit und Kürze ſeiner Erläuterungen ausheben: „Liber oder Bacchus, der zuerſt Anbau und Sittlichkeit lehrte, verbreitete ſeine Gewalt, wie man nach Homer fabelte, von Thrace, dem äuſserſten Nordlande, bis zum äuſserſten Morgenlande *Indien*, woher er im Triumph von gezähmten Raubthieren gezogen, mit ſeinen Satyrn, Nymphen und Mänaden nach der Vaterſtadt Thebe zurückkehrte. Natürlich bewillkommten ihn mit Glückwünſchen und Schmäuſen die Unſterblichen. Auch der erfindende Vulkan oder Venus Gemahl gab ſicher dem blitzgebohrnen Sohne des Donnerers ein Feſt in dem unterirdiſchen Herde einer lipariſchen Inſel, von wannen, bis unter den Aetna ſich die Eſſe der donnerſchmiedenden Cyklopen erſtreckt. In dickem Bambusrohre verwahren die Indier, wie in Tonnen, den Palmwein und andere Getränke; in ſolchen Behältniſſen brachte (nach der Dichtung des Rundgeſanges) der ſiegreiche Gott Arrak und indiſchen Rohrzucker, und auf dem Rückwege durch Medien verſorgte er ſich mit Citronen, den Mederäpfeln der Alten.“ (Virg. Lib. II. 126.)

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. Januar 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Lyrische Gedichte*, von *Johann Heinrich Voß*. u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 31. abgebrochenen Recension.*)

Auch die Satyre, doch mehr die strafende als die lachende, hat unserm Dichter einige Gesänge eingegeben, wie *die Wehklage* III. 4. 1. über die kalte Aufnahme der Dichter. So *der kluge Rath*, als Hr. Campe den Einfall hatte, in der Kinderbibliothek, in ganzem Ernste, die Erfinder der Mumme und des Spinnrads über Homer und Virgil hinauszusetzen, und zu behaupten, alles, was eine nützliche Beschäftigung befördere, müssige Hände in Thätigkeit setze und Nahrung und Wohlstand in einzelne Familien und Länder trüge, sey schätzbarer als die erstaunlichsten Früchte des Geistes.

Der kluge Rath.

Hört, Freunde, hört den klugen Rath!
Wie? lach' ich oder lächl' ich?
„Ein Kluger trinkt und ißt sich satt
„Und trägt ein Kleid von gutem Drat
„Und wohnt und schläft gemächlich!"

Ihr zweifelt? Hört buchstäblich an
Die neue Kinderlehre.
„Wer Mumm' und Spinnrad uns ersann,
„Mehr Nutzen schaffte solch ein Mann,
„Als aller Welt Homere.

Versuchen möchtet ihrs einmal
Mit diesem Rath? O thut es!
Erstrebe der Klugheit Ideal,
Der Klügste werde Principal
Des Menschleininstitutes.

Nur ja nicht seinen Sittenspruch
Bekämpfet noch geleugnet,
Den Menschlein schein' er immer klug,
Für Menschen gehet er genug
Mit seinem Rath gezeichnet.

In der Anmerkung stellt Hr. *V.* durch einen feinen, aber bittern, doch gerechten Sarkasm die Sache so vor, als habe der Pädagogiker die Behauptung ironisch gemeynt. „Die Ironie, sagt er, liegt am Tage. Denn selbst die angeredeten Kinder begreifen, dass, wenn auch die Homere und Virgile etwas an sich unnützes machten, doch ihr Machwerk mit der Zeit viele müssige Hände in nützliche Thätigkeit setzte, und vielen Buchschreibern, Buchdruckern, Buchhändlern und Buchbindern Nahrung und Wohlstand brachte;" eine Reihe, die der Vf. zu noch besserer Beruhigung der aus einseitiger Vorliebe für Industrie die edelsten Geisteswerke herabsetzenden Ungerechtigkeit, noch mit Abschreibern, Pergamentmachern, Papierfabrikanten, Lumpensammlern und Schriftgiessern hätte vermehren können.

Die *Sprache* unsers Dichters ist in den Liedern der leichtern Gattung richtig und rein, eigenthümlich und gewählt, ungezwungen und klar; in der höhern Ode aber glücklich kühn, hochfliegend ohne sich bis in Dunkelheit zu versteigen, neuen Wortbildungen nicht abhold, aber öfter noch alte kernhafte Ausdrücke wieder einzuführen beflissen. Hier hat die deutsche Poesie ihm manches Goldkorn zu verdanken, das er durch sein Eindringen in die Tiefen unsrer Sprache, und durch sein fleissiges Nachgraben in den versunkenen Monumenten der Vorzeit zu Tage föderte und in Umlauf setzte.

Doch mehr noch, als alle andere Vorzüge, glänzt hervor des Dichters Verdienst um die Richtigkeit der deutschen Prosodie, um Wohllaut und Eurythmie der Verse, und um die Bereicherung unsrer Sylbenmasse theils durch glückliche Nachahmung der alten, theils durch eigne Erfindung. Alles dieses gilt sowohl von seinen gereimten als reimlosen Versen. Wie mächtig er die grösten Schwierigkeiten des Reims besiege, und welchen Kunstfleiss er anwende, die Härten unsrer Sprache zu vermeiden, davon kann folgendes Lied, das selbst den *Wohllaut* besingt, dessen das rauhe Instrument unsrer Sprache durch glückliche Behandlung empfänglich wird, ein Zeugniss ablegen, was selbst den Ungläubigsten bekehren muss.

Perlenhell von Thaugefunkel
Stand dein ganzer May, o Flora,
Hell wie Purpur, sank Aurora
Sanft in Dunkel
Zum Ocean.

Luna's Scheib' in klarer Ründung
Wallt aus Silberdaft zum Aether;
Und wir schauten voll erhöhter
Vorempfindung
Die stille Bahn.

Leis' aus lichter Wolke hallen
Hörten wirs, als sang' Amfion;
Wie, wenn lächelt Zevs Kronion,
Lenze wallen
Auf Thal und Höhn.

Ihr Romaner, ihr Achaier,
Ihr im Glanze sangt harmonisch,
Mäonidisch und maronisch
Klang die Leyer
Im linden Wehn.

Digitized by Google

„Heil die alte Nacht veralter
(Riefs herab) „in deutſcher Wildniſs;
„Bald erblüht nach Hella's Bildniſs
„Umgeſtaltet
„Die Barbarflur.

„Träger Unzier Herrſchaft endigt
„Durch Apollon und Lyäos
„Ferne ſchon am Nord-Rhipäos
„Wird gebändigt
„Der Bär und Ur.

„Für Geſetz und Ordnung fügſam
„Strebt der franke Geiſt nach Wahrheit;
„Und die Red' in holder Klarheit
„Hallet biegſam
„Apollons Hall.

„Bald vereint ſich Kraft und Schöne;
„Bald mit Wohllaut Wohlbewegung;
„Jedem Schwung und jeder Regung
„Folgt der Töne
„Gemeſsner Fall.

„Bald durch Deutſchland tönt gewaltig
„Deine Melodie Homeros!
„Bald nicht ſparſam blüht ein Heros
„Mannigfaltig
„An Red und That.

„Deutſchem Ton horcht endlich gerne
„Wälſch' und Frank Verächter weiland;
„Auch das ſtolze Britteneyland
„Horch' und lerne
„Hellenenpfad.

„Wie des Wohlklangs Kind Iona
„Kraft und Anmuth einſt getönet,
„Alſo ſing' itzt unverhönet
„O Teutona
„Dem Helikon!"

Lehr' Apollon, lehr uns Lieder,
Deines Wohlklangs ward uns wenig,
Flehten wir; und ſiebentönig
Schwebte nieder
Ein Barbiton.

Je länger man dieſes Lied ſtudirt, deſto mehr bewundert man die Kunſt in der Abwechslung der Endſylben, in der ſchönen Miſchung der Vocale, in der Vermeidung jedes harten Zuſammenſtoſses der Conſonanten, um nichts von der ſchönen Menſur der trochäiſchen Verſe, und ihres lieblichen jambiſchen Schluſsfalls zu ſagen.

In der Richtigkeit und Schönheit der den Alten nachgebildeten Versmaſse iſt unſer Voſs, dem ſonſt in dieſer Hinſicht ſo verdienſtvollen Ramler ſehr weit überlegen. Am leichteſten erſieht man dieſes an Ramlers Verſuche, das horaziſche Versmaaſs

Miſerarum eſt neque amori dare ludum u. ſ. w.

nachzubilden, wo der *Ionicus a minori* (⏑⏑——), beſtändig wiederholt, Ramlern ſo ſchwer wurde, daſs man ſeine Ueberſetzung

Ach welch Elend, wenn man weder ſich der Liebe Luſt erlauben,
Noch ſein Leiden in dem ſüſsen Saft der Traube darf ertrinken.

faſt nicht anders als wie Trochäen declamiren kann. Man halte nun Voſſens Verſe, wie er ſie in der Ode: *die Jägerinn*, gebildet hat, dagegen:

Was ermahnt ihr zu dem Siegsmahl um den Kronhirſch mich den Weidmann?
Was entlockt ihr mich der Einöd' in das Prachtzelt der Bewirthung,
Wo das Waldhorn mit Geſang hallt?

Wer die Schulziſchen Melodien zu Voſſens Liedern kennt, wird bald inne werden, wie viel Kunſt in der Abmeſſung der Strophen, um ſie durchaus bequem nach derſelbigen Melodie ſingen zu können, verborgen liege. Und wer glaubt nicht, wenn er unſers Dichters für den Tanz geſetzte Stücke, wie den *Winterreigen*, den *Frauentanz*, den *Brauttanz* u. ſ. w. hört, Tänzer und Tänzerinnen in ſchönem Rhythmus ſich drehend vor ſich zu ſehn.

Auch den lebendigen Ausdruck der mannigfaltigen Leidenſchaft durch die Bewegung und die Abſchnitte des Versmaaſses hat keiner unſrer Dichter ſo ſehr als Voſs in ſeiner Gewalt gehabt. Von dieſem Talent diene die *Braut am Geſtade* ſtatt aller andern Belege.

Strophe.

Schwarz wie Nacht, brauſeſt du auf, Meer.
Wie wogt, wie krümmt ſich und ſchäumt Brandung!
Wer, o Gott! fliegt in dem Sturm, wer?
Und fleht, die Hände geſtreckt, Landung?
Ein weites Grab
Wogt furchtbar, zum Tod winkend!
Auf rollts und ab,
Nun ſtrudelt das Schiff ſinkend!

Gegenſtrophe.

Ach ihr ſchweigt, Stimmen der Angſt, ſchweigt
Des Sturmwinds Todtengeſäng hallen,
Ach des Kiels Scheitergerippe ſteigt,
Und Männer, ringend mit Tod, wallen!
Mein Trauter du?
Todt walleſt du, todt? Jammer
Gieb Meer uns Ruh!
Sey beiden uns Brautkammer!

Nachſtrophe.

Alſo die Braut, und hoch vom Geklipp ſprang
Sie hinab, wo die Flut wild ſich empor ſteilet.
Wehe ſie ſank, hebt wieder das Haupt, ſank,
Und des grauſen Orkans Todtengerippe heulet.
Wer iſt, der die Wogen hindurch ſtreht?
Wie mit göttlicher Kraft? O er lebt, lebt!
Schon trägt er, mit göttlicher Kraft
Sie dem brauſenden Strudel entrafft;
Und geſpornt vom zürnenden Fuſs zerſchellet
Die Brandungen dort, hier ſanftere Wellen
Ihm naht an dem Herzen die Braut, wird warm!
Und erwacht, o Wonn', in des Lieblings Arm.

Wie bedeutungsvoll bindet ſich im erſten und dritten Verſe der Strophe und Gegenſtrophe der bedächtige Kretikus (—⏑—) mit dem feurigen Choriambus (⏑——⏑)? Wie charakteriſtiſch ſchlägt die einzelne lange Endſylbe, nach, um ſtaunende Angſt und ängſtliches Schweigen zu mahlen? Kann die Empfindung der Muthloſigkeit ſchöner ausgedruckt werden, als durch die Trochäen, welche am Ende der geradzahligen Zeilen (2, 4, 6, 8.) an den Choriamb anſtoſsen, und hinſinken? Und in der Nachſtrophe, wie bildet der Rhythmus der erſten Hälfte den verzweifelnden

den Entschluss der Braut, und ihren Todeskampf mit den Wellen? Bis schleunig der anapästische Aufsprung *(und gesporut)* im 9ten Verse zu neuer Hoffnung weckt, dann der Jambanapäst (∪ — ∪∪ —) zweymal Ruhe und Hoffnung gebietet, bis am Anfange des letzten Verses der wieder aufhüpfende Anapäst zum Triumphe der Wonne aufführt, und im Schlussfall des Jambus ausruht.

Wir sagen nichts von dem veredelten Gebrauche des Knittelverses in der Nachbildung des Allegro von Milton, und in dem schönen Epos *die Lichtscheuen*, und dürfen auch nur mit einem Worte noch der schönen Sammlung vermischter Gedichte und der angehängten Epigramme gedenken, unter denen sich auch glückliche Copieen von Sinngedichten aus der griechischen Anthologie befinden.

Die Anmerkungen, von deren reichhaltigen Kürze wir schon Proben gegeben haben, enthalten eine Menge feiner Sprachbemerkungen, mythologischer Erläuterungen, Entwickelungen der rhythmischen Kunst in den Sylbenmassen, Erklärungen der Allusionen, und zuweilen interessante Anekdoten, oder satyrische Reflexionen. Von den beiden letzten stehe hier ein Beyspiel.

Bey dem in der *Wehklage* gebrauchten Ausdruck *Ehrenschläger* macht der Dichter diese Note: „Einige Männer *von Ehre* im Eifer für *alte Ordnung* gaben damals ein Schauspiel, dergleichen sonst, seitdem die altvätrischen Rittergelage, wo Saufen und Raufen sich reimte, veraltet sind, nur manchmal auf Bierbänken des blauen Montags und auf Jahrmärkten gesehen wird. Diess erinnerte mich an eine merkwürdige Geschichte. Ein mecklenburgischer Edelmann in dänischen Kriegsdiensten suchte im Jahre 1776 sich einer Schuld für bestellte Almanache zu entziehen; ich klagte, und erhielt in des Generals Antwort die Bezahlung mit einem Zettel des Schuldners, dass ich nicht, als Mann von Ehre, ihm vor der Klinge erscheinen könnte." Und bey Gelegenheit des Worts *Salbung* wird IV. S. 393. am Ende der Note gesagt: „Durch die Läuterer unserer Religion ward die jüdische und für uns Nordländer unverständliche Ceremonie (der Salbung) abgestellt. Gleichwohl lieben noch einige unserer Seelsorger die Sprache des römischen Priesterthums, sich unter einander *Salbung* ihrer Predigten nachzurühmen; worunter sie doch vermuthlich nur sorgfältigere Ausarbeitung, nicht wundersame Einwirkung eines höheren Geistes verstehn wollen. Zwar bey mancher Salbung, die der Kanzel enttrieft, möchte man an den Seefahrer Cook zurückdenken, dem ein Neuseeländer, um ihm nach seiner Art Ehre zu erweisen, aus seinem Seehundsfelle das Gesicht mit Thran salbte." —

Die lyrischen Gedichte, welche schon in der ersten Ausgabe gesammelt erschienen, waren hier bereits grösstentheils so vollendet, dass der Dichter nur wenig Gelegenheit gefunden hat, die Feile anzubringen. Wo es aber geschehen ist, sind die Verbesserungen wohlbegründet und glücklich ausgefallen.

Noch müssen wir anzeigen, dass diese vier Bände lyrische Gedichte auch als die vier ersten Theile einer *Ausgabe sämmtlicher Gedichte von Voss* verkauft werden, von welcher nächstens noch eine besondre Anzeige folgen wird.

Leipzig, Zöllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Männliche Standhaftigkeit und männlicher Wankelmuth in wahren Begebenheiten.* 1802. 268 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein seltsamer, täuschender und überdiess noch unrichtiger Titel zu zwey sehr ungleichartigen Hälften! Hr. D. *Eschke* (denn er hat sich unter der Zueignungsschrift selbst genannt) liefert hier erstens eine Geschichte der von *Cola di Rienzo* im vierzehnten Jahrhunderte zu Rom bewirkten, obschon bald wieder in ihr Nichts zurückgesunkenen Revolution; zweytens eine psychologische Romaneske, *Karl Reinbrecht* betitelt. Die erstere Hälfte ist also allerdings eine wahre Begebenheit; aber die zweyte ist es gewiss — wenigstens grösstentheils — nicht. Auch erhalten wir zwar zwey Beyspiele von männlicher *Standhaftigkeit* (oder Schwärmerey vielmehr), aber wo der männliche *Wankelmuth* erscheine, haben wir nirgends entdecken können.

Hr. *E.* glaubt im Vorbericht: Rienzi sey so gut als ganz vergessen; werde in keiner unsrer historischen Compilationen genannt; habe einen einzigen (von Hn. *E.* bitter getadelten) Biographen erhalten, und stehe in Gefahr, ganz unterzugehen. Diess alles ist nun wohl sehr unrichtig. Rienzi lebt in so manchem teutschen Geschichtsbuche, z. B. in Olenschlager, Schmidts Geschichte der Teutschen, Pelzels Karl IV. u. s. w., auch sind gewiss schon einzelne Biographieen von ihm vorhanden; und Rec. selbst erinnert sich, vor mehrern Jahren schon eine französische von demselben gelesen zu haben, die so genau mit der gegenwärtigen zusammenstimmte, dass er geglaubt haben würde, hier eine Uebertragung zu lesen, versicherte Hr. *E.* nicht so ernstlich, aus den Quellen selbst geschöpft zu haben. Indess sey diess ganz dahin gestellt — bleibe auch diess ungerügt: dass wir hier gar keinen neuen Umstand, keine scharfsinnige Untersuchung über die Entstehung dieses sonderbaren Phänomens, und seiner Wiederverschwindung, keine gründliche Schilderung der damaligen Zeitläufte, sondern immer nur deklamatorische Erzählung gefunden haben; dennoch liess sich diese erstere Halbschied des Werkes gut, und kann für manchen der italiänischen Geschichte nicht ohnedem Kundigen, ein interessantes Beyspiel mehr vom Wandel menschlicher Hoheit und von der Gefahr eines allzurafchen Emporschiessens abgeben. Der Charakter des Rienzi selbst ist nicht ächt gross, aber er zieht Aufmerksamkeit an sich und hält sie fest.

Doch desto minder sind wir mit der zweyten Hälfte zufrieden. Nicht gerechnet, dass hier die Schreibart des Hn. *E.* äusserst witzelnd wird; dass er überall bis zum Ueberdruss (man lese z. B. nur das

dritte

dritte Kapitel S. 138.) in Gleichniſſe, Erweiterungen, Ausfälle auf Schriftſteller und Gegner ſich verwickelt; daſs er, man weiſs nicht ob aus Scherz oder Ernſt, Gedichte einmiſcht, von welchen er ſelbſt (S. 170.) geſteht, es hätte ihm unendliche Mühe ſie *abzuſchreiben* gekoſtet; daſs er manchmal in Details geht (wie z. B. S. 204. in Beſchreibung des Wegs von Groſsenhayn nach Dresden), die an ſich ganz zwecklos daſtehn, und fürwahr nicht maleriſch genannt werden können; — alles dieſs nicht gerechnet, iſt auch das Ganze der Erzählung ſo nachläſsig erfunden, ſo unverhältniſsmäſsig geordnet, und der Hauptheld (zum Beweis diene bloſs die Scene S. 231, wo er ſich nach der Liebeserklärung vor Scham das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, und kläglich ausruft: was hab' ich gethan!) ein ſo unausſtehlicher Geck, daſs man ſich unmöglich im geringſten nur für ihn intereſſiren kann. Nichts iſt begreiflicher, als daſs die Tugend der ſchönen Paula gegen einen ſolchen Inamorato Stand hält. Die letzte Probe, an einen beſſern Menſchen verwandt, würde uns zwar mit jedem andern weiblichen Fehltritt ausſöhnen; aber hier iſt am beſten die originelle — Kürze des Schluſſes. Wie unglücklich Hr. *E.* die Scene nach Dresden verlegt, und wie vielfach er gegen dortige Sitte gefehlt habe, wollen wir ſtillſchweigend übergehn. Nur von der Zueignungsſchrift ein Wort noch! Sie iſt an den Hn. Profeſſor *Kieſewetter* gerichtet. Rec. kennt und ſchätzt dieſen braven Gelehrten perſönlich. Aber der Ausdruck: „Kieſewetter, Sie verdienen Ihres Kopfes und „Herzens wegen einen *Altar!* —" Guter Himmel, wann werden doch manche Schriftſteller einſehn lernen: daſs oft der Superlativus weit weniger, als der Poſitivus, lobt? Und daſs es keineswegs Klugheit in der Freundſchaft ſey, diejenigen zu *vergöttern*, die wir als *Menſchen* lieben?

BERLIN, b. Maurer: *Neue Geſpenſter. Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit*, von *Sam. Chr. Wagner. Erſter* Theil. 1801. LXIV u. 303 S. mit 1 Kpf. (1 Rthlr.) *Zweyter* Th. 1802. LXXII u. 288 S. mit 1 Kpf. (1 Rthlr.)

Auch von dieſer Fortſetzung des bekannten Wagneriſchen Werks — bey welcher wir das Beywort *neue* Geſpenſter faſt ein wenig drollig finden, — gilt das Urtheil, das wir von den erſten vier Theilen gefällt haben. Das heiſst: dieſe Sammlung enthält wieder nützliche, zur Verminderung von Aberglauben und Volksvorurtheilen dienliche, dabey auch wohl unterhaltende Erzählungen; nur könnte dann und wann die Auswahl ſorgfältiger, und der Ton des Vortrags gedrängter ſeyn. Immer giebt es wieder der abgeſtumpften Bäume, der Leichenſteine, der Perükkenſtöcke, der Kacheltöpfe, auf welchen bey Nacht weiſse Gewänder herumflattern, und die mithin auf den erſten Anblick erſchrecken, ingleichen der Katzen, Marder, Ratten u. ſ. w., deren Poltern man für Geiſtergetöſe hält, allzuviele in allzuähnlichen Beyſpielen hier; und es entſteht dadurch ein zuweilen läſtiges Einerley. Denn wozu dieſe Wiederholungen, da ſchon eine Begebenheit dieſes Schlages die Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der übrigen verbürgt? Auch wird nicht ſelten durch einen weitſchweifigen Eingang auf ſechs bis ſieben Seiten dasjenige ausgeſponnen, was ſich recht leicht auf zwey oder drey hätte bringen laſſen. Indeſs wollen wir den Fortgang dieſer heilſamen Sammlung keineswegs hindern oder erſchweren, und lieber kurz angeben, welche Aufſätze uns in beiden Bänden am beſten gefallen haben.

Im erſten Bande Nr. 1. die Rückkehr eines Grafen von Sternberg aus dem Fegefeuer. Nr. IX. das Clubgeſpenſt zu Wardbridge (das jedoch ſchon an mehrern Orten abgedruckt ſteht). Nr. XI. der ſpukende Sarg bey Erfurt. Nr. XVII. der Teufel als Leyermann im Todtenbuſch. Nr. XIX. der ſpukende Bär zu Friedrichshall (wo jedoch auf jeden Fall die Procedur des Kommendanten gegen die armen furchtſamen Wachten an Grauſamkeit gränzt), und Nr. XXXII. der Todesfall eines Senators zu Duderſtadt, der mit ſeiner verſtorbnen, jedoch wieder erwachten Gattin ſpricht, in dem für ſie beſtellten Sarge beerdigt, und funfzehn Jahre von ihr überlebt wird. Auch unter den Beyſpielen von Lufterſcheinungen, die Kriegsheere vorgeſtellt, ſind einige ſehr merkwürdig.

Im zweyten Bande fanden wir der ausgezeichneten Erzählungen viel weniger. Nr. II. der redende Fiſch, Nr. XXIIX. Tod eines Mannes, der ſeine herausgefoderte Frau auf dem Grabe ſitzen ſieht, und Nr. XXXV. das unbegreifliche Seufzen auf dem Kirchhofe — dürften die hauptſächlichſten ſeyn. Aber ſehr ſchätzbar iſt hier die *Literatur des Geſpenſter-Weſens älterer und neueſter Zeit*, alphabetiſch geordnet, und mit kurzen (faſt allzukurzen) Bemerkungen aus den beſten kritiſchen Schriften. S. XI—LXXII. Ganz vollſtändig iſt dieſes Verzeichniſs freylich noch nicht. Es fehlen von den Geiſter-Romanen zwar noch manche (ſo z. B. mangelt ſelbſt unter den Spieſsiſchen Schriften das *Petermännchen*, und die Geſchichte *Benno's*); aber es kann doch zur Grundlage einer ſolchen Literatur dienen und mag dem Herausg. ſchon jetzt Mühe genug gemacht haben. — Mit der Erklärung des berühmten Quarizer Geſpenſtes hat ſich Hr. *W.* von S. 73—145. viel Mühe gegeben; aber ganz zur Evidenz hat er die Sache gleichwohl nicht gebracht. Ueberhaupt ſind förmliche Abhandlungen nicht grade das, was wir am liebſten von ihm leſen; er nimmt ſich dann nicht allemal hinlänglich vor der Sandbank der — Weitſchweifigkeit in Acht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Februar 1804.

OEKONOMIE.

HANNOVER, b. Hahn: *Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neuern praktischen und theoretischen Fortschritte*, in Rücksicht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft für denkende Landwirthe und Kameralisten. *Erster* Band. *Zweyte* verbesserte Auflage, von *Albrecht Thaer*, d. A. D., des Königs von Grosbritannien churfürstl. Leibarzt etc. 1801. 1 Alph. 13 B. 8. *Zweyten* Bandes *erste* Abtheilung. 1800. 19 B. *Zweyte* Abtheilung. 1801. 1 Alph. 1 B. Mit vielen Tabellen u. Kupf. (5 Rthlr. 8 gr.)

Die erste Auflage des ersten Theils dieses schätzbaren Werkes ist schon zu seiner Zeit (A. L. Z. 1799. Nr. 69.) mit dem Lobe, den es verdient, angezeigt worden. Verbesserungen hat diese zweyte Auflage nicht erhalten. Es war natürlich, dafs die Ideen des Vfs. nach seinem eigenen Geständnisse durch Correspondenz, durch fortgesetzte eigene Beobachtungen und Versuche, durch Umgang mit den aufgeklärtesten praktischen Landwirthen, durch jährlich angestellte Reisen, sich immer mehr aufklären und berichtigen mufsten. Ueberdiefs setzten ihn die sämmtlichen zum Theil officiellen Berichte des englischen Ackerbauamts und viele anderweitige Hülfsmittel in den Stand, besonders die englische Landwirthschaft und die nöthigen Handgriffe bey dem Gebrauch der englischen Ackerwerkzeuge, näher kennen zu lernen. Dieis alles war Veranlassung genug, die nöthigen Verbesserungen und Zusätze nicht in den Text der zweyten Auflage zu verweben, wodurch die erste den Besitzern würde unbrauchbar geworden seyn, sondern alles ausführlicher in eigenen Supplementbänden zu liefern. Dieis ist nun auch in den beiden Abtheilungen des zweyten Bandes geschehen, und die rühmliche Thätigkeit des würdigen Vfs. läfst es hoffen, dafs hiemit dieis schätzbare Werk, das in Deutschland Epoche gemacht hat, nicht beendigt seyn wird.

Die erste Abtheilung des zweyten Bandes enthält nachstehende Abhandlungen: *Ueber die Abwässerung der Aecker und Austrocknung der Sümpfe und Moore durch Abfangung der Quellen.* Der Vf. ist zwar durch diesen Aufsatz mit der ausführlicheren Bearbeitung des Hn. Grafen von *Podewils* in Collision gekommen, indessen sind doch die verschiedenen Darstellungen dieses Gegenstandes von der Art, dafs die Arbeit des einen Vfs. durch die Arbeit des andern keineswegs entbehrlich gemacht werden. *Ueber die Grundsätze der Engländer bey der Bebauung ihrer Landgüter, mit Rücksicht der Anwendung derselben im Fürstenthum Kalenberg im Allgemeinen*; vom *Oberkommissär Westfeld.* Dafs nicht nur die ganze Hoflage, sondern auch selbst die innere Einrichtung der Gebäude, insonderheit der Wohnhäuser, von der bey uns in Deutschland, insonderheit im nördlichen Theil desselben gebräuchlichen Bauart sehr verschieden ist, das ist dem deutschen Leser aus den mannigfaltigen Reisebeschreibungen schon hinreichend bekannt. Auch würde sich die englische Bauart, im Allgemeinen genommen, auf unsre grofsen Landgüter nicht anwenden lassen; indessen möchte doch wohl im Einzelnen, nach der Local-Beschaffenheit eines jeden Orts, von manchen guten Einrichtungen Gebrauch gemacht werden können. Dafs übrigens nicht blofs die Lebensart, sondern auch selbst die ungleich bessere Bildung der niedrigsten Volksclasse in England auf die Bauart der Wohnungen Einfluss hat, erhellet schon daraus, dafs die Küche immer der allgemeine Versammlungsort der ganzen Hausgenossenschaft, der Herrschaft und des Gesindes ist. Vormals herrschte auch im nördlichen Deutschland der Gebrauch, dafs, wenigstens bey den Pächtern, das Gesinde mit der Herrschaft zusammen in einem und eben demselben Zimmer, jedoch an verschiedenen Tischen, speisete. Diese wohlthätige Gewohnheit, die auf häusliche Ordnung und Sittlichkeit des Gesindes einen sichtlichen Einfluss hatte, verliert sich aber in eben dem Verhältnisse, wie Wohlhabenheit, und mit dieser zugleich Prachtliebe und Luxus aller Art, bey dem deutschen Pächter zunimmt. Welch ein merklicher Abstand zwischen diesem und dem englischen *Farmer* in dieser Hinsicht obwaltet, das bestätigt die Bemerkung des Vfs., die gewifs manchem deutschen Pächter auffallend seyn wird: „die (englischen) Landleute „haben kein so zartes Gefühl des Unterschieds der „Stände, dafs der Hauswirth seinen Knecht nicht „für ganz seines Gleichen halten sollte. Herrn Du„ketts Söhne waren bey meiner Anwesenheit in „England seine Knechte und arbeiteten mit dem übri„gen Gesinde ohne Unterschied, obgleich Hr. D. eine „Pachtung von 500 Pfund Sterl. oder zu 3000 Thaler „nach hiesigem Gelde hat." Was übrigens hier von Getreide-Schobern und beweglichen Dreschtennen gesagt ist, das wird nach und nach wahrscheinlich auch bey uns wohl mehr zur Sprache kommen. *Bemerkungen über englischen Ackerbau, von einem deutschen Landwirthe in England im Jahr 1793 niedergeschrieben.* Blofsen Empirikern werden diese Bemerkungen sehr unbedeutend scheinen; der nachdenkende Land-

wirth hingegen wird hier manche belehrende Winke finden; nicht zu gedenken, dafs dieser kurze Aufsatz eine deutliche Uebersicht über die Haupteinrichtungen einer englischen Wirthschaft darlegt.

Die Materialien der zweyten Abtheilung sind in mehr als einer Rücksicht von allgemeinerm Interesse, als die vorstehenden. Sie enthalten ganz eigentlich die Ergänzungen des ersten Theils, und die Besitzer dieser Schriften würden Ursache haben, es sehr zu bedauern, wenn der verdienstvolle Vf. genöthigt seyn sollte, durch allzulange Zwischenräume die Fortsetzungen dieses, bisher für Deutschland noch immer in seiner Art einzigen Werkes zu sehr zu verspäten. Der erste Aufsatz dieser Fortsetzung betrifft einen höchst interessanten landwirthschaftlichen Gegenstand, nämlich: *Landwirthschaftliche Berechnungen.* Manche unsrer deutschen Landwirthe von altem Schrot und Korn finden freylich dieses Geschäft sehr überflüssig und begnügen sich höchstens mit Strichen von Kreide an Thüren und Fenstergesimsen. Die gebildeteren halten dagegen zwar genauere Rechnung über Einnahme und Ausgabe, und sind froh, wenn beym Jahresschlufs die Balanz auf ansehnlichen Gewinn deutet. Allein wie betrügerisch dergleichen Rechnungen sind, wo blofs *auf das Baare* der Einnahme und Ausgabe gesehen wird, davon könnten sich schon diejenigen überzeugen, die bey dem anscheinend hohen Pachtzins, den ihnen der Holländer oder Schäfer bezahlt, sich einen ansehnlichen Gewinn berechnen, aber gewöhnlich das in Abrechnung zu bringen vergessen, was sie diesen Leuten auf so mannigfaltige Art wieder zufliefsen lassen müssen. Die Gegenstände des wirthschaftlichen Aufwandes sind so vielfach und stecken in so mancherley Artikeln gleichsam verborgen, dafs schon ein mehr als gewöhnlicher Kopf dazu gehört, richtige Formen herauszufinden, um am Ende nicht auf sehr täuschende Resultate zu kommen. Denkenden Wirthen müssen also die hier gemachten Bemerkungen willkommen seyn. Wenn gleich das hier Gesagte nicht als eine vollständige Anleitung zum landwirthschaftlichen Rechnungswesen angesehen werden kann: so findet der Nachdenkende hier doch einen Fingerzeig, der ihn leicht auf richtige Ideen leiten wird. Als Beyspiel, — nicht als Muster, — hat der Vf. etwas von seiner eigenen Wirthschaftsrechnung mitgetheilt; man hat diese Berechnungen zu kleinlich, also für grofse Wirthschaften nicht passend gefunden. Darin hat man aber den Vf. missverstanden; er wollte nicht Rechnungs-Schemata geben, die man allenfalls Schreibern und Vögten zum blofsen Ausfüllen der leeren Stellen vorlegen könnte, sondern er wollte nur auf Ideen leiten, und dafür sollte man ihm Dank wissen. Es ist etwas ganz andres, eine Jahresrechnung mit simpler Vergleichung der Einnahme und Ausgabe durchzuführen, als im Gegentheil eine richtige Berechnung über die Frage anzustellen: Was bringt dieser oder jener Artikel, diese oder eine andre Art der Cultur, u. s. w. für Gewinn oder Verlust? Eine solche Rechnung durch alle einzelne Details hindurch geführt, ist eigentlich *landwirthschaftliche* Rechnung; und warlich! daran fehlt es vielen unsrer, selbst grofsen, Landwirthe noch gar sehr! — Die übrigen hier mitgetheilten Aufsätze betreffen zwar nur eigentlich Gegenstände der englischen Staats- und Landwirthschaftsverfassung; allein sie sind alle ohne Ausnahme dem deutschen Leser wichtig, der mit Hülfe der hier gegebenen Bemerkungen, Anwendungen auf sein Vaterland machen will.

HANNOVER, b. Hahn: *Agricola*, oder *Belehrungen über alle Gegenstände der Landwirthschaft;* aus langjähriger Erfahrung herausgegeben, von D. *L. G. Leopold*, Pastor zu Leimbach. *Erster* Band, *erste* Abtheilung: enthält *den Bau der natürlichen Wiesen.* 1803. 202 S. 8. (12 gr.)

Der durch sein Handbuch der Landwirthschaft, seinen landwirthschaftlichen Kalender und sein ökonomisches Handwörterbuch, vorzüglich aber durch sein Taschenbuch für Verwalter, dem ökonomischen Publikum wohl bekannte Vf. gegenwärtiger Schrift hat zwar nicht selbst angegeben, für welche Klasse von Lesern er eigentlich dieselbe zum Unterricht bestimmt habe, und ob sie ein blofses Lehrbuch, oder ein vollständiges Handbuch der Landwirthschaft werden solle? allein aus der Art des Vortrags, welche der Vf. gewählt, und aus der ganzen Einrichtung des Werkes selbst nimmt Rec. ab, dafs es zum Unterricht des angehenden, gemeinern Landwirths, als ein ökonomisches Lehr- und Lesebuch bestimmt sey. Sollte es ein gründliches, eigentliches, allgemeines Lehrbuch, oder ein vollständiges Handbuch der Landwirthschaft werden: so hätte der Entwurf dazu systematischer gemacht, und der Vortrag vollständiger ausgearbeitet werden müssen. Zu jenem Zwecke aber, wenn ihn der Vf. anders wirklich gehabt hat, ist das Werk allerdings im Ganzen wohl gerathen; und dafs es, wie der Titel sagt, aus Erfahrung geschrieben sey, ist kein leeres ungegründetes Vorgeben. Der Inhalt zeugt davon durchgängig; und der Leser erhält auch in dieser Schrift neue Beweise davon, dafs der Vf. mit der ökonomischen Literatur nicht unbekannt ist: weshalb denn das Buch jederzeit für jene angegebene Klasse des ökonomischen Publikums, vorzüglich auch wegen seines passenden, faslichen Vortrages, immer sehr lesenswerth, nützlich und verdienstlich bleiben wird. Demungeachtet scheinen Rec. mehrere Erinnerungen und Berichtigungen nöthig zu seyn, die sogleich folgen sollen.

Diese erste Abtheilung des ersten Bandes enthält, wie schon der Titel bemerkt, die Lehre von dem natürlichen Wiesenbaue. Es sind blofs einige Paragraphen vorausgeschickt, die eine Art Einleitung ausmachen sollen, der es aber an Ordnung und Zusammenhang fehlt. Erstens hat hier der Vf. etwas über den Namen des Buchs Agricola; dann über die Frage: ob die Wirthschaft ein Gewerbe, oder eine Kunst oder Wissenschaft sey? beygebracht: wo denn gesagt

gesagt wird, dafs sie mehr denn ein Gewerbe, und weniger denn eine Wissenschaft, am richtigsten eine Kunst sey: worauf aber doch in den folgenden §phen von einer Oekonomik, Haushaltungskunst, und Kunde als einer Wissenschaft die Rede ist. Rec. mufs gestehen, dafs ihm diese §phen eben so wenig gefallen haben, als sie ihm überhaupt nöthig zu seyn scheinen. Wenigstens hätte der Vf. deutlichere Begriffe aufstellen sollen. Die Uebung der Wirthschaft ist allerdings, wenn man will, eine Kunst zu nennen; aber deshalb giebt es doch auch eine Wissenschaft, eine Theorie dieser Kunst, eine Wirthschaftskunde. Nach diesem §. folgt auf einmal *Etwas aus der neuesten Geschichte der Oekonomie*, wo die Grundlinien der englischen Landwirthschaft im Ganzen ziemlich richtig aufgestellt sind, dann aber vom Verkoppeln und Koppelwirthschaft, und vom Compost gehandelt wird. Wie dies auf einmal hieher komme, sieht man nicht ein. Unrichtig ist auch, dafs die Engländer die Abtheilungen ihrer Felder Schläge nennten, und dafs bey 13 Schlägen oft nur 3 zu Getreide, und 10 zu Futter in England gebraucht würden; und S. 9. hätte deutlicher und richtiger vom Compost gesprochen werden sollen. Nicht aller englische Dünger ist Compost; und Compost ist nicht ein Zusatz zum *gewöhnlichen* Dünger bey den Engländern, wie man aus dem, was der Vf. sagt, schliefsen könnte: sondern die Engländer machen nur eine Art Dünger zur obern Düngung, die sie Compost nennen, nämlich aus Mist, Erde und Kalch. S. 9. hätte der Vf. von der Veredlung der Thiere in England bemerken sollen, dafs sie eigentlich beym Rind-, Schaaf- und Schweinevieh nur auf Vervollkommnung der Maftungsfähigkeit derselben ausgehe. Nach diesem §phen spricht der Vf., auch ohne Zusammenhang, von der rechten Gröfse der Landgüter, die er wohl nach Q. Ruthen richtiger, als nach Arbeit für Pferde hätte bestimmen sollen. Und wenn er S. 26. die Verfütterung des Afterkorns an Schweine und milchende Kühe zur ökonomischen Technologie rechnet, und S. 27. den Honig und das Wachs zu Erzeugnissen des Gartens macht, so ist das sehr wenig und sehr unrichtig gedacht. Ein 6ter §. handelt noch, ganz gut, aber kurz, von ökonomischen Lehranstalten und Sommer-Industrieschulen. Der 7te oder *Foderungen an einen heutigen Landwirth* ist der beste, und schicklichste für die Einleitung des Werks, die sonst weit zweckmäfsiger hätte eingerichtet werden sollen.

Der Vf. fängt hierauf seinen ökonomischen Unterricht selbst mit der Lehre vom Wiesenbau an, weil dieses die natürlichste, einfachste, kunstloseste Zweig der Wirthschaft sey. Dieser Unterricht ist nun, wie schon zu Anfange erinnert worden, durchgängig praktisch und gut: und mit Recht ist dies Werkchen eins der besten über den Wiesenbau zu nennen. Rec. findet jedoch folgendes über einzelne Punkte zu erinnern: S. 45. sagt der Vf. vom Ruchgras (*Antoxanthum*), es werde $\frac{1}{4}$ — 1 Fufs hoch: das mufs wohl verdruckt seyn? $\frac{1}{4}$ Fufs hoch wäre es ja kaum zu sehen. Rec. hat es mehrmals $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Elle hoch gefunden; gewöhnlich wächst es aber doch 1 Elle lang. S. 45. hätten unter den guten Wiesengräsern die *Festucae*, die *Bromes-Arten* und die *Dactylis glomerata* angeführt, und zur Kenntnifs aller dieser Grasarten *Maukens* Grasbüchlein empfohlen werden sollen. Die hiebey angegebenen und richtig erklärten verschiedenen Benennungen der Wiesen aber sind nicht zu übersehen, und lobenswerth. Zu den S. 62. angezeigten Namen der einschürigen Wiesen hätte nur auch der Name *Jacobiwiesen* (weil das Heu um Jacobi dafelbst gewöhnlich gemacht wird) hinzugefügt, und bey den Flächenmaafsen der Wiesen hätten die ihnen in den verschiedenen Ländern eigenthümlichen Gröfsen an Q. Ruthen angegeben werden können: dergleichen Wannen, Thaue, im Würtembergischen z. B., sind; deren erst S. 72. gedacht ist. Die Paragraphen von Wiesenlisten und den Wiesengränzen sind sehr gut abgefafst. S. 92. sagt der Vf. vom *Scarificator*, dafs er 5 Seche habe, und zum Aufreifsen der Wiesen gebraucht werde. Dies gilt aber keineswegs von dem eignen sogenannten englischen Instrument, wie es auch neuerlichst in Thaers Abbildung der besten Ackergeräthe beschrieben und abgebildet ist. Dieser englische *scarificator* oder *exstirpator* dient nur im Feldbau, zu Vertilgung des Unkrauts, Auflockerung des Bodens, und auch wohl zur Unterbringung der Saat, und hat 9, 11 oder 13 keilförmige oder rundgewölbte kleine *Schaaren*, im Hinterbalken allemal mehr als im vordern. Das Instrument, das der Vf. meynt, ist nur eine Art von Wiesenkratzer, oder Hobel, zur Vertilgung der auf den Wiesen aufgeworfenen Haufen.

S. 110. empfiehlt der Vf. das Quellwasser zur Wiesenwässerung weit mehr, als das Flufswasser, weil ersteres immer wärmer sey, wie man daraus sehe, dafs Quellen nicht leicht zufrören. Allein hier irrt sich der Vf. ganz und gar. Es giebt allerdings warmes Quellwasser; allein in der Regel ist das Quellwasser stets sehr hart und kalt; und dafs es nicht so leicht gefriert, liegt nur an dem steten Aufsteigen und der Bewegung desselben. Dergleichen Quellwasser ist uns auch zur Wiesenwässerung seiner Kälte wegen auf keinen Fall so gut, als das wärmere und auch nahrhaftere Flufswasser; wenigstens mufs man sich damit sehr in Acht nehmen, und z. B. ja nicht eisenhaltiges Quellwasser auf lehmigte Wiesen bringen, die man auf einmal damit verderben könnte. Ist das Quellwasser Teichwasser, so ist es als solches am besten.

S. 116. hält der Vf. die Frühjahrshütung auf den Wiesen für unschädlich: sie ist es aber durchaus nur, wenn sie nicht länger als bis höchstens Ende des Märzes dauert.

Bey der Lehre vom Wässern der Wiesen hätte noch bemerkt werden sollen, dafs bey anhaltendem Regenwetter, und wo das Gras sehr hoch und fett steht, nicht gewässert werden dürfe. Sonst kann im Herbst, bis es friert (denn aber ja nicht mehr), und im Frühjahr, sobald das Schneewasser weg ist und die Wiese trocken wird, bis 3 — 4 Wochen vor der Heu-

Digitized by Google

Heuärnte, und nach derſelben bis eben dahin vor der Grummetärnte, nur ja nicht, wenn das Gras ſehr kurz iſt, an heiſsen Tagen, vorzüglich nicht des Mittags (gegen S. 131. des Vfs.) — weil ſonſt das von der Sonne ſehr erwärmte Waſſer leicht das Gras verbrühen könnte — ohne Nachtheil gewäſſert werden. S. 139. bey der Zeit der Heuärnte hätte bemerkt werden können, daſs manche Wieſen regelmäſsig im Sommer um Johannis überſchwemmt zu werden pflegen, und alſo vor Johannis geärntet werden müſſen. — S. 147. Die Windhaufen des Heues müſſen eigentlich alle Abend (damit der Thau nicht zu viel Oberfläche des Heues trifft) und allemal vor zu fürchtendem Regen gemacht werden. In den Mittagsſtunden bey groſser Sonnenhitze darf das Heu nicht gewendet, gar nicht berührt werden, weil es ſonſt leicht zerbricht und zerfällt. Hierbey hätten die Kennzeichen der Trockenheit des Heues genau angegeben, und von dem Verfahren gegen zu feucht eingebrachtes Heu etwas geſagt werden ſollen.

S. 162. hätte das Behüten aller Wieſen in der Näſſe ausdrücklich bey allem Vieh widerrathen werden ſollen. Pferde ſollten eigentlich niemals auf Wieſen kommen, beſonders wenn ſie beſchlagen ſind, wegen ihres tiefen Eintretens.

Dem Ganzen ſind noch zwey Anhänge, ein nützlicher Wieſenkalender, und zweytens ein Verzeichniſs einiger Schriften über den Wieſenbau aus dem Repertorium der Literatur beygefügt worden. Wollte der Vf. aber einmal einige Schriften anführen, ſo hätte er auch die nach 1795 über den Wieſenbau erſchienenen wichtigen Schriften von *Bergen*, herausg. von *Thaer*, *Breitenbach*, *Riem* u. ſ. w., anführen ſollen.

Nächſtens wird die zweyte Abtheilung des Werkes folgen, die den künſtlichen Wieſenbau, oder den Futterbau enthält.

Heilbronn, b. Gruis: *Oekonomiſch-praktiſcher Katechismus für Stadt- und Landſchulen, welcher das Ganze des Landbaues und der Viehzucht, nebſt einem viehärzneylichen Anhange enthält.* Von einem Mitglied verſchiedener Academieen, und der naturforſchenden Geſellſchaft. 1802. 8. VIII u. 308 S. (12 gr.)

Es exiſtiren zwar der ökonomiſchen Katechismen ſchon mehrere; wir haben dergleichen ſchon von *Hirſch*, *Beneckendorf* und *Brieger*, von *Meyer*, *Fiſcher*, *Schmiat*, und zweyen Ungenannten: allein dem ungeachtet würde ein neuer Verſuch der Art recht wohl ſeinen Platz finden, und könnte recht nützlich ſeyn. Nur das gegenwärtig anzuzeigende Buch iſt dazu nicht geeignet. So richtig auch meiſtentheils das Oekonomiſche vorgetragen iſt, ſo ſtöſst man doch in andrer Hinſicht auf groſse Unrichtigkeiten; auch fehlt es zuweilen an zweckmäſsiger Vollſtändigkeit, und oft an Deutlichkeit im Vortrage. Vorzüglich aber iſt das Ganze ſelbſt ohne alle gehörige ſyſtematiſche Ordnung zuſammengeſchrieben, deren man freylich in allen Schriften für das Volk ohne Schaden entbehren zu können glaubt, worin man aber unſtreitig ſehr irret: und dann iſt auch ſelbſt bey der noch etwa im Einzelnen gebrauchten Ordnung der Zuſammenhang keineswegs beobachtet worden, ſondern von einer Sache bald da bald dort die Rede. So wird S. 106. auf einmal wieder von giftigen Pflanzen gehandelt, deren doch ſchon lange vorher bey der Eintheilung der Pflanzen in genieſsbare und ungenieſsbare und giftige gedacht war. S. 179. ſpricht der Vf. wieder von Pferden, und von einigen Krankheiten derſelben, nachdem er früher ſchon von den Pferden gehandelt, und nach dieſem bloſs vom Rindvieh geredet hatte. Unter den ſchädlichen Thieren ſpricht er von Mäuſen, dann von Inſekten, und zuletzt wieder von Ratten und Wildfraſs. Im ſechſten Kapitel iſt von den meiſten Viehkrankheiten die Rede, und gleichwohl ſteht am Ende des Werkes noch ein viehärzneylicher Anhang, wo die meiſten Viehkrankheiten von Neuem vorkommen. Im zweyten Kap. von der Geſundheit, iſt anfangs von der Nothwendigkeit des Rechnens und Schreibens die Rede; u. dgl. m. Interpunctionen kennt der Vf. auſser Comma und Punkt gar nicht: und ſelbſt letzteres trifft ſich ſelten, ſondern faſt alle Sätze ſchlieſsen mit Comma. Die katechetiſche Einrichtung des Vortrags iſt ſonſt ganz nützlich.

Das Ganze zerfällt in 10 Kapitel. Das erſte handelt von der Weisheit Gottes in dem Reiche der Natur. Dieſs hätte viel intereſſanter und anziehender bearbeitet werden können und ſollen, da *man hierbey* auf die Gemüther der Kinder aufs ſtärkſte zu wirken Gelegenheit hat. Vom Meere ſagt der Vf. hier, es ſey ein Waſſer, was öfters viele 100 Stunden weit gehe. Wie verkleinert iſt das groſse Bild des Meeres! Hier werden übrigens auch geographiſche und politiſche Fragen gethan, die gar nicht hieher gehören. Das zweyte Kapitel handelt ganz gut von der Geſundheit des Menſchen und deren Pflege. Das dritte von Erdarten, Steinen, Salzen, Mineralien, höchſt mangel- und fehlerhaft. Das vierte von Thieren und Inſekten (als wenn Inſekten nicht auch Thiere wären), ihrem Nachtheil und Vertilgung, und das fünfte vom Pflanzenreich, und Viehfutterung und Wieſen. Hier iſt denn alles untereinander geworfen; bald von Futter-, bald von Handels-, bald von Gartenpflanzen die Rede. Ueberhaupt iſt der naturhiſtoriſche Theil des Buches am ſchlechteſten gerathen: der ökonomiſche iſt, wie ſchon oben erinnert worden, noch am richtigſten. So iſt das ſechſte Kap. von der Viehzucht, Behandlung, Pflege und Viehkrankheiten, und das 7te vom Dünger, das 8te von Beſtellzeit und Saat gröſstentheils ohne groſsen Fehler zuſammengeſchrieben. Nur S. 217. widerſpricht ſich der Vf. ſehr, wenn er in geilen, ſtarken Boden ſehr dicke Saat empfiehlt, und dieſelbe doch überhaupt verwirft. Im 9ten Kap. folgt etwas von der Baumzucht, und im 10ten etwas vom Weinbau.

Dieſen Bemerkungen zufolge läſst ſich dieſer Katechismus keineswegs zum Gebrauch in Schulen empfehlen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Februar 1804.

OEKONOMIE.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Oekonomisch-cameralistische Schriften*, von *G. Brieger*. Grofsentheils praktischen Inhalts. *Erste Sammlung.* 1803. 206 S. 8. und 2 Bogen Tabellen. (1 Rthlr.)

Der Vf. will in dieser neuen Sammlung vorzüglich solche ökonomisch-cameralistische, zuweilen auch ökonomisch-gerichtliche Probleme nach seinen im Geschäftsgang gesammelten Erfahrungen zu erörtern und zu entscheiden suchen, die gewöhnlich zu willkührlich entschieden würden. Er wird nicht nur ganz neue Aufsätze der Art abfassen, sondern auch einige seiner schon zerstreut gedruckten Abhandlungen aufs Neue hierin aufnehmen. Und wenn er fortfährt, so interessante Aufsätze zu liefern, als diese erste Sammlung enthält: so wird das Publicum immer dafür sehr dankbar seyn müssen. Man sieht dem Vortrage die gereifte Erfahrung und die sorgfältige Prüfung der Dinge an; nur wäre zu wünschen, dafs der Vf. sich nicht zu oft mancher sonderbaren, ganz ungewöhnlichen und sprachwidrigen Wörter bediente, als z. B. durchlegen statt durchgehen, Erdrasch, gerückfichtiget werden u. dgl. sind.

Diese erste Sammlung enthält sieben Aufsätze, worunter die zwey letzten nicht neu, sondern schon, der erste: über die römische Landwirthschaft, im Neuesten Magazin für Oekonomie, und der zweyte: über die Kalchdüngung, im Taschenbuch für Gutsbesitzer vom Jahr 1796, abgedruckt sind. Unter den 5 neuen Aufsätzen ist zuerst eine Berechnung des Hütungsbedarfes für die verschiedenen Arten von Nutz- und Arbeitsvieh, mit Bezug auf Cameralprincipien. Der Vf. rechnet sehr richtig auf ein Pferd, oder einen Ochsen oder eine Kuh 4 Morgen Hütung (à 180 Q. R.), für ein St. Zugvieh 2 Morgen, und für 5 Schafe auch 2 Morgen. Nur dieses eine scheint dem Rec. doch zu wenig. Denn dafs man gewöhnlich 10 Schafe einer Kuh in der Fütterung gleich rechnet, ist gewifs falsch: man kann höchstens nur 7—8 Schafe statt einer Kuh rechnen.

Der zweyte Aufsatz enthält eine Bestimmung, wie viel Nutzvieh auf einem Landgute gehalten werden könne? Der Vf. sagt mit Recht, dafs diese Frage nach dem Gewinn des Winterfutters zu bestimmen sey: allein wohl zu merken ist hiebey doch, dafs man nicht blofs darauf sehen müsse, wie viel Winterfutter gewonnen werde? sondern auch wieviel Winterfutter gewonnen werden *könne*? wenn man die neuern richtigern Grundsätze der Futterbaues befolget! Wenn der Vf. S. 20. hiebey behauptet, dafs das Heu bey dem Rindvieh ganz entbehrt werden könne, so kann Rec. ihm nicht ganz beystimmen. Es würde gewifs weder für die Gesundheit, noch für die Milcherzeugnifs gut seyn, die Kühe blofs mit Gartengewächsen, als Rüben, Kraut, Möhren, Erdäpfeln, zu füttern, welche hingegen mit dem Heu verbunden eine treffliche Fütterung abgeben. Zu diesem Aufsatze gehört auch die Beylage A., welche eine Tabelle über das Stroherzeugnifs eines Gutes bestimmter Gröfse enthält, in welcher es auffallend ist, dafs der Vf. von 1 Schock Sommergetreide nur 30 Bund Wirrstroh rechnet, da es doch überall 40 Bund giebt. Von Winterstroh hat er 40 Bund angegeben, da man doch gewöhnlich 30—36. St. Schüttenstroh und 16 Bund Wirrstroh rechnet. Dies macht einen grofsen Unterschied in der Berechnung.

3) Ein dritter Aufsatz handelt von dem fehlerhaften Verhältnifs zwischen dem Ertrag eines Landgutes und dem wirthschaftlichen Aufwande; nämlich in Rückficht der Bauern-Dienste, und des Landes, welches die Bauern dafür benutzen, ferner der Ausgaben, die zum Besten der Dienstbauern zu machen sind. Hiezu gehören die Beylagen B. C., wovon die eine ausmittelt, wieviel Gespanndienste ein Gut bestimmter Gröfse brauche? und die andre den Ertrag desselben berechnet. Der Vf. beweiset, dafs die Frohnen sehr hoch zu stehen kommen, und schlägt die Abschaffung derselben vor, und die Verpachtung der Bauer-Ländereyen auf Erbpacht, wogegen nun eignes Zugvieh angeschafft werden müfste. Dieser Aufsatz, so wie auch die vorigen, gehen vorzüglich auf Südpreufsen. Ueber die Art, wie die Bauern dort arbeiten, wird von dem Vf. sehr geklagt; eine siebenmalige Bearbeitung der Felder mit Frohnbauern reicht oft noch nicht zu!

4) In welchem Verhältnisse müssen die Wiesen zum Ackerbau eines Gutes stehen? ist ein vierter wohl gerathener Aufsatz, wogegen Rec. nur zu erinnern hat, dafs eine Aernte von 18 Centner Heu und Grummet von 180 Q. R. guter zweyschüriger Wiese ein äufserst geringer Ertrag ist.

5) Vergleichung einer und derselben Wirthschaft, wenn sie im Betreff der Gespannarbeit entweder mit eigenem Zugvieh oder mit Gespanndiensten betrieben wird. Dieser Aufsatz ist sehr praktisch und lehrreich. Nur möchte Rec. seinen Erfahrungen nach nicht wohl 2½ Morgen à 180 Q. R. als tägliche Pflugarbeit für zwey Pferde; noch weniger 15 Düngerfuhren auf einen Tag ebenfalls für zwey Pferde rechnen;

bey welchen letztern es noch gar zu sehr auf die grössere oder geringere Entfernung der zu bedüngenden Felder ankommt. Hiezu gehören die Beylagen D bis G., welche die hieher gehörigen Berechnungen der Gespannarbeit mit Frohndiensten und mit eignem Gespann des Ertrags des Gutes bey erstern und des bey letztern und einen Anschlag von 40 Fröhnerhelfern enthalten. Dieser Aufsatz steht eigentlich mit Nr. III. in Verbindung.

Die sechste Abth. Versuch einer Darstellung der Landwirthschaft bey den Römern, hat zwar, wie schon oben erinnert worden, schon stückweise in des Vfs. neuestem Magazin für Oekonomie gestanden, ist nun aber hier vollständig geliefert. Diese in der That sehr interessante und lesenswerthe Abhandlung ist nach *Virgil*, *Varro*, *Columella*, *Palladius*, *Plinius* und den andern Geoponikern bearbeitet. Sie stellt den römischen Landbau sehr lehrreich in allen seinen Zweigen dar. So viel Abergläubisches derselbe, z. B. in Rücksicht der Mittel, die Saat vor Unfällen zu schützen S. 108 ff. enthält, so viel ihm Eigenthümliches auch dabey gefunden wird; so findet man doch auch schon häufig den jetzigen deutschen mit dem alten römischen Landbau völlig übereinstimmend; und die meisten unsrer wichtigsten landwirthschaftlichen Grundwahrheiten waren den Römern nicht unbekannt. Vieles ist indess, wie gesagt, dem römischen Landbau eigenthümlich. In der Federviehzucht, um nur ein kleines Beyspiel anzuführen, findet man diess vorzüglich. Sie hatten an der Pfauen- und Krammetsvögelzucht, die sie beide sehr pfleglich betrieben, zwey Zweige mehr, die wir gar nicht kennen. Die Krammetsvögel fingen sie nämlich ein, und fütterten sie zu tausend in eignen Häusern mit Feigen, Mehl u. s. w. und verkauften das Stück zu 12 ßl. nach schles. Münze gerechnet. Die Pfauen zogen sie auf besondern Inseln und verkauften das Stück zu 6 — 7 Rthlr. für die Tafel. Die Entenzucht betrieben sie in ummauerten, mit Netzen überzogenen Teichen und Gras-plätzen; und die Tauben wurden bey den Römern aus Liebhaberey sehr theuer bezahlt. Das Paar zu 200 *nummis*, d. i. *circa* 6 Rthlr. 20 ßl., auserlesene aber zu 1000 *nummis*, d. i. 33 Rthlr. 10 ßl. u. dgl. m. Ganz eigen ist der Landwirthschaft der Alten auch die Zucht der Haselmäuse, *mus citellus*, denen sie Wände und eigene Erdgänge zum Nisten aufbauten und Nüsse tragende Bäume und Kastanien pflanzten. Im Küchengartenbau aber waren sie keineswegs so weit als wir es sind.

Den Beschluss dieser Sammlung macht endlich Nr. VII. Theorie und Praxis der Kalchdüngung, aus des Vfs. Taschenbuch für Gutsbesitzer fürs Jahr 1796. Die vorgetragene Theorie von der Natur des Kalches ist durchaus richtig, und für die Praxis sind die besten Grundsätze aufgestellt, von den hauptsächlich der Hauptgrundsatz nicht genug eingeschärft werden kann; dass der Kalch nicht eine eigentliche Düngung, nicht eigentlich ein dem Acker neue Fruchtbarkeit und Nahrung zuführendes, sondern die in demselben schon vorhandenen Nahrungsstoffe nur auflösendes, benutzendes, zum Uebergang in die Pflanzengefässe treibendes Mittel sey, das zu oft (unter 9 — 12 Jahren, besser unter 12 — 15 Jahren) und ohne Hinzuthuung eigentlicher Mistdüngung angewendet, mehr schade als nütze: ein Mittel, welches aber überdem allen festern, schwerern, kältern Boden auflockere und erwärme. Denn wenn auch, wie der Vf. sehr richtig sagt, der Kalch einen durch Quellnässe kalten Boden, ohne Ableitung derselben, selbst nicht erwärmen kann, so macht er doch auf jeden Fall allen zähen, harten, kalten Thon- und Lehmboden wärmer, weil er ihn lockerer und den Einflüssen der Luft und Sonne offener macht. In Schlesien nimmt man übrigens nach des Vfs. Angabe, sehr viel Kalch, wenn man davon 10 — 12 mal soviel nimmt, als Samen auf dasselbe Feld gehörte. In Sachsen pflegt man auf 300 Q. R. nur 3 — 4 Schfl. zu rechnen.

Die Fortsetzungen dieser Sammlung, worin der Vf. zuerst von der Veranschlagung der Güter, dann von dem Separationsgeschäft handeln will, sind recht sehr zu wünschen.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Versuch einer Lithurgik*, oder *ökonomischen Mineralogie*, von *Carl Schmieder*, Doct. der Philosophie. *Erster* Theil. 1803. 632 S. 8. (2 Rthlr.)

Den Namen *Lithurgik* entlehnt der Vf. vom *Suidas*, wo er zwar nur Steinmetzarbeit bedeutet, etymologisch aber für das Ganze, nämlich für den Gebrauch, der von Fossilien gemacht werden kann, passend ist. Da die Bergbaukunde der Inbegriff ist, nach welchem die nutzbaren Fossilien ausfündig gemacht und gewonnen werden: so giebt er in der Einleitung die nöthigen Vorbegriffe von derselben, und hebt mit dem geognostischen Theile an. Die Fossilien, die in ganzen Gebirgslagern vorkommen, nennt er, wie gewöhnlich, Gebirgsarten, solche aber, die zwischen diese Gebirgsarten einzeln vertheilt sind, Parasiten, welchen Ausdruck er aus der Botanik entlehnt. Nachdem er die erstern kürzlich charakterisirt hat, giebt er die Folge der Flötzgebirgsarten aus mehrern Schriften an, deren Auswahl ihm aber nicht ganz geglückt ist. Die bekannte *Lehmannische* Angabe von dreyssig Flötzschichten, die bey Ihlefeld durchsunken worden seyn sollen, hält er für die vollständigste, obwohl im Leipziger Magazin (von *Funk* und *Leske*) längst schon erwiesen ist, wo und wie *Lehmann* sich geirrt hatte. Die aufgeschwemmten Gebirge nennt er nicht ganz richtig Schuttgebirge, auch dürften sie nicht zwischen den Flötzgebirgslagern angetroffen werden, da sie durchgehends neuerer Entstehung sind, als diese, und daher auch nicht von der Zerstörung der Urgebirge allein, sondern auch der Flötzgebirge entstanden sind, indem man Ueberreste von beiden zugleich in ihnen antrifft. Der Vf. scheint zwar ältere und neuere Schuttgebirge anzunehmen, weil er S. 24. ausdrücklich sagt, dass

dafs die erstern auch Uebergangsgebirge genannt würden. Da aber diese Benennung einmal aufgenommen und allgemein verständlich ist; so hätte die neuere, die nur zur Verwirrung Anlafs geben könnte, billig unterbleiben können. Die Vulkanischen Gebirge nennt er Brandgebirge. Hierauf handelt er von Gängen, Rücken und Wechseln, welche letztern mehrentheils dem Semiprotolit (dem Rothen todten liegenden) zugehören sollen, da sie doch bekanntlich durch die ganze Folge der Flötzschichten hindurch setzen. Wenn sie in dem angezogenen Profilrisse vom Riegelsdorfer Flötzgebirge auch in der sechsten Schicht erst anfangen; so mufs dieis eher für einen Fehler dieser Zeichnung angesehen, als eine Regel darnach festgesetzt werden. Dafs die Erzlager der Schuttgebirge Seifengebirge oder Sanderze genannt würden, ist Rec. unbekannt, denn beide Benennungen haben bisher andere Gegenstände bezeichnet. Was der Vf. über Bergmännische Anzeichen, Grubenbau, Markscheidekunst, Grubenzimmerung, Grubenmauerung, von Seifenwerken, Tagebrüchen, Gewinnung, Schiefsen, Feuersetzen, Geleuchte, Förderung, Wasser- und Wetterlosung sagt, gestattet keinen Auszug, ist aber nicht mit gleichem Glück bearbeitet. Zu bedauern ist, dafs die vortreffliche *Baaderische* Sprengmethode nicht allgemein eingeführt worden ist. Auf ähnliche Art, wie von der Bergbaukunde, findet man S. 132—186. auch Vorbegriffe von der Hüttenkunde, an welche sich dann eine Uebersicht der mechanischen Lithurgik anschliefst, wo von Steinmetzarbeit, Bildhauerkunst, Steinschneiden, Steindrehen, Steinschleifen, vom Schmieden, Blecharbeit, Blattschlagen, Münzen, Schweifsen, Nieten, Löthen, Drathziehen und andern dahin einschlagenden Arbeiten gehandelt wird. S. 203. endlich kömmt man zu dem Gegenstande, den man eigentlich erwartet hat, nämlich zu dem speciellen Theil der Lithurgik, und hier wird in besondern Abtheilungen vorerst über die Benutzung der Ur-, Flötz-, Schutt- und Brandgebirgsarten gehandelt, die Benutzung der Parasiten aber wird den Gegenstand des zweyten Theils ausmachen. Von hier an wird dieis Buch interessanter, und der Vf. giebt nicht nur den Gebrauch an, der von den Fossilien gemacht wird, sondern zeigt auch, wie er gemacht wird, thut Vorschläge, wie sie noch auf andere Art gebraucht werden könnten, und giebt hin und wieder sehr gute Notizen, so dafs jeder Professionist und Künstler, der irgend ein Fossil zu bearbeiten bekommt, viel guten Unterricht finden wird. Unter den Urgebirgsarten wird auch Urbasalt mit aufgeführt. Da er sehr kärglich behandelt worden; so heben wir, zur Beurtheilung des Lesers, hier das Ganze aus, was darüber gesagt worden ist. „Auch Basalt macht öfters die „Grundmasse des Porphyrs aus. Die Kremnitzer Ge„birge bestehen aus Basaltporphyr, der aus Graustein „aufgesetzt ist. Die meisten Benutzungen kommen „dem Flötzbasalte zu. Das Kremnitzer Gebirge ist „eins der reichsten Erzgebirge. Am Tage und in der „Nähe der Gänge vorzüglich ist der Urbasalt so weich, „wie Letten, so dafs er mit der Schaufel gewonnen „werden kann. Die säulenförmigen Absonderun„gen desselben werden zu Eckstcinen, Feldmarken, „auch Thür- und Fensterstöcken benutzt. Der „Basaltporphyr geht oft stufenweise in Thonporphyr „über."

Nicht jeder praktische Gebirgskundige wird seine Erfahrungen mit diesen Nachrichten vereinigen können. S. 394. kommt der Basalt als Flötzbasalt noch einmal vor, wo sogar aus einzelnen Basaltsäulen verfertigte Schildwachthäuser angegeben worden. Thon- und Trümmerporphyr scheinen hin und wieder mit einander verwechselt zu werden, und S. 421. findet man sogar, dafs Trümmerporphyr in Steinkohlen- und Kupferschieferbergwerken, Rothes todtes Liegendes genannt würde, von dem er sich doch sehr wesentlich unterscheidet. Bey Angabe des Gebrauchs von den Flötzgebirgsarten breitet sich der Vf. weiter aus, besonders über den Kalch und über den Gips. S. 344. hätte von letzterm noch angeführt werden können, dafs er mit etwas Mehl und gestofsenem Hanfe vermischt zu Vertilgung der Ratzen mit Erfolg angewendet wird. S. 301. scheint er den bituminösen Mergelschiefer als einen Uebergang aus den Steinkohlen zu betrachten. Ob aber gleich Rec. noch einiges in geognostischer Rücksicht zu bemerken hätte; so hat er doch dieses Buch mit Vergnügen gelesen, und siehet dem zweyten Theile mit Verlangen entgegen. Sehr zu bedauern ist es, dafs es nicht mit einem Register versehen ist, daher man die Gegenstände, von denen man näher unterrichtet seyn will, äufserst mühsam aufsuchen mufs.

BERLIN, b. Decker: *Anleitung zur Anwendung der Bohlen-Dächer bey ökonomischen Gebäuden, und insonderheit bey den Scheunen*, von D. *Gilly*, Königl. Preufs. Geheimen Ober-Baurath. 1801. 28 S. 4. mit 6 ill. Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *G.* hat seinen Ruhm und den allgemeinen Dank für seine anerkannten Verdienste um die Baukunst, nicht wenig durch seine Bemühungen, die fast vergessene Erfindung des *Philibert de L'Orme* in Deutschland zu empfehlen, vermehrt. Auch die vorliegende Abhandlung wird jeder Verehrer der Architectur mit dankbarer Freude aufnehmen; und obgleich im Wesentlichen nichts Neues gelehrt wird: so würde doch den Besitzern der früheren Schriften des Vfs. über diesen Gegenstand, der Ankauf dieser Abhandlung zu empfehlen seyn. Zunächst geht des Vfs. Absicht darauf, die Anwendbarkeit der Bohlendächer bey Landgebäuden zu zeigen, dann aber auch, ihren Gebrauch allgemeiner zu machen, und den Handwerker in den Stand zu setzen, ihre Erbauung leichter einzusehen. Beides ist Hn. *G.* vortrefflich gelungen. Indessen hätten wir gewünscht, dafs der Vf. darauf bedacht gewesen wäre, die wirklich zu künstliche Construction etwas zu vereinfachen. Rec. hielt dieis längst für möglich, und um vielleicht weitere Untersuchungen zu veranlassen, theilt er hier seine vorläufigen Bemerkungen mit.

Bekannt-

Bekanntlich will der Vf. die Form der Bohlenſparren als elliptiſche Bogen anſehen. Daſs aber dieſs nicht ſeyn könne, zeigt ſchon die Anſicht der Figur, da die Linie der Excentricität von der groſsen Axe verſchieden iſt. Beide Sparren bilden vielmehr wirklich eine Parabel, deren Abſciſſenlinie ſenkrecht auf dem Balken ſteht, und deren Parameter $\frac{4}{5}$ oder 0,2739 von der Länge des Balkens iſt, je nachdem das Dach auf die Mauer ſelbſt, oder nahe an der Plinthe gelegt wird. Hiernach geben nun die Formeln:

$$y\sqrt{(1+\frac{y^2}{a^2})} \text{ und } s=\tfrac{1}{4}px\sqrt{(1+z^2)} + \tfrac{1}{4}p\,log\,nat.(z+\sqrt{(1+z^2)})$$

die Länge der Schnen und der paraboliſchen Bogen, für beide Fälle genau ſo lang, als die Zeichnungen unſers Vfs. ſie ergeben. Man könnte alſo eine Tabelle für jeden gegebenen Fall berechnen. Wenn ein Gebäude 40 F. tief iſt, ſo iſt $y=20$, und $x=22,5$, für $p=17\frac{1}{2}$ F. Hiernach lieſse ſich denn bey dem wirklichen Baue verfahren, und die Arbeit ſehr erleichtern: wenn die Bohlen auf der Zulage mit dem Balken bündig gelegt worden, wird in der Mitte des Balkens ein Ständer ſenkrecht in den Balken verzapft; eine Mittellinie auf dieſen gezogen giebt die Abſciſſenlinie ab, auf welcher nun von 5 zu 5 Fuſs die Ordinaten aufgetragen werden; alſo für $p=\frac{4}{5}$ der Balkenlänge und

$x=5$, wird $y=9,4$
$x=10$ „ $y=13,3$
$x=15$ „ $y=16,3$
$x=20$ „ $y=18,3$
$x=22,5$ „ $y=20$,

die Ordinaten ſind dann Lattenſtücke von der vorgeſchriebenen Länge, nach welchen die Krümmungen in den Bohlen gezeichnet und ausgeſchnitten werden. Man ſieht, daſs hiezu keine groſse Gerüſte erfodert werden, daſs aber auch die Krümmungen den Sparren eben ſo gleichmäſsig mitgetheilt werden können, als auf die gewöhnliche Art.

Das Schifften der Sparren beruhet auf den bekannten Lehren der Aehnlichkeit der Dreyecke; durch ihre Anwendung kann die Länge der Schifftsſparren ſehr leicht gefunden werden. Beym ganzen Walm hat, wenn der Anfallspunkt um die halbe Tiefe des Gebäudes vom Walm abliegt, der mittlere Schifftsſparren die Länge der übrigen Hauptſparren; der Gradſparren iſt die Hypotenuſe des rechtwinklichten Dreyecks, zu welchem die halbe Tiefe des Gebäudes und der mittlere Schifftsſparren als Katheten gehören. Wenn die Tiefe des Hauſes $=l$, die Entfernung des kleinen Schiffters vom Gradſparren $=a$, der Mittelſchiffter $=c$ geſetzt wird, ſo iſt k der kleine Schiffter $=\frac{a.c}{2l}$. Für das Bohlendach iſt dieſs die Sehne des paraboliſchen Bogens, deſſen Länge nach der bekannten Formel gefunden wird. Praktiſch wird die Krümmung dieſer kleinen Sparren nach dem Lehrbogen des mittlern gefunden, von dem er als ein Theil betrachtet werden kann. Die Krümmung des Gradſparrens zu beſtimmen, erfordert in der Hinſicht einen eigenen Lehrbogen, als der Parameter deſſelben von den der übrigen Bohlenſparren verſchieden iſt. Denn man ſieht, daſs hier für $x=22,5$, $y=28,2$ werden muſs, alſo $p=\frac{y^2}{x}$ $=0,2795$ oder beynahe $\frac{4}{5}$ von der Länge des Hauptbalkens betragen müſſe. Zu den vier zum Gebäude erforderlichen Gradſparren kann man wieder auf dieſelbe Art, wie vorher für die Hauptſparren, Latten als Ordinaten auf einem, am äuſserſten Ende eines Balkens von der Länge der halben Haustiefe, eingezapften Ständer, befeſtigen, und ſo das Gerüſte für zwey und zwey Gradſparren anlegen.

Eine ſchätzbare Zugabe zu der Unterſuchung über Bohlendächer enthält die eben angezeigte Abhandlung noch in der Beſchreibung der *geſtrechten Windelböden*. Es wäre zu wünſchen, daſs Hr. G. ſeine Verſuche ſo weit damit fortſetzte, um dieſe Einrichtung auch für anſehnlichere Häuſer in den Städten empfehlen zu können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Halle*, b. Dreyſsig: *Die Geſchäfte der Frauenzimmer, ſo gute Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen werden wollen. Ein Erinnerungsblatt*, nebſt Haushaltungs-Inventarium. Ohne Jahrzahl. (1802.) 23 S. 8. (4 gr.) Dieſs Schriftchen iſt ein bloſses Erinnerungsbüchlein für ſchon eingeweihete Hausmütter, das zum Ueberblick des Ganzen ihrer Wirthſchaft dienen kann, als wozu das beſchriebene Küchen-Inventarium ſehr gut geeignet iſt. Auf den letzten drey Seiten, mit der Ueberſchrift, von dem Einkaufe (der Speiſematerialien) iſt der Unterricht zu kurz und nur allein auf ſtädtiſche Hausmütter berechnet. Und dieſer Unterricht betrifft blos die Fleiſchſpeiſen. Da wir aber unſere Mahlzeiten gar ſelten ohne Gemüſe, oder Küchengewächſe, oder Vor- und Zukoſt halten: ſo hätte ein ſo wichtiger Koch- und Küchenartikel nicht ausgelaſſen werden ſollen. Es würde daher bey einer neuen Ausgabe dieſer Schrift hierauf hauptſächlich Bedacht zu nehmen ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. Februar 1804.

PHYSIK.

LANDSHUT, b. Ant. Weber: *Der Galvanismus*, eine Zeitschrift vom Prof. *Weber* in Landshut. *Erstes* Bändchen. *Erstes* Heft. Mit einer Kupfertafel. 1802. 168 S. 8. *Zweytes* Heft. S. 169—324. Mit 3 Kupfertaf. 1802. *Zweytes* Bändchen. *Drittes* H. S. 1—174. Mit 2 Kupfertaf. 1802. *Viertes* Heft, S. 175—349. Mit 1 Kupfertaf. 1803. Jedes Heft in einem besondern farbigen und mit der Abbildung einer Voltaischen Säule gezierten Umschlage. (Jedes Heft 20 gr.)

Dass der Galvanismus, dieses vielseitige und vielumfassende Phänomen, bey uns Deutschen, die alles in die Form von Journalen, Zeitschriften und Taschenbüchern zu bringen so fertig sind, gleichfalls ein dergleichen literarisches Vehikel zu seiner Verbreitung unter ein gröfseres Publicum finden würde, war vorauszusehen. Die vorliegende, dem Galvanismus ausschliefslich gewidmete, Zeitschrift soll zu einem solchen Vehikel dienen. Das Unternehmen möchte wohl an sich Beyfall verdienen, der Ausführung aber, wie sie in dieser Schrift hier vor uns liegt, können wir indessen denselben kaum einräumen. Der Vf. hat sich keine gröfsere Mühe gegeben, als beynahe nur, das, was in *Gilbert's* Annalen der Physik und einigen andern physischen Journalen ausführlicher vorgetragen ist, abgekürzt und oft sehr verstümmelt wieder abdrucken zu lassen. Eigene Kritik, fruchtbare Zusammenstellung, klare Auseinandersetzung und Vollständigkeit vermissen wir allenthalben. Wir wollen zur Begründung unsers Urtheils aus den einzelnen Heften die Belege ausheben, da eine vollständige Inhaltsanzeige einer Schrift, die selbst nur Compilation aus andern Schriften ist, hier zweckwidrig wäre.

Die allgemeinen Rubriken jedes Heftes sind: I. Geschichte des Galvanismus, in welcher der Vf. die erste und zweyte Periode, nämlich die Periode vor und nach Erfindung der Verstärkung unterscheidet. II. Beschreibung des galvanischen Apparats und der Kunstsprache, III. Experimente, *a*) ohne und *b*) mit Verstärkung. IV. Zusammenstellung der galvanischen Phänomene, sofern sie den elektrischen gleich sind, oder von ihnen abweichen. V. Erklärungen und Theorieen. VI. Nützliche Anwendungen des Galvanismus.

Eine solche Anordnung mufste Wiederholungen unvermeidlich zur Folge haben. Was unter der ersten Rubrik in der Reihe der gefundenen Thatsachen aufgezählt wird, kömmt wieder unter den Experimenten als anzustellender Versuch vor. Eine genaue Erzählung der Thatsachen enthält ja auch die nöthigen Cautelen für die Anstellung des Versuchs. Und wie einfach ist vollends bey den meisten die Manipulation! Die vierte Rubrik konnte füglich mit der fünften vereiniget werden; denn die verschiedenen Theorieen beruhen ja vorzüglich auf den gefundenen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der galvanischen und elektrischen Erscheinungen.

Im *ersten* Hefte finden sich die Versuche der ersten Experimentatoren, *Galvani's*, *Valli's*, noch mit der ganzen Unbestimmtheit, welche die Kindheit der Entdeckung bezeichnet, aufgeführt. Billig hätte hier der Herausg. in kurzen Anmerkungen die nöthige Berichtigung und nähere Bestimmung beybringen sollen. *Valli* soll gefunden haben, dass bey Unterbindung der Arterien und Nerven der Reiz von zweyerley Metallen wohl durch jene, aber nicht durch diese, fortgepflanzt werde. Dies ist so unbestimmt gesagt unrichtig. Nur wenn die Unterbindung des Nerven dicht an seinem Eindringen in die Muskeln geschieht, ist der Reiz der Metalle beynahe ganz unwirksam, und dann hilft auch die Fortpflanzung durch die Arterien nichts. Es wird hier *Valli* noch die offenbare Fabel nacherzählt, dass ein Frosch durch Bestreuung mit Opium wie vom Blitze getödtet worden sey. Eben so wird die falsche Behauptung *Valli's* nachgeschrieben, die elektrische Wirkung bey den gewöhnlichen Frosch-Versuchen mit der einfachen Kette und ohne Condensator am Elektrometer merkbar gemacht zu haben. Fälschlich wird *Volta* nachgesagt, dass er den vom Zinke erregten Eindruck auf die Zunge brennend alkalisch, die Empfindung aber, die vom Silber entstand, sauer gefunden habe. Der Vf. hätte sich aus der von ihm angeführten Schrift *Volta's* vom Gegentheile belehren können. Dieselbe Unrichtigkeit wird auch in der Aufzählung der Experimente wiederholt. *Creve* wird der Unterbindungsversuch der Nerven mit seinem negativen Erfolge eben so ohne nähere Bestimmung und Berichtigung nacherzählt. Unrichtig wird die Schrift des D. *Pfaff* über die thier. Elektricität und Reizbarkeit, eine Uebersetzung seiner früher erschienenen Dissertation genannt. Von *Michaelis* wird als eine eigene neue Bemerkung angeführt, dass die Witterung von grofsem Einflusse auf das Gelingen oder Nichtgelingen der Versuche sey. Wozu soll eine so ganz unbestimmte Notiz dienen? Nach welcher Nomenclatur das Reifsbley *Carbonat* genannt wird, begreifen wir nicht. Der Vf. ver-

Digitized by Google

verwechselte wohl hier *Carbonat* mit *Carbure*, was doch sehr wesentlich verschieden ist. Der Auszug aus dem Berichte der vom National-Institute niedergesetzten Commission zur Untersuchung der mit der einfachen Kette bewirkten Erscheinungen, den Ritter sogar zu übersetzen, der Mühe werth fand, ist höchst mager, und die wichtigsten Beobachtungen sind ganz übergangen. Unverständlich ist der von einem Meerschweinchen gebrauchte Ausdruck, dass es in reiner Kohlensäure-Luft (kohlensaurem Gas) unter dem Quecksilber erstickt wurde. Es sollte wohl heissen, über dem Quecksilber, das zur Sperrung des kohlensauren Gas diente. *Reinholds Dissertatio (Specimen) de Galvanismo* ist nur dem Titel nach angeführt, ohngeachtet sie sehr viele zur Zeit ihrer Erscheinung neue wichtige Thatsachen enthält; und also bey der chronologischen Ordnung, die der Vf. befolgt, allerdings einen ausführlichen Auszug verdiente. Erst in den Zusätzen zum vierten Hefte wird noch das *Specimen II.* dem Titel nach erwähnt, aber eben so wenig ein Auszug gegeben, sondern nur angeführt, dass ein Jüngling mit Mannskraft es geschrieben habe, mit welcher Nachricht dem Leser wenig gedient ist. Unter dem Artikel *Apparat* und *Kunstsprache* sind mehrere Kunstwörter nicht erklärt, z. B. was unter dem excitirenden und dem thierischen Bogen zu verstehen ist, während andere Erklärungen, wie z. B. „Präparat ist ein entblösster Nerve oder Muskel" füglich hätten wegbleiben können. Zu den Verschiedenheiten zwischen dem Galvanismus und der Elektricität rechnet der Vf. auch, dass vielmal die galvanischen Erscheinungen sich ohne alle Kettenverbindung hervorbringen lassen. Diess ist aber keine absolute Verschiedenheit, sondern nur eine relative, in Beziehung auf eine bestimmte Theorie, welche die Muskeln wie geladene Flaschen ansieht. — Unbestimmt drückt sich der Vf. aus, wenn er sagt, dass beym Galvanisiren der Nerven und Muskelfasern mit einem Fossile erkannt werde, ob es Kohlenstoff unter seinen Bestandtheilen habe. Nur der freye, mit dem Fossile gleichsam nur gemengte, nicht gemischte, Kohlenstoff wird dadurch erkannt. Der kohlensaure Kalk enthält auch Kohlenstoff, aber im gebundenen Zustande, und ist daher kein wirksamer Excitator des Galvanismus. Bey Entwickelung der Gründe für *Creve's* Vorschlag, den Galvanismus im Scheintode anzuwenden, finden wir folgende Stelle: Reizbarkeit und das von ihr abhängige Vermögen, aus eigener Thätigkeit Functionen im organischen Körper hervorzubringen — die Erregbarkeit — sind die Bedingungen des menschlichen Lebens! Hierin finden wir einen wahren logischen Widerspruch. Was aus eigener Thätigkeit wirket, ist kein blosses Vermögen, kann auch nicht von etwas anderm abhängig seyn. Was ferner die Functionen im organischen Körper aus eigener Thätigkeit hervorbringt, ist keine blosse Bedingung, sondern unmittelbare nächste Ursache des Lebens. Nach einer Stelle im 4ten Hefte soll die Erregbarkeit mit der Energie des Subjects im umgekehrten Verhältnisse stehen. Dieser Erklärung nach ist die Erregbarkeit identisch mit Reizbarkeit, und der Vf. verfällt folglich in Widerspruch mit sich selbst. —

Das *zweyte* Heft beginnt mit *Volta's* wichtiger Entdeckung der Verstärkung des Galvanismus, und dann werden nach der Reihe die Versuche der Engländer und Deutschen mit der verstärkten Elektricität erzählt. Auch hier stiessen wir auf mehrere Stellen, wo der Vf. billig einige Kritik hätte anbringen und sich mit mehrerer Bestimmtheit ausdrücken sollen. Unter den Experimenten sind einige dem Vf. eigenthümliche und sehr gut gewählte. Auch er bemerkte die Ungleichförmigkeit der Silber-Zinksäule in ihrer Wirkung. Die meisten Verschiedenheiten zwischen dem Galvanismus und der Elektricität, die der Vf. anführt, sind nur scheinbar, und verschwinden bey einer gründlichern Untersuchung. Die angegebene Verschiedenheit, dass das galvanische Agens das Wasser zersetze, oder doch die Erzeugung von zweyerley Luftarten bewirke, welches bey der Elektricität nicht wahrgenommen werde, stehet selbst mit Thatsachen, die lange vor der Entdeckung des Galvanismus schon bekannt waren, im Widerspruche. Nur die Art der Zersetzung des Wassers durch den Galvanismus an von einander getrennten Stellen schien abweichend; aber auch diese Verschiedenheit ist bekanntlich durch neuere Versuche verschwunden. Unter den nützlichen Anwendungen findet man hier eine ausführliche Nachricht von *Grapengiessers* Versuchen mit dem Galvanismus in verschiedenen Krankheiten, mit den nöthigen Kupfern.

Im *dritten* Hefte fängt der Vf. mit den unvollständigen und nachher vielseitig berichtigten Funkenversuchen *Gilbert's* an, und schreibt noch die Fabel von galvanischen sichtbaren, und unsichtbaren! elektrischen Funken nach. Einige ganz unbedeutende Versuche, z. B. die des Prof. *Grimm* in Breslau, werden hier mit derselben Ausführlichkeit wie die wichtigsten erzählt. Die Erzählung von den Versuchen *Ritters*, über Anziehung und Abstossung, Vertheilung und Mittheilung des Galvanismus, hätte billig auch kürzer gefasst werden müssen. Wasserbley nennt der Vf. in der Parenthese unrichtig Molybden-Metall, da es geschwefeltes Molybden ist. Unter der Rubrik: *Nützliche Anwendung des Galvanismus*, beschreibt der Vf. ausführlicher seine nachahmungswürdige Verfahrungsart in Anwendung des Galvanismus zur Heilung von Krankheiten. Im *vierten* Hefte endigt die Geschichte mit *Davy's* Versuchen über den Einfluss der Oxydation auf die Wirkung der Säule. Man sieht, dass der Vf., trotz der vier bereits erschienenen Hefte, noch sehr zurück ist. Es gereicht ihm zum Vorwurfe, dass in dem 4ten Hefte, das 1803. herauskam, von so vielen wichtigen Versuchen, die schon im J. 1801. bekannt waren, gar keine Erwähnung geschehen ist. Insbesondere sind die für die Theorie so entscheidenden Versuche *Volta's*, welche er in seinen beiden Abhandlungen bekannt gemacht hat, ganz mit Stillschweigen übergangen, und eben so wenig *Volta's* Theorie, besonders in ihrer neuen Gestalt, die sie durch die Entdeckung der Säule erhalten hat, vorgetragen.

tragen. Wir vermiſſen ferner eine Erwähnung von den für die Theorie nicht ganz unwichtigen Verſuchen der Franzoſen, eines *Deſormes*, *Biot* u. a., beſonders von den Verſuchen über die Verſchiedenheit der Wirkung von Metallplatten von verſchiedenem Durchmeſſer. Endlich iſt der Stil gröſstentheils vernachläſſigt, und es haben ſich hie und da ganz undeutſche oder unpaſſende Wörter, z. B. Krämpfungen, Reizhaftigkeit, Anrichtung ſt. Vorrichtung, Concuſſion ſt. Erſchütterung, auf Inſeln ſtellen ſt. iſoliren, Mühung, ſt. Bemühung u. ſ. w. eingeſchlichen.

Wien, b. Camesina: *Ueber die therapeutiſche Indication und den Techniciſmus der galvaniſchen Operation.* Von *Ph. Fr. Walther.* Mit drey tabellariſchen Kupfertafeln. VIII. u. 278 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift hat laut der Vorrede vorzüglich zur Abſicht ein Beyſpiel einer naturphiloſophiſchen Bearbeitung eines ärztlichen Gegenſtandes zur öffentlichen Beurtheilung aufzuſtellen. Er meynt, daſs die naturphiloſophiſche Bearbeitung der Heilkunde nur durch kritiſch bearbeitete Monographieen und durch ins Detail fortgeſetzte Ausführung der Principien der allgemeinen Therapie zu Stande gebracht werden könne. Aber gerade an dieſem Unternehmen möchte die Naturphiloſophie ſcheitern, und das Willkührliche und Chimäriſche ihrer Behauptungen am deutlichſten erhellen, ſobald man eine Anwendung davon auf concrete Fälle macht, oder da, wo ſie mit der Erfahrung zuſammentrifft, dieſe ſelbſt als urſprüngliche Quelle einzelner Sätze derſelben ſich deutlich nachweiſen laſſen. Es iſt hier nicht der Ort, die allgemeinen Principien dieſer Naturphiloſophie zu prüfen; dazu giebt uns die vorliegende Schrift zu wenige Data, da ſie mehrere Sätze derſelben nur als Lehrſätze ohne allen Beweis aufſtellt, und gleichſam ſchlechthin ausſpricht. Indeſſen wird es uns in der nähern Angabe des Inhalts dieſer Schrift, welche dieſelbe in jeder Hinſicht verdient, da ſie ſich eben ſo ſehr durch neue wichtige Beobachtungen, wie durch originelle Anſichten und ſcharfſinnige glückliche Zuſammenſtellungen auszeichnet, nicht an Gelegenheit fehlen, deutlich zu zeigen, daſs der Vf. ſeiner Schule nicht immer treu bleiben konnte, und mehr als einmal in der Erklärung der Erſcheinungen auf den niedrigern Standpunkt unſerer empiriſchen Erklärungsgründe gerieth, und mit ſeinen naturphiloſophiſchen Sätzen ſelbſt ſich in Widerſpruch verwickelte.

Das *erſte* Kapitel handelt *über den therapeutiſchen Indifferentiſmus.* Darunter verſteht er die durch das miſsverſtandene Erregungsſyſtem, das, wie er treffend ſich ausdrückt, „alle Krankheiten als völlig charakterlos unter einigen allgemeinen Rubriken zuſammenfaſste, und ſie nur durch Gradual-Unterſchiede und zufällige Formen abſonderte", in die Therapie eingeführte Monotonie in der Auswahl der Arzneymittel, welche, ſo wie die Noſologie, von der ſie eine Folgerung war, nunmehr durch die naturphiloſophiſche Conſtruction des Begriffs der Erregung in ihrer ganzen Unhaltbarkeit dargeſtellt ſey. Ihm ſind, nach *Schelling*, die Factoren der Erregung Senſibilität, Irritabilität und Bildungstrieb, und darnach conſtruirt er denn auch den Begriff von Krankheit und den Hauptmodificationen derſelben, worin er mit den Reſultaten deſſen, was die Induction über die allgemeinſten Krankheitsformen, ſo wie über die Hauptmodificationen der Lebenskraft aufſtellt, glücklich zuſammentrifft.

Das *zweyte* Kapitel hat das Verhältniſs des *Galvaniſmus zum Erregungsproceſs der organiſchen Natur, und ein darauf gegründetes Regulativ zur therapeutiſchen Anwendung deſſelben zum Gegenſtand.* Hier beginnt der Vf. mit der naturphiloſophiſchen Conſtruction des Galvaniſmus, deſſen Schema Triplicität ſey, wodurch zu der ſich durchaus bleibend erhaltenden Dualität der Natur, ſo wie ſie ſich noch im chemiſchen Proceſſe äuſsert, ein Drittes hinzukomme, das verhindere, daſs die Productivität nicht im Producte erlöſche, und wodurch alſo auch der Galvaniſmus das Schema des Erregungsactes, nämlich eben das ſey, was die beſtändige Erneuung deſſelben im Widerſtreite entgegengeſetzter Factoren erzwinge. Durch den Galvaniſmus werde ſonach die Vitalität zur höhern Stufe der Senſibilität geſteigert, indem durch ihn das dritte Poſitive, welches den abſoluten Uebergang der Productivität ins Product continuirlich hemmt, in den Lebensproceſs eingeführt werde; er werde zum Senſibilitäts-Proceſſe, ſobald er in den Mittelpunkt der organiſchen Sphäre eingedrungen iſt, was ſich auch bildlich in der merkwürdigen Erſcheinung nachweiſen laſſe, daſs das ſogenannte galvaniſche Agens ſogleich bey ſeinem Eintritte in die organiſche Sphäre den Nerven als ſeinen beſten Conductoren folge!! Rec. muſs aufrichtig geſtehen, daſs ihm dieſe Sätze kaum mehr als bloſse ſchönklingende Worte zu ſeyn ſcheinen, mit denen der Vf. wohl ſelbſt ſchwerlich einen klaren Sinn verbunden hat, die zwar baare Naturphiloſophie ſeyn mögen, aber wahrlich keine Philoſophie über die Natur ſind, und die in der Erfahrung ſelbſt nirgends ein reelles Fundament haben. Iſt die vermeyntliche Triplicität, welche das Schema des Galvaniſmus ſeyn ſoll, auch in der Fundamental-Erſcheinung der Elektricitäts Erregung bey wechſelſeitiger Berührung bloſs zweyer Metalle nachzuweiſen, und läſst ſich hernach noch eine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen dem Schema des Galvaniſmus und der Elektricität behaupten? Iſt ferner nicht der Galvaniſmus das thätigſte Beförderungsmittel chemiſcher Proceſſe, und kann man ſonach noch behaupten, daſs der Galvaniſmus verhindere, daſs ſich die chemiſchen Qualitäten nicht nach kurzem Spiele der Wechſelanziehung im gemeinſchaftlichen Producte verlieren. Wie ſtimmt auch mit dieſer Behauptung eine vom Vf. ſelbſt gemachte und weiter unten angeführte Beobachtung überein, daſs die Fäulniſs eines eben geſtorbenen und vom Vf. als ſcheintodt angeſehenen menſchlichen Körpers durch den Galvaniſmus ganz ungemein beſchleuniget wurde? Wie läſst ſich endlich der Satz, daſs der Galvaniſmus in der organiſchen Sphäre zum

Senſi-

Senſibilitätsproceſſe werde, wodurch folglich eine Erhöhung der Senſibilität geſetzt wird, mit einer nachfolgenden Aeuſserung des Vfs. vereinigen, nämlich daſs in Amavroſis, welche auf indirecter Aſthenie beruhet, die ohnehin ſchon unter den normalen Grad herabgeſunkene Erregbarkeit des Seh-Organs durch die Anwendung eines ſo flüchtigen Reizmittels noch mehr gemindert, und zuletzt ganz erſchöpft werden ſolle.

Das Reſultat der nach Principien und Ideen der Naturphiloſophie in dem Geiſte, wie er durch das Wenige, was Rec. als Beyſpiel ausgehoben hat, hinlänglich charakteriſirt iſt, durchgeführte Unterſuchung iſt endlich folgende Maxime für die therapevtiſche Anwendung des Galvaniſmus: „Die galvaniſche Operation iſt indicirt in dem durch Schwäche der Lebensfunction ſich äuſsernden Krankheitszuſtande, wo das dritte vermittelnde Poſitive in der Kette vitaler Actionen mangelt, und die Differenz in Indifferenz überzugehen drohet.“ Eine Maxime, die wenigſtens nicht alle Fälle unter ſich begreift, da der Vf. auch in dem entgegengeſetzten Krankheitszuſtande den Galvaniſmus unter gewiſſen nähern Beſtimmungen für angezeigt erklärt, wie weiter unten erhellen wird.

Im *dritten* Kap. unterſucht der Vf., ob eine nähere Indication von der directen oder indirecten Entſtehungsart der Aſthenie, von der allgemeinen oder örtlichen Beſchaffenheit der Krankheiten hergenommen werden könne, was endlich von dem Galvaniſmus zu denken ſey, und macht einige berichtigende Bemerkungen zu den von *Grapengieſser* aufgeſtellten Grundſätzen über dieſe Gegenſtände. Unter andern zeigt er durch eine auffallende Erfahrung an einer Leiche, bey welcher die Stirn und Hinterhauptsgegend von den beiden Polen der Säule bewaffnet wurden, und er deſſen ungeachtet bey Berührung des einen Zuleiters und irgend einer beliebigen Stelle des Körpers ein ſchmerzhaftes Brennen und ſelbſt im Augenblicke des Contacts eine Erſchütterung empfand, daſs nicht bloſs die von der Directionslinie des Galvaniſmus zunächſt durchſchnittenen, ſondern alle Provinzen des thieriſchen Körpers als in der galvaniſchen Kette begriffen gedacht werden müſſen, und daſs ſchon aus dieſem Grunde an einer heilſamen Anwendung des Galvaniſmus auch in allgemeinen Krankheiten nicht zu zweifeln ſey.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Zigeuner im Herodot*, oder *neue Aufſchlüſſe über die ältere Zigeuner-Geſchichte aus griechiſchen Schriftſtellern*, von D. *Joh. Gottfr. Haſſe*. 1803. 46 S. 8. (4 gr.) — Hr. *H.*, deſſen eigene Art von Geſchichtsforſchung hinlänglich bekannt iſt, läugnet in dieſer mit Beleſenheit und Scharfſinn entworfenen Schrift die gewöhnliche Annahme, daſs die Zigeuner erſt zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in Europa eingewandert, und daſs ſie aus Aegypten gekommen ſind. Seine Gründe gegen die letztere Behauptung ſind wichtig genug; ſie ſtützen ſich auf die verſchiedene Farbe, Lebensart und Sprache, auf das gänzliche Stillſchweigen aller Schriftſteller über die vorgebliche Wanderung, und darauf, daſs in Aegypten ſo gut wie bey uns Zigeuner leben und als Fremdlinge erkannt werden. Wenn ſie ſich ſelbſt Aegyptier nennen; ſo beweiſe dieſs für die Hypotheſe nichts, weil ein wirklicher Aegyptier dieſen nur unter Europäern bekannten Namen nicht kennen, ſondern das Land, aus dem er gekommen ſey, Meſr nennen würde. Dieſer Theil von Widerlegung hat alſo viel für ſich, deſto weniger aber die eigne von dem Vf. aufgefundene uralte Spur von den Zigeunern in Ungern; ob er ſich gleich wundert, daſs noch kein Gelehrter ſeit ſo langer Zeit den glücklichen Fund gemacht habe, welchen wir hier aus den Händen des Hn. *H.* empfangen. Die Zigeuner ſind die *Sigynae* Herodots (V. 9.). Für dieſe Annahme ſpricht, auſser der auffallenden Aehnlichkeit des Namens, der Wohnplatz nördlich über Thracien am nördlichen Ufer der Donau, ſie ſind Meder, folglich Orientaler, und ihre Kleidung iſt mediſch, das heiſst prächtig; ſo wie der Zigeuner noch immer Putz und Pracht liebt, wenn er ſie haben kann. Herodot nennt ſie nur Leute, Geſindel; ſie wohnen unter den dortigen Einwohnern, legen ſich auf Viehzucht und ſind halbe Nomaden. „Siehe da ſpuken unſere jetzigen Zigeuner.“ — Die Sigynae treiben offenbar Pferdezucht, wiſſen ſchlechte Pferde dickhaarig und anſehnlich zu machen, und ſchwatzen ſie den dortigen Einwohnern zum Fahren auf, wenn ſie auch zum Reiten nicht brauchbar ſind. Dieſs iſt noch jetzt die liebſte Beſchäftigung der Zigeuner. So weit Hr. *H.*; und die Zuſammenſtimmung des alten Volks mit dem heutigen iſt nach dieſer Darſtellung ſo offenbar und auffallend, daſs ſich kaum ein Zweifel gegen die Identität regen darf. Aber man nehme Herodots Stelle ſelbſt zur Hand und wundere ſich, wie Hr. *H.* dieſs alles aus ihr heraus finden konnte. Er ſagt: was es jenſeit dieſer Gegend gegen Norden für Menſchen gebe, weiſs niemand mit Sicherheit zu ſagen; die Striche jenſeit des Iſters ſcheinen menſchenlos zu ſeyn. Nur von einer Menſchengattung Namens Sigynae habe ich etwas erfahren können. Sie tragen mediſche Kleidung, haben Pferde mit langen Zotten am ganzen Körper, welche ſo klein ſind, daſs ſie keine Menſchen tragen können, äuſserſt ſchnell aber, wenn man ſie an Wagen ſpannt; deswegen bedienen ſich die Einwohner des Fuhrwerks. Sie reichen bis an die Gränzen der Eneter und geben ſich für Abkömmlinge der Meder aus u. ſ. w. — Der Himmel mag nun wiſſen, wie aus dieſen Angaben Hr. *H.* die prächtige Kleidung, das Geſindel, die Viehzucht und das Dickhaarigmachen der Pferde zum Betrug für die übrigen Einwohner findet, da nach Herodot das Land auſser den Sigynae keine Bewohner hatte. Aber die Spur iſt nun einmal vorhanden, Hr. *H.* verfolgt ſie alſo durch das ganze Alterthum. Strabo nennt Siginnen am Kaukaſus, mit offenbarer Rückſicht auf Herodots angeführte Stelle; alſo ſind es die Zigeuner, die er nur an eine unrechte Stelle bringt. Ptolemäus nennt unter den daciſchen Völkerſchaften Cingeſen und Sinſier; der orphiſche Dichter hat Sigymner am Araxes und Phaſis. Aus allen dieſen Stellen leuchten den Augen des Vfs., aber auch wohl nur den ſeinigen, die Zigeuner entgegen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Februar 1804.

PHYSIK.

WIEN, b. Camesina: *Ueber die therapevtiſche Indication und den Technicismus der galvaniſchen Operation.* Von *Ph. Fr. Walther.*

(*Beſchluſs der in Num. 35. abgebrochenen Recenſion.*)

Viertes Kapitel. *Conſtruction und Antipolarität der Voltaiſchen Säule. Deduction therapevtiſcher Maximen aus dem Principe derſelben.* Die Formel, nach welcher hier der Vf. ſeine Säule conſtruirt, iſt, wie genauere elektrometriſche Verſuche bewieſen haben, nicht die richtige. Nur diejenigen Metalle, die mit einander in unmittelbarer Berührung ſind, determiniren die elementariſche Wirkung, deren Summe in der Voltaiſchen Säule = der Summe der nach einem Schema zuſammengeſetzten Plattenpaare iſt. Die untere Kupfer- und die obere Zinkplatte in der vom Vf. angegebenen Säule, die bloſs mit Feuchtigkeit in Berührung ſind, ſind daher überflüſſig, und dieſe Säule hat in der That nur zwey, und nicht drey, wirkſame Ketten; wie der Vf. durch jeden Verſuch mit dem Condenſator und einem genauen Elektrometer ſich wird belehren können.

Treffend ſetzt der Vf. ſchon hier die verſchiedene Wirkungsart der beiden Pole auf den menſchlichen Körper und ſeine verſchiedenen Syſteme aus einander, und die ſcharfſinnigen Folgerungen, die er daraus für die therapevtiſche Anwendung bald des einen, bald des andern Pols zieht, machen das ausgezeichnetſte Verdienſt dieſer Schrift aus, wodurch ſie einen weſentlichen Vorzug vor allen bis jetzt über die mediciniſche Anwendung des Galvanismus erſchienenen Schriften und einzelnen Abhandlungen erhält, von denen keine dieſen Unterſchied nach ſeiner ganzen Wichtigkeit gehörig berückſichtiget hat. Die verſchiedene Wirkung der zwey Pole auf exulcerirte Stellen machte den Vf. zuerſt aufmerkſamer auf dieſe Verſchiedenheit. Der Zinkpol brachte Coagulation der Lymphe in langziehbare Farben hervor, und verwandelte die blaue livide Farbe in eine ſchön hochrothe. Der Kupferpol brachte keine dieſer Erſcheinungen hervor. Der eine Pol bewirket deutlich einen Oxydations-, der andere einen Desoxydations-Proceſs. Da nun die Heilanzeige, die organiſche Materie einem Oxydationsproceſſe zu unterwerfen, gerade der Heilanzeige entgegengeſetzt iſt, in derſelben den Desoxydationsproceſs zu beleben, und umgekehrt: ſo ſieht man ſchon daraus deutlich, daſs es nicht gleichgültig ſeyn kann, mit welchem von beiden Polen man die afficirten Stellen in Krankheiten einzelner Organe bewaffnet, und der Vf. ſetzt in der Folge noch näher die beſtimmtern Indicationen zur Anwendung des einen oder andern Pols feſt. Uebrigens iſt es nicht wohl zu billigen, daſs der Vf. die gangbaren und allgemein verſtändlichen Benennungen der Pole gerade umkehrt, und einer bloſsen Theorie der Wirkungsart auf den Körper zufolge, die doch weit entfernt iſt, als eine ausgemachte Wahrheit gelten zu können, den Zinkpol oder elektriſch-poſitiven Pol, den negativen, und den Kupfer- oder elektriſch-negativen Pol den poſitiven nennt. Der Vf. leitet aus der in dieſem Kapitel aufgeſtellten Anſicht der Pole im Allgemeinen folgendes therapevtiſches Regulativ ab: „Der Indication, die organiſche Materie einem Desoxydationsproceſſe zu unterwerfen, entſpricht der poſitive Pol; die ihr entgegengeſetzte aber, welche auf Erregung des Oxydationsproceſſes gerichtet iſt, wird durch das Polariſiren erreicht.“ So lehr Rec. auch überzeugt iſt, daſs dieſe Heilanzeigen eine groſse praktiſche Bedeutung haben, und daſs in dem ganzen Heilungsproceſſe ſich eine durchgängige Verſchiedenheit, wie die angezeigte nachweiſen laſſe: ſo ſieht er doch nicht recht ein, wie ſich aus der oben vom Vf. aufgeſtellten Conſtruction des Galvanismus dergleichen chemiſche Indicationen ableiten laſſen; man begreift nicht, wie die Factoren des Galvanismus, der in der organiſchen Sphäre ſich ganz zum Senſibilitätsproceſſe umbilden, der als das dritte Poſitive zwiſchen die entgegengeſetzten negativen Factoren eintreten und ihre Ausgleichung continuirlich hindern ſoll, in dieſe zwey entgegengeſetzte Tendenzen ſelbſt ſich ſpaltet, und man überzeugt ſich hier an einem neuen Beyſpiele, wie wenig die naturphiloſophiſche Bearbeitung der Medicin durch eine ins Detail fortgeſetzte Ausführung der Principien der allgemeinen Therapie zu Stande gebracht werden könne.

Im *fünften* Kapitel handelt der Vf. *von der galvaniſchen Ueberreizung, ihren Erſcheinungen, Prophylaxes und Kur.* Als Zeichen der galvaniſchen Ueberreizung giebt der Vf. vorzüglich Schwindel, in höherem Grade Erbrechen, Convulſionen und Zitterungen der Muskeln ſelbſt bey geſchloſſener Kette oder nach dem Aufhören des Galvaniſirens an. Beyläufig unterſucht auch der Vf. hier die Einwirkung des Galvanismus auf das Gefäſsſyſtem. Er bemerkt, womit auch des Rec. Erfahrungen ganz übereinſtimmen, daſs der Galvanismus auf das Herz und die groſsen Gefäſse nicht merklich einwirke, daſs nur das Haargefäſs-Syſtem von ihm einigermaſsen afficirt werde; daſs aber in dieſer Hinſicht eine merkliche Verſchiedenheit zwi-

schen beiden Polen Statt finde, indem der Zinkpol (der negative des Vfs.) deutlich vermehrte Thätigkeit in dem Haargefäfs-Syfteme, verftärkte Abfonderung, Röthe der damit bewaffneten Hautftellen u. f. w. hervorbringe, während der Kupferpol gerade das Gegentheil bewirke, aufgetriebenen Gefäfsen die Gefchwulft benehme, die Abfonderungen vermindere.

Sechstes Kapitel. *Anwendung des Galvanifmus bey Krankheiten von exaltirter Senfibilität* (erhöheter Reizbarkeit). Rec. übergeht die naturphilofophifche Conftruction des Senfibilitätsproceffes, fo wie der Krankheiten von erhöhter Senfibilität, und bemerkt nur, dafs der Vf. für folche Krankheiten nur das negative (das elektrifch-pofitive, oxydirende) Polarifiren für angezeigt hält, und die Regel giebt, dafs man, um einen Theil negativ zu polarifiren, den Zinkpol fo nahe als möglich an den Urfprung der Nerven des an erhöheter Senfibilität leidenden Organs bringen müffe, welchen Urfprung er in die gemeinhin für das Ende angenommene peripherifche Ausbreitung den Nerven fetzt. Bey epileptifchen bezeichne der Entftehungspunkt der aufftei genden Aura die tauglichfte Stelle zur negativen Armatur, und zwar foll der Galvanismus, im Augenblicke des Anfalls angewandt, in einigen Fällen denfelben fogleich zum Schweigen gebracht haben. Bey allgemeinen convulfivifchen Krankheiten empfiehlt er das negative Armiren des Pferdefchweifes, und das pofitive des Austritts des Rückenmarks aus der Schedelhöhle.

Siebentes Kapitel. *Anwendung des Galvanifmus bey Krankheiten von deprimirter Senfibilität, a) bey der nervöfen Apoplexie.* In diefer Krankheit räth der Vf. den negativen Pol auf die befeuchtete Stirngegend, den pofitiven aber auf das Hinterhaupt nahe bey dem Austritte des verlängerten Marks aus der Schedelhöhle anzubringen. Ein Paar merkwürdige Beobachtungen find hier angeführt, welche zu beweifen fcheinen, dafs durch das Galvanifiren die Empfänglichkeit für Anfteckungsftoffe, namentlich für das Contagium des Hofpitalfiebers, vermehrt werde.

Achtes Kap. *Fortfetzung. b) Anwendung des Galvanifmus bey dem geftörten Gemüthe (Perturbatio mentis); c) bey dem Scheintode.* Der Vf. will nach einer nicht zu lange fortgefetzten Armirung feiner Stirngegend durch die Conductoren einer Voltaifchen Säule von mäfsiger Höhe fich jedesmal merklich erheitert und einzelne Gemüthskräfte höher gefteigert gefühlt haben. Es möchte daher der Galvanifmus bey Melancholifchen mit Nutzen angewandt werden können. Durch *Gall's* Theorie geleitet, will der Vf. auch einzelne Gehirnftellen durch pofitives Polarifiren ihrer Schedelabdrücke zu gröfserer Energie innerer Thätigkeit fteigern, und umgekehrt die abnorm-grofse Extenfität der Verrichtungen anderer Hirnftellen durch negatives Polarifiren befchränken, und dadurch das normale Gleichgewicht zwifchen den einzelnen Functionen beftimmter Gehirntheile wieder herftellen. Im Anhange find einige glückliche Kuren von Gemüthskrankheiten durch den Galvanifmus angeführt, und gewifs verdient die Sache alle Aufmerkfamkeit, da auch bereits andere, wie z. B. *Aldini*, *Roffi*, ähnliche glückliche Erfahrungen in dergleichen Fällen gemacht haben. Bey Gelegenheit der Anwendung des Galvanifmus im Scheintode, wo oft alles auf fchnelle Hülfe ankömmt, befchreibt der Vf. eine zweckmäfsige Einrichtung einer Säule, die fchnell in Gebrauch gefetzt werden kann, indem man fie mit einer Salmiak-Auflöfung übergiefst, und dann aufsen abtrocknet. Zwifchen den Metallplatten finden fich nämlich Scheiben von Fliefspapier, welche die Feuchtigkeit fchnell einfaugen.

Neuntes Kap. *Fortfetzung, d) Anwendung des Galvanifmus bey der Amavrofis.* Bey Amavrofis von indirecter Schwäche widerräth der Vf. die Säule und Stofserfchütterungen, findet dagegen die Unterhaltung einer erhöheten Lichttemperatur durch Bewaffnung des Auges mit Kupfer oder Silber und der Zunge mit Zink zuträglicher. Aber gerade bey diefer Bewaffnungsart hat man keine erhöhete, fondern eine verminderte Lichttemperatur. Es wird finfterer im Auge. Der Vf. bemerkte beftändig nach dem Galvanifiren der Augen Verengerung des Sehlochs. Er leitet diefs von dem Antagonifmus zwifchen dem irritabeln und fenfibeln Syfteme her. Der gereizte Zuftand der Netzhaut habe gleichfam eine Depreffion der Reizbarkeit der Iris zur Folge. Ohne Zweifel würde in diefer Hinficht ein grofser Unterfchied ftattfinden, ob das Auge mit dem negativen oder pofitiven Pole galvanifirt, ob die Lichttemperatur erhöht oder vermindert würde. Davon erwähnt der Vf. nichts. Die Wirkfamkeit einer Säule, deren Vehikel Salmiak-Auflöfung ift, foll, nachdem fie einige Stunden geftanden hat, fehr erhöht werden. Rec. fand im Gegentheil folche Säulen nur in der erften halben Stunde in hohem Grade wirkfam, aber dann fehr fchnell wieder an Wirkfamkeit abnehmend. In einem Falle beobachtete der Vf. während des Galvanifirens jedesmal oscillirende Bewegungen der Regenbogenhaut.

Zehntes Kap. *e) Anwendung des Galvanifmus bey Taubheit und Schwerhörigkeit.* Der Vf. bemerkt hier richtig, es gebe auch eine Taubheit mit erhöheter Senfibilität, welche fich vorzüglich durch Ohrenfaufen charakterifire, und der Amavrofis mit feurigen Augentäufchungen zu vergleichen fey. In diefem Fall fey das negative Polarifiren, in der Taubheit hingegen, welche einen entgegengefetzten nervöfen Charakter habe, das pofitive anzurathen. Er widerräth ganz in einer und derfelben Gattung von Taubheit den Leitungsdrath von dem einen Pole in den einen Gehörgang, und vom andern Pole in den andern Gehörgang zu bringen, fondern je nachdem negativ oder pofitiv polarifirt werden foll, foll man durch Bifurcation des angezeigten Poles und Verbindung des andern Pols mit dem Warzenfortfatze galvanifiren. Es find indeffen Erfahrungen von Dr. *Bremfer* hier angeführt, welche beweifen, dafs auch bey Bewaffnung des einen Ohrs mit dem einen, des andern Ohrs mit dem andern Pole die Gehörfähigkeit in beiden Ohren erhöhet wurde, womit auch des Rec. Erfahrungen übereinftimmen.

Eilf-

Eilftes Kap. *Anwendung des Galvanismus in Krankheiten von aufgehobener Syntheſe des Irritationsproceſſes.* In Lähmungen der organiſchen ſo wie der willkührlichen Muskeln empfiehlt der Vf. vorzüglich die Armirung des Rückenſtranges, der eine groſse galvaniſche Reizempfindlichkeit beſitzen ſoll. Beſonders ſoll die Wirkſamkeit der poſitiven Armatur des Rückenmarkes bey ſeinem Austritte aus der Schedelhöhle ſo groſs ſeyn, daſs ſie ſich beynahe über alle Sinnorgane verbreitet, ſo daſs Feuerflammen von der Hinterhauptsgegend her gegen beide Schläfe zu ſich kreuzen, und in dem Gaumen und auf der Zunge zugleich der eigenthümliche ekle metalliſche Geſchmack empfunden wird. Bey Lähmungen der obern ſo wie der untern Gliedmaaſsen muſs der poſitive Pol (der negativ-elektriſche) am Anfangspunkte der Nerven (dem anatomiſchen Endpunkte), alſo am Kniegelenke, oder auf der Hand, der negative Pol am Endpunkte, dem Kreuzbein oder in der Achſelhöhle angebracht werden. Drey glückliche Fälle von geheilter Lähmung der obern und untern Gliedmaaſsen werden angeführt.

Zwölftes Kap. *Anwendung des Galvanismus in Krankheiten von Pſeudo-Productivität. a) Bey Verhärtungen nach Entzündungen; b) bey veralteten Geſchwüren.* Eine nachgebliebene Verhärtung von einem veneriſchen Bubo, deſſen Eiterung verhindert wurde, wurde durch das poſitive Galvaniſiren der Verhärtung ſelbſt, während der negative Pol auf die innere Fläche des Schenkels aufgeſetzt wurde, gehoben. Gleichfalls wich eine nach unvernünftiger Mercurialbehandlung entſtandene Geſchwulſt und Verhärtung der Parotis dem Galvaniſiren. Ein veraltetes fauliges Fuſsgeſchwür, das ſchon viele Jahre hindurch vergebens mit Metall-Oxyden behandelt worden war, beſſerte ſich auf den Gebrauch des Galvanismus auffallend. Der poſitive Pol wurde in das warme Waſſer, in das der Fuſs geſtellt wurde, geleitet.

Dreyzehntes Kap. *Fortſetzung: c) Anwendung des Galvanismus in Hautkrankheiten; d) bey Geſchwülſten lymphatiſcher Drüſen.* Ein ſchlimmer Herpes wurde durch das Galvaniſiren geheilt. In weiſser Geſchwulſt bey einem ſkrophulöſen Knaben zeigte ſich der Galvanismus ungemein wohlthätig. Der Kupferpol wurde auf die obere Seite der Knieſcheibe, der Zinkpol aber in die Kniehöhle ſelbſt geleitet.

Vierzehntes Kap. *Fortſetzung. e) Anwendung des Galvanismus bey der Arthritis; f) bey Verſtopfungen von Abdominaleingeweiden; g) bey Knochenkrankheiten.* Arthritiſche Schmerzen wurden in zweyen Fällen durch den Galvanismus gehoben. In dem einen Falle war mit Schmerzen in der ſehnigen Schedelhaube und den Geſichtsmuskeln der rechten Seite auch noch Sauſen und Taubheit des rechten Ohrs und arthritiſche Entzündung des rechten Auges verbunden. In ſyphilitiſchen Schmerzen zeigte ſich der Galvanismus ganz unwirkſam. Knochen, beſonders fiſtulöſe Knochen, bewieſen ſich als ſehr gute Leiter des Galvanismus. Da, wo ſie ſich in der Kette befanden, wurden daher die an ihnen befindlichen Muskeln nicht merklich erſchüttert.

Angehängt ſind drey Tabellen. Die erſte giebt eine Ueberſicht von den im Wiener Taubſtummen-Inſtitute vom 12. März bis 1. Aug. gemachten galvaniſchen Heilungsverſuchen; die zweyte und dritte eine Ueberſicht mehrerer vom Vf. ſelbſt angeſtellten Experimente. Den Beſchluſs macht eine Erklärung der Kupfer.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Böſe: *Vollſtändige Anweiſung zur therapeutiſchen Anwendung des Galvanismus.* Nebſt einer Geſchichte dieſes Heilmittels in Hinſicht auf die mediciniſche Anwendung vom erſten Urſprunge der Entdeckung bis auf die neueſten Zeiten, für Aerzte und Wundärzte, und alle, die ſich über dieſen Gegenſtand näher unterrichten wollen. Mit vielen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen herausg. von *Franz Heinr. Martens*, der Arzney- u. Wundarzneykunſt Doctor, techniſchem Arzte zu Leipzig u. ſ. w. XVI. u. 336 S. gr. 8. 1803. (1 Rthlr. 4 gr.)

Hr. *M.* gehört zu jenen allezeit rüſtigen Büchermachern, vor deren handwerksmäſsig bearbeiteten Schriften die Kritik nicht genug warnen kann. Das Allbekannte und in ſo vielen Schriften längſt beſſer Abgehandelte findet man hier mit ekelhafter Weitſchweifigkeit in lange Perioden wieder ausgedehnt; dem Schlechten iſt überdieſs noch vorzugsweiſe in dieſer Compilation eine Stelle eingeräumt, meiſt mit Vorliebe aus unreinen Quellen geſchöpft, *Struve* und Conſorten als die wichtigſten Autoritäten fleiſsig citirt und benutzt, und ſelbſt der Geiſt der beſſern Schriften durch des Vfs. geiſtloſe Manier in Phlegma verwandelt. Rec. würde dieſe einer beſſern Belehrung beſtimmten Blätter zu entweihen glauben, wenn er ſich in einen ausführlichern Beweis dieſes Urtheils einlaſſen wollte. Um indeſſen dem Vf. zu zeigen, daſs wir die Recenſentenpflicht, ſeine Schrift ſorgfältig durchzugehen, ſo groſs auch die Aufopferung dabey war, wirklich treulich erfüllt haben, und um dem Leſer wenigſtens einen kleinen Geſchmack von dieſer wäſſerigen Koſt zu ſeiner eigenen Warnung beyzubringen, wollen wir aus den ſechs langweiligen Abtheilungen, nebſt Einleitung, in welche das ganze Werk zerfällt, wenigſtens einige der frappanteſten Stellen, ſo wie ſie uns unter dem Leſen aufgefallen ſind, ausheben.

Gleich ſeine Definition des Galvanismus „derſelbe ſey die Affection der Nerven und Muskeln, welche durch die Berührung zweyer heterogener mit einander und mit den Theilen des Organismus verbundenen Metalle hervorgebracht wird" iſt ein trefflicher Beleg ſeiner Logik. Von dieſer Affection der Nerven und Muskeln = Galvanismus werden im Verfolge der Schrift alle Erſcheinungen der Voltaiſchen Säule, Funken, Waſſerzerſetzung, Anziehungen, Abſtoſsungen u. ſ. w., in denen weder Nerven noch Muskeln mehr ins Spiel kommen, abgeleitet!

Digitized by Google

Mit

Mit den Polen der Voltaischen Säule gehen die sonderbarsten Verwechselungen vor, wonach man glauben sollte, der Vf. habe selbst nie Versuche damit angestellt. Er behält nämlich die falsche Benennung der Pole, die von einer ganz unrichtigen Ansicht der Säule ausgeht, bey, weil sie von *Schaub*, *Sprengel* und mehrern Aerzten in den jetzt allgemein bekannten Schriften aufgenommen sey! Was können aber solche Autoritäten gegen das richtige Princip der Benennung! Und wiegt nicht, um Autoritäten gegen Autoritäten zu stellen, die Autorität eines *Volta* oder *Ritter* dergleichen Autoritäten zur Genüge auf? Ist es überhaupt nicht verwerflich, die Pole nach so zufälligen Dingen, als die Art der Metalle ist, zu benennen, da man mit diesen Metallen auf die mannigfaltigste Weise abwechseln kann! warum nicht nach der elektrischen Polarität, die doch bleibend ist, in deren Bestimmung nie ein Irrthum stattfinden kann, und mit welcher die Polarität der Wirkung auf den menschlichen Körper stets parallel läuft? Indessen möchte es dem Vf. noch hingehen, den wahren Kupferpol Zinkpol, und den wahren Zinkpol Kupferpol, so wie den negativ-elektrischen Pol den positiven, wegen seiner, wie er meynt, stärkern Wirkung auf den Körper, genannt zu haben. Aber was muss man denken, wenn er in der Aufzählung der Empfindungen, welche durch die Einwirkung der Pole auf die verschiedenen Sinnorgane hervorgebracht werden, *Rittern* wörtlich abschreibt, und dabey vergisst, dass dieser die Pole in einem entgegengesetzten Sinne verstand; wenn er nun von seinem Kupferpole, der doch *Ritters* Zink- oder der elektrisch-positive Pol ist, einen alkalischen Geschmack, eine röthliche Lichterscheinung, ein Gefühl von Kälte entstehen lässt, da dieser Pol gerade die entgegengesetzten Phänomene, nemlich säuerlichten Geschmack, blauliche Licht-Erscheinung und Gefühl von Wärme hervorbringt!

S. 168. heisst es: „Wenn dem Leser der Ausdruck *Idiosynkrasie* unpassend scheint, so muss ich freylich selbst gewissermaßen die Unzweckmäßigkeit desselben eingestehen!!"

Von dem, was Elektricität ist, hat unser Vf. die wunderbarsten Begriffe, und wir begreifen nicht, wie ihm das elende Machwerk von *Struve* in der Elektricitätslehre die wichtigste Autorität seyn kann. *Ritters* Versuche mit dem *Cavallo*'schen Holundermark-Elektrometer sollen am Kupferpole wirklich negative Divergenz, am Zinkpole hingegen positive Annäherung gezeigt haben. Ist denn dem Vf. das erste Gesetz der Elektricität unbekannt, dass gleichartig elektrisirte Körper, es mag nun dieß durch positive oder negative Elektricität geschehen seyn, gleichmäßig divergiren, sich abstoßen? — Die Erschütterung bey der Entladung der in *VanMarum's* und *Pfaff's* Versuchen durch die Voltaische Säule geladenen elektrischen Batterie soll eben-so stark gewirkt haben, als eine Erschütterung mit der Säule selbst. Mit welcher Säule und in welchem Verhältniss der Zahl der Plattenpaare gegen die belegte Oberfläche der Batterie? Das Elektrometer soll sich eben so wirksam bey der Entladung dieser elektrischen Batterie als bey einer augenblicklichen Berührung der Säule selbst zeigen. Hier fehlt der Sinn überall. Denn bey der Entladung fällt gerade das Elektrometer zusammen. Und wollte man Ladung lesen, so würde man mit Recht fragen: bey welcher Ladung? durch die Elektrisirmaschine, oder durch die Säule? — In der Aufzählung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten des Galvanismus und der Elektricität schreibt Hr. *M.* wörtlich *Weber'n* nach, und lässt noch im J. 1803. als Verschiedenheit drucken, dass trockene Knochen, der luftleere Raum, die Lichtflamme Nichtleiter des Galvanismus, hingegen Leiter der Elektricität seyen! er schreibt *Weber'n* ohne Zusatz oder Berichtigung nach, dass in Hinsicht auf Fortleitung der Galvanismus nicht nur bey seinen Erschütterungen nicht den kürzesten Weg nehme, sondern überhaupt einem ganz andern Gesetze zu folgen scheine, und behauptet doch an einer andern Stelle S. 272. wieder, dass es ein bekanntes und für den Galvanismus durchaus gültiges Gesetz sey, dass derselbe überall den nächsten Weg bey Schliessung der Kette befolge. Ein ganz sonderbares Missverständniss findet sich S. 196. Es soll durch die Erfahrungen der neuern Physiker ausgemacht seyn, dass Platten, die einen grossen Durchmesser, z. B. von 5 — 6 Zoll, haben, weit stärkere Lichterscheinungen im Auge hervorbringen, als kleinere Platten, wenn jene gleich vor diesen in Ansehung der Stärke der Erschütterungen nichts voraus haben, und es frage sich somit, ob es vielleicht rathsamer wäre, sich solcher grossen Platten zur Anwendung des Galvanismus gegen Augenkrankheiten, und vorzüglich gegen den schwarzen Staar, zu bedienen. Hier verwechselt der Vf. die äussern Funken, welche von einem durch die grossen Platten begünstigten Verbrennungsprocess abhängen, mit den Lichterscheinungen im Auge selbst, deren Stärke allerdings mit der Stärke der Erschütterung parallel läuft.

Der eigenen Beobachtungen des Vfs. von Anwendung des Galvanismus in Krankheiten sind zwar 29 an der Zahl, im Ganzen aber sind sie sehr unbedeutend, und geben uns keine neue Belehrung, und die dem Vf. eigenthümliche Anwendung des Galvanismus zur Wiederherstellung eines gestopften Trippers möchte am wenigsten Nachahmung verdienen. Doch genug und zuviel schon von dieser verdienstlosen Compilation!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Februar 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Reise durch Oestreich und Italien*, von *J. J. Gerning*. *Erster* Theil 1802. 304 S. 8. *Zweyter* Th. 279 S. *Dritter* Th. 374 S. mit 3 Titelkupfern und 4 Vignetten. (4 Rthlr. 16 gr.)

Ein reichhaltiges mit Liebe geschriebenes Werk, das alle diejenigen mit Vergnügen lesen werden, die entweder selbst in Italien gewesen sind, oder wenigstens durch andere Werke einige Kenntnifs von dem Lande haben. Für den ganz Unvorbereiteten ist es nicht; auch war es wohl nicht die Absicht des Vfs., eine Beschreibung von Italien für solche Leser zu liefern, die durch dieses Werk bekannt damit werden wollen. Aber ein schöner Ueberblick ist es, eine angenehme Zusammenstellung einer grofsen Mannigfaltigkeit von Dingen, mit einer beständigen Rücksicht auf das, was Italien einst war. Wirklich scheint der Vf. oft mehr im Vergangenen als im Gegenwärtigen zu leben; und es ist nicht zu leugnen, dafs ein grofser Theil des Genusses, den der gebildete, und besonders der klassische Reisende in Italien findet, darin besteht, dafs er die Orte aufsucht, die seinem Geiste schönere Zeiten und vergangene Gröfse vergegenwärtigen. Diesen beständigen Rückblick findet man in dieser Reise mehr vielleicht, als in irgend einer, die seit vielen Jahren erschienen sind. Zwar suchte schon Addison alles Klassische auf; aber Hr. *G.* geht noch weiter, und verbreitet sich häufig auch über die schönen Zeiten des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Ueberall werden die grofsen Namen der Vergangenheit genannt, und auch die berühmtesten Gelehrten und Künstler der neuern Zeit angeführt. Alle Stellen der alten Schriftsteller, die irgend einen Theil von Italien malen, oder irgend eine Beziehung auf dieses Land haben, sind sorgfältig zusammengetragen, und werden in deutschen metrischen Uebersetzungen geliefert. Aber hier sey es uns erlaubt zu fragen, für welche Klasse von Lesern der Vf. diese Arbeit eigentlich unternommen hat? Doch nicht für den Ungelehrten, der keine klassische Erziehung erhalten hat? Dieser kann nie ein grofses Interesse oder einen erhabenen Genufs darin finden. Die Dichter, die er nie in der Ursprache las, sind ihm bis auf einen gewissen Grad gleichgültig, und mit den Sachen selbst ist er nie so vertraut, als diejenigen, in deren Erziehung und ganze frühere Existenz sie verwebt waren. Der gebildete, aber unklassische Leser eilt mehrentheils über solche Stellen leicht weg, und dem ungebildetern machen sie Langeweile; ja Rec. hat oft bemerkt, dafs diese letztern sie mehrentheils überschlagen. Sie erkennen weder einen alten Freund darin, noch eine Rückerinnerung aus der frühern Jugend, noch ein Bild, das sie Jahre lang mit Liebe im Herzen getragen und aufbewahrt haben. Aber hierin liegt auch die Ursache, warum diese Stellen für den klassischen Leser in einer Uebersetzung, die nicht ganz vortrefflich ist, nicht anziehend werden können. Immer geht, wo nicht ein Hauptgedanke, doch irgend ein Bild, irgend ein charakteristisches Nebenwort verloren: und dafs dieses auch mit den im Ganzen nicht übel gerathenen Uebersetzungen des Vfs. der Fall ist, könnte Rec. leicht beweisen. Es war überdies nicht nöthig, immer eine ganze Ode oder eine lange Reihe von Versen abzuschreiben, wenn es blofs auf ein Bild, auf einen Gedanken, oder ein kurzes Gemälde ankam. Hr. *G.* hat oft um ein Paar Zeilen willen Dutzende von Versen übersetzt, und sein Buch dadurch unnöthig angeschwellt; aber Rec. fürchtet, dafs ihm wenige seiner Leser dafür danken werden. Vielleicht liefse sich eben das gegen seine eigenen Gedichte sagen, womit das ganze Werk durchflochten ist. Durch die einen und die andern ist das Ganze ungefähr um ein Drittel dicker geworden, als es sonst seyn würde; und mancher Leser möchte vielleicht gern seine Reisebeschreibung, aber nicht seine Gedichte kaufen. So viel Schönes auch diese letztern in einzelnen Stellen enthalten, so sind sie doch hin und wieder schwach, und das Sapphische Metrum ist fast durchaus verunglückt, weil der Vf. (wofür er leider das Beyspiel auch vieler andern Deutschen hat) es nicht für nöthig hielt, die Kürze und Länge der Füfse dieses Versmaafses genau zu beobachten. Man vergleiche *Kleists* „Ja, liebster Damon, ich bin überwunden u. s. w." oder „Dich treibt dein Eifer, wie dein Rofs die Sporen u. s. w." mit dem Sapphischen Maafse und Rhythmus des Vfs., und der Unterschied wird auffallend werden. — Auch hätten wohl Verse, wie folgende, vermieden werden sollen. Th. I. S. 12.: „Vermöcht' ich mein Gefühl *herauszusingen* u. s. w." Ebend.: „Vom ewgen Lenz *ermuntert* und erquickt u. s. w." Ebend.: „O Land! vom kalten Nordhauch *ungekränket* u. s. w.". S. 13.: „Wohl an! ich will zur Seele mir erhöhen, was heller aus der vollen Brust nun quillt u. s. w." — Wenn übrigens der Vf. dieses Werk durch seine Gedichte vergröfsert hat, so mufs man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er den Leser weder mit Reisegeschichten, noch mit unnöthigen Abschweifungen, noch mit seinem Ich unterhalten hat. Ueber den letztern Punkt ist er

so bescheiden, dass Rec. es um so lauter rühmen muss, je seltener es insgemein ist.

Die Reise geht von Frankfurt am M. aus über Nürnberg, München, Wien; Steyermark u. s. w. S. 109. verlässt er Triest, und nun fängt Italien an, der wichtigere Theil. Auf diesen 109 Seiten wird der Leser weder Neues, noch viel Umständliches erwarten. Indessen findet man durchaus einen schönen Ueberblick; das Wichtigste ist gut herausgehoben und auf eine angenehme und interessante Art dargestellt. S. 16.: Zu Seligenstadt liegen Eginhardt und Emma begraben, und von diesem Paare stammen die Grafen von Erbach. S. 24: Die Vorstellung der Agnes Bernauerinn ist jetzt zu München und in ganz Churbayern verboten u. s. w. Richtig! denn der Vf. schrieb im J. 1797.: Zwey Jahre nachher wurde dieses Stück zu München, unter der neuen Regierung, mit grossem Pompe und Aufwande gegeben. S. 30.: Unter 10, bis 11,0000 Menschen, die in Wien jährlich sterben u. s. w. Die jährliche Sterblichkeit in Wien ist im Durchschnitte über 13,000. S. 54: Colloredo's Bedienten lassen sich die Audienzen mit Trinkgeldern vergüten u. s. w. — Die Bedienten aller Wiener Häuser von der ersten Grösse besuchen den Fremden, 1) nach der ersten Vorstellung; 2) zum neuen Jahre, 3) bey seiner Abreise. In andern Häusern giebt man entweder gelegentlich, nach Willkühr, wenn man sie sehr oft besucht, oder jedesmal, beym Herunterleuchten. S. 64.: *Denis*, Vorsteher der kais. Bibliothek. Er ist seitdem gestorben, und Johannes *Müller* hat seine Stelle. — Sehr interessant ist die allgemeine Uebersicht, die der Vf. von Wiens berühmten Männern giebt. Seit 1797. verlor diese Stadt durch den Tod *Blumauer*, *Stephanie*, *Eckhel*, *Clairfayt*, *Denis*, *Unterberger*, *Mummelter*, *Lascy*, *Groschlag*, *von der Lühe*. — In Wien sind 150 Druckerpressen, wovon 20 der Trattnerschen Handlung gehören. — S. 104: „Bey Bruck erhebt sich das Friedenspräliminar-Schloss Leoben auf einem stillen Abhange." Leoben liegt 2 Meilen von Bruck. Die Friedenspräliminarien wurden in einem kleinen Gartenhause dicht an der Stadt in der Ebene abgeschlossen. S. 123. sagt der Vf. *die* Nar. Dieser Fluss ist männlichen Geschlechts. Ein Paar Zeilen zurück steht die „*Sulphurea Nar*" des Virgils. Ey ey! Virgil sagt: „*Sulphurea Nar albus aqua.*" S. 125.: „Ausser England und Russland wird man nirgends von der Post schneller bedient, als in Italien." — Um Vergebung! in Schweden; und fast eben so schnell in einigen Theilen der dänischen Staaten. S. 129.: Dass das Klima in Italien jetzt milder sey, als es zu Horaz Zeiten war, möchte sich schwerlich darthun lassen. Auch giebt es dort gelegentlich einen kalten Winter: und gerade in einem solchen (also eine Ausnahme) scheint Horaz sein „*vides ut alta stet nive candidum Soracte*" geschrieben zu haben. — Das Gedicht „*Die sieben Hügel*" S. 134. hat Rec. mit Rührung gelesen, und rechnet es unter die schönern der Sammlung. Auch *Tischbeins* „*Heimweh*" hat viel Schönes. S. 146.: „Albano, das alte Alba longa, wo noch Trümmern von des Stifters Grabmal (Aeneas Sohn) von einem Amphitheater, auch Terrassen von Domitians Villa, zu sehen sind." — Der Vf. hat hier so viel zusammengedrängt, dass der Leser auf mehr als eine Art irre geführt wird. Erstlich steht das heutige Albano nicht auf der Stelle des Alba longa. Diese letztere lag weiter nördlich oder nordöstlich am See. Hinter Palazzuola zeigt man noch Trümmern davon, die in Substructionen und andern Ruinen bestehen, aber so zerstört sind, dass Rec. die Lage der alten Stadt nicht daraus beweisen möchte. Das heutige Albano entstand wohl kurz vor der Zeit der Kaiser, und nahm wahrscheinlich erst zu, nachdem Pompejus Villa schon stand. Die des Domitian liegt ganz ausserhalb der Stadt nach der römischen Seite zu. Ihre Trümmern sind sehr sehenswerth. Das sogenannte Grabmal des Ascanius möchte wohl um vieles neuer seyn, als dieser Fürst. — Cicero's Geburtsort war nicht Aquinum (S. 154.), sondern Arpinum. — Wie viel oft durch die Uebersetzung vom Original verloren geht, beweist auffallend S. 160. Rec. hat oft die unaussprechliche Wahrheit und die Kürze bewundert, womit Horaz alles Locale charakterisirt. Dies fiel ihm auch am Garigliano auf, die *arva quae Liris quieta mordet aqua, taciturnus amnis.* Wirklich fand Rec. den Fluss ganz so still, schweigend und langsam dahin fliessend (obschon ein neuerer Reisender sagt, sein Lauf sey schnell), wie ihn Horaz beschreibt. Aber wie ganz ist dieses Bild von *taciturnus* verschwunden, wenn es der Vf. durch „*verschwiegenen Fluss*" übersetzt! Dieses Letztere passt auf alle Flüsse, wird ein müssiges Beywort, und giebt nicht mehr den Charakter des Liris. S. 161.: „*Laco di patria*, Scipio's Ruhestatt u. s. w." Der Fleck, die Ruinen, der Thurm, oder was es ist, heisst *torre di patria.*

Am längsten hat sich der Vf. in Neapel aufgehalten, und dieses Land beschreibt er vorzüglich *con amore.* Zwar ist er seit der unglücklichen Revolution nicht wieder dort gewesen, und hat die neuern Uebel nicht gesehen, die das Land seitdem gedrückt haben. Aber wenn man es auch nimmt, wie es zu seiner Zeit war, so wird man doch leicht zugeben, dass der Vf. etwas zu sehr im Schönen sieht, und manches im Schatten verbirgt, indem er die Lichtseite heraushebt. Indessen thut es einem auch wieder wohl, auf einen Schriftsteller zu stossen, der das wirklich Grosse und Schöne dieses Landes in seiner ganzen Fülle zu fühlen weiss, und der uns einige Menschen, die Königinn, den König, den Minister Acton, welche durch eine Menge von Schriftstellern um die Wette theils gelästert, theils herabgesetzt worden sind, in einem liebenswürdigern Lichte zeigt. Und am Ende wird der Unbefangene einräumen, dass er auf seiner Seite gewiss der Wahrheit näher kömmt, als jene, welche mit harter Hand schwarze Schatten aufgetragen haben. Uebrigens sind die vielen und mannigfaltigen Nachrichten, die der Vf. über das neuere Neapel giebt, eben so interessant, als seine Rückblicke in das alte; und in beiden wird der Leser so Manches finden, das

er

er in den mehreſten Reiſebeſchreibungen vergebens ſucht. Hier lieſt man von Bevölkerung, Geſetzen, Verfaſſung, Geſchichte, kirchlichen Gebräuchen, Sprüchwörtern, Volksausdrücken, häuslichen Sitten, Schauſpielen, Einkünften, Land- und Seemacht, Hofſtaat (wovon das ganze Perſonale ſich auf 6000 Menſchen belaufen ſoll), von Handel, Schifffahrt, Bibliotheken und Kunſtſammlungen, und endlich ſehr intereſſante Nachrichten von neuern Gelehrten und Künſtlern. Folgende Stelle S. 216. iſt unverſtändlich: „Alle Provinzen haben eine Oberfläche von 30 ital. Qu. Meilen, eine ſolche von *Terra di Lavoro* oder Campanien birgt 456 Menſchen, eine von Calabrien nur 150 — 160 u. ſ. w." S. 283.: „Der Orden des S. Gennaro iſt im J. 1800. in den Orden des heil. Ferdinand verwandelt worden." S. 292. ſteht: „*Hic ver aſſiduum et in alienis menſibus aeſtas.*" Rec. würde dieſen unrichtig und gegen das Versmaaſs citirten Vers nicht rügen, wenn nicht der nämliche Vers auch auf einem der Kupferſtiche, die dieſes Werk zieren, eben ſo geſchrieben wäre. Statt *et in* muſs *atque* geleſen werden.

Th. II. S. 40. „Das *Herculanum* (wovon ſo oft behauptet wird, es ſey nicht im Buchhandel zu haben) findet ſich in der Hofbuchhandlung, wo jeder Band für 12 Ducati oder 24 fl. Reichsgeld verkauft wird." — Durch den Landſchaftmaler *Duros* (S. 107.) iſt wohl *Ducros* gemeynt? — S. 109. *Tito* (gewöhnlich *Don Tito* genannt, welches aber nicht ſein Geſchlechtsname iſt) malt wenig in Gouache. Seine Stärke iſt in Aquarella, oder der gewaſchenen Manier, die er zu einer Kräftigkeit und Stärke gebracht hat, dergleichen Rec. von keinem andern etwas geſehen hat. — S. 260 bis zu Ende des Bandes befinden ſich *Scherzi poetici e pittorici*, mit der deutſchen Ueberſetzung.

Th. III. Bey der Beſchreibung der Peterskirche in Rom (S. 76.) iſt es auffallend, daſs der Vf. bey allem, was er über dieſes Gebäude ſagt, die Hauptſeite von Maderno übergeht, da doch ſo viel daran zu rügen wäre. S. 78. In der *Trinità de' Pellegrini* (es muſs heiſsen *Trinità de' monti*) iſt die ſchöne Kreuzabnehmung von *Volterra*. Rec. fand ſie ſchon vor vielen Jahren ſehr beſchädigt, und ſeitdem ſoll dieſs Gemälde, das unter die wichtigſten in Rom gehörte, beynahe vernichtet worden ſeyn. S. 123. In der Gallerie *Altieri* iſt ein *Claude Lorrain*, den man für das beſte Gemählde dieſes Künſtlers hält. Es waren ihrer zwey, und auch das andere wurde ſehr geſchätzt. Beide ſollen vor einiger Zeit in England mit 6000 Pf. St. bezahlt worden ſeyn. S. 129. „Die ſchönen Wandbilder der *Villa Negroni* ſind in einem Landwinkel von England vergraben, und gehören dem Lord *Briſtal*." — Sie waren für einen ſeiner Landſitze in Irland beſtimmt, kamen aber ſo beſchädigt an, daſs man ſie gewiſſermaſsen als vernichtet betrachten kann. S. 138. Unter den neuern Steinſchneidern iſt unſer *Hecker*, einer der gröſsten, vergeſſen. Er lebte zu Rom, und ſtarb in dem letzten Jahrzehend. S. 139. Hr. *Uhden*, deſſen hier gedacht wird, iſt in dieſem Jahre in ſein Vaterland zurückgekehrt. S. 195. Unter den berühmten Sineſen iſt *Aeneas Sylvius*, nachmaliger Papſt *Pius II*, überſehen worden. Er wurde nicht weit von Siena, der Vaterſtadt ſeiner Vorältern, geboren, weil man gerade zu der Zeit den Adel vertrieben hatte. — S. 237. liefert ein Beyſpiel, wie ſonderbar man bisweilen vergiſst, wenn man nicht an Ort und Stelle aufſchreibt. Der Vf. reiſt von Pietra mala nach Bologna, und ſagt: „Winterlich und kalt ſind dieſe Höhen, bis man ſich auf der Station von Monteſiaſcone bey dem *vino Eſt* wieder erholt." Dieſer Ort mit ſeinem berühmten Weine liegt aber auf der andern Seite von Florenz, auf dem Wege nach Rom. S. 274. Einer ſpätern Nachricht zufolge ſind die Meiſterwerke des *Giulio Romano* im Pallaſte *Te*, bey der letzten Belagerung von Mantua, zu Grunde gerichtet worden.

Mit S. 298. endet Italien, und der Vf. kehrt durch Tirol, Augſpurg, Stuttgart, Raſtadt und Darmſtadt nach Frankfurt zurück. Die letzten 16 Seiten enthalten einen allgemeinen Ueberblick der ganzen Reiſe in Verſen.

Die Sprache des Vfs. hat einen gewiſſen Schwung, wodurch ſie im Ganzen dichteriſch und bisweilen ſententiös wird. Wer dieſe Sprache liebt, wird gelegentlich in ſeinem Schwunge hingeriſſen, und vergiſst ſich. So möchten (S. 15.) „die ſanft hinabwallenden Arme des Taunusgebirgs" kaum deutſch ſeyn. Ungewöhnlich iſt es, von einem Volke zu ſagen: „Ihren altſchwäbiſchen Sitten bleiben ſie nicht ungetreu" (III. 324.) Hin und wieder ſind auch kleine Verſtöſse gegen die Correctheit, z. E. III. 323. die Zeit iſt vorüber, wo man ſich *über* einen geliebten Dichter ſo viel beſchäftigte.

Zu bedauern iſt es, daſs dieſes intereſſante Werk ſo fehlerhaft abgedruckt iſt, beſonders in den Wörtern der ausländiſchen Sprachen. In dem Verzeichniſſe am Ende des dritten Theiles iſt nur der kleinſte Theil der Druckfehler angegeben.

Von den fünf Blättern, die zu dieſem Werke gehören, iſt eins eine Ausſicht bey *Baiae*, nach *Hackert*. Ein anderes, *hoc erat in votis*, ſoll die Gegend von *Horaz's* Sabiner Villa vorſtellen, liefert auch ziemlich treu die Anſicht des Landes; aber die Bekleidung iſt erfunden und die Quelle vergröſsert. Keines von beiden empfiehlt ſich vorzüglich durch die Kunſt. Das dritte iſt ein Vogelperſpektiv eines Theils der Bay von Neapel, in bloſsem Umriſſe. Ueber die niedlichen Umriſſe auf den zwey übrigen Blättern wird keine Erklärung gegeben.

PARIS, b. Brion, Deterville u. a.: *Voyage dans la ci-devant Belgique, et ſur la rive gauche du Rhin.* Orné de 13 cartes, de 38 eſtampes et accompagné de notes inſtructives. Par *J. B. J. Breton*, pour la partie du texte; *Louis Brion*, pour la partie du deſſin, et *L. Brion père*, pour la partie géogr. Tome ſecond. An X — 1802. 8. 252 S. (3 Rthlr.)

Rec. beruft ſich bey der Anzeige dieſes zweyten Theiles auf das allgemeine Urtheil, das er über den erſten

erſten gefällt hat. Der Gang der Beſchreibung iſt ungefähr der nämliche, die Karten ſind noch eben ſo unbedeutend und mangelhaft, und die Kupferſtiche, welche Abbildungen von Städten enthalten, eben ſo ſchlecht, wie im erſten Theile. Manchmal ſollte man glauben, daſs man mit den letztern das Publikum zum Beſten haben wollte. So findet ſich z. B. ein Blatt mit einem plumpen Thore, oder verfallenem Eingange und 13 elenden Hütten, welche vermuthlich Ställe ſind, und darunter lieſt man „Bonn." — Ueber die Schifffahrt auf dem Rheine findet man traurige Nachrichten. Das franzöſiſche Zollweſen iſt drückend, und die Uferwege werden ſo ſchlecht gehalten, daſs man ſo viel als möglich auf der deutſchen Seite bleibt, und daſs ſelbſt die franzöſiſchen Schiffer anfangen, dieſe vorzuziehen. Die Regierung kann dieſes freylich nicht gleichgültig anſehen, und hat ſich ſchon mehrere Mahle Gewaltthätigkeit erlaubt, welche offenbare Einbrüche in die Rechte des deutſchen Ufers ſind.

Was die auf dem Titel angezeigten *Notes inſtructives* betrifft, ſo hätte der Vf. viele derſelben eben ſo gut *des hors de propos* nennen können. So wird z. B. S. 194 dem Landbaue eine Lobrede gehalten: „Cincinnatus pflügte, als die röm. Abgeordneten ankamen, um ihm ſeine Erhebung anzukündigen. Die handelnden Völker ſind immer übel angeſehen geweſen. In der heiligen Schrift werden Tyrus und Sydon mit dem Fluche beladen u. ſ. w." Und nun kommt eine lange Note, in welcher *Bruce* angeführt wird, der an Ort und Stelle die Prophezeyung des Propheten Ezechiel, welche der Länge nach da ſteht, beſtätigt fand. Nebenher etwas über die tyriſche Purpurſchnecke, unter der man vermuthlich die Cochenille verbarg. Ein andermal macht er ſich über die Etymologen luſtig, und führt den ſcherzhaften Einfall an, wodurch jemand das Wort *moutarde* dadurch erklärte, daſs über einem Hauſe zu Dijon, wo man Senf verkaufte, *moult me tarde* ſtand, und daſs das *me* ſich verwiſcht hatte. Dabey ſagt er aber: *Cette facetie a une ſorte de vraiſemblance et pourroit bien être une réalité.* Der Vf. wuſste alſo nicht, daſs *moutarde* von einem alten, vielleicht celtiſchen Worte abſtammt, und daſs es ſich in der engliſchen, niederſächſiſchen, italiäniſchen und waleſiſchen oder waliſiſchen Sprache findet. — Wenn aber der Vf. auf der einen Seite durch ſolche hiſtoriſche und etymologiſche Bemerkungen den Leſer unterhält und unterrichtet, ſo muſs man ihm auch auf der andern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er ihm durch keine ſtatiſtiſchen Details Langeweile macht; denn dieſe ſucht man hier, ſo wie im erſten Theile, vergebens. Eben ſo wenig findet man hier den geringſten Aufſchluſs über die Grundſätze, nach welchen die franzöſiſche Regierung das linke Rheinufer ſehr ſtiefmütterlich behandelt, und gewiſſermaſsen noch immer als eine eroberte, nicht einverleibte Provinz betrachtet.

BERLIN, b. Quien: *Reiſe durch Schleſien im Jahre 1801. Erſter* Theil. 1802. 168 S. 8. (12 gr.)

Dieſe Reiſe hätte füglich ungedruckt bleiben können. Sie enthält nichts Neues, und das Alte iſt unendlich beſſer und lehrreicher in den Schriften von *Zimmermann*, *Weigel*, *Zöllner*, *Buch*, *Mogalla* u. ſ. w. vorgetragen. Die richtigen Angaben, z. B. über Production und Fabrication, ſind gröſstentheils wörtlich aus andern Büchern (die indeſſen nicht citirt werden), jedoch oft fehlerhaft abgeſchrieben, oder falſch gedruckt. So iſt in folgender Stelle aus dem Umriſs der preuſsiſchen Monarchie: „In dem Jahre 1796 wurden 26456 Stühle gezählt, an denen, ohne die Spinner zu rechnen, 40608 Menſchen beſchäfftigt waren," ſtatt Spinner *Spanier* gedruckt worden, ſo daſs dieſe Periode S. 27. gar keinen Sinn hat. Die nicht aus andern Schriften entlehnten Angaben dagegen ſind gröſstentheils unzuverläſſig, z. B. daſs die Volksmenge in Schleſien im Durchſchnitt die von Magdeburg überſteige; daſs in Glogau 6500 Einwohner wären, da an 9000 dort befindlich ſind; daſs alle ſtädtiſche Gewerbe verfaſſungsmäſsig auf dem platten Lande erlaubt wären u. ſ. w. Auch die Namen ſind in der Regel falſch geſchrieben, z. B. Giehrau ſtatt Giehren, Chamoreni ſtatt Chamouny, Sauſſer ſtatt Sauſſure, Buſchnorwede ſtatt Buſchvorwerk u. ſ. w. Uebrigens ſind die Bemerkungen des Vfs. von der Art, wie ſie vielleicht jeder der hundert Reiſenden, die jährlich die ſchleſiſchen Bäder beſuchen, zwar macht, jedoch zum Glück nicht drucken läſst. Der Styl iſt abwechſelnd matt und poetiſch, oft auch ſinnlos; z. B. S. 46. „Wenn der Juden (in Glogau) Moralität das iſt, was ihre Tracht verräth." S. 58. „Da bildete die Natur einen mächtigen Fels (den Greiffenſtein), auf den die graue Vorzeit eine noch mächtigere Burg trug." Alſo iſt die Burg mächtiger als der Fels. S. 65. „Die Natur kam der Najade zu Flinsberg nicht ſo nah, als es der Kranken wegen zu wünſchen wäre." Nun was brachte denn die Natur und die Najade aus einander? Bloſs des Vfs. nonſenſicaliſcher Ausdruck.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Camefina: *Verſuch einer kurzen Anleitung über die Mittel, junge Leute zur Fertigkeit in ſchriftlichen Aufſätzen zu bringen.* Nebſt den nothwendigſten *Regeln, gute Briefe zu ſchreiben*, mit angehängten Beyſpielen von Briefen, zum Gebrauche für Lehrer und Schüler, von *Karl Giftſchütz*, Weltprieſter, Direct. an der v. Zolleriſchen geſtifteten Hauptſchule. 1803. 115 S. 8. (8 gr.)

Die Anweiſung iſt für den erſten Anlauf brauchbar; auch die Beyſpielſammlung von gut- und von ſchlecht geſchriebnen Briefen entſpricht der Abſicht im Ganzen. Indeſs ſollte ein Lehrer des Styls noch mehr für Reinheit und Correctheit ſeiner eignen Sprache ſorgen, als der Vf. dieſer etwas eilfertig ausgearbeiteten Anleitung gethan hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Februar 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der zeichnenden Künste, von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten;* von *J. D. Fiorillo. Zweyter* Band. 1803. XVI u. 946 S. 8.

Der erste Band dieses schätzbaren Werks, welches die zweyte Abtheilung der bekannten, von einer Gesellschaft gelehrter Männer bearbeiteten *Geschichte der Künste und Wissenschaften*, neuerer Zeit ausmacht, wurde im Jahrgange 1799 unserer A. L. Z. Nr. 2 u. 3. von einem andern Rec. angezeigt und beurtheilt. Mit diesem zweyten Bande, welcher von der venetianischen und lombardischen Schule und von dem Zustande der Malerey in Neapel, Genua und Piemont handelt, wird die Geschichte dieser Kunst in Italien beschlossen. Unverkennbar ist der grosse Fleiss auch hier, mit welchem der Vf. aus einer grossen Anzahl von Schriften die richtigsten und merkwürdigsten Nachrichten zu sammeln und in ein Ganzes zu vereinen, bemüht gewesen ist. Um die Geschichte der lombardischen Schule, die bisher noch nicht in dieser Gestalt behandelt wurde, hat er sich vorzüglich verdient gemacht, weil es denen Quellen, die er hier benutzen konnte, noch am meisten an Genauigkeit in Bestimmung der Epochen und an gehöriger Methode in der Anordnung und Verknüpfung des historischen Stoffs fehlte. Dadurch hat nun sowohl der Künstler als der Kunstliebhaber eine leichtere Uebersicht des Ganzen erhalten, als sie ihm die zahlreichen und weitläuftigen Bände von Lebensbeschreibungen der Maler Italiens gewähren konnten. Manche der ältesten Künstler sind in dieser Geschichte der unverdienten Vergessenheit entzogen, und dagegen viele andere vom dritten und vierten Range mit Recht übergangen worden. Der Grundfaden dieser Arbeit ist zwar noch immer biographisch; aber sehr oft hat der Vf. doch auch über die Geschichte der Kunst selbst und ihrer Fortschritte oder Hauptveränderungen lehrreiche Betrachtungen eingewebt. Die Charakterisirungen grosser und in ihrer Art klassischer Künstler, eines *Tizian*, *Tintoret*, *Bassano*, *Cagliari*, *Antonio Allegri*, der *Carracci*, und der ersten Meister ihrer Schule, sind mit Absicht ausführlicher behandelt worden, wie das auch schon im ersten Bande geschah. Die grössere Ausführlichkeit des Artikels von *Correggio* findet sowohl in der Vortrefflichkeit dieses Künstlers, als in der bisherigen hier glücklich gehobenen Verwirrung und Ungewissheit der Nachrichten von ihm, hinlängliche Rechtfertigung. Erst nach Vollendung dieses Bandes lernte den Vf. die neue und mit der Geschichte der Malerey Oberitaliens vermehrte Ausgabe von *Lanzi's Storia Pittorica della Italia Inferiore* kennen; er würdigt sie im Verberichte: der Gewinn einer frühern Bekanntschaft würde für seine Arbeit nicht beträchtlich gewesen seyn, um so weniger, da *L.* nicht selbst Künstler ist, und sich, wie er selbst gesteht, grossentheils auf das Urtheil anderer hat verlassen müssen.

Die Geschichte der Malerey in *Venedig* und dem ganzen venedischen Gebiete stellt uns nicht jene schnellen Revolutionen dar, welche blos der Geist und Geschmack der Fürsten in der römischen und florentinischen Kunst verursachte; das System dieser Republik war vielmehr in dieser Hinsicht immer das nämliche. Unter den dortigen Kunstwerken gehören die Mosaiken in der im eilften Jahrhundert erbaueten Markuskirche zu Venedig zu den ältesten Denkmälern. Ehe der Vf. zu der glänzendsten Epoche der venedischen Schule fortgeht, giebt er eine kurze Uebersicht von dem frühern Zustande der Malerey, sowohl in Venedig selbst, als in den zu dessen Gebieten gehörenden Städten; auch führt er hier, wie bey der römischen Schule, die frühesten Sammler antiker Denkmäler an. Die eigentliche grosse Epoche dieser Schule fängt mit *Georgio Barbarelli* an, der gewöhnlich *Giorgione* heisst, und von 1477—1511 lebte; am glänzendsten aber wurde sie, wie bekannt, durch *Tizian*, *Bassano*, *Tintoret* und *Paul Veronese*, bey denen sich der Vf. daher auch am längsten verweilt. Wenn Jeder dieser vier grossen Meister gleich einen verschiedenen und eigenthümlichen Styl hatte: so schöpften doch alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus der Natur; und den venedischen Malern war in der schönsten Blüthe ihrer Schule ein gewisser Nationalcharakter eigen, der sich auch bey den bessern Schülern jener Meister erhielt, endlich aber doch auch hier in Künsteley und Verfall überging. Sehr richtig wird diese Entartung überhaupt dem verkehrten Bestreben zugeschrieben, alle die Vollkommenheiten zu vereinigen, die man in verschiedenen Individuen zerstreut antrifft, und selbst solche, die blos in der Einbildungskraft, nicht in der Ausführung, neben einander Platz finden können. Zuletzt ist die Rede von drey Malern dieser Schule, die sich im letzten Jahrhundert am meisten auszeichneten, von *Piazetta*, *Tiepolo* und *Cignaroli*. — Im Anhange dieses Abschnitts wird von der Brüderschaft und Akademie der Maler zu Venedig gehandelt.

Der Geschichte der Malerey in der *Lombardey* geht eine Einleitung über den ältern politischen und

und artistischen Zustand dieses Theils von Italien voraus. Von der Herstellung der Künste bis auf die Zeiten der *Carracci*, handelt der Vf. abgesondert vom Zustande und der Geschichte dieser Kunst in Ferrara, in Modena und den übrigen Staaten des Hauses Este, in Mailand und den benachbarten Gegenden, und endlich in Bologna und seinen Umgebungen. Von den Zeiten der Carracci an wird hingegen die Geschichte der lombardischen Schule als ein gemeinschaftliches Ganzes behandelt. Durch diese bisher nicht beobachtete Methode, ist es unserm Vf. gelungen, diesen weitschichtigen Gegenstand fasslicher und übersehbarer darzustellen. Ueber den *Correggio* redet er S. 250 — 320. mit einer noch nie auf diesen Künstler verwendeten sorgfältigen historischen und kritischen Genauigkeit, und mit scharfsinniger Bestimmung seines mit Recht so allgemein bewunderten Charakters, von welchem Grazie, Harmonie und meisterhafte Führung des Pinsels die Hauptzüge ausmachen. Nächst ihm ist *Francesco Mazzola*, genannt *Il Parmigianino*, einer der trefflichsten lombardischen Maler. Zur bequemern Uebersicht der spätern Kunstgeschichte dieser Schule nach der Zeit der *Carracci*, von denen S. 504 — 526. geredet wird, erörtert der Vf. drey Hauptpunkte, wovon der erste die Nachahmung der Manier des *Correggio*, verbreitet durch die *Carracci*, umfasst, woraus mehrere Style entstanden sind; der zweyte begreift die Sekte der Naturalisten, gebildet durch *Michelangelo Merigi*; der dritte enthält den Styl des *Lanfranco*, worauf sich in der römischen und florentinischen Schule der Styl des *Cortona* gründete. In der spätern Epoche zeichneten sich aus dieser Schule die drey berühmten Maler, *Guido Reni*, *Albani*, *Zampieri*, genannt *Dominichino* und *Barbieri*, genannt *Guercino*, am meisten aus. Der nachher dort sinkenden Kunst gab der treffliche und sehr originale *Carlo Cignani* einen neuen Aufschwung; und das letzte Auflodern von der Flamme der Carraccischen Schule findet man in den reizenden Arbeiten des *Franzeschini*. Zuletzt noch vom *Mauro Antonio Tesi*, dem der Graf Algarotti unter den Namen *Maurino* so manchen Lobspruch in seinen Schriften ertheilt; und in einem *Anhange* über die Malerakademie in Bologna; über die Kunst in Scagliola zu arbeiten; über den angeblichen Erfinder der Kunst, Holzschnitte mit verschiedenen Farben abzudrucken, den *Hugo da Carpi*; und endlich über die Kunst, Fresco- und Oelmalereien abzunehmen, und sie auf neue Gründe zu bringen. Der Vf. fand, dass diese Kunst eine neapolitanische, in der Lombardey durch *Ant. Contri* sehr vervollkommnete Erfindung ist. Bey dieser Gelegenheit beklagt er die vielen, besonders während des letzten Revolutionskrieges vernichteten, herrlichsten Gemälde, und bemerkt aus einem Privatbriefe, dass ein grosser Theil der nach Paris gekommenen Meisterwerke der venetianischen Schule durch das Aufrollen und Abspringen der Farben unwiderbringlich verloren ist. S. 719 f. findet man hier ein Mittel angegeben, wodurch sich, mit Behutsamkeit an gewandt, jedes noch so grosse Gemälde von solchen Beschädigungen retten lässt.

Kürzer liess sich die Geschichte der Malerey im Königreiche beider *Sicilien*, vorzüglich in *Neapel*, behandeln. Von der frühern Periode werden hier denkwürdige Nachrichten ertheilt; die spätere der Wiederherstellung hebt schon im 13ten Jahrh. mit *Tommaso da Stefani* in Sicilien an; und in Neapel brachte im folgenden Jahrh. *di Fiori* die Kunst zuerst empor. Unter der nicht geringen Anzahl der übrigen hier genannten und gewürdigten Künstler sind *Ribera* oder *Spagnoletto*, *Salvator Rosa*, *Maria Preti*, *Luca Giordano* und *Franc. Solimena* die vornehmsten. Von der Entdeckung der *Herkulanischen Alterthümer*, besonders der darunter befindlichen Gemälde, ist S. 849 ff. die Rede; und nach des Vfs. Urtheile hat diese ganze Entdeckung nicht den geringsten Einfluss auf die Ausbildung und Veredelung der Malerey gehabt, weil man jene Alterthümer auf eine unfruchtbare, pedantische Weise behandelte, und niemals auf ihren ästhetischen Werth gehörige Rücksicht nahm.

Unter den Malern in *Ligurien*, besonders in *Genua*, gehört *Luca Cambioso* zu den grössten Künstlern Italiens; er hinterliess verschiedene achtungswürdige Schüler, von denen sich *Franc. Spezzino* am meisten auszeichnete. Auch *Paggi* hat sich als Maler, Bildhauer, Architect und Schriftsteller grossen Ruhm erworben; und *Bernardo Strozzi* war in der Wahrheit der Tinten und der Carnation unübertrefflich. Ueberhaupt aber kamen die bildenden Künste in Genua spät und langsam zur Reife, woran politische Verhältnisse und der herrschende Handelsgeist der Genueser Schuld waren. Nicht ohne vortheilhafte Wirkung aber war der dortige Aufenthalt der beiden grossen Künstler, *Rubens* und *Vandyk*. Im 17ten Jahrhundert sind *Castiglione*, *Gaulli* und *Parodi* die denkwürdigsten.

Zuletzt noch eine kurze Geschichte der Malerey in *Piemont*, *Montferrat* und vorzüglich in *Turin*. Die vornehmsten der hier angeführten Maler sind *Macrino*, *Caccia*, *Mollinari* und *Beaumont*.

Auch in diesem zweyten Bande ist jedem Abschnitte eine literarische Anzeige und kurze Würdigung der Schriften beygefügt, welche jede Schule betreffen, und am Schluss findet man ein Register über die beiden bisherigen Bände dieses mit so vieler Einsicht und mit dem rühmlichsten Fleisse ausgeführten Werks, dessen ähnliche Vollendung zwar, des grossen Umfangs wegen, etwas weit aussehend, aber doch ungemein wünschenswürdig ist.

HALLE, b. Renger: *Elegieen und vermischte Gedichte*, von *C. A. Tiedge*. *Erstes* Bändchen. 1803. 220 S. 8.

Der Vertrauten seines Geistes, denen der Vf. diese Sammlung übergiebt, darf er gewiss recht Viele voraussetzen, besonders seitdem die Anzahl derselben durch die Leser seiner *Urania* einen beträchtlichen Zuwachs erhielt. Durch dieses Gedicht gewann nicht blos sein Talent, sondern auch sein gefühlvolles Herz

dem

dem bessern, im Geschmacke noch nicht irre geführten Theile unsers Publikums Mitgefühl und Zueigung ab, die viel mehr als blosse Bewunderung gelten. In der gegenwärtigen Sammlung wird man den liebgewonnenen Dichter ganz so wiederfinden, wie er dort sich zeigte; eben die Zartheit der Empfindungen, eben die Feinheit und Fülle ihres Ausdrucks gleichen Wohllaut der Sprache und des Versbaues. In der That würde es eher zu wenig als zu viel gesagt seyn, wenn man *T.'s* Muse durchaus *petrarchisch* nennte; denn sie ist nicht Nachahmerin fremder Manier, sondern treue, gefühlvolle Dollmetscherin der Phantasie und des Herzens. Die *Elegieen* haben zwar nicht die gewöhnliche, bey den Alten ihnen eigenthümliche Versart; aber ganz den innern wesentlichen Charakter dieser Dichtart, der doch gewiss auch an der Form nicht ausschliessend haftet. „Was in diesen Blüthen seiner „Musenstunden weht, sagt der Vf., sind Nachklänge „einer Zeit, die nicht mehr ist. Es ist eine Schattenwelt von Erinnerungen aus einem geliebten Musenkreise, den die Hand des Schicksals auseinander „riss." Diesen Kreis versammelte der unvergessliche *Gleim*, ein wahrer Musaget, um sich her; und unser Vf. erinnert sich seiner mit dankbarer Wehmuth, so wie er der ehemaligen Liederfeste an der Tafelrunde des edeln Hofraths v. *Köpken* in Magdeburg, dem er diese Sammlung besonders widmet, mit Sehnsucht gedenkt. Die Naturscenen, die unserm elegischen Dichter den meisten Stoff gaben, wenigstens sein Gefühl gewöhnlich weckten und nährten, sind dem Leser nicht blos beschrieben, sondern vergegenwärtigt; nicht blos seiner Vorstellung, sondern auch seinem Gefühle, tief eingeprägt. Und dies ist auch mit den übrigen Gegenständen dieser Elegieen der Fall, selbst da, wo persönliche Beziehung auf den Dichter die Grundlage macht. Als die schönsten würden wir *die Betende*, die Elegie *am Rosstrapp*, die *auf dem Schlachtfelde bey Kunnersdorf*, die *Entsagung* und *des Pilgers Nacht* auszeichnen; aber auch die übrigen haben nicht wenig Verdienst. Zwey Nachbildungen *Horazischer* Oden, S. 28 u. 56., scheinen weniger gelungen zu seyn, ob man gleichwohl sieht, dass die Abänderung ihres Originalcharakters hier absichtlich war. In beiden Oden lag es indess nicht etwa an dem zu lyrischen Inhalt, der vielmehr des elegischen Tons gar wohl empfänglich war; die geringere Befriedigung, die Rec. fand, wurde wohl mehr durch die Erinnerung an den stärkern und eindringlichern Ausdruck des römischen Dichters veranlasst. Für *leves somnos* beym Horaz steht z. B. hier: *des Schlummers weiche Lieblichkeit*; und statt der Worte:

— — *te bis Afro*
Murice tinctae
Vestiunt lanae; mihi parva rura u. s. w.

findet man hier folgende am wenigsten geglückte Strophe:

Dich empfangen feyerliche Reihen — — —
Aus den Schöpferhänden des Geschmacks,
Mich der Wald: da kennen schon die Maien
Alle Mängel meines alten Fracks.

Besser schon ist die zweyte Nachbildung S. 56. gerathen. Weit schöner aber sind dagegen die meisten übrigen Gedichte dieser Sammlung. Eins der kürzern mag hier zur Probe dienen, wenn es gleich von mehrern längern noch übertroffen wird:

Hoffnung und Erinnerung.

Mir blüht eine Stelle, die weiht ein Altar;
Da wandelt ein heiliges Wehen,
Da liefsen, mit festlichen Kronen im Haar
Erinnrung und Hoffnung sich sehen.

Die Hoffnung, im morgendlich blühenden Kranz,
Schien ernst, wie der heilige Wille;
Und sie, die Erinnrung, umleuchtete Glanz
Der abendlich dämmernden Stille.

Die Hoffnung lispelt': „Ich durfte durchs Land
Der seligen Träume dich leiten;
Jetzt nimm die Erinnrung, ihr reiche die Hand!
Sie möge dich fürder begleiten!

Verdanke mir immer den rosigen Sinn
Der Stunden voll Leben und Lieder.
Leb wohl! was geblühet hat, ist nun dahin;
Am Grabe dort siehst du mich wieder!"

Unter den vermischten Gedichten sind einige salomonische Lieder, drey Romanzen, unter denen die zweyte die schönste ist, und die dritte den beiden andern ziemlich weit nachsteht, und sechs ganz glücklich erfundene, auch leicht und gefällig erzählte Fabeln. In der Erzählung: *die Orakelglocke*, ist selbst der scherzhafte Ton unserm für Ernst und Gefühl vorzüglich gestimmten Dichter sehr gelungen.

DÜSSELDORF, b. Dänzer: *Gedichte von Karl Lappe.* 1801. 284 S. 8. (1 Rthlr.)

Einzelne Versuche dieses Dichters — von welchem Rec. vermuthet, dass es noch ein junger Mann seyn dürfte — erschienen schon seit vier oder fünf Jahren in dem Göttingischen Musenalmanach, und zeichneten sich dort zuweilen ziemlich vortheilhaft aus. Auch diese Sammlung (wiewohl ihr noch ein wenig mehr Auswahl, und längere Zurückhaltung im Pulte wahrscheinlich vortheilhaft gewesen wäre) macht ihrem Vf. keine Schande. Man erblickt in ihm einen Sänger, dem zwar gerade nicht ein sehr hoher Genius, eine sehr ausgezeichnete Originalität, aber gleichwohl eine gewisse feinere Empfindsamkeit, richtiges moralisches Gefühl, Kraft der Sprache und auch eine gefällige Leichtigkeit in der Ausführung zu Theil ward. Die romantische Erzählung und das lyrische Gedicht machen sein Hauptverdienst aus; in jener hat er oft von den Engländern geborgt, und bey dem letztern scheint er Hn. *Kosegarten* zum Vorbild gewählt zu haben. Diese Wahl ist freylich etwas gewagter Art. Denn Hr. *K.* (bey aller Achtung, die wir für sein poetisches Talent haben) pflegt doch manchmal gewisse Irregularitäten und Verdrehungen zu lieben, die den Nachbildner leicht verführen dürften. Indess hat sich doch Hr. *L.* vor Fehltritten dieser Gattung grösstentheils zu hüten vermocht. *Grösstentheils!* denn dass ihn dann und wann auch eine kleine Schiefheit anwan-

anwandelt, können wir nicht verhehlen; und vorzüglich geschieht es ihm dann, wenn er naiv und erhaben zugleich seyn will. Ist es z. B. in seinem Gedicht *an die Tabakspfeife* S. 73. wohl Ernst oder Scherz, wenn er sie so anredet:

Gedankenfreundin, die du am stillen Pult
Den Grübler stärkest, *manches gelehrte Werk*
Hast du gesponnen, manches Liedes
Muse warst du, wenn die Neune schliefen.

Wenn es noch hiefse: hast du *spinnen helfen!* Aber dasjenige Werk, das die Tabakspfeife spann, und das Lied, wozu sie begeisterte, indem die eigentlichen Musen schliefen — jenes mögen wir nicht lesen, und dieses nicht singen hören. Auch mit folgender Strophe sieht es nicht viel besser aus:

Wohl viel entbehrt sich. Steht auf dem Schenktisch mir
Der Becher trocken, dampfet die Bowle nicht;
Ich schlag' es aus dem Sinne. *Deiner*
Lernte kein Sterblicher sich entschlagen.

Das wäre doch seltsam! Wir könnten dem Dichter selbst mit Beyspielen vom Gegentheil aufwarten. — In einem gröfsern Gedichte: *der Wandrer im Gewitter* (S. 147.), wird anfangs der Wandrer, indem er unter den Schutz einer grofsen Eiche sich flüchten will, vom Baume selbst gewarnt, und ermahnt, die Narbe zu betrachten, die hier vor wenigen Jahren erst der herabfahrende Blitz zurückgelassen habe. Dieser Zug ist schön, wiewohl die ganze Rede im Munde der Dryade uns dichtrischer und gleichwohl von der Täuschung nicht abweichender gedünkt haben würde. Aber wenn nun der Wandrer in einem Kornfelde unter den Saaten mit dem Zurufe: „Bergt mich, ihr nickenden Halm' und wölbt mitleidig ein Obdach, hemmend die stürzende Fluth um den *Gelagerten* her!" sich zu verstecken sucht; wenn ihn hier *ein Schwall unendlichen Regens* beynah hinwegreifst, und er schon seines Unterganges sich versieht; wie steif und kalt klingen dann Monologe folgender Art:

O wie *eigen* (!) verstreicht mir die Zeit! Ich habe der Mitwelt
Kreise verloren; allein weht durch die Wüste mein Laut.
Keiner der Menschen berühret mich hier. So sind' ich im Grabe
Einst mich wieder, wofern dann ein Gedanke mir bleibt,
Fahre das Fremde dahin! Mir bleibt des eigenen Geistes
Sichere Fülle und nie mangelt mir froher Genufs!

Und sofort noch achtzehn Hexameter hindurch! Moralien dieses Schlages fallen wohl schwerlich irgend jemanden in *der* Lage ein! Wie unnatürlich ist vollends der Uebergang:

Aber, o sieh, es nahen die Musen; nun bin ich gerettet.
Sicher in heiliger Huth heb' ich voll Hoheit mein Haupt.
Singend wandl' ich nunmehr durch die Nacht. Vor dem Zauber der Holden
Schweigt die empörte Natur; lieblich verklärt sich die Luft u. s. w.

Welch' ein drolliges Bild! Die Musen heben einen vom Platzregen triefenden Wanderer aus dem Kornfelde empor? — Wie kann man von einer solchen Wendung auch die geringste Wirkung erwarten? Wenn sie ihm bald anfangs einen sichern Weg gewiesen, in ihre pierischen Grotten aufgenommen oder Muth in die Seele gehaucht hätten — nun ja, dann gedächte man vielleicht an Horazens

Utcunque mecum vos eritis, libens
insanientem navita Bosporum
tentabo, et arentes arenas
littoris assyrii viator.

Aber so lockt sie doch warlich nur der liebe Schlufs herbey! Im gleich darauf folgenden Gedicht *auf die Schaukel* sind Zeilen, wie diese

Noch rascher und stärker! *So lieb' ich, lieb' ich es, so!*
Wie leicht ist die Brust mir! Wie bin ich so froh!

äufserst matt und hart zugleich. Auch dürfte das Gleichnifs: dafs die *Dichtkunst* eben so den Sinn der Sterblichen *schaukelte*, grade nicht für glücklich, und die Ermahnung:

Nur bleibe, ob Himmel und Erde dir schwanke,
Unwandelbar ruhig und hell der Gedanke!

kaum für erreichbar gelten. Flecken und Fehler dieser Gattung finden sich oft, und sogar möchten wir manchen Gedichten überhaupt den Anspruch der Druckwürdigkeit streitig machen. Denn von Kleinigkeiten, wie S. 21. *an unserm Bach*, S. 22. *sanfter Tod*, S. 57. *an den Wein* u. s. w. sollte ein junger Dichter sich billig ganz entäufsern, da man sie schon in hundert andern und frühern Werken findet. Dennoch wiederholen wir es: Hr. *L.* verdient der Aufmunterung viel mehr, als des Tadels. Er verspricht manches Gute für die Zukunft, und wiegt schon jetzt eine ganze Schaar neumodischer Sonettisten auf. Seine Uebersetzungen aus dem Englischen (die freylich fast alle schon im *Brittischen Odeum* standen), ingleichen viele seiner eignen Gedichte, haben Kraft und Geist. Unter den erstern gefallen uns vorzüglich *Hengist und Mey* nach *Mikle* (S. 36.), ingleichen *der Jäger* nach *Chatterton* (S. 83.). Unter den letztern zeichnen sich aus: *die Rückkunft des Kriegers* (S. 78.) und die *Kriegslieder beym Schach* (S. 133.). Der *kleine Derik* und *Mungo Park* sind ein ganz klein wenig ausgedehnter, als ihnen gut ist. Im Anhang *skandinavischer Gedichte* finden sich vortreffliche alte Kampfgesänge; aber die neuern hätten wir einer mühsamen Uebertragung kaum werth geachtet.

Das Aeufsere in dieser Ausgabe könnte gefälliger seyn; denn das Fortlaufen mancher neu anhebender Gedichte auf der *halben* Seite zeigt von der Kargheit des Verlegers; und auch der Setzer scheint seine Pflicht oft vernachlässigt zu haben; denn nicht selten fehlen ganze Zeilen, wie z. B. S. 119. in der zweyten und S. 145. in der dritten Strophe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Februar 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung*, von D. *G. J. Planck*, Consl. Rath und Prof. der Theologie zu Göttingen. *Erster* Band. 1803. XXVIII u. 706 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung im Römischen Staat, von der Gründung der Kirche an bis zu dem Anfang des siebenten Jahrhunderts.

Den Zweck dieses mit eben so vielem philosophischen Geist als gelehrter und gründlicher Sachkenntniss geschriebenen Werks gibt der würdige Vf. selbst bestimmt genug an. Es soll „eine *reine* (d. i. ohne Zweifel, mit Beyseitsetzung alles desjenigen, was nicht die allgemeine Bildung und Gestalt der äussern christlichen Kirche einzusehen, schlechterdings erfordert wird, abgefasste) „Geschichte der christl. „Kirche, als eines *äussern gesellschaftlichen* Instituts geben, in welcher blos dasjenige, was zur *eigensten* „Geschichte dieser *Gesellschaft*, also ihrer Entstehung, „ihrer Bildung, ihrer successiven Erweiterung, ihrer von Zeit zu Zeit sich ändernden Organisation, „ihrer Polizey und Regierungsform, ihrer Verhältnisse zu andern Gesellschaften, besonders zu der „grossen Staatsgesellschaft und ihrer Einwirkung auf „diese, gehört, ausgehoben und in sein gehöriges „Licht gesetzt werden." Sonach darf man hier so wenig Geschichte des Christenthums oder der christl. Lehre, als des Fort- oder Rückganges eigentlicher christl. Moralität oder praktischen Christenthums erwarten, und von den äussern Umständen, unter denen sie sich hier und da ansetzte, erhielt oder verlor, nur so viel, als zur Erklärung des *Eigenthümlichen* nöthig war, das dadurch in ihre *Verfassung* hineinkam. Der Vf. wollte „zugleich, um besonderer Zeit-Gründe willen, etwas dazu beytragen, „den philosophischen Geist unseres Zeitalters, der „auch schon hin und wieder die Kirche zum Gegenstande seiner Speculation gemacht hat, zu dem „*rein-historischen* Gesichtspunkte zurück zu führen." Denn in der That ist ja eine, aus irgend einem obersten Grundsatze zum voraus abgeleitete Speculation: was die Kirche *seyn* und *werden* und *wirken sollte*, eine blosse Speculation, die die *wirkliche* Welt nichts angeht, so lange nicht auf dem *historischen* Wege untersucht wird, was sie *wirklich wurde* und *wirkte*, und aus welchen *wirklichen* Ursachen dieses herrührte. Denn die Veränderungen in der Welt richten sich nach unsern Speculationen und nach unsern Forderungen nicht; die Geschichte verliert alles Lehrreiche, was nur die sorgfältige Beobachtung geben kann, und sie wird offenbar entstellt und einseitig, wenn sie über jenen Leisten geschlagen wird. Es ist also schon wahres Verdienst, wenn ein gelehrter Mann, dem die nöthigen historischen Kenntnisse zu Gebote stehen, einer falschen Richtung entgegenarbeitet, die der Zeitgeist zu nehmen anfängt, und wenigstens an einem Theil der Geschichte zeigt, wie viel mehreres dazu gehöre, wenn man als Geschichtschreiber auftreten will, als blos philosophische Kenntnisse.

Wer nur einigermafsen weiss, was in der Abhandlung der christl. Kirchengeschichte oder in den sogenannten christl. Alterthümern, oder in den Untersuchungen über das kanonische Recht, unter dem Titel vom Kirchenregimente (im weitern Verstande, also nicht blos von der Hierarchie, sondern auch von den Rechten der weltlichen Obrigkeit und den Verhältnissen des *Sacerdotii* gegen das *Imperium* und gegen die Laien) oder *de disciplina ecclesiastica*, (ebenfalls im weitesten Umfange) vorkommt, wird schon von selbst sehen, was er überhaupt in diesem Werke erwarten dürfe, und vieles ihm schon bekanntes finden; aber schwerlich, bey aller gefliissentlichen Kürze, in *der* Vollständigkeit und in *dem* Umfang, wie hier. Mit Vergnügen wird er hingegen auf manches stossen, was er hier nicht vermuthete, und doch hieher gehöret, manches ihm sonst wohl Bekannte in ein neues Licht gestellt, aus seinen wahren Quellen abgeleitet, und manche neue Ansicht bekannter Sachen eröffnet finden. Dies ist die vornehmste Ursache, warum wir uns auf einen möglichst kurzen Entwurf des Inhalts dieses ersten Bandes, und auf die Darstellung des Ganges, den der Vf. genommen hat, einlassen zu müssen glauben; da selbst die vorangesetzte sehr nützliche und nöthige *Anzeige des Inhalts* lange nicht alles andeutet, was man bey Lesung des Werks selbst findet. Aber freylich können wir nur etwas von dem Merkwürdigsten ausheben, und müssen uns begnügen, das Bekanntere blos zu berühren; die weitere Ausführung der abgehandelten Sachen, die das Eigenthümliche des Buchs ausmacht, müssen wir ohnehin den Lesern selbst nachzusehen überlassen.

Erste Periode: Entstehung und erste Organisation der christl. Gesellschaft, in 6 Kapiteln. Jesus selbst, so sehr er es darauf anlegte, dass seine Anhänger durch *ihren* Glauben, *ihre* Grundsätze über Gott und dessen Verehrung.

ehrung, und durch *ihre* Art dieser Verehrung sich von allen andern religiösen Gesellschaften unterscheiden sollten, hatte doch schwerlich die Absicht, dafs sie in eine *äussere* nach gewissen Gesetzen eingerichtete geschlossene Gesellschaft zusammentreten sollten, ob er gleich glaubte, dieses weder hindern zu dürfen noch zu müssen, und jenes Zusammentreten durch Einführung der Taufe (und des heil. Abendmahls) begünstigte. Seine Schüler sahen die Gesellschaft, in der sie bisher mit ihm gelebt hatten, als Gesellschaft des Lehrers und der Schüler an, und dachten noch an keine Trennung vom Judenthum; erst dadurch, dafs die Juden sie förmlich nach Jesu Tode aus ihrer Gesellschaft ausstiefsen, ihre Synagogen vor ihnen verschlossen und ihren Tempel von ihnen verunreinigt glaubten, waren sie genöthigt, sich zurückzuziehen, und sich immer mehr an einander anzuschliefsen. (So manches Wahre in dieser Vorstellung liegt, so kann sich Rec. doch nicht von ihrer ganzen Wahrheit überzeugen, am wenigsten von dem zuletzt Gesagten. Die von dem Vf. angeführten Stellen Apostg. 8, 1. 9, 1. 2. besagen diefs gar nicht; die Geschichte bezeugt ganz das Gegentheil. Aufser dem, dafs Verfolgungen noch keine Ausstofsung aus der Gesellschaft in sich schliefsen, und dafs jene vorübergehenden Verfolgungen eigentlich nur von eifrigen ausländischen Juden herrührten, besuchten die Apostel und ihre christl. Anhänger ungestört den Tempel und die Synagogen bis auf die Zerstörung des erstern; selbst der Vorwurf, den Juden und Judenchristen dem Apostel Paulus machten, Apostg. 21, 20. 21, 27. f. beweiset offenbar, dafs man von den übrigen Aposteln und ihren Anhängern ganz anders dachte.) — Was der Vf. im dritten Kap. von der eingeführten Gütergemeinschaft sagt, scheint sich noch auf die ehemalige falsche Vorstellung zu gründen, die man sich davon machte. Eine Kasse hatte zwar Jesus mit seinen ersten Vertrauten, vielleicht wegen ihrer fast beständigen Reisen, und um Dürftigen wohl zu thun; aber eine solche angebliche Kasse, aus der die Apostel mit Jesu eigentlich *gelebt* hätten, kannten die Apostel aus seiner Zeit her gar nicht so, dafs sie, wie hier S. 20. gesagt wird, aus *Mangel an Ueberlegung* den *seltsamen* Entschluss gefafst hätten, auf eben dem Fufs auch mit ihren neuen Christen fort zu leben. Aufser der Gemeinde zu Jerusalem findet sich von der sogenannten Gütergemeinschaft der Christen nicht die mindeste Spur; und zu Jerusalem war sie wegen der vielen fremden, von ihren alten Glaubensgenossen verlassenen Judenchristen gewissermafsen als nothdürftige Almosenanstalt nothwendig. Wir übergehen das, was in den folgenden Kapiteln über Einführung der Diaconen, Presbytern und Bischöfe gesagt wird, nebst den Erinnerungen über die natürlich in jeder Gesellschaft entstehenden Rechte und Pflichten, und der Bemerkung, dafs, obgleich schon in dieser ersten Zeit eine Gemeinschaft und Verkehr der einzelnen christl. Gemeinden mit einander stattgefunden habe, doch noch keine complete Kirche, d. i. keine geschlossene, durch eine besondere Convention regulirte Gesellschaft aller christl. Gemeinden untereinander entstanden sey, und eben daher die höchste Obrigkeit im römischen Staat noch keine nähere Kenntnifs von der christl. Kirche, als dem Staate nachtheilig, genommen habe. Erst in der

Zweyten Periode, etwa vom J. 60 — 300 entstand eine *weitere und planmäßigere Organisation der christl. Gesellschaft unter dem Drucke der von dem Staate gegen sie erhobenen Verfolgungen.* Ueber diese letzten, ihre Ursachen und Wirkungen, findet man hier (Kap. 1. und 2.) mehrere allgemeine Bemerkungen, vorzüglich am Schlufs die sehr richtige: dafs eben diese Verfolgungen in der Hand der Vorsehung das Hauptmittel waren, das Christenthum schneller zu verbreiten und die dadurch entstandene für die Welt wohlthätige Revolution früher zur Reife zu bringen. Sie veranlafsten zweyerley Hauptveränderungen. Die *erstere* war: die nähere Vereinigung einzelner kirchlichen Gesellschaften zu einem gröfsern Kirchen-Körper. Mehrere kleinere Landkirchen, die schon ihren eignen Bischof (*Episcopus ruris, Chorepiscopus*) hatten, verbanden sich mit einer Stadtkirche, die ihren eignen Bischof hatte, und so entstanden kirchliche *Diöceſen*, Kap. 3. (Wie jene Landbischöfe entstanden, und wie sie sich die Rechte der städtischen Bischöfe zueignen konnten, wird hier sehr natürlich und richtig erklärt.) Eben so verbanden sich (Kap. 4.) Kirchen der kleinern Städte mit benachbarten der gröfsern, und Kirchen in dem Provinzial-Städten mit der Kirche in der Hauptstadt einer Provinz, und so bildeten sich *Metropolitan-Sprengel;* wodurch denn auch schon der Grund zu den gröfsern Metr. Sprengeln gelegt wurde, wenn Bischöfe mehrerer Provinzen, mit Vorbeygehung des Bischofs der Hauptstadt ihrer Provinz, sich mit dem Bischof einer andern gröfsern Stadt und unter seine Oberaufsicht vereinigten, wie die suburbicarischen Kirchen mit der zu Rom, die in Aegypten und Libyen mit der alexandrinischen u. dgl. (Läfst sich aber dieser Nebenumstand *mit Vorbeygehung der Hauptſtadt* auch erweisen? Gab es wirklich in solchen Provinzen, als sie die auswärtige Verbindung suchten, schon *wirkliche Metropolitanen?* In den suburbicarischen Provinzen und auf Sicilien z. B., so wie in Aegypten und Libyen findet sich von besondern Metropolitanen keine Spur. Selbst der bekannte sechste *Canon Nic.* redet von Metropolitanen überhaupt, deren Vorrechte bey der Wahl der Bischöfe ihrer Provinz sollten erhalten werden; was würde sich aber nicht von Seiten der im gedachten Kanon namentlich erwähnten drey Bischöfe für ein Widerspruch dagegen erhoben haben, wenn der Metropolitan einer solchen Provinz, die sich, mit Uebergehung ihres Provinzial-Metropolitan, einem auswärtigen unterworfen hätten, das hier allgemein angegebene Recht eines Metropolitan hätte wirklich ausüben wollen?) Durch die neue Metropolitan-Verfassung erhielten denn auch (Kap. 5.) die *Synoden* eine bestimmte Form, welche am Ende des

zwey-

zweyten Jahrhunderts, besonders durch den bekannten Streit über die Osterfeyer veranlasst worden waren, und deren sichtbarer Nutzen bald nachher jährliche *Provinzial-Synoden* hervorbrachte, deren Beschlüsse anfänglich nur ein freywilliges Herkommen, nach und nach aber eine gesetzliche Verbindlichkeit erzeugten. Noch fester aber wurde (Kap. 6.) diess Band der verschiedenen Kirchen durch die aufgekommene Gewohnheit geknüpft, dass die christl. Kirchen einer Provinz ihre Synodalschlüsse denen in einer andern Provinz mittheilten, Bischöfe ihre Wahl andern Bischöfen bekannt machten, den aus einer Gemeinde in eine andere reisenden Christen Atteste (*literas formatas*) mitgaben, und die ausgestossenen Mitglieder einander anzeigten. Ob nun gleich hiedurch die im dritten Jahrhundert, wenigstens zuerst in Afrika, entstandene Idee, dass alle Christen auch eine einzige *sichtbare* Gesellschaft ausmachten, sehr begünstiget und allgemeiner wurde: so hatte man doch noch gar keine Vorstellung von einem einzigen sichtbaren Oberhaupte dieser Kirche, und konnte daher auch nicht daran denken, dem römischen Bischof, den man übrigens aus sehr begreiflichen Ursachen sehr auszeichnete, dergleichen Supremat zuzueignen. (Kap. 7.)

Die *andere* Art der Hauptveränderungen ereignete sich in den einzelnen Kirchen selbst, und in deren innerm Zustande. So wie sich die Anzahl der neuen Christen vermehrte, entstand 1) eine höhere Meynung der Gesellschaft von sich selbst und ihrer Wichtigkeit, wodurch die Schwierigkeit, welche man den sich meldenden neuen Mitgliedern (Katechumenen) bey ihrer Aufnahme machte, und die strengern Forderungen eines unsträflichern Verhaltens nebst der Einführung eines neuen Pönitenz-Systems, veranlasst wurden (Kap. 8.). (Was hier S. 131. von Taufzeugen gesagt wird, bedarf einer Berichtigung. Nur bey Kindern (*parvulis*, sagt *Tertullian*) waren sie üblich, und von einer Bürgschaft, welche die Taufzeugen gleichsam für die Täuflinge übernehmen müssen, und die in der Folge weggefallen sey, weiss die Geschichte nichts.) 2) Wurde nun nicht nur die Vermehrung der Zahl der Presbytern und Diaconen nothwendig, sondern es wurden auch neue Klassen und Ordnungen der Kirchendiener eingeführt, deren man gar wohl hätte entbehren können, die aber 3) dazu dienten, das Ansehen der bisherigen höhern Kirchendiener zu vermehren, welches die Folge hatte, dass sich aus ihnen eine eigne Kaste bildete, und aus Dienern der Gemeinden Herren wurden, die ein eigener Standesgeist und ein Interesse leitete, welches dem Interesse der übrigen Gesellschaft entgegen war. Indem man die christl. Kirchendiener mit den ehemaligen Israelitischen verglich, und jene als an dieser Stelle gesetzt annahm; und indem man immer mehr die Idee geltend machte, dass sie Nachfolger der Apostel wären, deren Rechte und Vorzüge durch die Ordination auf sie übertragen würden, brachte man die Meinung in Umlauf, dass sie ihr Amt *jure divino* besässen und also einen eignen regierenden Stand ausmachten (Kap 10.). Diesen Wahn durchzusetzen, dienten noch *theils* die Auszeichnung dieses Standes durch den Namen des *Klerus*, (der so viel als Gottes Erbtheil oder Eigenthum bedeutete) im Gegensatz gegen Laien, und manche äusserliche Distinctionen, die man den Geistlichen ertheilte, *theils* die eingeführte Organisation des geistl. Standes, die mehrere Subordination einer Klasse des Klerus unter die andere, und die Gewohnheit, zu höhern Ordnungen des Klerus durch die untern nach und nach aufzusteigen (Kap. 11.). Das meiste gewannen die Bischöfe dabey, die sehr bald, sonderlich durch die Synoden, eine monarchische Regierung der Kirche zu Stande brachten, aber vorerst noch durch die Presbytern, noch mehr aber durch die Gemeinden und deren Wahlrecht, ob dieses gleich schon sehr durch den Einfluss der Metropolitanen und der Provinzial-Bischöfe litt, eingeschränkt wurden (Kap. 12.). Am meisten wurde die Unabhängigkeit der Bischöfe und des Klerus überhaupt dadurch aufgehalten, dass ihr Unterhalt von der freywilligen Beysteuer der Gemeinde-Glieder abhing. Alles bisher erwähnte und das sichtbare Entgegenarbeiten der Christen gegen die Staatsreligion musste nothwendig die Aufmerksamkeit und Besorgniss des Staats ihretwegen erwecken, die für die Christen sehr gefährlich würde geworden seyn, wenn nicht Kaiser Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhoben hätte (Kap. 13.). Hierdurch bekam die christl. Gesellschaft eine ganz neue Umwandlung, von der der Vf. in der

Dritten Periode, vom J. 300—600 ohngefähr, handelt, und die bey weitem den wichtigsten und ausführlichsten Theil dieses Buchs ausmacht. Hier bringt der Vf. alles unter *drey* Abtheilungen; wobey uns doch der Reichthum der hier berührten Sachen nöthigt, den Inhalt dieser Abschnitte mehr anzudeuten, als in einem ausführlichen Zusammenhange vorzulegen.

Erste Abth. Geschichte der Veränderung, durch welche das *Verhältniss der Kirche zum Staat*, und zugleich der *Zustand der Kirche überhaupt*, und der *Zustand des Klerus* insbesondere, umgestaltet wird. Voran in den drey ersten Kapiteln die Lage der christl. Kirche im römischen Reiche zu Anfang des 4ten Jahrhunderts. Ausbruch der letzten Verfolgung unter K. Diocletian, deren Veranlassung und Geschichte (nur im Allgemeinen). Milde Beurtheilung der Absicht jenes Kaisers, dessen Befehle zwar übertrieben, deren Ausführung aber durch Konstantius Chlorus (zum Theil doch auch durch politische Absichten anderer Augusten und Cäsarn zu manchen Zeiten) gehemmt wurde. Verschiedenes Benehmen Constantins, als Kaisers, gegen das Christenthum und die christl. Gesellschaft, in den verschiedenen Lagen, in welchen er sich vom J. 306 bis an seinen Tod befand, nebst dem Antheil, den Politik und Ueberzeugung daran hatten. Hastigkeit seiner Söhne, die Alleinherrschaft des Christenthums zu beschleunigen, welches den

Digitized by Google

letzten Sturm unter K. Julian, dieſer aber auch das Ende dieſer Erſchütterung deſto ſchneller herbeyführte. Sehr unparteyiſche Beurtheilung Julians bey ſeinen Anſtalten gegen das Chriſtenthum.

Da durch jene Revolution unter Conſtantin die Kirche und der Staat in Einen Körper zuſammen floſſen, und die kaum noch verfolgte Religion ſelbſt verfolgend wurde: ſo kam es bald dahin, — daſs alle Nichtchriſten der bürgerlichen Rechte (wenigſtens der Anſprüche auf Staatsämter) beraubt wurden — daſs das Oberhaupt des Staats deſto gewiſſer auch Oberhaupt der Kirche werden muſste, zumal da ſchon bisher im römiſchen Staat die Religion und die religiöſe Geſellſchaft unter unmittelbarer Aufſicht des Staats geſtanden hatte — und daſs die chriſtl. Regenten ſich bald Rechte über die Kirche anmaſsten, die mit den Geſellſchaftsrechten der Kirche in eine ſtarke Colliſion kamen. Denn ſie ſchränkten das Recht der Gemeinden, ſich ſelbſt ihre Vorſteher, wenigſtens die Biſchöfe, zu wählen, durch willkührliche Ernennung derſelben ein; ſie eigneten ſich das Recht zu, die kirchlichen Geſetze und Verfügungen, wenigſtens wenn ſie allgemein gültig ſeyn ſollten, zu beſtätigen, nicht nur in Sachen, welche die äuſsere Ordnung angingen, ſondern auch bey Schlüſſen, welche den Glauben und die Lehre betrafen; ja ſie gaben oft der Kirche, in beiderley gedachter Rückſicht, ſelbſt Geſetze. Doch muſs man wieder zu ihrer Entſchuldigung geſtehen, daſs ſie hierin nach den Grundſätzen des ältern römiſchen Staatsrechts handelten, da ſie ja durch Annahme der chriſtl. Religion dem Staate nichts von ſeinen Rechten vergeben wollten, und daſs ſie ſelbſt von chriſtl. Biſchöfen zu dieſen Eingriffen aufgefodert wurden. Rec. würde hinzuſetzen: daſs die Mifshelligkeiten der Vorſteher der Kirche ſelbſt und deren Eifer, ihre Meynungen oder Abſichten durchzuſetzen, die Kaiſer nöthigten, zur Erhaltung des Friedens und Abwendung mancher der öffentlichen Sicherheit nachtheiligen Unruhen, ſich ins Mittel zu ſchlagen; wobey freylich zu bedauern war, daſs ſie ſich hierin oft mehr durch Vorurtheile und eine gewiſſe Vorliebe, als durch vernünftige und chriſtliche Geſetze der Toleranz leiten lieſsen. Allerdings mögen dieſe Schritte der Kaiſer das meiſte zu der nachmaligen Gegenwirkung der Biſchöfe, ſonderlich derer zu Rom und Conſtantinopel, und zu den *bellis inter ſacerdotium et imperium*, beygetragen, und zu den Verſuchen, ihnen eine kirchliche Deſpotie entgegenzuſetzen, zumal bey dem Wachsthum immer vornehmerer Begriffe von Kirche und deren Gewalt und Rechten, den Grund gelegt haben. In dieſer Periode aber hatte man noch zu ſehr ſchwankende und unbeſtimmte Begriffe von der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, als daſs ſich etwas hier hätte ſollen mit Beſtande thun laſſen, wie der Vf. am Ende des vorzüglich merkwürdigen 4ten Kapitels ſehr richtig an Beyſpielen zeigt.

Dieſe neuen Verhältniſſe, in welche die Kirche mit dem Staat kam, brachte groſse Veränderungen in dem *innerlichen* Zuſtande der *kirchlichen Geſellſchaft* hervor, wovon einige wenigſtens ohne jene nicht hätten eintreten können. Dahin gehören *erſtlich* in Abſicht auf den *Klerus* die ungeheuern Einkünfte und Beſitzungen, durch die Schenkung eines Theils der Einkünfte des Staats und der ehemaligen heidniſchen Tempel, hauptſächlich aber durch die Freyheit, welche die Kirche erhielt, Legate jeder Art anzunehmen (Kap. 5.), durch die neuen Privilegien, namentlich durch mehrere Immunitäten für ſich und ihre Güter (Kap. 6.), das eigene *Forum*, deſſen Einſchränkungen in Civil- und Criminalſachen hier (Kap. 7.) angegeben werden, und die wirkliche Jurisdiction und Uebertragung einer eigenen richterlichen oder vielmehr ſchiedsrichterlichen Gewalt, ob ſich gleich der Klerus auch bald eine wahre Criminal-Jurisdiction über alle Laien-Sünden anmaſste, und manches unter die Kirchenſachen zog, was ſeiner Natur nach dahin gar nicht gehörte, beſonders Matrimonial- und Teſtaments-Sachen (Kap. 8.). Alles dieſes ward wieder eine Quelle oder doch Beförderungsmittel neuer Veränderungen ſowohl in der *äuſsern* als *innern* Verfaſſung des Klerus. — In der *äuſsern*: Denn die anſehnlichen Güter und Privilegien lockten immer mehrere an, in den geiſtlichen Stand zu treten, ſo daſs ſelbſt dieſer groſse Zulauf durch kaiſerliche Geſetze eingeſchränkt werden muſste; es wurden auch durch die vielerley dem Klerus ſonſt fremden Geſchäfte, wo nicht neue Aemter, doch neue Beſchäftigungen nothwendig, wie die Anſtellung der Archipresbytern und Archidiaconen, der Notarien, der Defenſoren (nämlich derer, welche die entferntern Patrimonien beſorgen muſsten), und anderer beweiſet. Hiernächſt wurde der Abſtand der Geiſtlichkeit von den Laien immer mehr erweitert, durch die eingeführten Unterſcheidungszeichen ihrer eigenen Kleidung und der Tonſur; durch die Verſchiedenheit des Verfahrens, das man bey dem Gebrauch der kirchlichen Diſciplin beobachtete, wo z. B. Verbrechen der zu dieſem Stande gehörigen Perſonen nicht mit dem Bann, ſondern mit Verſetzung in den Laienſtand beſtraft wurden (Kap. 9.); durch Einführung des Cölibats, der ihnen jetzt in dieſer Periode, obgleich noch nicht in der ganzen Kirche, durch ein allgemeines Geſetz aufgedrungen wurde; endlich durch Unterſagung gewiſſer Geſchäfte des bürgerlichen Lebens (Kap. 10.) —

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. Februar 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung*, von D. G. J. *Planck*, u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 39. abgebrochenen Recension.*)

Zu den Veränderungen in der *innern* Verfassung des Klerus rechnet der Vf. als die wichtigsten: die Einführung bestimmter Geschäfte und Rechte, die den verschiedenen Ordnungen und Graden des Klericats ausschliefslich angewiesen wurden; die gesetzmäfsig gemachte Observanz der Interstition, wonach zu den obern Graden nur durch die untern aufgestiegen werden konnte (Kap. 11.); die Erweiterung und mehrere Befestigung der monarchischen Gewalt der Bischöfe über den Klerus, welcher der letztere nun auch in der Praxis nicht leicht ausweichen konnte, indem man verbot, dafs ein Geistlicher sich nicht zu gleicher Zeit in mehrere Diöcesen durfte aufnehmen lassen, und dafs keiner ohne *literas formatas* seines Bischofs in einer andern Kirche durfte aufgenommen werden; vornehmlich aber indem die Bischöfe das Recht, auf den Synoden ausschliefslich zu stimmen, an sich rissen, ein Recht, welches nie durch ein Gesetz, sondern blofs durch die Observanz eingeführt wurde (Kap. 12.); hauptsächlich dadurch, dafs die Bischöfe sich ausschliefslich die Administration der Kirchengüter zueigneten; und durch das Gesetz, dafs kein Mitglied des Klerus jemals wieder aus diesem Stand austreten durfte (Kap. 13.). Zuletzt zeigt der Vf. noch (Kap. 14.), welchen Zuwachs an Macht und Ansehen der Klerus jetzt dadurch bekam, dafs die Mönche, die nie für etwas anders als Laien gegolten hatten, in dieser Periode in den Klerus aufgenommen wurden, sonderlich seitdem der heil. Benedict den Mönchsstand in eine regelmäfsigere Ordnung gebracht hatte; eine Einrichtung, ohne welche sich die Mönche unter der Barbarey der folgenden Jahrhunderte wahrscheinlich würden verloren haben, und wodurch die Mönche in den Abendländern unendlich weniger schädlich, ja selbst durch den Landanbau weit nützlicher, als in den Morgenländern wurden.

In einer *zweyten* Abtheilung dieser dritten Periode folgen die Veränderungen, welche den zweyten Stand in der Kirche, nämlich die *Laien*, betrafen, und *entweder* in Einschränkung ihrer Gesellschafts-*Rechte*, *oder* in Auferlegung neuer Gesellschafts-*Verpflichtungen* bestanden. — Von *Rechten* verloren sie nach und nach *zuerst* immer mehr, beynahe das Wahlrecht in Besetzung der Kirchenämter; nachdem schon seit dem dritten Jahrhundert der allgemeine Glaube aufgekommen war, dafs die kirchlichen Aemter durch die Ordination ertheilt würden, die von den Bischöfen abhing, auch das Aufsteigen von einer Kirchenbedienung zur andern jenes Recht der Gemeinden in Vergessenheit brachte. Selbst ihr Einfluss auf die Wahl der Bischöfe wurde durch die Concurrenz der Provinzial-Bischöfe und der Metropolitanen geschwächt, ohne deren Beystimmung, seit den darüber gegebenen Gesetzen des grofsen Nicäischen Conciliums, keine solche Wahl gültig war. Sie verloren *aber auch* ihren Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, nachdem diese durch die Synoden den Bischöfen allein anheim gefallen war, die es auf diesen Synoden laut sagten, dafs solche Synoden unter dem Einfluss des heiligen Geistes stünden (Kap. 1.). — Die neuen *Einschränkungen* der *Laien* aber bestanden *erstlich* in Einführung gewisser Pflichten in Absicht auf den *äussern* Gottesdienst, wohin nämlich das Verbot aller Arbeiten und Ergötzlichkeiten an den Sonntagen, die Verordnung des steten Besuches des Gottesdienstes und der Ausdauer bis ganz zu Ende desselben, und die bestimmten und als nothwendig festgesetzten Fasten gehören; *nachher* in der unbedingten Unterwerfung unter den durch die Symbolen bestimmten Lehr-Glauben, die durch die härtesten Ketzerstrafen verpönt wurde (Kap. 2.); *endlich* durch die Festsetzung eines neuen *Matrimonial-Rechts*.

Bey diesem letzten verweilt der Vf. am längsten, und seine Bemerkungen darüber machen einen der vorzüglichsten Theile seines Buchs aus, der mit besonderm Fleifs ausgearbeitet ist. Er zieht die hier in der Kirche eingetretenen oder eingeführten Veränderungen auf drey der merkwürdigsten zusammen. Die *erste* betrifft die zu *Schliefsung* einer gültigen Ehe erforderten *Formalitäten*, nämlich die *Anzeige* der beschlossenen Verbindung an die Gemeinde, wozu die Veranlassung S. 470. 71. sehr gut angegeben wird, und die *priesterliche Einsegnung* der Ehe, die schon als herkömmlich im 4ten Jahrhundert angesehen werden kann, vor dem 8ten oder 9ten Jahrhundert aber durch kein kirchliches Gesetz vorgeschrieben war. Die *zweyte* Veränderung besteht in den *Hindernissen*, die man einer christlichen Heyrath entgegensetzte, (obgleich einige schon durch das bürgerliche römische Recht bestimmt waren). Diese kirchlichen Hindernisse zeigen sich in Bestimmung der Zeit (der vierzigtägigen Fasten, späterhin auch der Adventzeit und der Sommerfasten), wo die Vollziehung der Ehe nicht statt finden sollte, in dem Verbot der Heyrathen eines Christen während der ihm vorgeschriebenen Bufszeit, und, seit dem Concilium zu Chalcedon,

in Unterſagung der Ehe an ſolche Perſonen, die eine ewige Keuſchheit angelobt hatten (Kap. 3.); wozu noch die Hinderniſſe einer Ehe, wegen Verſchiedenheit der Religion, wegen Ehebruchs und Entführung, wegen natürlicher Blutsfreundſchaft und Schwägerſchaft, ſo wie aus der bürgerlichen (der Adoption) und der geiſtlichen Verwandſchaft (der Pathen), kamen. Bemerkenswerth iſt, daſs die Chriſten in dem Verbote der Heyrathen zwiſchen Verwandten nicht nach den moſaiſchen, ſondern nach den alt-römiſchen Geſetzen ſich richteten (Kap. 4). Die *dritte* Veränderung zeigt ſich bey den *Eheſcheidungen* und der *wiederholten* Ehe (*nuptiae ſecundae*). Gegen die letztere wirkte man ſogar kaiſerl. Verordnungen aus. Wie die Eheſcheidungen, aber nur im Fall eines Ehebruchs, geſtattet, auch wie der Begriff des *divortii* geändert, und, anſtatt einer völligen Auflöſung der Ehe, eine bloſse Trennung eingeführt worden ſey, die den Getrennten keine neue Heyrath verſtattete, verdient bey unſerm Vf. weiter nachgeleſen zu werden (Kap. 5.), der im 6ten Kap. die Darſtellung der drückenden Einſchränkungen der Laien mit der Bemerkung ſchlieſst, wie man durch die Zeitumſtände und die Anhäufung der mit einer Kirchenbuſse zu belegenden Vergehungen genöthigt worden ſey, die drückende Kirchenzucht zu mildern, *theils* durch den eingeführten Unterſchied zwiſchen öffentlich bekannten (*peccatis publicis*) und verborgnen (*occultis*), für welche letztere man in der letzten Hälfte des 4ten Jahrhunderts hie und da einen eignen *Poenitentiarius* anſtellte, *theils* durch Erleichterung der Kirchenſtrafen ſelbſt.

Zuletzt kommt der Vf. in einer *dritten* Abtheilung der *dritten* Periode auf die Veränderungen in dem Zuſtand des gröſsern Körpers, der aus der Vereinigung *mehrerer Kirchen*, d. i. aus der ſchon früher eingeführten Diöceſan- und Metropolitan-Verbindung, und in den Formen dieſer Verbindung, entſprang. In der *Diöceſan-Verfaſſung* 1) durch die Abſchaffung der Landbiſchöfe und Unterwerfung der Landkirchen unter die biſchöflichen (Kap. 1.). Selbſt die Einſchränkungen, welche die Biſchöfe ſich ſelbſt auflegten, muſsten dazu dienen, das Band zwiſchen ihnen und ihren Diöceſen feſter zu knüpfen. Hierzu gehörte: die Verpflichtung zum beſtändigen Aufenthalt in ihren Diöceſen oder zur beſtändigen Reſidenz, welche durch das Verbot, länger als auf drey Wochen aus der Diöces zu verreiſen oder gar in einem fremden Kirchenſprengel ſich Ordinationen anzumaſsen, durch die Verordnung, die Kirchen ihres Sprengels fleiſsig zu viſitiren, und durch die verbotene Verſetzung eines Biſchofs aus einem Biſsthum in ein anderes bewirkt wurde (Kap. 2.). 2) Durch die Einführung der *Parochieen* in dem engern Sinn, wo eine Parochie jede einzelne Kirche hieſs, welcher ein Presbyter vorſtand, dergleichen bis gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts alle, auch biſchöfliche, Kirchen waren, zu der alle Chriſten einer Stadt ſich hielten. (Die Richtigkeit dieſer letzten Behauptung des Vfs. muſs Rec. doch bezweifeln. Denn in nur einigermaſsen gröſsern Städten muſsten nothwendig zu der Zeit, wo die Chriſten noch keine Kirchengebäude oder Tempel hatten, ſondern ſich mit dem Gottesdienſt in Privathäuſern behelfen muſsten, *mehrere* Kirchen oder Gemeinden ſeyn, die von der, wo der Biſchof angeſtellt war, verſchieden waren, wie dieſs auch ſelbſt noch die Streitigkeiten zu Karthago zwiſchen Cyprian und der Gegenpartey des Novatus beweiſen.) Im 4ten Jahrhundert wurden ſolche Parochieen in den Städten allgemein, und es entſtand der Unterſchied zwiſchen Parochial- und Kathedral-Kirchen. Erſtere muſsten doch die Biſchöfe abhängig von ſich zu erhalten, dadurch, daſs ſie die Presbytern und die übrigen Kleriker in denſelben anſtellten und nach Belieben verſetzten, auch die Gewalt und Amtsverrichtungen der Parochen einſchränkten, wiewohl ſie dieſen doch, bey zunehmender Menge der Chriſten und ihrer Kirchen, manche Verrichtungen wieder überlaſſen muſsten (Kap. 3.). 3) Als eine dritte Veränderung der Diöceſan-Verfaſſung giebt der Vf. (Kap. 4) an, daſs, da die Einkünfte der Landkirchen wahrſcheinlich anfangs nur gering waren, die Biſchöfe, nachdem ſie aus der Stadt Presbytern dahin verſetzten, die bey ihren Landeinkünften nicht beſtehen konnten, ihnen die Einkünfte laſſen muſsten, welche dieſe bisher aus der Caſſe der Stadtkirchen bezogen hatten, wogegen ſie dann die jährlichen Einkünfte der Landkirchen ſich verrechnen lieſsen. Nachdem ſich aber die Einkünfte der Parochieen vermehrt hatten, konnten doch die Biſchöfe länger nicht dieſe für ſich vortheilhaftere Einrichtung erhalten, ſondern muſsten im 6ten Jahrhundert den Parochen die ihnen unmittelbar zufliefsenden Einkünfte überlaſſen. (Mehr hiſtoriſch hätte doch der Vf. dieſes beweiſen mögen.)

Noch mehr ins Ganze gehen die Veränderungen, welche in dieſer Periode mit der *Metropolitan-Verfaſſung* vorgingen. Was in Abſicht auf dieſelbe bisher mehr auf einer ſtillen Uebereinkunft beruhet hatte, wurde ſeit dem 4ten Jahrhundert beſtätigt; manches auch, wie das Recht Kirchen einzuweihen, und den Biſchöfen ihrer Provinz *literas formatas* zu geben, erſt jetzt für die Metropolitanen geſetzmäſsig gemacht (Kap. 5.). Ordnungsmäſsiger wurden die Metropolitan-Sprengel und deren Gränzen regulirt, und ihre Gewalt beſonders dadurch eingeſchränkt, daſs ſie in wichtigern Sachen nichts ohne Beyſtimmung der Provinzialſynoden vornehmen ſollten (Kap. 6.). Schwerlich aber würden die Metropolitanen ſich immer in dieſen Schranken gehalten haben, wenn nicht im 5ten Jahrhundert einige gröſsere Biſchöfe *Patriarchen* geworden wären und die Aufſicht über die Kirchen *mehrerer Provinzen* bekommen hätten. Wie gerade die Biſchöfe von Rom, Conſtantinopel, Alexandrien und Antiochien zu dieſem Anſehn gelangt (Kap. 7.) und wie ihre Rechte, Verhältniſſe und Sprengel näher beſtimmt worden (Kap. 8.), läſst ſich leicht aus der Geſchichte angeben. Daſs und wie die *römiſchen* Biſchöfe in dieſem Zeitraum ſchon Anſtalten zu ihrem Supremat und Vereinigung aller chriſtlichen Kirchen unter ein gemeinſchaftliches ſichtbares Oberhaupt gemacht,

macht, welche Umstände ihnen dabey geholfen, was sie dazu für Veranlassungen bekommen, was für scheinbar legale Bestätigung sie dafür zu erhalten gewufst haben, und durch welche indirecte Mittel es ihnen gelungen sey, ihr aufgefafstes Ideal einigermafsen, aber bey weitem jetzt noch nicht vollständig, zu realisiren, wird hier in einer sehr bündigen und für Unbefangene einleuchtenden Kürze gezeigt (Kap. 9 — 11.), und im 12ten und 13ten Kap. das grofse Mittel, durch Einführung der *ökumenischen* Concilien (deren eigene Einrichtung und das Recht ihrer Zusammenberufung, Direction und Bestätigung hier gut dargestellt wird), und durch die Sammlung von Concilien-Canonen, eine Verbindung *aller* christlichen Kirchen einzuleiten, ins Licht gesetzt.

Bey dem Schlusse dieses nur sehr allgemein angegebenen Inhalts und dessen nochmaliger Uebersicht erneuern sich bey uns die angenehmen Eindrücke, welche das vorliegende Buch um so mehr auf uns gemacht hat, als ein mit so vielem Fleifs bearbeitetes gegen gewöhnliche Machwerke unserer Zeit, die blofse, allenfalls mit sehr zufälligen pragmatisch seyn sollenden Reflexionen aufgestutzte, Compilationen aus neuern ausführlichern Vorarbeiten sind; zu seinem grofsen Vortheile absticht. Zwar fand auch der Vf. über den Gegenstand seines Werks, vielleicht mehr als in irgend einem andern Theile der christlichen Kirchengeschichte, vieles in manchen trefflichen, wenigstens von vielem gelehrten Fleifs zeugenden, Werken von Schriftstellern der römisch-katholischen Kirche, so wie ihrer gelehrten protestantischen Gegner, vorgearbeitet, und er sagt selbst (S. IX. der Vorrede) mit eben so vieler Wahrheit als Bescheidenheit: „dafs dem Vf. eines solchen Werks bey dem Stoff, „den er zu behandeln hat, nur das Verdienst des rich„tigen Auffassens, der schicklichen Auswahl und der „zweckmäfsigsten Zusammenstellung zukommen kön„ne." Allein eben dieses Letztere ist nach der Art, wie er es geleistet hat, kein geringes Verdienst, wobey man zugleich niemals vergessen mufs, wie viele sorgfältige Prüfung des zu bearbeitenden Stoffs dazu gehörte, um nichts Wesentliches zu übersehen, nichts Ungegründetes, obgleich fast herkommlich Gewordnes, einzumischen, und sich keine Parteylichkeit zu Schulden kommen zu lassen; zugleich wie viele Vorsicht und Mäfsigung, um nicht in den polemischen Ton zu fallen, der bey Sachen fast unvermeidlich scheint, welche ein politisches oder kirchliches Interesse haben. Zwar hätte sich noch manches sagen lassen, was man hier wohl erwarten durfte. Denn, wenn gleich von dem Entstehen und den Veränderungen der christlichen Kirchenverfassung in Persien, Arabien, unter den ins römische Reich eingedrungenen barbarischen Völkern u. dgl. nichts gesagt zu werden brauchte, um die Geschichte dieser Verfassung vollständig darzustellen, weil der Vf. sich ausdrücklich nur auf die christliche Gesellschaftsverfassung im *römischen* Staate einschränken wollte: so wird doch Mancher einiges ungern übergangen sehen, z. B. wie weit man unter den Christen auch schon vor den christlichen Regenten, die nicht christliche Obrigkeit in äufserlichen Kirchenangelegenheiten, als unter den Kaisern Alexander Severus und Aurelian, zu Hülfe genommen habe? woher die ἀκολουθία τῆς τιμῆς unter den christlichen Bischöfen entstanden sey, und was sie für Wirkung gehabt habe? wie der gewifs merkwürdige σύνοδος ἐνδημοῦσα beschaffen gewesen sey? u. dergl. Aber im Ganzen herrscht doch in diesem Werke eine Vollständigkeit, die bey der fruchtbaren Kürze, welche der Vf. geflissentlich gesucht zu haben scheint, Bewunderung verdient. Vieles, was Mancher auch hier suchen wird, ist gewifs mit Recht darum nur berührt, ohne es weiter auszuführen, nicht sowohl weil es sonst bekannt genug ist, sondern weil es Absicht des Vfs. war, das *Ganze* der christlichen Gesellschaftsverfassung und dessen allmälige Bildung darzustellen, alles daher zu übergehen, was zu *diesem* Zweck nicht erfoderlich war, und die Uebersicht des Ganges dieser Bildung nur gestört haben würde. Hier müssen wir vorzüglich die, wie gesagt, fruchtbare Kürze des Vfs. rühmen, die gerade nur so viel sagt, als nöthig war, und alles, ohne Nachtheil der Deutlichkeit, so zusammendrängt, dafs der für den Gegenstand des Buchs interessirte Leser nicht ermüdet wird, wozu auch die durchaus herrschende gute Ordnung und die Zusammenfassung einer Sache in sehr kurze Kapital vieles beyträgt.

Bey allem Bekannten, was der Vf. sagt und sagen mufste, bekommen doch die Sachen eine neue und interessantere Gestalt durch manche neue Ansicht, die er davon giebt, und besonders durch die Entwikkelung der Veranlassungen, Ursachen und Folgen der Veränderungen, wodurch sich die christliche Gesellschaft nach und nach so und nicht anders gebildet hat, welches diese Geschichte recht eigentlich pragmatisch macht. Grofses Lob verdient auch nicht nur die Enthaltung von allen blofsen Hypothesen, wodurch jetzt so Manche die wahre Geschichte verunstalten, sondern auch die Belegung des Gesagten mit wohl gewählten Zeugnissen oder Umständen, die natürlich aus der Geschichte hervorgehn, nebst der Bescheidenheit, womit er sich in den Gränzen des Erweislichen, in der Vermeidung aller eigentlichen Controversien, und in der anspruchlosen Darstellung seiner Ansichten erhält. Giebt es gleich Gelegenheit genug, überall bey den Fortschritten der christlichen Kirchenverfassung angelegte Plane und politische Absichten anzugeben, die er auch, wo sich dazu Grund in der Geschichte zeigte, nicht übergangen hat: so zeigt er doch immer sehr wohl, wie der Grund oder die Veranlassung mancher vorgegangenen oder vorgenommenen Veränderungen in örtlichen oder Zeit-Umständen, in den vorhergehenden Lagen, die schon den Keim der nachher erfolgten Veränderungen enthielten, und in der Natur der Sachen selbst gelegen habe, wodurch sie von selbst, auch ohne weitere planmäfsige Anstalten, herbeygeführt wurden. Die beyläufigen, aber immer zweckmäfsigen Bemerkungen, die der Vf. im Text oder in den Anmerkungen, aber immer mit geflissentlicher Sparsamkeit, über den Ursprung

sprung und Gang gewisser kirchlichen Einrichtungen, als S. 128. über den Einfluss der Idee von einem zu erwartenden tausendjährigen Reiche auf den Muth unter den Verfolgungen, S. 193. u. 563 f. über die Besoldung und Sporteln der Geistlichkeit, S. 310 f. über die den Geistlichen zu Theil gewordene bürgerliche Gerichtsbarkeit, S. 419 f. über die vortheilhafte und nachtheilige Richtung, die das Mönchswesen genommen habe, S. 455. über die eingeführte Einschränkung der sonntäglichen öffentlichen Andacht u. s. f. beygebracht hat, werden nachdenkenden und unbefangenen Lesern gewiss Stoff und Veranlassung genug zu weitern Anmerkungen geben.

Ueberhaupt wünschten wir mit dem Vf., dass dieses Werk auch in die Hände vieler gebildeten oder Bildung suchenden Leser, die nicht zu dem gelehrten theologischen Publicum gehören, kommen und studirt werden möchte. Denn, ausserdem, dass der Gegenstand dieses Werks allerdings zu einer für solche Leser, die wirklich auf Bildung Anspruch machen wollen, höchst anziehenden und interessanten Bearbeitung geeignet ist, würde dadurch das gemeine und ungerechte Vorurtheil wenigstens vermindert oder gar verhütet werden können, nach welchem man bey lästigen kirchlichen Einrichtungen und bey dem Benehmen der Geistlichkeit nur zu sehr unlautere Absichten, Politik, Herrsch- und Gewinnsucht u. dergl. Leidenschaften anzunehmen gewohnt ist, weil man die Umstände nicht kennt, die manches nothwendig oder räthlich gemacht haben. Man wird sich auch durch fleissiges Studiren dieses Werks, wo der Vf. stets die Ursachen der Folgen kirchlicher Veränderungen ins Licht gesetzt hat, mehr gewöhnen, anstatt dem Christenthum selbst manches Nachtheilige schuld zu geben, den Grund davon in gedachten Umständen, in der Ungelehrsamkeit, besonders in der Unbekanntschaft selbst der angesehensten Kirchenlehrer mit dem wahren Sinn der heil. Schrift und dem meistens unverschuldeten Mangel der dazu erfoderlichen Hülfsmittel, in der Begierde aus Vorurtheil angenommene Meinungen, Rechte und Gewohnheiten durch die heil. Schrift zu rechtfertigen und in ähnlichen Ursachen zu suchen. Wegen des grossen Reichthums der in diesem Werke enthaltenen Sachen möchte es den Lesern angenehm seyn, wenn der Vf. bey dessen Schluss ein gutes Sachregister beyfügte.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Schumann: *Historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts* unter allen Völkern der Erde, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, entworfen nach *Meiners* von *Joh. Joseph Abel*. Ein Lesebuch für Töchter der höhern und mittlern Stände. 1803. XII u. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.

Eine abgekürzte Bearbeitung von *Meiners* grösserm Werke: *Geschichte des weiblichen Geschlechts*, 4 Bände. Hannover, b. Helwings, 1788 ff., entkleidet von der gelehrten Rüstung, und mehr für Liebhaber und Frauenzimmer zugerichtet, denen sie eine belehrende und unterhaltende Lectüre gewähren kann. Der Forscher der Geschichte wird lieber zu dem ausführlichern, mit den Citaten und Belegen versehenen, Werke zurückgehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Jena. Das jüngste Oster- und Pfingst-Programm*, die letzte Jenaische akademische Schrift des Hn. D. *Paulus*, enthält: *Verosimilia de Judaeis Palaestinensibus, Jesu etiam atque Apostolis non Aramaea dialecto sola, sed graeca quoque Aramaizante locutis*, zusammen auf 4 Bog. in 4. — Bekanntlich hat der neapolitanische Rechtsgelehrte *Diodati* in einer besondern Schrift beweisen wollen: dass die griechische Sprache die Muttersprache Jesu und der Apostel, wie der Juden in Palästina, zu jener Zeit gewesen sey, und Hr. *de Rossi*, dem Hr. Prof. *Pfannkuche* gefolgt ist, hat ganz im Gegentheil zu zeigen gesucht, dass in Palästina, also auch von Christo und den Aposteln nur die aramäische Sprache gebraucht worden sey. Gegen beide Extremen behauptet Hr. D. *Paulus* hier mit den überzeugendsten Gründen die Mittel-Meynung: dass zwar die aramäische Sprache zu jener Zeit in Palästina als die Muttersprache fortgedauert habe, gleichwohl aber die griechische (es versteht sich hebräisch-griechische) in Galiläa und noch mehr zu Jerusalem so bekannt gewesen sey, dass jene Stifter des Christenthums in ihren Reden an das Volk und in ihren Schriften sich derselben bedienen konnten, wenn sie es rathsamer fanden. Eigentlich schränkt er sich nur auf dieses letztere ein, da der damalige dortige Gebrauch des Aramäischen keinem bedeutenden Zweifel unterworfen seyn kann, und widerlegt im *Oster-Programm* die Gründe, welche wider den Gebrauch des Griechischen unter den Juden entweder aus der Anhänglichkeit der Juden an dem väterlichen Gesetz, Meynungen und Gewohnheiten, und dem Hass gegen alles Fremde (der sich aber deswegen nicht auch auf die *Sprache* allgemein erstreckte), oder aus Stellen der Rabbinen und des *Josephus* hergeleitet werden. Im *Pfingst-Programm* aber zeigt er mit eben so bündigen als historischen Gründen, dass das Hebräisch-Griechische selbst schon längst vor Jesu Zeit in Palästina so bekannt gewesen sey, dass viele es gesprochen, die meisten aber wenigstens es verstanden hätten. Schon die öftere Ueberwältigung jenes Landes durch die griechischen Beherrscher Aegyptens, Asiens und Syriens lasse dieses erwarten, so wie es die Geschichte der Alexandrinischen Uebersetzung des alten Testam. und die Geschichte besonders unter und nach den Makkabäischen Fürsten beweise. In Galiläa, wo Jesus und seine Apostel zu Hause waren, konnte man der Kenntnis der griechischen Sprache wegen der Nachbarschaft, so wenig als zu Jerusalem wegen des Zusammenflusses ausländischer, griechisch redender Juden auf den hohen Festen, konnten also auch Er und sie, bey Ausbreitung der christlichen Lehre, derselben nicht entbehren, und aus einigen hier angeführten Beyspielen aus dem N. Testamente geht dieses deutlich genug hervor. Dass die Apostel diese Sprache in ihrer Gewalt gehabt und die griechische Uebersetzung der 70. zum Theil auch andre griechische Schriften gelesen, wird hier namentlich von Jacobus aus Apostelgesch. 15, 15. 16. und von ihm und von den übrigen Vfn. der Schriften des N. Testaments bewiesen. Beyläufig erörtert Hr. D. *Paulus* noch manches, besonders einige Stellen des N. Testaments, auf eine neue Art.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Februar 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Das Recht des Beſitzes.* Eine civiliſtiſche Abhandlung, von D. *Friedrich Carl von Savigny.* 1803. 32 u. 495 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Seit langer Zeit hat Rec. keine juriſtiſche Schrift über eine einzelne Lehre mit einem ſo lebhaften, immer wachſenden Intereſſe ſtudiert, als das vorliegende, höchſt lehrreiche und geiſtvolle Werk. Der Vf., welcher ſchon durch dieſen Verſuch das Recht erworben hat, mit unſern erſten Civiliſten in eine Reihe zu treten, vereinigt in ſich alles, was zur glücklichen Bearbeitung des römiſchen Rechts erforderlich iſt: einen ſeltenen, immer gleichen, immer wachen Scharfſinn; eine glückliche Gewandtheit und Leichtigkeit im Auffaſſen und Darſtellen der feinſten und ſchwierigſten Begriffe; ächte, tief eindringende Gelehrſamkeit, verbunden mit durchgehender Eigenthümlichkeit; ein unermüdetes Beſtreben, keinen Satz ungeprüft zu laſſen, und ſich von allen Vorurtheilen frey zu erhalten, mit einem Wort! alles, was der Eigenſinn des Schickſals in ſeinem ganzen Umfange nur wenigen zu verleihen pflegt. Hiezu kommt noch, daſs günſtige Glücksumſtände den Vf. in die, dem Juriſten doppelt unſchätzbare Lage, ſich einer ausgeſuchten Privat-Bibliothek bedienen zu können, geſetzt zu haben ſcheinen. Das vorliegende Werk gewährt daher einen Genuſs und eine Befriedigung, deren man ſich ſelten bey der Lectüre juriſtiſcher Schriften zu erfreuen hat, und wird gewiſs von allen Parteyen im Weſentlichen mit gleicher Achtung aufgenommen werden. Da wir berechtigt ſind, vorauszuſetzen, daſs kein gebildeter Juriſt ein Werk von ſolcher Wichtigkeit ungeleſen laſſen darf: ſo werden wir uns nicht ſowohl bemühen, jeden eignen Gedanken des Vfs. auszuheben, als vielmehr, demſelben unſre zum Theil abweichenden Ideen entgegenzuſetzen, und dadurch eine neue Discuſſion über manche wichtige Punkte dieſer ſchwierigen Lehre zu veranlaſſen.

Nach einer hiſtoriſch-literariſchen Einleitung, worin die Hauptſchriften über dieſe Materie mit vieler Vollſtändigkeit angeführt, und ſehr richtig gewürdigt ſind, beginnt der Vf. im *erſten Abſchnitt* mit einer ausführlichen Erörterung über den Begriff des Beſitzes, und was damit zuſammenhängt. Der Ideengang iſt hier folgender. Es komme vor allen Dingen darauf an, der Lehre vom Beſitz den gehörigen Platz im Syſtem des Civil-Rechts anzuweiſen. Dieſer hänge von den Wirkungen des Beſitzes ab, deren man bisher ſehr viele angenommen habe, obgleich der Beſitz juriſtiſch betrachtet nur in der zwiefachen Rückſicht wichtig ſey, nämlich inſofern, als er *Interdicte* erzeuge und die *Verjährung* begründe; daher auch (wie umſtändlich gezeigt wird) die Lehre vom Beſitz in den Syſtemen der Römer nie in einer andern Beziehung, als mit Hinſicht auf Interdicte und Uſucapion abgehandelt ſey. Alles, was man ſonſt als Wirkung des Beſitzes angebe, gehöre nicht dahin. Falſch ſey daher die Behauptung, daſs der Beſitz, nämlich bey der Occupation und Tradition, Grund der Erwerbung des Eigenthums ſey. Denn in beiden Fällen enthalte zwar der Beſitz den Grund des Eigenthums ſelbſt, ſey aber, als eigner dauernder Zuſtand, keineswegs der Grund dieſes erworbenen Rechts, indem er ſelbſt erſt mit dem Augenblick anfange, da das Recht erworben werde. Eben ſo wenig könne die Regel, daſs unter gleichen Umſtänden für den Beſitzer zu ſprechen ſey, hierher gezogen werden. Denn dieſe Regel enthalte nur eine Anwendung des allgemeinern Grundſatzes, daſs im Zweifel der Beklagte ſiege. Eben ſo dürfe das Recht, ſich mit Gewalt in der Inhabung einer Sache zu vertheidigen, nicht unter den Wirkungen des Beſitzes ſtehen. Denn da hiebey der Schutz eines Richters ſich gar nicht denken laſſe, ſo könne der Sinn jenes Satzes, als eines Rechtsſatzes, nur dieſer ſeyn: wer auf ſolche Weiſe Gewalt ausübt, iſt ſtraflos. Der Satz gehöre alſo in das Criminalrecht, könne aber auch hier nicht als Folge des juriſtiſchen Beſitzes gedacht werden, da die Nothwehr eben ſowohl bey der bloſsen Detention, als dem juriſtiſchen Beſitz möglich ſey. Nachdem nun hienach der Vf. weiter ausgeführt hat, daſs der Beſitz, als Recht betrachtet, eigentlich in das Obligationenrecht, und zwar in die Lehre von den Rechten, welche aus unerlaubten Handlungen entſpringen, gehöre, ſo geht er S. 32. auf die, bekanntlich äuſserſt ſtreitige Eintheilung des Beſitzes in *poſſeſſio naturalis* und *civilis* über. Erſt theilt Hr. *S.* ſeine eigne Theorie mit, und dann folgt eine vortreffliche Angabe und Prüfung der bisherigen Meynungen anderer. Geleitet durch allgemeine Bemerkungen über den Sinn des Ausdrucks: *civilis*, und die Uſucapion, als die einzige rein bürgerliche Wirkung des Beſitzes, ſtellt der Vf. im Weſentlichen folgende Theorie auf: *Poſſeſſio civilis* bezeichne den zur Uſucapion führenden; *poſſeſſio* ſchlechthin den Beſitz, inſofern, als er Interdicte begründe. Der Ausdruck *poſſeſſio naturalis* dagegen bezeichne zweyerley, bloſs negativ, nämlich im Gegenſatz der *poſſeſſio civilis*, jede Detention, welche nicht zur Uſucapion; im Gegenſatz der *poſſeſ-*

poſſeſſio ſchlechthin jede Detention, welche nicht einmal zu Interdicten qualificire. Den Beſchluſs in dieſem Abſchnitt machen ſehr ſcharfſinnige Erörterungen des Satzes, daſs der Beſitz ausſchlieſsend ſey; und einige Bemerkungen über den ſogenannten Quaſi-Beſitz.

Im Betreff der Grundſätze über die Wirkungen des Beſitzes können wir Hn. *S.* nicht ganz beyſtimmen. Zum reinen Begriff des Beſitzes gehört nichts weiter, als das Merkmal der körperlichen Inhabung, und alſo zum Weſen einer Wirkung des Beſitzes nichts weiter, als daſs die vollendete Inhabung durch ihr Daſeyn gewiſſe Folgen nach ſich ziehe. Da nun das Eigenthum bey der Occupation und Tradition unleugbar erſt durch Vollendung des Beſitzes ſein Daſeyn erhält, wenn auch gleich (worauf nichts ankommt) die Zeitpunkte ſich hier ſo aneinander ſchlieſsen, daſs keine Mittelzeit unterſchieden werden kann: ſo iſt es durchaus nothwendig, unter den Wirkungen des Beſitzes auch die Erwerbung des Eigenthums mit aufzuführen. Höchſtens könnte man hier von dem Juriſten die Bemerkung fodern, daſs dieſs ein Fall ſey, da ſofort mit dem erſten Moment des Beſitzes ein gewiſſes Rechtsverhältniſs gegeben werde. — Eben ſo wenig können wir unbedingt der Behauptung beypflichten, daſs aus der allgemeinen Begünſtigung des Beklagten ſich die Begünſtigung des Beſitzers ableiten laſſe. Denn es gibt Fälle, da der Beſitzer auch als Kläger wegen ſeines Beſitzes vorgezogen wird, z. B. wenn der Beſitzer einer Servitut die *actio confeſſoria* gegen den Eigenthümer anſtellt. Will man hier etwa die Begünſtigung des Beſitzers (wiewohl nach unſrer Ueberzeugung ohne Grund) nicht zugeſtehen: ſo fragen wir weiter, ob es ſich allein aus der Begünſtigung des Beklagten ableiten läſst, daſs unter mehreren, denen eine Sache tradirt ward, der erſte Empfänger, ſo wie im Concurs der Gläubiger im Zweifel der Beſitzer des Pfandes vorgeht, und daſs für den klagenden Beſitzer erkannt werden muſs, wenn er gegen einen dritten, welcher nicht Eigenthümer der Sache iſt, die von ihm beſeſſene Servitut verfolgt? Wir geben es bey dieſen Einwürfen gern zu, daſs die Ideen des Vfs. ſich im Ganzen vertheidigen laſſen; aber eine vollſtändige Theorie des Beſitzes muſs ihre Regeln ſo ſtellen, daſs ſie unbedingt alles umfaſſen, und dann wird auch die Begünſtigung des Beſitzers unter den Wirkungen des Beſitzes erſcheinen müſſen. — Was endlich das Recht der Selbſtvertheidigung betrifft: ſo erlauben wir uns zuvörderſt die Frage: ob denn jemals unſre Syſteme des römiſchen Rechts (des Civil-Rechts) reine Syſteme des Privatrechts waren, und ob ſie es ſeyn ſollen? Rec. kann ſich davon nicht überzeugen, weil das römiſche Recht alle Theile des Privat- und Regierungsrechts umfaſst, in dieſem Umfange ſtets dargeſtellt iſt und werden muſs. Wäre daher das Recht der Selbſtvertheidigung auch nur für das peinliche Recht intereſſant, ſo bliebe es dennoch, bey einer vollſtändigen Darſtellung der Wirkungen des Beſitzes, immer eine nothwendige Bemerkung, daſs jeder Beſitz, er ſey nun mit Interdicten verknüpft, oder nicht, das Recht der Selbſtvertheidigung mit ſich führe. Wir können aber auch nicht einmal zugeben, daſs dieſes Recht allein im peinlichem Recht anzuführen ſey. Denn an ſich iſt es ein Recht des Bürgers gegen den Bürger, welches, wie die mehreſten Privat-Rechte, auch für das Regierungs-Recht intereſſant wird; für das peinliche Recht dadurch, daſs es hier eine Ausnahme von den Grundſätzen über die Strafen der Selbſthülfe begründet; für das Polizey-Recht, daſs es den Polizey-Behörden die Verpflichtung auflegt, den Beſitzer in der Selbſtvertheidigung nicht zu hindern, ſondern ihn darin zu unterſtützen u. ſ. w. Aber alles dieſs iſt erſt Folge des conſtituirten Rechtes ſelbſt, welchem gerade im Privat-Recht am ſchicklichſten ſeine Stelle angewieſen wird.

Nach unſrer Ueberzeugung verliert die Lehre vom Beſitz ihren eigentlichen Geiſt, und erſcheint in einem durchaus unfruchtbaren Geſichtspunkt, wenn man von dem trocknen Satz ausgeht: Uſucapion und Interdicte ſind die Wirkungen des Beſitzes, und der Beſitz erhält nur dadurch ſeine juriſtiſchen Bedeutungen. Daſs die römiſchen Juriſten die Lehre vom Beſitz beſonders in Beziehung auf Uſucapion und Interdicte abgehandelt haben, räumen wir gern ein, und halten es für ſehr natürlich, weil in einem ſo mangelhaften, mit roher Hand angelegten Syſteme die Hauptrückſichten, welche ſpecielle Erörterungen nöthig machen, entſcheiden müſſen. Allein wider den Standpunkt, welchen wir in einem vollendeten räſonnirenden Syſtem annehmen ſollen, beweiſt dieſs nichts, vielmehr muſs in einem ſolchen dem Beſitz im Weſentlichen eine ganz andre Bedeutung gegeben werden. Denn die urſprüngliche Idee, welche gewiſs alle Geſetzgebungen ſtets hatten und beybehielten, war keine andre, als dieſe: wer im Beſitz *iſt*, muſs vorläufig und im Zweifel behandelt werden, als ob er wirklich dazu berechtigt ſey, was er factiſch thut. Daher die Begünſtigung des Beſitzers bey gleichen Beweiſen, das Recht der Selbſtvertheidigung und die Interdicte. Nach und nach knüpfte man an den Beſitz manche zufällige Wirkungen, wie den Erwerb des Eigenthums durch Uebergabe und einſeitige Beſitzergreifung. Unleugbar am richtigſten iſt es alſo, wenn man bey Darſtellung der Wirkungen des Beſitzes zuvörderſt die daraus entſpringenden Rechte und Verbindlichkeiten unterſcheidet, und in Rückſicht der erſten wieder die weſentlichen oder natürlichen, und die zufälligen Wirkungen von einander abſondert. — Zwar wird Hr. *S.* dieſer Anſicht widerſprechen müſſen, da er an mehrern Orten (S. 31. 96. 97. 98. 336. 468.) zu beweiſen geſucht hat, der Beſitz ſey durch ſich ſelbſt juriſtiſch bedeutend, und eben ſo wenig ein proviſoriſches Eigenthum, als ein Interdict eine proviſoriſche Vindication, indem ja manchen Perſonen, wie dem Pfandgläubiger, ohne Rückſicht auf das Eigenthum, ein Beſitzrecht zugeſchrieben, auch der Beſitz durch Handlungen erworben werde, woraus niemals Eigenthum entſpringe,

wie

wie z. B. durch gewaltthätige Anmaſsungen, oder die Uebergabe eines Raſenden. Allein durch die geringe Abänderung des Wortes *Eigenthum* in: *Recht* verliert dieſer Einwand ſeine Kraft. Der Beſitzer wird nicht proviſoriſch unbedingt als Eigenthümer, ſondern als Inhaber des im Beſitz ausgeübten Rechts behandelt. Daſs auch dem Pfandgläubiger ein Beſitz zugeſchrieben wird, iſt daher keineswegs befremdend, vielmehr müſste es auffallen, warum das römiſche Recht nicht jeden als Beſitzer behandelt, welcher aus irgend einem Grunde Rechte an einer Sache ausübt, wenn nicht, wie die Beſchränkung der Vindicationen zeigt, der Römer überall bey abgeleiteten Sachenrechten den Inhaber des Hauptrechts ſtets zum Stellvertreter der übrigen Berechtigten gemacht hätte. Daſs man den Beſitz durch Handlungen erwirbt, welche das Eigenthum nicht ertheilen, entſcheidet auch nichts wider unſre Idee. Denn in der ſummariſchen Form, worin Beſitzſtreitigkeiten geführt werden, muſs manches, wobey die Möglichkeit der Rechtmäſsigkeit auch nur entfernt denkbar iſt, einſtweilen dahingeſtellt, und in Rückſicht der endlichen Entſcheidung dem förmlichen petitoriſchen Proceſs überlaſſen bleiben. In ſolchen Fällen trifft denn freylich das Recht mit dem Beſitz nicht *wirklich* zuſammen, aber doch einſtweilen nach *formalen* Rechtsſätzen, welche proviſoriſch das Wirkliche bedeuten. Den ſtärkſten Beweis hiefür gibt das römiſche Recht ſelbſt, indem es überall den Beſitz im poſſeſſoriſchen Proceſs nicht anerkennt, wo die Unmöglichkeit des im Beſitz auszuübenden Rechts klar vor Augen liegt. Man erinnere ſich hiebey nur an die bekannten Beſtimmungen, daſs eine *res ſacra*, *ſancta*, *religioſa* und *communis* nicht beſeſſen werden könne, und daſs ein Sklav und Hausſohn keines Beſitzes fähig ſey.

Was die vorhin erwähnten Begriffe über *poſſeſſio naturalis* und *civilis* betrifft: ſo geſteht Rec. (welcher noch kürzlich *Cypers* Theorie vertheidigte, ehe er das vorliegende Werk gründlich ſtudirt hatte) mit vielem Vergnügen, daſs er erſt durch die äuſserſt feinen und ſcharfſinnigen Erörterungen des Vfs. in hiſtoriſcher und dogmatiſcher Hinſicht volles Licht in dieſer Lehre erhalten hat. Allein er muſs dabey zugleich bekennen, daſs ihm die Beweiſe des Vfs. nicht durchaus genügt haben, und daſs er auch dieſe neue Theorie für unbefriedigend hält, wenn nicht dabey der Sinn des römiſchen Ausdrucks: *civiliter non poſſidere*, auf eine neue Art beſtimmt wird. Da es hier auf eine äuſserſt wichtige Eintheilung ankommt, worüber die erſten Juriſten ſich bisher nicht haben vereinigen können: ſo glauben wir doppelt verpflichtet zu ſeyn, dem Publicum unſere Gedanken beſtimmt darzulegen.

Man hat bisher allgemein angenommen, daſs die *poſſeſſio civilis* in allen Fragmenten, worin die Römer ſagen: *civiliter non poſſidet*, geläugnet, und alſo durch eine Negation der poſitive Begriff der *poſſeſſio civilis* angegeben werde. Auch Hr. *S.* iſt dieſer Meinung, und behauptet namentlich in Rückſicht *L.* 24. *de A. l. A. P.* und *L.* 38. §. 7. *de V. O.*, daſs ſowohl jenes als dieſes Fragment bloſs die *poſſeſſio ad uſucapionem* verneine. Allein offenbar heiſst in beiden Fragmenten das *civiliter non poſſidet* allgemein ſoviel, als: er wird in *keiner* Hauptrückſicht, mithin auch nicht *ad interdicta* für einen Beſitzer gehalten. Bey *L.* 24. *cit.* iſt dieſs von ſelbſt klar. Denn nach *L.* 93. *de R. I.* iſt die *poſſeſſio naturalis* des Sklaven auch in Rückſicht der Interdicte unwirkſam, und der allgemeine Nachſatz: *dominus creditur poſſidere* in *L.* 24. *cit.* zeigt deutlich, daſs durch das vorhergehende: *ſervus civiliter quidem poſſidere non poteſt*, eben ſo viel geſagt iſt, als: der Sklav wird in rechtlicher Rückſicht *überhaupt* als Nichtbeſitzer behandelt. Noch einleuchtender erhellt dieſs aus *L.* 38. §. 7. *cit.* Die Frage war hier *allgemein:* kann der Sklav ſich einen Beſitz ausbedingen? Da der Römer vorzugsweiſe unter *poſſeſſio* die *poſſeſſio ad interdicta* verſteht, und derjenige, welcher nicht zur Uſucapion beſitzt, dennoch ſehr wohl *ad interdicta* beſitzen kann: ſo würde die Antwort: „ja! denn obgleich der Sklav nicht zur Uſucapion beſitzt, ſo iſt er dennoch einer Detention fähig," völlig ungereimt geweſen ſeyn. Die bejahende Antwort der Juriſten: *ſed quamvis civili jure ſervus non poſſideat, tamen ad poſſeſſionem naturalem hoc referendum eſt*, darf alſo auch nicht von einem bloſs geleugneten Uſucapions-Beſitz verſtanden werden.

Nach unſerer Ueberzeugung verſchwinden hier alle Schwierigkeiten, und die Theorie des Vfs. wird gegen jede Einwendung geſichert, wenn man nur von folgenden einfachen Bemerkungen ausgeht. Die bürgerlichen Geſetze können auf eine zwiefache Art wirken, entweder, indem ſie einem Dinge rein bürgerliche Wirkungen *poſitiv beylegen;* oder die, an ſich Statt findenden Wirkungen eines Dinges *aufheben.* In jenem Fall iſt das Geſetzte poſitiv, in dieſem das Aufgehobene negativ mittelſt des Wortes *civiliter* auszudrücken. Daher ſagt man z. B. *Jura agnationis ſunt civilia; ſervus civiliter non obligatur.* Findet ſich nun bey dem Ausdrucke *civiliter* eine ſolche Negation, oder der Satz, daſs bürgerlich etwas als nicht vorhanden angeſehen werde: ſo folgt daraus noch nicht, daſs das aufgehobene Poſitive etwas poſitiv *Bürgerliches* ſey. So folgt z. B. aus dem Satz, daſs der Pupill *civiliter* nicht verpflichtet werde, keineswegs, daſs er nur einer *obligatio civilis* unfähig ſey. Eben ſo in der Lehre vom Beſitz. Der Ausdruck *civiliter poſſidere* kann hier doppelt gebraucht werden, theils poſitiv, theils mit einer Negation. Wird nun geſagt: hier iſt eine *poſſeſſio civilis*, ſo muſs dieſs freylich überſetzt werden: hier iſt ein mit rein bürgerlichen Wirkungen verknüpfter Beſitz. Heiſst es hingegen: hier wird *civiliter* kein Beſitz zugelaſſen, ſo liegt darin im Allgemeinen nichts weiter, als daſs das bürgerliche Geſetz in der Regel ſtattfindende Wirkungen des Beſitzes überhaupt aufhebt. - Die vorhin citirten Geſetze ſtehen alſo mit dem, vom Vf. richtig angegebenen poſitiven Begriff des Civil-Beſitzes in gar keinem Widerſtreit, auch wenn man ſie ganz ſo allgemein verſteht, wie ſie nach dem Obigen verſtanden werden müſſen. — — Da man indeſs auch von dem,

dem, welcher zwar *poſſeſſor* iſt, aber keine *poſſeſſio civilis* hat, ganz ſprachrichtig ſagen kann, daſs er dieſe Art des Beſitzes nicht habe: ſo kann der Ausdruck *civiliter non poſſidet* auch bloſs zur Bezeichnung eines abgeleugneten Civil-Beſitzes gebraucht werden. In dieſem Sinne iſt unleugbar das: *jure civili poſſidere non intelligitur* in *L.* 26. *pr. de donat. int. V. et U.* vermöge *L.* 1. §. 9. 10. *de vi* zu verſtehen.

Unſere Theorie iſt alſo dieſe: *poſſeſſio civilis*, poſitiv geſetzt, bezeichnet ſtets den Beſitz, welcher zur Uſucapion führt, oder, wenn es nöthig wäre, dazu führen könnte. Der Ausdruck: *civiliter non poſſidere* (mit welchem denn hier der Ausdruck *naturaliter poſſidere*, obgleich dieſer noch weit umfaſſender iſt, zuſammentrifft) hat dagegen eine zwiefache Bedeutung. Er bezeichnet *erſtlich* in der Regel den Beſitz, welcher im Weſentlichen von den Geſetzen gar nicht anerkannt wird, und alſo nicht in Rückſicht der Interdicte, mithin auch nicht in Rückſicht der Uſucapion wirkſam iſt. Dieſem iſt denn der im Weſentlichen wirkſame Beſitz, oder die *poſſeſſio* ſchlechthin entgegengeſetzt. *Zweytens* bezeichnet der Ausdruck *civiliter non poſſidere* den, zwar im Weſentlichen wirkſamen eigentlichen Beſitz, welcher nicht zur Uſucapion führt, alſo den geleugneten Civil-Beſitz. Nur im letzten Fall iſt alſo das *civiliter non poſſidere* der reine Gegenſatz der *poſſeſſio civilis*.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

FRANKFURT a. M., b. Jäger: *Ueber das Princip der deutſchen Territorialverfaſſung* von *Joh. Franz Xaver v. Epplen*, fürſtl. Turn- und Taxiſchem geh. Hofr. u. Regierungsdirector. Widerlegung der Schrift des Hn. Prof. *Zachariae: Geiſt der deutſchen Territorialverfaſſung*. 1803. XVI u. 216 S. 8. (18 gr.)

Zachariae's Schrift, die hier einer Prüfung unterworfen wird, iſt, ungeachtet ihrer vielen treffenden Bemerkungen, und ſcharfſinnigen Erläuterungen, in ſo bedeutende Irrthümer verflochten, daſs dieſem Buche nur da, wo man ſich durch den Reiz einer täuſchenden Zurückführung ungleichartiger Erſcheinungen auf einige wenige Geſichtspunkte zu ſehr blenden lieſs, ein unbedingter Beyfall zu Theil werden konnte. Ein Grundfehler, der ſchon früher in der A. L. Z. 1800. Nr. 333. getadelt wurde, liegt in der Vermiſchung hiſtoriſcher Urſachen (die Rec. nicht gerne mit Hn. v. *E. Principien* nennen mögte) mit den rechtlichen Principien. Mit unverwandter Rückſicht auf die Sonderung dieſer, verfolgt Hr. v. *E.* alle einzelnen Abſchnitte der Darſtellung ſeines Gegners, würdigt zugleich den hiſtoriſchen Gehalt derjenigen Thatumſtände und Meinungen, denen Zachariae einen Einfluſs in die Geneſis der Landeshoheit zugeſteht, und durchgeht, um die Schwäche dieſer aufgeſtellten Principien noch anſchaulicher zu machen, und ſeine eigenen Anſichten mehr zu entwickeln, alle aus jenen Vorderſätzen gezogenen Folgerungen in Beziehung auf die Verfaſſung und Regierung der deutſchen Lande, und die deutſchen Privatrechte. Ein in die Bildungsgeſchichte des deutſchen Staatsſyſtems tiefdringender Blick, der ſich bereits in des Vfs. Geſchichte der Landshoheits-Streitigkeiten kennbar gemacht hat, verräth auch hier den berufenen Beurtheiler, und ein feſter, ſanft belehrender Gang der Unterſuchung hält den Leſer reichlich ſchadlos für den etwas läſtigen Zwang, in dem man ſich befindet, wenn man auch einen gründlichen Forſcher in dem polemiſchen Gleiſe verfolgen muſs. Dieſen Vorzügen unbeſchadet, und ohne in eine, hier zweckwidrige Prüfung einer Prüfung einzugehen, mögen folgende Erinnerungen ſtatt finden. Die ausdrückliche oder ſtillſchweigende *Unterwerfung*, welche Hr. v. *E.* ſchlechterdings als das alleinige rechtliche Grundprincip der deutſchen Territorialverfaſſung aufſtellt, kann bloſs in der Idee beſtehen, deren Folgerungen höchſtens nur da, wo die poſitiven Beſtimmungen der Conſtitution ſchweigen, eine theoretiſche und auch dann nur ſelten eine praktiſche *Aus*hülfe leiſten. Wenn S. 80. von der *Huldigung* als einem wirklichen *Vertrage* geſprochen wird, ſo wünſchten wir doch das Land zu kennen, wo dieſelbe mehr als eine bloſse Feyerlichkeit der Beſitz-Ergreifung, wo ſie ein Act des freyen Willens der Unterthanen iſt. Ohnedieſs findet dieſes Princip, wie es hier ausgedrückt iſt, auf diejenigen Staaten, die aus einzelnen eigenthümlichen Beſitzungen mit hörigen Leuten erwachſen ſind, am wenigſten Anwendung. — Der ſtärkſte Angriff dieſer Prüfung iſt gegen die von *Zachariae* angenommene Hypotheſe des Landeigenthums und Hausherrnrechts, als Grund der deutſchen Territorialverfaſſung, gerichtet. Daſs ſie kein dogmatiſches Fundament gewähret, darin wird wohl ein allgemeines Einverſtändniſs ſeyn; aber als hiſtoriſcher Erläuterungsquelle, iſt ihr doch gewiſs nicht aller Werth abzuſprechen, läge er auch nur darin, daſs nur mit ihrer Hülfe mehrere Eigenheiten der deutſchen Landesverfaſſung ſich erklären laſſen. Sie iſt aber überdieſs nicht bloſs Vorausſetzung. Das *Landſyſtem* bildete ſich im Mittelalter ganz nach dem *Lehnſyſteme*. So wie der Lehnherr Obereigenthümer des Lehns und zugleich Schutzherr des Vaſallen und ſeiner Hinterſaſſen war, ſo ward auch der Landesherr als Obereigenthümer des Landes und Schutzherr der darin wohnenden Freyen und Hörigen betrachtet. Die Idee von Obereigenthum (nicht eben das gemeine nutzbare Eigenthum, was Hr. v. *E.* im Auge zu haben ſcheint) lag da wie dort zum Grunde. Den Begriff und die Gränze des Landes fixirten die höhern Regalien und der Umfang ihrer Verleihung; und aus dieſen und der Schutzherrlichkeit entwickelte ſich der Keim der Landeshoheit, die auch der Reichshoheit gegenüber immer als Eigenthum, entweder als Reichslehn oder Reichsallod, erſchien. Auf dieſe geſchichtlich bewährte Analogie hat Hr. *Zachariae* ſelbſt, obgleich ſie ſeine Anſicht ſehr befeſtigt, ſein Augenmerk nicht gerichtet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Februar 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Das Recht des Besitzes.* Eine civilistische Abhandlung, von D. *Friedrich Carl von Savigny* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 41. abgebrochenen Recension.*)

Im *zweyten Abschnitt* handelt der Vf. von dem *Erwerb des Besitzes.* Da wir voraussetzen können, dafs jeder weifs, welche Sätze unter dieser Rubrik zu erörtern sind: so heben wir hier nur dasjenige aus, was uns besonders interessant und merkwürdig geschienen hat. Wir rechnen dahin *erstlich* den Versuch des Vfs., alle *singulären* Besitzergreifungen zu verbannen. Die Hauptidee, welche bey dieser Gelegenheit ausgeführt wird, ist folgende: aus den Grundsätzen über die *traditio longa manu* und die *traditio symbolica* ergebe sich, dafs das Princip für die Lehre von der Erwerbung des Besitzes durch ein körperliches Factum kein anderes sey, als dieſs: man erwerbe den Besitz, wenn man in die Lage komme, dafs das Bewufstseyn physischer Herrschaft, als einer unmittelbaren gegenwärtigen Möglichkeit, gedacht werden könne. Singuläre Erwerbarten des Besitzes gebe es nicht, indem jeder, gewöhnlich dahin gerechnete Fall sich unter das angegebene Princip bringen lasse; auch sey die gemeine Ansicht nicht wahrscheinlich, da man bey allen, auch andern Völkern bekannt gewesenen, Handlungen der Römer solche positive Formen nie gebraucht habe (S. 149.). *Zweytens* rechnen wir dahin die sehr fein ausgeführte Idee der Vfs. (S. 287 ff.), dafs die ganze, bisher vergebens angefochtene, Lehre vom *Constituto possessorio* sich auch ohne besondre Gesetze aus den Grundsätzen über den Erwerb des Besitzes durch Mittelspersonen im Wesentlichen ableiten lasse. Endlich zählen wir *drittens* dahin die vortreffliche Erklärung (S. 194—207.) der *L.* 3. *C. de A. l. A. P.*, wodurch der Vf. in Verbindung mit *L.* 32. §. 2. *D. eod.* darzuthun sucht, dafs ein Kind niemals allein, wohl aber unter Autorität des Tutors den Besitz erwerben könne. In Rücksicht der beiden letzten Punkte hat uns der Vf. vollkommen befriedigt; allein nicht so in Rücksicht der zuerst erwähnten Ideen über die singulären Besitzerwerbungen. Da diese Ideen von den bedeutendsten Folgen sind, so erlauben wir uns dawider folgende Bemerkungen.

Das erste Princip jeder juristischen Auslegung ist, dafs man in dem, was der gewöhnliche Redegebrauch mit sich bringt, zunächst den Willen des Gesetzgebers suchen müsse. Hienach ist denn auch im Zweifel, wenn das positive Recht von einem Gegenstande handelt, unmittelbar die natürliche Wortbedeutung anzunehmen, und jede Ausnahme streng zu erweisen. Sprechen z. B. die Gesetze vom *depositio*, so kann man dieſs an sich nur auf bewegliche Sachen beziehen, so wie den Ausdruck: *si quis* nur auf Personen männlichen Geschlechts. Wer daher ein *depositum* unbeweglicher Sachen und die Nothwendigkeit der Subsumtion des *feminini* unter das *masculinum* behauptet, hat den besondern Beweis zu führen, dafs ein abweichender, rechtlich fixirter Sprachgebrauch statt finde. Eben so auch hier. Der Ausdruck *possidere* (welcher ursprünglich, wie die mehrsten Wörter, ein äufserst beschränktes Object bezeichnete, indem er sich nur auf unbewegliche Sachen bezog, aber doch sofort auch auf die Inhabung beweglicher Sachen erstreckt ward) deutet an sich eine wahre körperliche Inhabung an, und also erfordert auch der Erwerb des Besitzes nach dem natürlichen Wortverstande eine körperliche Ergreifung. Soll ohne diese eine Erwerbung des Besitzes vor sich gehen, so ist dieſs immer etwas Uneigentliches und Singuläres, selbst wenn die Erweiterung der singulären Erwerbungen so weit ausgedehnt ist, dafs man sie durch die Regel des Vfs. bezeichnen kann. Dafs darin etwas dem Geist des römischen Rechts widerstreitendes liege, läfst sich auch durchaus nicht behaupten. Der Satz: es gibt singuläre Erwerbarten des Besitzes, heifst keineswegs so viel, als: die Römer haben Formen für den Erwerb des Besitzes erfunden, um diesem gleichsam eine bürgerliche Aufsenseite zu geben; sondern vielmehr: um nicht streng an der Form zu hängen, welche an sich zur Besitzerwerbung nothwendig ist, liefs man manches nach, und nahm den Erwerb als vollendet an, wo man ihn nach dem Begriff des Besitzes streng genommen nicht vertheidigen konnte. Die Römer haben dieſs auch selbst so angesehen. Schon die Ausdrücke: *pro traditis haberi* in *L.* 21. §. 1. *de A. l. A. P. L.* 14. §. 1. *de peric. et comm. r. v.* deuten darauf hin; besonders entscheidend aber ist *L.* 51. *de A. l. A. P.* Nach der Erklärung des Vfs. S. 159. würde dieſs Fragment freylich unsre Theorie nicht unterstützen; allein wir halten diese Erklärung für falsch. Hr. *S.* übersetzt dieſes Fragment so: In den Worten von *Quarundam* bis *simul essent* trage *Labeo* seine Meynung vor. Nun fahre *Javolenus*, welcher sich selbst mit *inquit* in der dritten Person anführe, widerlegend fort: „*Labeo* irrt, indem er zwey ganz verschiedene Umstände mit einander vermengt, den Erwerb durch einen *Procurator*, und den Erwerb ohne körperliche *Berührung*. In dem ersten liegt aber gar nichts Besonde-

res, folglich kommt es blofs auf das zweyte an, d. h. auf die Frage: wie wird der Befitz ohne körperliches Ergreifen, durch blofse Gegenwart und *cuſtodia*, erworben? Diefe mag der Käufer felbſt oder durch einen Stellvertreter vornehmen (was gar keinen Unterſchied macht), immer fehlt dabey körperliche Berührung (*animi quodam genere poſſeſſio erit aeſtimanda*): dennoch iſt in beiden Fällen die *körperliche Handlung* (*corporis traditio*) wirklich vorhanden, die zum Erwerb des Befitzes nöthig iſt, folglich irrt *Labeo*, indem er in dem einen jenen beiden ganz gleichen Falle einen Befitz annimmt, der *ſolo animo* erworben ſey? — Wir glauben, dafs dieſer Erklärung zwey ganz entſcheidende Gründe entgegenſtehen, und zwar *erſtlich*, dafs *Javolenus* ſich nicht ſelbſt dem namentlich vorhin erwähnten *Labeo* mit einem: *ſed inquit* entgegenſetzen konnte. Dafs der ſprechende Juriſt ſich ſelbſt mit ſeinem *Namen* anführt, davon giebt es Beyſpiele genug (z. B. *L.* 65. *de A. R. D.*); aber gewifs kein einziges Beyſpiel dieſer Art. *Zweytens* iſt es durchaus erzwungen, und läſst ſich eben ſo wenig durch ähnliche Fälle unterſtützen, wenn der Vf. den Javolenus zweymal deutlich ſagen läſst, in dem gegebenen Fall ſey der Haufen *corpore non apprehenſus*, es ſey da die *poſſeſſio animi quodam genere aeſtimanda*, und dann doch die Worte: es ſey *ipſa corporis traditio*, wieder in einem ganz abweichenden Sinne nimmt. — Nach unſrer Einſicht iſt der ganz natürliche Sinn des Fragments folgender: „*Labeo* ſagt, zuweilen werde der Befitz auch *animo* erworben, z. B. durch Beyſetzung eines Hüters. Allein, ſagt er (*Labeo*), im Grunde findet hier eine wahre körperliche Tradition Statt, weil dieſe an ſich in der Uebernahme des Bewachens liegt, und weil es juriſtiſch einerley iſt, ob der Stellvertreter oder der Gewaltgeber handelt. — Nach meiner Meynung (fährt nun *Javolenus* fort) iſt die Hauptfrage: ob die Uebergabe als geſchehen anzunehmen iſt, obgleich die Sache nicht körperlich ergriffen ward? Dieſs iſt zu bejahen, und dann iſt aus *dieſem* Grunde kein Unterſchied zwiſchen dem Stellvertreter und Gewaltgeber. Beide erlangen den Befitz *animo*." — Offenbar wollte der ſtrenge und conſequente *Labeo* hier eine Erwerbung des Befitzes durch den Körper angenommen, und ſo beide Fälle gleichgeſtellt wiſſen. *Javolenus* dagegen glaubte (richtig), der Befitz werde in beiden Fällen auf gleiche Weiſe *animo* erworben, und *in ſo fern* müſſe man beide Fälle für gleich halten. Zwar ſcheinen nach dieſer Erklärung die Worte: *nihil video intereſſe* nur eine unnütze Wiederholung des Satzes des *Labeo* zu ſeyn, ſie ſind es aber wirklich nicht. Labeo hatte auch hier, wie er manchmal that (z. B. *L.* 65. §. 2. *de A. R. D.* vergl. mit §. 4. *ibid.*), ſich ſelbſt verbeſſert, und durch ſeine letzte Aeuſserung recht auf die Spitze geſtellt, was vorhin auf eine andere Art aus einem vageren Geſichtspunkt angeſehen war. Gegen dieſes Schwanken ſind die Worte: *nihil video intereſſe* gerichtet. Nach Javolenus Anſicht fiel alles Schwanken von ſelbſt weg, und er bemerkt daher, dafs er keinen Grund einſehe, warum man durch ein unwahres Raiſonnement eine Gleichheit erkünſteln ſolle, welche ſich von ſelbſt verſtehe.

Es kommt alſo zunächſt alles auf die hiſtoriſche Beantwortung der Frage an: wie weit haben die Römer einen Erwerb des Befitzes durch den *animus poſſidendi* zugelaſſen; und ſind ſie bey ihren Abweichungen von der urſprünglichen Natur des Befitzes bis zu der oben erwähnten *Regel* des Vfs. vorgerückt? Da dieſe Regel nirgend aufgeſtellt iſt, und blofs durch Abſtraction aus einzelnen Entſcheidungen gefunden werden kann: ſo hängt hier alles von der richtigen Anwendung des in *L.* 1. *de R. I.* aufgeſtellten Grundſatzes ab, dafs man aus dem Recht die Regel bilden, nicht aber aus der Regel das Recht ſchaffen ſolle. Von einem Verſtofs wider dieſen Grundſatz können wir nun aber den Vf. nicht freyſprechen. Die Fälle, in denen der Befitz ohne körperliche Berührung erworben wird, haben zwar zum Theil die, in der Regel des Vfs. enthaltenen Merkmale. Allein genügt dieſs? Die Vorſchrift, dafs in dieſem und jenem Falle körperliche Nähe hinreichen ſolle, kann durch keine Abſtraction auf eine Regel für *alle* Fälle führen. So kann es keine Abſtraction aus dem römiſchen Recht ableiten, dafs man z. B. den Befitz erwirbt, wenn man vor ein unverſchloſſenes Behältniſs geſtellt wird, worin die zu ergreifenden Sachen liegen, oder dafs man die einſeitige Befitzerwerbung mit den Augen vollenden kann. Denn dieſe Ausnahme machen die Geſetze nicht von ihrer Regel, und in manchen Fällen verlangen ſie noch ſogar namentlich körperliche Berührung. So könnte in dem Fall der *L.* 3. §. 3. *L.* 44. *de A. l. A. P.*, nach der Theorie des Vfs., der Befitz des Schatzes *ſolo animo* erworben werden, wenn man beſtimmt wüſste, wo er liegt, oder mit den Augen, ſo bald er enthüllt wäre. Dennoch verlangt in dieſem Fall das Geſetz körperliche Ergreifung. Umgekehrt giebt es Fälle, da nach der Regel des Vfs. der Befitz nicht erworben iſt, wo man ihn nach den *Geſetzen* als erworben anſehen muſs, z. B. der Verkäufer tradirt *longa manu* dem Käufer ein Landſtück an dem jenſeitigen Ufer eines Fluſſes, über welchen der Käufer jetzt nicht nach Willkühr hinüber kommen kann. Vermöge der Allgemeinheit der *L.* 18. §. 2. *de A. l. A. P.* iſt hier der Befitz erworben, obgleich kein Bewuſstſeyn phyſiſcher Herrſchaft ſtattfinden kann. Die Regel des Vfs. hat alſo den doppelten Mangel, dafs ſie theils zu allgemein iſt, theils dem Beſonderen beſtimmt widerſtreitet. Dem erſten Vorwurf lieſse ſich zwar noch entgegenſetzen, dafs es ſelten bey Auslegung des römiſchen Rechts möglich ſey, die zur Abſtraction nöthigen Entſcheidungen in ſolcher Menge und Mannigfaltigkeit beyzubringen, dafs ſich daraus nach logiſchen Regeln im ſtrengſten Sinn ein Grundſatz blofs abſtrahiren laſſe. Allein wenn wir dieſen Einwurf im Ganzen auch als richtig anerkennen, ſo glauben wir dennoch, dafs er nur durch den Zuſatz volle Wahrheit erhält: wenn die Richtigkeit der gleichſam durch eine Hypotheſe aufgeſtellten Regel von aufsen durch beſondere Gründe gezeigt werden kann; wie dieſs

z. B.

Digitized by Google

z. B. der Fall ist, wenn man aus den Entscheidungen über den Betrug beym Kauf und der Pachtung eine allgemeine Theorie für alle Verträge abstrahirt. Allein im vorliegenden Fall gebricht es an einem solchen Beweise. Wir haben die bestimmte gesetzliche Regel, welche die Grundlage der ganzen Besitzlehre ist, dass an sich körperliche Inhabung zum Wesen des Besitzes gehöre; wir finden hiervon hin und wieder einzelne Ausnahmen: aber nirgend einen entscheidenden Beweis, dass die Römer ihre Ausnahmen aus einer entgegenstehenden singulären *Regel* ableiteten. Nun aber ist und bleibt es eine ausgemachte rechtliche Wahrheit, dass das Gewisse Natürliche dem Singulären nicht eher weicht, als bis dessen Daseyn durch überwiegende Beweise dargethan ist.

Bey diesen Umständen ist es denn gewiss dem Geist des römischen Rechts weit angemessener, wenn man aufrichtig eingesteht, dass auch hier, wie in vielen andern Fällen, die Ausbildung einer Lehre gewaltsam aufgehalten ist. Hätten die classischen Juristen die Lehre vom Besitz noch länger bearbeitet: so würden sie vielleicht, durch die verschiedenen ihnen vorgelegten Fälle veranlasst, dem Princip des Vfs. immer näher gekommen seyn, und dasselbe ganz erreicht haben. So, wie die Fragmente des älteren Rechts daliegen, sind sie aber noch weit davon entfernt. Es kann diess auch in der *Justinianeischen* Gesetzgebung um so weniger befremden, da es viele andere Fälle ähnlicher Art giebt, welche zeigen, dass man häufig mitten auf dem Wege zum Ziel stehen blieb, und dass es *Justinian* an Kraft und Consequenz fehlte, vernünftige Gesichtspunkte überall festzuhalten und zu benutzen. So war es z. B. ursprünglich Grundsatz, dass jeder Erbe durch seine eigne Willenshandlung persönlich die Erbschaft antreten müsse. Bald machte man die Ausnahme, auch das Kind könne durch eine *gestio pro herede* unter Auctorität des Tutors, dann: der Tutor könne Namens des Kindes, und der Vater Namens des *filius familias infans* die Erbschaft antreten. Hier blieb die Gesetzgebung stehen. Wer möchte nun behaupten, daraus lasse sich die Regel abstrahiren: Vorsteher können stets Namens ihrer Untergebenen antreten?

So viel im Allgemeinen! Jetzt noch einige besondre Bemerkungen! Die erste betrifft die Behauptung des Vfs. S. 264, dass der Besitz nicht durch blosse Uebergabe der Instrumente erworben werde, und dass man, um hier eine Uebereinstimmung des Codex mit den Pandekten herauszubringen, *L.* 1. *C. de donat.* unter Voraussetzung eines *Constituti possessorii* verstehen müsse. Uns scheint dagegen die gemeine Theorie noch immer vorzuziehen. Zwar geben wir gern zu, dass man keine Abweichung des Codex von den Pandekten im Zweifel zulassen darf; allein dann müssen doch immer specielle Voraussetzungen denkbar seyn. Diess findet aber nur in zwey Fällen Statt, entweder wenn der Codex eine abweichende Allgemeinheit enthält, ohne überhaupt den vorgelegten besondern Fall zu erwähnen, wovon *L.* 4. *C. de except. L.* 2. *C. sentent. rescindi non posse* Beyspiele geben; oder, wenn ein Rescript oder Decret das vorgelegte Factum vollständig angibt, und dabey zugleich Thatumstände, welche nach dem Recht der Pandekten nicht als eigentlicher Entscheidungsgrund angesehen werden können, wie z. B. die Worte *sciente emtore* in *L.* 5. *C. de his quae vi.* Allein wenn blos auf Einen Thatumstand die Entscheidung des Codex gegründet wird: so ist es durchaus unnatürlich, einen andern subintelligirten Thatumstand als Grund der Entscheidung anzunehmen, weil dann in der Rede ein Unsinn vorauszusetzen wäre. Wenn daher die gemeine Theorie aus den Worten: *„emtionum mancipiorum instrumentis donatis et traditis, et ipsorum mancipiorum donationem, et traditionem factum intelligis,"* den Satz ableitet, dass die blosse Uebergabe der Instrumente den Besitz ertheile: so geschieht diess mit eben dem Recht, mit welchem man von jeher gegen die Bestimmungen des Pandektenrechts, vermöge *L.* 1. 16. *C. de postlimin. reverf.* behauptet hat, dass nach dem neuesten Recht auch ein in der Gefangenschaft erzeugtes Kind *jure postliminii* restituirt werde.

Ein andrer Zweifel ist uns bey S. 218. aufgestossen, wo Hr. *S.* behauptet, der Pacht-Contract sey vermöge *L.* 6. §. 2. *de precario* nichtig, wenn man dem Pachter den juristischem Besitz mit überlasse. Denn die Gesetze sagen nichts weiter, als dass die Verpachtung an sich den Besitz nicht übertrage; auch wäre kein Grund jener Bestimmung zu denken, da sich alle Rechte durch Vertrag abtreten lassen, also auch der Besitz, wie diess namentlich in Rücksicht der Sequestration und Niederlegung die Gesetze gestatten. Nur Eine Ausnahme hievon giebt es. Wenn nämlich Jemand eine Sache gepachtet hat, und sich nachhher *bittweise* die *possessio* ertheilen lässt: so soll nach *L.* 10. *pr. de A. l. A. P.* eben dadurch die Pachtung aufgehoben seyn. Man betrachte aber nur diese Entscheidung näher, so wird sich von selbst ergeben, dass hier besondere Gründe zu einer Ausnahme sind. Die juristische *Possessio* enthält, als Ganzes, die Detention zugleich in sich. Der Pachter, als solcher, hat eine unwiderrufliche Detention. Wäre sie widerruflich, so wäre sein Recht geradezu ein *Precarium*. Bedingt er sich also den juristischen Besitz, und damit die Detention, bittweise: so ist eben dadurch die Pachtung aufgehoben, und das Rechtsverhältniss durch Novation in ein *Precarium* verwandelt. Hieraus lässt sich nun aber offenbar kein Schluss auf die Fälle machen, da der Pachter sich einen unwiderruflichen Besitz erwirbt. Sogar die Gültigkeit der *L.* 10. *cit.* liesse sich nach *L.* 8. *C. de novat.* in Zweifel ziehen, wenn Justinians Unüberlegtheit nicht oft die Folgesätze eines von ihm aufgehobenen Grundsatzes beybehalten hätte.

Endlich erinnern wir noch gegen die Behauptung des Vfs. S. 238. 239.: „durch das *Precarium* wird in der Regel der juristische Besitz übertragen," dass uns gerade das Umgekehrte in den Gesetzen zu liegen scheint. Nach *L.* 2. §. 3. *de precario* giebt es

eine

eine zwiefache Art des *precarii*, nämlich wenn man ſich entweder die *Sache*, oder deren *Gebrauch* erbittet. Erbittet man ſich die Sache, oder daſs man die Sache habe: ſo wird, weil dieſs eine Bitte um das Ganze, alſo auch um den Beſitz iſt, der juriſtiſche Beſitz mit übertragen. *L.* 4. §. 1. *L.* 6. §. 4. *de precario* *L.* 21. §. 3. *de A. t. A. P.*. Dieſem iſt denn natürlich auch der Fall gleich, wenn man namentlich um den Beſitz bittet. *L.* 12. *pr.* *L.* 15. §. 4. *L.* 17. *de precario*, Erbittet man ſich dagegen bloſs Gebrauchsrechte: ſo wird hier keineswegs der Beſitz übertragen. *L.* 6. §. 2. *eod.* *L.* 10. §. 1. *de A. t. A. P.* Die Folge hievon iſt alſo keine andere, als daſs das *Precarium* nur dann den Beſitz überträgt, wenn dieſs geradezu oder *implicite* ausgemacht iſt.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Leipzig, b. Meyer: *Ueber den verſchiedenen Gerichtsſtand, beſonders in Churſachſen*, von D. *Guſtav Alexander Bielitz*, Rechtsconſulenten in Dresden. 1801. 278 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Mannigfaltigkeit der Gerichtsſtände in Churſachſen und die daher oft entſpringenden Colliſionen machten ein eignes Werk über dieſen Gegenſtand ſehr wünſchenswerth. *Hommel* gab zuerſt in der *Ariadne jurisdictionum* die hieher gehörigen Regeln: ausführlicher und durch die neuern Verordnungen bereichert iſt das vorliegende ſehr ſchätzbare Werk des Vfs. Er handelt in der erſten Abtheilung erſt von den beſondern, ſodann von den gemeinen Gerichtsſtänden, und unter den erſtern wieder zunächſt von reellen, ſodann von den perſonellen beſondern Gerichtsſtänden, in der zweyten Abtheilung aber von den Colliſionen dieſer Gerichtsſtände. Sobald man den Geſichtspunkt nicht aus den Augen verliert, daſs das Werk zunächſt für Sachſen beſtimmt iſt, und daſs es Handbuch für Practiker, nicht ausführliches Syſtem ſeyn ſollte: ſo wird man die Ausführung ſehr zweckmäſsig finden. Sie iſt gedrängt und doch vollſtändig zugleich. Was dem Vf. zum beſondern Verdienſt gereicht, iſt die Benutzung der neuern Reſcripte und Regulative, u. a. auch die Compactaten zwiſchen der Univerſität und dem Rath zu Leipzig in Anſehung der Jurisdiction, welche man vielleicht in einem Anhange, in ſo fern ſie mittheilbar waren, ganz abgedruckt zu ſehen gewünſcht hätte. Nur weniges iſt dem Rec. zu erinnern vorgekommen. So heiſst es S. 75. von dem Forum des begangenen Verbrechens: „Zur Begründung des Gerichtsſtandes wegen begangenen Verbrechens reicht die an einem Orte begangene That allein nicht hin, ſondern es muſs auch die Ergreifung des Thäters daſelbſt noch hinzukommen.“ Dieſe Stelle könnte glauben machen, als ob das *forum delicti commiſſi* gar nicht competent ſey; das iſt es aber allerdings, und der *judex delicti commiſſi* kann ſo gut wie ein anderer Richter die Unterſuchung formiren, nur geht ihm darin, ſo lange er noch keine Praevention begründet hat, der Richter der Deprehenſion und des Wohnorts vor. Ferner kann ſich S. 157. Rec. nicht davon überzeugen, daſs der Aufenthalt an einem Orte um eines öffentlichen Amtes willen nicht auch einen Wohnort oder *forum domicilii* conſtituiren ſollte, vorausgeſetzt, daſs das Amt ein bleibendes iſt. So gewiſs, als man annehmen kann, daſs der Beamte ſeinen Poſten fortdauernd zu bekleiden gedenkt, muſs man auch annehmen, daſs er an dem Orte, wo er bekleidet wird, ſeinen Wohnort fixirt habe. Die Rede hiebey kann natürlich nicht von denen ſeyn, denen ihr Amt ein beſonderes Forum giebt: bey dieſen fällt die ganze Frage weg und auf ſie ſind folglich natürlich die Statuten des Orts nicht anwendbar; aber es fragt ſich, was man *in* Rückſicht derer für Grundſätze annehmen müſſe, denen ihr Poſten kein ſolches beſonderes Forum giebt. — Hiernächſt muſs Rec. der S. 141. geäuſſerten Meinung, daſs der Beſitzer eines ſchriftſäſſigen Ritterguts, wenn er zugleich einen beſondern perſönlichen Gerichtsſtand habe, alſo z. B. Geiſtlicher oder Akademiker ſey, bloſs in Angelegenheiten ſeines Ritterguts für ſchriftſäſſig zu achten ſey, und im übrigen ſeinen perſönlichen Gerichtsſtand behalte, nach neuern Grundſätzen widerſprechen, da er weiſs, daſs das Oberhofgericht zu Leipzig Akademiker, die zugleich Beſitzer ſchriftſäſſiger Rittergüter ſind, in allen ihren Angelegenheiten für ſchriftſäſſig hält. — Wenn ferner S. 165. der Vf. annimmt, daſs, indem das Forum des Wohnorts der davon Entfernten zehn Jahre fortdaure, hiervon auch bey den Armen keine Ausnahme zu machen ſey, ohnerachtet dieſe nach dem Armen-Mandat an dem Orte ihres jetzigen Aufenthaltes mit zwey Jahren für einheimiſch zu achten: ſo glaubt doch Rec., daſs dieſen eben wegen der ausdrücklichen Verordnung das Forum ihres vorherigen Wohnorts mit zwey Jahren expirire. Wenn ſie mit zwey Jahren für einheimiſch zu achten ſind, ſo geht dieſes unſtreitig auch auf das Forum. — Hiernächſt wundert ſich Rec., daſs der Vf. gar nichts von den Juſtitiarien und ihren Rechten, ſo wie von den Patrimonialgerichten überhaupt geſagt hat; auch hätte bey Gelegenheit der Lehensjurisdiction der Pflugkiſche Lehnshof nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden ſollen. Dieſe Ausſtellungen können und ſollen indeſs das oben über dieſe Schrift im Allgemeinen gefällte Urtheil nicht entkräften.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Februar 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Das Recht des Beſitzes.* Eine civiliſtiſche Abhandlung, von D. *Friedrich Carl von Savigny* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 42. abgebrochenen Recenſion.*)

Im *dritten Abſchnitt* kommt der Vf. auf die Lehre vom Verluſt des Beſitzes, und handelt die hieher gehörigen Rechtsſätze mit immer gleichem Scharfſinn ab. Ganz vorzüglich hat Rec. ſich über die vortreffliche Bemerkung S. 273 — 280. gefreuet, daſs zwiſchen *L.* 8. *de A. l. A. P.* und 153. *de R. J.*, welche man bisher ſo unbefriedigend vereinigte, durchaus kein Widerſpruch ſtattfinde, da *utrumque* auch ſo viel bedeute, als *alterutrum*, wie ſich aus *L.* 16. *de legatis* 2. *L.* 8. §. 5. *C. de bonis quae liberis* und *L.* 1. §. 3. *uti poſſidetis* ergebe. Eben ſo gelungen iſt der Verſuch S. 302, die Vorſchrift der *L.* 29. *de A. l. A. P.* mit *L.* 11. *de A. R. D.* durch die Unterſcheidung zwiſchen *alienatio* und *omiſſio poſſeſſionis* zu vereinigen. Nur in Einer Rückſicht können wir dem Vf. nicht beypflichten, nämlich in Anſehung der Behauptung S. 318 ff., daſs vermöge des allgemeinen Nachſatzes in *L.* 8. §. 9. *de A. l. A. P.* auch über die Frage: ob der Beſitz durch Uebergabe an einen andern von Seiten des Repräſentanten verloren werde, unter den Juriſten ein Streit ſtattgefunden habe; daſs es dagegen noch ſehr zweifelhaft ſey, ob je ein Juriſt dem bloſsen Aufgeben des Beſitzes durch den Repräſentanten dieſe Wirkung beygelegt habe, da das florentiniſche Mſpt. in *L.* 40. §. 1. *l. c.* ſtatt: *aliud exiſtimandum, idem exiſtimandum* leſe; und daſs alſo unter dieſen Vorausſetzungen *L.* 12. *C. de A. l. R. P.* ſowohl auf das Verlaſſen, als die Uebertragung des Beſitzes bezogen werden müſſe. Wir dagegen ſind der Meynung, daſs über den erſten Fall, nach den Pandekten zu urtheilen, gar kein Streit unter den Juriſten war, und daſs nach ihren Ideen die Uebertragung des Beſitzes von Seiten des Repräſentanten ſtets den Verluſt deſſelben für den Principal mit ſich führte; daſs dagegen eben darüber ein Streit ſtattfand, ob das bloſse Verlaſſen dieſe Folge mit ſich führe; und daſs endlich *Juſtinian* in *L.* 12. *C. cit.* nur den letzten Fall entſchieden hat. — Der zuerſt von uns aufgeſtellte Satz wird bekanntlich durch viele Geſetze unterſtützt, und der Vf. ſucht ihn nur durch *L.* 3. §. 8. 9. *cit.* zweifelhaft zu machen. Allein wir ſehen dazu keinen Grund. Denn das *decedere* und *diſcedere*, deſſen der Juriſt erwähnt, bezieht ſich doch offenbar nur auf das bloſse Verlaſſen, nicht aber auf das Uebertragen des Beſitzes an einen andern. Den letzten Fall berührt der Juriſt eben ſo wenig, als manche andre denkbare Fälle, z. B. wenn der Repräſentant entſetzt wird, oder ſich den Beſitz mit Gewalt anmaſst. Der allgemeine Nachſatz, welcher bey dieſer Unvollſtändigkeit eine Ausnahme nicht ausſchlieſst, kann alſo nicht auf den übergangenen Fall bezogen werden, und dieſs um ſo weniger, da andre Geſetze gerade in Rückſicht dieſes Falls ſo klar entſcheiden, daſs der Principal den Beſitz verliere. Auſserdem muſs man den Juriſten bey der Auslegung des Vfs. geradezu einer Inconſequenz beſchuldigen. Der von ihm ſelbſt §. 12. *eod.* aufgeſtellte Hauptgrundſatz der Römer war: bey dem mittelbaren Beſitz wird die Sache *durch den Körper des Repräſentanten* beſeſſen. Kann dieſer nun wegen einer phyſiſchen oder rechtlichen Unmöglichkeit die Detention nicht nach Willkühr wiedererlangen: ſo iſt auch dadurch der juriſtiſche Beſitz des Principals aufgehoben. Daher verliert der letzte ausgemacht den Beſitz, wenn der erſte ſich hat entſetzen laſſen; und aus gleichen Gründen muſs denn auch der Verluſt eintreten, wenn ſeine Uebergabe, oder ſein Zulaſſen der Einnahme es ihm unmöglich macht, die Detention ſich eigenmächtig wieder anzumaſsen. — Dagegen war nun aber gerade darüber Streit unter den Juriſten, ob das bloſse Verlaſſen des Repräſentanten den Beſitz des Principals aufhebe. Freylich widerſtreitet dem die florentiniſche Lesart: *idem*; allein das *aliud* anderer Mſpte iſt offenbar richtiger. Denn das: *ſemper in hereditate coloni manſerit*, kann ſich durchaus nur auf den erſten Satz beziehen, erſtreckt ſich aber mit auf den zweyten, wenn man *idem* lieſt, und nun das: *ſed haec* auf beide Vorderſätze folgen läſst. Daſs bey unſrer Erklärung das *ſed haec* nur auf den erſten Satz bezogen wird, iſt auch keineswegs gewaltſam, vielmehr ſehr natürlich, da bey der Lesart: *aliud*, der zweyte Satz eine bloſs *beyläufige* Bemerkung iſt, worauf denn der die Hauptſache betreffende Nachſatz gar nicht bezogen werden kann. Ein ziemlich ähnliches Beyſpiel giebt *L.* 11. §. 18. *de act. E. V.* — Dieſer letzterwähnte Streit iſt nun aber allein, wie geſagt, durch *L.* 12. *C. cit.* entſchieden. Denn *derelinquere* heiſst offenbar nicht ſo viel, als übergeben, und eben ſo wenig der Ausdruck *prodere*, welcher mit unſerm: *preiſsgeben*, völlig gleichbedeutend iſt. Der Nachſatz: *ut locus aperiatur alii eundem poſſeſſionem detinere*, ſetzt dieſs ganz auſser allen Zweifel. Auch macht der allgemeine Grund des Geſetzes hier durchaus keine Schwierigkeit. Denn er paſst ausgemacht noch auf viele andre Fälle, in Rückſicht deren das Geſetz unleugbar das gewiſſe ältere Recht nicht ändern wollte, z. B. auf den Fall, wenn

der Repräsentant sich selbst durch Gewalt oder Contrectation eigenmächtig den Besitz erwirbt. Dergleichen Fälle, da der angegebene Grund einer Disposition viel weiter ist, als die Vorschrift gehen solle, finden sich in *Justinians* Gesetzen häufig genug. Man lese nur *L. 29. C. de pactis*, und vergleiche damit die andern Vorschriften des Codex, welche überall den Unterschied zwischen *pactum* und *contractus* anerkennen.

Gegen den *vierten Abschnitt*, in welchem die Lehre von den Interdicten ganz vortrefflich abgehandelt ist, haben wir besonders den Einwand, dafs wir uns nicht von der Richtigkeit der S. 331 — 335. aufgestellten Behauptung: man habe bisher ohne Grund die *interdicta adipiscendae possessionis* zu den possessorischen Rechtsmitteln gezählt, überzeugen können. Der Hauptgrund des Vfs. ist dieser: eine possessorische Klage sey eine solche, welche sich auf den Besitz des Klägers gründe. Bey den *remediis adipiscendae possessionis* finde dieſs aber nicht statt. Ihr Zweck sey zwar der Besitz, aber es gebe auch viele andere Klagen, deren Endzweck gleichfalls auf den Besitz gehe, wie die *actio pignoratitia directa*, *emti* und *locati*. Zwischen ihnen und den andern possessorischen Interdicten sey auch kein gemeinschaftliches Band, da die letzten sich sämmtlich auf unerlaubte Handlungen gründeten, nicht aber die ersten. Wir antworten dagegen: die vom Vf. aufgestellte verengte Definition der possessorischen Rechtsmittel kann zur Vereinfachung des Systems führen, indem sie das Ungleichartige scheidet, und das Gleichartige verbindet. Allein sie erweist nicht die Falschheit der bisherigen Begriffe, welche den Gesetzen gemäfs und in praktischer Hinsicht durchaus unentbehrlich sind. Wenn man nämlich, wie bisher, alle possessorischen Rechtsmittel im weitesten Sinn überhaupt unter den Satz zusammenfafst: es sind die Rechtsmittel, welche in der Hauptsache nur Schützung oder Zuerkennung des Besitzes betreffen, und dann weiter fortfährt: diese Rechtsmittel gehen bald den Gang des ordentlichen Processes durch Actionen, bald den Gang des summarischen Processes unter dem Namen der Interdicte: so ist alles richtig gedacht. Ein *interdictum adipiscendae possessionis* unterscheidet sich dann immer genau von einer *actio* auf Erlangung des Besitzes. Nimmt man diese Ideen nicht an, so kann man selbst die *interdicta recuperandae possessionis*, als eine besondere Art der possessorischen Interdicte, nicht vertheidigen. Die *actio pignoratitia directa*, wodurch die Auslieferung des widerrechtlich zurückerhaltenen Pfandes verfolgt wird, hat mit dem *interdictum de precario* einen völlig gleichen Grund und Endzweck. Welches ist nun die Ursache, warum jene Klage nicht unter den *interdictis recuperandae possessionis* steht? Auch bey der Pfandklage wurde gewifs nicht geleugnet, dafs die Verbindlichkeit aus einer unerlaubten That entspringe; aber es wurden hier nur die gewöhnlichen Actionen gestattet, während man bey dem *precario* ein besonderes, summarisch zu verhandelndes Rechtsmittel einführte. Aus diesen Gründen können wir denn dem Vf. nichts weiter einräumen, als dafs, um die Rechtsgrundsätze zu vereinfachen, bey Darstellung der possessorischen Rechtsmittel die *remedia retinendae* und *recuperandae possessionis* unter die ihnen gemeinschaftlichen Gattungsbegriffe zusammengestellt werden müssen.

Nachdem Hr. *S.* auf die bisher angegebene Weise die Natur des eigentlichen Besitzes, und der Wirkungen desselben entwickelt hat: so geht er im *fünften Abschnitt* auf den sogenannten Quasi-Besitz, und die in Rücksicht desselben stattfindenden Rechtsmittel über. Um nicht zu weitläuftig zu werden, geben wir auch hier wieder keinen vollständigen Auszug aus den Ideen des Vfs., obgleich uns die vortreffliche Darstellung der verschiedenen Interdicte, und die Art, wie der Vf. dieselben auf gewisse Hauptgattungen zurückgeführt hat, äufserst interessant gewesen ist. Wir müssen indefs auch hier wieder in Ansehung eines Hauptpunktes dem Vf. unsern Widerspruch entgegensetzen, nämlich in Rücksicht der von den bisherigen Theorien ganz abweichenden Behauptung (S. 437.), dafs vermöge *L. 8. §. 1. si servitus vindicetur*, der Besitz negativer Servituten durch blofses Nichtthun des Herrn des dienenden Gutes erworben werde. Wir möchten diesen Satz, mit Rücksicht auf die Analogie, einen ungeheuern Satz nennen. Denn er widerstreitet der Natur eines Rechts, und der Natur des Eigenthums, welche zum Unterlassen berechtigt, geradezu, und setzt den Eigenthümer in die verzweifelte Lage, dafs er bey jeder Neuerung eine rechtlich geschützte Inhibition erwarten mufs. Aufserdem widersprechen *L. 15. de novi operis nunc. L. 45. de damno infecto* der Theorie des Vfs. Die dafür angeführte *L. 6. §. 1. si serv. vindic.* sagt dagegen nichts, was der gemeinen Meynung auch nur entfernt widerstritte. Der Besitz einer negativen Servitut kann auf eine zwiefache Art erworben werden, entweder einseitig durch eine Handlung der Eigenmacht, welche hier denn in Hinderung der Handlung des Herrn des dienenden Guts bestehen mufs; oder durch ein gebilligtes, einseitiges oder zweyseitiges Geschäft. Im letzten Fall ist nach der richtigern Meynung, welche auch der Vf. S. 434. vertheidigt, selbst unter Voraussetzung eines Vertrages, der Besitz durch das Geschäft selbst erworben, und es bedarf keiner *Quasi-traditio*. Ist mithin die Einräumung der Servitut überhaupt zugestanden: so ist auch dadurch der Besitz derselben erwiesen, und der Herr des dienenden Guts mufs dann also den Beweis führen, dafs nachher die Dienstbarkeit wieder aufgehoben sey. Man gehe nur von diesen Grundsätzen aus, und vergleiche dann das streitige Fragment, so kann es keinem Zweifel unterworfen bleiben, dafs darin nichts weiter gesagt ist, als: der Besitz einer negativen Servitut ist in zwey Fällen anzunehmen, entweder wenn sie eingeräumt ist, oder wenn man sich eigenmächtig (*lapilli jactu*) derselben angemafst hat. Die Worte: *si forte* machen diese Erklärung zwar schwierig, wenn man sie durch: *sollte aber*, oder: *sollte zufälliger Weise*, übersetzt, weil sich dann nicht wohl denken liefse, dafs

der-

der Jurist eine *eingeräumte* Servitut vorausgesetzt habe. Allein erinnert man sich daran, dafs die Juristen durch das: *si forte* oft so viel bezeichnen, als wir durch unser: *zum Beyspiel*, so bleibt keine Schwierigkeit übrig, da es dann von selbst in die Augen fällt, dafs jene Worte sich nur auf das, vom *Bauen* hergenommene Beyspiel beziehen.

Im *sechsten Abschnitt* macht Hr. *S.* den Beschlufs mit einer kurzen Darstellung der Modificationen des römischen Rechts durch das kanonische Recht und die Reichsgesetze; wobey denn natürlich die Eigenthümlichkeit des *remedii spolii* und des *possessorii summariissimi* den Hauptgegenstand der Untersuchung ausmacht. Der Ideengang des Vfs. ist hier im Ganzen folgender. Die *actio spolii* sey im Wesentlichen kein, von dem *interdicto unde vi* abweichendes Rechtsmittel. In *C.* 3. *c.* 3. *qu.* 1. werde blofs auf die, schon ohnehin statt findenden Rechtsmittel Bezug genommen. Dafs wegen kirchlicher Rechte und der Patrimonial-Gerichtsbarkeit possessorisch geklagt werden könne, sey freylich wahr, aber darin liege eine Störung des Besitzes am Boden. Es sey hier also alles ganz im Geist des römischen Rechts. In der Schützung der Familienrechte aber sey durchaus kein Recht des blofsen Besitzes enthalten, weil hier kein Recht, ohne Rücksicht auf das Daseyn eines anderen Rechts, geschützt werde. Was das *possessorium summariissimum* betreffe: so sey dieis nichts anders, als ein provisorisches *interdictum uti possidetis*, und im Ganzen mit dem letzten denselben Bedingungen unterworfen, nur nehme es einen schnellern Gang, und erfordere Gefahr der öffentlichen Sicherheit. Die römische Theorie sey hienach keineswegs durch das neuere Recht aufgehoben, vielmehr erhalte dieses in seinen Zusätzen erst durch das römische Recht seinen gehörigen Sinn. — So gern wir auch einräumen, dafs die Praxis das *remedium spolii* ungebührlich ausgedehnt hat: so können wir doch nicht ableugnen, dafs uns hier in dem Räsonnement des Vfs. manches gezwungen zu seyn scheint. Das Eigenthum des Bodens erstreckt sich am Ende doch nur auf die Rechte, welche sich *am* Boden ausüben lassen. Gerichtsbarkeit und kirchliche Rechte sind auf allen Fall nur dem Eigenthum angehängte, besondere Rechte, und der Besitz des Bodens kann ungekränkt seyn, während der Besitz eines Diöcesan-Rechts gestört oder aufgehoben ist. Schwerlich läfst sich also die Spolienklage in ihrem vollen Umfange durch blofse Anwendung der römischen Rechtssätze begründen. In Rücksicht der Behauptungen des Vfs. über den Besitz der Familien-Rechte beziehen wir uns auf den oben geführten Beweis, dafs die Gesetze den Besitz nie seiner selbst wegen in Schutz nehmen.

Zum Beschluss erlauben wir uns noch eine, das Ganze betreffende Bitte, worin Hr. *S.* gewifs eben so sehr einen Beweis unsrer ausgezeichneten Achtung finden wird, als in den bisherigen Bemerkungen. Wir wünschen nämlich, dafs der Vf. bey einer zweyten, unfehlbar sehr bald erfolgenden, Auflage seiner Arbeit auch die Punkte ausführlich erörtern möge, worin er mit andern übereinstimmt, z. B. die so sehr bestrittene *L.* 10. *C. de A. l. R. P.*, welche jetzt blofs mit Nachweisung auf *Cuper's* vortrefflichen Commentar angeführt ist. Da das vorliegende Werk unter allen Schriften über den Besitz bey weitem das wichtigste und lehrreichste ist, und durch Vollständigkeit alle übrigen entbehrlich machen könnte; da wenige deutsche Juristen auch nur einen kleinen Theil der übrigen Werke über den Besitz zu ihrem Gebrauch haben; und da es nicht fehlen kann, dafs unter der Hand eines so geistreichen und tief eindringenden Schriftstellers selbst das, was von andern entlehnt ist, neues Licht und Leben erhält: so schmeicheln wir uns mit der sichern Hoffnung, dafs Hr. *S.* überall auf diese Bitte Rücksicht nehmen und uns bald mit einem vollständigen Werke über alle Theile dieser wichtigen Lehre beschenken wird.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit*, in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen theils in der Göttingischen Juristenfacultät, theils in eigenem Namen ausgearbeitet vom Geh. Justizrath *Pütter*. *Dritten* Bandes *vierter* Theil. 1791. 1 Alph. 12 Bog., nebst Register des *dritten* Bandes. (1 Rthlr. 16 gr.). *Vierten* Bandes *erster* und *zweyter* Th. 1801. u. 1802. Beide zus. 541 S. in fol. (4 Rthlr.)

Pütter's Rechtsfälle gehören zu den vorzüglichen Werken dieser Art; darüber ist wohl unter den Kennern kein Streit. Die Fortsetzung dieses nützlichen Werks, worauf man fast nicht mehr rechnete, ist daher gewifs eine sehr angenehme Erscheinung. Nach den besondern Veranlassungen, die der würdige Vf. von Zeit zu Zeit dazu hatte, findet man hier, so wie in den vorhergehenden Theilen, meistens solche Streitigkeiten erörtert, welche zunächst öffentliche Verhältnisse einzelner Staaten Deutschlands, oder Familien- und andere Angelegenheiten des hohen Adels — sogenannte *causas illustres* — betreffen. Dieis giebt freylich der Sammlung an sich keinen höhern Werth, wenn sie ihn nicht durch die Gründlichkeit der vorkommenden Aufsätze seit dem Anfange ihrer ersten Erscheinung im Jahr 1766 fortdauernd immer behauptet hätte. So überflüssig es seyn würde, die einzelnen Rechtsfälle von No. 312, womit der *dritte* Theil des *dritten* Bandes beschlofs, bis 410, der Reihe nach auch nur in den Hauptpunkten hier anzugeben, so nöthig glaubt doch der Rec. für manche Leser die allgemeine Bemerkung, dafs diejenigen Geschäftsmänner, welche mehr mit Rechtssachen oder Angelegenheiten des eigentlichen Privatrechts zu thun haben, darum doch ja nicht glauben dürfen, dafs *Pütter's* Rechtsfälle ihnen weniger, oder doch nur in den seltnern Fällen bey ihren Arbeiten gute Dienste leisten könnten. Vielleicht wird diese Meynung von vielen gehegt, die sich bey näherm Gebrauche dieser Rechtsfälle zu ihrem grofsen Nutzen vom Gegentheil überzeugen würden. Denn einmal findet man hier doch

doch wirklich aufser den vorhin erwähnten Gegenständen eine nicht unbeträchtliche Anzahl blofser Privatangelegenheiten, und zweytens giebt gerade diese Sammlung unzählige Beyspiele davon, wie häufig die recipirten fremden Rechte, eben so wie das deutsche Privatrecht, auch in Streitigkeiten des hohen Adels und regierender Familien die Entscheidungsnormen darbieten. Es ist auch nicht zu leugnen, dafs dieses dem berühmten Vf. nicht selten Gelegenheit gegeben hat, treffliche Bemerkungen zur Erläuterung mancher Vorschriften und Grundsätze des einheimischen und recipirten Privatrechts mitzutheilen, die man sonst bey andern Schriftstellern vergeblich suchen würde. Zum Lobe des Vfs. noch irgend etwas hinzuzufügen, würde gewifs bey den allgemein anerkannten Verdiensten desselben um die Rechtsgelahrtheit etwas sehr unnöthiges seyn. Das Publicum wird unstreitig mit dem Wunsche des Rec. übereinstimmen, dafs das hohe Alter und die Gesundheit des Vfs. die völlige Beendigung dieses Bandes, mit dessen Beschlusse ein Register über das ganze Werk folgen soll, erlauben möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Basel*, b. Flick: *Gemeinnütziger und faslicher Unterricht für Bruchpatienten beiderley Geschlechts*, worinnen sie besonders diesen sogenannten Leibschaden an sich leicht erkennen, und dagegen zur Verhütung lebensgefährlicher Folgen, die sichersten und zweckmäfsigsten Vorbauungs- und Heilmittel angezeigt finden — von *L. Mieg*, zur Zeit Wundarzt(e) am hiesigen Burgerhospitale, und correspondirendes (m) Mitglied (e) der Gesellschaft schweizerischer Aerzte und Wundärzte in Zürich. 1803. 72 S. 8. (5 gr.) — Eine Schrift für Layen, um sie auf die Gefahr eines Bruchs aufmerksam zu machen, damit sie in Zeiten das einzige, beste Mittel, nämlich ein gutes Bruchband, sich zu verschaffen suchen mögen. In dieser Hinsicht ist das Bemühen des Vfs. immer verdienstlich, nur wäre auch zu wünschen, dafs diese Schrift von Layen beherzigt würde. Leider giebt es eine grofse Menge Bruchkranke, die ihren Schaden aufs sorgfältigste verheimlichen. Fast unglaublich, aber wahr ist es, dafs Ledige sowohl als Verheyrathete, Mannssowohl als Weibspersonen, und zwar aus allen Ständen, ohne Unterschied, eher eine Blennorrhöe, Chanker u. s. w. ohne vielen Rückhalt offenbaren, als wissen lassen wollen, dafs sie mit einem unschuldigen Bruchschaden behaftet sind. Oft werden mancherley Beschwerden, die Brüche erregen, geduldig ertragen, oder, wenn man auch Hülfe dagegen sucht, so wird doch die wahre Ursache der Krankheit geflissentlich, und so lange verschwiegen, bis das Uebel lebensgefährlich geworden ist. Da nun nicht zu erwarten ist, dafs sich Layen in chirurgische Schriften über ihre Krankheit, die sie so leicht in Gefahr stürzen kann, Raths erholen: so können sie in dieser Schrift sich von der Beschaffenheit ihres Schadens und den Folgen desselben um so sicherer unterrichten, da sie zugleich gewarnt werden, bey der Hülfe selbst Hand anzulegen, oder von Unkundigen anlegen zu lassen, um nicht die frühzeitige und wirksame Hülfe des Wundarztes darüber zu verabsäumen. Eben so führt der Vf. etwas von der Bruchoperation an, um die übertriebene Furcht vor derselben, und die vermeintliche Todesgefahr zu bestreiten.

Eigenes hat der Vf. nicht, er hat vielmehr Alles, vieles sogar wörtlich, aus neuern Schriften, vorzüglich aus *Richter's* klassischem Werke, gezogen. Einiges hat er übergangen, und gegen manches ist etwas einzuwenden. Dieses zu berühren, findet Rec. der Layen wegen für nöthig. Unter den Folgen der Einklemmung wird der künstliche After vermifst, der doch weit mehr Gefahr droht, als die angeführte Kothfistel. — Dafs *alle* Bruchbänder, Wickelbinden, Nabelgerten (warum nicht Nabelbruchbänder?) bey Kindern bis ins zweyte Jahr überflüssig, ja oft nachtheilig wären — sollte man Layen nicht vorsagen, zumal da auch bey Kindern weit leichter und früher eine Radicalcur zu erwarten ist, als bey Erwachsenen. — Bruchbänder aus Englaud zu holen, ist freylich unnöthig, weil mehrere deutsche Künstler sie, wo nicht besser, doch eben so gut und ungleich wohlfeiler liefern. Der Vf. gedenkt hiebey der Bruchbänder, die Hr. *Brünninghausen* unter seiner Aufsicht verfertigen läfst, mit verdientem Ruhme. (Bruchbänder bey Bandagisten zu suchen, ist gröfstentheils nicht besser, als sich in Krankheiten einem Quacksalber anzuvertrauen, d. i. man erhält gegen vieles Geld unnütze und schädliche Waare.) Die unelastischen Bruchbänder werden mit Recht verworfen, und die elastischen angepriesen; auch wird das ununterbrochene Tragen derselben zur nöthigen Sicherheit dringend empfohlen. Die Fertigung aus Stahl und Eisen ist unnöthig, und besser ist es, wenn der Künstler dem Stahle während der Arbeit die gehörige Elasticität zu geben versteht. Der elastische Halbzirkel soll nur bis auf das Rückgrad reichen. (Wenn er gut gearbeitet, und die Pelotte gehörig gestellt ist, sitzt er noch fester, wenn er 1 auch 2 Zoll drüber hinwegreicht.) Der Tadel an dem *Camperschen*, dessen hinteres Rückende sich am vordern Rückende des Hüftbeins der gesunden Seite endigen soll, ist gegründet, weil *das Bruchband* an der Bewegung des gegenseitigen Schenkels *Antheil* nimmt, und dann nicht fest sitzt, mithin die Pelotte von der Bruchstelle sich leicht verschiebt. — Dafs dem Kranken, der auf beiden Seiten einen Bruch hat, ein doppeltes Bruchband sehr unbequem, und ein einfaches mit zwey Köpfen vorzüglicher zu empfehlen sey, mufs Rec. aus häufiger Erfahrung bestreiten, weil a) letzteres unbequemer zu tragen ist; b) die Pelotten bald zu weit, bald nicht weit genug von einander entfernt sind, auch ihr Hals nicht immer eine verhältnifsmäfsige Beugung mit dem Winkel der Schambeine hat; und weil hauptsächlich c) die von dem Halse entferntere Pelotte sich um so leichter und bedeutender verschiebt. — Die Unterlage von Baumwollenzeug oder Mousseline unter die Pelotte, die ein englischer Laye empfohlen hat, verdient weiter angepriesen zu werden. — Die Cautelen beym Anlegen und Tragen der Bruchbänder sind gut angegeben. — Der Rath gegen die sonst gewöhnliche Radicalcur der Brüche durch die Operation, von herumziehenden Bruchschneidern, möchte für die meisten Gegenden Deutschlands jetzt unnöthig, und für viele medicinische Polizeyanstalten beleidigend seyn. Dagegen ist die, zu gleichem Endzweck empfohlne Sorgfalt beym Tragen des Bruchbandes sehr zu empfehlen. — Gegen andere, zur Radicalcur der Brüche, theils von Wundärzten empfohlne, theils vom Aberglauben herrührende Mittel warnt der Vf. mit Recht, so wie auch gegen ein Spiel, die *Sturmglocke*, auch *Stampfmühle* u. s. w. genannt, wodurch häufig Brüche entstehen. (Dieses Spiel besteht darin, dafs sich zwey Personen mit dem Rücken gegen einander stellen, die Arme verschlingen, und so einer den andern wechselseitig schnell rückwärts in die Höhe hebt, so dafs, wenn dies schnell geschieht, beide die schwankende Bewegung einer Glocke nachzuahmen scheinen. — Die angegebene Methode, das Mafs zu einem guten Bruchbande zu nehmen, ist zwar richtig, ist aber auch bey guten elastischen Bändern fast unnöthig, wenn nur das Mafs von der Bruchstelle bis zum Rückgrad gehörig genommen ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. *Februar* 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Taschenbuch der Chirurgie für angehende praktische Aerzte und Wundärzte*, bearbeitet von *Ge. Wilh. Consbruch* u. *J. Chph. Ebermaier.* 1802. 674 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eigentlich ist nur Hr. *E.* als Vf. dieses nützlichen Taschenbuchs anzusehen, und er ist in Hn. *C's*, der bekanntlich die innere Arzneykunst auf eine ähnliche encyklopädische Weise behandelte, Plan und Geist eingedrungen, um jungen Aerzten und Wundärzten eine kurze Uebersicht alles Wissenswürdigen aus der Chirurgie in die Hände zu geben. Das Buch zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste enthält die *Materia chirurgica*, oder eine tabellarische Uebersicht der gebräuchlichsten äufsern Heilmittel; die zweyte lehrt die allgemeinen Vorkenntnisse der Wundarzneykunst; die dritte handelt von den allgemeinen chirurgischen Krankheiten, und in der vierten endlich werden diejenigen Krankheiten, welche in einzelnen Theilen vorkommen, aus einander gesetzt. Unter diesen Abtheilungen dürfte die erste leicht diejenige seyn, an welcher sich das meiste aussetzen liefs. Die Chirurgie, wie die Arzneykunst, war in den vorigen Zeiten bey weitem zu sehr überladen mit Hülfsmitteln, welche man eben deshalb nur oberflächlich kennen lernte. Und es ist ein wahres und grofses Verdienst neuerer denkenden Wundärzte, den Wust der *materia medico-chirurgica* gereinigt, die Menge der chirurgischen Arzneymittel verringert zu haben, und desto vertrauter mit den wahrhaft nothwendigen Heilmitteln geworden zu seyn. Es befinden sich aber in dem gegenwärtigen Verzeichnisse noch folgende, von denen die meisten durchaus überflüssig und entbehrlich sind: *Hb. anserinae, Rad. consolid. maj., Tinct. laccae, Sem. anethi, Ol. Culilaban., Empl. de suligin., Gummi animi, bdellii, carannae, Copal, Elemi, Ladanum, Olibanum, Sagapen, Sandarac., Tacamahac., Hb. hyssopi, matricar. origan. cretic. puleg., Saturej. Balsam., Commendator. Frahmii, Locatelli, traumatic., Hb. et rad. bardan. boni Henr., betae rubr.* In der zweiten Abth., das ist, unter den allgemeinen Vorkenntnissen der Chirurgie, kommt die Lehre von den Binden (Bandagen) vor (hiebey ist eine sehr brauchbare Schrift von dem jüngern Hn. *Stark* zu Jena noch nicht angeführt worden); ferner von den Compressen; vom Gebrauche der Scharpie, der Pflaster und Salben (die Bestimmung vom Erweichen und Zertheilen ist aber wohl nicht unter den ganz richtigen Gesichtspunkt gestellt worden, wenn der Vf. sagt; zum Zertheilen müssen die Pflaster wohl reizen, dürfen aber keine harzigen Theile enthalten; zum Erweichen dient jedes Pflaster, welches keine harzigen Theile enthält. Warum fürchtet sich der Vf. so sehr vor dem harzigen Bestandtheile? Kann nicht ein harziges Pflaster manchmal als zertheilend, manchmal als erweichend angesehen werden? So auch bey den Salben. Es kömmt alles auf die Mischung der Bestandtheile des Pflasters und der Salbe, den Antheil von Harzstoff, Wachs, Fett u. dergl. an, und demnächst auf die Reizbarkeit der Haut des Kranken. Uebrigens wird blofses Baumöhl und Wachs gewifs bey weitem weniger erweichen, als mit Fett ausgekochte Pflanzenschleime, *Unguent. althaeae, populi* u. dgl., welche folglich in mancher Rücksicht die Benennung kühlender Salben eher verdienen, als die Bleysalben.). Von den Einspritzungen (dabey sind *Fourcroy's* Einspritzungen gegen die Blasensteine nicht mit angeführt worden); von Klystiren (dabey hätten besonders die *Pictet*schen Klystirmaschinen mit beugsamen Röhren und gewundenem Stempel einer Erwähnung verdient); von Incisionen; vom Blutlassen (Blutigel werden, nach neuern Beobachtungen, am besten mit etwas Brunnenkresse aufbewahrt. Das von Dänemark her erwartete Werk über die In- und Transfusion ist ohnlängst durch Hn. *Scheel* erschienen, aber durch dasselbe der Glaube an dieses schimärische Hülfsmittel nicht besser begründet oder verstärkt worden). Von blutstillenden Mitteln, sie sind theils mechanisch, theils styptisch; von Zugmitteln (Reizmitteln); von Aezmitteln; von der Inoculation der Blattern (hier wird gesagt, dafs man eine reife, vollkommene Blatter zum Fortimpfen nehmen solle. *Hoffmann* und *Odier* ziehen aber mit Recht die Blattern vor, in welchen das Contentum noch nicht eiterig, sondern molkig ist). Von den Näthen (die ganze Stellung der Materie ist in dieser Einleitung nicht ganz glücklich gewählt). Von der Amputation (es kömmt hiebey nicht wenig auf die Gewandtheit und Geschicklichkeit der Gehülfen an. Auch haben neuere Chirurgen, die hier uneingeschränkt empfohlene antiphlogistische Behandlung fahren lassen und die entgegengesetzte angerathen). Von der Trepanation (ganz neulich sind einige Verbesserungen an dem Trepanations-Apparate von *Bichat* gemacht worden, welche sich durch ihre Einfachheit empfehlen, dem Vf. aber noch nicht bekannt seyn konnten). Die dritte Abtheilung, von den allgemeinen chirurgischen Krankheiten, enthält zuerst das wichtige Kap. von der Entzündung. Der Vf. theilt dieselbe in ächte und unächte, und, wie er selbst sagt, richtiger in gewöhnliche und specifische. (Rec. scheinen beide Abtheilungsklas-

sen nicht logisch richtig. Was nicht ächt ist, gehört nicht in diese Kategorie; eine unächte Entzündung ist also keine. Und das Specifische kann dem Gewöhnlichen nicht entgegengesetzt seyn; das Gewöhnliche und das Seltene kann überhaupt bey der Entzündung nicht in Anrechnung kommen. Sind nicht manche specifische Entzündungen den gewöhnlichen ähnlich? Sind nicht manche Entzündungen nach Operationen, z. B. an der Brust, rosenartig, also doch auch specifisch?) Der Vf. theilt sie ferner in drey Arten: einfache, wenn sie einen übrigens gesunden Theil befällt; gemischte, wenn sie in einem vorher nicht gesunden Theile entsteht, und Entzündung von specifischen Krankheitsmaterien, die den gesunden zu einem kranken umändert, z. B. Schankergift. (Das thut ja aber auch die einfachste Entzündung. Die Qualität der Reizung, so oft sie auch in die Definition der Entzündung gebracht worden ist, kann doch nichts über den allgemeinen Charakter der Entzündung bestimmen.) Ausserdem unterscheidet man *active* und *passive*, (sthenische und asthenische, nach *Brown*) auch noch innere und äussere Entzündung. (Dieses ganze Kapitel kann aus einem der neuesten Stücke des *Röschlaub*schen Magazins sehr verbessert werden. Auch kommen viele Stellen in verschiedenen Schriften des Hn. *Reil* vor, welche der Vf. hätte benutzen können. So viel auch schon über die Entzündung geschrieben worden ist, so sind wir dessen ungeachtet mit derselben noch gar nicht im Reinen.) Von der Eiterung. (Ist eins der schönsten Kapitel im ganzen Buche. Bey der Art, Abscesse nach den Vorschlägen neuerer französischer Wundärzte mittelst des Haarseiles oder des Aezmittels zu öffnen, wäre eine genauere Bestimmung der Vorzüge oder Nachtheile dieser Methode zu wünschen gewesen.) Von der Verhärtung. (Nicht immer ist sie eine Folge der [directen] Schwäche der Lebenskraft in dem entzündeten Theile, öfterer eine Folge [indirecter Schwäche] der Ueberreizung in dem afficirten Theile.) Vom Brande, welcher, nach dem Vf., mit Recht eine faulige Krankheit genannt zu werden verdient. (Das ist wohl wahr; aber diese Angabe verrückt alsbald den richtigen Gesichtspunkt, denn nur der Sphacelus ist eine Faulkrankheit, die Gangraena nicht. Dort ist der Chemismus wirklich eingetreten, hier steht er nur bevor wegen vorhandener Ueberreizung. Dieses Kap. hat uns weniger gefallen. Was sollen auch die Unterabtheilungen „krampfhafter Brand, skorbutischer Brand" heissen, wenn man sie genau analysirt?) Von den specifischen Entzündungen und Eiterungen, Rose. (Es ist falsch, wenn dabey gesagt wird, die Röthe sey nicht so saturirt, sondern mehr blass, glänzend und gelblicht. Es giebt viele Rosen, die ganz purpurn oder dunkelblauroth sind. Mehr Bestätigung bedarf noch der Satz, die gewöhnliche *gutartige* Rose sey meist *gastrisch-katarrhalischen* Ursprungs. Unrichtig aber ist, dass *alle* nassen äussern Mittel schädlich seyen. Die Rose an der Brust stillender Weiber verträgt, die Rose neugeborner Kinder fordert sogar nasse Umschläge.) Arthritische Entzündungen, Blutschwären, Wurm, Carfunkel. Von den Verbrennungen, Erfrierungen. (Der Vf. sagt, Erfrorne dürften nicht in schnelle Hitze gebracht werden, weil sonst die Gefässe zu weit *ausgedehnt* würden und *platzen* könnten. Der Grund der Schädlichkeit dieses Verfahrens liegt aber wohl in andern Ursachen.) Von den Wunden, einfache und complicirte, absolut gefährliche oder an sich tödtliche (das ist aber nicht einerley!) und zufällig tödtliche. Unter dem Abschnitt „vergiftete Wunden" handelt der Vf. auch die Wasserscheu ab. Er meynt, dass die innern Mittel, welche man zur Verhütung derselben vorgeschlagen habe, ganz unnütz wären. (Vom Queckfilber und von der Belladonna kann man aber doch das nicht mit Wahrheit sagen. Den Bisam, welchen der Vf. ganz übergangen hat, haben auch mehrere Aerzte nützlich befunden.) Von den Geschwüren. (Unter den empirischen Mitteln ist die manchmal sehr wirksame Rhabarber vergessen worden.) Von den Fisteln. Vom Scirrhus und Krebs. (An der Definition des Scirrhus, dass er eine *widernatürliche* Verhärtung *fleischichter*, vorzüglich drüsichter Theile, mit der Gefahr, *krebsicht zu werden*, sey, wird der Kenner manches aussetzen. Ueberhaupt ist dieser Abschnitt nicht mit derjenigen Achtsamkeit behandelt, welche bey einem so intrikaten Gegenstande nöthig gewesen wäre. Er ist nicht tief genug in die ursachlichen Verhältnisse desselben eingedrungen, der Grad des Uebels ist nicht genugsam unterschieden, die Anzeigen zum Gebrauche innerer und äusserlicher Mittel und zum Schnitte sind nicht deutlich genug aus einander gesetzt.) Von der Wassergeschwulst. (Gehört nur uneigentlich in dieses Werk.) Von der Windgeschwulst. (Wenn der Vf. sagt, dass sie am meisten nach einer Verletzung der im Körper befindlichen Luftbehälter und Wege entstehe; so bestimmt er, damit zwar seine Meinung genauer, weicht aber eben damit desto mehr vom gewöhnlichen Sprachgebrauch ab.) Von den Sack- und Balggeschwülsten. (Die Diagnose hätte etwas weitläufiger abgehandelt werden können.) Von den Lymphgeschwülsten. Von der Pulsadergeschwulst. (Gut bearbeitet!) Von den Blutaderknoten. (Es ist die Rede dabey nicht von den Hämorrhoidalknoten, welche von manchen unter dieß Kap. gerechnet werden.) Von den widernatürlichen Auswüchsen auf der Haut. Von den Polypen. (Fleissig behandelt. Bey der Unterabtheilung „Mutterpolypen" hätte wohl Hn. *Stark's* d. ält. praktische Abhandl. darüber benutzt und angeführt werden können.) Von den Gelenkkrankheiten. (Es kann nicht fehlen, dass durch diese Stellung der Materien nicht Anlass zu Wiederholungen und Weitläufigkeiten gegeben werden sollte, wie aus diesem Abschnitte ersichtlich ist.) Von den Verrenkungen. (So wahr es ist, dass viele Vorrichtungen der Alten zur Extension entbehrlich sind, so wahr ist es auf der andern Seite, dass auf die gehörige Aus- und Gegenausdehnung sehr viel zur guten Heilung der Verrenkungen und Brüche ankomme, und dass namentlich die gute und vorsichtige Benutzung der Flaschenzüge vielen Vortheil gewähre. Dieß Kapitel ist vollständig, jedoch hätten

wir

wir den Verrenkungen aus innern Urſachen eine weitläufigere Ausführung, beſonders in Abſicht auf Diagnoſe, gewünſcht.) Von den Verdrehungen, ſchiefen Rücken, Klumpfüſſen. (Die Kur beider Fehler iſt genau und deutlich aus einander geſetzt.) Von den Krankheiten der Knochen, wodurch die organiſche Structur derſelben aufgehoben wird, z. B. Knochenfraſs, Knochengeſchwülſte, engliſche Krankheit (ſie gehört nur uneigentlich für das Forum der Chirurgie. Auch zeigt der Vf. hiebey wieder ſeine Vorliebe für die ältere Pathogenie, wovon wir hie und da ſchon Proben beygebracht haben, wenn er ſagt, daſs ſich die innere Kur der Rhachitis auf Reinigung der erſten Wege, Auflöſung des Schleimes und Tilgung der Säure beziehe.). Von den Knochenbrüchen. Auch hiebey iſt die gehörige Aus- und Gegenausdehnung ein Hauptpunkt der ganzen Behandlung; nächſt dieſem iſt die Lage des Gliedes wohl in Erwägung zu ziehen. Rec. räth, das Glied nicht allzuſtark gebeugt zu legen, die Verkürzung des Gliedes wird ſonſt dadurch befördert. Beym Bruche des Schlüſſelbeins geht der Vf. die neueſten berühmten Methoden mehr hiſtoriſch als kritiſch durch; eine durchaus probehaltige Methode gehört aber freylich auch noch unter die chirurgiſchen Aufgaben. Auf die verſchiedenen Schwierigkeiten bey der Behandlung des Bruches des Schenkels und Schenkelbeinhalſes iſt mit Recht aufmerkſam gemacht worden. Ueberhaupt können wir mit Grund der Wahrheit dieſes Taſchenbuch jedem angehenden Wundarzte empfehlen. Die Beſchreibung der unterſcheidenden Charaktere der Krankheiten iſt meiſtens gut gerathen; die Auseinanderſetzung der Hülfanwendung deutlich und verſtändlich; die Manipulationen ſind einfach und die Mittel wirkſam gewählt. Bey einer zweyten Ausgabe wird der Vf. auch mehr Rückſicht auf die Bearbeitungen der medicinischen Chirurgie durch die neuern Erregungstheoretiker nehmen, um ſeinem Werke die noch fehlenden Vollkommenheiten mitzutheilen.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Lagarde: *Grundriſs einer allgemeinen Logik nach Kantiſchen Grundſätzen.* Zum Gebrauch für Vorleſungen. Begleitet mit einer weitern Auseinanderſetzung für diejenigen, die keine Vorleſungen darüber hören können. *Erſter* Theil, welcher die reine allgemeine Logik enthält. Von *J. G. C. C. Kieſewetter*, D. u. Prof. d. Philoſophie. *Dritte* rechtmäſsige, völlig umgearbeitete und ſehr vermehrte Aufl. 1802. 164 u. 520 S. 8. (2 Rthl.)

Dieſer Grundriſs der Logik, wovon die erſte Auflage 1791. erſchien, war, zumal von Seiten der wiſſenſchaftlichen Form, ein noch ſehr unvollkommener Verſuch eines jungen Denkers; mehrere Ideen *Kants* über die Geſetze des logiſchen Verſtandesgebrauchs und zur Begränzung und wiſſenſchaftlichen Verarbeitung des zu dieſer Wiſſenſchaft gehörigen Stoffes, waren zwar in demſelben benutzt, aber mehr als fremdes angeeignetes, als durch eignes tief eindringendes Nachdenken verarbeitetes Eigenthum, und im Ganzen und Einzelnen war noch vieles zu prüfen, beſſer zu ordnen und zu begründen übrig geblieben, welches ein ſcharfſinniger junger Denker, Hr. *K. Chr. Flatt*, in ſeinen *fragmentariſchen Bemerkungen gegen den Kantiſchen und Kieſewetteriſchen Grundriſs der reinen allgemeinen Logik* (Tübingen 1802.) zum Theil trefflich auseinandergeſetzt hat. Ungeachtet aber der Vf. in der zweyten und dritten Auflage bemüht geweſen iſt, ſeinem Grundriſs mehr Vollkommenheit zu geben: ſo lehrt doch eine Vergleichung mit der erſten Auflage (die zweyte hat Rec. gerade nicht bey der Hand), daſs er in der dritten zwar *vermehrt*, aber nicht *völlig umgearbeitet* worden ſey. Es iſt noch dieſelbe Grundlage und Anordnung des Ganzen geblieben; im Einzelnen iſt manches berichtigt und verbeſſert; aber die Hauptveränderung beſteht doch gröſstentheils in Zuſätzen und Verſetzungen einzelner Materien, die aber noch viel zu wünſchen übrig laſſen. Wir werden die vorzüglichſten Veränderungen anzeigen und mit einigen Bemerkungen begleiten. §. 14 ff. hat der Vf. die drey oberſten Verſtandesgeſetze aufgeſtellt, welches in der erſten Ausgabe erſt in der Lehre von den Schlüſſen geſchah. Hier wäre aber mehr Gründlichkeit zu wünſchen geweſen, da noch ſo manche Frage in Anſehung jener logiſchen Grundſätze zu unterſuchen iſt. Ganz verunglückt iſt die Ableitung des Satzes des ausſchlieſsenden dritten §. 22.: Jeder Theil des Mannigfaltigen, was durchs Denken in eine Einheit des Bewuſstſeyns verbunden iſt, iſt alſo eine Theilvorſtellung (Merkmal) derjenigen Vorſtellung, die durch die Vereinigung aus dem Mannigfaltigen hervorgebracht iſt; mit andern Worten: Jeder Theil des Mannigfaltigen iſt ein Merkmal des aus ihm durchs Denken hervorgebrachten Gegenſtandes. Hieraus ergiebt ſich der Satz: „*Jedem (logiſchen) Gegenſtande muſs von zwey einander widerſprechenden Merkmalen nothwendig eins zukommen.*" Wie daraus, daſs ein Begriff mehrere Merkmale enthält, der Satz folge, daſs jedem Gegenſtande von zwey widerſprechenden Merkmalen eins zukomme, leuchtet gar nicht ein. — In dem zweyten Hauptſtücke ſind einige §§ vom Entſtehen der Begriffe und §. 35—44 von den Merkmalen der Begriffe neu hinzugekommen. Die letzten werden nach den Kategorieen, wie die Begriffe ſelbſt, betrachtet. Nach der Modalität werden die Merkmale eingetheilt in weſentliche oder unveränderliche, und zufällige, veränderliche. Dieſe Eintheilung gehört aber unter die Relation, wo die Merkmale im Verhältniſſe zu dem Begriff, zu dem ſie gehören, betrachtet werden. §. 47. behauptet der Vf. noch wie in der erſten Ausgabe, daſs es keine *einzelnen* Begriffe gebe, aus dem Grunde, weil ein Begriff nicht unmittelbar, ſondern vermittelſt einer Anſchauung ſich auf ein Object beziehet, und, wenn er ſich auf ein einzelnes Object bezöge, alle Merkmale der Anſchauung enthalten müſste, welches unmöglich ſey, da jede Anſchauung unendlich viele Merkmale in ſich faſſe. Allein auch dieſes Letzte zugegeben, ſo iſt es doch nicht widerſprechend,

daſs

dafs der Verstand aus der Anschauung eines Objects gemeinsame Merkmale herauszieht, welche in der Verbindung nur einem einzelnen Gegenstande zukommen. Wir wundern uns, dafs auf *Maafs* Logik §. 39. 1. Ausg. auch in der weitern Ausführung keine Rücksicht genommen ist. Die Lehre von den Begriffen nach den Kategorieen bedarf noch mancher Berichtigungen; so wird z. B. unter der Qualität der Begriffe, die Klarheit und Deutlichkeit gesetzt, und unter der Relation kommt auch die logische Wahrheit, d. i. Uebereinstimmung der Begriffe mit den logischen Gesetzen, vor. Beide gehören aber eher unter die Modalität; wir halten uns aber dabey nicht auf, weil wir überhaupt mit diesem Theile des Werkes nicht zufrieden sind. Eine vollständige Entwickelung der Begriffe und ihrer Verhältnisse zu einander in Rücksicht auf Einstimmung und Entgegensetzung ist die Grundlage der Theorie der Urtheile und Schlüsse, und in jeder Rücksicht lehrreicher auch für den Unterricht, als eine blofse Nomenclatur logischer Eintheilungen; denn nichts anders enthält dieses Hauptstück. Hier wünschten wir, der Vf. hätte die logischen Schriften von *Hoffbauer* und *Maafs* benutzt. Auch überschreitet der Vf. zuweilen die Gränzen der Logik; so gehören die Begriffe von leeren realen, endlichen und unendlichen Begriffen, und von *ens realissimum* (§. 91.) gewifs nicht in die Logik, so wenig als der Unterschied von gegebenen und gemachten Begriffen (§. 95.). Dagegen ist die Erinnerung in demselben, dafs die Logik nicht von absoluter, sondern nur relativer Nothwendigkeit der Begriffe rede, eine treffende neu hinzugekommene Bemerkung, von der wir nur einen fruchtbaren Gebrauch in diesem ganzen Hauptstücke gemacht wünschten. Bey den Urtheilen kommt nur unter der Modalität derselben ein bedeutender Zusatz vor. Die erste Ausgabe handelte blofs von der Modalität der kategorischen Urtheile; in der dritten wird auch die Modalität der hypothetischen und disjunctiven und die Form der Urtheile nach den vier Momenten überhaupt bestimmt. Aber hier vermifst man zuweilen Gründlichkeit. Von den hypothetischen Urtheilen heifst es, sie wären der Quantität nach jederzeit allgemein, und der Modalität nach apodiktisch. Dieses läfst sich mit Grund bezweifeln, und folgt auch aus dem angegebenen Grunde: „die Verbindung eines Grundes zur Folge ist jederzeit allgemein und nothwendig" nicht. Denn, ungeachtet dieser Grundsatz allgemeingültig ist *in abstracto*, so kann doch unter ihn problematisch, assertorisch und apodiktisch, es kann eine allgemeine oder nur auf bestimmte besondere Fälle und Bedingungen eingeschränkte Abfolge subsumirt werden. Das zweyte Kapitel „von Urtheilen" schliefst mit der Untersuchung über die formale Wahrheit, und über das Verhältnifs der Urtheile unter einander nach Quantität, Qualität, Relation und Modalität, oder mit der Subalternation, Entgegensetzung, Umkehrung und Contraposition der Urtheile. In der ersten Ausgabe kam diese Materie in dem dritten Kapitel als *unmittelbare Verstandesschlüsse* vor. Gegen diese Versetzung würde nichts zu erinnern seyn, wenn nur nicht der Vf. zu Wiederholungen verleitet worden wäre, indem nun unter den unmittelbaren Verstandesschlüssen, für welche nach jener Versetzung keine Stelle mehr übrig war, dieselben Beziehungen der Urtheile noch einmal vorkommen. Die unmittelbaren Schlüsse der Urtheilskraft, oder die Induction der Analogie, gehören eigentlich nicht in die allgemeine, sondern angewandte Logik. Der Abschnitt „von den Schlüssen" hat blofs eine Vermehrung durch die weitere Ausführung der hypothetischen Kettenschlüsse erhalten. — Auch die Methodenlehre hat mehrere Zusätze gewonnen. Aufser dem, dafs noch mehr als in der ersten Ausgabe zugleich auf die ästhetische Vollkommenheit Rücksicht genommen, die Lehre von den Definitionen und der Wahrheit der Erkenntnifs ausführlicher vorgetragen ist, hat der Vf. hauptsächlich eine vollständige Theorie der Fragen und Antworten hinzugesetzt, wobey vorzüglich *Maafs* benutzt ist. Eine andere Frage ist es, ob durch diese letzte dieser Theil der Logik wesentlich gewonnen habe? Da Fragen nichts anders als Data zu Urtheilen sind, so mufs man sich wundern, wie diese Theorie in die Methodenlehre gekommen ist, da sie offenbar in die Elementarlehre gehört. Der Vf. wurde zu dieser Uebereilung durch die Erklärung der erotematischen Methode veranlafst, weil er nicht bedachte, dafs diese und die Theorie der Fragen zweyerley sind, und sich eben so verhalten, wie Methoden- und Elementarlehre der Logik. Ueberhaupt enthält dieser Theil der Logik des Vfs. noch immer theils zu wenig, theils zu viel. Da die Methodenlehre zeigen soll, wie nach den logischen Gesetzen aus den einzelnen Erkenntnissen ein systematisches Ganzes zu bilden ist, so müfste vorzüglich der Begriff einer Wissenschaft und der systematischen Einheit entwickelt werden, welches nicht hinreichend geschehen ist. Auf der andern Seite gehören die Begriffe von der ästhetischen Vollkommenheit der Erkenntnifs, von Meynen und Glauben, und von Hypothesen gar nicht in eine allgemeine Logik, welche von allem Inhalte abstrahirt. — In der weitern Ausführung des Grundrisses hat der Vf. auf abweichende Behauptungen anderer Denker, oder Einwendungen gegen Kantische Sätze fleifsig Rücksicht genommen, und es an Beyspielen zur Erläuterung des Grundrisses nicht fehlen lassen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Februar 1804.

PÄDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Philosophie der Erziehungskunst*, von *Joh. Jac. Wagner*. 1803. VIII u. 253 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn der systematische Ideengang des Vfs. und die Beziehungen seiner Grundsätze auf Mathematik, Physik und Chemie das Verständniss des Werkes für den weniger Geübten erschweren: so wird ihm dagegen eine Erleichterung durch die gewählte freyere Form des Vortrags und selbst Erholung und Unterhaltung durch eingereihte anziehende Abschweifungen und durch passend angebrachte Dichterverse dargeboten. Die Philosophie der Erziehungskunst ist das Erzeugniss eines subtil philosophirenden Idealisten, der, ungeachtet der eigenthümlichen Philosopheme seiner Schule und mancher paradoxen Sätze, doch von allen Parteyen gehört und geprüft zu werden verdient.

Das *erste* Buch handelt von den Entwickelungsstufen der Menschheit. „Der Gegenstand des Erziehens ist, nach S. 26., das Kind, d. h. ein menschliches Wesen, das noch nicht Mensch ist, das, wie es scheint, die Erziehung erst dazu bilden soll. Man erzieht es so lange, bis es den freyen Gebrauch seiner körperlichen und geistigen Kräfte erhalten hat, und die Erziehung scheint es demnach blos darauf anzulegen, ihm diesen zu verschaffen." „Wir betrachten den Menschen *als die höchste Individualität* und suchen in ihm die höchste Synthesis der Natur. Aber keine Synthesis ohne Entgegensetzung; wenn wir demnach im Menschen die höchste Synthesis annehmen, so müssen wir auch in ihm die höchste Steigerung der entgegengesetzten Elemente des Daseyns setzen. Diese höchste Steigerung kann nur darin bestehen, dass die Elemente zu organischen Produkten erhoben sind, dass demnach der positive Faktor zum Objekt, der negative zum Subjekt sich erhoben hat, und beide in sich den doppelten physischen und geistigen Organismus enthalten. Du kannst das Subjekt wieder in Subjekt und Objekt theilen, denn beide sind Faktoren des Bewusstseyns; du kannst auch eben so wieder in dem Objekte ein Subjekt und ein Objekt, Organisirendes und Organisirtes, aufsuchen: denn beide sind Faktoren der Natur. In dem Menschen aber verlieren sich jene beiden Systeme in der Einheit einer Idee, die wir, weil sie über alles System erhaben ist, mit dem negativen Ausdrucke Freyheit bezeichnen. Ich nenne den Ausdruck negativ, denn an sich ist Freyheit allerdings nur Aufhebung der Schranken; erst wenn die Schranken selbst als negativ betrachtet werden, erscheint die Freyheit als positiv. Jene Idee also, wenn sie erwachte im Menschen, würde das Zenith seiner Natur bezeichnen, und ihm einen Standpunkt geben, von dem er auf die beiden, sich vor ihm entfaltenden Systeme des Subjekts und Objekts herabsehen könnte, Systeme, deren Stufen das Menschen-Individuum doch selbst durchlaufen musste, um diesen höchsten Standpunkt zu erreichen. Jener höchste Punkt vollendet demnach den Begriff des Menschen, und die Erziehung würde ihn auf irgend einer niedrern Stufe fassen müssen, um ihn jener höchsten entgegen zu führen." Der Erzieher findet das Kind, wenn es in die Sphäre unsrer Erfahrung tritt, auf dem Standpunkte des thierischen Organismus oder Animalismus. Sein Charakter ist entschiedene Sensibilität oder Anschauung und Vorstellung ohne Bewusstseyn (welches der Vf. erst mit dem Gebrauche der Sprache eintreten lässt). Das Geschäft des Erziehers ist es nun, dem Kinde zu Vorstellungen, die mit Bewusstseyn verbunden sind, zu verhelfen, welches vermittelst der Tonsprache, dann der Kunst zu lesen und zu schreiben, weiterhin durch Mathematik, als Philosophie behandelt, u. s. w. geschieht. Das Wie? muss man im Buche selbst nachlesen. So ist allmählig der Uebergang von einzelnen Vorstellungen, zu Begriffen gebahnt worden. „Die Natur (S. 75), unterstützt von der einfachen Erregungskunst unsers Erziehers, hat nun den Zögling so weit gebracht, dass ihm aus den einfachen Elementen seines Wesens, die er auch jetzt noch nicht kennt, positiver und negativer Thätigkeit, Produkte, nämlich äusserer und innerer Organismus, geworden sind, die jetzt mit der unendlichen Einheit und Vielheit ihres Inhalts das Feld seines Daseyns ausmachen. In dem äussern Organismus erkennt er jetzt Kräfte und Stoffe, in dem innern Vorstellungen und Begriffe; beide Welten fühlt er in sich, jene durch Eindruck, diese durch Thätigkeit. Doch es bleibt ihm noch die höchste Stufe des Bewusstseyns zu ersteigen, sich über die Welt zu Ideen aufzuschwingen, übrig.

Die Anwendung von den allgemeinen Grundsätzen macht das *zweyte* Buch, welches Kritik der Erziehungsmittel und Methoden überschrieben ist, und die im ersten Buche durchgegangenen Entwickelungsstufen unter den Beschränkungen und Verhältnissen des Lebens durchführt. Jeder Mensch wird zu einem Individuum von bestimmter Anlage (Anlage ist der Begriff der Realität des Menschen im Kinde als Möglichkeit gedacht, oder die Bezie-

hung der jetzigen Beschränktheit des Kindes auf das Ideal der Menschheit) in einem bestimmten Zeitalter und Staate gebohren. Seine ursprüngliche Verschiedenheit besteht blofs in der des Gefühls und der Anschauung und des Mehr oder Weniger von Erregbarkeit. Diese Individualität mufs der Erzieher frey entwickeln und leiten, und dadurch die Idealität des Menschen realisiren. „Wir würden (S. 91.), falls in unsrem Zöglinge das Gefühl überwiegend wäre, vorzüglich die ideelle Kraft in ihm zu erregen suchen, damit er Anschauung in das Gefühl brächte; oder wenn er eine grofse Leichtigkeit der Anschauung hätte, die ihn aber nie als Gefühl bewegte: so würden wir ihn vorzüglich gewöhnen, aus dem, was er sich denkt, die ruhende Form, den Schein der Erstarrung, hinweg zu nehmen, und die lebende Kraft darin, das Bewegte zu fühlen, und selbst davon bewegt zu werden. Oder würden wir in dem Kinde eine Schwierigkeit der Erregung bemerken: so würden wir eine lebhafte Aufsenwelt um solches versammeln, und mächtige Reize an ihm versuchen; zeigte das Kind hingegen sich sehr leicht erregbar, so würden wir ihm nur wenige und sehr sorgfältig gewählte Reize nahe bringen; diese aber desto öfter wiederholen, weil die leichte Erregung auch schnell ist." Das Gefühl als der Sinn des Realen wird zuerst entwickelt; der Verstand als Sinn des Formalen bestimmt das gefühlte Reale durch Verhältnisse unter sich und trennt es. Die Vernunft hebt dagegen diese Trennungen wieder auf, und ruft in der erstarrten Mannigfaltigkeit das Eine reale, aber nicht für das Gefühl zunächst, sondern für die freye Anschauung hervor. Die Gefühle werden zu jener Reinheit geläutert, die ihnen den Anspruch auf Allgemeinheit der Vernunft sichert, ohne ihnen durch Verwandlung in blofse Form den individuellen Gehalt zu rauben. „Du sollst zwar der Fühlende seyn; aber in dir soll die Menschheit fühlen."

Der Vf. geht nun auf die Ansprüche über, die der Staat an den Zögling macht, und auf die Rücksichten, die der Erzieher darauf zu nehmen hat. Sie sollen darin bestehen, dafs dem Zöglinge Achtung für die Gesetze und die Staatsreligon beygebracht und für seine Cultur die möglichste Sorge getragen werde. Er mufs eine möglichst allseitige Cultur erhalten; nach dieser allgemeinen Cultur wird er alsdann die bestimmte für einen besondern Stand herausfinden, und sich nach Anlage und Neigung für einen oder den andern bestimmen können. Die Cultur oder Erziehung, die er demnach erhält, wird in die wissenschaftliche und in die ästhetische eingetheilt. Jene fängt mit dem Unterricht in den Sprachen an, und geht zu den eigentlichen Wissenschaften über; diese hat es mit der Bildung des reinen Anschauungs-Vermögens durch Kunst und Kunstwerke zu thun, welches mit der sittlichen Natur des Menschen im engsten Zusammenhange steht. Uebrigens mufs der wissenschaftliche Unterricht für das Mädchen anders als für den Jüngling modificirt werden. Denn da der Charakter des Mannes in extensiver Kraft, des Weibes in intensiver Fülle besteht: so ist der Geist des Mannes zur Universalität und höchsten Einheit, der Geist des Weibes aber zur Klarheit in einem reichen Detail geschaffen. In jeder Wissenschaft, die der Jüngling sowohl als das Mädchen (das letztere braucht manche wissenschaftliche Fächer gar nicht durchzuwandern) lernen sollen, werde dem Jüngling der Standpunkt der Construction, dem Mädchen die Ansicht der Reflexion gegeben. Das Buch schliefst mit Ideen über Erziehung des Menschengeschlechts. Mit der immer höher steigenden Cultur desselben und der fortschreitenden Organisation der Freyheit mufs auch die Lenksamkeit der Natur sich vermehren. „Denn (S. 250.) die steigende Cultur wirkt immer erst auf die Natur zurück, und es ist überhaupt nicht möglich, auch nur Eine Kraft der Natur nach menschlichen Zwecken zu lenken, oder das Menschengeschlecht mufs endlich, je näher es zur vollen Freyheit reift, sich die Natur ganz unterwerfen können." „Ich bin (S. 251.) so weit entfernt, von der subjectiven Freyheit der Einzelnen die Erziehung des Menschengeschlechts *allein* zu erwarten, dafs ich vielmehr einen solchen Gedanken für unmöglich erkläre, weil eine Erziehung des Menschengeschlechts durch sich selbst voraussetzt, dafs die Menschen schon allgemein zur Freyheit gelangt seyen, also keiner Erziehung mehr bedürfen. Ich erwarte die Erziehung des Menschengeschlechts mit sicherer Zuversicht von dem, was wir Nothwendigkeit der Natur nennen, weil unsere endliche Kurzsichtigkeit die Entwickelung des Unendlichen, des Absoluten, darin nicht zu erkennen vermag. Es ist die Providenz, die nothwendige Evolution aller Möglichkeit, was das Menschengeschlecht zur Freyheit, und die Natur zur Uebereinstimmung mit derselben führen wird. Ich sehe in der ewigen Ordnung der Dinge die Entwickelung eines universalen Plans, und verehre in dem Absoluten, von dem diese Entwickelung ausgeht, die Gottheit, für die ich übrigens kein Bild und keinen Namen habe, und nichts weifs, als dafs wir von ihr unsichtbar überall umfangen sind."

Wir haben schon gesagt, dafs sich das Werk, aufser dem wesentlichen Inhalt, auch durch Excursionen auszeichne, die bald eine nahe, bald eine entfernte Verwandschaft mit der Erziehungskunst haben. Wir verweisen nur auf den Abschnitt voll Geist über Leben, Umgang, Freundschaft, Liebe und Ehe

LEIPZIG, b. Gräff: *Beyträge zur Erziehungskunst*, zu Vervollkommnung sowohl ihrer Grundsätze, als ihrer Methode. Aeltern und Erziehern gewidmet. Herausgegeben von *Christian Weifs*, Prof. d. Philos., und M. *Ernst Tillich*. *Ersten* Bandes *erstes* Heft. 1803. 180 S. 8.

Diese Sammlung wird von zwey jungen Männern herausgegeben, die theils eigenthümliche, gehaltvolle Ideen über die Erziehungskunst haben, theils in fremde eingehen und sie sich mit Leichtigkeit an-

eig-

eignen und verarbeiten. Hr. *W.* war schon vorher durch seine philosophischen Schriften bekannt, in denen man wenigstens den scharfsinnigen Denker nicht vermisst. Von ihm rühren auch die beiden, an der Spitze der Beyträge stehenden Aufsätze über die Nothwendigkeit, die Erziehungskunst wissenschaftlich zu behandeln, und über die Frage: was ist der Mensch, welcher erzogen werden soll, und wie hat ihn sein erster Erzieher zu nehmen? her. Der Vf. nimmt keine ursprüngliche Verschiedenheit geistiger Anlagen, aber wohl Verschiedenheit des Organismus in jedem Individuum an. Zu der Erziehungskunst rechnet er folgendes. Der Körper des Zöglings muss gepflegt und zu den Verrichtungen, zu welchen ihn die Natur bildete, geschickt gemacht werden, damit er als Mittel zur Erreichung der vernünftigen Zwecke diene; eben so bedarf er des Unterrichts in den Künsten und Wissenschaften, weil er durch sie das Material erhält, um seine Bestimmung zu erfüllen. Allein vor allem muss bey der Uebung des Körpers und der Seele die Freyheit des Menschen berücksichtigt werden. „Denn (S. 57.) überall erweiset sich der Geist als frey, d. h. als einschlagend seinen eigenthümlichen Weg, nie genöthigt durch einwirkende Mächte. Die Ansicht jedes Gegenstandes der Natur wird mit Freyheit genommen, sie kann bey zweckmäfsiger Leitung unsicher und falsch, sie kann bey verkehrter Führung dennoch wahr und richtig werden. Jede Handlung des Geistes ist, merklich oder unmerklich, von einer Gesinnung begleitet, welche wir oft mit besondern Namen des Ernstes, des Leichtsinnes, der Herzensgüte, der Gelassenheit, der Offenheit, der Verschlossenheit und andern belegen, und welche eigentlich das ist, was den empirischen sittlichen Charakter des Menschen ausmacht. Da nun bey allem, wo Freyheit wirket, das Verhältnifs der Handlung zu dem obersten Gesetze derselben zu bedenken ist: wird es gleichviel seyn, wie wir durch Unterricht, Leitung und Uebung auf den zu erziehenden Menschen wirken, und dadurch dem freyen Wesen den Stoff darbieten, durch dessen Verarbeitung es sich erheben und vervollkommnen soll? Das einzige, was dem Menschen von der Natur in keinem Falle gegeben worden, ist ja eben die Art und Weise, *wie* er empfinden, denken, urtheilen, begehren lernt, *wie* er sich gewöhnt, die Dinge um sich her zu betrachten, und der Ansicht von denselben gemäfs in ihrer Mitte zu handeln. Darauf also zwecke alle Erziehung vornämlich ab; sie gebe der Freyheit die Richtung, welche ihr nöthig ist. Diese aber ist jederzeit entweder angemessen der menschlichen Bestimmung oder ihr zuwider. Der noch unerzogene Mensch kann als solcher sich bey den ersten Schritten, welche die Freyheit ihn zu seiner Richtung thun läfst, nicht sagen, was recht oder unrecht, ihm anständig oder ihn entehrend sey. Auch die Natur vermag nicht, ihm die Regel der Vernunft, welche er überall zu befolgen hat, zu zeigen. Diese also stelle ihm die Erziehung jederzeit und für alle Verhältnisse des Lebens im Beyspiele dar, und sie sey überhaupt nichts anders, als die dem Zöglinge durch Beyspiel, Umgang und ganze Behandlung des Erziehers vorgebildete praktische Vernunft. Der ganze Inbegriff dessen, was zur harmonischen Ausbildung der körperlichen Kräfte und geistigen Anlagen des Menschen gehört, muss, wenn er gut geheifsen werden soll, als Anführung zu zweckmäfsiger Erkenntnifs und zu durchgängiger Beziehung derselben auf den höchsten Zweck des Lebens betrachtet werden können; darin aber eben bestehet die wahrhaft praktische Vernunft, dass alles Thun des Menschen in Einem Zusammenhange und auf Einen Zweck bezogen erscheine." Die Ansichten des Vfs. dieser Aufsätze und des Vfs. der Philosophie der Erziehungskunst divergiren zwar in vielen Punkten von einander, aber sie vereinigen sich wieder am Ziele. Der andre Herausg., M. *Tillich*, liefert den Anfang einer psychologisch-philosophischen Analyse von *Pestalozzi's* Schrift: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, und stellt die nicht gehörig geordneten Vorstellungen und Ansichten des Vfs. in ihrem logischen Zusammenhang dar. Der Vf., welcher sich aus eignen Versuchen und Erfahrungen beym Unterricht von dem Werth der Pestalozzi'schen und Olivierschen Bemühungen überzeugt hat, hat unlängst noch einige besondre, darauf Bezug habende Schriften herausgegeben: *Der erste Unterricht*, und: *der Sprachunterricht als intensives Bildungsmittel* Leipz. b. Rein 1803. Sehr lehrreich sind in den Beyträgen von demselben Vf. die vertraulichen Unterhaltungen einiger Mütter über die Erziehung ihrer Kinder, namentlich über Artigkeit, Folgsamkeit und Ungehorsam. Recensionen und Correspondenz-Nachrichten beschliefsen das Stück.

SCHÖNE KÜNSTE.

MOSKWA, b. Glasunow: *Sotschinenija i perewody Iwana Dmitriewa*, d. i. *Originalschriften und Uebersetzungen* von *Iwan Dmitriew*. 2 Theile. 1803. 8.

Hr. v. *Dmitriew* gehört unter die besten Dichter, welche Rufsland aufzuweisen hat. Die Gattungen, in welchen er schreibt, sind: die Ode, die Horazische Satyre und Epistel, das Epigramm und das Volkslied. In allen diesen verschiedenen Dichtarten hat er mehreres Vortreffliche geliefert. Richtigkeit des Ausdrucks, Zartheit des Gefühls, Bekanntschaft mit der Welt, feine Beobachtungsgabe, Lieblichkeit und Leichtigkeit des Vortrags sind charakteristische Züge dieses Dichters, und daher gelingt ihm die Epistel, die Fabel und das Volkslied am besten. Auch scheint er es selbst zu fühlen, dass er nicht ganz für die höhere lyrische Dichtkunst gemacht sey, wenn er am Ende der, übrigens schönen, Ode an die Wolga ausruft: „Warum muss die Kraftlosigkeit des Dichters hier das angefangene Loblied unterbrechen? O wär' ich vom Apollo begeistert, so würdest du, Wolga, der erste Fluss in der Welt und berühmter als der Ganges werden." Doch verdienen unter seinen Oden „die Befreyung Moskwa's" und „der Tod Potemkins" als

als vorzüglich gelungen, ausgezeichnet zu werden. Aufser den Oden enthält der *erste* Theil noch vermischte Gedichte, gröfstentheils Satyren und Episteln, worunter sich eine Uebersetzung von *Juvenals* Satyre an den Poeticus und von *Pope's* Epistel an D. Arbuthnot befindet. Dann folgen Inschriften und Fabeln, von welchen wir hier die letzte zur Probe geben: *Der Magnet und das Eisen.* „Die Natur zu überwinden ist über unsre Kräfte. Nur ihr ohne Vernünfteln zu gehorchen, ziemt uns. Warum hängst du dich an mich? sagte der Magnet zum Eisen. Warum ziehest du mich an? antwortete das Eisen. — Reizendes, holdes Geschlecht! du erräthst nun leicht, womit ich meine Fabeln schliefse. Gleich dem Magneten ziehst du uns an, ohne daran zu denken, und so wie das Eisen, folgen wir dir unwillkührlich."

Der *zweyte* Theil enthält Erzählungen und vermischte Gedichte, unter denen sich mehrere Volkslieder, unter andern das, in den russischen Miscellen übersetzt gelieferte: der Turteltauber, durch Leichtigkeit des Versbaues und Zartheit der Empfindung, und mehrere Epigramme durch treffenden und lachenden Witz auszeichnen. Von den letztern heben wir folgendes aus: *Grabschrift auf die Grabschriften:*

Wandrer lerne von uns, dafs alles unter dem Monde
Eitel und wandelbar ist, nichts der Vergänglichkeit trotzt.
Morgens beweinten wir den Tod von andern, und Abends,
Ach! verschieden wir selbst, und man beweinet nun uns.

Um dieſs Epigramm ganz zu verstehen, mufs man wissen, dafs Hr. v. *Karamsin*, bey Gelegenheit des Todes von Boydanowitsch, eines liebenswürdigen, allgemein geschätzten Dichters, die russischen Dichter in seinem Westnik auffoderte, den Verstorbenen durch Grabschriften zu ehren. Es liefen deren auch mehrere ein, die im Westnik abgedruckt wurden. Endlich folgte in denselben Westnik die Grabschrift auf die Grabschriften, und das Grabschriftenwesen hatte, wie sich leicht denken läfst, ein Ende. Noch mufs erwähnt werden, dafs die meisten, in diesen beiden Bänden enthaltenen Gedichte, schon einmal unter dem Titel: *I moi Besdelki*, d. i. Auch meine Kleinigkeiten, gedruckt erschienen sind, dafs diese Sammlung aber theils mehrere neue Gedichte enthält, theils aber auch durch Druck, Papier und Vignetten von jener sich vortheilhaft unterscheidet.

Mainz u. Hamburg, b. Volmer: *Dolko, der Bandit, Zeitgenosse Rinaldo Rinaldini's*, vom Verfasser der *Lauretta Pisana*. 1801. 272 S. 8. mit 1 Kupf. (20 gr.)

Hr. D. *Albrecht* (denn dieser ist ja bekanntermafsen der Vf. von Lauretta Pisana) gehörte schon seit siebzehn bis achtzehn Jahren zu unsern romantischen Vielschreibern, und es verging vielleicht kein Jahr, wo er die Lesewelt nicht mit achtzig bis hundert vollgedruckten Bogen beschenkte. Bey dieser ungeheuren Fruchtbarkeit war die Schwächlichkeit seiner Erzeugnisse im Ganzen sehr begreiflich. Gleichwohl befanden sich in vielen seiner Schriften (zumal in den frühern) beträchtliche Bruchstücke, denen es nicht ganz an innerm Gehalte mangelte, und aus denen man schliefsen konnte: ihr Vf. wäre wohl besserer Arbeiten fähig, wenn er nur etwas mehr Mühe und kritische Feile anwenden wollte. Doch leider that er dieſs nie; und daher werden die spätern seiner Geistesproducte, die er bald als Vf. der *Lauretta*, der *Familie Eboli*, der *dreyerley Wirkungen aus einer Ursache*, des *Pansalvius* — und sechs oder sieben ähnlichen Angaben, ins Publikum ausstreut, immer schlechter, als die frühern; daher ist er schon so tief gesunken, dafs er nun selbst als ein Nachahmer des Rinaldo Rinaldini auftritt; und — o Schande! — sogar hinter diesem Urbilde noch zurückbleibt. Weiter, als bis zur 150sten Seite, gesteht Rec. aufrichtig, hat er es nicht bringen können. Dafs es aber bis dahin ein Gemisch der allerkläglichsten Räuber- und Banditen-Geschichten ist, kann er dem Publikum auf Ehre und Gewissen versichern.

Leipzig, b. Fleischer: *Almanach d'Apollon*, ou *le Parnasse français. Première* année. 1802. 213 S. 12. (16 gr.)

Der ungenannte Redacteur dieses Almanachs, welcher hauptsächlich für Deutschland bestimmt ist, hegte die Absicht, mit dem besten Institut dieser Art, dem *Almanach des Muses*, zu wetteifern, und ihn, durch Vermeidung der jenen noch anhängenden Mängel, zu übertreffen. Er will die in dem Laufe des Jahrs in Journalen und andern periodischen Schriften, auch in eignen Werken erschienenen Gedichte mit strenger Auswahl sammeln, und mit Verwerfung alles dessen, was die Sitten beleidigen oder nur den Zeitgeist befriedigen würde, nur dasjenige aufnehmen, was dem Geschmacke eines jeden Kenners und Freundes der Poesie gefallen kann. Wir glauben, dafs er diesem Versprechen in dem vor uns liegenden Bändchen Genüge geleistet habe, das sich auch noch überdiefs durch Mannigfaltigkeit des Inhalts und Tons empfiehlt. Längere Fragmente aus ungedruckten Gedichten an Delille und la Harpe, Lieder, Fabeln, Madrigale, Epigramme wechseln mit einander ab: auch einige Räthsel und Charaden sind eingestreut. Proben auszuheben, würde unzweckmäfsig seyn. Wir können nicht unterlassen, zu bemerken, wie viel günstiger die Lage des Redacteurs eines französischen Almanachs als eines deutschen ist. Indem jener Verzicht auf Neuheit thut, gewinnt er die Freyheit der Wahl, die einem deutschen Redacteur, bey den Verhältnissen, in die er sich nothwendig setzen mufs, auch bey dem besten Willen sehr bald verloren geht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Februar 1804.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Introduction à l'étude de l'Art de la Guerre*, par le Capitaine *Cte. de Rocheaymon*, Aide de Camp d. S. A. R. Monf. le Prince Henri de Pruſſe, frére du Roi Fréderic II. Tome *premier*. 1802. 159 S. 8. mit 1 Pl. Charakteriſtik zur Situationszeichnung. Tome *ſécond*. 1802. 726. S. 8. m. 23 beſonders gehefteten Kupfertaf. in fol. (4 Rthlr. 18 gr.)

Ebendaſ.: Einleitung in die Kriegskunſt, vom Grafen De la Rocheaymon, Königl. Preuſs. Rittmeiſter und Adjutanten des Prinzen Heinrichs Königl. Hoheit, Bruder des Königs Friedrich II. A. d. Franz. von *F. Kettner*, K. Pr. Hofrath. *Erſter* Theil. 1802. 172 S. 8. mit 1 Pl. *Zweiter* Th. 1802. 820 S. 8. m. 23 Kupfert. u. Tabellen. (4 Rthlr. 18 gr.)

In einer 46 Seiten langen Vorrede des Originals ſetzt der Vf. ſehr gut die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Studiums der Kriegskunſt aus einander, und berechtigt durch den detaillirten Plan des Werkes und durch die dabey eingeſtreuten Bemerkungen den Leſer zu groſsen Erwartungen. Er unternimmt nichts Geringeres, als eine *vollſtändige Einleitung zur Kriegskunſt*, von ihren erſten Grundzügen bis zu ihrer vollſtändigen Ausübung im Groſsen, zu geben, und den angehenden Officier dadurch in den Stand zu ſetzen, ſich ohne fremde Beyhülfe eine genaue Kenntniſs der Stärke und Schwäche der verſchiedenen Waffen, ſo wie ihrer wirkſamſten Anwendung, zu verſchaffen. Im *erſten* Kap. des *erſten* Theils ſoll daher von der *Geographie* in militäriſcher Hinſicht gehandelt werden, die ſich — wie der Vf. mit Recht bemerkt — gar ſehr von dem gewöhnlichen geographiſchen Unterrichte in Schulen unterſcheidet. „Eine allgemeine Kenntniſs „des Landes, ſagt der Vf. S. 23., die natürliche Be„ſchaffenheit deſſelben und ſeine Regierungsverfaſ„ſung, ſind Gegenſtände, der gröſsten Aufmerkſam„keit würdig; denn man muſs die Art und Menge ſei„ner Producte, ſeinen Boden und ſeine Unterhalts„mittel genau kennen; die phyſiſchen und moraliſchen „Eigenſchaften der Einwohner hängen von dieſen Din„gen ab, die einen bald gröſsern, bald geringern Ein„fluſs auf den Entwurf eines Feldzuges ſowohl als auf „ſeinen Erfolg äuſsern." Im *zweyten* Kap. geht der Vf. zur Topographie über, von der er ſich im *dritten* zu der militäriſchen Beurtheilungskraft wendet; mit einer Anleitung zur Situationszeichnung wird der *erſte* Theil beſchloſſen.

Das *erſte* Buch des *zweyten* Bandes iſt ganz der *Geſchützkunſt* gewidmet; es ſoll die Bedienung und Schuſsweite jedes Geſchützes, und die Gelegenheiten, wo man ſich deſſelben, ſo wie der zugehörigen Kunſtfeuer, am vortheilhafteſten bedienen kann, aus einander ſetzen und dann zu dem Gebrauch der Artillerie im Felde fortſchreiten; zugleich aber auch von dem Brückenbau und von den Belagerungsarbeiten reden, die der Vf. als einen Nebenzweig der Geſchützkunſt betrachtet. Das *zweyte* Buch ſoll die Formirung und die Manoeuvres der Infanterie und Kavallerie enthalten; das *vierte* aber mit der Lehre von den Detachements oder mit dem *kleinen Kriege* dieſen Band beſchlieſsen, ohne doch den *Leichten Truppen* einen beſondern Abſchnitt zu weihen, weil die Grundſätze immer dieſelben ſind, welche jeder detaſchirte Officier zu beobachten hat, er ſey von welcher Truppenart er wolle.

Der *dritte* Band iſt der *Befeſtigungskunſt* und dem *Belagerungskriege* allein, der *vierte* aber dem ſtrategiſchen Theile der Kriegswiſſenſchaft, der Lagerkunſt und der Bewegungskunſt ganzer Corps gewidmet.

Auf dieſen Entwurf des Ganzen läſst der Vf. (S. 47—86.) ein alphabetiſches Verzeichniſs derjenigen kriegswiſſenſchaftlichen Werke folgen, „deren ſieben„jährige angeſtrengte Lectüre ihn in den Stand ſetzte, „gegenwärtiges Werk herauszugeben." Man findet hier nicht allein diejenigen Autoren aufgeführt, die er ſelbſt in den Händen hatte, ſondern auch die, deren Namen er bloſs in den Schriften anderer citirt fand, z. B. *Alvar*, *Bökler*, *Bora*, *Boſolino*, *Gruber*, *de la Cour*, *Rhana*, *Rogers*, *Thilo*. Daſs ein ſolches trocknes Bücherverzeichniſs zu nichts weiter nützt, als einige Seiten zu füllen, bedarf wohl keines Beweiſes; beſonders wenn ſo wie hier, gute und ſchlechte, brauchbare und unbrauchbare, im bunten Gewimmel durch einander ſtehen, und einige der vorzüglichſten in ihrem Fache, z. B. *Scharnhorſt's Handbuch für Officiere*, *Maſſenbachs* treffliche Arbeiten u. ſ. w. fehlen.

Was die Ausführung der Materien betrifft, ſo wird im *erſten* Bande die *Geographie* nur in ſo fern berührt, daſs die Methode angegeben wird, nach welcher man dieſe Gegenſtände ſtudiren ſoll, doch ohne Anführung der Quellen, die doch hier um ſo nothwendiger war, da man unmöglich vorausſetzen kann, daſs der junge Officier, welcher aus dem vorliegenden Werke ſich unterrichten will, mit den beſten ſtatiſtiſchen Schriften bekannt iſt. Ein raiſonnirendes Verzeichniſs derſelben wäre hier unſtreitig zweckmäſsiger geweſen, als das vorſtehende der Kriegsſchriftſteller. Beſſer iſt der *zweyte* Abſchnitt: *über die*

Topographie, ausgearbeitet; der Vf. folgte bey Beschreibung der französischen Gränzen vorzüglich *Lloyd*, und fügte einige gute Bemerkungen über die durch den letztern Krieg herbeygeführten Veränderungen hinzu. S. 118.— 145. folgt ein alphabetisches Verzeichniss der Terrain-Gegenstände, auf welche man bey dem Recognosciren vorzüglich zu sehen hat, wörtlich aus dem *Aide-mémoire à l'usage des offic. d'Artillerie de France*, dem man Brauchbarkeit und Zweckmäfsigkeit nicht absprechen kann. Der letzte Abschnitt: *vom Planzeichnen*, hat Rec. nicht befriedigt; auch ist der dazu gehörende Plan schlecht und ohne allen Charakter. Man vermifst die durchaus unentbehrliche Angabe der relativen Höhen der Berge, so wie ihres mehr oder weniger steilen Abhanges; der innern Beschaffenheit der Flüsse u. s. w.

Der *zweyte* Band, welcher von der *Geschützkunst* handelt, ist aus dem zuvor erwähnten *Aide-mémoire* und andern französischen Werken genommen, daher auch der deutschen Kaliber 3 und 6 Pfund gar nicht oder nur hie und da im Vorbeygehen erwähnt wird. Dieses mufs um so mehr befremden, da der Vf., selbst ein deutscher Officier, doch zunächst für deutsche Officiers schrieb, auch in *Scharnhorst's* schon angeführtem *Handbuche* über alles hier Fehlende hinreichende Auskunft finden konnte. Anstatt der Lunte bedient man sich gegenwärtig fast allgemein der *Zündlichter* zu dem Abfeuern des groben Geschützes, obgleich ihrer S. 14. gar nicht erwähnt wird. „Um „alles zu erschöpfen, was zu einer genauen und rich„tigen Kenntnifs des Schiefsens aus Kanonen ge„hört" (?), bringt der Vf. eine Schufstabelle aus dem *Aide-Memoire* bey, die jedoch ebenfalls nur für das französische Geschütz pafst, wie sich von selbst versteht. In *Scharnhorst's Taschenbuche*, das billig in den Händen jedes Officiers seyn sollte, finden sich noch die Schufsweiten des dänischen, hannöverschen, preufsischen, sächsischen und österreichischen Geschützes. Es ist daher auch hier zu bedauern, dafs der Vf. dieses nützliche Werk nicht benutzte. Gut und allgemein brauchbar hingegen ist, was über die Beschaffenheit der Schufslinie und über das Richten des Geschützes, so wie über das Schiefsen mit glühenden Kugeln und über die Kartetschen, aus guten Quellen angeführt wird; doch kann sich Rec. nicht enthalten zu bemerken, dafs man nie — selbst auf die kleinste Entfernung nicht — mit Kartetschen feuern mufs, wenn der Feind in Kolonnen anrückt. Hier thut der Kugelschufs weit gröfsere und so fürchterliche Wirkung, dafs selbst die besten Truppen ihr nicht widerstehen werden. Nicht nach dem Gewicht der Bombe (S. 56.), sondern nach dem Gewicht einer steinernen Kugel, welche die Gröfse der Bombe hat, werden bey den deutschen Artillerieen die Mörser benannt. Auch ist *Gomer* keineswegs der Erfinder der kegelförmigen Kammern, sie waren bey der polnischen und sächsischen Artillerie schon im 17ten Jahrhundert im Gebrauch. Eben so wenig endlich schreiben sich die Haubitzen von den Engländern her; schon *Frousberger* erwähnt ihrer unter dem Namen der *Hauf-*

nitz, und der Marchese *Obizzi*, der sich in der Gegend von Venedig aufhält, behauptet, dafs einer seiner Ahnherren der Erfinder dieses Geschützes sey, von dem es auch den Namen führe.

Der Vf. geht nun zur Beschreibung des Batteriebaues über, nachdem er den Gebrauch der Petarde beschrieben; doch sind gerade die vorbereitenden Arbeiten, die nicht selten den Officiers der Infanterie aufgetragen werden, z. B. das Binden der Fascbinen und das Flechten der Hurten und Schanzkörbe, die im *Aide-Memoire* sehr ausführlich erläutert werden, zu kurz abgefertigt. Die Sappir-Arbeit ist von S. 131. an gut aus einander gesetzt; so auch das Brückenschlagen, gröfstentheils wörtlich aus dem *Aide-Mem.* Letzteres findet Rec., besonders in Absicht kleiner Flüsse, sehr zweckmäfsig, wo jeder Officier zuweilen in die Lage kommen kann, eine Brücke schlagen zu müssen; Brücken über grofse Ströme hingegen werden nur allein mit der Sache bekannten Leuten, Pontonnier-Officiers u. dgl. übertragen. Nicht minder gut und beherzigungswerth sind die Vorschriften über den Gebrauch der Artillerie im Felde und bey Belagerungen, aus derselben Quelle und *Du Puget* (der hier immer *du Pugey* geschrieben ist). Doch geht in Absicht des Batteriebaues der Vf. zu sehr ins Detail, weil er das blofs für Artilleristen bestimmte *Aide-Mémoire* unverändert abgeschrieben hat. Ein Gleiches läfst sich auch über die Anmerkungen S. 331 ff. in Absicht der Dauer des Geschützes und der Legirung des Stückmetalls sagen.

Bey weitem vorzüglicher ist der *zweyte* Abschnitt, die *Infanterie-Taktik*, ausgearbeitet, wie sich auch bey der hohen Stufe, auf welcher dieser Zweig der Kriegswissenschaften in der preufsischen Armee steht, von einem preufsischen Officier nothwendig erwarten liefs. S. 387. wird eine bis jetzt nicht gewöhnliche Art, mit geöffneter Kolonne aus der Flanke zu marschiren, aus dem französischen Reglement von 1788. angegeben, wenn ein vor der Fronte befindliches Terrain-Hinderniss das Einschwenken mit Zügen verbietet. Das Bataillon marschirt nemlich mit Pelotons *rechts* oder *links rückwärts* ab, bis die Tête der Pelotons ins Alignement eines um eine Zugbreite hinter die Fronte gestellten Unterofficiers kommen, wo sie sich herstellen und so die Kolonne formiren. Es fällt jedoch in die Augen, dafs die Bewegung der Pelotons rückwärts nicht zu gleicher Zeit geschehen kann, weil die Rotten keinen Raum haben, heraus zu schwenken, bis das nebenstehende Peloton 4 Schritt fortmarschirt ist. Rec. würde in diesem Falle allezeit lieber mit Sectionen rückwärts schwenken lassen, wo die Bewegung gleichzeitig und mit mehr Ordnung geschieht.

Sehr gut haben Rec. die Bemerkungen über die Angriffskolonne gefallen, obgleich er sich von der *anerkannten Ueberlegenheit der franz. Artillerie* S. 394. bey aller ihrer innern Güte nicht so überzeugen kann, als es der Vf. zu seyn scheint. Mehrere deutsche Artillerieen kommen ihr an Genauigkeit des Schiefsens gleich, und übertreffen sie noch in der schnellen Be-

die-

dienung des Geschützes. Wohl aber hatten es in dem letzten Kriege die französischen Tirailleurs zu einer für die Deutschen beynahe unerreichbaren Vollkommenheit sowohl in Absicht ihrer Gewandtheit als des Gebrauchs ihres Gewehrs gebracht. Hierin sollte man mit ihnen zu wetteifern suchen; sollte doch endlich einmal einsehen lernen, dass ein entschlossener Feind nicht durch ein fruchtloses Gepraffel, sondern allein durch ein gut gezieltes, und folglich wirksames, Feuer zurückgewiesen werden kann. Auch die *Bewegungen der Kavallerie* sind von S. 503. an nach dem preussischen Reglement auf eine sehr befriedigende Weise erläutert, und die Gründe gut aus einander gesetzt, welche für die Wendungen mit Vieren sprechen. Mit Recht erklärt sich der Vf., wie mehrere gute Kavalleristen, gegen die *Attaque en Muraille*, die keinen Vortheil, aber manchen Nachtheil hat, so dass man sich ihrer nur bey Uebungs-Manoeuvres noch bedienen sollte.

Die Uebersetzung des *ersten* und *zweyten* Theils dieses Werks ist beynahe ohne alle Sach- und Sprachkenntniss gearbeitet, denn überall stöfst man auf den Sinn gänzlich entstellende Unrichtigkeiten. *Le Colonel Gaudi, ayant remarqué* etc. übersetzt Hr. *K.* S. 45.: „Nachdem die Berechnung des Obersten *Gaudi* gezeigt hat u. s. w."; *bourgs, par lesquels passent les grandes routes* heissen S. 108. „Flecken, wo die Hauptstrafsen *hinführen*." S. 154. bedachte Hr. *K.* nicht, was er schrieb, als er *angreifende* und *vertheidigende Recognoscirung* für besondere Artikel nahm, da doch der Sinn augenscheinlich zeigt, dass beide untergeordnete Abtheilungen des Artikels *Flüsse* sind. S. 144. heisst es: „Die bemerkten und entdeckten Oerter, die zur „Landung tauglich sind. Die Einschnitte oder Buchten dienen gleichsam zu Häfen"(!!). Man vergleiche das Original *Les parties développées et découvertes propres aux descentes. Les parties rentrantes offrant des anses et des ports.* S. 19. des 2ten Bandes: „Der Vf. des *Aide-Mémoire* schlug schon vor 25 Jahren einen neuern Metallzusatz vor, der mehr Widerstand leisten sollte. „Er rieth nämlich u. s. w." *l'Auteur de l'aide Mem. proposa il y a 25 ans, en attendant un nouvel alliage plus resistant, d'introduire* etc. *Bourlet* S. 23. heisst nicht die *Mündung*, sondern die *Köpffriesen; vis à filets quarrés*, eine Schraube mit breiten Gewinden, ist Hn. *K. eine viereckigte Schraube; tire-bourre* S. 38. heisst nicht *Kugelzieher*, sondern Lumpenzieher. Nicht die Batteriewürste werden spitz zugehauen, sondern die dicken Enden der Zweige, die in den Kopf der Faschinen kommen, wie auch das Original für jeden, der Französisch versteht, deutlich sagt. Unrichtig heisst es S. 96.: *eine Kette, die den gehörigen Durchmesser hat*, anstatt: „eine kleine Kette, welche den dreyfachen Durchmesser der Faschine reichlich zur Länge „hat"; denn bekanntlich giebt der dreyfache Durchmesser die Peripherie. *Soufle* ist der Dunst des abgefeuerten Geschützes, nicht aber (S. 103.) der Druck der Stückkugel. *Merlon* heisst keine *Wallzinne*, sondern eine Schartenzeile. *Heurtoir* ist überall durch *Stossbolzen* übersetzt, da es doch bey den Batterieen die Benennung des *Stossbalken* ist. *Grundbalken* S. 115. *(Gites)* sind die Batterierippen. *Train* zum Transport (S. 145.) heisst bey den franz. Pontonniers eine Art fliegender Brücke, ein *Floss*, wie sich aus der Beschreibung ergiebt. *Echarpe* (S. 148.) ist kein *Kloben*, sondern die kreuzweis von dem Vordertheile des einen Kahnes zu dem Hintertheile des andern gespannten Seile werden so genannt. Ein Loch, 2 *Fuss vom obern Rande des Schiffes* (S. 148.) könnte blos dazu dienen, letzteres bey dem Uebergange zu versenken; *des extrémités du corps de bateau* heisst „von den beiden äusersten Enden." *Coupure* ist kein *Abschnitt*, sondern der *Durchlass* in der Brücke. Was dachte sich wohl Hr. *K.* bey der Stelle S. 151.: „Sind die Schiffe „ungleich, so muss man, damit der Boden der Brücke „keinen Vorsprung (*ressaut*, Erhöhung) bekömmt, *„unter jedes Schiff einen Rüstbock ins Centrum gravitätis stellen"* (?) Im Original steht nichts von *unter*, denn der Bock wird *in* das zu niedrige Schiff gesetzt, um es mit den andern von höherem Bord gleich zu machen. *Longerons*, die *Streckbalken*, sind hier Latten (!).

Rec. glaubte um so mehr diese Unrichtigkeiten anzeigen zu müssen, da sie sich nicht auf den umgedruckten Bogen befinden, und folglich der Aufmerksamkeit des neuen Uebersetzers, dem die Verlagshandlung die Fortsetzung übergeben hat, entgangen zu seyn scheinen.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie.* Herausgeg. von Dr. *Christian Gotthold Eschenbach*, ordentl. Prof. der Chemie zu Leipzig. *Drittes* Heft. 1803. 59 S. gr. 4. m. Kpf. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ungleich reichhaltiger, als die beiden bereits angezeigten frühern Hefte, ist das jetzt vor uns liegende. Sein Inhalt ist: S. 1. Die Ersparung der Brennmaterialien, von G. *Palmer*, Lehrer d. Phys. u. technischen Chemie. Methode, Zimmer ohne Kosten zu heizen. Diese besteht in der Anwendung der *Leboy*schen Thermolampe. Die Heizung geschieht auf zweyerley Art, die der Vf. zu kurz beschreibt, als dass wir im Stande wären, einen Auszug davon mittheilen zu können. S. 9. Beschreibung eines neuen Apparats zum Heizen vermittelst der Dünste, welcher in Bierbrauereyen, Branntweinbrennereyen, Färbereyen u. s. w. anwendbar ist. — aus dem Englischen. S. 16: Angabe eines Mittels, die zur Winterszeit Reisenden vor der Gefahr des Erfrierens zu bewahren, von G. *Palmer*. Wir lernen den Vf. aus mehrern Aufsätzen im gegenwärtigen Hefte des Kunstmagazins als einen erfindungsreichen Künstler kennen; dieser Einfall aber übertrifft alle übrige: „Ueber „die Schuhe zieht man einen andern starken Schuh, „dessen Sohle von Holz und etwa 1½ Zoll dick ist, „diese wird durchbohrt, die Löcher mit blechernen „Röhren ausgefüttert, zu beiden Seiten mit Flecht-

„werk

„werk verſchloſſen. In dieſen Röhren kann man „Lunten brennen, welche langſam fortglimmen, und „ſo kann jedermann ſeinen Vorrath an Brennmaterialien bey ſich führen." Es ſcheint doch, als ob das erzeugte kohlenſaure Gas nicht abgeſetzt werden könne. — S. 18. Abbildung und Beſchreibung einer Scheune, nebſt Kornboden, Dreſchmaſchine und Mühle, welche 1792. zu Kilrie in der Grafſchaft Fifeſhire in England angelegt worden. Der Bau dieſer Maſchine iſt zwar ziemlich künſtlich; indeſs ſoll ihre Erbauung nur 400 Guineen gekoſtet, und der Bauherr 20 p. C. daran gewonnen haben. — S. 21. Beſchreibung einer beweglichen Küche, vermittelſt welcher man 5—6 Schüſſeln für eben ſo viele Perſonen mit groſser Erſparung an Zeit, Mühe und Koſtenaufwand bereiten kann, von *Boreux*. Dieſe Erfindung ſoll den Reiſenden vortheilhaft ſeyn, und beſteht in einem eiſernen Ofen, in welchem 3 Caſſerole über einander geſetzt werden; das Kochen geſchieht mittelſt eines untergeſchobenen Feuerbeckens; das Anbrennen der Speiſen wird durch ein Waſſerbad verhütet. — S. 29. wird einiges vom Baue der im zweyten Hefte angekündigten Phlogoſkopen und Fumivoren mitgetheilt, deren weſentliche Einrichtung nicht ſehr von der vorhin angeführten Thermolampe abweicht; die Phlogoſkopen ſind Feuerbecken mit gläſernen Röhren, durch welche Flamme und Rauch mittelſt eines vorher angemachten lichten Feuers getrieben werden; der Cylinder geht in den Fumivore, woſelbſt der Rauch, indem er über Röhren geleitet wird, entweder verbrennt oder auch abgeführt wird. Die ausführliche Beſchreibung wird verſprochen. — S. 31. Beſchreibung einer metallenen Schreibfeder, erfunden von G. *Palmer*. Der Vf. rühmt ſeine Erfindung, der er Vorzüge nicht nur vor den übrigen metallenen Schreibfedern, ſondern auch vor den allgemein bekannten Federkielen zugeſteht; beſtätigte ſich dieſes Letztere in aller Hinſicht, ſo wäre ſeine Erfindung wahrlich nicht zu überſehen. — S. 36. Neuer Verſuch, ſtillſtehende Gewäſſer zur Bewegung der Räderwerke in Fabriken, wo man weder vom Winde, noch vom flieſsenden Waſſer Gebrauch machen kann, zu benutzen, von *Boreux*. (Der Mangel der hieher gehörigen Kupfertafel in dem vor uns liegenden Exemplare verurſacht für uns die Unmöglichkeit, dieſe intereſſante Abhandlung zu verſtehen.) — S. 42. Sicheres Mittel, das Nachahmen des Papiergeldes u. dergl. ſelbſt von Seiten der Fabrikanten dieſer Papiere, zu verhüten, die Verificirung derſelben zu beſchleunigen, und ſelbſt ſolchen Perſonen, die nicht leſen können, zu erleichtern, ſo wie auch die Verfälſchung und Unterſchiebung geſchriebener Urkunden zu verhindern, und, wenn ſolche geſchehen, leicht zu entdecken, von G. *Palmer*. — Wieder der ſinnreiche Künſtler! Man ſoll das Papier tingiren mit einer zuſammengeſetzten Farbe, wozu die einfachen aus einem Glücksrade gegriffen werden; die Proportionen dieſer Simplicien ſind allen unbekannt, und verurſachen daher die Unmöglichkeit ſie nachzuahmen; denn 8 Arten Farben können in ihren Verhältniſſen gegen einander weit über 1 Million möglicher Combinationen geben. Sollte durch irgend einen Zufall die Farbe verſchieſsen, ſo dürfte der Eigenthümer des Papiers ſolches nur wieder mit Anzeige der nähern Umſtände dieſes Zufalles abgeben, und vermittelſt einer ſehr einfachen chemiſchen Analyſe würde man leicht die Aechtheit des Billets erproben, und ihm ein anderes dagegen zuſtellen. — S. 53. Auszug aus *Brogniarts* Werke über die Farben, welche aus Metalloxyden gemacht und auf verſchiedene glasartige Körper durch Schmelzfeuer eingebrannt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig*, b. Barth: *Beſchreibung des Sparheerds im Georgenhauſe zu Leipzig und ſeines Nutzens bey groſsen Verſorgungsanſtalten*. Nebſt einigen Gedanken über *wohlfeile und zweckmäſsige Speiſung der Armen*. 1803. 2 Bog. 4. m. 2 Kupfertaf. — Wer ſich nur immer für die neueſten Verhandlungen über die Aufgabe, wie den ärmern Klaſſen auf eine wohlfeile Art eine geſunde und nahrhafte Koſt zu verſchaffen ſey, intereſſirt, darf dieſe Bogen nicht ungeleſen laſſen. Der Vf. zeigt, wie bey einer grölsern Speiſeanſtalt durch Hülfe eines zweckmäſsig eingerichteten Sparherds ein beträchtliches an Feuerung gewonnen, und die Anſtalt eben dadurch, ſo wie durch die Art der Feuerung, z. B. Braunkohlen, und durch die gemeinſchaftliche Zubereitung der Speiſen, in Stand geſetzt werde, die Armen auf eine ſehr wohlfeile Art zu ſpeiſen. Er beſchreibt in dieſer Hinſicht nicht nur den von ihm gerühmten Sparherd nach ſeiner Conſtruction, mit ſeinen Keſſeln u. ſ. w. näher, und giebt in den beygefügten zwey Kupfertafeln und deren Erklärung einen Abriſs und eine anſchauliche Anſicht davon; ſondern nennt uns zugleich die Speiſen, die mit groſsem Vortheil, abwechſelnd, als die wohlfeilſten bey Verſorgungs- und Armenanſtalten anzuwenden ſind, als Erdäpfel, Mohrrüben, geſchrotene Erbſen, Mehlmus, Gerſtengraupen, Heidegrütze und Rumfordſche Suppe. Er berechnet dann die Feuerungs- und übrigen Koſten, und vergleicht ſie mit denen, die abgeſonderte Feuerungen mit Holz verurſachen, und bringt zuletzt das Reſultat heraus, daſs auf dieſe Art bey 800 Armen jährlich ein Erſparniſs von 2868 Rthlr. in der Feuerung Statt finde; und daſs nach dem jetzigen Preiſe der Dinge die einzelne Portion zur völligen Sättigung eines Jeden gar wohl für 6 pf. zu ſchaffen ſey. Seine Bemerkungen über die Rumfordſche Suppe verdienen vorzüglich Beherzigung, und ſtimmen mit denen, die nur erſt vor kurzem Hr. D. *Brehmer* zu Lübeck in einem eigenen Aufſatze: über Verbeſſerung der Volksnahrung, in der Berliniſchen Monatsſchrift (Nov. 1803.) und mehrere gemacht haben, ſehr überein. Man fängt auch ſchon an mehrern Orten an, zur Verſpeiſung der einfachen Nahrungsmittel zurückzukehren, und findet die Bemerkung beſtätigt, daſs man im erſten Enthuſiasmus den Werth der Rumfordſchen Suppe zu hoch angeſchlagen und vielen wehe gethan habe, indem man ſie faſt täglich, ohne Abwechſelung, den Gefangenen, Hoſpitaliten u. ſ. w. auftrug, und dadurch nur Ekel und Widerwillen erregte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. Februar 1804

PHYSIK.

REGENSBURG, b. Keyser u. Niedermayer: Des Hrn. *Caspar* Reichsgrafen *v. Sternberg's*, der churfürstl. Hochstifter zu Freysingen und Regensburg Dom-Capitulars u. s. w., *Galvanische Versuche in manchen Krankheiten*, herausgeg. und mit einer Einleitung über Galvanismus in Bezug auf Erregungstheorie begleitet von D. *Joh. Ulr. Gottl. Schäffer*, Oettingisch-Wallersteinischem Hofrath, Leibarzt und praktischem Arzte in Regensburg. 1803. 134 S. 8.

In der Einleitung stellt Hr. *Sch.* einige allgemeine Grundsätze für die Beurtheilung der medicinischen Anwendung des Galvanismus, und die nähere Festsetzung der Heilanzeigen desselben, auf. Der Vf. betrachtet den Galvanismus, der ihm zufolge im Wesentlichen identisch mit der Elektricität ist, als ein flüchtiges Reizmittel, und wendet nun die allgemeinen Regeln, welche die Erregungstheorie für den Gebrauch der flüchtigen Reizmittel aufstellt, auf ihn an. Er nimmt zwar noch mehrere Momente, als das eingeschränkte und einseitige Schema der Erregungstheorie erlaubt, in Betracht, namentlich macht er auf den Einfluss der Individualität, auf die Disproportion der Sthenie oder Asthenie in den verschiedenen Organen selbst in allgemeinen Krankheiten aufmerksam; er erinnert auch, dass der wichtigste Theil des Kurplans in Krankheiten auf Wiederherstellung eines gewissen Normalverhältnisses der Erregung aller Organe gehen müsse, und wie demnach selbst in asthenischen Krankheiten die schwächende Heilmethode heilsam und nothwendig seyn könne; indessen werden von den aufgestellten Sätzen zu wenige einzelne Anwendungen für den Gebrauch der Elektricität und des Galvanismus gemacht, und besonders haben wir zu erinnern, dass der Vf. auf die verschiedene Wirkungsart beider Pole nicht gehörig Rücksicht genommen, und eben darum zu einseitig die Anwendung des Galvanismus nur in Krankheiten von geschwächter Lebensthätigkeit angerathen, in Krankheiten von erhöheter Lebensthätigkeit als ganz unstatthaft erklärt hat, wogegen doch die Erfahrung und eine richtige Theorie der Wirkungsart beider Pole streitet. Auch können wir mit der Darstellungsart des Vfs. nicht ganz zufrieden seyn. Der Ausdruck ist oft ganz unbestimmt und schwankend, der Vf. drückt gern dieselben Begriffe auf mannigfaltige Weise aus; doch ist er nicht immer glücklich in der Wahl seiner Synonyme. So sind ihm Zustand erhöheter Lebensthätigkeit, Disproportion der Reize zum Wirkungsvermögen, Abnormität der Erregung und Hypersthenie gleichbedeutende Worte, und doch findet auch im asthenischen Zustande eine Disproportion der Reize zum Wirkungsvermögen und eine Abnormität der Erregung Statt.

Die erzählten Fälle von Anwendung des Galvanismus betreffen gröstentheils Harthörigkeit und Taubheit, und der Erfolg war meistens glücklich. Einige Kuren wurden nicht zu Ende gebracht, bey einigen schien die Besserung nicht dauerhaft. In den meisten Fällen wurde ein aus grossen tellerförmigen zusammengelötheten Kupfer- und Zinkplatten bestehender Apparat angewandt, dessen Wirksamkeit durch den Sternbergischen Hydromercurial-Galvanometer bestimmt wurde. Angehängt ist für Layen eine genaue Beschreibung des Gehör-Organs, welche aus *Chladni's* Acustik entlehnt ist.

ULM, b. Becker: *Anleitung zum Aufbau der galvanischen Säule und zur Anwendung derselben auf verschiedene Krankheiten.* Von *Karl Neuffer*, Apotheker, der Zeit in Ulm. 1802. 58 S. 8. m. 1 Kupfert. (8 gr.)

In einer für einen solchen Gegenstand etwas zu begeisterten Sprache erklärt der Vf. sein Verlangen, auch sein Scherflein zur Linderung des Menschenelends beyzutragen. Dieser schriftliche Beytrag ist denn freylich auch nur ein sehr kleines Scherflein geworden, das die gelehrte Welt ihm gern erlassen hätte. *Erster* Abschn. *Von der Voltaischen Säule und dem Aufbau derselben.* Man habe von den Zink- und Silberplatten gewöhnlich sechzig nöthig. Für die Krankheiten der edlern Sinnorgane ist diese Zahl viel zu gross. In Rücksicht auf Construction der Säule und Benennung der Pole herrscht hier derselbe Irrthum, den so viele, besonders unter den Aerzten, die sich darüber haben vernehmen lassen, begangen haben. *Zweyter* Abschn. *Einige nothwendige Regeln.* Ganz unbedeutend. *Dritter* Abschn. *Von Anwendung des Galvanismus auf Krankheiten.* Enthält nichts Neues. Der Handgriff von Horn, dessen sich der Vf. bedient, möchte doch nicht genug isoliren. Seine Methode, durch Erschütterungen vorzugsweise zu galvanisiren, möchte nicht nachahmungswürdig seyn. Am Ende werden noch Voltaische Säulen, nach der Einrichtung des Vfs. gemacht, angeboten, deren Preis unverschämt theuer ist.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Abbildung und Beschreibung einer sehr bequemen tragbaren Voltaischen Säule nach einer durchaus neuen Einrichtung, vorzüglich für die Fälle brauchbar, wo der Arzt täglich mehrere Kranke*

Kranke in verſchiedenen Häuſern galvaniſiren muſs, nebſt Abbildung und Beſchreibung einiger andern zur mediciniſchen Anwendung des Galvaniſmus gehörigen Inſtrumente. Herausgeg. von *Franz Heinrich Martens*, der Ak. Dr., techniſchem Arzte zu Leipzig u. ſ. w. 1803. VI. u. 31 S. m. zwey Kupfertafeln. (12 gr.)

Die hier genau beſchriebene und im Ganzen und ihren einzelnen Theilen abgebildete tragbare Kapſelſäule, wie der Vf. ſie nennt, mag, ſchön ausgeführt, dem Kunſtfleiſs des Mechanicus, der ſie verfertigt hat, immerhin Ehre machen, kann aber als bequemer und zweckmäſsiger Apparat nicht empfohlen werden. Abgeſehen von der Beſchwerlichkeit, eine ſolche Maſchine, die dann doch immer ein nicht ganz unbedeutendes Volumen hat, und auch ſchon ziemlich ins Gewicht fällt, mit ſich herumzuſchleppen, hat eine ſolche Einrichtung den offenbaren Nachtheil, daſs man bey gleicher Anzahl von Plattenpaaren zu verſchiedenen Zeiten dem ungeachtet eine ſehr ungleiche und verſchiedene Wirkung erhalten muſs, je nachdem nämlich dieſer oder jener Kranke frühe oder ſpäter an die Reihe des Galvanifirens kam. Auch ſteht der Einführung eines ſolchen Apparats der bey ſeiner complicirten Einrichtung nothwendig hohe Preis im Wege. Ueberdieſs iſt es unvermeidlich, daſs durch das Schütteln des Apparats während des Gehens die Feuchtigkeit mehr und mehr ſeitwärts ablaufe, und die Wirkung der Säule ſchwäche. Endlich erfodert die Ausführung ſelbſt einen ſo geübten Künſtler, daſs ſie auch ſchon darum den einfachen und doch ihrem Zwecke vollkommen entſprechenden Voltaiſchen Säulen, die jeder Arzt bloſs mit Hülfe eines Gelb- oder Zinngieſsers ſich verſchaffen kann, für den gewöhnlichen Gebrauch nachſteht. Es iſt wohl S. 30. ein Druckfehler, wenn Hr. *M.* zur einfachen galvaniſchen Binde eine Platte von Silber, die andere von Kupfer anräth. Eine von beiden muſs von Zink ſeyn.

Berlin, im Taubſtummen-Inſtit. u. in Comm. b. Vieweg: *Galvaniſche Verſuche*, beſchrieben von *Ernſt Adolf Eſchke*. 1803. 174 S. 8. (20 gr.)

Der unermüdete wahrhaft menſchenfreundliche Eifer, mit welchem der Vorſteher des Taubſtummen-Inſtituts in Berlin, Hr. Prof. *Eſchke*, durch den Dr. *Dieme* unterſtützt, drey volle Monate hindurch ſämmtliche Taubſtumme ſeines Inſtituts der Einwirkung des Galvaniſmus unterwarf, verdient gewiſs allen Beyfall. Um ſo weniger kann aber Rec. die befolgte Methode billigen, und jeder Menſchenfreund wird mit ihm bedauern, daſs es wohl vorzüglich an der fehlerhaften Methode lag, daſs Hr. *E. gar keine Früchte* von ſeinen ſo treuen Bemühungen einärntete, und daſs für die Beurtheilung der Anwendbarkeit des Galvaniſmus in Krankheiten des Gehörs, ſo wie überhaupt für ſeine Würdigung, ſich keine ſichern Data aus dieſer Schrift ergeben. Der Vf. unterwarf nämlich ſeine Zöglinge im eigentlichen Sinne einem galvaniſchen Bombardement; er beſtürmte ſie mit galvaniſchen Erſchütterungen täglich dreymal, nahm bey dieſem Sturmlaufen auf die Verſchiedenheit der Pole und auf die verſchiedene Natur der Taubheit und Harthörigkeit gar keine Rückſicht, verband mit dem Galvaniſmus noch andere gewaltſam erſchütternde und reizende Mittel, wie das Duſchbad, das unmittelbar nach dem Galvaniſiren angewendet wurde, und das Betüpfen mit Brennneſſeln, und beging endlich *die groſse Unvorſichtigkeit*, die Galvaniſirten zur Erforſchung ihres Gehörs täglich 36mal mit zwey Janitſcharenbecken zu beſtürmen, und diejenigen, welche ſchon zuvor Spuren von Gehör hatten, den ganzen Monat Auguſt hindurch ſtets zwey meſſingene Glocken vor den Ohren tragen zu laſſen. Sollte man nicht glauben, der Vf. habe alles gethan, um den Ausgang ſeiner Verſuche unglücklich zu machen, wenn nicht ſein bekannter Charakter jeden Verdacht von der Art entfernte! Soll die Anwendung des Galvaniſmus bey Taubſtummen von Erfolg ſeyn, ſo muſs man 1) denſelben nur in einem ſehr gelinden Grade und den galvaniſchen Strom vorzugsweiſe vor den Erſchütterungen anwenden; 2) nicht ohne Unterſchied die Pole in einer und derſelben Art von Taubheit einwirken laſſen, und 3) vor allem die neu erwachende Erregbarkeit der Gehörnerven *vor allen ſtarken Eindrücken* bewahren, und alſo, ſtatt dieſelbe mit Janitſcharenbecken und meſſingenen Glocken, ſo wie ſie erwacht, *wieder zu erſticken*, nach jedem Galvaniſiren vielmehr Baumwolle in die Ohren bringen, um ſelbſt die Eindrücke der gewöhnlichen Schälle *noch zu dämpfen*. Rec. empfiehlt dieſe Regeln nicht bloſs aus theoretiſchen Gründen, ſondern aus eigener Erfahrung an Taubſtummen. Er fordert Hn. *E.* auf, wenigſtens an einigen ſeiner Taubſtummen auf dieſe Art neue Verſuche anzuſtellen, und er bürgt ihm dafür, daſs dieſelben wenigſtens nicht wieder über eine galvaniſche Marter, wie bey ſeinen erſten Verſuchen, klagen werden. Rec. iſt nie ein unbedingter Lobpreiſer der Anwendung des Galvaniſmus geweſen, er hat den Charlatanston gewiſſer Philanthropen, wie er es verdiente, gerügt, die Sprengeriſchen Wunderkuren gleich vom Anfang, und wie der Erfolg bewies, mit Recht in Verdacht gezogen; aber er iſt weit entfernt, dem Galvaniſmus alle Heilkraft abzuſprechen, ſondern er iſt vielmehr überzeugt, daſs derſelbe in manchen Krankheiten, und zwar gerade der edelſten Organe, mehr zu leiſten im Stande iſt, als alle uns bis jetzt bekannten Heilmittel, und er hält es daher eben ſo ſehr für Pflicht, ſich gegen den einſeitigen Tadel deſſelben zu erklären, als nichts beweiſende Beobachtungen in ihrem wahren Lichte darzuſtellen. Dieſe Pflicht lag ihm beſonders dringend bey Anzeige der Schrift des Hn. *E.* an Herzen, in der gleichſam die Verwünſchungen des ganzen Berliner Taubſtummen-Inſtituts gegen den Galvaniſmus niedergelegt ſind. Die intereſſanteſte Seite dieſer Schrift iſt wohl, die Taubſtummen ſelbſt hier lebendig dargeſtellt zu finden; wie ſie in ihrer originellen Manier Rechenſchaft von ihren Empfindungen ablegen,

gen, an Aeltern und Freunde darüber schreiben, über dieſs und jenes urtheilen, und Rec. glaubt zur Lectüre dieſes kleinen Schriftchens, das ſonſt manche feine Bemerkung enthält, am meiſten dadurch aufzumuntern, wenn er hier am Ende noch ein Paar Stellen aus einem Aufſatze zweyer Taubſtummen über das Gefühl aushebt: „Die Begriffe von Gehör, Klang, Schall „und Tönen ſind dem Taubſtummen Gemälde, die in „ſeiner Einbildung oder ſeinem Gedächtniſſe ihren „Platz haben. — Zum Hören fehlt uns alles Talent. „Das Talent iſt Geſchicklichkeit zu einer Sache. — „Der Verſtand kann ſich leicht überzeugen, daſs man „auf unſer Gehör nicht wirken kann. Der Verſtand „iſt die Erfindung der Begriffe. Auf unſer Gefühl „kann man wirken. Je feiner wir fühlen, je ſtärker „iſt unſere Einbildungskraft. Die Einbildungskraft „iſt die Erfindung der Bilder. Wir ſind voll Dank„barkeit gegen Gott, daſs wir fein fühlen. Die Dank„barkeit iſt das Gedächtniſs des Herzens. Was iſt „Gott? Dieſs gehörig zu beantworten, ſey man Gott!"

BERLIN, b. Feliſch: *Verſuch einer vollſtändigen ſyſtematiſchen Geſchichte der galvaniſchen Elektricität und ihrer mediciniſchen Anwendung*, Von Dr. *Friedrich Ludw. Auguſtin.* 1803. X. u. 284 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Ob es dieſer Schrift bedurfte, iſt nach ſo vielen andern denſelben Gegenſtand, wenn auch nicht ganz nach demſelben Plane, doch in gleicher Abſicht, behandelnden Schriften Rec. zweifelhaft; auch iſt ihr Verdienſt kein gröſseres, als das einer ohne groſse Anſtrengung gemachten Compilation, in welcher weder eine neue fruchtbare Anordnung der bekannten Thatſachen hervorſticht, noch neue Geſichtspunkte aufgeſtellt, und eben ſo wenig eigenthümliche Beobachtungen und Erfahrungen mitgetheilt ſind. Indeſſen gebührt ihr vor der kürzlich beleuchteten Arbeit des Hn. *Martens* allerdings der Vorzug ſowohl wegen ihrer gröſsern Reichhaltigkeit, als auch wegen ihres beſſern Vortrags. Nach einer vorausgeſchickten kurzen Einleitung handelt der Vf. ſeinen Gegenſtand unter folgenden Hauptrubriken ab: *Geſchichte der galvaniſchen Elektricität. Conſtruction des Elektromotors. Wirkungen des Elektromotors auf unbelebte Stoffe. Erſcheinungen, welche ſich bey der Einwirkung des Elektromotors auf die Organe thieriſcher Körper und auf organiſche Stoffe zeigen. Theorie der galvaniſchen Elektricität. Mediciniſche Anwendung der galvaniſchen Elektricität.* Eine ausführlichere Inhaltsanzeige würde hier zweckwidrig ſeyn. Nur einige Bemerkungen und Berichtigungen mögen hier ihren Platz finden. Fälſchlich wird S. 18. *Galvani* nachgeſagt, daſs er in ſeiner erſten Schrift den innern Theil der Muskeln für negativ-elektriſch erklärt habe. Vielmehr ſetzte er die negative Seite dieſer animaliſchen Leidener Flaſche auf die äuſsere Oberfläche des Muskels. Nach S. 58. ſoll Kupfer mit Gold und Queckſilber keine Wirkung in der Voltaiſchen Säule geben. Dieſs iſt unrichtig. Die Wirkung iſt nur vergleichungsweiſe mit derjenigen, z. B. von Silber und Zink, ſehr ſchwach. Die Wirkſamkeit einfacher galvaniſcher Ketten aus Kupfer und Gold hätte den Vf. ſchon belehren können, daſs ſich aus dieſen beiden Metallen gleichfalls eine wirkſame Säule werde errichten laſſen. In der Darſtellung der Theorie *Volta's* hat der Vf. vorzüglich *Pfaff's* Abhandlung hierüber zum Grunde gelegt; in einigen Stücken hätte er indeſſen dieſe Darſtellung durch *Biot's* Bericht noch ſtrenger machen können. Ein bedeutender Irrthum hat ſich S. 103. eingeſchlichen, wo der Vf. behauptet, daſs das in dem Waſſer aufſteigende Hydrogengas ſich zu dem Oxygengas wie 85 zu 15 verhalte, weil der gröſste Theil des Sauerſtoffs an das oxydabelſte Metall übergegangen ſey, und dieſs verkalkt habe. Das Verhältniſs iſt gerade das umgekehrte, und ſtimmt eben darum mit dem Verhältniſſe, in welchem man auch durch andere Proceſſe das Waſſer unter der Form von Sauerſtoffgas und Waſſerſtoffgas darſtellt, nahe überein. Wozu das abgeriſſene Fragment aus *Schellings* Naturphiloſophie, das nur den Eingeweihten in dieſelbe verſtändlich ſeyn kann, und für dieſe ganz entbehrlich war, unter die Rubrik der Theorie der galvaniſchen Erſcheinungen kam, iſt nur aus dem allenthalben hervorleuchtenden Beſtreben des Vfs., ſeine Kenntniſs des Neueſten anzubringen, erklärbar; ein Beſtreben, wodurch dieſe Schrift eben ſo wenig gewonnen hat, als durch die Ausfälle auf Hn. *Grapengieſser*, der um die Ausbreitung der mediciniſchen Anwendung des Galvaniſmus ein Verdienſt hat, das ihm Hr. *A.* nimmermehr, wie ſehr er ſich auch darum bemühen möchte, verkümmern wird.

HALLE, b. Renger: *Anwendungsart der Galvani-Voltaiſchen Metall-Elektricität zur Abhelfung der Taubheit und Harthörigkeit*, von *Joh. Juſtus Anton Sprenger*, Apotheker zu Jever. 1802. 16 S. 8. mit 2 Kupfertafeln. (5 gr.)

Dieſe kleine Abhandlung iſt aus *Gilbert's* Annalen der Phyſik, Bd. IX. St. III. beſonders abgedruckt. Rec. hat bey Gelegenheit der Anzeige der Schrift des Hn. *Wolke* in dieſer Zeitung (A. L. Z. 1802. N. 315.) ſeine Meinung über die Sprengeriſche Methode und die durch dieſelbe bewirkten Wunderkuren bereits abgegeben. Er muſs ſeinem damaligen Urtheile um ſo mehr getreu bleiben, da genaue Nachfragen ihm die Beſtätigung ſeiner damaligen Zweifel gegen die Wirklichkeit dieſer Kuren verſchafft, und eigene Erfahrungen ihn von der unnützen Grauſamkeit dieſer Methode belehrt haben.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Abhandlung über den Galvaniſmus und deſſen Anwendung*, von Dr. *Karl Friedr. Geiger.* Mit Anmerkungen von *Franz Heinrich Martens.* 1803. 68 S. 8. (8 gr.)

Das franzöſiſche Original dieſer kleinen Schrift hat Rec. nicht zu Geſicht bekommen. Wenn Hr. *M.* in der Vorerinnerung äuſsert, daſs er den Freunden des Galvaniſmus mit ihrer Ueberſetzung ein willkommenes Geſchenk gemacht habe: ſo kann ihm Rec. auf

keine

keine Weise beystimmen. Hr. G. müsste erst bey uns Deutschen in die Schule gegangen seyn, ehe er sich anmasste, seine Arbeit zur Uebersetzung in unsere Sprache seinem ehemaligen akademischen Freunde, Hn. M., zu empfehlen. Hr. G. verräth nicht blos einen auffallenden Mangel an gründlicher Kenntnis der galvanischen Erscheinungen und der Theorie derselben, indem er die Pole der Säule ganz unrichtig benennt und missversteht, das Kupfer für wirksamer als das Silber mit dem Zinke hält, die Wirkung des Galvanismus nur noch eine Zeitlang nach Schliessung der Kette fortdauern lässt, da sie doch während der ganzen Dauer des Geschlossenseyns anhält, sondern Rec. stiess auf Stellen in dieser Schrift, die baaren Unsinn enthalten, von denen er es unentschieden lassen muss, ob sie dem Originale oder der schlechten Uebersetzung zur Last fallen: z. B. „Die Erfahrung bestätigt von Humboldts Versuche über die Depression der Irritabilität der organischen Fiber durch Oxyd, welches eine nothwendige Folge der nichtleitenden Wirkung und endlich indirecte Schwäche ist." „Die quantitative Verschiedenheit der Wirkung der einfachen galvanischen Kette in der Voltaischen Säule ist sehr gross, wie *Grapengiesser* in einer interessanten Schrift bewiesen hat." „Die andere oscillatorische Bewegung, welche man am Zinkpol empfinde, sey nichts als der Zustand einer verminderten und eben dadurch schneller erschöpften Erregbarkeit, welche daher dem deutlichen Bewusstseyn entzogen werde." Für welches Universalmittel Hr. G. den Galvanismus halte, mag man aus folgender Stelle abnehmen: „Der Galvanismus möchte anwendbar seyn in allen Krankheiten, bey denen Mangel oder Schwäche des Empfindungsvermögens das wesentlichste Symptom ist, und wo die Thätigkeit einzelner Organe oder des ganzen Körpers vorzüglich leidet, und welche in einer directen oder indirecten Schwäche ihren Grund haben." Kleinere Uebersetzungssünden wollen wir hier nicht weiter rügen. Die erzählten Krankheitsgeschichten betreffen zwey Fälle von Amavrosis, einen von einer halbseitigen Lähmung, von arthritischer Unbeweglichkeit des einen Arms mit chronischer Engbrüstigkeit von zurückgetretener Krätze, und zwey Fälle von Epilepsie. In allen diesen Fällen, die beiden letzten ausgenommen, versagte der Galvanismus seine guten Dienste nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Kiel*, b. Mohr: *Kurzer Abriss einer philosophischen Encyklopädie*, als Grundlage bey Vorträgen über dieselbe, von *Christian Friedr. Callisen*, Doct. d. Philos. 1802. 70 S. 8. (5 gr.) — Der Vf. geht in der Vorrede von dem Gedanken aus, dass es auf Universitäten und Gymnasien besser gethan sey, anstatt der Vorträge über Logik und Metaphysik ausser der Erfahrungsseelenlehre in einer philosophischen Encyklopädie von der Philosophie überhaupt und ihren einzelnen Theilen eine zusammenhängende Uebersicht zu geben. Dieses möchte eher mit den Zwecken der Gymnasien als der Universitäten zusammenstimmen. Denn wenn wissenschaftliches Denken das erste Erforderniss jedes Gelehrten ist, so wird ein wissenschaftlicher Vortrag über die Logik auf Universitäten immer nothwendig bleiben. Indessen soll dadurch einer philosophischen Encyklopädie ihr sonstiger Nutzen nicht abgesprochen werden. Einen Abriss derselben, worüber er schon mehrere Jahre Vorlesungen gehalten hat, theilt der Vf. hier dem Publicum mit, der das Auszeichnende in der Anlage des Ganzen hat, dass das Praktische als Hauptsache, und das theoretische Wissen als dem ersten untergeordnet und um des Handelns willen nothwendig aufgestellt wird. So erfordert es die Rücksicht auf die Zwecke der Jünglinge, welche Alle Gelehrte, aber darum eben nicht Philosophen von Profession werden wollen. Uebrigens ist aber die Ordnung die gewöhnliche: Fundamentalphilosophie, Logik, Metaphysik, Aesthetik, und dann praktische Philosophie; allgemeine praktische Philosophie, Rechtslehre, Religionslehre, Ethik und Politik. Man kann dem Vf. das Verdienst nicht absprechen, dass er den wesentlichen Inhalt dieser Theile der Philosophie, ihren Zusammenhang und die Beziehung auf den letzten Zweck des Menschen kurz und doch deutlich entwickelt habe; aber in Rücksicht der Bestimmtheit der Begriffe, durch deren Verbindung die Kürze erst ihren Werth erhält, hat er nicht immer die Forderungen erfüllt, welche an eine solche Encyklopädie können gemacht werden. Sehr unbestimmt ist gleich §. 3. die Erklärung von Wissenschaft: „Verbinden wir alle unsere Einsichten über einen Gegenstand, ihrer Ableitung und Verwandtschaft nach, zu einem widerspruchsfreyen Ganzen (*System*), so entsteht eine *Wissenschaft*. Philosophie als Wissenschaft ist eine systematische Aufstellung dessen, was sich durch vernünftiges Nachdenken über alles wesentlich und nothwendig zum Menschen als Menschen Gehörende herausbringen lässt." In dieser Erklärung ist das Formelle der Philosophie als *Wissenschaft ganz* unbestimmt gelassen, und darum auch ihr Inhalt nicht scharf genug bezeichnet. Die Erfahrungsseelenlehre gehörte dann nothwendig mit zur Philosophie; gleichwohl schliesst sie der Vf. §. 5. aus dem Inbegriff philosophischer Wissenschaften aus, und will sie nur als Propädentik derselben betrachtet wissen. Die Theile der theoretischen Philosophie sind Metaphysik, Logik, Aesthetik. Gegen die Erklärungen von diesen lässt sich mancherley erinnern, in so fern das Object nicht ganz richtig und das Formelle gar nicht angegeben ist. Das Object der Metaphysik ist nach §. 7. dasjenige, *was sich über unser Seyn als handelnde Wesen* sowohl in Rücksicht unsers eigenthümlichen Selbst, als in Rücksicht des nothwendig mit uns in Verhältniss Stehenden, durch Nachdenken herausbringen lässt. Auch lernen wir durch Logik uns nicht als denkende und durch die Aesthetik als fühlende Wesen kennen — in dieser Rücksicht sind es Theile der Psychologie. In den Kapiteln, welche besonders von Logik und Metaphysik handeln, ist die Erklärung berichtigt. *Aesthetik* nimmt der Vf. in einer weitern Bedeutung, als Wissenschaft von dem, was sich durch Nachdenken über menschliches Gefühl und über die Art, auf dasselbe zu wirken, herausbringen lässt, indem er sowohl sinnliche als ästhetische Gefühle zu ihrem Objecte macht. Die reine Aesthetik, welche „die Natur des Fühlens und seiner verschiedenen Modificationen untersucht" gehört offenbar in die empirische Seelenlehre. Und wenn er Gefühl erklärt, als das unmittelbare Bewusstseyn von der Angemessenheit oder Unangemessenheit dessen, was wir sind, zu dem, was wir eigentlich seyn sollen, so vermengt er das Praktische mit dem Theoretischen. Wir könnten noch mehrere Beyspiele anführen; doch diese werden hoffentlich zur Bestätigung jener Urtheile hinreichend seyn. Da übrigens der Vf. sein Talent zum Selbstdenken unverkennbar geäussert hat: so zweifeln wir nicht, dass er seinen Entwurf, der sonst gut geschrieben ist, allmälig selbst zu grösserer Vollkommenheit bringen werde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1804.

PHYSIK.

Leipzig, b. Klaubart: *De Galvanismo. Specimen I.* Quod ad disput. proponit *Joa. Christ. Leop. Reinhold*, Lipsiensis Phil. Doct. L. A. Mag. Medic. Baccal. etc. 1797. 125 S. 4. *De Galvanismo. Specimen II.* 1798. 82 S. 4.

In dem Zeitpunkte, in welchem diese beiden Dissertationen erschienen, zeichneten sie sich rühmlich unter den Schriften über den Galvanismus aus, und auch jetzt noch sind sie als eine sehr reichhaltige Sammlung von Thatsachen, und besonders als ein ausführlicher Bericht von den mit der einfachen galvanischen Kette in thierischen Körpern hervorgebrachten Erscheinungen, schätzbar und lesenswürdig. Dass gegenwärtig die Gesichtspunkte, aus welchen diese Erscheinungen betrachtet werden, sehr verändert und erweitert sind, dass daher diese Schrift nunmehr eine gänzliche Umschmelzung erfahren musste, wenn sie ihrem Gegenstande Genüge leisten wollte, kann die Kritik ihr nicht zum Vorwurfe machen; aber wohl möchte der Vf. Tadel verdienen, dass er zu einer Zeit, da sich für *Voltas* elektrische Theorie die Beweise so sehr vervielfältigt hatten, und diese Theorie selbst von ihrem sinnreichen Erfinder in ein so helles Licht gesetzt worden war, so blind gegen dieselbe blieb, und der erkünstelten mit den bekannten Naturgesetzen so wenig in Uebereinstimmung zu bringende *Humboldt*'schen Hypothese huldigte. Mit der Darstellungsart des Vfs. können wir gleichfalls nicht ganz zufrieden seyn. Viele Wiederholungen und unnütze Weitschweifigkeit in manchen Stellen abgerechnet, vermissten wir besonders die nöthige Klarheit und Simplicität, und wir fürchten, dass nur der mit der Lehre vom Galvanismus sehr vertraute Leser den Vf. gehörig werde verstehen können, dahingegen der, der sich erst Belehrung verschaffen will, Mühe haben wird, durch den Schwall von Citationen und Beleuchtungen anderer Schriften zu bestimmten Einsichten in den Gegenstand zu gelangen.

Von den *acht* Abschnitten, in welchen der Vf. seinen Gegenstand abhandelt, begreift das erste Specimen die fünf ersten Abschnitte, und das zweyte die drey übrigen. Der *erste* Abschnitt enthält einige vorläufige Erläuterungen und Worterklärungen, und eine mulerhafte Literatur, die wir nirgends so vollständig gefunden haben. Im *zweyten* Abschnitte erzählt der Vf. die Versuche, welche die Muskelbewegungen betreffen. Aus diesem Abschnitte verdient die im §. *IX.* erzählte Beobachtung des Vfs. ausgehoben zu werden, welche die wichtige Entdeckung von *Humboldts* in Betreff einer Art von vitaler Atmosphäre der Nerven bestätigt. Es gelang nämlich dem Vf., in mehrern Fällen Zuckungen zu erregen, wenn er die auf einer Glasplatte ruhenden Extremitäten mit den Fingern berührte, und das Metall, das er in der andern Hand hielt, denen mit dem Rükkenmarke frey herabhängenden Crural-Nerven näherte, und zwar gelang ihm dieser Versuch mit Zink und Eisen. Andere Metalle und feuchte Armaturen versuchte er ohne Erfolg. Im *dritten* Abschnitte handelt der Vf. von den Versuchen über die Einwirkung des Galvanismus auf die Sinnorgane. Der *vierte* Abschnitt ist der Aufzählung der in verschiedenen Medien angestellten Versuche gewidmet. Im *fünften* Abschnitte betrachtet der Vf. die zur Hervorbringung der galvanischen Erscheinungen in dem Thieren und thierischen Theilen, welche dieselben zeigen, nothwendig erforderlichen Bedingungen. Lehrreich und vollständig handelt er hier von dem Einflusse der verschiedenen Zustände der Erregbarkeit auf die Erscheinungen, und von den Ursachen selbst, welche diese Zustände bestimmen. Besonders verdient ausgehoben zu werden, dass es durch des Vfs. Versuche wahrscheinlich wird, dass gewisse chemische Wirkungsmittel, wie z. B. das sogenannte *Oleum Tartari per deliquium*, die oxygenirte Kochsalzsäure etc. die Verstärkung der Erscheinungen in gewissen Zeitpunkten nicht als neue wirksamere Kettenglieder, sondern durch einen reellen Einfluss auf die Stimmung der Erregbarkeit ausüben. Uebrigens war dem Vf. der Einfluss dieser chemischen Agentien als blosser Kettenglieder gleichfalls wohl bekannt, und insbesondere fand er das Silber als Verbindungsglied zwischen der Schwefelleber an den Nerven und der Salzsäure an den Muskeln, und den Zink zwischen dem *Oleum Tartari* an den Nerven und der Salzsäure an den Muskeln wirksam. Im *sechsten* Abschnitte betrachtet er die Bedingungen, welche im Bogen selbst liegen, näher. Die Gränzen dieser Recension erlauben uns nicht, dem Vf. hier, wo die Hauptsache abgehandelt wird, ins Einzelne zu folgen; wir bemerken nur, dass manches viel deutlicher geworden wäre, wenn der Vf. *Volta*s ihm wohl bekannter Ansicht gefolgt wäre, und dass es eine durch genauere Versuche widerlegte Behauptung des Vfs. ist, dass bey homogenen Armaturen, welche an die Nerven und Muskeln angebracht werden, die Natur des metallischen Conductors, welcher dieselben verbindet, einen Einfluss auf

auf das Erscheinen und Nichterscheinen der Zuckungen habe. Im *siebenten* Abschnitte handelt der Vf. von *der Natur des galvanischen Fluidums*. Was hier der Vf. vorzüglich Hn. von *Humboldt* folgend, über dieses sonderbare galvanische Fluidum, das in den thierischen Theilen abgesondert, und von den Metallen in seiner Bewegung aufgehalten an den armirten Stellen angehäuft werde, zuletzt durchbreche, und so jene bekannten Erscheinungen hervorbringe, vorträgt, ist nun vollends in neuern Zeiten auf seinen wahren Werth zurückgeführt worden, und wird in der Geschichte des Galvanismus eben die Stelle einnehmen, welche die Geschichte anderer Zweige der Physik so manchen zu früh gewagten Hypothesen und Erklärungen anweiset. Wenn übrigens der Vf. von seinem galvanischen Fluidum behauptet, dass es nur in thierischen Theilen Veränderungen hervorbringe, die übrigen Kettenglieder aber bey seinem Durchgange gar nicht afficire und verändere: so ist dieß zwar mit den übrigen besondern Eigenschaften, die er diesem Fluidum zuschrieb, consequent angenommen, mit den richtigen Grundsätzen einer allgemeinen Physik aber wohl nicht in Uebereinstimmung zu bringen, welche mit dem Begriff von Durchleitung den Begriff nicht blos von mechanischer, sondern auch von chemischer Veränderung als nothwendig verbunden annehmen. Mit einer kurzen Beleuchtung der Hypothesen über die Ursache der galvanischen Erscheinungen im *achten* Abschnitte schliesst diese mit seltenem Fleisse ausgearbeitete Schrift.

WIEN, b. Camesina: *Voltas neueste Versuche über Galvanismus. Beschreibung eines neuen Galvanometers und andere kleine Abhandlungen über diesen Gegenstand.* Mit zwey Kupfern. 1803. 8. (12 gr.)

Die einzelnen Aufsätze, welche hier zusammen abgedruckt sind, sind folgende: 1) *Darstellung der vornehmsten Versuche des Hn. Volta über den Galvanismus.* Mit einer Abbildung. Diese Darstellung ist aus dem *Bulletin des Sciences par la Societé philomatique* Nr. 58. S. 74. genommen, von welcher bereits in dem ersten Stücke des vierten Bandes des Magazins für den neuesten Zustand der Naturkunde von *Joh. Heinr. Voigt*, eine Uebersetzung den Liebhabern der Physik mitgetheilt worden ist, von welcher der vorliegende Aufsatz ein wörtlicher Abdruck ist. 2) *Mathematische Ansicht der Voltaischen Säule, besonders in Verbindung mit dem Condensator.* Gleichfalls wörtlich aus demselbigen Stücke von *Voigts* Magazin S. 48. abgedruckt, und den deutschen Lesern sonst auch schon aus *Gilberts* Annalen, *Pfaffs* und *Friedländers* französischen Annalen bekannt. 3) *Uebersicht der neuen über den sogenannten Galvanismus gemachten Entdeckungen.* Aus dem *Bulletin des Sciences par la societé philomatique* Nr. 50. S. 12. genommen. 4) *Beschreibung eines neuerfundenen Galvanometers und Bericht über einige Versuche, die Wirkung der galvanischen Säule auf verschiedene Gasarten betreffend* von *W. H. Pepys*. Mit einer Abbildung. Aus dem Juni-Stück des *Phil. Magaz.* 1801. genommen. Dieser Aufsatz ist nicht wichtig und man sieht nicht recht ein, welchen Zusammenhang er mit den übrigen Aufsätzen dieser Sammlung hat. *Oximuriat of potash* ist nicht salzsaures sondern übersaures oder oxygenirtes salzsaures Kali. 5) *Neueste Abhandlung Volta's über den sogenannten Galvanismus, welche eine Theorie seiner Säule und eine Erklärung der vorzüglichsten von derselben abhängigen Erscheinungen enthält.* Ein wörtlicher Abdruck aus dem zweyten Stücke der französischen Annalen von *Pfaff* und *Friedländer* ohne Angabe der Quelle. 6) *Schreiben des Hn. Tilloch*, Herausgeber des philos. Mag., an Hn. *A. Pictet*, einen der Redacteurs der brittischen Bibliothek. Von ganz unbedeutendem Inhalte. Man sieht aus dieser Anzeige, dass diese Sammlung ohne allen Plan angelegt, und eine blosse Buchändler-Speculation ist.

WITTENBERG, b. Tzschiedrich: *Utrum aqua per Electricitatem Columnae a Cel. Volta inventae in Elementa sua dissolvatur?* Dissertatio physico-chemica. Def. Auctor *Joann. Frid. Erdmann*, Wittebergensis, Medicinae Candidatus. Cum Tabula aeri incisa. 1802. 40 S. 4. (6 gr.)

Eine der wichtigsten Fragen für die Theorie der ganzen Chemie, die durch die von der Voltaischen Säule abhängigen Erscheinungen von neuem auf eine ernstlichere Weise zur Sprache gebracht worden ist, ist in dieser Dissertation mit Sachkenntniss abgehandelt, und ein Versuch ihrer Beantwortung darin aufgestellt, der, sollte er uns auch nicht weiter in der Auflösung des schwierigen Problems gebracht haben, doch allen Dank verdient, da er sich auf eigene schätzbare Experimentalunterschungen gründet, die vermöge der in allen Umständen angewandten Genauigkeit ihnen das Verdienst eines bleibenden factischen Beytrages zur Aufklärung des wichtigen Fragepunktes, auf welchen sie sich beziehen, verbürgen. Die Frage, die der Vf. hier zu beantworten sucht, ist nämlich die, ob die Entwickelung von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas aus dem Wasser durch die Einwirkung der Voltaischen Säule auf dasselbe, als eine wahre Zersetzung desselben in seine von der antiphlogistischen Chemie behaupteten heterogenen Bestandtheile zu betrachten sey, und ob folglich diese Erscheinung selbst eine neue Bestätigung der Theorie des unsterblichen *Lavoisiers* enthalte. Nachdem er im *ersten* Kapitel eine Geschichte der verschiedenen Meynungen und Erklärungsarten jenes merkwürdigen Phänomens umständlich vorgetragen hat, erzählt er im *zweyten* Kapitel die von ihm selbst zum Behufe einer Erklärung desselben angestellten Versuche. Von den dreyen hier erzählten ist der dritte Versuch der bedeutendste. Der Vf. steckte in ein gläsernes Gefäss durch zwey auf den gegenüberstehenden Seiten gebohrte Löcher Golddräthe, füllte es mit destillirtem Wasser, brachte durch einen, die Oeffnung des cylindrischen Halses verschliessenden, durchbohrten Kork eine S förmig gekrümmte Glasröhre, deren Kaliber so fein war, dass kaum ein Haar durchging,

um die aus dem Waſſer ſich entwickelnden Gasarten in einem Glas-Cylinder auf die gewöhnliche Weiſe aufzufangen, wog nun das Ganze gehörig abgetrocknet ſorgfältig, und brachte die Dräthe mit den Polen zweyer mit einander vereinigter Säulen, wovon jede aus 40 Plattenpaaren von Zink und Silber beſtand, in Verbindung. Die Gas-Entwickelung gieng nun reichlich an beiden Dräthen, und Hr. *E.* beobachtete dabey das ſonderbare Phänomen, daſs die aus dem poſitiven Drathe ſich entwickelnden Blaſen von Sauerſtoffgas von dieſem Drathe, und beſonders von ſeiner Spitze aus, eine Bewegung vorwärts, wie wenn ſie in der Richtung nach der Spitze und nach dem gegenüberſtehenden negativen Drathe fortgeſtoſsen würden, zeigten, während die Blaſen von Waſſerſtoffgas von der Spitze des negativen Drathes zurückwichen, und folglich demſelben Impulſe folgten, welcher die Sauerſtoffgasblaſen vorwärts trieb. Rec. glaubt in unter ähnlichen Umſtänden angeſtellten Verſuchen gleichfalls bisweilen etwas dergleichen bemerkt zu haben, möchte ſich aber für jetzt keine weitern Folgerungen daraus erlauben, oder Beweiſe für irgend eine Meynung daher nehmen, da er durchaus keine Conſtanz in dieſer Richtung der Bläschen beobachten konnte, und bisweilen ſogar eine entgegengeſetzte Richtung derſelben ſtatt zu finden ſchien. Nach 40 Stunden hatte der Vf. ſechs Kubikzolle Luft erhalten. Er machte nun dem Verſuche ein Ende, wog wieder den Apparat, und fand, daſs er nun einen Gran weniger, nämlich 647 Gran, wog, da er zuvor 648 Gran gewogen hatte. Das erhaltene Luftquantum wurde genauer von ihm unterſucht, und zwar theils durch den Phosphor, theils durch das Verbrennen vermittelſt des elektriſchen Funkens, und ſo fand er, daſs die erhaltene Luft aus Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas nahe in demſelben Verhältniſſe, in welchem nach *Lavoiſiers* Hypotheſe die gewichtigen Baſen beider Gasarten das Waſſer zuſammenſetzen, beſtand, und daſs das Gewicht beider Gasarten zuſammen bis auf einen Unterſchied von $\frac{1}{10}$ Uebergewicht jenem Gewichtsverluſte des Waſſers gleich kam. So viele Mühe ſich auch der Vf. bey dieſem Verſuche gegeben haben mag, ſo kann Rec. doch aus Gründen, deren nähere Auseinanderſetzung der Raum nicht erlaubt, ihn doch auf keine Weiſe für einen entſcheidenden Verſuch halten, und kann beſonders die Differenz von $\frac{1}{10}$ nicht für ſo unbedeutend annehmen, als der Vf. will. Im *dritten* Kapitel prüft der Vf. die Erklärungsarten dieſes Phänomens von den verſchiedenen Naturforſchern, greift beſonders *Ritters* von der chemiſchen Orthodoxie ſo auffallend abweichende Deutung an, und trägt endlich im *vierten* Kapitel ſeine eigene, mit der Lavoiſieriſchen Theorie in Uebereinſtimmung zu bringende Erklärung vor, die darin beſteht, daſs das elektriſche Fluidum, bey ſeinem Ausſtrömen aus dem poſitiven Drathe, das Waſſer zerſetze, vermöge ſeiner groſsen Verwandtſchaft mit dem Waſſerſtoffe ſich mit dieſem verbinde, unbemerkt ſich durch die, die beiden Dräthe trennende Waſſerſchichte mit demſelben hindurch ſchleiche, und ihn beym Einſtrömen in den andern Drath wieder unter der Geſtalt des Waſſerſtoffgaſes entweichen laſſe.

Leipzig, b. Richter: *Unterſuchungen über das Daſeyn des Kälteſtoffs* und über den allgemeinen Behälter deſſelben, von *J. P. Bres.* Aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt und mit einem Vorberichte und Anmerkungen begleitet, von D. *Adam Michael Birkholz*, d. med. Facultät zu Leipzig Beyſitzer. Mit einem Kupf. 1801. XXXII u. 136 S. ohne Vorr. 8. (18 gr.)

In dieſer Abhandlung, deren Original den Titel führt: *Recherches ſur l'exiſtence du frigorique et ſur ſon reſervoir commun, par le Cit. Bres.* Paris, b. Fuchs (2 Fr.), vermehrt der Vf. die Zahl der Stoffe durch einen neuen, indem er einen beſondern, wirklich exiſtirenden Kälteſtoff als Urſache der Kälte annimmt. Im *erſten* Kap. ſucht er zu beweiſen, daſs die Bildung des Eiſes durch die bloſse Abweſenheit der Wärme, oder durch das Entweichen des Wärmeſtoffes nicht erklärt werden könne. Nach dem *zweyten* Kap. iſt der Kälteſtoff eine Flüſſigkeit, die das Eis verurſacht und in allen Körpern die Kälte hervorbringt, in welchem Grade er auch in denſelben enthalten ſey. Im *dritten* Kap. heiſst es: der allgemeine Behälter des Kälteſtoffes iſt die Atmoſphäre, hauptſächlich die der Pole und die Pole ſelbſt. Im *vierten* Kap. zeigt der Vf., daſs das Licht den Kälteſtoff in Bewegung ſetze und ihn in die Luft erhebe; und im *fünften* ſetzt er auseinander, daſs der Kälteſtoff in ſehr groſser Verwandtſchaft mit dem Waſſer ſtehe. Endlich machen harmoniſche Reſultate aus der Verbindung des Wärmeſtoffs mit dem Kälteſtoff den Beſchluſs. — Es iſt nicht zu leugnen, daſs der Vf. ſich in Darſtellung dieſer Theorie als denkenden Kopf zeigt; doch wird man wohl nicht leicht weder die Haltbarkeit dieſer Theorie, noch ihre Vorzüglichkeit vor andern anerkennen. In eine detaillirte Beurtheilung der vorgetragenen Theorie kann Rec. ſich nicht einlaſſen; er empfiehlt deshalb nur dem Leſer die *Baumeſche* Theorie der Kälte (ſ. neues polytechn. Magaz. B. 2. 1799. S. 218 ff.) dagegen zu halten.

Wenn übrigens der Ueberſetzer, wie er in einer Note zu der Vorrede des Originals ſagt, ſchon 30 Jahre vor dem Vf. die Ueberzeugung von dem Daſeyn des Kälteſtoffs gehabt hat, ſo muſste es ihm allerdings Freude verurſachen, in dem Vf. einen Glaubensgenoſſen zu finden; deſto mehr muſs man ſich aber wundern, daſs die Anmerkungen des Hn. *B.* nicht reichhaltiger ausgefallen ſind.

GESCHICHTE.

Abo: *Sylloge Monumentorum ad illuſtrandam hiſtoriam Fennicam pertinentia.* Auctore M. *H. G. Porthan.* 1802—3. P. I—IX. (144 S. 4. noch nicht vollendet.)

Rec. eilt, den Hiſtorikern ein Werk bekannt zu machen, das eine wahre Bereicherung der Geſchichtkunde

kunde verſpricht. Der Vf. ſetzt ſeine Bemühungen, die Geſchichte ſeines Vaterlandes aufzuklären, unverdroſſen fort. Die Chronik des Biſchofs Juuſten iſt durch ſeinen Commentar ein klaſſiſches Buch geworden. Er verſprach in der Vorrede zu dieſer wichtigen Arbeit, die merkwürdigſten Urkunden- und Denkmäler für die finniſche Geſchichte in einem Anhange hinzuzufügen, oder wenigſtens nachzuweiſen. Allein die unerwartete Gröſse, zu der jene Schrift erwuchs, bewog ihn, den Plan zu ändern: wir haben jetzt den Anfang eines beſondern *Codex diplomaticus Fennicus* vor uns, der ähnlichen Unternehmungen zum Muſter dienen kann. Ohne öffentliche Unterſtützung läſst ſich ein Werk der Art, am wenigſten in einem Zeitalter, das dem Abſatz ernſter gelehrter Producte ſo wenig günſtig iſt, nicht erwarten: Hr. *P.* hat ſich daher der Gelegenheit, die ihm die auf den ſchwed. Univerſitäten häufigen Diſputationen darbieten, bedient, um das gegenwärtige Werk nach und nach ans Licht zu ſtellen. In den uns bis jetzt zu Geſichte gekommenen 18 Bogen ſind von Nr. 1—46. alle Finnland betreffende Urkunden und Documente, von der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts bis zum J. 1365, enthalten. Den Anfang macht ein Fragment aus einer finnländiſchen Biſchofschronik aus den Palmſjöldiſchen Sammlungen. Der gröſste Theil der hier gelieferten frühern Urkunden beſteht in Bullen und die Cleriſey angehenden Verhandlungen; allein leider! iſt uns aus der finniſchen Vorzeit nichts weiter übrig. Bey einem jeden Stücke iſt die Quelle, woher es genommen iſt, genau angegeben: alle Urkunden ſind mit gründlichen und erläuternden Anmerkungen begleitet. Kurz, der Vf. verdient für den Fleiſs und die Sorgfalt, die er an dieſs Werk gewandt hat, den wärmſten Dank aller Freunde und Forſcher der nordiſchen Geſchichte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Paris*, b. Didot d. j.: *Notice d'une Diſſertation de Mr. J. D. Akerblad*, intitulée: *Inſcriptionis Phoeniciae Oxonienſis nova Interpretatio*, par *A. J. Silveſtre de Sacy*. 1803. 18 S. 8. — Hr. *Akerblad* hat ſchon in den *Comm. Soc. reg. ſcientiar. Gotting.* T. XIV. die Ueberſetzung einer griechiſch-phöniziſchen Inſchrift mitgetheilt, welche der unermüdete *Fauvel* zu Athen entdeckt, *A.* aber auf ſeiner levantiſchen Reiſe dort genau copirt hatte. Das Griechiſche beſteht blos aus den Worten:

ΑΡΤΕΜΙΔΩΡΟΣ
ΗΛΙΟΔΩΡΟΥ
ΣΙΔΩΝΙΟΣ

Das parallele Phöniziſche iſt nach *A.* ſo zu leſen: מצבת זכר בחיים לעבר חלת בן עבד שמש הצדני d. h. *Stein des Gedächtniſſes unter den Lebenden für Ebed Telat* (den Knecht oder Verehrer der Telat), *den Sohn Ebed-Schemeſch* (den Sohn des Verehrers der Sonne), *den Sidonier*. Intereſſant iſt dieſe Entdeckung, theils wegen der Seltenheit, zu Athen eine phöniziſche Inſchrift zu finden, theils weil das phöniziſche Synonymum der Artemis חלת (drey, dreyfach) dadurch gegeben iſt. *de S.* leitet dieſs von dem Beynamen der Artemis τριμορφος oder τριπροσωπος ab. In der auf dem Titel genannten lat. Abh. hat eben dieſer ſchwediſche Gelehrte über eine gröſsere phöniziſche Inſchrift, deren Enträthſelung ſchon von dem gelehrten, aber beſcheidenen Abbé *Barthelemy* und von dem viel anmaſslicheren *Swinton* (auch von *Fabricy*, *Hug*, und Hn. *Tychſen* in Roſtock) verſucht worden iſt, ſeine in vielen Punkten wahrſcheinliche Entzifferung mitgetheilt. Hr. *A.* lieſt: אנכי עבראסר בן עבדסמס בן חר מצבת למי בחיי יתנאת על משכב מחתי לעולם כלא שחי לאשתי עשתרת בת חם בן עבדשלך und überſetzt: *Ego Abedaſar filius Abedſuſami filii Churi monumentum ei, quae me vivente diſceſſit a placido meo thalamo in aeternum* [*in omne aevum*] — *poſui, Uxori meae Aſtarti filiae Tami filii Abedmeleci.* Der prüfende *de S.* macht hierüber die Bemerkung, daſs *A.* drey Jod annehme, welche im Texte nicht ſtehen. Das Eine an אנכי kann leicht wegbleiben. Auch wenn man אנך lieſt, bleibt der Sinn: *Ich.* (Sogar wird die Entzifferung wahrſcheinlicher, weil im Phöniziſchen mehr aramäiſche als reinhebräiſche Formen zu erwarten ſind.) Aber auch das Wort לאשתי hat in der Steinſchrift ſelbſt das Jod am Ende nicht, und daran liegt etwas für den Sinn. (Nach der vorhergegangenen Paraphrase iſt ſogar das Prädicat: *Meiner Frau*, ziemlich überflüſſig.) Hr. *de S.* macht ſehr glaublich, daſs im Texte nicht ein ש, ſondern ein מ ſtehe, folglich zu leſen ſey לאמת *ſervae Aſtartes*. Wie der Mann עבד von dieſer oder jener Gottheit genännt wurde, ſo gab es wohl ähnliche Frauennamen. Hier: Aſtarte's dienerin. Auch das י in למי ſteht nicht im Texte. *de S.* verbindet damit das folg. Wort, und muthmaſst abermals auf die leichte Verwechslung zwiſchen מ und ש. Daher bleibt im Grunde der Sinn לשבחיי *derjenigen, welche in meinem Leben*. . Nach *A.* müſste על ſoviel bedeuten, als שמל *von . . weg*; und dieſs iſt allerdings äuſserſt unwahrſcheinlich. *de S.* ſchlägt dagegen eine andere Wortabtheilung vor: לשבחיי יקנא חמל *ei, quae in vita meritatis aſcenſura eſt lectum requiei meae in omne ſeculum.* יקנאת oder . . יקנאת iſt ſtatt יתנאת den Figuren der Inſchrift gemäſser von Hn. *de S.* aufgenommen. Nicht dieſs, daſs an eine Fortdauer nach dem Tode hier gedacht wird, ſcheint dem Rec. unglaublich; mehr aber dieſs, daſs der Phönizier (auf gut Mohammedaniſch) in jenem Leben ein neues Hochzeitbett für ſich und ſeine Amtaſtarte erwartet. Rec. wagt nach den *de Sacy*ſchen Verbeſſerungen: לשבחיי und יקנאת eine andere Ueberſetzung der mittleren, ſchwierigen Worte: *Monumentum ei, quae in vita mea conſtans fuit in lecto quietis meae, aeternum ſponſa, poſui Amtaſtartae* etc. יקן bedeutet *duravit, certus fuit*, z. B. vom Waſſer in einer Quelle, wenn es nicht, gleichſam trüglich, verſchwindet. נלא (die aram. Form des hebr. כלה) iſt *Braut, Vermählte*. Könnte man ſtatt לשבחיי im Texte finden לשבחייה *in vita ſua* = *dum ipſa viveret*, ſo würde unſere Erklärung, dünkt uns, volle Wahrſcheinlichkeit haben. Wenigſtens fehlt es, nach ihr, dem Monument des Ebedaſars nicht an Empfindſamkeit. Rec., welcher keine Abzeichnung der phöniziſchen Inſchrift vor ſich hat, möchte noch die, welche die Steinſchrift vergleichen können, fragen: „ob wirklich die nicht ganz paſſende *forma conſtructa* מצבת, ob nicht vielmehr מצבתא oder מצבתה auf dem Steine zu leſen ſey?"

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1804.

MATHEMATIK.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *War es am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts völlig erwiesen, ob die Erde um die Sonne, oder die Sonne um die Erde sich bewege?* Zur nochmaligen und genauern Prüfung und Berichtigung des neuen und alten Weltsystems. 1802. 40 S. 8.

Diese Schrift hat zur Absicht, zu zeigen, dass eine Bewegung der Sonne um die Erde weit wahrscheinlicher sey, als die Bewegung der Erde um die Sonne. In einigen Stellen des Buchs giebt sich zwar der Vf. das Ansehen eines bescheidenen Zweiflers; dagegen spricht er an andern Orten um so entscheidender, und nach S. 37. sind schon seine fünf ersten Gründe, den sechsten nicht einmal mitgerechnet, völlig hinreichend, zu beweisen, dass die Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne *unmöglich*, und ihre Unbeweglichkeit *entschieden* ist. So etwas, und in diesem Tone so etwas im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zu behaupten, dazu wird eine ungleich tiefere Kenntniss des Gegenstandes erfordert, als der Vf. auf jeder Seite dieser Schrift verräth. Zwar meynt der Vf. (und dies ist zugleich das naiveste Geständniss seiner eigenen Unwissenheit und seiner gänzlichen Unfähigkeit, über solche Dinge öffentlich zu urtheilen) „wenn je authentische und allgemein überzeugende Beweise für die Beweglichkeit oder Nichtbeweglichkeit des Erdkörpers vorhanden wären, so müssten solche ganz in unserer Nähe liegen, nicht durch grosse verwickelte Messungen und Rechnungen der Mathematik und Astronomie, nicht durch ein sophistisches (!) Forschen nach Parallaxen der Fixsterne, nicht durch hochgespannte Vernunftschlüsse dürften sie aufgesucht, nicht aus dem unermesslichen Raume des Himmels hergeholt werden, sondern aus einfachen, uns zunächst gelegenen (oder, wie aus dem Zusammenhange erhellet, nicht über die Region des Luft- und Wolkenhimmels sich versteigenden) Erfahrungen." Dass man aber die Beweise für die Nichtbeweglichkeit der Erde, obgleich sie uns so nahe sind, *vor* unserem Vf. nicht gefunden hat, oder sie nicht finden, nicht erkennen wollte, dies Räthsel löst sich derselbe mit einer sehr treffenden Bemerkung des weisen Salomo: *Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viel Künste.* Pred. K. 7. Ohne Sophisterey, und um blos ein *Argumentum ad hominem* anzuführen, bemerkt Rec. nur folgendes: ist denn dem Vf. kein Beyspiel bekannt, dass man, um Dinge, die uns ganz nahe liegen, z. B. um den Abstand eines Orts vom Aequator (seine Breite), und überhaupt, um die Entfernung mehrerer Orte auf der Erde von einander zu erforschen, auf eine sehr zuverlässige und am wenigsten trügende Art die Beweise von dem Himmel und von beobachteten Sternen herholt? Da keine Schriften schädlicher sind, als solche, wo von Halbgelehrten halb wahre und falsche Ideen mit einander vermengt, dem Publikum als Wahrheit verkauft, oder gar als Resultate des Nachdenkens und wissenschaftlicher Forschung aufgedrungen werden; so glaubt sich Rec. verbunden, den Inhalt dieser Schrift ausführlicher anzuzeigen, als sie nach ihrem innern Werth es verdiente. — Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift gab dem Vf. — ein Spazierritt (der Pendant zu *Newton's* Apfel!), wobey ihm bemerklich ward, als er um ein grosses viereckiges Ackerfeld herumritt, dass der Luftzug von keiner Weltgegend stärker als von der andern war. Nichts war ihm nun einleuchtender, als der Schluss: also kann die Erde sich nicht nach Osten, und überhaupt nicht drehen, und nichts schien ihm natürlicher, als *Tycho's* Weltsystem, dessen Restaurator er durch gegenwärtige Schrift zu werden wagt. Seine Gründe bestehen theils in einer Widerlegung der Gründe für das Copernicanische System, theils in sechs Sätzen, welche zur Bestätigung des Tychonischen dienen sollen. Der Vf. wunderte sich nicht wenig, als er das erste Mal in einem Buche fand, das Copernicanische Weltsystem sey — eine Hypothese. (Welcher Astronom hat es denn für einen mathematisch erwiesenen oder erweisbaren Satz erklärt?) Er hat nun nichts besseres zu thun, als drey Gründe für diese Hypothese anzuführen, und sie der Reihe nach durch Entgegenstellung anderer Hypothesen zu entkräften. *Erster Grund der Copernicaner:* wenn die Erde sich nicht bewegte, so wäre die Geschwindigkeit der Planeten, und noch mehr der Fixsterne, mit der sie in 24 Stunden sich um die Erde drehen sollen, ganz unbegreiflich. Darauf antwortet der Vf.: Auch, wenn die Erde sich dreht, so bleibt jene Geschwindigkeit, der Planeten wenigstens, uns noch unbegreiflich; dies ist nicht zu leugnen; aber — nun höre man den Vf. weiter — es lehrt überdies auch die tägliche Erfahrung, eben so wie die Gesetze der Mechanik (welche Erfahrung, und welche Mechanik?!), „dass ein schwerer Körper weit eher einer sehr schnellen Bewegung fähig ist, als ein leichter, indem ein Federball z. B. (oder eine Pflaumfeder!) sich nicht so weit schleudern lässt, als mit gleicher Kraft ein Stein."

Stein." Weit begreiflicher findet es demnach der Vf. nach seiner ganz neuen und ihm eigenen Physik, dass die schwerere Sonne sich um die leichtere Erde dreht, als umgekehrt. Selbst, dass der ganze Himmel mit allen Fixsternen (der ersten bis zur zehntausendsten Grösse) in 24 Stunden einmal um die Erde geführt wird, ist ihm weit begreiflicher, als dass das Licht, *ein so leichter Körper*, in 7 Minuten von der Sonne zur Erde gelangen soll. Doch „beides sind Wunder Gottes." Uebrigens, glaubt der Vf., so lange noch keine Parallaxe der Fixsterne erwiesen ist, so hat man, als Tychonianer, auch jene schnelle 24 stündliche Umdrehung der Fixsterne um die Erde nicht nöthig anzunehmen. (Aber, er sage uns doch: um was in aller Welt drehen sich dann alle 24 Stunden die Fixsterne, wenn es nicht um die Erde geschieht?) *Zweyter Grund des Copernicus:* es ist glaublicher, dass die kleine Erde sich um die weit grösere Sonne; als dass diese um jene sich bewegt. Offenbar keines der stärksten Argumente, dessen Blössen aufzudecken dem philosophischen Scharfsinne unseres Vfs. nicht schwer fallen konnte. *Drittes, und*, nach des Vfs. Versicherung, *stärkstes Argument der Copernicaner:* die abgeplattete Gestalt der Erdkugel, und die Versuche mit den Pendeln, beweisen einen Umschwung der Erde. Aber, sagt der Vf., die grösere Wärme und Elasticität der Luft unter dem Aequator, so wie die grösere Entfernung vom Mittelpunkte müssen daselbst alle Körper leichter machen, und deswegen müssen auch die Pendel dort langsamer schlagen. (Auf die Temperatur der Luft, und auf den grösern Erdradius unter dem Aequator haben die Naturforscher schon längst Rücksicht genommen, aber bekanntlich dies alles zur Erklärung der Pendelversuche nicht hinreichend befunden.) — Nach seiner vermeynten Widerlegung der Gründe für das System des Copernicus, die aber, wie jeder Kenner sieht, weder die einzigen noch die stärksten sind, liefert unser Vf. nun auch noch im *zweyten* Abschnitte die Beweise *a posteriori* für die Richtigkeit seines eigenen, d. h. des Tychonischen Systems. Diese sind: 1) Man spürt beym Gehen (und, wie der Vf. bestimmt versichern kann, auch beym Reiten) eben keine grosse Förderung, wenn man von Abend nach Morgen, und keine grosse Hinderung, wenn man von Morgen nach Abend sich bewegt; beides aber sollte die nothwendige Folge einer Bewegung der Erde von Westen nach Osten seyn. Doch, fährt der Vf. fort, „man könnte, wiewohl *äusserst sophistisch*, einwenden, die lebenden Wesen möchten etwa von der Natur, *ihnen selbst unbewusst*, mit einer Kraft ausgerüstet seyn, der Luft Widerstand zu leisten." Allein, erwiedert der scharfsichtige Vf., 2) auch leblose Wesen, eine Feder, ein Stück Papier, fallen ja nicht, wie es bey einem beweglichen Erdkörper seyn sollte, immer gegen Morgen, sondern eben so gut gegen jede andere Weltgegend. 3) Wer von Grönland nach Surinam reist, empfindet, wenn er dem Aequator sich nähert, keinen stärkern Luftzug, als in seinem nördlicheren Wohnorte. 4) Wolken, Winde und Witterung können sich nur bey einer ruhigen, nicht bey einer mit der Erde zugleich bewegten Luft bilden. 5) Auch Strahlenbrechung und Wärme können bey einer Beweglichkeit der untern Schichten des Dunstkreises nicht statt finden, sondern nur bey stiller, ruhiger Luft. Endlich 6) und dies ist nach dem Vf. einer seiner stärksten Gründe, ein gerade in die Höhe geworfener Stein fällt wieder senkrecht zu unsern Füssen nieder, da er wegen der Bewegung der Erde, wenn er zum Steigen und Fallen auch nur eine halbe Minute Zeit gebraucht hätte, in einer Entfernung von zwey Meilen von uns niedersinken müsste. (Die mathematische Theorie, die aber freylich nicht die des Vfs. ist, giebt blos eine Abweichung von wenigen Linien, statt der Meilen.) — Bedeutenderes weiss der Vf. nichts für seine Meynung anzuführen, als diese sechs, zum Theil kindischen Gründe, die einer ernsthaften Widerlegung unwürdig sind. Soll man ihn an die beständigen Ostwinde unter den Wendekreisen erinnern, und ihm erst noch sagen, dass die Luft zugleich mit dem Beobachter und allen ihn umgebenden Gegenständen der Bewegung der Erde folgt, dass aber bey einer so vollkommen gleichförmigen, und so langsam, erst in 24 Stunden, vor sich gehenden Umdrehung des Beobachters, die Bewegung selbst für diesen nicht sonderlich bemerkbar seyn kann. Der Vf. urtheile nur selbst, ob er, wenn man ihn, so sanft und gleichförmig als möglich, aber in 24 Stunden nur Einmal, um seinen eigenen Schwerpunkt drehen wollte, von einer Bewegung dieser Art wohl vieles empfinden würde. — Da der Vf. die Gründe für das System des *Copernicus* weder vollständig, noch in ihrer ganzen Stärke angeführt hat, so giebt Rec., um nur einiges vom Vf. ganz mit Stillschweigen übergangene nachzuholen, diesem blos noch folgende Argumente zu beherzigen. 1) Die Hypothese des Copernicus gewann einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit hauptsächlich durch das von *Newton* entdeckte Gesetz der allgemeinen Schwere. Man kann es als eine durch jede neue Entdeckung am Himmel sich bestätigende Thatsache annehmen, dass unsere Sonne alle Planeten ihres Systems, sammt einer unbestimmbaren Anzahl Kometen anzieht (man erlaube uns einmal Kürze halber diesen Ausdruck), und in Verbindung mit der sogenannten Wurfkraft sie in Bewegung setzt; auch dass, soweit unsere Beobachtungen reichen, bey allen Haupt- und Nebenplaneten eine solche wechselseitige Anziehung im directen Verhältnisse der Massen und im verkehrten des Quadrats der Entfernung Statt hat. Warum soll die Erde, an Gestalt den übrigen Planeten so ähnlich, allein dem mächtigen Zug der Sonne nicht folgen? Was berechtigt uns zu dieser einzigen Ausnahme, zumal da, der Erfahrung gemäss, auch die Erde (den Mond) anzieht, und (vom Monde, vom Jupiter, von der Venus) angezogen wird, und da das Verhältniss der Erdmasse zur Sonnenmasse schlechterdings eine Bewegung der Erde um die Sonne, nicht aber umgekehrt, fordert? Auch schon die unläugbare Einwirkung

kung der Sonne auf die flüssigen Theile des Erdkörpers, oder auf Ebbe und Fluth, ist ein Beweis, dass die Erde dem Zuge der Sonne so gut, wie andere Weltkörper, unterworfen ist. 2) Die erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von *Bradley* entdeckte Aberration der Fixsterne lässt sich nicht wohl anders, als durch eine mit der Bewegung des Lichts combinirte Bewegung der Erde in ihrer Bahn erklären; und dass diese Erklärungsart die richtige sey, wird um so glaublicher dadurch, dass sie vollkommen die nämliche Geschwindigkeit des Lichts giebt, welche auf ganz anderem Wege durch die Jupiterstrabanten gefunden wird. Wer die Bewegung der Erde leugnet, muss eine andere eben so einfache, wo nicht einfachere Erklärung jenes allgemeinen, bey allen Fixsternen bemerkbaren Phänomens anzugeben wissen. 3) Der obengedachte sechste Grund des Vfs. wird durch die neuesten directen Erfahrungen von *Benzenberg* über den freyen Fall der Körper entkräftet; jene Versuche stimmen sehr genau mit Berechnungen, welche die Bewegung der Erde vorausetzen, in der Abweichung des fallenden Körpers nach Osten überein. — Rec. schliesst mit einem gut gemeynten Rathe. Der Vf. studire erst einige Jahre lang mit Ernst Mathematik und Astronomie, und dann überlege er noch einmal reiflich, ob und was er über eine astronomische Hypothese dem Publikum mittheilen wolle, über welche er, selbst noch Laye in der Wissenschaft, des goldenen Spruches eingedenk, womit er seine Abhandlung beschliesst: *Ne sutor ultra crepidam*, kein Wort hätte verlieren sollen.

MAGDEBURG u. DESSAU, b. Bauer: *Rechenbuch für niedere, und besonders Landschulen.* Von *Andr. Heinr. Rieß.* 1801. 142 S. 8. (6 gr.)

„Die Rechenübungen, sagt der Vf., sind fast das einzige Mittel, die Seelenkräfte der Kinder in niedern Schulen zu wecken und zu stärken, der dazu nöthige Unterricht lässt sich am bequemsten öffentlich ertheilen, und erfordert, da er kurz und deutlich seyn, auch gehörig zusammenhängen muss, — einen Leitfaden, welcher in möglichster Kürze, Deutlichkeit und Vollständigkeit dasjenige enthält, was Kindern der Art nöthig ist. Zugleich ist es aber auch, wenn die Kinder schnelle Fortschritte machen und den Unterricht nicht wieder vergessen sollen, nothwendig, dass sie eben die Anleitung, nach welcher sie sind unterrichtet worden, selbst in Händen haben, damit sie sich das Gehörte durch öftere Wiederholung einprägen können. Eine Menge in ein Buch eingetragener Exempel (wie es fast durchaus gewöhnlich ist) kann aber den Nutzen nicht haben, den man sich davon verspricht." Rec. ist mit diesen Aeusserungen vollkommen einverstanden, und hat sich selbst durch mehrjährige Erfahrungen von ihrer Richtigkeit überzeugt. Das gegenwärtige Buch enthält wirklich alles, was dem gemeinen Mann von der Rechenkunst zu wissen nöthig ist. Es sind darin die Sachen in ihrer natürlichen Verbindung vorgetragen, auch Sätze und Regeln, zwar nicht nach der strengen Methode, aber doch überzeugend dargethan; mehr als dieses würde die Fassungskraft der Kinder überstiegen haben, und deshalb schädlich oder unnütz gewesen seyn. Nach jeder Rechnung folgen einige Uebungsexempel, welche die Lehrer nach Erklärung der Regel durchrechnen lassen können, um zu sehen, ob sie dieselbe gehörig verstanden haben. Der *erste* Theil des Buchs enthält die vier Rechnungsarten in gleich- und ungleichbenannten Zahlen und Brüchen; der *zweyte* die Anwendung des vorigen auf solche Rechnungen, welche im gemeinen Leben am häufigsten vorkommen: zuerst von Verhältnissen und Proportionen (blos geometrischen), wobey auf den Unterschied zwischen geradem und verkehrtem Verhältnisse mit aufmerksam gemacht wird. Anwendungen der Regel Detri auf Interesse-, Gewinn- und Verlustrechnung. Zusammengesetzte Regel Detri mit ähnlichen Anwendungen; Gesellschafts-, Repartitions- und Vermischungsrechnung mit einer Tafel zur Vergleichung der Münzen, Gewichte und Maasse. Man sieht es dem Buche auf allen Seiten an, dass es durch eine vieljährige Praxis des Vfs. zu dem ihm eignen Grade von Vollkommenheit gediehen ist.

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, in der akad. Buchh.: *Irene.* Von *Friedrich August Christian Mörlin.* (Mit einer die Friedensgöttin darstellenden Vignette.) 1801. 148 S. 8. (12 gr.)

Achtzehn Gedichte, welche Rec. mit Vergnügen las. Der Vf. ist mit den Griechen und Römern vertraut, und schwingt sich der *Ramler*'schen Muse glücklich nach. Sein hoher Gegenstand, *allgemeiner Friede*, begeistert ihn zu Hochgesängen, die rühren, erfreu'n, die Seele heben, und das Herz mit süsser vollkommner Ahnung besserer Zeiten durchströmen. Lyrischer Flug und Gedankenfülle, Gefühl und Geschmack, Philosophie und Philanthropie machen uns in Hn. *M.* den *Dichter* und *Menschen* gleich werth.

Vom *Liede* des neubekränzten *Rhenus* lautet die erste und letzte Strophe so:

Tragt meinen Jubel, Wellen, von der Grotte,
Aus der in's Thal mein erster Tropfen rann,
Bis zu dem Lande, das der Mensch dem Gotte
Des Meeres kämpfend abgewann.

— Zum neuen Amte weih'n des Schicksals Mächte
Der deutschen Flüsse alten König ein:
Bewahren soll ich treu des Friedens Rechte,
Der Grenzgott zweyer Völker seyn.

An *Britannien.* Str. 3. und 5.

Britannia, wenn (wann) wird der Morgen tagen,
Wo du der Völker Eigenthum,
Den mächtigen Trident, des Meergotts Muschelwagen
Dem Frieden weihst in seinem Heiligthum?

— Kein Grenzstein hebt sich aus der Wasserwüste,
Sie trägt des Menschen Fesseln nicht.
Frey, wie die Luft, umgiebt das Weltmeer jede Küste,
Gemein, wie der Gestirne wandelnd Licht.

Lavaters Schatten an Helvetien. Str. 4.

— Welche Gewalt erhebt mich von der Erde
Höher und immer höher? Nur ein blasser
Silberner Streif scheint mir der Rhein — bemooste
Steine die Alpen u. s. w.

Im Liede vom *ewigen Frieden*, welches er bescheiden einen Versuch nennt, einige Ideen des philosophischen Entwurfs zum ewigen Frieden in das Gebiet der Dichtkunst zu verpflanzen, wie gedrängt und erhaben:

Durchschifft das Meer der Luft,
Und landet an den Wolken; steiget *trocken*
Zur Unterwelt in sichern Glocken
Bis in des Oceanes tiefste Kluft.
Hebt Isis alten Schleier auf, und ruft
Mit Franklins Stab von seiner Bahn den Blitz,
Und messt den Flug der Töne und der Worte,
Und steiget durch des Abgrunds Pforte
Zu der Metalle grauenvollem Sitz.

oder:

Sey gross, Europa, sey
Gerecht! — O bringt nicht ander'n Hemisphären
Für ihre Diamanten Zähren!
Für ihres Füllhorns Früchte Sklaverey!
Bringt nicht den Brudervölkern Heucheley
Für Gold, das ihre Muttererde trug,
Für ihrer Kräuter Heilkraft eure Seuchen,
Und für den Schutz in ihren Reichen
Der Laster langen, schwarzen Trauerzug! u. s. w.

Am Schlusse sieht er die Welt verjüngt,

— Zu Völkern, die Gesetze ehren,
Die goldnen Zeiten wiederkehren,
So weit vom Don bis an das Kap, vom Belt
Bis an Botany-Bay das Sternenzelt
Die Erd umspannet und den Ocean!
Und zum Versöhnungstag der Nationen,
Zum Bundesfeste aller Zonen
Gesandten aller Brudervölker nah'n.

Die *dritte Elegie* würde durch Kürze gewinnen. Bey einer neuen Auflage wird Hr. *M.* die Reime: „*seh'*, *Glorie*, *Nomaden*, *Staaten*, *Buche*, *Zuge*, *Zweigen*, *Reichen*, *Flaggen*, *Nachen*" von selbst ändern, so wie die Stelle im Lied' an die *Grazien:*

— Weiser sey, wenn er auf eurem Heerde,
„So lehrte Socrates, euch Opfer weiht
„Und menschlicher, durch euch der Sohn der Erde."

mehr zu runden, und überhaupt noch hie und da die Feile zu brauchen verstehn.

Berlin, b. Braun: *Verheimlichung und Eil*; oder *Lottchens und ihrer Nachbarn Geschichte.* Von *T. S. Jemehr. Erster* Theil. Mit einem Kupfer und einer Vignette. 1802. 491 S. *Zweyter* Theil. 463 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

„Jede weibliche Verheimlichung ist Einleger eines „Keims, aus welchem *lebenswieriges* Unglück hervorwachsen muss," und „*Eilen thut nicht gut.*" *Dieß* ist ein allbekanntes Sprichwort, *jenes* ein zelotisches Postulat, was grosser Einschränkung bedarf. Beides soll aus der *langen* und *kurzen* Erzählung hervorgehen, welche Hr. *J. T. Hermes* (sein Name steht *per Anagramma* auf dem Titel) hier zum Besten giebt. Sie sind sehr langgedehnt, mit Digressionen überladen, und häufig durch Lehrarten ermüdend. Auch an *Schlesischen Provincialismen*, wie *druxen*, *quansweise*, *vollbrödtig*, *giften*, *querbäumen*, Gärtnerey war seine *Kazze* u. dgl., an *lateinischen* und *französischen Phrasen* und *biblischen Textesworten* ist kein Mangel. Die *Episoden* vom Gange bey Predigerwahlen, vom *Duen* und *Sieen*, von *Pectus* und *Thränen*, vom Schriftchen: *Ueber das männliche und weibliche Schweigen*, und von andern bey den kritischen Instituten schmälich vergessenen *Hermesischen* Büchern u. s. w. wären besser weggeblieben. Moralische Tendenz ist zur Genüge sichtbar, und manches in der That aller Beherzigung werth; aber weder die Fabel, noch die Charaktere gewähren das Interesse, das den Rec., trotz der eingeschachtelten Abhandlungen, vormals in *Sophiens Reisen* anzog. Was übrigens seine Lieblingsmaterien betrifft, — *chorda — semper oberrat eadem.*

Meissen, b. Erbstein: *Erato. Eine Sammlung kleiner Erzählungen*, vom Verfasser des Romans *Heliodora. Erster* Band. 1802. 326 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Vier kleine Erzählungen, betitelt: 1) das Nonnenbild, eine italiänische Novelle; 2) das Thal im Juragebirge; 3) Glück aus Unglück, und 4) Isotta; denen wir recht gern eingestehen, dass sie in einem leichten, gefälligen Tone geschrieben sind, und beym Lesen die Aufmerksamkeit — wenn auch nicht *festhalten*, doch zum mindesten *beschäftigen!* Aber freylich ein höherer Zweck scheint ihnen nicht vorzuschweben, und einen tiefen Eindruck werden sie nicht hinter sich lassen. Gleich bey der ersten spannt der mehr als Bogenlange Eingang die Erwartung viel mehr, als er sie nachher befriedigt, und erinnert zugleich an die Romane in der Radcliffischen Manier. — Die dritte Erzählung, wenn wir uns nicht irren, ist entweder aus einem spanischen Romane entlehnt, oder hat doch eine so grosse Familien-Aehnlichkeit mit dem Gange einer Cervantischen Novelle, dass die ächte Bereicherung, die unsrer Dichtkunst dadurch zuwächst, nicht gross seyn dürfte. In der Vorrede versichert der Vf., es geschähe nicht aus Eitelkeit, dass er den Namen einer Muse vorgesetzt habe. Wir glauben ihm das. Aber zur überflüssigen Künsteley muss man doch immer dergleichen Titel rechnen. Blos bey periodischen Werken sind sie verzeihlich und oft sogar löblich.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Februar 1804.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Plaſſan: *Hiſtoire naturelle des Poiſſons*, par le Citoyen *La Cépède*, Membre du Senat. etc. Tome *Cinquième*. L'an XI. de la République (1803.) 871 S. 4. mit 21 Kupferplatten. (7 Rthlr.)

Auf den Titel folgt: *Dédicace: A la douce bienfaiſance, à la ſenſibilité profonde, à la grace touchante, à l'eſprit ſupérieur, d'Anne-Caroline Hubert-Jubé La Cépède, hommage d'amour de reconnoiſſance et de douleur éternelle.* Darunter die Note, daſs die Fiſche *mugiloïdes anne-caroline*, *mené anne-caroline* und *cyprin anne-caroline* eben dieſem Andenken gewidmet ſind. Hierauf das *Tableau des Genres* und ein *Diſcours*, welcher zuletzt angezeigt werden ſoll. Auch eine kurze Erläuterung über einige Kupferplatten. Sodann fängt der Vf. die Beſchreibung der *Bauchfloſſer* an, welche bey ihm die 20ſte Ordnung ausmachen, und zwar mit der 149ſten Gattung, welche hier *Les Cirrhites* heiſst. Sie beſteht aus einer einzigen Art *Cirrhitus maculatus* (ſollte *Cirrhatus* heiſsen), welche *Commerſon* entdeckt und beſchrieben hat. Sie verdiene den erſten Platz, weil ſie mit den Bruſtfloſſern noch manche Aehnlichkeiten habe, als z. B. das vordere gezähnelte Blatt des Kiemendeckels, und den Stachel an dem hintern. Der Kopf iſt ohne Schuppen, welche am Leibe klein ſind; ſieben lange, durch eine Haut verbundene, vor und neben den Bruſtfloſſen liegend, machen nebſt den ſieben Strahlen der Kiemenhaut das Kennzeichen der Gattung aus. Die Seitenlinie folgt dem Buge des Rückens. Vom Vaterlande, von der Lebensart und ſelbſt von der Gröſse des Fiſches wird nichts erwähnt. Zwar erwähnt *L.* ſelbſt der Aehnlichkeit mit der Gattung *Polynemus*, aber er meynt, die Art ſey völlig unterſchieden. Und doch iſt es nach Rec. voller Ueberzeugung nichts als entweder *Linne's Polyn. virginicus*, oder, wenn ſie wirklich neu iſt (welches ſich bey der mangelhaften Beſchreibung von *Linné* und bey dem Mangel einer Zeichnung nicht ausmachen läſst), ſo unterſcheidet ſie ſich von allen übrigen Arten durch die viel geringere Anzahl der Strahlen in der Bruſt- und Bauchfloſſe. Aber warum nennt der Vf. die Anhängſel Bartfaſern, da ſie doch dicht vor den Bruſtfloſſen ſitzen? und wenn es Bartfaſern ſind, worin liegt dann die Aehnlichkeit dieſer Gattung mit *Polynemus?* Daſs die Anhängſel durch eine Haut verbunden ſind, macht keinen Unterſchied, obgleich nach dem *Linneiſchen* Kennzeichen ſie frey ſeyn ſollen; aber *Polyn. plebejus* hat die fünf Anhängſel ebenfalls am Grunde verbunden. Die 150ſte Gattung, *Cheilodactyle*, ſoll ihren Namen von der Geſtalt der Lippen und der Strahlen in der Bruſtfloſſe erhalten haben. Jene ſollen doppelt, dieſe am hintern Ende länger, und zwar die 11te doppelt ſo lang als die ſie vereinigende Haut ſeyn. Der Leib und Schwanz iſt ſehr zuſammengedrückt; der Kopf vorn faſt vertikal abgeſtumpft, die Rückenfloſſe ſehr lang mit 19 bis 23 Strahlen. Davon fand der Vf. ein Exemplar in der ehemaligen Statthalteriſchen Sammlung. Auf der Platte 1. Fig. 6. hieſs der Fiſch *Sheylodactyle*. Die 51te Gattung *Cobitis* enthält 3 Arten, wovon die dritte *Cob. tricirrhata* aus der Gegend von Rouen neu ſeyn ſoll. Sie wird bloſs durch die drey Bartfaſern unterſchieden und höchſt unvollſtändig beſchrieben; dagegen verweilt der Vf. ungebürlich lange bey der ökonomiſchen Benutzung der Scherlen. Den Schlammpitzger (*Cob. foſſilis*) trennt der Vf., bringt ihn in eine eigne Gattung, und füllt mit ſeiner Geſchichte einen ganzen Bogen. Eben ſo iſt aus *Cob. anableps* eine eigne Gattung gemacht, *Anableps*, *Surinamenſis*, deren beſonderer Augenbau hier weitläuftig, als eine vorher unbekannte Sache und dennoch falſch erklärt wird. In der Anmerkung wird *Bloch's* Beſchreibung als ſpäter in Frankreich bekannt geworden, angeführt. *Cobitis heteroclita* und *japonica* heiſsen hier *Fundulus mudfiſh* und *F. jap.* Gatt. 155. *Colubrina, Chinenſis* nach einer chineſiſchen Zeichnung beſtimmt und beſchrieben!!! *Butyrinus bananus*, nach *Commerſon* ganz unvollſtändig beſchrieben. Der nackte Kopf hat faſt ein Viertel von der ganzen Länge des Fiſches. Unter dem Namen *Tripteronotus hautin* wird der von *Rondelet* abgebildete Fiſch, den dieſer nur einmal geſehen hatte, beſchrieben, ohne daſs der Vf. ihn weiter als aus *R.* kannte! *Ompok ſiluroides*, Pl. 1. Fig. 2. nach einem getrockneten Exemplare, mit 2 Bartfaſern dicht bey den Naſenlöchern. Die *Linne*ſchen *Siluri* werden in 11 Gattungen mit griechiſchen, aber barbariſch geformten, und dem deutſchen, gewiſs nicht verwöhnten Ohre ganz unleidlichen Namen belegt. Die Geſchichte des Welſes nimmt faſt zwey ganze Bogen ein, woraus Rec. nichts neues anmerken kann, als die Verſuche, welche man gemacht hat, dieſen Fiſch in die elſaſſiſchen Seen bey Straſsburg zu verſetzen. *Silurus chinenſis*, Pl. 1. F. 1., nach einem chineſiſchen Gemälde gezeichnet und beſchrieben; *hexadactylus* nach einem Exemplare der holländiſchen Sammlung. Dieſer hat oben 2 unten 4 Bartfaſern, auſser mehrern Kanten mit Höckern beſetzt auf dem Kopfe und Leibe, eine ähnliche über jedem Auge, welche oben auf dem Rücken ſich vereinigen; Kopf und Körper ſehr platt, der Schwanz

zehnseitig; der erste Strahl der Brustflossen knochenartig, breit, an beiden Seiten in entgegengesetzter Richtung gezähnt. Farbe weiss mit schwarzen Flecken. Den *Linneischen Sil. anguillaris* beschreibt *Lac.* unter dem Namen *Macropteronote Charmuth*, führt dabey Zeichnungen in Aegypten von Cloquet gemacht und den von den ältern Schriftstellern gebrauchten Namen *Aluby* an, den ihm *Geoffroi* nachgewiesen hat. Von diesem ist die anatomische Bemerkung, welche allein verdient hier angeführt zu werden. Denn die Beschreibung selbst kommt der Haselquistischen auch nicht von weitem bey; *Bloch*, um es beyläufig zu bemerken, hat diese Art ganz ausgelassen, wozu ihm wahrscheinlich sein *Platystacus anguillaris* die Veranlassung gegeben hat. *Geoffroi* fand jenseit der Kiemen eine Höhle mit einem platten Knorpel, der sich in viele Aeste zertheilt; die Oberfläche desselben ist mit zahlreichen Verästungen von Blutgefäsen überzogen. Diese Höhle hat mit der Höhle, worin die Kiemen liegen, Gemeinschaft, kann verschlossen werden, und die Einrichtung des Knorpels sieht *G.* als eine Hülfskieme oder als eine zweyte und dritte Herzkammer an. — Die beiden Arten *Macropteronotus fuscus* und *hexacicinus* sind nach chinesischen Gemälden beschrieben, und Pl. 2. F. 2. 3. abgebildet. Nach S. 91. soll der elektrische Wels bey den alten Schriftstellern *Typhinos* heissen. Diese Anmerkung rührt von *Geoffroi* her, welcher vermuthlich *Typhlinos* geschrieben hatte. Den Beweis muss man abwarten. Fünf neue Arten, *Pimelodus barbus*, *maculatus*, *caeruleseens*, *nigrodigitatus*, *Commersonii*, werden beschrieben; der fünfte ist Pl. 3. F. 1. abgebildet. Von den beiden ersten hat *C.* genaue Beschreibungen hinterlassen; der erste hat eine in 4 Fächer getheilte Schwimmblase. Den dritten hat *Leblond* aus Cayenne eingeschickt, der vierte befindet sich im Museum zu Paris. Von der fünften sind alle Notizen aus der Zeichnung genommen. *Pimelodus gustatus* nach einem chinesischen Gemälde Pl. 4. F. 1. Die beiden *Pogonathi* (soll *Pogognathi* heissen) *courbina* und *auratus* sind von *Commerson* beschrieben, der erste aus dem Flusse de la Plata, mit 24 Bartfasern in drey Queerreihen an dem Kinne, 2 gestrahlten Rückenflossen und Knochenplatten an den Seiten; der zweyte hat nur eine Bartfaser unten. Den *Bloch*'schen *Platystacus anguillaris* hat auch *Commerson* aus Ostindien mitgebracht, Pl. 3. F. 2., aber *Lac.* hat an diesem Exemplare nur eine einzelne unbeträchtliche Bemerkung gemacht. *Ageneiosus armatus* und *inermis* finden sich bey *Linné*; aus αγενειος hat *Lac.* erst das französische *Ageneiose*, und daraus das lateinisch seynsollende *Ageneiosus* gemacht!! gerade wie aus *Macroramphose* das lat. *Macroramphosus*, aus *Plotose* (πλωτος) *Plotosus*. Die einzige Art *Corydoras Geoffroi*, aus der holländischen Sammlung, ohne Bartfasern, hat auf jeder Seite 2 Reihen von breiten sechseckigen Knochenplatten, und zwischen den zwey Strahlen der zweyten Rückenflosse eine ziemlich lange Haut. Der Name soll nach dem griechischen *corys* der Helm, und *doras*, (!) der Panzer, gemacht seyn!! *Tachysurus sinensis*, nach einem chinesischen Gemälde Pl. 4. F. 2. Bey dem gemeinen Lachs und bey den Forellen verweilt *Lac.* wiederum sehr lange, und dagegen fertiget er die vielen ausländischen Arten desto kürzer ab. *Salmo varius*, von *Commerson* bey Isle de France beobachtet, Pl. 3. F. 3. *renatus*, aus der Mosel, *rilla*, aus dem Flusse Rille, der in die Seine fliesst, Pl. 5. F. 3. *gadoides*, in dem See bey Rouen von Noel beobachtet, sollen neu seyn. *Osmerus tenniscatus* ist nach einer Zeichnung von *Plümier* beschrieben, Pl. 6. F. 1. Eben so *Corregonus ruber*. Zu Anfange der Abhandlung über die *Characini* ruft *Lac.* seinen ermüdeten Lesern zu: *Nous approchons de la fin de nos études. Nous avons devant nous le but vers lequel nous tendons depuis si longtems. Plus exercés maintenant, hâtons notre marche, et contentons nous de remarquer rapidement.* Nun erwarten die Leser vollends einen Cursus mit Extrapost, um dem grosen Ziele zuzueilen, von welchem aber doch nichts zu bemerken ist. In einer Note S. 272. wird angeführt, dass *Geoffroi* den ägyptischen *Salmo dentex*, welcher hier *Characinus dentex* heisst, für den *Phagrus* der Alten erklärt. Bey *Elopssaurus* S. 288. hat *Lac.* blos *Blochs* Beschreibung ausgezogen, gerade aber alles Charakteristische ausgelassen. *Megalops filamentosus* S. 290. von *Commerson* bey Madagaskar gefunden, aber sehr kurz beschrieben, hat 24 und mehr Strahlen in der Kiemenhaut, sehr grose Augen, den letzten Strahl der Rückenflosse sehr lang und fadenförmig. *Esox argenteus* ist nach *Gmelins* Auszuge beschrieben; *Forsters* vollständige Beschreibung hat das *Bloch*'sche System S. 395. geliefert. *Esox marginatus* und *hepsetus* erklärte *Commerson* für eine und dieselbe Art, und meynte, das Exemplar, welches der erste Beobachter von *E. hepsetus* vor sich hatte, sey an der untern Kinnlade verstümmelt gewesen. *Commerson* hat seinen Fisch aus dem Flusse Janeiro unter dem Namen *Orphie* erhalten und beschrieben, und mit *Brown's Menidia*, *Jamaica* Tab. 45. F. 3. verglichen. Die hier gegebne Beschreibung ist wahrscheinlich von *Commerson*, aber bey weitem nicht so genau, dass man darnach entscheiden könnte, ob alle vom *Forskål* in der Beschreibung des *E. marginatus* angegebne Umstände übereinstimmen. Schon *Forskål* hat die Aehnlichkeit beider eingesehn, und sie in eine gemeinschaftliche Gattung vereinigen wollen. Was hier abgebildet ist, Pl. 7. F. 2., heisst eine Abart von *Es. marginatus*. Darneben F. 3. eine Abart von *Es. brasiliensis* und F. 1. von *E. belone*. Der Pl. 8. F. 1. abgebildete *Es. cheirocentrus* hat über dem Anfange der Brustflossen einen starken Stachel, und noch eine Art von rundem Ueberbein (*loupe*) über den Brustflossen, wovon man aber im Kupferstiche nichts sieht. *Synodus fastiatus* soll nach *Giorna's* Versicherung S. 322. auch im mittelländischen Meere bey Nizza leben. *Chinensis* und *macrocephalus* sind nach chinesischen Gemälden beschrieben und Pl. 10. F. 1. und Pl. 9. F. 1. abgebildet. *Sphyraena chinensis* nach *Commerson*; Pl. 10. F. 2., welche *Lac.* in einem chinesischen Gemälde besser vorgestellt fand. *Sph. aureoviridis* Pl. 9. F. 2. ist *Plumiers Lucius marinus*, so wie *Sph. becuna* desselben

Sphy-

Sphyraena antillana argento-caerulea, endlich *S. acus* deſſelben *acus americana roſtro longi ori.* Der neue *Lepis oſteus ſpatula*, Pl. 6. F. 2., aus dem Pariſer Muſeum, iſt dem *Eſox oſſeus* ſehr ähnlich, und vielleicht näher verwandt, als *Lac.* glaubte. Merkwürdig iſt, daſs zwey lange Zähne der untern Kinnlade die obere durchgehn und vor den Naſenlöchern mit den Spitzen wie bey einer Krokodilart vorragen. *Polypterus bichir*, nach *Geoffroi* beſchrieben, deſſen vollſtändige Geſchichte in den *Annales du Muſeum d'hiſtoire naturelle* befindlich iſt. *Scomberoſox Camperien*, Pl. 6. F. 3. nach einer Zeichnung von *Camper*, dem Sohne, welcher auch die Beſchreibung geliefert hat. Es iſt der von *Rondelet* erwähnte und gezeichnete *Laurus*. Wie wenig *Lac.* mit der Literatur ſeines Fachs bekannt ſey, zeigt unter andern auch die Verſicherung, daſs keiner der neuern Naturforſcher dieſen Fiſch gekannt habe. *Pennant* hat ihn zweymal beſchrieben und abgebildet; und *Forſter* hat ihn im Meer um Neu-Seeland gefunden. Des letztern Beſchreibung, ſo wie eine Abbildung, liefert *Blochs Syſtema Ichthyologiae p.* 394., welches *Lac.* noch nicht gekannt zu haben ſcheinen will. Von *Fiſtularia tabacaria* verſpricht *Lac.* eine viel genauere Beſchreibung nach *Commerſons* Nachrichten, der Unterſuchung der von ihm mitgebrachten Exemplare und den daran angeſtellten anatomiſchen Forſchungen zu geben, als jetzt noch vorhanden ſey. *Commerſon* fand in dem langen Magen kleine Fiſche und Krabben; und die anatomiſchen Entdekkungen des Vfs. beſtehn in folgenden Bemerkungen. Das Rückgrad vom Kopf an bis zu der Stelle über die Bauchfloſſen beſteht nur aus vier Wirbelbeinen, wovon das erſte ungeachtet ſeiner übernäſsigen Länge dennoch nur zwey kleine, kurze, ſpitzige Seitenfortſätze; ſtatt der Dornfortſätze oben der Länge nach, eine dünne Knochenplatte, an den Seiten von einer ähnlichen, aber nach unten geneigten Platte begleitet, hat; das 2te, 3te und 4te Wirbelbein haben ein jedes einen obern und zwey gerade horizontale Seitenfortſätze; die letztern endigen ſich an dem zweyten in eine Art von Scheibe (*palette*). Das 5te, 6te und die übrigen Wirbelbeine gleichen in der Bildung dem dritten und vierten, auſser daſs ſie nach dem Schwanze zu immer kürzer werden. Es ſind keine Ribben vorhanden. Wenn der Vf. mehr Bekanntſchaft mit der Oſteologie der Fiſche hätte, ſo würde er wiſſen, daſs dieſelben Knochenwände ſtatt der Fortſätze ſich am Skelet der *Lorivaria* und *Syngnathus* finden, welche wegen des beſondern Baues ihrer Bedeckung eben ſo wenig Ribben haben. *Fiſtularia chinenſis* heiſst hier *Auloſtomus ch.*, und macht eine eigne Gattung aus. Zu dem Namen veranlaſste den Vf. wohl *Commerſon*, der den Fiſch *Aukus* nannte. Nach deſſen Handſchrift wird er beſchrieben, und bemerkt, daſs er ſich von Fiſcheyern und Würmern nähre. Den Unterſchied der Gattung ſucht *Lac.* in Nebendingen: das Hauptkennzeichen liegt in den kleinen dichten gezähnelten Schuppen, womit der Körper bedeckt iſt; dieſe deuten auf einen ganz andern Knochenbau, als bey dem vorigen Fiſche, welcher mit einem Panzer aus groſsen Knochenplatten bedeckt iſt. Aus dieſem Grunde ſtimmt auch Rec. für die Trennung der beiden Fiſche. Aber auch *Fiſt. paradoxa* macht hier eine neue Gattung aus, deren Beſchreibung mit zwey Seiten langen erhabnen Betrachtungen anhebt, und endlich ſo ſchlieſst: *Mais deſcendons de ces conſiderations eléveés, pour ſuivre notre route.* So erhebt ſich der Mann ſehr oft im Geſchmacke der neueſten Naturphiloſophie durch erhabne Betrachtungen über den vorliegenden Gegenſtand, und läſst den weniger leichten, aber ungeduldigen Leſer gar lange auf die Beſchreibung warten! Daſs der Bau der knöchernen Bedekkung vollkommen der von *Syngnathus hippocampus* gleiche, hat *Pallas* bemerkt; und alſo ſtimmt wahrſcheinlich der Fiſch im Bau des Gerippes mehr mit *F. tabacaria* überein, und möchte wohl damit wieder zu vereinigen ſeyn; ſo wie überhaupt beide Fiſche in der natürlichen Folge der Ordnungen und Gattungen nahe bey einander ſtehn müſſen. Aus der Gattung *Argentina* werden die gewöhnlichen vier Arten angenommen, aber ſo beſchrieben, daſs man durchaus kein einziges beſtimmtes und ſicheres Datum über die erſte und, wie *Lac.* verſichert, einheimiſche Art erhält, woraus man ſich nur einen von allen den Zweifeln löſen könnte, welche *Bloch* in ſeinem Syſtem gegen die ganze Gattung S. 458—460. aufgeſtellt hat. Dafür muſs der geduldige Leſer ſich von dem galanten Naturalienmaler von der Silberrobe, dem purpurfarbenen Schleyer, dem grünſilberfarbigen Mantel, von dem mit äuſserm Glanze ſo oft verbundenen gefahrvollen Zuſtande aller Geſchöpfe, und endlich von der zur Verfertigung der unächten Perlen gebrauchten Orienteſſenz viel vorſchwatzen laſſen. Das nennt man ſchöne und reizende Darſtellung der Natur und ihrer Produkte!

Atherina hepſetus wird S. 371. ganz nach *Blochs* Angabe charakteriſirt; gleichwohl läſst ſich beweiſen, daſs entweder *Blochs* Fiſch ein anderer als der *Linneiſche* iſt, oder daſs *Bl.* falſch beobachtet hat. *Bl.* giebt 3 Strahlen in der Kiemenhaut und rautenförmige Schuppen an; aber *Brünnich* und *Haſſelquiſt* geben 6 Strahlen an, und *H.* beſchreibt die Schuppen als groſs und zugerundet. Auch ſtimmt beſder Angabe von der Zahl der Strahlen aller Floſsen nicht mit der *Bloch'ſchen*. *Lac.* ſetzt als Synonymum aus *Commerſons* Handſchrift: *Atherina vertice ad roſtrum usque planiuſculo:* und gleichwohl führt er hernach folgende Beobachtung des genauen Beobachters zu Rouen, *Noel*, an: Die *Atherina* bey Caen, *Roſeret* und *Roſet* genannt, habe oben auf dem Kopfe einen kleinen gezähnelten Kamm, und zu beiden Seiten deſſelben eine Furche, in deren Vertiefung ſich zwey Löcher, ganz verſchieden von den Naſenlöchern, zeigen. Von *Atherina Maenidia* giebt *L.* eine genauere Beſchreibung von *Bosc*, welche aber im weſentlichen mit der *Linne'ſchen* übereinſtimmt; nur ſagt *B.*, daſs der Fiſch ſich in den ſalzigen Flüſſen bey Charlestown aufhalte. *Ather. pinguis* nach *Commerſon* beſchrieben und Pl. 11. F. 1. abgebildet. Die Bruſtfloſſen haben eine ſilberfarbige Queerbinde und die Bauchfloſſen ſind durch

eine

eine Haut verbunden. *Hydrargira ſwampina*, Pl. 10. F. 3. nach *Bosc*, hält ſich in den Flüſſen und Seen von Karolina haufenweiſe auf. Sie unterſcheidet ſich vorzüglich durch die einzige Rückenfloſſe; *Forſter* hat in *Blochs* Syſtem, S. 111. eine ähnliche aus dem amerikaniſchen Ocean beſchrieben. Beide gehören in einem natürlichen Syſteme zur Gattung *Atherina*. Eben dahin rechnet Rec. *Ath. Japonica* und *Stolephorus Commerſonii* Pl. 12. F. 1. mit einzelner Rückenfloſſe. Der zweyte Fiſch hat an dem Ende der obern Kinnlade einen kleinen Knollen ſtehen. Der Name ſoll von στόλη gemacht ſeyn, und dieſes Wort ſo viel als *étole*, das Meſsgewand, bedeuten. — Die noch ſo ſehr verwirrte Gattung *Mugil* iſt hier in ihrer alten Unordnung geblieben. *M. cephalabis* iſt Pl. 13. F. 1. abgebildet, wahrſcheinlich nach *Commerſon*, obgleich deſſen nicht dabey erwähnt wird. *M. coeruleo maculatus*, hier die ſiebente Art, iſt nach *Commerſon* ſehr unvollſtändig beſchrieben. Es iſt ohne Zweifel derſelbe, welchen *Forſter* in *Blochs* Syſteme S. 120. beſchrieben hat. Eine neue Gattung *Mugiloides*, macht hier *Mugil chilenſis L.* aus, vermuthlich wegen der einfachen Rückenfloſſe; eben ſo *Mugil chanos Lin.*, in deſſen Beſchreibung alles das merkwürdigſte ausgelaſſen iſt, welches ſchon andere veranlaſste, den Fiſch anders wohin zu bringen. *Mugilomorus anna - carolina* aus dem Meere von Karolina, nach einer Beſchreibung von *Bosc*, nimmt 4 Quartſeiten ein, wovon aber zwey dem Andenken und der ganzen Eheſtands - und literariſchen Geſchichte der noch lebenden Gattin des Vfs. gewidmet ſind. Um dieſem Denkmal ſeine Dauer zu ſichern, nimmt der Vf. in einem erhabenen Stile die Empfindſamkeit der Naturaliſten, ihre Gerechtigkeitsliebe gegen eine verdiente Frau, ſo wie die Gewogenheit gegen ihren Mann, in Anſpruch. Rec. möchte zwar gern in dem Urtheile der Leſer ſich alle dieſe Tugenden zueignen und erhalten, aber eine moraliſche Rückſicht kann ihn an der Prüfung der hier aufgeſtellten neuen Gattung nicht hindern; und wenn ſich ja finden ſollte, daſs ſie nicht beſtehen könne, ſo werden ihn andere Naturforſcher hoffentlich bey dem Vf. entſchuldigen!

Die Aehnlichkeit mit den *Linné*'ſchen *Mugiles* ſoll der Name ſchon anzeigen, und der Vf. giebt ausdrücklich S. 397. die untere Kinnlade inwendig gekielt, beide ohne Zähne, aber ſtatt derſelben mit kleinen Höckern verſehen, über 30 Strahlen in der Kiemenhaut, alle von gleicher Länge, eine Rückenfloſſe, und ein Anhängſel an jedem Strahle dieſer Rückenfloſſe als Merkmale der Gattung, die 20 Strahlen der Rückenfloſſe, 15 der Afterfloſſe und die gabelförmige Schwanzfloſſe als Merkmale der Art an. *Bosc'ens* eigne Beſtimmung lautet: *Mugil appendiculatus; mugit pinna dorſali unica 20 radiata, omnibus appendiculatis.* Hier hat *Lac* die letzten Worte auf alle Strahlen der Rückenfloſſen gezogen: gleichwohl heiſst es S. 400: *toutes les nageoires ſont accompagnées d'une membrane adipeuſe, double, longue, égale dans la dorſale et dans l'anale, inégale dans les pectorales et dans les ventrales.* Vermuthlich brauchte der Vf. hier *Bosc'ens* eigne Worte, und daraus hätte er lernen können, was er unter den Anhängen gemeint habe. Zwar bleibt der Name einer doppelten Fetthaut immer noch ſonderbar genug, aber man kann nun bald errathen, was *Bosc* meinte, nämlich den erhobenen Rand, den die vorſtehenden langen Schuppen um die Rücken- und Afterfloſſe zu beiden Seiten bilden, gerade wie ihn *Forſkål* an *Mugil chanos*, und an *Argentina Machnata*, *Bloch* aber an *Elops ſaurus* im *Syſtema Ichthyologiae* S. 431. beſchrieben hat. Auſserdem hat nur allein *Elops ſaurus* bis jetzt noch die groſse Anzahl von Strahlen in der Kiemenhaut, und *Forſkål* zählte an *Argentina Machnata*, welche *Bloch* mit Recht für einerley mit jenem Fiſche hält, auf der einen Seite 32, auf der andern 34 Strahlen. Wäre *Bosc* in ſeiner Beſchreibung genauer, ſo würde ſie mehrere Vergleichungspunkte darbieten, um zu beſtimmen, wie fern die neue Art mit der *Linné*iſchen und *Forſkål*iſchen bloſs nahe verwandt oder einerley ſey. Die Gattung *Exocoetus* hat hier eine vierte Art erhalten, von *Commerſon* beobachtet. Sie gleicht ſehr dem *E. exiliens*, hat aber in den Bruſtfloſſen nur 13, in den Bauchfloſſen dagegen allein 13 Strahlen, und in der Rückenfloſſe hinten einen groſsen ſchwarzblauen Fleck. Aber auf Pl. 12. F. 2 und 3. ſind *Ex. evolans* und *exiliens* abgebildet. Die Gattung *Polynemus* hat hier ſechs Arten, wovon die dritte, *lineatus* von *Commerſon* beſchrieben, neu iſt. Das Kennzeichen der Gattung machen hier *Des rayons libres auprès de chaque pectorale*, der Kopf mit kleinen Schuppen bedeckt, und die zwey Rückenfloſſen. Da *Lac.* die Anhängſel vor den Bruſtfloſſen freye Strahlen nennt, ſo ſollte man glauben, er halte ſie für ordentliche, nur nicht verbundene Floſſenſtrahlen; aber S. 414. heiſsen ſie *rayons filamenteux*, wo bemerkt wird, daſs der Fiſch durch die Bewegung derſelben die kleinen Fiſche locke. Dagegen hat aber *Bloch* im *zwölften* Bande ſeines Fiſchwerks S. 19 und 21. ſich ſehr beſtimmt erklärt und bewieſen, daſs dieſe Anhängſel, wie die Floſſenſtrahlen, gegliedert ſind. Es iſt alſo ein auffallender Irrthum, wenn es in dem *Index* zu *Blochs Syſtema Ichthyologiae* S. XXIV. heiſst *radiis — liberis nonarticulatis.* Ueberdem hat *Bloch* den *P. quinquarius L.* ausgelaſſen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Ueber die geſetzliche Beſchränkung der weiſsen Bierwirthe in Bayern.* 1803. 23 S. 8. (2 gr.) — Eine ziemlich ſeichte Kritik der kurpfalzbayerſchen Verordnung vom 10. Sept. 1802., vermöge welcher die Weiſsbier-Wirthe kein braunes Bier ausſchenken dürfen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Februar 1804.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Plaſſan: *Hiſtoire naturelle des Poiſſons*, par le Citoyen *La Cépède* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 50. abgebrochenen Recenſion.*)

Die neue Art, welche *Commerſon* bey der Inſel Mauritius fand, *Polyd. lineatus*, Pl. 13. F. 2., braun auf weiſsem Grunde geſtreift, hat ebenfalls 5 freye Strahlen, wie *quinquarius* und *plebejus*, welche hier ausdrücklich *non articulés* heiſsen, aber ſie unterſcheiden ſich auſser der Zahl der Floſſenſtrahlen, durch einen kegelförmigen Kopf, und die 5 oder 6 Schuppen, welche in der obern Fuge jeder Bruſtfloſſe liegen. Der Zuname iſt übel gewählt, denn *Blochs P. plebejus* hat eben dieſelben Längsſtreifen und 5 freye Strahlen, ſo daſs ſich noch an der Verſchiedenheit zweifeln läſst. Hieher gehört noch eine neue Art, welche *Lac.* in eine eigne Gattung gebracht hat, wie Rec. oben bemerkte. *Polydactylus Plumierii* wird nach *Plümiers* Zeichnung beſchrieben und als eine eigne Gattung unterſchieden, Pl. 14. F. 3., da *Bloch* doch dieſen Fiſch mit dem *Pol. paradiſaeus* verglichen und für denſelben erklärt hat. Wahr iſt es freylich, daſs hier in der Zeichnung nur 6 freye Strahlen vor der Bruſtfloſſe ſtehn, aber *Bloch* hatte das Original von *Plümier* vor ſich; und es iſt noch eine Frage, ob die Zahl der Finger in jeder Art beſtändig iſt, und beſtändiger als die Zahl der Floſſenſtrahlen ſelbſt. *Buro brunneus*, von *Commerſon* entdeckt, hat einen zuſammengedrückten Leib und Schwanz, kielförmigen Rücken und Bauch, kleinen Kopf, etwas ſpitzige Schnauze, in beiden Kinnladen eine Reihe kleiner ſpitziger Zähne, faſt unſichtbare kleine Schuppen, eine lange Rückenfloſſe, in der Kiemenhaut 5 Strahlen, in der Bruſtfloſſe 18, in der Bauchfloſſe $\frac{1-5}{2}$, in der Afterfloſſe $\frac{7}{20}$, in der halbmondförmigen 16; die Seitenlinie folgt der Biegung des Rückens, und beſteht aus kleinen erhabnen Punkten; der After liegt zwiſchen den beiden Stacheln, welche die Bauchfloſſen trennen; der ganze Leib iſt braun mit weiſsen kleinen Flecken überſäet. Ans der Note S. 422. ſieht man deutlich, daſs der Charakter der Gattungen ſo angegeben werden ſollte: *Der After zwiſchen den zwey äuſſerſten oder letzten Stacheln der Bauchfloſſen.*

Unter den Heringsarten befinden ſich einige neue, wie *Clupea fallax* und *rufa*. Jenes iſt der Franzoſen ihre *Feinte*, welche man oft mit dem Goldfiſche (*Cl. alofa*) verwechſelt hat. Nach den Forſchungen des gelehrten *Noel* hat jene zwar ebenfalls ein wohlſchmeckendes Fleiſch, aber von einem ganz verſchiedenen Geſchmacke. Die Weibchen ſind nicht allein zahlreicher und wohlſchmeckender, ſondern auch gröſser und dicker. Die Männchen heiſsen *Cahuhaus*. Dieſe Art unterſcheidet ſich vom Goldfiſche auch in der Lebensart, denn die groſsen Fiſche gehn zuerſt aus dem Meere in die Flüſſe; dieſe ſollen auch gröſsere Augen und braunere Farbe haben. Deswegen nennt man ſie *feintes au gros oeil* und *feintes noires*. Der dritte Zug liefert die ſchlechteſten am Geſchmacke, *f. bretonnes* genannt; hier wird dieſe Art bloſs durch den platten Obertheil des Kopfs und die ſieben braunen Seitenflecke unterſchieden; *Cl. rufa* hingegen durch die rautenförmige Höhle oben auf dem Kopfe und die Zahl der Floſſenſtrahlen. Sie wird nicht verſchickt, und iſt deswegen auswärts wenig bekannt. Aber alles, was hier angeführt wird, kann den Naturforſcher noch nicht befriedigen. *Commerſons Clupea vittargentea* wird bloſs durch die Anzahl der Floſſenſtrahlen unterſchieden. *Cl. tuberculoſa* durch den Höcker am Ende der Schnauze, den rothen Fleck oben an den Fugen der Kiemendeckel (*ad ſuperiores branchiarum commiſſuras*, ſagt *Commerſon*) und die rings herum ausgefaſerte Zunge. Statt der angeführten Worte ſagt *Lac. à la commiſſure ſupérieure de chaque pectorale*; zwey ganz verſchiedene Stellen! An einem rothen Flecke über der Kiemenöffnung unterſcheidet auch *Latrove* in den Transact. der amerikaniſchen Geſ. zu Philadelphia 5. B. No. X. die neue Art von Hering, welche vielleicht dieſelbe iſt. *Cl. chryſoptera* durch den ſchwarzen Fleck auf jeder Seite, die gelben Floſſen, und die röthliche Mundöffnung. *Clupea faſciata*, oben in die Queere geſtreift, unter der Seitenlinie getüpfelt, unterſcheidet der Vf. auſserdem durch die beiden faſt gleichen Kinnladen, die lange Faſer am erſten Strahle der Rückenfloſſe, und die knöchernen ungegliederten Strahlen der Rücken-, Bauch- und Afterfloſſen. Dieſer letzte Charakter iſt in dieſer Gattung noch unerhört; und deswegen ſcheint *Commerſon* den Fiſch in eine andre Gattung gebracht zu haben, denn er nennt ihn *Halex*, die andern aber *Clupea*. Die nach *Plümier* Pl. 14. F. 1. gezeichnete *Cl. macrocephala* hat wenigſtens in der Zeichnung kein einziges Merkmal der Heringe; und darnach allein hat der Vf. doch die Beſchreibung gemacht. Auch *Plümier* ſelbſt nennt den Fiſch *Cephalus argenteus, vulgo banane*. Eine neue Gattung heiſst hier *Myſtus*, und enthält *Clupea myſtus L.* Die folgende *Chipanodon* unterſcheidet ſich von der vorletzten und letzten durch den Mangel der Zähne; enthält ſechs Arten, wovon die letzte *Cl. juſſieu*, Pl. 11. F. 3., hier durch ganz trügliche Kennzeichen unterſchie-

schieden wird. *Commersons* Beschreibung giebt die wahren an die Hand, nämlich, die untere längere Kinnlade, die knöcherne Bedeckung des Kopfs gravirt, die durch einen doppelten Schuppenrand gebildete Holung oder Furche, worein die Rückenflosse sich senkt, die Furchen, worein die Brustflossen sich legen, und die kleinen Schuppen, welche den Grund der Schwanzflosse bedecken. *Commerson* nannte auch diese Art *Halex*, weil er das Abweichende vom Charakter der *Clupea* bemerkt hatte. *Maenidia anna-carolina* nach einem chinesischen Gemälde, Pl. 14. F. 2. *Dorsuarius tubero*, wie ihn *Commerson* nannte, oder *nigrescens* nach dem Vf. aus der See bey Madagascar, hat vor der Rückenflosse einen oben mit einem hohen Kiele sich endigenden Höcker; weiter hat *Commerson*, welcher den Fisch den Karpfen am nächsten stellen wollte, davon nichts angemerkt. Den folgenden *Xyster fuscus* wollte er auf die Karpfen folgen lassen. Er hat einen sehr zusammengedrückten Kopf, Leib und Schwanz, der gebogene Rücken endiget sich auf einen scharfen Kiel, so wie der Bauch, Kopf und Kiemendeckel mit kleinen Schuppen besetzt, so wie der Grund der Rücken- After und Schwanzflosse; die Bauchflossen legen sich in eine Furche am Bauche; in der Kiemenhaut sieben Strahlen; was *Commerson* hinzu fügt: *dentes ad angulum rectum infracti, a parte externa seu perpendiculari incisorii, ab interna seu horizontali sessiles, acutiores, subulati*; übersetzt *Lac.*: *les dents échancrées de manière qu'à l'extérieur elles ont la forme d'incisives, et qu'à l'intérieur elles sont basses et un peu renflées.* Eine feine Probe von derjenigen Treue, mit welcher er die Mscr. des braven Beobachters übertragen und benutzt hat! *Cyprinodon varius* nach *Bosc*, Pl. 15. F. 1., hat einen eyförmigen Leib, mit breiten Schuppen besetzt, und mit braunen Streifen und Flecken geziert, eine sehr kleine Mundöffnung, kurze Zähne, eine gerade abgeschnittene Schwanzflosse und drey Strahlen in der Kiemenhaut.

Die schwere und zahlreiche Gattung der *Karpfen* behandelt der Vf. auf die leichteste Art, so dass er die zur Wirthschaft am meisten benutzten Arten sehr weitläufig nach ökon. Rücksichten behandelt, und reichlich mit Synonymen ausstattet, (ein Hülfsmittel, um Bogen zu füllen und einen Schein von Gelehrsamkeit von sich zu geben, welches der Vf. von unsern deutschen Uebersetzern des *Buffon* und der ihm als Folge dienenden Werke zur Ehre der Nation und zum Besten der Wissenschaft entlehnt zu haben scheint;) auch alle Sagen, selbst die lächerlichsten, ohne Täuschung zu vermuthen, nacherzählt. So steht hier S. 527. von der Barbe, dass, wenn mehrere in einem Hälter sich ohne hinlängliche Nahrung befinden, eine der andern am Schwanze saugt, und so die grossen bald die kleinen ganz abzehren!! *Cyprinus binny* soll nach *Geoffroi's* Versicherung der *Lepidotus* der Alten seyn. Dasselbe hat schon *Sonnini* versichert, dessen Zeichnung und Beschreibung nicht angeführt ist. *Cyp. rubrofuscus*, Pl. 16. F. 1., nach einem chinesischen Gemälde. *Cyp. viridescens*, Pl. 17. F. 1., nach einer Zeichnung und sehr unzureichenden Beschreibung von *Noel*. *Cyprinus anna-carolina*, Pl. 18. F. 1., nach einer Zeichnung im Museum zu Paris, vermuthlich von *Plumier*. Hier findet man wieder ein Denkmal der nun gestorbenen Gattin des Vfs. auf 1½ Seiten errichtet! *Cyp. nigro auratus* und *viridi violaceus*, Pl. 16. F. 2. u. 3., nach chinesischen Gemälden. *Cyp. zeelt*, nach einem getrockneten Exemplar der holländischen Sammlung. *Cyp. hamburgs* ist aus *Cyp. hamburger* in den Upsalischen Schriften gemacht!! *Cyp. macrophthalmus* und *quadrilobatus*, Pl. 18. F. 2. 3., nach chinesischen Gemälden!! Zur nähern Kenntniss von *Cyp. americanus* trägt ausser der Abbildung Pl. 15. F. 3. die hier nach *Bosc* gegebne Beschreibung S. 500. u. 596. etwas bey. *Cyp. gibbus* nach einem trocknen Exemplar der holländischen Sammlung mit einem kleinen Buckel vor der Rückenflosse und einer nach unten gekrümmten Seitenlinie. *Cyp. Commersonii*, ganz unkenntlich; die Abbildung steht im *dritten* Bande Pl. 11. F. 3. *Cyp. fuccetta*, Pl. 15. F. 2. nach *Bosc*, aus Carolina, hat die halb-zirkelförmige Mundöffnung unter der Schnauze, eine dicke ausgeschnittene und nach aussen gebogene Unterlippe nebst fast rautenförmigen Schuppen. Die Zeichnung zeigt diese Kennzeichen nicht.

Von S. 612. folgen die *Apodes*. Dieser Theil des Werks enthält die wichtigsten Beyträge zur Erläuterung der hieher gehörigen Gattungen und Arten. Es werden 8 Arten von *Mormyrus* aufgeführt und nach *Geoffroi's* Untersuchungen in Aegypten beschrieben. Bisher kannte man nur drey Arten, und ausser *Hasselquist*, *Forskål* und *Linné* hat noch kein Naturforscher diese Gattung gesehen. Hier zeigt sich nun, was unser *Bloch* aus genauer Vergleichung der Beschreibungen schloss, dass die *Linné*'schen Gattungskennzeichen durchaus nicht auf alle Arten passen, und dass *Hasselquist's Caschive* ganz von *Linné's M. anguillaris* verschieden sey, durch *Geoffroi's* Bemerkungen vollkommen bestätigt. Alle acht Arten halten sich im Nil auf, und *G.* hält die *Hasselquist*'sche Art für ganz verschieden; diess wäre also die neunte. Der allgemeine Name, den diese Fische in Aegypten führen, ist *Kaschue*. Sie haben alle einen langen Rüssel, mehr als einen Strahl in der Kiemenhaut; an diesen Strahlen sitzen die Muskel, welche die untere Kinnlade bewegen; vier Kiemen auf jeder Seite: vor dem Magen und einem Theile des Darmkanals liegt eine Masse von Fett; zwey Fettlagen begleiten zur Seite den Darmkanal, welcher, nach einer Windung um zwey kurze, gleiche, in sich selbst gerollte Blinddärme, gerade nach dem After geht. Rogen und Milch sind einfach; die Schwimmblase, so lang als der Bauch, hat die Gestalt einer lang gezogenen Ellipsoide; der sehr lange Schwanz ist nicht wie der Leib zusammengedrückt, sondern dick und fast cylindrisch; sie enthält die Drüsen, welche ölige Substanz bereiten, die sich durch die Oeffnungen der Seitenlinie ergiesst. Diess sind die von *Geoffroi* angegebenen Hauptdata. *Lac.* hat darnach die Kennzeichen der Gattung folgendermassen gefasst und angegeben: *Ein langer Rüssel, an dessen Ende die Mundöffnung, gezähnte Kinnladen, eine einzige Rückenflosse.* Zuerst wird *M. Kannume* beschrie-

Digitized by Google

ſchrieben, welche bey den Arabern *Oxmu hurt* heiſst; ihre Kennzeichen ſind dieſelben wie bey *Forſkål. M. oxyrynchus* iſt nach *G.* der unter dieſem Namen von den Alten gekannte Fiſch; hat eine gerade ſpitzige Schnauze, die untere Kinnlade etwas länger, die Rückenfloſſe geht über den ganzen Rücken. *M. dendera* (ſollte *Tentyrites* heiſsen) hat ebenfalls einen ſpitzigen Rüſſel aber beide Kinnladen gleich; die Rückenfloſſe ſteht über der Afterfloſſe, und iſt etwas kürzer als dieſe; Br. fl. 10, Ba. fl. 6, Schw. fl 19. *M. Salahie* hat eine ſtumpfe Schnauze, die untere Kinnlade viel länger, die Rückenfloſſe wie die vorige Art. *M. bebe* hat eine ſtumpfe Schnauze, mit gleichen Kinnladen, die Rückenfloſſe über der Afterfloſſe ſitzend, aber ſechsmal kürzer. *M. herſe* hat eine ſtumpfe Schnauze, die obere Kinnlade etwas länger, eine Floſſe über den ganzen Rücken. *M. cyprinoides* iſt von *Linné* weit beſſer beſchrieben und beſtimmt, als hier. *M. bane* hat eine ſtumpfe Schnauze, die obere Kinnlade viel länger, die Rückenfloſſe an Länge der Afterfloſſe gleich. *M. Haſſelquiſti* iſt ſehr ſchlecht aus der genauen Beſchreibung von *Haſſelquiſt* beſtimmt worden, und man ſieht hieraus, wie wenig beſtimmte Begriffe der Vf. ſich ſelbſt aus *Geoffroi's* Angaben von den Kennzeichen der Gattung gebildet hatte. Hoffentlich werden wir bald von *G.* ſelbſt die Beſchreibungen erhalten, welche gewiſs meiſterhaft ſeyn werden. Keine einzige Art noch iſt abgebildet. Die Gattung *Muraenophis* hat zwey Kiemenöffnungen, einen faſt cylindriſchen Leib und Schwanz, keine Bruſtfloſſen, und die Afterfloſſe mit der vom Schwanze vereinigt. Von den zwölf Arten ſollen einige neu ſeyn. *M. colubrina*, Pl. 19. F. 1., ſoll die von *Pallas* beſchriebene Art ſeyn. *Commerſon* fand ſie zwiſchen den Klippen der Ufer von Neuengland und den angränzenden Inſeln. Von den Zähnen wird gar nichts beſtimmtes geſagt. *Bloch* hielt ſie mit der von *Thunberg* beſchriebenen *M. anulata* für einerley. B. XII. S. 54. *Mur. nigricans* nach *Gronov Zoophyl.* Nr. 163. ſcheint *Blochs Syſtema* ausgelaſſen zu haben. *M. pantherina*, aus der holländiſchen Sammlung, hat groſse Augen, einen gelben Leib, oberwärts mit kleinen ſchwarzen Tüpfeln beſetzt, welche hier und da ganze und nicht ganze Kreiſe bilden. Von Zähnen wird nichts geſagt. *M. ſtellata*, zwiſchen den Klippen bey Neuengland von *Commerſon* gefangen, hat den Leib mit einem dicken Schleim bedeckt, die obere Kinnlade etwas länger, den After in der Mitte der ganzen Länge; die Grundfarbe weiſslichgelb mit zwey Längsreihen geſtirnter Flecke; die niedrige Rückenfloſſe fängt im Genicke an: die Zähne in den Kinnladen ſpitzig, aber weitläufig geſtellt; im Gaumen zwey Reihen auf jeder Seite von ähnlichen Zähnen. *M. undula*, Pl. 19. F. 2., und *griſea*, Pl. 19. F. 3., nach *Commerſon*; die erſte hat ſehr kleine, dünn ſtehende Zähne auf den Kinnladen, die zweyte eine zugerundete Schnauze, die obere Kinnlade dicker und etwas mehr vorſtehend; in beiden Kinnladen eine Reihe von krummen Zähnen, die vorn geſchieden ſind; am vordern Winkel des Gaumen einen dickern und geraden Zahn. *M. haüy*, Pl. 17. F. 2., aus einer fremden Sammlung von *Noel* beſchrieben, hat einen goldgelben Körper mit ſilberweiſs gemiſcht, und mit braungelb getüpfelt; die Stelle der Seitenlinie nimmt ein rother Streif ein; die Zähne ſtark und etwas gekrümmt. Die Gattung *Gymnomuraena* hat zwey Arten, *G. doliata*, Pl. 19. F. 4., und *marmorata*, von *Commerſon* beobachtet; die erſte hat röhrenförmige Naſenlöcher, einen etwas zuſammengedrückten Leib und Schwanz, die obere Kinnlade etwas länger; *die Scheibe, welche jede Kinnlade bildet, iſt mit Backenzähnen beſetzt*; die Rücken- und Afterfloſſen kann man nur erſt, wenn man die Haut weggenommen hat, unterſcheiden. Und dennoch hat der Vf. wegen der ſcheinbaren Abweſenheit dieſer beiden Floſſen dieſe Gattung von der vorigen getrennt! Faſt eben ſo iſt die zweyte gebildet; doch hat ſie auſser einer Reihe ſehr ſcharfer Zähne in jeder Kinnlade, auch im Gaumen dergleichen ſtehn. Beide halten ſich unter Steinen und Klippen auf. *Muraenoblenna olivacea*, von *Commerſon* in der Meerenge von *Magellan* beobachtet, und als ein *Conger* beſchrieben, verdiente genauer beſtimmt zu werden, als es hier geſchehen iſt. Der Körper iſt ohne alle Floſſen, nimmt dem Schwanze faſt cylindriſch, oben einfarbig olivengrün, unten weiſslich, und giebt eine Art von Milch und Leim in ſo groſser Menge von ſich, daſs, wie *Commerſon* erzählt, ein Fiſch in Weingeiſt geſetzt, nach zwey Monaten beynahe ganz in eine Maſſe von öhligen und klebrigen Schleim verwandelt worden war. Rec. muſs ſich wundern, daſs dem Vf. dabey die *Linneiſche Myxine glutinoſa* oder *Blochens Gaſtrobranchus coecus* nicht beygefallen iſt. Von Augen, Naſenlöchern, Kiemen, Kiemenöffnung, Zunge, Zähnen, After und andern Theilen wird leider hier gar nichts erwähnt! *Unibranchaperture* hat nur eine Kiemenöffnung an der Kehle. Vermuthlich konnte der Vf. in ſeinem griechiſchen Wörterbuche keine Phraſes finden, um dieſen Begriff mit einem griechiſch klingendem Worte zu bezeichnen; denn das *Bloch*iſche *Synbranchus* hat ihm entweder zu gemein oder zu kurz geſchienen. Die drey erſten waren längſt bekannt; die vierte, *Unibr. lineata*, hat *Leblond* aus Cayenne geſchickt, die fünfte, *laevis*, Pl. 17. F. 3., fand der Vf. in der holländiſchen Sammlung. Die vierte hat einen groſsen Kopf, vorſtehende ſpitzige Schnauze, beide Kinnladen mit mehreren Reihen kleiner und krummer Zähne beſetzt, die drey Floſſen in eine Fetthaut gehüllt, und kurz; die untere Seite des Leibes und Schwanzes gefleckt; über den Rücken geht ein ſchwarzer Streif; die Augen klein, die Kiemenöffnung eyförmig, klein in die Länge gezogen; der After liegt im dritten Viertheil der Länge. Die fünfte hat einen dicken Kopf, kurze, platte, zugerundete Schnauze, die obere Kinnlade länger und breiter, ſehr kleine Augen nahe an der Spitze der Schnauze liegend, an der Kehle Querfalten, eine gerade Seitenlinie, groſse, etwas dreyeckige Kiemenöffnung.

Von S. 661. folgen Zuſätze zu den vorhergehenden Theilen, zuerſt alſo vier neue Rochen, *Raia alba*, Pl. 20.

Pl. 20. F. 1., *marginata*, F. 2., *aeus giorna*, F. 3. Die drey erſten hat der gelehrte *Noel* beobachtet. Die erſte hat einen fünfeckigen Kopf; denn zwiſchen den Bruſtfloſſen und dem Kopfe befindet ſich ein Ausſchnitt; 3 Floſſen am Schwanze und die Unterſeite glänzend weiſs. Das Männchen hat oben auf dem Schwanze nur eine Reihe von Stacheln und an den vier Ecken des Körpers Haufen von Stacheln; dagegen hat das Weibchen 3 Reihen auf dem Schwanze. Dieſe und die zweyte haben ſpitzige Zähne; die zweyte hat nur zwey Schwanzfloſſen, einen Stachel hinter jedem Auge, auf dem Schwanze drey Reihen von Stacheln, die Unterſeite ſchmutzig weiſs mit einem ſchwarzen Rande eingefaſst, welche Farbe auch der Schwanz ſammt den Floſſen daran hat. Die dritte hat nur eine Schwanzfloſſe vor dem Ende, und eine Reihe von Stacheln auf dieſem Theile; vier dunkle Flecke bilden auf dem Rücken eine Art von Halbzirkel; der Kopf iſt eyförmig und endiget ſich mit einer ſehr dünnen Spitze; die ſtumpfen Zähne gleichſam zitzenförmig. Die vierte und merkwürdigſte ward bey Nizza gefangen und von dem Aufſeher der Naturalienſammlung zu Turin, *Giorna*, beſchrieben und gezeichnet. *Lac.* vergleicht ſie mit Recht mit den von ihm in den vorigen Theilen beſchriebenen Arten, *R. mobular*, *manaria*, *fabronienne*, *bankſienne* und *frangée*, wegen des ſonderbaren Anhangs vorn am Kopfe; aber er nennt das Anhängſel ein Werkzeug des Gefühls, ohne es genauer zu beſchreiben, ſo wenig als es bey den 5 angeführten Arten geſchehen iſt. Dieſe Art iſt oben dunkelbraun, am Rande olivengrün, unten weiſs; vorn an dem breiten Kopfe ſtehen zwey ſchwärzliche Anhängſel wie Hörner, welche ſich durch eine Art von Saum mit der obern Lippe verbinden, der Länge nach Furchen zeigen und 8 ſchiefe Reihen von Höckern. Die Augen ſtehn an den Seiten des Kopfs; der ſehr lange und ſchlanke Schwanz, ohne alle Floſſen, iſt bis auf ¼ ſeiner Länge glatt, und darauf an beiden Seiten mit Höckern; vor demſelben ſteht ein ſtarker, langer, an beiden Seiten gezähnelter Stachel, und dicht vor ihm die Rückenfloſſe. Die Zähne ſind ſtumpf. Die angezeigten Furchen der Anhängſel beweiſen dem Rec., welcher *Blochs Raia cephaloptera* verglichen hat, daſs ſie floſſenartig ſind, aus gegliederten Strahlen beſtehn, und alſo kein Werkzeug des Gefühls ſeyn können. In der Zeichnung zeigen ſie ſich zuſammengerollt, wie an dem *Bloch*iſchen Kopfe; vermuthlich hatte *Giorna* das groſse Thier nur getrocknet erhalten. *Baliſtes bimiva*, Pl. 21. F. 1., ebenfalls bey Nizza gefangen, alſo wie *b. capriſcus* im mittelländiſchen Meere einheimiſch. Eben daſelbſt iſt auch ein Weibchen von *Chimaera arctica* gefangen worden. Aber Rec. fragt, woran denn *Lac.* dieſen Fiſch von *B. capriſcus* unterſcheiden konnte? den man zwar vielfältig gezeichnet, aber noch von keinem Naturforſcher nach ſyſtematiſchen Grundſätzen unterſucht hat. Hier werden von der vermeinten neuen Art bloſs die Strahlen in den Floſſen angegeben; und gerade fehlt bey *B. capriſcus* dieſer Theil der Beſtimmung, um eine Vergleichung anzuſtellen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Raum und Zeit*, von D. *Rodig*, für philoſophiſche Naturforſcher. 1802. 22 S. 8. (3 gr.) — *Keck und unverſchämt* nennt es Hr. *R.* in der, wie er meynt, *nöthigen* Schmähſchrift auf die kritiſche Philoſophie, womit dieſe Abhandlung beginnt, daſs ſich die *Kantiſche* Schule, über alle Erfahrung hinaus, auch noch ein *Ding an ſich* habe denken wollen. Rec. glaubte unterdeſſen, keine Schule habe ſich, in neuern Zeiten, ſtärker gegen die Erkennbarkeit der *Dinge an ſich* erklärt, als gerade dieſe, welcher der Vf. Keckheit, Unverſchämtheit, Sinnloſigkeit wegen ihres mit den *Dingen an ſich* getriebenen Unweſens vorwirft. In Hn. *R.* Augen iſt der mögliche ſowohl als wirkliche Inbegriff alles deſſen, was iſt und ſeyn kann, mit der *Materie*, den *Eigenſchaften* derſelben, und denen *hievon*, alſo von der Erfahrung, *abſtrahirten* Begriffen ſchlechthin beſchloſſen (S. 5.); und doch will er ſich ſelbſt (S. 17. 18.) mit ſeinen *philoſophiſchen* Unterſuchungen über die bloſs *empiriſchen* Lehrbücher der Naturkunde, auf die er mit Verachtung herabſieht, erhoben haben. Mit den Begriffen *von Raum und Zeit*, über welche er hier philoſophirt, iſt ihm wenigſtens dieſe Erhebung nicht gelungen; denn, nachdem er den *leeren* Raum, als einen *undenkbaren Unſinn*, von der Hand gewieſen hat: ſo fällt ſeine Erörterung des, überall *nur als erfüllt* anzunehmenden Raumes dahin aus, daſs dieſer nichts anders ſey und *ſeyn könne, als die von einer beſtimmten Quantität Materie beſchriebene Stelle*; und dieſe *Stelle* wäre hinwiederum eine *beſtimmte Form* beliebiger, d. i. unbeſtimmter Materie, in welcher nicht auf das, darin vorgehende, Wechſeln der Materie, ſondern bloſs auf ihre Gränzpunkte Rückſicht genommen wird (S. 15.). Raum iſt nämlich dem Vf. eine bloſse *Eigenſchaft* der Materie ſelbſt; eine *Quantität* Materie, ohne Unterſuchung ihrer *Qualität*, wie er S. 16. hinzuſetzt. Wer alſo nach der Natur des Raums fragt, der fragt nach einer gewiſſen *Qualität* der Materie; unterſucht aber zugleich auch keine *Qualität* der Materie, ſondern nur ihre *Quantität*; indem er gleichwohl, in ſeinen Unterſuchungen über die Natur des Raums, es mit nichts anderm, als mit einer *bloſsen Qualität* der Materie zu thun hat!? — Daſs der Vf. mit ſeiner Raumlehre nicht den *Raum ſelbſt*, ſondern einen *beſtimmten Ort im Raume*, beſchrieben habe, iſt an ſich klar. Wie er es nun mit dem *Raume* hält, auf eben die Art fertigt er auch die *Zeit* ab. Iſt jener *Quantität* (und zugleich doch auch bloſse *Qualität*) der *Materie*; ſo iſt dieſe nicht mehr und nicht weniger, als Quantität der *Bewegung*; denn wenn alle Bewegung in der Natur aufhörte, ſo wäre auch keine Zeit mehr. Wie erſchöpfend befriedigend aber ſich alle Erſcheinungen der Natur, vom ſogenannten Geſetz der Schwere an bis zum verwickeltſten Proceſſe alles Lebens in der Natur, bloſs durch den richtig gefaſsten Begriff von *Materie* und *Bewegung* erklären laſſen, ohne zu unbegreiflichen, leeren Ausdrücken, wie *Kraft*, *Geiſt* u. ſ. w. (S. 20.), ſeine Zuflucht zu nehmen, hofft Hr. *R.* in ſeinen, aus zwey Bänden beſtehenden *Naturwiſſenſchaft* ſo ausführlich dargethan zu haben, daſs er ſich hier eine weitere Auseinanderſetzung der Sache füglich erſparen könne. — Deutlicher und beſtimmter kann ſich der *Materialiſmus* nicht ausſprechen; und es iſt in der That verdienſtlich, ihn nicht erſt hinter einer *ſpeculativen* Larve ſuchen zu müſſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Februar 1804.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Plaſſan: *Hiſtoire naturelle des Poiſſons*, par le Citoyen *La Cépède* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 51. abgebrochenen Recenſion.*)

Die drey neuen *Gadi*, *ruber*, *niger* und *lubb*, Pl. 21. F. 2., ſind von dem fleiſsigen *Noel* beobachtet und beſchrieben. Die erſte hielt *Noel* vorher ſelbſt für eine Abart von *G. morhua L.*, nachher aber hat er ſie an Ort und Stelle ſelbſt unterſucht und ganz verſchieden gefunden. Dieſe Art, an den Küſten von Schottland häufig, hat von dem feſten Fleiſche den Namen *Rock-Cod* bekommen; an der Küſte von Frankreich hat ſie nie die rothe Farbe. Der Unterſchied beſteht in einer Vertiefung nahe an dem Ende der Schnauze, in dem zweyten langen und auf eine Faſer ſich endigendem Strahle der Kehlfloſſen, in der gekrümmten und weiſsen Seitenlinie. Die zweyte Art wird hier bloſs durch die Beſchaffenheit der Floſſen und die Strahlenzahl unterſchieden. Die dritte hat nur eine Rückenfloſſe mit einem ſchwärzlichen Streife, dergleichen auch oft die Afterfloſſe einfaſst. Die einfache Schwanzfloſſe hat auſser dem ſchwarzen noch einen weiſsen Streif. Aber dieſen ſchwediſchen Fiſch hat *Euphraſen* in den N. Schw. Abh. XV. p. 225. bereits beſchrieben und abgebildet. *Bloch* hat ihn unter die Gattung *Enchelyopus* Nr. 2. geſtellt. *Gobius patella* von *Thunberg*, wird hier aus deſſen Reiſe nachgeholt, S. 678, aber hier ſteht, daſs die Farbe weiſslich ſey ohne alle Flecken; im *Muſeum Upſ.* p. 31. hingegen giebt *Thunberg* die Farbe roſtfarbig, (*ferrugineus*) und die Rückenfloſſen ſchwarzgeſtreift an. *Scomber atun* von *Euphraſen* beobachtet mit ſchwarzem Rücken und bräunlichem Bauche, hat viele Aehnlichkeit mit Forſters *Sc. dentatus* bey *Bloch* Nr. 10. Aber woher hat *Lac.* die Nachricht genommen? *Caranxomorus ſacreſtinus*, von *Commerſon* beſchrieben und *Sciaenus* genannt, hat die untere Kinnlade durch einen nach oben gebogenen Haken verlängert; der letzte Strahl der Rücken- und Afterfloſſe, ſo wie der zweyte der Bruſtfloſſen iſt ſehr lang. Gehört in *Blochens* fünfte Abtheilung der Gattung *Scomber*. Es folgt. *Cheilodipterus aquila*, Pl. 21. F. 3., an der Küſte von Frankreich gefangen, ſchlecht beſchrieben und gezeichnet. *Lutjanus pictus* iſt *Thunbergs Perca picta*, welche niemand in der hier gegebenen Beſchreibung erkennen wird. *Centropomus bineatus* aus Oſtindien, ganz unkenntlich. *Pimelodes Thunberg* iſt *Thunbergs Silurus maculatus*, aber die Stelle iſt nicht angezeigt, wo ihn *Th.* beſchrieben hat. *Bloch's* Syſtem hat ihn Nr. 9. genau beſchrieben. *Plotoſus Thunberg* iſt *Silurus lineatus* von *Thunberg*, aber die Stelle iſt nicht angezeigt. *Blochs Syſtema* hat dieſe Art S. 554. unvollſtändig aus dem *Muſeum Upſal.* aufgenommen. *Salma Cumerland* aus den Seen in Schottland von *Noel* beſchrieben, gehört in *Blochs* erſte Abtheilung. *Coregonus clupeoides* eben daher von demſelben beſchrieben. Die Schottländer nennen ihn Süſswaſſer-Hering, *Span* und *Pollock*. S. 700. *Table générale des Poiſſons* in drey Columnen, welche die Zahl und Ordnung der Fiſche anzeigt, welche Kiemendeckel und Kiemenhaut haben oder nicht. S. 702 — 725. in doppelten Columnen enthält die Ordnungen, Gattungen und Arten. S. 726 bis S. 803. alphabetiſches Verzeichniſs der Namen der Fiſche und der bey Gelegenheit genannten Werkzeuge in drey Columnen.

Nun bleibt dem Rec. die Anzeige des vorgeſetzten *Diſcours ſur la pêche, ſur la connoiſſance des Poiſſons foſſiles, et ſur quelques attributs généraux des Poiſſons* von S. 35 — 68. der Einleitung oder des *Tableau des Genres* noch übrig. Hier fand er ſich auf eine ſehr angenehme Art überraſcht. Denn nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den Fiſchfang, das Alter, die Mittel und Arten deſſelben von S. 40 — 49. kömmt der Vf. auf die Verſteinerungen und Abdrücke von Fiſchen auf Steinen zu ſprechen, welche ihm gewiſſermaſsen natürliche Mumien zu ſeyn ſcheinen. Von einer andern Seite betrachtet gleichen ſie den Aufſchriften und Münzen, in welchen der Alterthumsforſcher die Geſchichte der Vorzeit ſtudirt. Dieſe Verſteinerungen und Abdrücke bewahren die deutlichſten Spuren von den groſsen und mancherley Veränderungen, welche unſer Erdboden durch die Gewalt und die Einwirkung der Elemente und der groſsen Naturkräfte zu verſchiedenen Zeiten erlitten hat. Die Art und Zeit dieſer gewaltſamen Veränderungen in den Ueberbleibſeln mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu erforſchen, gehört, wie bey den Inſchriften und Münzen die Kenntniſs der Sprachen, ſo hier eine genaue Bekanntſchaft der Mineralogie, verbunden mit der vollkommenſten und bis ins Kleinliche gehenden Wiſſenſchaft der feſten Theile von dem Körper der Fiſche, welche allein in den verſchiedenen Lagen von Erde und Stein ſich ganz oder in einzelnen Theilen erhalten oder abgeformt haben. Für das Studium der Geſchichte der foſſilen Fiſche will alſo *Lac.* hier eine Art von Einleitung und Unterricht geben, welcher alles dasjenige enthalten ſoll, was man von dem Baue der feſten Theile des Fiſchkörpers, alſo vom Gerippe, nothwendig wiſſen muſs, wenn man die Gattung und Art der Fiſche wieder erkennen will.

Das viel einfachere Skelet der Knorpelfiſche habe er bereits ſchon mehrere Male zu erklären Gelegenheit gehabt; dieſes übergehe er alſo jetzt, und halte ſich bloſs an das Gerippe der ſogenannten Knochenfiſche. Er wolle daher jetzt ſich bloſs auf die Beſchreibung des Gerippes von Knochenfiſchen einſchränken. Aber anſtatt ſich damit zu begnügen, gewiſſe allgemeine Geſichtspunkte anzugeben, aus welchen man die Bildung des Skelets in den verſchiedenen Ordnungen und Gattungen der Fiſche zu betrachten habe, wähle er lieber aus der Ordnung der Kehl- und Bruſtfloſſer eine merkwürdige Art, um ſeinen Betrachtungen und ihrer wörtlichen Darſtellung mehr Beſtimmtheit zu geben. Alſo wird unter den Kehlfloſſern der Himmelſchauer, *Uranoſcopus (uran. rat.)* und unter den Bruſtfloſſern *Scorpaena (Sc. horrible)* gewählt. S. 59. folgen einzelne oſteologiſche Bemerkungen; S. 62. berührt er die Knochen der Bauchfloſſer, aber gleich darauf, S. 63. heiſst es: *Craignons cependant de fatiguer l'attention de ceux qui cultivent l'hiſtoire naturelle; et pourſuivons notre route vers le but auquel nous tendons depuis ſi long tems, et que maintenant nous ſommes près d'atteindre.* Hierauf folgen bis zu Ende einzelne fremde phyſiologiſche Bemerkungen über das Athmen und die Lebenskraft der Fiſche in verſchiedenen Graden von Hitze und Kälte. Den Beſchluſs macht ein pathetiſcher Abſchied von den Freunden der Naturgeſchichte nebſt Klagen über ſeine einſame hülfloſe Lage, worein ihn der Tod ſeiner Gattin verſetzt habe. So beginnt und ſchlieſst der Vf. dieſen letzten Theil ſeines Werks mit den überall deutlich ausgedrückten Empfindungen eines zärtlichen und mitleidigen Ehemanns, und alle ſeine Schritte bezeichnet er mit den ausgeſuchteſten Beweiſen eines galanten Franzoſen, Profeſſors, Collegen und Geſellſchafters; denn faſt bey jedem Tritte neigt und bückt er ſich höflich, oft ehrerbietig gegen alle, die ihm auf den Wege aufſtoſsen und begegnen.

Nach dieſer allgemeinen Anzeige des Inhalts kehrt Rec. auf den wichtigſten Theil dieſer Einleitung, die Beſchreibung des Knochengerüſtes, zurück. Er findet den Geſichtspunkt, aus welchem *Lac.* die Nothwendigkeit einer genauen oſteologiſchen Kenntniſs der Fiſche anſah, ganz dem hohen Standorte angemeſſen, aus welchem der Vf. den Plan zu der Naturgeſchichte der Fiſche entwarf, mehr um ſie als Aufklärung und Beleg der allgemeinen Phyſik, Kosmologie, Geologie und Mineralogie, auch ſehr oft zur Beſtätigung allgemeiner moraliſchen Anſichten und Wahrheiten zu benutzen, als um daraus die allgemeine thieriſche Organiſation in ihren mannigfaltigen Formen, Anlagen, Theilen, deren Verhältniſſen gegen andere und unter ſich, ſammt den damit verbundenen Kräften und Wirkungen kennen zu lernen und zu erläutern. Wenn alſo der Zoolog bey Thieren, deren körperliche Geſtalt, auch ſogar im äuſsern Umriſſe, ſo ganz durch das groſsentheils verborgene Knochengerüſte beſtimmt wird, die Kenntniſs dieſer feſten innern Theile als eines der erſten Bedürfniſſe und für eine ganz unerläſsliche Bedingung zur richtigen Kenntniſs derjenigen Theile anſieht, von welchen die Kennzeichen der Ordnungen, Gattungen und Arten hergenommen werden müſſen: ſo betrachtet *Lac.* dieſelben Kenntniſſe als ein nöthiges Hülfsmittel zur Erkennung der foſſilen Fiſche, und dieſe als uralte ſprechende Denkmäler und Zeittafeln von den gewaltſamen Veränderungen des Erdballs. Zu beiderley Anſichten aber müſſen die oſteologiſchen Kenntniſſe allgemein und genau ſeyn. Dieſs findet nun aber bey einer auf wenige Arten aus ein paar Ordnungen eingeſchränkten Erklärung, und noch dazu ohne alle Erläuterung durch Zeichnungen, nicht ſtatt, wäre auch die gegebne Erklärung ſelbſt von der Art, daſs ſie derjenige, welcher ſich viel mit der Oſteologie der Fiſche beſchäftiget, ſelbſt ganze Skelete und einzelne Knochen gezeichnet und beſchrieben, und alſo bey der beſtimmten Angabe irgend eines weſentlichen Theils ſogleich das Bild des Ganzen in der Einbildungskraft deutlich vor ſich ſtehen ſieht, ohne Mühe erkennen und verſtehn könnte. Daſs dieſs aber hier der Fall nicht ſey, daſs der Vf. ſich mit allgemeinen Bezeichnungen der Formen und Umriſſe begnügt, alſo faſt alle beſtimmte Kunſtausdrücke von einzelnen Theilen ſorgfältig vermeidet, und mithin ſelbſt den kundigſten Leſer in die ängſtliche Nothwendigkeit zu rathen verſetzt, ohne daſs er ſich ein deutliches Bild vom Ganzen daraus zuſammenſetzen kann; dieſs will Rec. noch zu beweiſen ſuchen. Die Beſchreibung des Skelets vom *Uranoſcopus* würde verſtändlich ſeyn, wenn der Vf. erſt geſagt hätte, weſſen Terminologie er annehme; denn es iſt dem Kenner bekannt, daſs *Vicq d'Azyr* und neuerlich *Cuvier*, als Anatomen, eine ganz andre Nomenklatur für die einzelnen Theile des Knochengerüſtes gebraucht und zum Theil feſtgeſetzt haben, als *Gouan*. Aber auch das hätte angezeigt werden müſſen, wo eine ausführliche Beſchreibung und deutliche Zeichnung des Skelets von *Uran.* vorhanden ſey, welche der Leſer vergleichen könne, um der Demonſtration des Vfs. folgen zu können. Beides iſt nicht geſchehn, und Rec. erinnert ſich auch nicht, eine Zeichnung von dem Skelet dieſes Fiſches irgendwo gefunden zu haben. Hier wird geſagt, daſs der 3te bis 11te Wirbelknochen doppelte Ribben auf jeder Seite, über den Queerfortſätzen angefügt, der 12te bis 16te aber nur eine einfache kurze Ribbe habe. Dieſe Beſchaffenheit kennt Rec. an keinem einzigen Fiſche, hat ſie auch nirgends ſonſt angemerkt gefunden, auſser daſs *Cuvier* in der dritten Vorleſung S. 263. ſagt, daſs einige Fiſche doppelte Ribben haben, das heiſse, zwey Ribben giengen auf jeder Seite von demſelben Wirbel aus. Dieſs giebt Rec. zu! Von dem Gerippe irgend einer Art von *Scorpaena* kennt Rec. auch keine Beſchreibung oder Zeichnung, welche man vergleichen könnte. Nun S. 59. die wichtige Entdeckung, welche der Vf. im dritten Jahre der franzöſiſchen Zeitrechnung gemacht und in ſeinen Vorleſungen vorgetragen haben will. Sie betrifft eine ganz eigne Art von Vergliederung, welche *Lac.* Kettenvergliederung nennt, weil

Digitized by Google

ſie

sie durch zwey knöcherne Ringe geschieht. Den Knochen, woran sie sich findet, habe man schon längst gekannt, aber nicht gewusst, was man daraus machen solle. Er habe ausgefunden, dass diese Knochen weiter nichts als die grossen Stützknochen (*ailerons*), die ersten Stacheln oder knochenartigen Strahlen der Afterflosse in einigen Brustflossern, namentlich in einigen Bandfischen (welche *L.* in *chetodons*, *acanthinions* und *acanthures* theilt) zu tragen und unterstützen. Das untere grosse und rundliche Ende des Knochens hat eigentlich die Kettenvergliederung. Jeder von den beiden knöchernen Ringen hält einen von den zwey ersten knöchernen Strahlen der Afterflosse, deren Basis ebenfalls durchlöchert ist, und einen Ring bildet, der durch den einen Ring des grossen runden Knochens geht. Den Gebrauch des langen Fortsatzes am andern Ende des Knochens giebt der Vf. nicht an, sondern bricht plötzlich ab: *Cependant, que nous reste-t-il à dire au sujet du squelette des poissons?* Um unsre Leser nicht aufzuhalten, sagt Rec. ihnen ganz kurz, dass es der Knochen sey, welchen der gelehrte *G. Fischer* in Maynz so vollständig als möglich sammt der literärischen Geschichte desselben beschrieben hat in *Reils* Archiv für die Physiologie 4. B. 1. Th. S. 89. f. Die Entdeckung kann doch wohl *Lac.* nicht etwa dem Hn. *F.* streitig machen wollen; — sonst würde Rec. fragen, wie er mit Recht sich eine Bemerkung zueignen könne, die er nur zur Hälfte kannte. Denn er sagt ja nirgends, welcher Knochen aus dem Fischskelette es sey, und mit welchen er sich verbinde. Aber Hr. *F.* hat gezeigt, dass die obern und untern Fortsätze der Wirbelbeine an einigen Bandfischen, namentlich beym *Chaetodon arthriticus* (wobey *Bloch* in seinem trefflichen *Systema Ichthyologiae* S. 235. die Bemerkung beygebracht hat), sich mit einem Knollen endigen, woran die Ringe sich mit den *ossibus interspinosis* vergliedern, welche die Stacheln der Rücken- und Afterflosse tragen. Die *ossa interspinosa* mag *Lac.* wohl nicht einmal den Namen nach kennen, sonst würde und müsste er sie in der Beschreibung des Skelets erwähnt haben; denn sie finden sich fast bey allen Gattungen von Fischen, welche eine Rücken- und Afterflosse haben. Doch eben bemerkt Rec. in *Cuviers* zweyter Vorlesung S. 156. der deutschen Uebers. eine Stelle, wo der treffliche Zootom eines Ringgelenks kurz erwähnt, durch welches die ersten Stacheln der Afterflossen einiger Bandfische befestiget seyen. Gegen diese Notiz gehalten ist freylich *Lac.* Beschreibung ausführlicher; aber ob deswegen *Lac.* sich die Entdeckung des ganzen Mechanismus zuzuschreiben berechtigt sey, mögen andre entscheiden, die dem Vf. näher sind.

Nun muss Rec. noch die einzelnen osteologischen Bemerkungen des Vfs. nachholen. S. 61. heisst es, der untere Rand der Augenhöhle sey bey einigen Fischen nicht aus einem Stücke mit dem obern gemacht, sondern aus mehrern mit einander vergliederten oder durch Ligamente schwebend verbundenen Knöchelchen zusammengesetzt. Rec. kennt viele Fische, denen selbst dieser untere schwebende Rand fehlt, aber gar keinen, der eine ganze knöcherne oder geschlossene Augenhöhle hätte, selbst nicht die Rochen und Haifische. Was *Lac.* über die Verbindung des Hinterkopfs mit der Wirbelsäule sagt, ist fast wörtlich aus *Cuviers* zootomischen Vorlesungen genommen (Th. 1. S. 282. deutsch. Uebers.), so wie das folgende über die Verbindung der Wirbelbeine mit einander und über ihre Gestalt aus einer andern Stelle desselben Werks, welches *Lac.* selbst zu Anfange dieser einzelnen Bemerkungen in einer Anmerkung anführt, freylich ohne zu sagen, was er daraus entlehnt habe, aber doch, wie es scheint, um sich einen Rückenhalt im Nothfall zu sichern. Eben daher sind die Bemerkungen über die Dornfortsätze, das letzte Schwanzwirbelbein und die knöchernen Stützen der Bauchflossen genommen. Von der Bauchhöhle heisst es S. 62.: *La cavité abdominale est communément terminée par l'apophyse inférieure de la première vertèbre de la queue. Cette apophyse est souvent remarquable par ses formes, presque toujours très grande et quelque fois terminée par un aiguillon qui paroit en dehors.* Wie viel bestimmter lautet die Stelle in *Cuviers* dritter Vorlesung S. 261., welche wir deutsch hersetzen: *Die Bauchhöhle ist nach hinten durch den untern Fortsatz des ersten Schwanzwirbels begränzt, welcher oft eine sehr beträchtliche Größe und beynahe immer eine regelmäßige Gestalt hat. So ist derselbe zum Beyspiel in den Schollen groß, rund nach vorn und endiget sich nach unten mit einem starken Dorn.* Nun versteht Rec. erst, was *Lac.* sagen wollte; aber er muss auch dem Urheber dieser Bemerkung geradezu widersprechen! Es ist nicht der untere Fortsatz des ersten Schwanzwirbels, welcher verlängert die Bauchhöhle begränzt, sondern ein ganz eigner fichelförmiger Knochen, welcher sich oberwärts mit dem erwähnten Fortsatze verbindet, und den alle platte Knochenfische, das heisst die Schollen, Bandfische (*Chaetodontes*) und Spiegelfische (*Zeus*) mit einander gemein haben. In diesen drey Gattungen hat sie Rec. vor sich, und schon der treffliche *Vicq d'Azyr* hat in seinen anatomischen Bemerkungen über die Fische (S. 57.) dieselbe Bemerkung gemacht und den Knochen in seiner natürlichen Lage am Skelet der Scholle abgebildet.

Das folgende enthält eine kurze, abgebrochene Notiz von den Versuchen, welche der Präsident des medicinischen Collegii zu Turin, *Buniva*, mit Fischen gemacht hat. Er setzte die Schleye (*Cyp. tinca*) in Wasser, welches er eine halbe Stunde lang hatte kochen und hernach ohne Berührung der äussern Luft hatte abkühlen lassen, und fand, dass sie sich darin eben sowohl als im frischen Wasser des Postlusses befand. Eine zweyte Bemerkung desselben steht S. 65., dass die Infusionsthierchen den Fischen zur Nahrung dienen. Daraus will *Lac.* erklären, wie Fische in einem Wasser leben können, welches man oft erneuert, ohne ihnen eigentliche Nahrung zu geben. Eine dritte Bemerkung ist, dass verschiedene salzige Substanzen mit dem Wasser vereiniget, worin Fische sich aufhalten, ihre lebhaften Farben verändern und zerstören. Eine vierte, dass Schwefel in

Was-

Wasser, welches 48 mal so viel wiegt, und mit tödtlichen Gasarten geschwängert ist, gethan, diese Gasarten neutralisire und das Leben der darein gesetzten Fische erhalte. Die fünfte und letzte, dass eine plötzliche Erkältung des Wassers durch künstliche Mittel den darin befindlichen Fischen tödtlich sey; wie bald und welchen Fischen, wird nicht angemerkt.

Hiermit ist nun das Werk geendiget, von dessen Ausführung durch die Hand und Geschicklichkeit eines Kenners, die Wissenschaft wegen der so beträchtlichen handschriftlichen Beyträge von *Commerson* und andern eben so gelehrten Naturforschern, und wegen des Gebrauchs einer so ansehnlichen Sammlung, als die im Nationalmuseum zu Paris, allerdings sich grosse Vortheile und Erweiterungen ihrer Gränzen versprechen konnte. Was der Vf. geleistet hat, liegt zu Tage, und Rec. hat dessen Verdienste darzulegen sich bemüht. Wie er aber die zu seiner Disposition stehenden Hülfsmittel gebraucht habe, davon kann ein Fremder durchaus nicht urtheilen; nur aus einzelnen vom Vf. in den Anmerkungen hingeworfenen Datis hat Rec. Muthmassungen zu machen sich erdreistet, welche künftig Gelehrte, die sich in Paris aufhalten, und die grosse Naturaliensammlung studiren können, berichtigen werden. Im Ganzen getraut sich Rec., zu versichern, dass er den ganzen wesentlichen Inhalt der *fünf* Theile in einen einzigen mässigen Band von demselben Drucke, womit die *Tableaux des genres*, aber nur sehr weitläufig, gedruckt sind, zusammendrängen wolle; aber dies wagte er nicht zu behaupten, dass dieser Auszug dann lauter sichere Wahrnehmungen, wahre Data und unumstösliche Beweise enthalten würde. Denn diese zu unterscheiden und zu sichten, wird ein eigenthümliches Studium, verbunden mit dem Gebrauche derselben Hülfsmittel, erfordert. Diese Sünde wird nicht leicht ein Uebersetzer auf sein Gewissen zu laden, Lust haben. Unsere Buchhändler wissen einen kürzern Weg einzuschlagen, ihren Nutzen mit dem Vortheile der Wissenschaften zu vereinigen, indem sie den ausländischen Vf. erst einige Monate vorher durch eine Ankündigung praeconisiren und Wunder thun lassen, hernach aber zum Heiligen machen, dem sein Uebersetzer wie dem heiligen Paulus, ein Antonius und andere als Dollmetscher und Sinnbild zur Seite steht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Wien*, b. Binz: *Verzeichniss der vornehmsten, seltensten und beliebtesten Fruchtbäume, welche ehemals in den Baumgärten der Pater Kartheuser zu Paris gezogen wurden.* — Nebst einer Beschreibung der Bäume, ihrer Früchte und der gewöhnlichen Zeit ihrer Reifung. *Verbesserte* Auflage. 1802. 84 S. 8. — Nach der Vorrede des Uebersetzers ist dieser räsonnirende, doch magere Katalog vorzüglich den Gärtnern in Wien zugedacht, von denen er sagt: dass sie keine Obstsorten verständen, und z. B. *Rousselet* und viele andere nur *Salzburger Birnen*, die runde, lange u. s. w. benennten; von Pflaumen, ausser *Mirabellen* und *Renekloden* (sic), keine kennten, und die vornehmsten Sorten eine *Grieche* (Krieche), *Pfluder* (schlechte Pflaume) oder *Sperling* (soll heissen *Spilling*) benennten. Damit sie nun einige Kenntniss der Obstsorten erlangen, auch die Namen der Sorten einigermassen aussprechen lernen, oder verstehen, was für eine Sorte man mit diesem oder jenem Wort meyne, so ist jedesmal das franz. Wort, so wie es soll ausgesprochen werden, mit deutschen Buchstaben dazu gesetzt, und sodann auch das Wort oder der Name selbst ins Deutsche übersetzt. Indessen kann aber der Katalog auch manchen andern Gärtnern und Gartenfreunden dienlich seyn. Nur ist zu bedauern, dass das Büchlein in die Hände eines erbärmlichen Uebersetzers gekommen ist. Nicht nur schon durch die österreichischen Provincialismen und Worte macht er es andern Ländern oft unverständlich und unangenehm, sondern auch durch seine öftere kauderwelsche Uebersetzung. Wer kann z. B. den Sinn fassen, wenn es S. 47. bey der *Bergamotte Crasanne* heisst: „*und rührt die Abtheilung* (Unterschied) *nur von einer Veränderung, die sich in der nämlichen Gattung geäussert hat.*" Und wie drollicht sind meist die Uebersetzungen der französ. Sorten-Namen, z. B. *Chèvreuse hative, das Frühreh; Belle Garde, die schöne Wächterinn; Cardinal Fürstenberg, die Cardinalin Fürstenb.; Betterave, die Kahnrübe; Pavie de Newingthon, die Durantze von N.; Brugnon violet, die veigelfarbe nackete Pfirsche; Teinte douce, die tindgefärbte; Bellissime, die Uelerschöne* — Die *Calvillen* nennt und übersetzt er *Schlotterüpfel*; *Pomme d'api, Eppichäpfel*; *Reinette franche, die Freyrenette.* — Alle Pflaumen nennt er *Zwesken*, die weisse *Perdrigon, den weissen Rebhahn.* — Bisweilen zeigt er auch seine pomologischen Kenntnisse. Bey der Pflaume *Reineclaude*, von der es heisst, sie löse sich nicht vom Stein, macht er die Anmerkung: „*Wenn die Königin Claudie auf einen Zwesckenstamm gepfropft wird, so geht sie auch vom Kerne ab.*" — Aus dem Französ. *Postophe d'été* macht er den Sommerborsdörfer, und sagt in der Anmerkung: *es werde* wohl derjenige Apfel seyn, der in Oesterreich der *Marschausger* genannt wird. (So heisst in Böhmen unser *Winterborsdörfer.*) — Wenn er sagen will: der Baum ist fruchtbar, so sagt er: *der Baum packt wohl auf.*

Die Beschreibungen selbst fangen von den *Pfirsichen* an, deren 40 Sorten angeführt, und theils seicht, theils gar nicht beschrieben werden. Darauf wird des *Mandelbaums* erwähnt, wobey der Uebersetzer sagt (eine Probe seiner Schreibart): „die Botaniften vermögen eben so wenig, als die Gärtner, die „Blühe dieser zerschiednen Bäume anders als an der Farbe „oder Grösse zu unterscheiden." Von der *Pfirschmandel* sagt er: „diese Art entstehet wahrscheinlicher Weise alsdann, wann „ein Mandelbaum von einem benachbarten Pfirschenbaume „den Geist und Saft!! in sich zieht." — Ihnen folgen die *Marillen* (Aprikosen) 10 Sorten, aber ohne alle Beschreibung. Nach den Aprikosen setzt er die *Zwesken* (Pflaumen), weil die Blüthe des Marillenbaums vollkommen auf die Zwesken-Blüthe passe, und im Geschmack von der Marille so wenig sehr pünktlich (merklich) unterschieden ist, wie eine Gattung Zwesken von der andern. Der Sorten sind 39. Darauf folgt ein sehr mageres Verzeichniss von 14 *Kirschensorten*; dann eins von 100 *Birnsorten*, welches das beste ist. Der *Apfelsorten* sind 39., bey deren Schluss es blos heisst: „Man hat „noch viele andere Gattungen Aepfel, die aber nicht so gut „und nur in gewissen Ländern!! beliebt sind, wo man sie „kocht oder Most daraus macht. — Nach den Aepfeln kommen noch vor: 5 Azerolen, 2 Mispeln, 2 Berberitzen, 15 Weinstöcke, 3 Feigen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. Februar 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Joh. Friedrich Reichardt's vertraute Briefe*, aus Paris geschrieben in den Jahren 1802. und 1803. *Erster* Theil. 1804. 492 S. *Zweyter* Th. 422 S.

Schwerlich wird es eine Klasse von Lesern geben, die nicht in diesen Briefen, wenn sie auch gerade nicht alles interessirt, doch einen Theil ihres Inhalts angenehm unterhaltend und belehrend finden sollten; und gewiss wird jeder den Vf. ersuchen, den *dritten* Theil, den er mit Bescheidenheit nur bedingungsweise verspricht, nicht zurück zu behalten.

Freunden der *Tonkunst* werden die vielen Nachrichten über den jetzigen Zustand der Musik in Paris, und die Beurtheilung der Tonkünstler, von einem solchen Kenner und Meister willkommen seyn. Die Musik der grosen Oper hat sehr verloren. Die Sänger und Sängerinnen sind grosentheils unerträglich. Bey den Ballets hört man eine rhapsodische, oft ganz unsinnig zusammengesetzte Musik, die der Balletmeister selbst aus einzelnen Sätzen, aus Quartetten, Symphonieen, Sonaten, zusammenstoppelt. Neben den schönsten Haydn'schen Stücken, die dort selten in der ihnen zukommenden Bewegung gespielt werden, hört man die platteften abgedroschensten Sachen. Im *Theatre Faydeau* hörte der Vf. zu zwey Stücken, Ariedan, und *une Folie* schöne Musik von *Mehul;* im ersten nur waren grose und herrliche Sachen durch Ueberladung und das Bestreben, harmonisch gelehrt zu scheinen, entstellt. Der Gesang war hier vortrefflich. Im *Theatre Louvois* meisterhaftes Spiel des Violinisten *Rhode.* Im Concert *de la rue Clery* unübertrefflich schöne Ausführung Haydn'scher Symphonieen.

Freunde des *Theaters* finden hier eine Menge Nachrichten über den jetzigen Zustand der Schauspielkunst in Paris; worüber doch der Vf. noch ein eignes Werk zu liefern gedenkt. Die grose Oper *Semiramis* war prächtig für das Auge; das Gedicht von Desriaux aber nur Voltaire's Tragödie verhunzt. Der vornehme Theil des Publicums kam erst zu den Balletten. Die *Prétendues*, ein artiges feines Stück, die Musik von *le Moine*, befriedigte die Erwartung nicht. Bey dem Reichthum an vortrefflichen Künstlern hat doch das grose pantomimische Ballet sehr verloren. „Die ehemalige hohe Grazie ist nicht mehr da; die Würde und Vollendung im Ensemble fehlt. *Vestris* und alle neben ihm springen und recken und strecken sich nach allen Seiten; aber das thut es ihm nicht. Das Pariser Ballet ist nicht mehr die einzige grose unnennbare Kunstdarstellung, wovon man keinem Menschen durch Worte nur irgend einen Begriff geben konnte. Es ist dasselbe, was man auch in andern Hauptstädten auf grosen Theatern sieht, nur besser, reicher, gröser. Es ist eine lustige tanzende Welt, in der alles auf einzelne, angenehme, reizende, üppige Tableaus berechnet ist." Auch die Decorationen sind nicht mehr so gut wie sonst. „Sie haben herrliche Gardinen, effectvolle Hintergründe; aber die Vorder- und Mittelgründe sind oft blos zum Bedürfniss der Späse und Sprünge, und zum Jagen und Laufen der Tänzer, das kein Ende nimmt, eingerichtet; ganz gegen allen wahren und grosen Theatereffect." — „Mlle Maillard ist im Sinne des jetzigen Opernpublicums, eine grose Schauspielerinn, und kein Schrey, kein Krampf, bleibt bey ihr unbeklatscht und unbejubelt. Je ärger sie schreyt und die Luft durchsticht, je wüthender wird ihr Bravo zugerufen und geklatscht, und mit Händen und Füsen geklopft. Dies mus also auch diejenigen, welche neben ihr schicklicher und ruhiger singen, verderben. Denn die körperliche Stärke und Fülle geben jener kolossalen Sängerinn eine Kraft und Dauer, durch deren heldenmäsigen Gebrauch sie eher alles neben sich und vor sich erschöpft, als sich selbst."

In der *italiänischen Opera buffa* ist die Truppe sehr mittelmäsig, auch wird sie wenig besucht.

Im *Theatre français* sah Hr. *R. l'Intrigue epistolaire*, ein Stück von Dugazon, der selbst darin vier Rollen durch Verkleidungen spielte, einen *faux-brave*, einen unwissenden Seneschall, einen italiänischen Sprachmeister, und einen närrischen Tanzmeister. Ein andermal ward Molière's *Misantrope*, aber sehr schwach, gespielt. Auch der *Cocu imaginaire*, unter dem Namen *Sganarelle* umgearbeitet. Racine's *Mithridat* ward hier recht gut gespielt.

Das *Theatre Faydeau* ist, nach Hn. *R.* Urtheil, jetzt in seiner Art das vollkommenste, wird am meisten besucht, und ist das einzige, was in den letzten zehn Jahren gewonnen hat. Es werden viele artige Operetten gegeben, in denen Gesang und Spiel gleich gut ausgeführt wird.

Im *Theatre Louvois* sah Hr. *R.* unter andern *la petite ville*, von Piccard, ein allerliebstes Stück, das die Eigenheiten der Kleinstädter nach dem Leben schildert. Alles reist sich um ein Paar Fremde, die der Zufall in die kleine Stadt führt; jeder will sie in seinem Hause ganz besitzen, und zuletzt finden sie nicht einmal Raum in einer Herberge. Piccard spielte selbst recht gut; Clozel machte die Rolle eines kleinstädtischen

schen *bel Esprit* vortrefflich; eben so Mesdames Legé und Mollière die kleinstädtischen Frauen. Piccards Stücke sind meistens voll Witz und Verstand; dennoch wurde er bey einem Stücke von schlechtem Ton, *La St. Jean ou les Maisons*, das er aufs Theater brachte, so ausgepfiffen und ausgetrommelt, dass es nicht wieder gegeben werden durfte.

Auf dem kleinen *Theatre de la rue du bal* sah der Vf. *la pension des jeunes Demoiselles*, worin sechzehn zum Theil sehr hübsche Mädchen, gross und klein, ganz anständig spielten. In Chören sangen sie alle sechzehn unisono, nur keine ganz rein.

Im *Theatre des jeunes Artistes: le Chat botté.* In diesem Stücke war ein ganz kleines Kind recht artig als Kater maskirt. Mit dem Harlekin gingen artige Verwandlungen vor.

Im *Theatre de Vaudeville* sah der Vf. ein neues Stück, *Chapelain ou la ligne des auteurs contre Boileau*, das viel witzige Züge, aber auch viel Langweiliges hatte.

Im *Theatre Montansier* im Palais Royal sah Hr. *R.* den Schauspieler Brunet, der sich durch die gröste Naivetät und das lebhafteste Spiel ohne das mindeste Manierirte, ohne alle Uebertreibung so auszeichnete, dass der Vf. sagt, ihm sey es in der Masse noch gar nicht vorgekommen. Auf eben diesem Theater sah er auch in einem recht drolligen Stücke: *Jocrisse changeant de condition*, denselben Schauspieler einen gutmüthigen, aber höchst unanstelligen Landbedienten mit unbeschreiblicher Naivetät und Grazie spielen. In einem andern: *Vadé ou les amours de la Halle*, setzte es ihn in angenehmes Erstaunen, dass ganze extemporisirte Scenen, wovon kein Wort im Buche stand, mit grosser Lebhaftigkeit und Sicherheit und mit unzähligen witzigen Einfällen gemeinschaftlich gespielt wurden. Hr. *R.* nimmt sich hiebey des eigentlichen Possenspiels und des Harlekins (wie ehedem unser *Möser*) an, und wünscht, dass jede grosse Stadt ein besonderes Theater für diese Farcen hätte, wobey sich die andern Theater, deren Bestimmung und Studium es ist, das höhere Komische, das Edle und Tragische zu üben, viel reiner in ihrer Gattung erhalten würden.

In dem kleinen *Theatre des jeunes elèves de la rue Thionville* wurde *la laitière et le chasseur* sehr dürftig gegeben. „Ich hätte, sagt der Vf., dem Director den Rath geben mögen, sein Stück mit einem alt-englischen Spass neu aufzustutzen. Diess Milchmädchen ward auch, übersetzt, auf einem englischen Theater gegeben, und um es zu nationalisiren, musste der Jäger mit dem ihn überfallenden Bären auf gut englisch boxen. Da es aber gegen die Ehre der Nation angegangen, wenn der Bär ein besserer Boxer gewesen wäre als der Engländer, so wurde zum Jäger natürlich ein besserer Boxer genommen, als zum Bären. Wenn dieser nun nach einigen tüchtigen Püffen unterlag, so ward die Gelegenheit noch benutzt, der italiänischen Oper eins zu versetzen, und der Jäger sang so reitend eine lange Bravour-Arie. Ein junger Engländer, der auch ein tüchtiger Boxer war, hatte sich schon oft daran geärgert, dass der Bär sich auch gar zu schlecht vertheidigte, ging deshalb eines Tages kurz vorher, ehe das Stück angehen sollte, aufs Theater, fand den Statisten, der den Bären zu machen hatte, eben im Begriff, in die Bärenhaut zu kriechen, gab ihm einige Schillinge, damit er ihm für den Abend die Rolle überlassen möchte, kroch in die Bärenhaut, und erschien nun zu seiner Zeit dem Jäger gegenüber. Dieser geht mit seiner alten Sicherheit auf seinen Gegner los, erhält aber zu seinem grossen Erstaunen ungewohnte arge Püffe, die er in dem Masse nicht zu erwiedern vermag, und liegt so auch bald unter. Darauf setzt sich nun diesmal der Bär auf den Jäger, und singt zur grossen Belustigung des vollen Hauses die lange Bravour-Arie."

Uebrigens geht fast über allen Glauben die Ungezogenheit der Pariser Parterre, und die Störung auf allen Plätzen für einen aufmerksamen Zuschauer, wie sie Hr. *R.* hier mit wahren kräftigen Zügen schildert.

Ueber *Malerey* und *bildende Kunst* finden sich hier viele lesenswerthe Nachrichten und Bemerkungen; noch mehr aber *über den neuesten Zustand der Literatur*, über die Akademieen, öffentlichen Vorlesungen, und interessante Schriftsteller. Da Hr. *R.* eine grosse Menge persönlicher Bekanntschaften dieser Art gemacht hat, so war er im Stande, eine Menge neuer Notizen beyzubringen. Ausserdem ist dem Statistiker sowohl, als dem Leser, der blos zur Unterhaltung liesst, der Reichthum anziehender Beobachtungen über den ersten Consul und seine Gemahlin, über die beiden andern Consuls, über Moreau u. s. w. willkommen.

Endlich verbreitet der Vf. über das jetzige Privatleben in Paris, in der grossen und kleinen Welt, ein sehr angenehmes Licht. Aufwand in Kleidung, Wohnung und Möbeln hat sehr zugenommen. Ein Schneider, bey dem Hr. *R.* etwas bestellt hatte, wohnte im zweyten Stock, hatte vier grosse sehr regelmässige Zimmer neben einander. Zwey waren mit damastnen Bett- und Fenstervorhängen verziert, mit schönen Fauteuils, Mahagony-Schränken, Tischen und prächtigen Stutzuhren besetzt. Bey Gelegenheit des Umstandes, dass viele Häuser, die in der Schreckenszeit aus *Hotels* in *Maisons* sich umnennen mussten, nun wieder Hotels heissen, bringt der Vf. einen lustigen Vorfall bey. Ein Gelehrter ward auf der Strasse von der Wache nach seiner Sicherheitskarte und seiner Wohnung befragt, und erwiederte, dass er auf der *Rue Saint Denis* wohne. Der Schreckensmann erwiederte mit einem derben Fluche: *Il n'y a plus de Saint. — Eh bien!* sagte der andere demüthig, *rue Denis;* darauf jener mit einem noch derbern Fluche versetzte: *Il n'y a plus de De*, — und der Gelehrte ganz wehmüthig: *Eh bien donc rue Nis!*

Den gewaltigen Luxus im Essen, Trinken, und mancherley Luftbarkeiten, ersieht man hier aus mannigfaltigen Beschreibungen grosser und prächtiger Diners, Bälle und Assembleen. Grosse Banqueroute und grosse Armuth stechen dagegen sehr natürlich ab. Das Langweilige, was sonst Beschreibungen dieser Art haben, weiss der Vf. überall, und selbst, wo er

den

den Damenputz beschreibt, durch sein lebendiges Colorit, durch die Reflexionen seines guten Geschmacks und durch die eingemischten Anekdoten sehr glücklich zu vermeiden. Auch giebt es nicht selten frappante Contraste, wie der Ball eines Gesandten in Collision mit dem noch prächtigern eines Ochsenhändlers. Ein ganz vortreffliches Stück dieser Art ist die physiognomische und moralische Charakteristik von Bonaparte der von Friedrich dem Grosen gegenüber, die sehr zum Vortheil des letztern ausfällt.

Sonst herrscht durch die ganze Brief-Sammlung, selbst da, wo von den Maasregeln der Regierung, von Bonaparte's Lebensweise u. s. w. gesprochen wird, eine anständige Freymüthigkeit, die *sine ira et studio*, ohne Furcht und ohne Schmeicheley die Sachen darstellt, wie sie dem Vf. erschienen.

Der Stil ist, wie er sich für die Briefform schickt, frey und ungezwungen, doch immer anständig, dem Gegenstande angemessen, lebhaft und correct. Eine Kleinigkeit fiel uns unangenehm auf, dass der Vf. den französischen Stellen eine deutsche Uebersetzung im Texte zugiebt. Für seine Correspondentinn war sie gewiss nicht nöthig, und für den gröfsten Theil seiner Leser wohl eben so überflüssig. In einer gewiss bald nöthigen zweyten Auflage wäre sie entweder wegzulassen, oder, wenn das nicht seyn soll, der französische Text in Noten zu bringen. Was aber für eine zweyte Auflage noch viel ernstlicher zu wünschen wäre, ist ein correcterer Abdruck. Wir begreifen wohl, dass nicht jede Druckerey einen so gelehrten und zugleich so äufserst genauen Corrector erhalten kann, als Hr. Göschen in Leipzig an Hn. M. Schäfer gewonnen hat; aber doch sollte eine so ansehnliche Druckerey, wie die von Hn. Vieweg in Braunschweig, nicht Correctoren haben, denen die gemeinsten Kenntnisse oder fast der Menschenverstand abgeht. Wenigstens hat der Corrector dieses Buchs beides verleugnet, indem er eine so grofse Menge barbarischer und den Sinn verstellender Druckfehler hat stehen lassen, welche das lange Erratenverzeichniss noch nicht einmal vollständig aufzählet.

London, b. Strahan u. Longman: ***Letters addressed to a young man***, on his first entrance into life, and adapted to the peculiar circumstances of the present times, by Mrs. *West*. In *three* Volumes. 1801. *I.* Vol. LIV u. 339 S. *II.* 398 S. *III.* 395 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

Dieses wohlgemeynte Werk ist aus einem wirklichen Briefwechsel entstanden, welchen die schon durch mehrere Schriften bekannte Vfn. mit einem Sohne führte, der das väterliche Haus verlassen hatte, um sich dem Handel zu widmen. Sie glaubte zu bemerken, dass es unter allen, der Bildung der Jugend gewidmeten, Schriften keine gäbe, welche einem jungen Menschen aus dem Mittelstande zum Leitfaden durch das Labyrinth des Lebens dienen könnte, und diese Bemerkung veranlasste sie, ihre Briefe zu ordnen, und in einer veränderten Gestalt dem Publicum mitzutheilen. Die Beschaffenheit des herrschenden Zeitgeistes scheint die Vfn. noch besonders zur Ausführung dieses Plans gereizt zu haben. Sie bemerkte den mächtigen Hang zur Unabhängigkeit, welcher vorzüglich die Jugend ergriffen hat, das eitle Andrängen an die höhern Stände, die Verachtung der alten Rechtlichkeit, die Vernachläfsigung der Religion, das gierige Haschen nach verderblichen Grundsätzen. Allen diesen Uebeln wollte sie entgegenarbeiten; sie wollte das unverdorbene Herz des Jünglings, der so eben erst die Bühne des Lebens betritt, mit Grundsätzen ausrüsten, die ihn gegen den Einfluss der modischen Verführung sichern könnten. Sie wollte ihn nicht lehren, einen Weg zu machen, sondern den Weg, den ihm die Umstände und die Vorsehung vorgezeichnet haben, glücklich und ohne Anstofs zu durchlaufen. Dieser Absicht gemäfs, sucht sie ihren jungen Leser vor allen Dingen mit seiner Lage zufrieden zu stellen, und ihn in der Sphäre, für die er bestimmt ist, einheimisch zu machen. Sie predigt ihm daher ein bescheidenes Mistrauen in seine eignen Einsichten, Achtung gegen die öffentliche Meinung, Ehrfurcht gegen die alten Einrichtungen des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt. Aber nicht zufrieden diese Grundsätze aufzustellen und ihren Einfluss auf das Leben zu zeigen, glaubte die Vfn. ihren Zweck erst dann vollständig erreichen zu können, wenn sie durch ausführliche Widerlegung der Andersgesinnten, jede Gefahr einer Erschütterung ihrer Maximen, so viel an ihr läge, aus dem Wege räumte. Hiedurch ist ihr Werk mit fremdartigem Stoffe überladen und unnützer Weise aufgeschwellt worden. So unternimmt sie in dem *zweyten* Theile eine ausführliche Widerlegung der Socinianer und Deisten, rechtfertigt die Geschichte der mosaischen Bücher, und untersucht und vertheidigt die 39 Artikel der englischen Kirche. Ein grofser Theil des Werks ist gegen die Lehren dessen, was sie die *neue Schule* nennt, gerichtet, deren *hinterlistige Angriffe* auf die Religion und Moral sie in dem *dritten* Theile weit über die Gränzen ihres Gebietes hinausreifsen. Auf das Ansehn des untrüglichen *Barruel* behauptet sie (III. S. 158.) die Existenz einer noch gegenwärtig bestehenden Verschwörung gegen das Christenthum, gegen alle regelmäfsigen Regierungsformen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Dies zu erweisen, geht sie mehrere Schriften *Rousseau's* und neuerer Schriftsteller durch; bey welcher Gelegenheit auch die verkehrte Moral mehrerer deutschen Dramen (nicht mit Unrecht) gerügt wird. Die Vfn. besitzt ohne Zweifel einen gesunden und geraden Verstand, Achtung und Liebe für das Gute, und einen lebhaften Eifer für das, was man im gemeinen Leben unter Religion versteht; aber es fehlt ihr an dem hohen Sinn, der noch etwas Gröfseres und Vortrefflicheres kennt, als die Zufriedenheit, die aus einer ruhigen Unterwerfung entspringt, und die Religion, die aus einer stricten Beobachtung äufserer Gebräuche besteht. Daher scheint ihr jede Behauptung, welche aus einer höhern Ansicht der Dinge hervorgeht, schwindelnd, unge-

ungereimt und hinterliſtig. Sie kann es den Freunden des Friedens nicht verzeihen, daſs ſie in Alexander einen kühnen Räuber gefunden haben, und ſucht ſich durch eine ſchwerfällige Vertheidigung ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen um den verunglimpften Helden verdient zu machen. Auch der Sklavenhandel findet eine Vertheidigerinn an ihr, und ſie meynt, daſs die Cultivirung von Afrika vor der Aufhebung deſſelben hergehen müſſe. Dieſe Einſchränkung werden ſich die Kaufleute von Liverpool ohne Zweifel ſehr gern gefallen laſſen. Sie ſagt bey dieſer Gelegenheit im I. Th. S. 202.: „es ſey zu hoffen, daſs es Negerſklaven in den Kolonieen nicht ſchlechter hätten, als in ihrem Vaterlande; ſollten ſie es aber auch nicht ſo gut haben, ſo müſſe man bedenken, daſs der chriſtliche Tyrann eine ſchwere Verantwortung bey Gott auf ſich habe, wenn er ſeine Sklaven nicht in den Stand ſetze, die Stunde zu ſegnen, in der er ſie zu einem Herrn gebracht habe, der ſeine Verantwortlichkeit kenne.“ Mit Recht erklärt ſich die Vfn. gegen den verderblichen Heiſshunger nach literariſchen Neuigkeiten, und vorzüglich gegen die Lectüre empfindelnder Schriften. Zwar ſchlecht ausgeführt, meynt ſie (III. S. 137.), könnten ſie Beluſtigung verſchaffen; wie ſie denn keine geringe Beluſtigung dieſer Art aus *Werthers Leiden* geſchöpft habe. *I deteſted*, ſetzt ſie hinzu, *its immoral, I might ſay, its impious tendency; and the ſtory was too ill contrived to intereſt me. As for the ſentiments, they generally flowed in the true ſtyle of bathos; and I will leave you to judge you of the incidents, when I tell you that one of the letters conveys the important information, that Werter is gathering pears and Charlotta ſtanding under the tree picking them up.* u. ſ. w. In der That, wer über eines der geiſtreichſten Werke unſers Zeitalters, deſſen Verdienſt auch durch die ſchlechteſte Ueberſetzung nicht ganz verdunkelt werden kann, auf eine ſolche Weiſe und ohne Ahndung ſeiner eigenen Blindheit zu urtheilen wagt, kann fernerhin nicht mehr auf eine Stimme über Werke des Geiſtes Anſpruch machen. Nicht beſſer urtheilt ſie über die *neue Heloiſe*, in welcher ihr die geläuterte, himmliſche Liebe der verheiratheten und ſterbenden Julie als ein unverantwortliches Scandal erſcheint. Von Yorik's Briefen an Eliſa hofft ſie (III. S. 147.), daſs ſie untergeſchoben ſind: *for they appear very mean, conſidered as compoſitions; and with regard to their morality, they expreſs that moſt dangerous and criminal of all paſſions, a violent attathment to a married woman.* — Auffallend ſchien uns die aus den Schilderungen und Klagen der Vfn. hervorgehende Uebereinſtimmung der herrſchenden Denkungsart und Sitten in England und auf dem Continent, welche ſie ſelbſt, wie andere ihrer Partey, ohne Bedenken auf die Rechnung der geheimen Conſpiration ſetzen würde, die ihre Grundſätze durch das Organ der Encyklopädie, durch die Illuminaten und Jacobiner in alle zwey und dreyſsig Winde verbreiten lieſs.

Leipzig, b. Stage: *Karl, Lenore und Klare*, Chriſtinens und Philipps gute und glückliche Kinder. Eine Geſchichte für Familien überhaupt und für Waiſen insbeſondere, zu einer unterhaltenden u. nützlichen Lectüre, beſonders auch für Lehrjungen und jüngere reiſende Profeſſioniſten u. Handwerksgeſellen. *Erſtes* Bändchen. Ohne Jahrzahl. XVI. u. 274 S. *Zweytes* u. *letztes* Bdchen. 198 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Obgleich dieſe Schrift gewiſſermaſsen als Fortſetzung von einer im vorigen Jahre unter dem Titel: *Die gute Chriſtine die zweyte*, herausgekommenen anzuſehen iſt: ſo kann ſie doch auch für ſich beſtehen. Die Erzählungen der wichtigſten Veränderungen, die in der Familie vorfielen, aus welcher die Helden der Geſchichte ſind, benutzt der Vf., der ſich in der Vorrede *J. Gottfr. Eſſich*, Peſtilentiar in Augsburg, unterſchreibt, zur Mittheilung und Empfehlung bewährter Grundſätze eines klugen, ſittlichen und religiöſen Verhaltens. Hätte der Vf. eine ermüdende Weitſchweifigkeit, und Sprachfehler, wie Th. I. S. 65.: was würde es *mich* geholfen haben; S. 98. u. 107. wegen meinem Tode und ſeinem Fleiſse u. ſ. w., zu vermeiden geſucht: ſo würden wir dieſes Buch noch lieber mit dem Zeugniſſe begleiten, daſs es der Klaſſe von Leſern, für welche es beſtimmt iſt, eine belehrende Unterhaltung gewähren könne.

Altona, b. Bechtold: *Nützliches Allerley zur Unterhaltung und Belehrung.* Für gebildete Romanenleſer und Freunde einer angenehmen Lectüre. Herausgeg. von *Julius Biederwald*. 1801. 186 S. 8. (14 gr.)

Eine Wochenſchrift, deren ephemeres Leben ſich nicht länger als vom 1. Oct. bis zum 27. Dec. 1800. (wenigſtens iſt uns kein ſpäteres Blatt zu Geſicht gekommen) erſtreckt zu haben ſcheint! Den Titel *Allerley* verdient ſie in ſo fern, als man wirklich in ihr die allerbarockeſte Zuſammenſtellung antrifft. Bruchſtücke aus Bonapartens Jugendjahren und Kotzebuens Sibiriſcher Reiſe — Beſchreibung des Telegraphen zu Kuxhaven und der Sitten in Portugal — Lafontainens Hundsgrotte bey Puzzuolo und ein Fragment aus Jean Pauls Titan; alles das durchkreuzt ſich, wie die Ideen im Kopfe eines Fieberkranken. Daſs es ſämmtlich *Entlehnungen* — oder beſſer zu ſagen, *Entwendungen* — aus *ſchon gedruckten* Werken ſind, ergiebt ſich von ſelbſt. Sogar des ehrlichen Muſäus Kinderklapper hat etwas zollen müſſen. An Wahl, Zweck und Ordnung ſcheint Hr. *B.* auch nicht im Traume gedacht zu haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. Februar 1804

STATISTIK.

PARIS, b. Testu: *Almanac national de France.* An XII. de la République. (1803.) gr. 8. (7 Fr.)

Wie anschaulich in diesem officiellen Staats-Handbuche das innere Frankreich dargestellt werde, ist schon in der Recension der beiden Vorgänger (Allg. L. Z. 1802. N. 90. und 1803. N. 172.) dargethan. Der vorliegende Jahrgang zeichnet sich abermals durch wichtige Veränderungen im Personale und in der Organisation, wie auch durch manche Eigenthümlichkeiten, aus. Im Allgemeinen läfst sich bemerken, dass, so wie im vorgedruckten Kalender die Gregorianische Zeitrechnung an der Seite der republikanischen steht, auch der Inhalt allmählig immer mehrere Erinnerungen an den *Almanac Royal* darbietet und den Keim zu noch mehrern in sich fasst. Jedoch ist der Titel von *Citoyen* vom ersten Consul an bis zu dem untersten Beamten beybehalten, nur mit ausdrücklicher Einschränkung auf das männliche Geschlecht.

Das vorgedruckte Namenverzeichnifs von *Regenten* und *Staatsministern* giebt abermals den Thermometer des politischen Systems, so wie es bey der Abfassung des Handbuchs obwaltete. So ist S. 38. unter der Rubrik „*Grande Bretagne*" der König zwar als Kurfürst und der Prinz von Wallis als Kurprinz von Hannover, auch das brittische Ministerium, angeführt, dagegen aber S. 40. unter der Rubrik „*Hannovre*" nichts als ein Auslassungszeichen vorhanden. Ferner ist darin der, seitdem am 1sten Jänner abgegangene, Landammann der helvetischen Republik mit der Courtoisie „*Son Excellence*" aufgenommen, jedoch unter der veralteten Rubrik „*Suisse*". Sodann Tommasi als Grofsmeister von Malta, der Gonfalonière von Lucca mit dem Rath der Alten, das neue Gouvernement der Republik Wallis u. s. w. Nichts von Parma, noch vom Könige von Sardinien. Kein Special-Staats-Kalender enthält die in- und aufser-europäischen Ministerien, wie dieser; diesmal sind bey Schweden die obern Staatsbeamten ausführlich angegeben. Unter dem *Corps diplomatique* findet man aus Deutschland die Gesandten von sechs Kurfürsten, aufser Hessen-Darmstadt aber keinen von den bekanntlich noch in Paris accreditirten Abgeordneten.

Im *Beamten-Verzeichnisse* bemerkt Rec. bey Vergleichung mit den Vorgängern durchaus die häufige Anstellung von Ex-Adelichen; sodann, obgleich zum erstenmal kein Zuwachs der Departementer vorkömmt, mehrere Neuerungen in Form und Namen, beträchtliche Erweiterungen und sogar einige ganz neue Artikel. Unter erstern ist die *Banque de France* mit den hochtönenden Benennungen von 15 *Regenten*, 3 *Censoren*, dem *Comité central* der *Direction* und dem *Conseil d'Escompte* auffallend.

Bey den Erweiterungen zeichnet sich das Hausmilitär, so wie alles, was zum Glanz der Tuillerieen gehört, aus. Es füllt acht volle Seiten (S. 87 — 95), und stellt 8 Adjutanten des Consuls, 5 Pallastpräfecten, die Garden bis auf die Unterlieutenants, die Escadron Mamelucken, das Leibbataillon Matrosen und die Elitenlegion der Gensdarmerie auf. Bey der Landmacht sind S. 255. die so gemeinnützliche National-Gensdarmerie, S. 295. die National-Veteranen, und S. 373. zehn Generalcommandanten gegen England und aufserhalb Frankreich hinzugekommen. Auch der Abschnitt von der Seemacht und den Colonial-Behörden ist vollständiger, wie im Almanac des *eilften* Jahres; er zählt 6 Vice- und 17 Contre-Admirale. — In der *Organisation des Cultes* sind S. 231. u. 683. die protestantischen Behörden und bey dem Volksunterricht die *Lyceen* zu Paris S. 687. und sonst S. 565 — 571. beygefügt; letztere jedoch mit vielen Lücken. In wissenschaftlicher Beziehung empfiehlt Rec. die fünf Bibliotheken, welche S. 215. 684 u. 685. zerstreut sind, die verschiedenen *Conservatoires* S. 703 u. 725., die *Galerie des tableaux* S. 96., die *Imprimerie* S. 104., die drey *Musées* S. 698. u. f. w., insbesondere das *Musée Napoleon;* bey dem National-Institut S. 543. die deutschen Mitglieder und überhaupt den ganzen Abschnitt von der *Instruction publique* S. 684. u. f. w.; auch das *Bureau des Colleges Irlandois et Ecossois* und die Impfungs-Anstalten für Schutzblattern. Weniger interessant ist das S. 706 u. f. f. mit aufgenommene Personale der pariser *Bühnen*, und das *Trauer-Reglement* S. 769., obgleich letzteres in Deutschland nachgeahmt zu werden verdient.

Ganz *neu* ist S. 62 u. f. f. der Abschnitt von *Senatorerien*, uud S. 73. u. 74. der von der *Legion d'honneur*, beide mit einem politisch-statistischen Commentar versehen. Bey letzterer fehlt im *Grand Conseil* noch der, erst nach dem Kriege zu ernennende, *Législateur* und das projectirte Ehrenzeichen. Bey den 16 Cohorten sind noch keine Mitglieder angeführt. Sodann sind S. 59. die *Auditeurs* der Staatsminister und des Staatsraths (unter welchen sich ein Graf Arberg befindet) mit ihrem Geschäftskreise und die *travaux du Sympion* zum erstenmale eingeschaltet.

Wegen der frühen Abfassung des Handbuchs (im Julius und August) sind dagegen manche bereits jetzt

(im Dec. 1803.) eingetretene wichtige Aenderungen noch nicht nachgetragen. Dahin gehört der Abschnitt von der Landmacht, welche hier freylich nur bis auf die Obristen geht. Man vermisst darin die neue Einrichtung der Regimenter und das *italiänische* Grenadier-Eliten-Bataillon, welches an die *Gardes Suisses* erinnert; gleichergestalt sind die Notarienkammern und das seit dem 20. Dec. neu organisirte *Corps législatif* mit seinen *Quästoren* noch nicht eingetragen. Schliesslich ist noch zu bemerken, dass des Varrentrappschen *Genealogischen Handbuchs* 2ter Theil von 1803. schon nach diesem *Almanac* bearbeitet worden ist.

Prag, b. Haase u. Widtmann: *Schematismus für das Königreich Böhmen* auf das gemeine Jahr 1803. SS. 36. — 102. — 16. — 164. — 38. — 64. — u. 76. 8. (1 Guld. 36 Kr.)

Dieser Schematismus wird jetzt unter einem kaiserlichen Privativ-Privilegium von der böhmischen *Gesellschaft der Wissenschaften* jährlich im Januar herausgegeben. Die *sieben* Abtheilungen sind jedoch zweckwidrig in der Paginirung abgesondert, da sie durch Titel, Format und durch das General-Namenregister sonst sich mit einander verbinden. Die *erste* Abtheilung, unter dem Titel: *Hofstellen*, enthält die obern Behörden der ganzen österreichischen Monarchie zu Wien; die *zweyte* die des Königreichs Böhmen mit Ausschluss des Militärs, als welches im *dritten* Abschnitt vorkömmt. Im *vierten*, *Justiz* betitelt, findet man, ausser dem Justizfache, den Advocaten und den Notarien, auch die Wirthschaftsbeamten, die Besitzer der Dominien und die Vorsteher der Judengemeinde. Die Geistlichkeit in der *fünften* Abtheilung ist ziemlich zahlreich; sehr reichhaltig für die Literatur ist das Personale der *sechsten*, unter der Benennung: *Studien*. Man findet darin die *Carl-Ferdinandische Universität*, *die Universitätsbibliothek*, *die Sternwarte*, *das Naturalienkabinet*, *die Gymnasien*, *die Schulen-Oberdirection*, *die Normal- und Haupt- auch Stadtschulen*, *die Gesellschaft der Wissenschaften*, *die ökonomisch-patriotische Gesellschaft*, *die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde*, *die Bibliotheken*, *die Kunst-, Münz- und Naturalienssammlungen und Künstler*. Die mehrsten dieser Behörden sind in Prag, doch sind auch die im Lande mit aufgeführt. Die Universität zu Prag zählt 45 Professoren und 310 immatriculirte Mitglieder, mit Ausschluss der philosophischen Facultät, deren 13 Professoren und 25 Mitglieder abgesondert sind. An den zwölf Gymnasien stehen 72 Professoren. Die Gesellschaft der Wissenschaften, welche den Staatskalender herausgiebt, hat 4 Ehren-, 15 ordentliche, 4 aufserordentliche und 16 auswärtige Mitglieder, unter diesen *Gerhard* zu Berlin, *Werner* zu Freyberg, und *von Zach* zu Gotha. — Die *siebente* Abtheilung giebt alle Messen und Jahrmärkte an. Mit derselben ist die *achte* unter dem Namen: *Stadt-Anzeigen*, durch die Paginirung verbunden. Diese letztere liefert auch die Namen der Stadtchirurgen, Hebammen und bey der Hauptstadt Prag die Einkehr- und Gasthöfe und die Landkutscher. Unter die *neunte* Abtheilung hat man gemeinnützige Artikel, nemlich eine Zeichnung des Kochherds für die Rumfordsche Suppe und eine Prager *Privat*-Gesellschaft zur Unterstützung der Armen gebracht.

Lemgo, b. Meyer: *Fürstlich Lippisches Adress-Verzeichniss* auf das Jahr 1803. Nebst gemeinnützigen Nachrichten. 1803. 36 S. 4.

Unter den Lücken der deutschen Staatskalender-Literatur machte bis jetzt der Mangel des Lippe-*Detmold*schen einen desto widrigern Eindruck, da schon seit 1767. die naheverwandte Grafschaft *Schaumburg*-Lippe jährlich ihr neues Staatshandbuch unter dem berühmten Namen eines *Abbt* und *Faust* erhielt. Aus Mangel an Unterstützung wurde der Plan des jetzigen Königl. Preuss. Justizraths *Hoeck* zu einem reichsgräflichen Staats- und Adress-Kalender schon 1793. bey Seite gelegt; daher blieb auch das Personale des wichtigen Ländchens Lippe-Detmold im Dunkeln, bis der fürstliche Rath und Archivar *Christian Gottlieb Clostermeier* das vorliegende, in ächt-statistischem Geiste bearbeitete, Verzeichniss am 6. Dec. 1802. zum Druck beförderte. Rec. verschob dessen öffentliche Beurtheilung bis zu einer erneuerten Herausgabe, welche aber leider! wegen geringen Debits unterbleibt. — Dieser Staatskalender enthält alle, in der Grafschaft Lippe sowohl unmittelbar als mittelbar in öffentlichen Pflichten stehende, Personen; nur mit Ausschluss der gräflich *Schaumburg*-Lippischen erbherrlichen, bey dem Amte Blomberg und im Flecken Alverdissen, desgleichen derer in den lippischen und paderbornischen Samtämtern, Schwalenberg, Oldenburg und Stoppelberg angestellten, jetzt königl. preussischen *erbfürstlich paderbornischen* Beamten, und mit Weglassung derjenigen, deren namentliche Kenntnis kein Interesse für das Publicum haben kann. Bey mehreren Staatsdienern aufserhalb der fürstlichen Residenz Detmold sind der *Wohnort*, bey allen Collegien und Departements aber der Geschäftsbezirk, die innere Vertheilung, die Sitzungstage und jede bemerkenswerthe Eigenheit angezeigt. Unter der Rubrik der *Landständischen* Verfassung findet man die Deputirten und aufgeschwornen Adelichen, unter welchen die Familien *v. Donop*, *v. Friesenhausen*, *v. Wrede*, *v. Kerssenbruck*, *v. Wend*, *v. Exterde*, *v. Reden*, *v. Lossberg* und *v. Blomberg*. Alle Gemeinschaften, Collisionen und Streitigkeiten sind mit Zartheit und Unverfänglichkeit beygebracht. So z. B. heisst es bey der Samtstadt *Lipstadt*, dass nach dem Vertrage von 1445. die beiderseitigen landesherrlichen Rechte in Ansehung derselben völlig gleich seyn sollten, aber in der Folge der Jahre einige Ungleichheiten entstanden seyen, welche noch fortdauern. Ferner ist das durch den Deputations-Recess bekanntgewordene adeliche Jungfrauenstift zu *Cappel* S. 27. eingetragen. Den Schluss machen die dreyfachen *auswärtigen* Postbehörden. Es giebt nämlich *kaiserliche* Postämter zu Detmold und Lemgo, so wie auch königl. *preussische*; letztere ebenfalls zu Lipstadt und Salz-Uflen; ferner *kurhessische* zu Detmold,

zu Lemgo, zu Bösingfeld und zu Alverdissen. Sichtbarlich weht über dem Ganzen der Geist des *v. Schwarzkopf*schen Werks.

Bernburg, b. Bergemann: *Anhalt-Bernburgischer Hof- und Adreß-Kalender* auf das J. 1803. 205 S. 8.

Die erste Erneuerung des Erstlings von 1801. und als *zweyter* Jahrgang schon sehr vollendet. Die Vollständigkeit ergiebt sich schon aus einer Vergleichung der Seitenzahl mit dem statistischen Gehalt des Ländchens. Bey der Genealogie des Gesammthauses ist die Liste der Senioren von 1606. an bemerkenswerth. Das Personale ist bis in die feinsten Details, bis in alle mögliche Beziehungen auf den Staat und bis auf die subalternsten Stellen ausgemalt. Daher findet man bey dem Hofstaat die *Damenjungfern*, Lakayen und Laufmädchen; im Civil-Etat alle Aerzte, Prediger, Schullehrer, Chausséebedienten und Justitiarien, selbst auf den adelichen Gütern die Candidaten der Theologie, die Advocaten und Richter in den Dörfern, und alle Pächter, sogar der Mühlen und Fähren. Für das feinere Studium der Staatskunde ist die einheimische und auswärtige *Gesammthaus*-Dienerschaft, die Residentur in Wien und in Berlin (von *Mühl* und von *Fandel*) und das Namenverzeichniss der eilf Vasallen interessant. Die statistischen Erläuterungen lassen ebenfalls wenig zu wünschen übrig. Als Vf. wird der, aus andern Schriften bekannte, Hr. Hofmarschallamts-Assessor *Gottschalk* öffentlich genannt.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Sander: *Züge zu einem Gemälde von Moskwa, in Hinsicht auf Klima, Cultur, Sitten* Lebensart, Gebräuche, vorzüglich aber statistische, physische und medicinische Verhältnisse. Von *Engelbert Wichelhausen*, Doctor u. Professor der Arzneykunde, Russisch-Kaiserlichem Collegien-Assessor u. ehemaligem pensionirten Cabinetsarzte. 1803. XXII. u. 374 S. 8.

Hr. *W.* hielt sich vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren in Moskwa auf, und sammlete während seines Aufenthalts verschiedene Nachrichten über diese Stadt, die besonders in Materialien zu einer medicinisch-physischen Topographie derselben bestanden (S. XI. der Vorerinnerung). Diese Materialien legt er jetzt dem Publicum verarbeitet vor, und mischt ihnen, wahrscheinlich um seinem Buche ein grösseres Publicum zu verschaffen, Notizen über Cultur, Sitten, Lebensart und Gebräuche der Bewohner Moskwa's bey, die theils von ihm selbst herrühren, theils aber auch aus andern Schriftstellern genommen sind, die über Moskwa geschrieben haben. Denn wenn er in der Vorerinnerung S. XII. sagt: „Vorgänger, die ich hätte benutzen können, gab es nicht", so ist dies wohl nur von dem medicinischen Theile seiner Schrift zu verstehen, da er, was das Uebrige betrifft, *Heym*, *Richter* und andere, die über Moskwa geschrieben haben, oft ausschreibt, und sie auch hie und dà als seine Quellen nennt. Ueber den medicinischen Theil des Buchs wagt Rec. nicht zu urtheilen, da er in der Kunst Aesculaps ein Laye ist; allein an dem Uebrigen findet er manches zu tadeln. Erstlich scheint es unschicklich, dass Hr. *W.* vieles in sein Buch mit hineinzieht, was gar nicht hinein gehört, und wohl in ein Gemälde von Russland passen würde, in „Zügen zu einem Gemälde von Moskwa" aber ganz am unrechten Orte steht. Von dem Vielen, das unter diese Kategorie gehört, wollen wir nur den grössten Theil des zehnten und eilften Abschnitts nennen, in welchen von dem Unterschiede der Stände in Russland und von der körperlichen Bildung und den Geistes- und Gemüthsanlagen der Russen gehandelt wird, und wovon das Meiste eben so gut auch auf jede andere Stadt Russlands passt, als auf Moskwa. Doch dieses Zuviel könnte man dem Vf. gern verzeihen, wenn nur zweytens seine Nachrichten auch immer richtig wären, oder wenigstens von genauer Bekanntschaft mit den Gegenständen und von gehöriger Prüfung zeugten. Allein Hr. *W.* giebt die meisten seiner Nachrichten mit einer Leichtigkeit und Oberflächlichkeit, die man sonst nur an Franzosen gewohnt ist, und die immer eine ergiebige Quelle von Irrthümern sind. Einige der Irrthümer, welche Hr. *W.* begangen hat, wollen wir anführen. S. 3. sagt er: „Moskwa liegt sehr anmuthig und pitoresk auf mehrern kleinen Hügeln und Niederungen, welche Fortsetzungen der grossen Waldaischen Gebirgskette sind." Erstlich kann man sich kaum des Lächelns enthalten, wenn man die waldaischen Gebirge eine grosse Gebirgskette nennen hört. Was wären dann wohl der Ural, der Caucasus, die altaischen und andere sibirischen Gebirge? Nein, die waldaischen Berge sind gerade die kleinsten und unbedeutendsten unter Russlands Gebirgen. Ferner lässt es sich wohl schwer erweisen, dass die kleinen Hügel und Niederungen (auch diese?), auf welchen Moskwa liegt, Fortsetzungen der waldaischen Berge sind, die gegen vierhundert Werste von Moskwa entfernt liegen, und fast durch ununterbrochene Ebenen davon getrennt sind. Jeder, der den Weg von Moskwa nach Petersburg gemacht hat, wird dies zugeben. Rec. weiss übrigens wohl, was die Alten über den *mons alaunus* gefabelt haben; er weiss aber auch, dass die Alten sehr unwissend in der Geographie, und namentlich in der Geographie Russlands, waren. — S. 21. führt der Vf. den sinesischen Handel als eine vorzügliche Quelle des wachsenden Wohlstandes und der zunehmenden Bevölkerung Russlands an; allein der Handel mit China ist erstlich im Ganzen nicht von grosser Bedeutung, indem Thee, Kitaika (Nanquin) und einige Seidenwaaren die einzigen Handelsartikel von Belange sind, die Russland aus China zieht, und dann beschäftigt er in Moskwa nur wenige Hände. Kaum zwey oder drey Häuser nehmen an diesem Handel Theil, und die kleinen Krämer, welche mit Thee, Kitaika und Fausa handeln, wird Hr. *W.* doch nicht in Anschlag brin-

bringen wollen? — Das Zeughaus S. 27., von welchem Hr. *W.* nach *Heym* und *Richter* sagt, dass es in einer Feuersbrunst viel gelitten habe, ist schon seit einigen Jahren völlig wieder hergestellt. — Ob man zu der Zeit, als sich Hr. *W.* in Moskwa aufhielt, leibeigene Bedienten und Mägde auf dem Platze in Kitaigorod, den er mit dem ekelhaften Namen nennt, mit welchem ihn die moskowischen Deutschen zu benennen pflegen (im Russischen heisst er blos der Platz, Ploschtschad), zu Kauf bekommen konnte, wie er S. 31. versichert, bezweifelt Rec. sehr, denn er erinnert sich nie, während seines langjährigen Aufenthalts in Moskwa, von einem solchen Sklavenmarkte gehört zu haben. Gewiss aber ist es, dass dies *jetzt* nicht mehr der Fall ist. Unter Alexanders menschenfreundlicher Regierung können dergleichen Greuel nicht existiren. Nicht einmal in den Zeitungen, wie wohl *sonst* geschah, werden *jetzt* noch Menschen zum Verkauf ausgeboten. — S. 35. Die Oberapotheke, welche Hr. *W.* nach Belgorod setzt, ist schon seit mehrern Jahren nach der Kadrina, jenseits des Erdwalles, verlegt. — Die geheime Expedition, von welcher er auf derselben Seite spricht, existirt nicht mehr. Alexander hat die Hydra erlegt, wie ganz Europa weiss; das Gebäude derselben ist jetzt ein Invalidenhaus. — S. 36. glaubt der Vf., *Stritters* russische Geschichte sey noch nicht im Druck erschienen; allein sie ist wirklich gedruckt, und zwar auf Kosten der Regierung. — Wo möchte wohl der Pallast der asiatischen Gesandten liegen, den Hr. *W.* S. 38. unter den vorzüglichsten Gebäuden Semlänoigorods aufführt? Vielleicht gab es zu *Olearius* Zeiten einen solchen Pallast, jetzt aber weiss man in Moskwa nichts davon. Der letzte asiatische Gesandte, der im J. 1795. durch Moskwa ging, und einen Elephanten bey sich hatte, den sein Herr, ein bucharischer Fürst, der Kaiserinn zum Geschenke schickte, bewohnte das Apraxinsche Palais in Belgorod. — S. 40. Das ehemalige Senatsgebäude ist von dem Pallaste, den der Fürst Besborodko erbauete, und der jetzt der kaiserliche Pallast ist, gänzlich unterschieden. Er liegt hinter dem sogenannten alten Senate, neben dem ehemaligen Lefortschen Palais. Jenes aber, das Senatsgebäude, steht immer noch, und ist zur Wohnung für den Grossfürsten Constantin eingerichtet, der es bey Pauls und Alexanders Krönungen bewohnt hat. — Das ehemalige Invalidenhaus (S. 40.) dient jetzt zum Fräuleinstift. — Russischer Begräbnisplätze sind nicht zwey, wie S. 41. angeführt wird — dies würde, wie jeder leicht denken kann, für eine Stadt von Moskwa's Grösse und Bevölkerung zu wenig seyn — sondern fast vor allen Sastawen befinden sich einer oder zwey. — Doch es würde uns zu weit führen, wenn wir Hn. *W.* Schritt für Schritt folgen wollten. Das Angeführte wird hinreichen, unser oben gefälltes Urtheil über den Vf. und sein Buch zu beurkunden. Nur das Einzige wollen wir noch bemerken, dass der Vf. eine gänzliche Unkunde im Russischen verräth, indem er nicht nur fast alle, auch die gangbarsten, russischen Wörter verstümmelt, wie z. B. eine *Soborre*, anstatt ein *Sobor* (eine Hauptkirche); *Loberschniki*, anstatt *Lawotschniki* oder *Lawotschniki* (Krämer); *Bukerschniki*, anstatt *Budotschniki* (Wächter) u. s. w.; sondern auch manchen Wörtern falsche Bedeutungen beylegt, wie z. B. dem Worte *Muschik*, das er überall für Leibeigener (*Krepostnoi*) setzt. *Muschik* heisst Bauer oder Kerl. Wie kann also der Vf. S. 291. von „Muschiks von beiden Geschlechtern" sprechen? Kerle von beiden Geschlechtern giebt es in Moskwa so wenig, als irgendwo.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hannover*, b. Hahn: *Nähere Erklärung des Plans von den Anlagen des Schwefelbades zu Nenndorf.* Nebst einem Verzeichniss aller in diesen Anlagen und in der damit verbundenen Baumschule vorhandenen in- und ahsländischen Holzarten und Pflanzen. Von *G. W. Homburg*, Hochf. Hessen-Cassel. Hofgärtner. (1801.) 45 S. 8. nebst dem auf einem Bogen in Kupfer gestochenen Plan. (1 Rthlr.) — Der Plan enthält die Anlage der Badeanstalt im illuminirten Grundriss nebst acht verschiedenen auf der Hauptpromenade sich darbietenden malerischen Aussichten, welche den Grundriss umgeben; diese kleinen, nicht illuminirten Nebentafeln enthalten die sämmtlichen Gebäude der Anstalt und bilden kleine Landschaften. Die zu diesem Plan gehörige Schrift enthält ausser der Dedication und der Vorrede einen Beytrag zur nähern Erklärung des Plans, Geschichte und Beschreibung der Promenaden und Pflanzung verschiedener Anlagen, Verzeichnisse der in den Anlagen und in der Baumschule stehenden Bäume, Gesträuche, Staudengewächse und ausdauernden Pflanzen. Wer diesen, jetzt noch berühmten Badeort besucht hat, für den mag dieser Plan und die Erklärung desselben als Merkstein der Erinnerung geschickt und angenehm seyn; auch mag er hinreichen, von den da angelegten Partieen und Promenaden eine kleine Uebersicht zu geben, und als Katalog der in Nenndorf befindlichen und auch verkäuflichen Pflanzen gelten; aber für den Fremden, der das Locale von Nenndorf daraus kennen lernen will, ist der Plan zu klein und die Erklärung desselben zu oberflächlich. Wer vor seinem Besuche in Nenndorf sich über dasselbe einigermasen unterrichten will, für den hätten auch das Innere der Gebäude beschrieben, der Haupt- und Nebengebrauch derselben angegeben, und noch manche andere kleine Notizen von und über dieselben ertheilt werden sollen; z. B. die vereinigten Badehäuser liegen eben nicht sehr nahe an den Logishäusern; kann man in jenen auch logiren? Welchen Zweck haben die Badeschuppen? Findet man auch in den andern Häusern, z. B. im Reichischen Hause, im Traiteurhause und in den Bauernkolonieen Logis? Wozu nützt man die Arkade? die Galerie? Hat der Marstall einen besondern Krankenstall? Diese und noch viele andere Fragen hätten in der Erklärung des Plans beantwortet werden sollen, wenn ihn der Vf. für Fremde wirklich nützlich machen wollte. Auch wäre es, der bessern Anschaulichkeit wegen, zweckmässig gewesen, auch die Nebentafeln zu illuminiren. Sonderbar, dass Rec. gerade die Buchstaben O und P, welche die Brunnen bezeichnen sollen, in dem Grundrisse auf seinem Exemplar nicht auffinden konnte!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Februar 1804.

GESCHICHTE.

Ohne Angabe des Verlegers: mit der Aufschrift: NIEDERSACHSEN: *Historische Berichtigungen des öffentlichen Urtheils über die, durch die französische Occupation des Kurfürstenthums Hanover daselbst veranlaßten militärischen Maaßregeln. Erstes* Heft. 1803. 8. 98 S.

Diese Schrift ist ohne Widerrede die beste unter allen, über diesen traurigen Hergang erschienenen. Der Vf. stellt die Lage der wunderlich zusammengesetzten Regierung dieses, von seinem Beherrscher verlassenen und durch ein Meer von ihm getrennten, Landes mit Kenntniss und Einsicht dar, und schildert die äussere und innere Beschaffenheit der Administration, sammt ihren diesseitigen und jenseitigen, nicht in einander, sondern gegeneinander greifenden Verhältnissen; sein Hauptzweck aber ist die Vertheidigung des Feldmarschalls, Grafen von Walmoden Gimborn, gegen jede Beschuldigung und jeden Vorwurf. Er thut dieses auf eine Art, dass, wenn irgend ein andrer, von Civil-Behörden eingeengter und in allen Stücken gehinderter Feldherr, der nicht wusste, zu welchen Mitteln er greifen sollte, einen geschickten Rechtsfreund bedürfen möchte, Rec. nicht anstehen würde, ihm zu rathen, sich an unsern Vf. zu wenden. Ausser dem Bestreben, jenem gekränkten Befehlshaber Gerechtigkeit zu verschaffen, gesellet sich die vorliegende Schrift den übrigen anklagenden Blättern, womit wir überschwemmt worden sind, darin bey, dass sie das, wenig Klugheit verrathende Benehmen der hannöverschen Minister und ihrer Sekretäre in volles Licht setzt, und mit wohl schwerlich zu widerlegenden Beweisen unterstützt. Von S. 6—20. gehet diess in einem Athem fort, und in der Folge kommt der Vf. bey jedem Anlasse recht mit Liebe darauf zurück, wie auf S. 23. 41 und 42. 48. 54. 64. 74. mit Mehrerem zu ersehen ist. Die unzweckmäßige — um nicht zu sagen unvernünftige — Organisation des ganzen Wesens wird ausführlich entwickelt, und es ist sicher, dass in dem Wirrwarr, welcher nun als eine Folge davon obwaltete, und in dem Geleise *gewöhnlicher Procedure* nichts anderes übrig blieb, als sich auf Gnade oder Ungnade dem Ober-Consul hinzugeben.

Auf der steilen Bahn einer, indess doch nicht ganz combinationslosen und verstandwidrigen Verwegenheit, die sich über Ausrechnungen furchtsamer Bedächtlichkeit wegsetzt, war aber keineswegs alle Hoffnung verloren, wenn der Feldmarschall von einem Geist beseelt gewesen wäre, den schwere Ereignisse zu kühnen Entschlüssen erheben und anspornen. Sein Vertheidiger lässt ihn von S. 48—50. folgendergestalt conjecturiren: „Er (der Feldmarschall) „zweifelte keinen Augenblick, dass der erste Con„sul seine Drohung ernstlich gemeynt habe, und „von deren Erfüllung weder durch Rücksichten des „Völkerrechts, noch durch publicistische Distinctio„nen sich abhalten lassen werde; aber er konnte sich „nicht überzeugen, dass die europäischen Continen„tal-Mächte diesen Schritt, dessen gefährliche Fol„gen für ihr eigenes Interesse er vielleicht besser, „als damals ihre eigenen Kabinette berechnete, mit „völliger Gleichgültigkeit ansehen würden; er dach„te es sich vielleicht nicht möglich, dass die Ver„kehrtheit unsers, nicht zu seinem Ressort gehören„den, politischen Betragens unsre auswärtigen Ver„bindungen in dem Maasse zerstört haben könnte, „dass grössere Mächte selbst einen Theil ihres we„sentlichsten Interesses dem Vergnügen aufopfern wür„den, die stolze hannövrische Regierung landflüch„tig, und das Land über die Verkehrtheit ihrer „Maasregeln durch sein eignes Unglück belehrt zu „sehen. Er erwog zugleich, dass, um eine auswär„tige Macht für unsern Schutz zu interessiren, man „nothwendig einen gewissen Grad von eigner Ener„gie, durch möglichste Kraftanstrengung der Gefahr „zu trotzen, an den Tag legen müsse; er wagte es „nicht, sich selbst nur die traurige Möglichkeit zu „gestehen, dass ein Land, welches vor 40 Jahren so „viel für seine eigene Rettung zu thun im Stande ge„wesen war, seitdem zu einem Zustande von Erschlaf„fung heruntergearbeitet seyn sollte, welcher selbst „zu einer momentanen, nur palliativisch wirkenden „Kraftäusserung es unfähig machte. Er erwog die „hohe Krisis, zu welcher alle politische Verhältnisse „Europa's durch einen wieder ausbrechenden Krieg „zwischen England und Frankreich nothwendig hin„aufgeschroben werden mussten, und er erwartete „viel von einer darauf beruhenden Wandelbarkeit „jetziger politischer Conjuncturen. Er gelangte durch „diese Betrachtungen zu der Ueberzeugung, dass, „unter diesen Verhältnissen, unsre Rettung vielleicht „ganz allein von gewonnener Zeit abhängig seyn „könnte; er gedachte der Möglichkeit, dass die zwi„schen England und Frankreich bestehenden Nego„ciationen den wirklichen Ausbruch des Krieges viel„leicht noch um mehrere Monate hinausschieben „könnten; er verzweifelte nicht, binnen eines sol„chen Zeitraums, mittelst seiner eigenen, und der „durch

„durch diese, wie durch die Gröfse der Gefahr, zu „weckenden Energie aller Staats-Behörden, Vertheidigungs-Anstalten bewerkstelligen zu können, „welche wenigstens imponirend genug wären, dem „Feinde die Möglichkeit abzuschneiden, mittelst eines fliegenden Corps und mit einem *coup de main* „unserer Lande sich zu bemächtigen. Er berechnete „sehr richtig, dafs die ganze politische Ansicht der „Sache dadurch verändert werden würde, wenn der „Feind sich genöthigt sähe, 50000 Mann statt 10000 „zu schicken, statt einer unblutigen Occupation mit „allem Ernste des Kriegs das Land zu überziehen, „und die Ungerechtigkeit seiner Maafsregeln durch „die härtern, zu ihrer Vollführung angewandten „Mittel dem ganzen Europa doppelt fühlbar zu machen. Er erwog, wie bedenklich es für Frankreich „seyn würde, einen ordentlichen Krieg mit Nord„deutschland zu führen, da die erste, hier verlorne „Schlacht vielleicht für das erbitterte Holland und „die misvergnügten transrhenanischen Provinzen „das Signal zum Aufstand werden konnte; und er „wurde nicht, wie hundert andere, durch die Vor„stellung des ungeheuren Misverhältnisses zwischen „Frankreichs und Hannovers Macht erschreckt, weil „er den wichtigen Unterschied zwischen der Macht „Frankreichs *in thesi*, und derjenigen, welche zu einer Expedition gegen Hannover *in hypothesi* dem „französischen Gouvernement zu Gebote stand, keinesweges unerwogen liefs."

Diese Ansicht der Dinge war unstreitig ihrer Beschaffenheit sehr gemäfs, nur hätte der Feldmarschall dabey nicht vergessen sollen, dafs, nach aller Erfahrung, der Himmel, und die seine Absichten, oft ohne ihr Wissen, vollziehenden Mächte der Erde, gewöhnlich nur denen helfen, die sich selbst zu helfen Hand anlegen. Rec. bedauert, dafs gleich zu Anfang der Krisis dieser, wie er gern zugiebt, Talente genug besitzende Mann nicht wahrnahm, was für ein vortreffliches Werkzeug ihm in der Person des Herzogs von Cambridge in die Hand gegeben war, vermittelst dessen er das widerspenstige Ministerium anfassen konnte. Der junge Fürst, der nichts eifriger wünschte, als das Land zu retten und Ruhm zu erwerben, würde sich zu allen dahin führenden Maafsregeln und Unternehmungen mit Freuden hergegeben haben, und die nicht mehr wo ein noch aus wissenden Excellenzen würden sich in ihrer Angst unter das schützende Schild der Autorität und Verantwortlichkeit des Sohnes ihres Königs, dem Himmel dankend, verkrochen haben. Cambridge und Walmoden vereint, konnten das Kurfürstenthum — um uns eines neufränkischen Ausdrucks zu bedienen — in Belagerungsstand erklären, die Regierung suspendiren, schalten, wie sie rathsam fanden, und dem Könige melden: Noth habe keine Gesetze, wenn das Glück sie begünstigte, würden Se. Maj. Freude an ihnen erleben, und Grofs-Britannien Nutzen davon ziehen. Nun konnten sie sich „die 30000 Mann exercirter Truppen" anschaffen, „wozu", wie der Vf. S. 54 ausdrücklich behauptet, „die Möglichkeit da war, sie reichlich zu haben, wenn das Ministerium gewollt hätte, als es Zeit war zu wollen."

Auch noch bey dem wirklich erfolgten Anmarsche und Einbruch, ungeachtet man bis dahin alles versäumt hatte, würde sich Graf Walmoden anders benommen haben, als er that, wenn er den Entschlufs fafste, blofs von einer edlen Verzweiflung Rath zu nehmen, sich über alle Besorgnisse, über alles, was ihn persönlich treffen könnte, weit weg zu setzen, und nichts als den grofsen Ruhm im Auge zu behalten, der seiner, wie eines modernen Leonidas oder Camillus, wartete. Dieses zu bewerkstelligen, mufste er sich schlagen; denn es läfset sich mit hinlänglichen Gründen beantworten, was der Apologet S. 88. von „Idol militärischer Ehre, Kriegsruhm für Individuen, Zeitungslob, unschuldigem Lande, erbittertem Feinde, verbrannten Dörfern, zertretnen Aernten, Bettelstab" (der leider! nicht ausbleiben wird) „unzähliger Familien" vorbringt. Was die zuletzt angezeichneten Drangsale betrifft, konnte man sicher seyn, dafs die neuern Franzosen nicht so albern tatarisch verfahren würden, wie ihre Ahnherrn in der Rheinpfalz im Jahre 1689. Hierzu verstehen die wiedergebornen Neufranken ihren Vortheil besser, und wissen praktisch, dafs bey allmäligem Auspumpen sich mehr erschwingen läfst, als beym tumultuarischen Plündern, welches nur den gemeinen Soldaten bereichert. Das Abbrennen bringt nun vollends gar nichts in die leere Kriegskasse. Man darf sogar auf den Gedanken gerathen, dafs ein für allemal ausgeplündert und abgebrannt zu werden, für das arme Land ein minderes Unglück gewesen seyn würde, als mit Mufse und Methode erschöpft und ausgesogen zu werden. Während weniger Monate bereits, ist ihm nun schon eine Schuldenlast auf den Hals gewälzt, die gar keine Hoffnung, selbst für entfernte Generationen, mehr zuläfset, eine Erleichterung der drückenden Auflagen zu erleben, und den Schaden in bessern Zeiten zu verwinden. Den Kriegsruhm anbelangend, wallen wir in einer Welt, in welcher dato der ewige Friede noch nicht eingeleitet ist; viel consequente Denker mit hellem Kopf und kaltem Herzen, halten die Sache sogar nicht nur nicht für möglich, sondern auch vielleicht nicht einmal für ersprieslich. In einer solchen Welt also sind die Achtung der Tapferkeit und der kriegerische Ruf eines Volkes, kein eitles Traumgebilde, sondern verdienen vollkommen, der vermehrten Sicherheit wegen, zu den beiden andern schönen Ursachen, Vergröfserung der Macht und Ausbreitung des Handels, vermöge welcher die Politik Menschenopfer schlachtet, hingestellt zu werden. Und ist denn nicht bereits bey den Ausleerern Italiens, der Schweiz und des obern Deutschlands die scherzhafte Redensart entstanden, dafs sie dergleichen Behandlungen des Schwächern *exploitations de la poltronnerie* nennen? Ueberhaupt, wer sich zum Kriege entschliefst, oder mit Krieg überzogen wird, denke doch ja nicht ferner an Schonung des Blutes; ein, alsdann zur Unzeit mitleidiges

diges Benehmen, das heut hundert Streitern das Leben fristet, bringt mehrentheils nicht gar lange hernach tausend derselben den Tod.

Feldmarschall Walmoden war demnach vollauf berechtigt, mit seiner, nach S. 81. aus 3000 Pferden und 4550 Mann Fusvolk bestehenden disponibeln Macht, die sein war und seinem Befehle gehorchte, auf General Mortier los zu marschiren und sich mit ihm zu schlagen, wo er ihn antraf, es sey bey Vechte oder bey Suhlingen. Unser Vf. meynet zwar S. 82: „allen militärischen Grundsätzen zufolge, hätte man „sich in drey Abtheilungen, die eine bey Stolzenau, „die andere bey Nienburg, die dritte bey Verden „aufstellen müssen." Das wäre jedoch ein hinreichend erprobtes Mittel gewesen, dem Feinde die Sache leicht zu machen, und sich theilweis aufreiben zu lassen. Wir wollen diese militärische Verirrung des Vfs., der vielleicht nicht vom Handwerk ist, nicht rügen, eben so wenig als das starke Vertrauen, welches er auf S. 26. und 27. in Stock und Fuchtel setzt, wenn er sich nur auch als Diplomatiker nicht so leichtgläubig erwiese, die zutrauliche Aeusserung Mortiers für baar Geld zu nehmen, als dieser zu Vechte den Deputirten vorerzählte, S. 91. von „ihm „zu Gebote stehenden, näheren und entfernteren „Hülfsquellen, die schnell herbeygeführt werden „würden," und denselben damit eine Nase drehte. Der listige Franzmann hatte nicht voll 12000 Mann bey sich, wie S. 82. zugegeben wird, und hätte gern mehr gebracht, wenn er mehr gehabt hätte. Seine ganze Kavallerie bestand aus höchstens vier Schwadronen schlecht berittener Husaren, wie jetzt jedermann weiss; desgleichen weiss man aus andern glaubwürdigen Nachrichten, dass die sämmtliche Mannschaft sich nichts Gutes versahe, sondern stark besorgte, auf hannöverschen Boden unfreundlich empfangen zu werden. General Mortier selbst trug kein Bedenken nach S. 91., „die Möglichkeit, ja die Wahr„scheinlichkeit eines anfangs seinerseits zu verlie„renden Treffens einzuräumen." Diese Möglichkeit erhebt sich zu hoher Wahrscheinlichkeit, wenn man sich in Gedanken das Bild von dreytausend wohlberittenen, wohlbewehrten und wohlgenährten Niedersachsen vorstellt, denen das Blut in den Adern kocht, und die auf vier oder fünfhundert, und wärens tausend marode Husaren auf eben so abgematteten kleinen Pferden losjagen. Nachdem die Husaren ausgerissen sind, nehmen es die Reuter mit den nicht weniger ermatteten, von erlittenem Hunger geschwächten Fusgängern auf, deren Tugend im Tirailliren, im Draufloslaufen mit gefälltem Bajonet, nicht aber darin bestehet, gegen einen muthigen Anritt der Kavallerie Mauer zu machen, welches überhaupt kein Fusvolk bey den Waffen, welche es gegenwärtig führt, im Stande ist.

Dieses zu bewähren, führt Rec., unter vielen, nur das Beyspiel des Preussischen Dragonerregiments von Katt an; es hieb am 20. Sept. 1794 in der Gegend von Kaiserslautern drey französische Bataillone, „die in einer Art von Quarrée standen, ganz total „nieder, welche unter dem General-Adjutanten Jor„dis alles thaten, was man von braven Soldaten er„warten kann; und das war die Arbeit von weniger „als einer Viertelstunde." Siehe die *Jahrbücher der Preußischen Monarchie*, May 1798. S. 83 u. 84. Der bekannte Berichterstatter redet als Augenzeuge. In der *Neuen Bellona*, Jahrgang 1801. Band I. Abhandl. III. sagt der Vf., gleichfalls ein Officier, der die Feldzüge mitgemacht hat: „in dem französischen Revo„lutionskriege war es beynahe Grundsatz geworden, „dass isolirte Infanterie auf der Ebene jedesmal ge„gen Kavallerie verloren sey."

Man siehet, dass in gegenwärtiger Supposition von der hannöverischen Infanterie nicht einmal Gebrauch gemacht wird: sie bedrohet blos die französische Schlachtordnung auf dem dem Angriffe der Kavallerie entgegengesetzten Flügel, und hat die Artillerie bey sich, die nicht müssig bleiben muss. Der Feind wäre auf diese Weise, mehr oder weniger geworfen, überritten und in Unordnung gebracht gewesen, was blieb ihm denn da wohl übrig, als den beschwerlichen Rückweg zu suchen? Ihn bis an die Ems zu geleiten, war die Obliegenheit der Forstbedienten und Wildschützen, unterstützt von den, nach S. 95. so kampfbegierigen leichten Dragonern. Bey dem Mangel an vorher besorgten Anstalten mussten die Fliehenden sich zertheilen, um zu leben, worauf bey dergleichen Umständen, besonders bey dem französischen Soldaten, das Zerstreuen unmittelbar folgt, und hieraus wird ziemlich anschaulich, dass kaum die Hälfte die Provinz Ober-Yssel wieder würde erreicht haben. Mit einem Worte, dieses wahrhaft heroische Hülfsmittel *musste* versucht werden, weil etwas Schlimmeres, als der gegenwärtige Zustand, gar nicht erdenklich war; und der Himmel verhüte nur, dass nicht zum Beschluss, wenn gar kein Geld mehr aufzuborgen seyn wird, dennoch gebrannt und geplündert werde.

Betrachten wir nun aber die Folgen eines so leicht möglichen glücklichen Ausschlags. Nach diesem ersten Akte also setzte sich Feldmarschall Walmoden, mit dem Gefühl, seiner Würde vollkommen entsprochen zu haben, hinter den Vechter — Damm; und welche Sicherheit für seine linke Flanke gewährte ihm hier nicht das angränzende Preussische Gebiet! Alles, was mit Güte oder mit Gewalt an Menschen, Pferden, Kanonen, Wagen und Munition aufzubringen war, liess er nachkommen, und brachte seine gute 30000 Mann, vielleicht noch drüber, auf die Beine und zu Pferde, und theilte alle noch übrige Flinten, deren man habhaft werden konnte, unter die Landleute aus, um wenigstens sich ihrer zu bedienen, wenn *auch sie* der Unwille ergreifen sollte, wozu es an Stoff nicht würde gefehlt haben, so bald die Franzosen abermals einbrachen. Hameln wurde mit Lebensmitteln versorgt, und vorläufig mit ein paar tausend Mann Besatzung versehen. Zu Hannover, zu Uelzen, zu Lüneburg, zu Bremervörde wurden Niederlagen veranstaltet, zu Nienburg und Hoya die nächsten, und dadurch das platte Land,

so

so viel als möglich, von Vorräthen entledigt. Ein oder zwey Beyspiele der Strenge stellten nöthigen Falls die Subordination wieder her. Schon gleich vom Schlachtfelde aus mufste nach London geschrieben seyn: schleunig fünf oder sechs tausend Mann, wenn mehr, desto besser, nach der Weser überzuschiffen. Bey einer solchen Lage der Sache, meynt Rec., müssten die dortigen Minister doch mit ägyptischer Blindheit geschlagen gewesen seyn, um eine, von dem günstigen Geschick herbeygeführte, so wohlfeile und zu gleicher Zeit so wirksame Gelegenheit, zu einer sehnlich von ihnen gewünschten Diversion, auf dem festen Lande, nicht zu benutzen. Der brave Hammerstein wurde mit 6000 Mann bey Wildeshausen an die Hunte gesetzt, sein Augenmerk auf Bremen, als seinen eigentlichen Standpunkt, und den Ausfluss des Stromes gerichtet, die Engländer erwartend.

Hätte der Bedroher der vereinten Reiche Königs Georgs III. mehr als 12000 seiner Krieger missen können, er hätte sicherlich seinen Unterfeldherrn Mortier, mit dieser geringen Macht, ohne Nachschuss an Mehl und Brot auf der Basis, das Wagstück, Niedersachsen zu erobern, nicht versuchen lassen. Er war ja genöthigt, alles, was an batavischen unvollzähligen Regimentern und Bataillonen in Marsch zu setzen war, nach Deventer hinzuschieben, um nur das Scheinbild einer Reserve vorzuspiegeln; und wie einzeln, wie unbekleidet, unbewaffnet und unberitten kamen nicht nach der Uebergabe des Landes die Verstärkungen hinterdrein? An Magazine war gar nicht zu denken; das Mortier'sche Corps hatte während seiner Versammlung bey Hardenberg die ganze Provinz bis an den Yffelstrom dermafsen ausgezehrt, dafs den Bewohnern der Gegend jedes Nahrungsmittel fehlte, wie damals aus allen Zeitungen erhellte. Wollte nunmehr Bonaparte seinen Anschlag nichts desto weniger durchsetzen, so mufste er in eben derselben Gegend 30 bis 35000 Mann, und sollte der Erfolg nicht ungewifs bleiben, mehr noch aufstellen und ernähren; überdem, was noch viel schwerer war, Anstalten zu hinlänglichen Vorräthen, unfern dem linken Ufer der Ems treffen, bevor man von neuem anrückte.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Bremen*, b. Seyffert: *Kurze Erklärung des Kalenders*, für deutsche Schulen, aufgesetzt von *H. Schlichthorst*, Conrector des königl. Athenäi und der Domschule in Bremen. 1802. 54 S. 8. — Diese kleine Schrift handelt in kurzen Abschnitten vom Namen Kalender oder Almanach, von den verschiedenen, mit dem Kalender vorgenommenen Abänderungen und Verbesserungen seit *Romulus* bis auf *Gregor* XIII., vom Unterschiede des Sonnen- und Mondjahrs, insbesondere noch theils vom bürgerlichen Jahre und dessen Haupteintheilungen in vier Jahreszeiten, in Quatember, in Monate und Wochen, sammt einer ausführlichen Erklärung sowohl der römischen als deutschen Benennungen der einzelnen Monate und Wochentage, theils vom Kirchenjahre, und der Eintheilung der Sonn- und Festtage in bewegliche und unbewegliche, mit beygefügtem Verzeichnisse dieser gedoppelten Art von Festen, einer Erklärung der Sonn- und Festtagsnamen durchs ganze Jahr, und einigen Erläuterungen über die verschiedene Art, das Osterfest (der Vf. schreibt immer: *der* Ostern, *ein früher* Ostern) zu berechnen. Am Ende theilt der Vf. eine Anzeige der Tage, an welchen Ostern fällt, vom J. 1801 bis 1812 mit, damit fleifsige Schüler sich selbst einen Kalender entwerfen können, eine gar nicht schwere Uebung, welche vielleicht das zweckmäfsigste Mittel wäre, von dem Ganzen der Kalendereinrichtung jungen Leuten einen möglichst anschaulichen und gründlichen Begriff beyzubringen. — Die Hauptforderung, welche man an dergleichen für Volksschulen bestimmte Schriften, wie die gegenwärtige, machen kann, dafs sie kurz, bündig, und nicht mit zu vieler Gelehrsamkeit überladen seyn sollen, hat der Vf. so ziemlich erfüllt: man sieht indefs aus obiger Darstellung des Inhalts, dafs im Kalender noch manches steht, wovon man hier nichts antrifft, und wovon auch für Bürgerschulen eine kurze und fafsliche Erläuterung weder unmöglich noch unzweckmäfsig wäre. Sollte z. B. nicht auch über Sonnen- und Mondsfinsternisse (die eine Anmerkung des Vfs. blofs mit ein Paar Zeilen abfertigt), über Auf- und Untergang der Sonne, über den *Mondlauf*, die zwölf Zeichen des Thierkreises, die Planeten und ihre Adspecten u. s. w. etwas gesagt worden seyn, da doch alle diese Dinge meist in allen Kalendern vorkommen, und der wifsbegierige Leser in einem Buche dieser Art Aufklärung darüber zu suchen sich berechtigt glauben könnte? — Dafs der astronomische Anfang des Frühlings auf den 20. März, des Sommers auf den 21. Jun., des Herbstes auf den 22. oder 23. Sept. und des Winters auf den 21. Dec. falle, sollte nicht so bestimmt, wie es auch hier S. 16. geschieht, ein populärer Schriftsteller dem andern nachschreiben, da, allgemeiner astronomischer Gründe nicht zu gedenken, schon der Anblick eines jeden Kalenders dieser Behauptung widerspricht, z. B. im vorigen Jahre 1803 fiel der Anfang des Sommers auf den 22. Jun., des Herbstes auf den 24. Sept., des Winters auf den 22. Dec. Jene Bestimmung der Jahreszeiten sollte durch den Beysatz eingeschränkt werden: *oder höchstens einen oder ein Paar Tage früher und später.* — Aufser den Russen, heifst es S. 13., rechnen auch noch die beiden Schweizercantone, Appenzell und Schwiz, nach dem alten Julianischen Kalender. (Sollte dies wohl noch gegenwärtig der Fall seyn? Rec. bezweifelt solches, gesteht aber, dafs er über diesen Punkt nicht zuverlässig unterrichtet ist.) — Gegen die Protestanten wird S. 12. der alte Vorwurf wiederholt, dafs sie, „wegen des geringfügigen Umstandes, weil die Sache vom Papste kam," nicht schon zu gleicher Zeit mit den Katholiken den verbesserten Kalender angenommen haben. Allein es ist zu erwägen, dafs im J. 1582 eine Bequemung nach Befehlen, die von Rom ausgingen, weit mehr gegründete Bedenklichkeiten, auch in politischer Rücksicht, für die Protestanten haben konnte, als im J. 1778, im Jahrhunderte Friedrichs des Grofsen, eine ähnliche Uebereinkunft mit dem katholischen Reichstheile auf dem Reichstage zu Regensburg.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Februar 1804.

GESCHICHTE.

Ohne Angabe des Verlegers: mit der Aufschrift: NIEDERSACHSEN: *Historische Berichtigungen des öffentlichen Urtheils über die, durch die französische Occupation des Kurfürstenthums Hannover* u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 55. *abgebrochenen Recension.*)

Wer aufmerksam genug gewesen ist, Achtung zu geben, wie der Meister seine Partie spielt, wie Italien und die Schweiz Brigaden zu der Landung hergeben mussten, wie der ganze Rheinstrom, von Basel bis nahe an seinen Ausfluss, sammt allen seinen festen Plätzen, von Truppen und Besatzungen entblösst wurde, wie in den südwestlichen — bis auf eine Sammlung bey Bayonne — den östlichen und nördlichen Theilen der französischen — Republik, alles was Halb-Brigade oder Regiment heisst, verschwunden ist, um nach den Küsten zu ziehen, dem wird es keine in der Geschwindigkeit zu lösende Aufgabe scheinen, Mortier in Ober-Yssel mit 30000 Mann zu verstärken, so wie er überhaupt die fürchterliche Zahl der französischen Heeresmacht sehr bezweifeln wird. Wir wollen Mortier indess abermals, aber sicherlich nicht vor Ausgang Augusts, anrükken lassen. Walmoden erschweret ihm dann auf jede strategische und taktische Manier die Vechter Thermopylen; legt sie derselbe nichts desto weniger zurück, so schlagen sie sich zum zweytenmale. Mortier hat den Pass im Rücken und wenig Reuterey auf schlechten Pferden; Walmoden hingegen ist zahlreich und trefflich beritten. Ausser dem Hammersteinschen Korps rechter Hand mit ihm auf gleicher Linie, stellet er gegenwärtig wenigstens 22000 Mann gerade entgegen, wohlbewaffnet, ausgeruht, die Rekruten drey Monate lang eingeübt, die neuen Pferde thätig gemacht. Ist die Gegend flach und offen — wer mit Verstand um sich schaut, wird finden — abermals Kavallerie vor: auf euch, ihr Reuter, ruht mein Vertrauen! — Kann das kleine hannöversche Heer nicht siegen: wohlan, zurück hinter die Weser! Aber beyleibe nicht etwa, dem Ufer entlang, einen fatalen Kordon gezogen; nein! sondern in gewisser, wohl abgemessener Entfernung, die ganze Macht ungetheilt, bereit gestanden, jedes Ereignis zu ergreifen! Rec. erkühnt sich, die Frage aufzuwerfen: wie soll es Mortier jetzt anfangen, um über die Weser zu dringen? In seiner linken Flanke stehet Hammerstein nebst den Engländern mit 11 bis 12000 Mann; in der rechten hat er Hameln, wohin, Verstärkung zu senden, Walmodens Weg kürzer ist als der seinige; gerade vor sich stösst er abermals auf obige 22000 Mann. Detaschirt er jemanden gegen Hammerstein, dem muss er mehr als 15000 Mann mitgeben, oder er wagt, sein Detaschement wieder auf sich zurückgeworfen zu sehen. Wendet er sich mit seiner ganzen Macht gegen Bremen, so repassirt Walmoden die Weser, schneidet ihm die Subsistenz ab, und nimmt ihn in Rücken. Bleibt er stehen und wartet, wie die Sache bey Bremen abläuft, so bleibt Walmoden auch auf seiner Seite stehen und unterstützt Hammerstein. Handelt der französische Feldherr dem System seiner Lehrer und Vorbilder gemäss, und gehet auf's Gerathewohl über die Weser, dann wirft sich Hammerstein auf die Subsistenz-Linie, wenn ersterer nicht ein starkes Korps zur Deckung derselben zurücklässt, welches ihn schwächt. Walmoden aber ziehet sich in die allerunwirthbarste Gegend des Fürstenthums Lüneburg, gegen Uelzen, zwischen Herrmannsburg — Name von guter Vorbedeutung — Embecke und Weihausen, etwa in die sogenannte kalte Hofstube. Hier hat er schon längst Anstalt treffen lassen, durch Verhaue, zerstörte Wege und Verschanzungen aller Art, sich einen haltbaren Posten zu bereiten. Ehe er aber den Marsch dahin antritt, schickt er noch ungefähr 7 oder 8000 Mann gegen Hannover, die, wenn sie mit Uebermacht gedrängt werden sollten, sich auf Hameln, so zaudernd als möglich, repliiren. Auch hat er alle ausgeplünderte und abgebrannte Bauern mit ihren Flinten zu sich nach der kalten Hofstube beschieden. Nun wird es darauf ankommen, was sein Gegner thun will, der sich nicht lange bedenken darf, weil er höchstens nur auf wenig Tage zu leben hat, und auch dieser Hauptursache wegen, so wie wegen der Abtheilungen bey Hannover und bey Bremen, Walmoden nicht umgehen kann. Es versteht sich gleichfalls, dass, wenn Mortier etwa mit grosser Mehrzahl auf Hannover oder Bremen operiren wollte, alsdann Walmoden in seiner Position nicht ruhig bleibt, sondern da anrückt, wo er Blössen siehet, auch nach Maasgabe der Umstände seine zwey entsendete Abtheilungen wirken lässt, einer guten Zahl kleiner Streifparteyen, welche den Feind umschwärmen, nicht zu erwähnen. Ein Kraftstreich, die Bestürmung des festen Postens der Hannoveraner, würde das einzige gewesen seyn, was dem General Mortier übrig geblieben wäre, und da musste er sich noch zuvörderst durch ein zweytes, stehenbleibendes Korps schwächen, um das feindliche Korps bey Hannover, verstärkt durch die Besatzung von Hameln, von sich abzuhalten. Gelang es ihm aber nicht,

Walmoden in seinem Lauerwinkel nicht nur zu überwältigen, sondern auch gefangen zu nehmen, so müsste er Beelzebub in seinem Generalstabe und Verpflegungsamte gehabt haben, wenn er sich in Niedersachsen hätte halten, noch viel weniger festsetzen sollen. Sein Gebieter konnte es in Palästina auch nicht. Hunger und Strapazen ermangeln am Ende nie, ihre Rechte auszuüben, und oft giebt es noch Rettungsmittel in scheinbar unüberwindlicher Gefahr. Statt dessen liessen sich die hannöverschen Landesregenten sammt ihren Kriegsleuten — welcher letztern Schuld es aber nicht war — wie eine Kolonie Quäker unterjochen. Menschenblut ist durch die Kapitulation gespart worden — ob es vielleicht nicht noch nachbezahlt werden muss, ist eine andere Frage — unser Nationalgewand aber hat einen garstigen Fleck mehr bekommen. Jetzt haben wir das Zusehen, wie die Franzosen in dem ihnen überantworteten Kurfürstenthum alle erfinnlichen Vorkehrungen machen, nicht allein nichts Transportables zurück zu lassen, sondern wie sie auch selbst die entfernteste Möglichkeit, sich aus der Armuth und dem Elende wieder heraus zu reissen, durch ein Uebermaass von Bedrückung vernichten.

Moskwa, in der Universitätsdruck.: *Opyt powestwowanija o Rossii.* Sotschinenie *Iwana Jelagina*, natschaton na 65 m godu ot jego roschdenija, leta ot R. Ch. 1790, dwora jego Imperatorskago Welitscheistwa Ober-Hofmeistera; d. i. *Versuch einer Geschichte von Russland*, verfasset von *Iwan Jelagin*, Oberhofmeister des Hofes Sr. Kaiserl. Majestät, von ihm angefangen im 65sten Jahre seines Alters, im J. Ch. 1790. 1803. LIX u. 471 S. 8.

Nur wenige russische Geschichtschreiber haben sich noch auf die Höhe zu erheben gewusst, auf welcher der wahre Geschichtschreiber doch eigentlich stehen muss, wenn er seines Namens würdig seyn soll, auf die Höhe der Unparteylichkeit nämlich, wo jede Rücksicht, jedes Vorurtheil, wo Gunst oder Hass, und selbst Vaterland, Religion und Volk aus den Augen schwinden, und der Blick auf nichts gerichtet ist, als auf die Wahrheit. Wenn es überhaupt unter allen Völkern der Erde wenig Geschichtschreiber gegeben hat, die diese Höhe erreicht haben: so sind doch gewiss keine weiter davon entfernt geblieben, als die russischen. Fast alle haben sichtbar nur einen Zweck vor Augen, nämlich den: das Ansehen und die Würde ihrer Nation zu erheben und sie, in allen Perioden ihrer Geschichte, als gleich gross, gleich mächtig und selbstständig darzustellen. Wenn diess Bestreben den Russen, als solchen, zur Ehre gereicht, indem es Vaterlandsliebe und Nationalstolz voraussetzt: so muss es doch dem unparteyischen Geschichtforscher auffallen, und am stärksten dann, wenn Verwerfung aller, auch der bündigsten, Zeugnisse, Ungerechtigkeit gegen Andersdenkende, und wohl gar Verunstaltung der Thatsachen, die Folgen davon sind. Und diess ist der Fall in dem vorliegenden Werke. Denn noch nie sind wohl die Versprechungen des Motto aus *de Thou*: *Je déclare, que mon dessein est de m'attacher fidelement à la vérité* etc., und der Vorrede, in welcher gleichfalls viel von Unparteylichkeit geschwatzt wird, weniger erfüllt worden, als hier, und unter allen, selbst russischen, Geschichtschreibern hat es noch keinen gegeben, der seine Hauptpflicht weniger beobachtet hätte, als dieser. Es liegt uns ob, diese Beschuldigungen zu erweisen, und diess soll geschehen, wenn wir zuvor einiges über den Vf. und das vorliegende Werk im Allgemeinen bemerkt haben. Der verstorbene Senateur und Oberhofmeister des kaiserlichen Hofes, Hr. von *Jelagin*, war in Russland als angenehmer Schriftsteller bekannt, und verschiedne Gedichte und kleine prosaische Schriften von ihm waren mit Beyfall aufgenommen worden, als er im fünf und sechzigsten Jahre seines Alters, wie auch auf dem Titel angezeigt wird, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, das vorliegende Werk unternahm. Dieses sein Unternehmen erregte gleich anfangs grosse Aufmerksamkeit. Das Bedürfniss einer gutgeschriebenen, lesbaren, russischen Geschichte wurde lebhaft gefühlt, und von Hn. *J.* glaubte man sie erwarten zu dürfen. *Storch*, der in seinem Gemälde von St. Petersburg dem Auslande zuerst von *Jelagins* Unternehmung Nachricht gab, setzt hinzu, dass sich, nach dem Urtheile aller Kenner, etwas Vortreffliches von Hn. *Jelagin* erwarten liesse. Eben so wird in der Uebersicht der russischen Literatur des letzten Jahrzehends, welche unlängst im Intelligenzblatte der A. L. Z. geliefert worden ist, der Geschichte Russlands von *Jelagin*, die, wie dort angeführt wird, schon einmal im J. 1795 zu St. Petersburg in *fol.* gedruckt erschienen ist — welche Ausgabe aber nicht in das Publikum gekommen zu seyn scheint — mit Lobe erwähnt, und in ganz Russland stand diese Geschichte vor ihrer öffentlichen Erscheinung in sehr gutem Rufe. Allein das ist freylich nun anders, und jetzt gestehen selbst die russischen Kenner der Landesgeschichte, dass ihre Erwartungen getäuscht worden sind, und dass die Welt nichts verloren hätte, wenn auch *J.* Versuch ungedruckt geblieben wäre. Der Veranstalter der vorliegenden Ausgabe ist der Geheimerath und Ritter *Cawallensky*, gewesener Curator der moskowischen Universität, der sich aber nicht genannt hat, auch nirgends ein Wort über das Buch selbst sagt, daher es sich nicht bestimmen lässt, ob es ein blosser Abdruck der St. Petersburger Ausgabe, oder aus *J.* hinterlassenen Papieren gezogen ist. Hr. *J.* hatte einen weitläufigen Plan zu *seiner* Geschichte Russlands entworfen, den er im Vorbericht von S. XLV bis XLIX. beschreibt, von welchem er aber nur den kleinsten Theil ausgeführt hat. In Russland ging zwar das Gerücht, und der Herausgeber eines russischen Journals, des *Koryphäe*, führt es als eine Thatsache an, dass noch mehrere Bände dieser Geschichte bey den Erben *J.* handschriftlich vorhanden wären, allein da der Her-

aus-

ausgeber davon nichts erwähnt und überhaupt nirgends in dem Werke eine Spur zu finden ist, dass noch mehrere Bände folgen sollen, so scheint dies Gerücht wohl falsch zu seyn. Der Inhalt des vorliegenden Werks ist folgender: Nach einer kurzen Zueignung an die Weisheit S. III — V. folgt ein weitläufiger Vorbericht an den Leser, S. V — LIX., worin von allerley die Rede ist, als: von dem Ideal des Geschichtschreibers, das Hr. *J.* besser zu entwerfen, als zu erreichen verstanden hat; von den russischen Annalisten und Geschichtschreibern; von dem Plane des Werks u. s. w. Dann folgt eine Einleitung S. 1 — 45. die mit der Zerstreuung der Völker nach der Sündfluth beginnt, und bis auf die Ansiedelung des Nordens durch Ankömmlinge geht. Nun hebt die russische Geschichte an, die mit unglaublicher Weitschweifigkeit vorgetragen ist, und in drey Büchern, erstlich die fabelhafte, von S. 45 — 127, dann die erst wahrscheinliche (Buriwoi und Gostomysl), und bald nachher zuverlässige Geschichte Russlands bis zum Tode Swätoslaws S. 127 — 321, und endlich die Regierung Wladimirs S. 321 — 471. enthält. Mit dem Tode Wladimirs I. schliesst das Werk.

Der Hauptfehler, den wir dem Vf. schuld gaben, war Parteylichkeit. Diesen Vorwurf wollen wir mit einigen Stellen aus dem Werke selbst belegen, die wir aus einer grosen Anzahl ähnlicher ausheben. S. 134, wo von dem Ursprunge der Russen die Rede ist, sagt der Vf.: „Wenn einige unsrer Schriftsteller den Lügner *Snuro* oder *Sturleson* (*Snorro Sturleson*) für einen wahrheitliebenden Schriftsteller anerkennen, und mit ihm in allem übereinstimmen, was er zum Ruhme des schwedischen und zur Herabwürdigung des russischen Volkes faselt — und wenn wir die, von *Herodot* erzählte Ansiedelung des Nordens, lange vor Christi Geburt, nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich halten; warum sollte es nicht auch mir erlaubt seyn, die Erzählung unsers nowgorodischen Annalisten von der Ankunft der Slawänen zur Erbauung von Slawänsk oder der grosen Stadt, nahe am Ilmensee, für wahrscheinlich zu halten? Warum sollten wir *Joakim* weniger glauben, wenn er erzählt, dass Alexander von Macedonien den nowgorodischen Slawänen eine, mit goldnen Buchstaben geschriebene Urkunde geschickt habe, als dem *Curtius*, der in der Lebensbeschreibung dieses Ueberwinders des Darius die zierliche Rede der scythischen Gesandten, die aus dichten Wäldern an Alexander gesandt waren, aufstellt?" Kann wohl ein unparteyischer, wahrheitliebender Geschichtschreiber so fragen? — S. 45. „Alle unsre ältesten Chronikenschreiber leiten den Ursprung des russischen Volks von dem fruchtbaren scythischen Völkerstamme her — und ich halte diese Ableitung für wahrscheinlich, weil der Name Rossen oder Russen zuerst in dem Theile der Welt entdeckt wird, wo, nach *Herodots* Zeugnis, in den ältesten Zeiten scythische Stämme gewohnt haben." — S. 50. „Wir sehen aus verschiedenen Geschichtbüchern, dass ein Theil von ihnen (den Rossen oder Russen) sehr lange vor Christi Geburt in dem Norden, zwischen dem Don und Dnepr, gewohnt hat, und dass sie hundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung an dem Kriege zwischen Mithridates, Eupator und den Römern Theil genommen haben." — S. 55. „In diesem fabelhaften Sinne finde ich am Dnepr und Don Roxolanen, und an der Wolga Slawäno-Russen, und beide Völker halte ich für die Gründer Russlands und für unsre Stammältern u. s. w." — S. 57. „Hiemit schliesse ich meine Untersuchung über den Namen Slawäno-Russen, und überlasse meine Muthmasung der unparteyischen Prüfung jedes Geschichtforschers, mit dem Wunsche, dass er auf eine bessere fallen möge; denn, meiner Meynung nach, ist es unmöglich, in diesem Punkte die Wahrheit auszumitteln und zu beweisen, wenn man nicht zu dem grundlosen und lügenhaften Eigendünkel der Deutschen seine Zuflucht nehmen will (also, da wäre doch die Wahrheit auszumitteln und zu beweisen, wenn man das thäte? Ey! ey! das heisst sich selbst widersprechen) welcher nur darauf abzielt, die Ehre, den Ruhm und das Alterthum unsers Volkes zu vermindern." Warum sollte dadurch der Ruhm der Russen vermindert werden, wenn man mit Gründen behauptet, dass sie nicht von den Roxolanen und Slawänen, sondern von den Werägern (Norrmännern aus Schweden, siehe *Schlözers* Nestor Th. 2. S. 194.) und Slawänen herstammen? Doch dergleichen Lächerlichkeiten verdienen keine Widerlegung. Die letzte Stelle führt uns zu den übrigen Vorwürfen, die wir dem Vf. machten, dass er nämlich die bündigsten Zeugnisse verwirft, wenn sie seinen Meynungen entgegen sind, dass er ungerecht gegen Andersdenkende sey und Thatsachen verunstalte. Alle diese drey Beschuldigungen werden durch die Stellen erwiesen, wo er von den deutschen Schriftstellern, die über die russische Geschichte geschrieben haben, namentlich von *Müller* und *Schlözer*, spricht. Rec. überhebt sich der Mühe, die Verdienste dieser Gelehrten um die russische Geschichte zu schildern, denn wer kennt sie nicht? aber er kann sich nicht enthalten, seinen Unwillen über die Verunglimpfungen zu äusern, mit welchen Hr. *J.* die Ehre dieser schätzbaren Männer antastet, denen er überall, wie in der zuletzt angeführten Stelle, hämische und kleinliche Absichten bey ihren historischen Untersuchungen schuld giebt, und wovon er den ersten, nebst *Taubert*, sogar einer schlechten Handlung bezüchtigt, wie aus einer weiter unten anzuführenden Stelle erhellen wird. Hier folgen nun die Stellen, welche zu Belegen des Gesagten dienen. S. VI. des Vorberichts: „In den ausländischen (Schriftstellern, die sich mit der Geschichte Russlands beschäftigt haben) hab' ich nichts gefunden, als Unwissenheit oder neidischen Hass und selten die Wahrheit, die sich aber doch immer auf Verachtung gründet." S. 35.: „Unsere Herren Professoren, zuerst *Müller* und dann sein Nachfolger *Schleizer* (*Schlözer*), die es für ehrenvoller hielten, uns von den Schweden herstammen

men zu laſſen, als von unſerm eigenen ſlawänoruſſiſchen Stamme, haben beliebt, uns zur Zeit des Anfangs unſers Volks den Schweden zu unterwerfen und ihre Könige zu unſern Groſsfürſten zu ernennen. Ich verzeihe es den Deutſchen, daſs ſie uns den Gothen, ihren Stammältern, unterthan machen; aber ich kann es nicht mit kaltem Blute anſehen, daſs ſich *Lomonoſſow* mit ihnen vereinigt. — Allein alle dieſe Behauptungen unſrer Schriftſteller haben keinen andern Zweck, als bey jenen beiden, uns herabzuwürdigen, und bey dieſem, Rurik aus dem Geſchlechte des Kaiſers Auguſt zu verdrängen." (!!) — S. 36: „Obgleich *Sturleſon* von den Deutſchen und Schweden für den älteſten Geſchichtſchreiber des Nordens gehalten wird" — Dies iſt gefliſſentliche Verunſtaltung einer Thatſache; denn Hn. *J.* konnte es nicht unbekannt ſeyn, daſs die deutſchen Schriftſteller, die über die ruſſiſche Geſchichte geſchrieben haben, es wuſsten, daſs *Sturleſon* im J. 1240 ſtarb, und zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts (nicht des zwölften, wie Hr. *J.* ſo oft ſagt) ſchrieb. *Schlözer* nennt ihn oft „jünger als Neſtor." — S. 37.: „Einige Schriftſteller, aber nur ſpätere Byzantiner, nennen die Slawänen: Slawi, Slawini, Slawäki, Slawii; andre hingegen: Sklawy und Sklawoni. Die erſtern leiten jene Namen von Slawa (dem Ruhme) her — die letztern aber dieſe von der Sklaverey oder Knechtſchaft." Zu dieſer Stelle macht Hr. *J.* folgende Anmerkung: Hr. *Tatiſchtſchew* führt *Jornandes* und *Procop* unter den erſtern an, und *Schwetzer (Schlözer)*, auf *Snuro (Snorro)* und den übrigen deutſchen Haufen ſich ſtützend, ſtellt andre auf, welche, nachdem ſie uns einmal zu Unterthanen der Gothen gemacht haben, die Meynung der letztern beſtätigen." — S. 70. in der Anm.: dieſer *Sturleſon*, ein Feind unſers Vaterlandes, und der Urheber von *Müllers* und *Schledzers (Schlözers)* Meynung, lebte im zwölften Jahrhundert." — S. 99. in der Anm.: „Ich glaube daher nicht, daſs *Sturleſons* Helden, wie *Schletzer (Schlözer)* prahlt, ruhig zwiſchen dem Don und der Donau hätten bleiben können, und folglich verdient auch der nowgorodiſche Annaliſt mehr Zutrauen, als *Sturleſons* Mährchen und *Schlözers* Wiederholungen." Und endlich S. 101.: „Und wenn ſein Zeugniſs (*Krekſchins*, der zur Zeit Peters des Groſsen einen Chronographen ſchrieb, und dabey *Joakims* Jahrbuch gebraucht zu haben verſichert) nicht falſch iſt, ſo muſs es (*Joakims* Jahrbuch) ſich entweder bey Krekſchins Erben, oder auch unter den deutſchen räuberiſchen Händen *Tauberts* und *Müllers*, verloren haben, die während ihres Dienſtes bey der Akademie, als damalige Kenner, alle Handſchriften, die ſich in der akademiſchen Bücherſammlung befanden, habſüchtig an ſich riſſen, und, wie es verlautet, den Ausländern auslieferten." — Die angeführten Stellen, die keiner Widerlegung bedürfen, werden hinreichen, den Geiſt des *Jelaginſchen* Werkes kennen zu lehren und die Beſchuldigungen zu erweiſen, die wir dem Vf. gemacht haben.

BREMEN, b. Seyffert: *Intereſſante Gemälde aus der Geſchichte der geiſtlichen Kurfürſten.* 1802. 10 Bog. 8. (12 gr.)

Vermuthlich hat die neueſte Kataſtrophe, welche die geiſtlichen Kurfürſtenthümer traf, zu dieſer Schrift Veranlaſſung gegeben. Der Vf. fängt von dem heil. *Bonifacius*, als dem erſten Erzbiſchof von *Mainz*, an; hebt aus der Regierung der meiſten ſeiner Nachfolger einen und den andern merkwürdigen Auftritt aus, und ſchlieſst mit dem Kurf. und Erzbiſch. *Johann Philipp* von *Mainz*, der im J. 1673 geſtorben iſt. Auf gleiche Art will er auch, wenn dieſe Schrift Beyfall findet, ähnliche Schilderungen aus der Geſchichte von *Trier* und *Cöln* auszeichnen. Daſs ſich ſo etwas leſen laſſe, leidet gar keinen Zweifel. Da es aber doch nur für ſolche unſerer deutſchen Mitbürger beſtimmt iſt, welche gehört haben, daſs es keine geiſtlichen Kurfürſten mehr geben ſoll, und alſo gern wiſſen möchten, was es mit denſelben ehemals für eine Bewandtniſs gehabt habe: ſo hätte der Vf. für ſie noch beſſer geſorgt, wenn er ihnen hier einen Begriff von dem, was ein Kurf. von *Mainz* ſonſt vorſtellte, von ſeinem Erzamte, ſeinen Rechten, ſeinem Kirchenſprengel u. ſ. w. kurz ertheilt hätte; ſo würde es ihnen auch begreiflich geworden ſeyn, wie derſelbe jetzt in den Kurerzkanzler übergehen konnte. Genug, er zeigt zuerſt kurz, was *Bonifacius* in Deutſchland Gutes und Schlechtes ausgeführt hat; drückt ſich aber dabey ſo aus, als wenn derſelbe ein Muſter *gewaltſamer Bekehrungen* für *Karln den Groſsen* geweſen wäre, welches ſich doch nicht behaupten läſst. Auf denſelben folgt der im J. 905 verſtorbene Erzb. *Hatto I.* Bey *Hatto II.* wird der Mäuſethurm nicht vergeſſen; doch mit Widerlegung der bekannten Fabel. Daſs *Siegfrieds I.* unglückliche Wallfahrt nach Paläſtina S. 22 f. umſtändlich beſchrieben wird, iſt allerdings unterhaltend; allein da der Vf. intereſſante Gemälde aus der Geſchichte dieſer Erzbiſchöfe zu erzählen verſpricht: ſo wäre es noch lehrreicher geweſen, den Widerſtand zu beſchreiben, den eben derſelbe *Siegfried* auf zwey Synoden von ſeinem Clerus gefunden hat, als er das päpſtliche Eheverbot für denſelben durchſetzen wollte. Wir übergehen andere Merkwürdigkeiten, die der Vf. aus dieſer Geſchichte ausgezogen hat, und manche Berichtigungen, die ſich noch dabey anbringen lieſsen. Ausführlich wird beſonders erzählt, wie Kurmainz ſich der Stadt *Erfurt* bemächtigt habe. Was aber wenigen bekannt iſt: daſs *Johann Philipp*, dem dieſes glückte, im J. 1660 Friedensvorſchläge zur Vereinigung der Proteſtanten mit der römiſchen Kirche gethan hat, ſcheint auch unſer Vf. nicht gewuſst zu haben. Uebrigens iſt ſeine Orthographie (*Pedarten, Quardian, Concordato*) bisweilen anſtöſsig.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Februar 1804.

GESCHICHTE.

Ohne Angabe des Verlegers: *Historische Berichtigungen des öffentlichen Urtheils über die, durch die französische Occupation des Kurfürstenthums Hannover daselbst veranlassten militärischen Maaßregeln. Zweytes* Heft. 8. Mit fortlaufender Seitenzahl 225 S.

Dieses *zweyte* Heft nimmt die Geschichte der Occupation nach dem Schlusse der Suhlinger Convention wieder auf, und verfolgt dieselbe bis zu dem Abschluss der Elb- oder Artlenburger Capitulation und deren schmäligen Vollstreckung. Der Vf. läfst es sich hier nicht minder angelegen seyn, den Feldmarschall, Grafen von Gimborn-Wallmoden, zu rechtfertigen und zu vertheidigen; da jedoch nun derselbe allein und ohne Einfluss der Regierung handelt, so wird das Unternehmen um etwas schwerer; die Umstände werden es indessen auch nicht weniger.

Noch zuletzt, kurz vor ihrer Entfernung von Hannover, gab die ebengedachte Regierung ihrem Feldherrn den letzten Beweis einer ungeziemenden Behandlung, da sie ihm von der Suhlinger Convention nichts weiter mittheilte, als was die militärischen Artikel betraf, den übrigen Inhalt aber verschwieg. Der Vf. sagt S. 108.: „Es ist zuverlässig, „dass er die ganze Convention mit allen ihren Artikeln und Klauseln, zum erstenmale vollständig gesehen hat, als sie in den öffentlichen Blättern abgedruckt erschien." Der schnelle Hamburger Zeitungsschreiber habe ein ihm schnell zugekommenes Exemplar abdrucken lassen. — Man hat Ursach, sich zu verwundern, dass der Feldmarschall nicht einen eben so aufmerksamen Correspondenten zu Hannover hatte, als der Zeitungsschreiber, da doch wohl jeder commandirende General, in welchem Staate es auch sey, nicht unterlassen wird, sich ein paar Freunde oder Vertraute in der Hauptstadt vorzubehalten, um noch manches zu erfahren, was nicht gerade die Depeschen besagen. Graf Wallmoden hingegen scheint, sein Verhängniss mit Selbstverläugnung erwartend, und den Maasregeln der Regierung ohne Widerspruch nachlebend, einzig und allein dahin getrachtet zu haben, nach jedem Unfalle sich mit dem Motto: *mein ist die Schuld nicht*, ausser Verantwortlichkeit bey Hofe zu halten. S. 144. versichert der Vf., dass der Feldmarschall sehr bald von der herannahenden Annullirung der Suhlinger Convention überzeugt gewesen sey. In diesem Fall muss es denn abermals befremden, wie er sich nicht unverzüglich aller nur möglicherweise zu erhaltenden Fähren, Schiffe, Kähne und Fahrzeuge von beiden Ufern der Elbe versicherte, und dieselben in die Stecknitz bringen liefs. Er musste dieses sogar schon gleich bey seinem Uebergange veranstalten. Da General Mortier keine Brücken-Boote (Pontons) mitgebracht hatte, auch nirgends angegeben ist, dass er dergleichen in Hannover angetroffen und nach der Elbe habe hinschaffen lassen, so würde man doch gesehen haben: wie er es angefangen hätte, um über diesen Strom zu kommen, der hier keine Limmat ist.

Ueber die Verfügungen, so wie über die Zufälle bey Lauenburg verbreitet sich der Schutzredner sehr weitläufig, sucht alle Vorwürfe zu entkräften, alle Beschwerden als ungegründet, übelgesinnt oder hämisch abzuweisen, und die Unmöglichkeit mancher vermeynten Möglichkeiten darzuthun. Die Truppen glaubten, weil sie wirklich im Felde ständen, komme ihnen auch in Bezahlung und Verpflegung der Feldfuss zu; erst gegen Ende des Junius wurde ein Etat ausgemittelt, der aber, wie es scheint, doch nicht der völlige Feldfuss war. Indessen hökerte das Commissariat mit seinen angeschafften Vorräthen und Victualien, welche der Soldat als eine Zulage bey der Theurung und dem lange fortdauernden blossen Friedens-Solde erwartete, und aus Groll lieber gar nicht kaufte. War ein solches Verfahren hier wohl an seiner Stelle? Der Vf. wendet die Nothwendigkeit vor, die Kassen nicht anzugreifen, weil man nicht hätte wissen können, wie lange der Zustand dauern würde. Hiernach aber waren die Umstände nicht, besonders bey der Ahndung vom Annulliren der Convention. Erst nach dem 24sten Junius verschwand das Ministerium mit seinem ganzen Personale aus dem Lauenburgischen und nahm die Ueberreste der Kassen mit. Vermuthlich war hierbey auch „das kurfürstliche Eigenthum, bestehend aus Silber„geräth und Münze, welches ganz neuerlich aus Pe„tersburg zu London angekommen ist, und hier „300000 Pfund geschätzt wird." Siehe die Leipziger Zeitung, Jahr 1804, Stück 5. Diesem nach fehlte es an Gelde gar nicht und zwar auf ganz beträchtliche Zeit. Ein guter Gebrauch davon konnte den mehresten Anlässen zum Missvergnügen vorbeugen. Wer den deutschen Soldaten kennt, wird wissen, was bey demselben die Nahrung vermag. Bier, Branntwein, Tabak vollauf; Rindfleisch und Zugemüse in die Feldkessel, und dann hat der Officier gut Zusprechen und Aufmuntern; der befriedigte Magen lässt die Gefahr unbesorgt heranschleichen, und alles läuft zum Gewehr, wenn die Kanone ruft. Das Generalkommando — wie der Apologet die Befehls-

fehlshabende Macht gern nennt — mufste durchgreifen, die Hand zum Gelde ftrecken, und nach weiter nichts in der Welt fragen, als nach feiner und der Truppen Ehre; denn jetzt kam es darauf an, diefelbe in letzter Inftanz zu retten. Aber — jeder Verfuch, das Leben wieder zurück zu rufen, unterblieb. In der Minerva, November 1803, S. 325. erzählt der Vf. eines Auffatzes, überfchrieben: *Bemerkungen eines Augenzeugen über das Betragen der Leibgarde, wie auch des erften und zweyten Kavallerie-Regiments im Lager bey Lauenburg am 4ten und 5ten Julius:* „die aus „den Zelten getretene Mannfchaft fand den Feldmar„fchall Grafen von Wallmoden-Gimborn, den fie „während der fechswöchigen Lagerzeit *kaum einmal ge„fehen hatte*, vor der Fronte." Ift es wider die Erfahrung, wenn unter Kriegsleuten, die man in kritifchen Zeitpunkten, bey dürftiger Koft und Mangel an fo manchen Erforderniffen, ohne Zufpruch, ohne Ermunterung, ohne in die Augen fallendes Beyfpiel guten Muthes, fich felbft und ihrem Trübfinne überläffet, dumpfe Meuterey entfteht und fich fortpflanzt? Wie ganz anders verfuhr Ferdinand, als er nach der Convention vom Kloftер Seven bey der niedergebeugten Armee anlangte! —

Die Beforgnifs eines Ueberfalls befchäftigte das Generalkommando der gegenwärtigen über alle Maafse, gerade als ob keiner der Hauptftröme Deutfchlands zwifchen beiden Parteyen gefloffen, fondern Alles flaches und ebnes Land gewefen wäre, felbft als noch die Franzofen, im ganzen Lande umher vertheilt, fich Kräfte fammelten; man lefe S. 124. unten den ermüdenden Dienft, welchen man den Truppen deswegen auflegte. General Mortier benutzte diefe Stimmung, als er den Oekonomie-Rath Meyer bedrohte, *er würde noch in diefer Nacht*, zwifchen dem 4ten und 5ten Julius, *angreifen laffen*, S. 208. Und doch war die militärifche Pofition der Hannoveraner fo vortheilhaft, als man fich eine dergleichen nur denken kann. S. 159. befchreibt fie unfer Vf. wie folgt: „Vor uns die breite Elbe, deren an fich „fchwieriger Uebergang durch die fteilen, ihn gänz„lich kommandirenden Höhen des diefsfeitigen Ufers „noch fchwieriger gemacht wurde, die Stecknitz auf „der linken und die Bille auf der rechten Flanke." Nachdem er diefes Bekenntnifs abgelegt hat, fpart er keinen Scharffinn zu beweifen, dafs demungeachtet Widerftand nicht rathfam, ja nicht einmal vernünftigerweife denkbar gewefen wäre. Man mufste, behauptet er, alle Angriffspunkte (feinem bereits im erften Hefte aufgeftellten Grundfatze getreu) auf einer Frontlinie von vier deutfchen Meilen befetzen. Die heftige Kanonade aus fechszehnpfündigem Gefchütz war gleichfalls in Betracht zu ziehen, mit welcher Ueberlegenheit der Feind das unfrige von geringer Bedeutung zum Schweigen gebracht hätte. Wohl zu merken, auf dem kommandirenden hohen Ufer! Es wäre keine andere Partie zu ergreifen übrig geblieben, meynt er, als den Feind, noch ehe er fich formiren konnte, mit dem Bajonet auf den Leib zu gehen; da würde er zwar im glücklichften Falle, vielleicht einige Male in feine Schiffe zurückgeworfen worden feyn, aber dennoch ficherlich feinen Zweck am Ende erreicht haben, weil es nur bey ihm ftand, ftets frifche Truppen nachrücken zu laffen. Wie gewaltig zahlreich war denn nun aber diefer Feind? Nach S. 144. zwölf bis dreyzehn tauſend Mann.. Waren ihm etwa feit diefer Zeit noch zwey, dreytaufend Mann nachgezettelt und mit hannöverifchen Flinten bewaffnet worden, fo mufste er mindeftens eben fo viel zurückgelaffen haben, um Lüneburg, Hannover, Hameln und Nienburg einigermafsen befetzt zu behalten. Deffolles mit der fogenannten Referve-Armee — Leute, die auch Kleider, Gewehr und Pferde brauchten — war noch nicht da, wie aus S. 165. und 166. beyläufig hervorgeht. Auf S. 161. heifst es: „unfere, „durch die ftattgefundene Defertion zuverläffig fchon „bis auf höchftens fiebentaufend Mann gefchmolzene „Infanterie." — Alfo doch fiebentaufend Mann Fufsvolk, und dazu die im erften Heft angegebenen dreytaufend Reuter, die fich wahrfcheinlicherweife durch die nachgekommenen Depots noch vermehrt haben mufsten, macht, nach der befcheidenften Rechnung, zehntaufend Mann gegen dreyzehntaufend, welche noch überdem zuvor über die Elbe fetzen mufsten. Das daranftofsende Terrain, berichtet der Vf. ferner, fey von Gräben, Hecken, Bufch und Waldungen in folchem Grade durchfchnitten, dafs unfre Kavallerie wenig oder gar nicht zu gebrauchen gewefen feyn würde. Auf dem Rückzuge, etwa in der Gegend von Mölln und das Territorium von Lübeck, wäre der Marfch durch eine grofse Ebene gegangen, hier hätte die Kavallerie allerdings viel thun können, wenn fie gewollt hätte. — Und warum follte fie denn durchaus nicht gewollt haben, da der Feind ihr keine, oder keine nur etwas bedeutende Reiterey entgegen zu fetzen hatte, und er fie doch wenigftens auf der offenen Ebene mit Infanterie nicht würde angegriffen haben? Zum Refultate von Allem wird eine Ergebung auf Discretion unter den Mauern von Lübeck gefetzt. Wenn man beyzeiten dafür geforgt hätte, fo fanden fich vielleicht dort, und an andern Plätzen des Geftades, engliſche Schiffe oder Schiffe unter engliſcher Flagge. Das Gewehr abzuliefern, ohne dafs Ein Franzofe über die Elbe kam, bleibt doch immer etwas viel!

Unter den möglichen Arten, auf dem rechten Ufer diefes Stromes Widerftand zu thun, haben fich jedoch noch zwey Arten dem Geifte des Betrachters und Unterfuchers verborgen gehalten. Der Feldmarfchall nämlich concentrirte fein kleines Heer Eine deutfche Meile unterhalb Lauenburg; hier war er eine Meile lang linker Hand, und eine Meile lang rechter Hand, in Bereitfchaft und in der Nähe, jeder Landung fogleich mit überlegener Stärke entgegen zu gehen. Der ganze Strich lag unter feinen Augen, und der Erdkunde zufolge giebt es auf der hohen Seite eines Ufers nicht viel Anländen. Die dritte Seite befetzte er mit einzelnen Trupps, über-

Digitized by Google

all

all da, wo dieselben sehr von jenseits gesehen werden konnten. Die vierte Meile bis an die Bille, liefs er Mortier zu beliebigem Gebrauch offen. Sein Geschütz bestand (S. 159.) aus 8 sechspfündigen Kanonen, einigen Haubitzen und 50 dreypfündigen Feldstücken der Bataillone. Der Zahl nach, mehr als erforderlich, aber freylich nur, wenn anders der Vf. genau davon unterrichtet ist, funfzig Schüsse auf jedes Stück. Indessen, dieser geringe Vorrath konnte allenfalls zu einem entscheidenden Schlage hinreichen. Unternahm nun der Feind innerhalb der ersten zwey Meilen die Landung, so wurde jedes Fahrzeug mit Kartätschen aus den zahlreichen Dreypfündern, die der Vf. Amüsetten nennt, empfangen, und dann mit Salven aus dem kleinen Gewehr, alles, was den Fuss auf die Erde setzte, mit dem Bajonet. Man ist berechtigt, zu zweifeln, ob General Mortier dahin gelangt seyn würde, sich zu formiren; denn sein schweres Geschütz konnte ihm nichts helfen, einmal wegen der Uferhöhe, und zweytens, weil er seinen Schiffen nicht in Rücken feuern durfte. Glaublicher bleibt, dass er die ausser Acht gelassene Besetzung der letzten Meile für ein Ereignifs derselben Gattung hielt, worauf er schon mehrere seiner Unternehmungen gebaut hatte. Ging er dem zufolge in den leeren Raum der vierten Meile über, so sendete ihn Graf Walmoden zwar seine leichten Truppen entgegen, und gab sich das Ansehn, als wenn er ihn erwarten wolle; so bald er aber versichert war, dass sich die ganze feindliche Macht diesseits befände, zog er sich über die Stecknitz, und traf so viel scheinbare Anstalten, als vorzukehren waren, um die Absicht zu verrathen, er wolle seinen Weg nach Mölln nehmen.

Jetzt kommen wir zu einem Projecte, welches der Entschlossenheit und dem edeln Unwillen einer beträchtlichen Zahl der unglücklichen hannöverischen Officiere, Stabs-Officiere und Individuen des Generalstabes, zu wahrem Ruhme gereicht. Der Vf. ertheilt davon auf S. 143. Nachricht, giebt sich aber viel Mühe, die Schwierigkeiten der Ausführung, welche es unstreitig hatte, noch mehr aber die grofse Gefahr für das Land, für welches es keine Gefahr mehr gab, zu zeigen, nennt den Anschlag einen Präventions-Coup, und glaubt, er sey auch nicht einmal auf einem nur halb officiellen Wege zur Kenntnifs des Feldmarschalls gelangt. War denn derselbe so ganz abgesondert in seinem Hauptquartiere; hatte er keinen zutraulichen Menschen im Generalstabe oder in seinem Gefolge, der es wagen durfte, davon zu sprechen; oder kümmerte er sich so wenig um die Meynung des bessern Theils seiner Untergebenen, dass ihm eine dermafsen interessante, im Umlauf sich befindende Idee, entweder verborgen bleiben konnte oder nicht rührte? Sie bestand darin, mit einer Auswahl von Generalen, Officieren und Leuten aus allen Regimentern plötzlich wieder zurück über die Elbe zu gehn, und den, so Etwas gar nicht besorgenden, Feind zu überrumpeln und aus dem Lande zu jagen. Auf diese Idee gründet sich die folgende zweyte Operations-Manier. Zuvor aber müssen wir noch annehmen, dass das Generalcommando wenigstens nicht werde verabsäumt haben, sich der Lauenburger, und der andern Fahrzeuge vom rechten Ufer, zu bemächtigen. In der ersten Nacht also, welche die Hannoveraner hinter der Stecknitz, und von derselben vor allem schleunigen Andrange gedeckt, erlebten, begann die erwähnte Auswahl über die Elbe zu gehn, der Rest folgte ihr auf dem Fuse nach. Landen und auf Lüneburg loseilen, musste Eins seyn. Glückte das Wagstück, und fiel die Stadt mit den in sich enthaltenen Vorräthen den kühnen Unternehmern in die Hände, so konnte Wallmoden Mortier eine Capitulation anbieten. Glückte es nicht, nun so suchte man sich zwischen dem Feinde und dessen entferntere Hülfsquellen zu postiren. Das Weitere war dem Schicksale anheim zu geben.

Als ersten und Hauptbeweggrund, alle Gegenwehr zu unterlassen, führt der Vf. den Geist der Empörung an, welcher unter den Truppen schon jenseits der Elbe entstanden, und diesseits sich gewaltig verbreitet hätte. Das erste Beyspiel (S. 126) gab die förmliche Revolte einer Grenadier-Compagnie während Marsches. Dagegen aber erhebt sich in der Beylage zu Nr. 209. vorigen Jahres des Hamburger Correspondenten, der Hauptmann dieser Compagnie, Namens von Brandis, und erkläret das angebliche Factum für völlig unwahr und falsch. Ueber die berüchtigte Verweigerung des Sattelns der drey Cavallerie-Regimenter im Lager bey Lauenburg, debattiret der Berichtiger des öffentlichen Urtheils von S. 176—199. „Die von mehreren Seiten am 4ten und „5ten July einlaufenden, die herrschende Stimmung „des gemeinen Mannes betreffenden Meldungen," heifst es S. 197 u. f., „waren, zu dem gerechnet, was „der Feldmarschall bey den drey Regimentern gesehen hatte, hinreichend, über den zu fassenden Entschlufs ihn höchst zweifelhaft zu machen. Ein sehr „achtungswerther Regiments-Commandeur berichtete: der Geist des Aufruhrs greife immer mehr um „sich. Ein andrer berichtete: sein Regiment sey von „Misvergnügten anderer Regimenter zwar auf eine „höchst gefährliche Weise bearbeitet und zum Aufruhr gereizt worden, habe indessen allen Verführungen bis jetzt mannhaft widerstanden und überall „den besten Willen gezeigt. Von einem Vorposten „wurde gemeldet: dass unter den Leuten eines daselbst placirten Infanterie-Bataillons die Aufforderung circulirt habe, wenn der Feind angreifen würde, sämmtlich die Gewehre wegzuwerfen und davon „zu gehen. Von einem andern wurde einberichtet: „dass die Mannschaft ganz unverholen unter sich erkläre, wenn der Feind auf der rechten Seite den „Berg herauf komme, werde sie auf der andern hinunter gehen." Das Alles war nun freylich nicht sehr trostreich, und das kleine Heer mochte wohl mit gutem Rechte ein murrender Haufe zu nennen seyn; indessen hätte es doch auf die Probe gestellt werden sollen. „Am ersten July gelangten noch von „allen Seiten die erfreulichsten Berichte im Haupt-

„quar-

„quartiere an, von der fröhlichen und kampflustigen „Stimmung, in welche die ganze Armee, bis zum „geringsten Reuter und Musketier, versetzt sey," — stehet auf S. 168. mit klaren Worten. Mehr als Entwaffnung und Kriegsgefangenschaft wurde nicht aufs Spiel gesetzt, und warfen die Leute das Gewehr freywillig weg, so durften sie hinterher ihre Obern, der sich selbst zugezogenen Unehre wegen, nicht anklagen.

Den Ungehorsam der drey Kavallerie-Regimenter stellet der Vf. des Aufsatzes in der *Minerva* als minder bedenklich dar, und lässt vermuthen, dass bey den Verbrechern aufrichtige Reue würde stattgefunden haben. „Mehrere Reiter des zweyten Re„giments" (welches zum härtesten beschuldigt wird) „liefen dem Feldmarschall nach und betheuerten: sie „wollten fechten und wären zu jedem Dienste bereit." — „Nach ungefähr einer Viertelstunde rit„ten auch ein Stabsofficier und ein Rittmeister des „Regiments dem Feldmarschall nach, um officiell zu „melden: dass das Regiment zum Ausrücken gegen „den Feind den Befehl erwarte." Er beschliesst seine Schrift mit folgender Erklärung: „Wahrheitswidrig „und unredlich ist es, wenn das Vergehen der drey „Regimenter als die Motive zu der Abschliessung der „Artlenburger Convention dargestellt wird. Schon „vier Tage vor dem unglücklichen Vorgange wur„den Laufpässe für die zu entlassenden hannöverschen „Truppen in Lauenburg gedruckt. Wäre Gewalt er„forderlich gewesen, um die Regimenter zu ihrer „Pflicht zurückzubringen, so fehlte es dazu nicht an „mehr als zureichenden Mitteln. Deren bedurfte es „aber zuverlässig nicht, und hätte man es nur ge„wollt, oder besser, wäre die nachherige Artlenbur„ger Convention nicht bereits bis zum Abschlusse un„terhandelt gewesen: so würden die drey Regimenter „alles angewendet haben, um durch den ausgezeich„netsten Heldenmuth, das Vergangene einigermassen „wieder gut zu machen."

Diese, und noch eine Menge anderer Berichte von beiden Parteyen, gegen einander abgewogen, wird der entfernte Zuschauer, den weiter nichts als Liebe zur Wahrheit leitet, zu dem Urtheile geneigt, dass unläugbar starke Insubordination sich äusserte, und der gemeine Soldat sehr unzufrieden, nicht ohne Ursach, dennoch aber keineswegs verzagt war. Hätten diese, von je her so folgsamen, Menschen zweckmässige Anstalten gesehn, und festen Entschluss bey dem Generalcommando wahrgenommen, so würden sie, nach aller Wahrscheinlichkeit, so gut gefochten haben, als heut zu Tage gewöhnlich gefochten wird. Rec. kann sich übrigens nicht enthalten, der Muthmassung eines, bey der ganzen Katastrophe gegenwärtigen trefflichen Beobachters beyzutreten, welche dahin gehet, dass der Feldmarschall gleich vom Anfange der glänzenden Expedition gegen Hannover sich vorgenommen habe, Nichts zu thun.

London, b. Cadell u. Davies: *Grecian antiquities, or an account of the public and private life of the Greeks* etc. chiefly designed to explain Words in the greek classics, according to the rites and customs to which they refer; to which is added a *Chronology of remarkable events in the grecian history*, from the foundation of the Kingdom of Argos under Inachos, to the death of Alexander. By the Rev. *Thomas Harwood*, late of University College, Oxford. 1801. (3 Rthlr.)

Der Vf. dieses Handbuches, welcher sich durch einige theologische Schriften bekannt gemacht hat, wurde aufgefordert, ein Werk über die griechischen Alterthümer zusammen zu tragen, das dem von *Adams* über die römischen, ähnlich wäre, und indem er diese Arbeit übernahm, suchte er einen Mittelweg zwischen *Potter* und *Lambert Bos* zu halten, welche beide fleissig benutzt sind. Da seine Absicht, wie schon der Titel besagt, hauptsächlich dahin ging, das Lesen der Alten durch Erklärung derjenigen Wörter zu erleichtern, welche eine Beziehung auf die Sitten und Gebräuche der Alten haben, weshalb auch ein ausführliches Wortregister angehängt ist, so kann man schon erwarten, dass sich der Vf. so wenig als seine Vorgänger, zu einem historischen Gesichtspunkte erhoben habe. So wie diese, giebt er uns grösstentheils nur *atheniensische* Alterthümer, die hin und wieder mit *Homerischen* vermischt sind, ohne Beobachtung einer Zeitfolge und ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Dass daher die Kenntniss des griechischen Alterthums im Ganzen durch dieses Werk keine Fortschritte gemacht, fällt in die Augen; aber auch im Einzelnen ist uns keine neue Aufklärung irgend eines dunkeln Gegenstandes vorgekommen, durch die es sich über eine alltägliche Compilation erhöbe. Dass die antiquarischen Untersuchungen der Ausländer nicht benutzt sind, darf bey der Compilation eines Engländers nicht auffallen; aber das hätten wir doch erwartet, dass so vage und nichtssagende Citate, wie hier auf allen Seiten vorkommen (*Plutarch. in Solon. Demosth. Orat.* u. dgl.) berichtigt und genauer bestimmt worden wären. Es würde unnütz seyn, bey einer solchen Beschaffenheit dieses Buchs, das nur, den Lehrling als Onomasticon dienen mag, einzelne Fehler und Irrthümer aufzustechen, die aus ältern Compendien hieher fortgepflanzt sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. Februar 1804.

KIRCHENGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Religionsannalen*, herausgegeben von Dr. *Heinr. Phil. Conr. Henke. Siebentes* Stück. 1802. 128 S. *Achtes* Stück. 1803. S. 129 — 243. 8.

Die *Züge aus dem Charakter eines verstorbenen Geistlichen; ein Beytrag zur Würdigung des Pietismus und Orthodoxismus*, welche das *siebente* Stück eröffnen (S. 1 — 39.), und aus einer ansehnlichen protestantischen Provinz des südlichen Deutschlands mitgetheilt worden sind, enthalten allerdings ein sonderbares Gemische von rühmlichen Gaben, Einsichten, Neigungen und Thätigkeiten; wiederum aber auch von schwärmerischen Anlagen, trübseligen Stimmungen, unverständigem Eifer, und überhaupt von vielen fantastischen Seitensprüngen. Da wir zu viel von denselben abschreiben müssten, um eine nur einigermaßen vollständige Charakteristik zu zeichnen: so begnügen wir uns an wenigen Zügen mit den Bemerkungen des Einsenders. Dieser Religionslehrer konnte oft nach einer vertrauten Freundschaft von 10 bis 15 und mehr Jahren mit den Personen, welche sie genossen hatten, plötzlich brechen, und alle Verbindung mit ihnen aufsagen. Niemand war seiner beständigen Freundschaft sicher und diese Friedensbrüche waren so häufig, dass man viele Personen, besonders aus dem zärtlichen Geschlechte, sah, welche darüber in die bittersten Thränen zerflossen. Es scheint dieses daraus herzuleiten zu seyn, dass er, als ein Mann, der aus den Schriften mystischer Theologen, mit Ideen einer hohen Tugend erfüllt, und mit dem menschlichen Gemüthe vertraut war, überhaupt einige Verachtung gegen die Menschen gefasst hatte; auch durch den Unbestand und wenigen Fortgang im Christenthum so vieler Personen, welche seine Hauptversammlungen besuchten, darin bestärkt wurde. Denn er beklagte sich oft darüber, und bald gab er seine Erbauungsstunden auf, bald fieng er sie von neuem an. Den vielen Umgang von Personen, welche in sein Haus kamen, schien er nur darum zu dulden, weil es ihm, als einem beständig denkenden Manne, ein tägliches Bedürfniss war, Beobachtungen zu machen und seinen Geist zu beschäftigen. Gegen Arme und Bedrängte bewies er eine besondere Härte und sprach ihnen selten das Wort. Hoch rechnete er seine Tugenden und seine Anstrengungen andern an; daraus entstand der Werth, den er sich selbst gab, und das angemasste Recht, über unfähige und ungrossmüthige Menschen zu herrschen, und ihnen Gesetze vorzuschreiben. Abwechselnd gebrauchte er zwar Liebe und Strenge; aber Herz empörend waren nicht wenige seiner Grausamkeiten, wovon er einige an Menschen ausübte, welche in der Noth und durch seine Strafpredigten zur Reue bewegt, ihm ihre Geheimnisse bekannten, welche er öffentlich verbreitete, und wofür er sie auf die härteste Weise behandelte. Er hatte einen fast täglichen Umgang mit Weibern, welches in jenen Gegenden nichts ausserordentliches und anstössiges ist, wo die Privatversammlungen gesetzmäßig gelitten sind, und diese grösstentheils aus Weibern bestehen, indem es den Männern zur Schande gerechnet wird, müssige Stunden bey ihrem Seelsorger zuzubringen. Dieser Umgang war sehr vertraulich, ohne doch seinen guten Ruf zu schaden. Der Drang seines Gemüths, seine Grundsätze mitzutheilen und zu realisiren, war sehr gross; er beklagte es, dass er niemand habe, mit dem er seine Ideen theilen könne und der ihn verstehe, und dass dieses das eigentliche Leiden seines Lebens sey. Für sich dachte er sehr frey; er hielt die kirchlichen Einrichtungen für einen Zwang und für den Tod eines geistreichen Christenthums. Er nahm ein Ende aller Höllenstrafen und eine endliche allgemeine Erlösung an; welche Lehre er besonders mit vielem Eifer und Theilnehmung aus der Schrift vertheidigte, und zuweilen öffentlich, aber bedächtig, vortrug. Sein öffentlicher Vortrag betraf gewöhnlich dasjenige, womit sein Herz die Woche hindurch beschäftigt war; enthielt aber eine geheime, sehr tiefliegende Theologie, welche den damit Unbekannten gänzlich verschlossen war. Kein Wunder war es, dass ein solcher Mann eine Menge Gemüthskranke in seiner Gemeine hatte. „Wir sehen an ihm, sagt der Vf. dieser Nachricht, einen Meister, der viel fordert und wenig Hülfe giebt, und durch die hohe Darstellung von Tugend alle Geneigtheit und allen Willen lähmt, und sie endlich ganz unmöglich macht." — II. *Noch etwas über die sogenannte Boosische Religionsschwärmerey im Bisthum Augsburg.* Diese Klasse von Mystikern führt mit Unrecht *Boosens* Namen; indem sich schon vor ihm ein kleiner Haufe von jungen katholischen Geistlichen und andere Katholiken sammelte, die durch Uebereinstimmung ihrer Grundsätze, und aus Vorliebe zu einer gewissen Art von Erbauungsbüchern, in näherer Verbindung mit einander waren. *B.* wurde nur *primus inter pares;* arbeitete mit besonderer Wärme und Energie für den Mysticismus, und fand bey seinen vorzüglichern Gaben desto mehr Eingang und Unterstützung, weil

bey diesem jungen Manne unleugbar der Mysticismus mit wahrem praktischen Christenthume zusammenflofs. Nach und nach machte dieses bey den Jesuiten und ihren Anhängern in Augsburg, denen der geringste Keim von Aufklärung, der ihrem Glaubens-Despotismus schädlich werden kann, ein Dorn im Auge ist, Aufsehen; und sie verschrieen nun diese kleine Anzahl von Verbündeten, die bey ihrer treuen Anhänglichkeit an die katholische Lehre nichts Auszeichnendes hatten, als dafs sie sich den protestantischen Pietisten etwas näherten, und aufser ältern mystischen Schriften, auch die von *Spener*, *Franke* u. a. m. liebten und lasen; auch eine Abneigung gegen überhäufte äufsere Andachten und gegen die katholische Werkheiligkeit hatten. Ursachen genug, sie zu verketzern. Hätte man sie ihren Gang ruhig gehen lassen: so würde man vielleicht nie etwas von ihnen gehört haben; wohl aber konnte man hoffen, dafs sich in dieser Gesellschaft mancher würdige Seelsorger bilden würde. In der That, als man sie verfolgte und Hr. *B.* aus dem Lande zu gehen genöthigt wurde, nahm der würdige und helldenkende Bischof zu Linz, *Gall* (ein Bürgerlicher, dem *Joseph* II. dieses Bisthum ertheilte), ihn mit zwey seiner Glaubenshelden, die mit ihm emigrirt waren, in seine Diöces auf, und wufste sie so zu behandeln, dafs sie, ohne eine ruhestörende Sekte zu stiften, jetzt sehr nützliche Arbeiter in der Seelsorge sind. Allein es lagen noch geheimere Triebfedern bey diesem Betragen der Jesuiten zum Grunde. Sie hofften durch diese Mystiker dem verdienstvollen *Sailer* (dessen Vortrag den Sinn für das Praktische der Religion weckte, und bey mehrern seiner Schüler, auch wohl wider seine Absicht, eine Neigung zum Mysticismus veranlafste,) eine neue Wunde zu schlagen. Sie verfehlten jedoch ihre Absicht gänzlich; denn die *Boosianer* weichen so sehr von den Grundsätzen dieses Lehrers ab, dafs sie selbst darüber laut klagen, *Sailer* könne sich nicht zu der Höhe ihrer mystischen Lehren erheben. III. *Urkunden über die Veränderungen in der Kirchengeographie am linken Rheinufer.* Es sind Schreiben des päpstlichen Nuntius zu Dresden, ingleichen der Kurfürsten von Mainz und Trier, betreffend die Entsagung, welche sie über ihre Rechte an den auf der linken Seite des Rheins liegenden Theil ihrer Diöcesen leisteten. IV. *Päpstliche Entscheidung des Streits über den Bürgereid der Geistlichen in Belgien und in Lüttich.* Diese Angelegenheit ist, wie die vorhergehende, zwar aus den öffentlichen Nachrichten bekannt; beide aber sind hier durch Urkunden authentisch aufgeklärt. V. *Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten in München.* S. 60 – 116. Es kostete Mühe und Standhaftigkeit genug (vom November 1800 bis in den Julius 1801), ehe der weise Kurfürst seine toleranten Gesinnungen und zugleich seine landesherrlichen Rechte bey dieser Sache durchsetzen konnte. Der Magistrat und die Bürger zu München bezeigten sich dabey willfähriger und billiger, als die Landstände. Sehr lesenswerth sind die Belehrungen, welche den letztern in dem kurfürstl. Rescripte vom 26. August 1801 ertheilt werden (S. 108 ff.). Es heifst darin unter andern: „Was haben alle Stände gewonnen, welche der Alleinherrschaft ihrer Kirche, der Einheit ihrer Religion, alles aufopferten? Man vergleiche ihren Wohlstand mit jenem solcher Staaten, welche ohne Rücksicht auf Religion fremder Industrie und Cultur offen stehen, und wo man diese durch Aufnahme solcher nützlicher Fremden einheimisch zu machen weifs. Warum sollten nicht mehrere Religionsverwandte als Brüder einer Familie, als Söhne eines Vaters, als Unterthanen eines Fürsten, als Glieder einer und eben derselben Gesellschaft, aus einem gemeinschaftlichen Interesse der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt, durch ein gemeinschaftliches Band in glücklicher Ruhe und Einheit beysammen leben können? Haben nicht alle christliche Religionen eine gemeinschaftliche Moral, einen gemeinschaftlichen Lehrer? Erkennen sie nicht die nämlichen Pflichten, auf deren Erfüllung eigentlich die Glückseligkeit der Staaten beruht? Entsteht nicht dadurch eine Gleichheit in ihren Gesinnungen, Uebereinstimmung in ihren moralischen Handlungen? Können sie nicht als gute Bürger einerley Gesetzen gehorchen, wenn sie schon an verschiedenen Altären beten?" VI. *Herzoglich-Braunschweigische Verordnung vom J. 1801 die bessere Einrichtung der Prediger-Synoden betreffend.* Unter andern wird befohlen, dafs anstatt der bisherigen Disputirübung in syllogistischer Form, eine freyere gelehrte Unterredung über die ausgeschriebenen Synodaltheses oder Synodalfragen, eintreten, auch Lesegesellschaften in jeder Generalinspection errichtet werden sollen. VII. *Wie ist Maria die Beschützerinn Frankreichs?* Aufklärung einer Stelle in dem Hirtenbriefe des Erzbischofs von Paris zur Ansage des Festes vom 15. August 1802. An diesem Tage war *Bonaparte's Geburtstag;* auf eben denselben fällt auch *das Fest der Himmelfahrt Mariä;* ihn machte ferner der Ausruf des Beschlusses, dafs *Bonaparte auf Lebenslang die Regierung behalten solle und wolle*, sehr feyerlich; und endlich war auch an diesem Tage im vorigen Jahre *das Concordat* vom Papste als abgeschlossen bekannt gemacht worden. Dieses sonderbare Zusammentreffen von Umständen an einem einzigen Tage benutzte der Erzbischof vorzüglich auch dazu, die Verehrung jener *himmlischen Schutzheiligen Frankreichs* desto eifriger zu empfehlen. Ihr widmete *Ludwig* XIII. sich, sein Haus und sein Reich im J. 1638 zum besondern Schutze, und verordnete, dafs der Erzbischof von Paris jährlich an *Marien's Himmelfahrtsfeste* dieser seiner Erklärung bey der grofsen Messe gedenken sollte. *Ludwig* XV. bestätigte im J. 1738 das hundertjährige Andenken davon und machte jenes Gelübde zu einem besondern Feste, nicht ohne Seitenblicke auf die sogenannten Ketzer. An diese letztere Rücksicht erinnert auch der Hirtenbrief des Erzbischofs, in abergläubischem Schwulste abgefafst. Merkwürdig sind die Worte eines neuerlichen Schreibens aus Paris: „Man duldet die Hugonotten, und das ist immer schon mehr, als sie von denen fordern können, welche jetzt keine gemisch-

gemischte Ehe mehr einsegnen, wenn nicht der protestantische Theil übertritt. Für die eine Partey thut die Regierung durch ihre jetzigen Schritte nicht genug; für die entgegengesetzte schon zu viel. Man stößt die einen von sich, und die, denen man sich zu nähern glaubte, sind unversöhnbar. Indessen das Volk erschrickt bey dem Gedanken eines neuen Wechsels; daher steht gegen offene Gewalt die Regierung so fest, als irgend eine in Europa. Und das Brod ist wohlfeiler."

Der erste, längste und allerdings merkwürdige Artikel des *achten* Stücks betrifft *das Separatisten- und Pietisten-Wesen in einem gewissen deutschen protestantischen Lande* (bis S. 189.); er will aber ganz gelesen seyn. An dem einen Orte bestand der gröste Theil der Separatisten aus ledigen Personen beiderley Geschlechts, die sich nicht nur der Kirche, sondern auch den Kinderlehren und Sonntagsschulen entzogen; bis des Nachts um zwölf Uhr ohne Licht beysammen blieben, und gleichwohl ein gutes Zeugniss des Pfarrers für sich hatten. Pietistische Pfarrer (ein ziemlich unbestimmter Ausdruck) haben überall die Gemüther zu allerhand Sonderbarkeiten vorbereitet. Ein ehrlicher wackerer alter Bürger erhängte sich, weil seine separatistischen Kinder ihn so lange mit der Gefahr seiner Seligkeit bedrohten, wenn er sich nicht zu ihnen hielte, dass er keine Ruhe mehr hatte, und seines Lebens müde war, welches er oft seinen Nachbaren geklagt hatte. Ueberhaupt pflegen sie zu sagen, die Zeit sey vorhanden, in welcher die Geistlichen ihre Waare nicht mehr zu Markte bringen könnten. Sie bezeigen eine Art von verachtungsvollen Empfindungen über die Verfügungen der gewalthabenden Obrigkeit gegen sie. Die Anführer der Gesellschaft verheimlichen ihre Bücher sehr; diese bestehen in der Berleburger Bibel, ihrem eigentlichen Lehrcompendium, *Jacob Böhmens* und *Gichtels* Schriften, der *Bengelischen* Erklärung der Offenb. Johannis, den *Oettingerischen*, *Hillerischen*, und andern fremden Schriften. Die geistlichen Kenntnisse, welche der gröste Theil unter ihnen besitzt, und die Consequenz, mit welcher sie reden, und dem System gemäss verfahren, sind für Bauersleute, deren Beruf nicht ist, gelehrt zu seyn, wirklich sehr bewundernswerth. Doch findet man wieder bey ihnen eine sonderbare Veränderlichkeit in ihren Meynungen. Die übrigen Christen verachten sie als grobe Sünder, mit denen sie nicht *wallen* können. Die Predigt der bestellten Lehrer nennen sie Lippenwerk ohne Geist und Kraft, und sie selbst Lohnknechte. Sie haben eine überwiegende Neigung, die Welt nach ihrem Sinne einzurichten. Ihre freyen Grundsätze erstrekken sich auch über Politik; sie nannten in den letzten Jahren die französischen Kriegsheere Gottesknechte, welche ausgeschickt wären, seinen Willen auszurichten, und die Kirche und das gemeine Wesen von der Knechtschaft zu befreyen. Die Anzahl dieser Leute möchte wohl im Ganzen 400 betragen, die Kinder nicht dazu gerechnet. Der Vf. des Aufsatzes sucht nun auch den Grund und die mancherley Entstehungsart dieser Erscheinungen anzugeben. Unterdessen ist die Duldung dieser Partey einmal nothwendig geworden, und er schlägt daher zuletzt nur noch mehrere Mittel vor, dem Unheil und Schaden, welchen sie stiftet, vorzubeugen, ohne eine Ungerechtigkeit an ihnen zu begehen. Doch gefällt uns gleich das erste dieser Mittel, die Retorsion, eben nicht: man soll sie, weil sie die übrigen Christen *die unbekehrte Welt* nennen, mit dem Namen *Menschenfeinde* belegen. Wenn der Vf. S. 169. sagt, *die Preussen hätten ihre Mennoniten:* so erinnerte er sich wohl nicht, dass diese Sekte in Holland und England unvergleichbar zahlreicher ist, als unter den Preussen. II. *Hirtenbrief des evangelischen Superintendenten Daniel Crudy zu Preßburg*, nach dem Antritte seines Amtes, nebst einigen Kirchennachrichten aus Ungarn. In diesem am 24sten Januar 1802. ausgefertigten Schreiben zeichnet sich besonders die Warnung aus, die auch in jenen Gegenden nöthig wurde, nicht anstatt biblischer Religion neueste Philosophie zu lehren; ingleichen die Ermahnung, am Schulunterrichte einen beständig lebhaften und einträchtigen Antheil zu nehmen. Unter den übrigen Nachrichten ist dasjenige gar traurig, was von den Bücherverboten und der verwüstenden Censur erzählt wird. III. *Kurfürstl. Pfalzbaierische Verordnung, die Auflösung des geistlichen Raths betreffend.* Die Regierung hat dadurch das Religionswesen unter ihre unmittelbare Aufsicht gezogen, und sich die Fortschaffung alles auswärtigen Einflusses und aller geheimen geistlichen Tyranney erleichtert; so wie auch die Reinigung von Aberglauben, Möncherey und Unsittlichkeit, die Verbesserung des Jugendunterrichts, u. dgl. m. Die Kirchenstaats- und übrige Rechtsgegenstände, und solche, welche die Religions- und Kirchenpolizey betreffen, werden daher, nach einer gewissen Classification, an die drey Landesdirectionen verwiesen; es wird auch ein selbstständiges General-Schul-Directorium, ingleichen ein Administrations-Rath der Kirchen und milden Stiftungen errichtet. IV. *Reisebemerkungen vom Religionszustande auf der Insel Corfu.* Aus dem *Monthly Magazine* 1801. übersetzt. Diese Nachrichten sind noch vor dem Einfalle der Franzosen aufgezeichnet. Auf gedachter Insel sind zwey Religionen herrschend: die *Römischkatholische* und die *Griechische.* Die letztere Kirche war ehedem der Gerichtsbarkeit des Patriarchen von Constantinopel unterworfen, hat aber jetzt zu ihrem Oberhaupte einen Protopapa, oder Oberpriester, welcher in einer Versammlung des Adels und der Geistlichkeit erwählt wird, oder für welchen vielmehr die Stimmen erkauft werden. Einer der einträglichsten Artikel des geistlichen Handels der griechischen Priester, und zugleich eines der wirksamsten Mittel, das Volk in dummer Unwissenheit und Unterwürfigkeit zu erhalten, ist der Kirchenbann. Ein Grieche kann unter dem geringsten Vorwande gegen seinen Nachbar den Ausspruch des Kirchenbannes auswirken; dieser hat aber wohl Gelegenheit, den bösen Streich durch einen andern Kirchenbann

Digitized by Google

zu

zu erwiedern, der den wider ihn geschleuderten entkräftet. Ein einziger Priester dient beiden Parteyen mit gleichem Eifer. Diese Ceremonie wird öffentlich auf offener Strafse, und der Thüre dessen gegenüber vollzogen, den der Bann treffen soll. Kann man vollends den Protopapa bewegen, dafs er an der Spitze des Clerus komme, und den Bann ausspreche: so ist der Erfolg desto gewisser. Die niedern Volksklassen haben eine so fürchterliche Vorstellung von demselben, dafs sie glauben, die Erde zittere in dem Augenblicke, da das Urtheil gesprochen wird. (Die lächerliche Furcht der Griechen vor den Wirkungen des Bannes nach dem Tode, kann man aus *Sonntags Diff. de excommunicatione Graecorum tympanitica* kennen lernen.) V. *Des Kurfürsten von Pfalzbaiern Umlaufs-Schreiben an die gesammte Weltgeistlichkeit*, dieselbe zu gröfserer Thätigkeit zu ermuntern. Nachdem die Bettelmönche abgeschafft, und der schädliche Einfluss der Mönche überhaupt auf das Volk vermindert worden war, wurde nun hier dem Secular-Clerus, dessen Verrichtungen jene an sich gerissen hatten, mit desto mehr Nachdruck eingeschärft, sich seiner Bestimmung würdig zu bezeigen.

AMSTERDAM b. Braye: *De Historie der oude en nieuwe Herhutsche Secte, en van derzelver Grondlegger N. L. Graaf van Zinzendorf geschetsts en beoordeeld.* 1802. XLVI und 347 S. gr. 8. nebst 18 S. Vorrede.

Durch die verschiedene Denkart über das Gute und Schädliche der Herrnhutischen Secte, wurde der ungenannte Vf. veranlafst, diese Schrift herauszugeben. Unter den Reformirten in Holland sind besonders die Meynungen darüber sehr getheilt. Einige wissen die Brüder-Unität nicht genug zu rühmen; andere setzen sie tief herab, und glauben, dafs sie immer gefährlicher für die Kirche werde. Jede Partey hat ihre Anhänger, die ihr blindlings nachsprechen; aber es giebt auch manche, die von ächter Wahrheitsliebe geleitet, eine nähere Belehrung über diese Sache wünschen und ängstlich die Frage aufwerfen: was ist doch eigentlich Herrnhutisch? Für diese letztern hat der Vf. vorzüglich geschrieben. Er verspricht ihnen, dafs sie den Stifter dieser Partey, den Grafen von Zinzendorf, in der Nähe sollen kennen lernen. Er will sie mit dem Entstehen und dem Fortgange der Herrnhutischen Sekte und mit ihrer ganzen Einrichtung und Beschaffenheit näher bekannt machen, mit ihrer Absonderung von der allgemeinen Kirche, die zugleich die Vereinigung aller Gesinnungen zur Absicht hat, mit ihren Verordnungen, Gesetzen und Gebräuchen, die alle nach einem Plan eingerichtet sind, mit ihrer Ausbreitung und ihren Triumphen durch die Missionarien in allen Gegenden der Welt; mit ihrer Art, das Evangelium unter Christen und Unchristen zu verkündigen, mit ihrer Geschicklichkeit, sich bey allen beliebt zu machen, mit ihren verschiedenen Lehrsätzen, Sitten, Einrichtungen und ihrer Zucht, die sie nach den Erfordernissen der Zeit und Umstände verändern und verbessern, mit ihren öffentlichen und geheimen gottesdienstlichen Uebungen, mit ihren geheimen Hochzeitseinrichtungen, ihrer Kenntnifs von Dingen in entfernten Gegenden, ihren Festen und grofsen Reichthümern, ihren abwechselnden Schicksalen, ihrer Vertheidigung gegen mannigfaltige und schwere Beschuldigungen u. s. w. Auch andere Leser, die schon mehrere Bekanntschaft mit der Sache haben, sollen hier ihre Unterhaltuug und einiges, was vielleicht ihrer Aufmerksamkeit entgangen ist, finden. Doch will der Vf. keine ausführliche Geschichte in ihrem ganzen Umfang liefern, sondern nur einen kurzen Abrifs, worin das Hauptsächlichste aus der grofsen Menge der Materialien ausgewählt ist. Wir zweifeln nicht, dafs dieser mit Fleifs und Sorgfalt entworfene Abrifs vielen Beyfall finden wird. Der Vf. erzählt mit einer guten Auswahl, und die Schreibart ist angenehm und unterhaltend. Die Einleitung handelt von einigen Merkwürdigkeiten, die zum bessern Verstand der Herrnhutischen Kirchengesellschaft gehören. Darauf folgt die Geschichte selbst von ihrem Ursprung an bis auf die jetzigen Zeiten. Zuletzt wird noch besonders das Betragen der holländischen reformirten Kirche in Ansehung der Brüder-Unität erzählt. Man findet hier das Merkwürdigste aus den Synodal-Verhandlungen ausgehoben und in gedrängter Kürze dargestellt. Eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift würde gewifs manchem angenehm seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *München*, b. Lentner: *Rede über den Werth und Zweck der Römersprache* — von *Xaver Weinzierl*, Lehrer der ersten Rhetorik in München. D. 30. Aug. 1801. 34 S. gr. 8. (3 gr.) — Der Vf. spricht als ein Mann, der von seinem Gegenstande durchdrungen ist und seine Ueberzeugung gern in die jungen Gemüther übertragen möchte, vor denen er diese Rede am Ende eines Schuljahrs hielt. Er stellt eine Menge Gründe auf, welche für die Beybehaltung und den Anbau des Studiums der röm. Sprache und Literatur entscheiden, und unterstützt und belebt seinen Vortrag durch Zeugnisse und Beyspiele berühmter und grofser Männer, welche ihren Geist und Geschmack durch die Alten gebildet haben. Was *Cicero* (für den *Archias* K. 7.) von den Wissenschaften überhaupt sagt, läfst sich auch auf das Studium der Alten anwenden, dafs zwar nicht alle gebildete und ausgezeichnete Köpfe ihre Bildung den Classikern verdanken; aber wenn zu Talenten und zu einer anderweitigen Ausbildung noch die classische Cultur hinzukomme: *tum illud nescio quid praeclarum ac singulare solere existere.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Februar 1804.

BIBLISCHE LITERATUR.

LEIDEN, b. Luchtmans: *Specimen philologicum*, continens descriptionem codicis MS. Bibliothecae Lugduno Batavae, partemque inde excerptam versionis Samaritano-Arabicae Pentateuchi Mosaici, quod Praeside *S. F. J. Rau* publice defendit *Guilielmus van Vloten*, Trajectin. vocatus V. D. M. in pago Schermerhorn d. XI. Nov. 1803. 87 S. gr. 4. nebst einer Kupfertafel.

Hr. *Rau* verdienet Dank, dafs er Hn. *van Vloten* auf eine bisher noch unbenutzte Handschrift aufmerksam machte, und ihn veranlafste, diese wohlgerathene und wirklich sehr interessante Abhandlung zu liefern. Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, über die samaritanisch-arabische Uebersetzung des Pentateuchs, welche erst durch die Bemühungen neuerer Gelehrten, und besonders durch die Abhandlung von *de Sacy*, bekannter geworden ist, genauer und vollständiger zu urtheilen. Die hier gelieferten Proben aus dieser Uebersetzung sind für den Philologen und Kritiker besonders schätzbar.

Die Abhandlung bestehet aus *vier* Abschnitten. In dem *ersten* Kap. handelt der Vf. von der samaritanisch-arabischen Version. Zuerst wird von den Samaritanern überhaupt geredet, und bemerkt, dafs auch der arabische Geograph *Ebn Haukal* ihrer gedenke; der Vf. erinnert aber dabey, dafs die Uebersetzung, welche *Ouseley* 1800 von diesem Schriftsteller geliefert hat, aus der persischen Uebersetzung gemacht und sehr unvollständig sey, indem sie kaum den dritten Theil des Werks enthalte, und dabey viele Fehler habe. Ganz richtig wird S. 8. gesagt, dafs man die Samaritaner noch zu wenig kenne, als dafs man über sie aburtheilen und sie der Barbarey und Unwissenheit beschuldigen dürfe; das Urtheil von *Bauer* sey daher zu anmafsend. Die Samaritaner haben auch ihre Geschichtschreiber, wie man schon aus dem Chronicon des *Abul-patach* siehet, und ohne Zweifel sind mehrere von ihren Schriftstellern verloren gegangen, als ihre alte Sprache nach und nach durch die arabische verdrängt wurde. Unter den Aerzten haben die Samaritaner auch berühmte und angesehene Männer gehabt. Aus *Mouaffik-eddin Ahmed Ebn Kasem ebn Abi Ossaiba* werden einige hier als Beyspiele angeführt. Darauf kommt nun der Vf. auf den hebräisch-samaritanischen Text und der daraus gemachten samaritanischen Uebersetzung, deren man sich ehemals bediente. Als aber die Samaritaner von den Nachfolgern Muhammeds unterjocht wurden, verlor sich nach und nach der besondere Dialekt des Volks, und wurde endlich durch die arabische Sprache ganz verdrängt. Da sie nun die bisherige Uebersetzung nicht mehr gebrauchen konnten, so wurde eine arabische Uebersetzung für sie Bedürfnifs. Anfangs bedienten sie sich der arabischen Uebersetzung des Juden *Saadias* aus Fajum, sie wufsten aber nicht, dafs sie von einem Juden gemacht sey, vielmehr hatte sich die Nachricht verbreitet, dafs *Aboul-Hassan*, der Tyrier, der Verfasser davon wäre. Ein gelehrter Samaritaner *Abousaid*, der Sohn *Abousaids*, entdeckte den Irrthum, und fand zugleich die Uebersetzung des *Saadias* durch mancherley Fehler des Uebersetzers und der Abschreiber entstellt. Er unternahm daher eine neue Uebersetzung, und fügte ihr zugleich Scholien über schwierige Stellen bey. Alles dieses erhellet aus der Vorrede, die dem Werk selbst vorgesetzt ist. In einer andern Handschrift wird inzwischen der Uebersetzer *Abilberecat*, der Sohn *Said*, genannt. Man ist deswegen zweifelhaft, wie dieses mit jenem zu vereinigen sey. *Paulus* äufserte den Gedanken, dafs ابي البركات als Epitheton von Gott zu nehmen, und *pater benedictionis* zu übersetzen, das folgende aber ابن سعيد zu lesen sey. Rec. findet diese Conjectur nicht unwahrscheinlich, obgleich *de Sacy* ihr nicht beystimmen will; möchte aber lieber sagen, dafs der Name *Abousaid* vor بن سعيد durch Unvorsichtigkeit ausgelassen sey, da ohnehin die Vorrede mehrere Spuren solcher Auslassungen hat. Aber freylich verdienet die Sache noch Bestätigung. Der Vf. findet es wahrscheinlich, dafs *Abousaid*, der Vater des berühmten samaritanischen Arztes, dessen *Ebn Abi Ossaiba* gedenkt, der Urheber der samaritanisch-arabischen Uebersetzung sey, und dafs *Abilberecat* von Bosra diese Uebersetzung bey den seinigen in Syrien für seine Arbeit ausgegeben habe. Die Uebersetzung ist aus dem hebräisch-samaritanischen Text gemacht, zugleich hat sich aber der Uebersetzer der samaritanischen Uebersetzung und der Version des *Saadias* bedient. Beide hat er als ein geschickter Uebersetzer, der nicht sklavisch dem einen und dem andern folgt, genützt. Der Vf. urtheilt daher über diese Uebersetzung: „*Est haec versio in universum laudabilis, Hebraicum textum ita exprimens, ut nec anxie fingulis verbis verba respondeant, nec tamen nimio cultu ab eo longius recedat, sed plerumque feliciter, et non sine peritia venustatis Arabicae, locutiones et voces Hebraicas exprimat, brevitatis laude non minus quam veritatis et elegantiae digna.*"

Digitized by Google

In dem *zweyten* Kap. giebt Hr. *van Vloten* von der Leidenschen Handschrift der samaritanisch-arabischen Uebersetzung nähere Nachricht. Er bemerkt, dass überhaupt sechs oder sieben Exemplare von dieser Uebersetzung in Europa sind. In Italien in der Barberinischen Bibliothek ist die *Tritapla Samaritana*, wovon *de Rossi* eine genaue Nachricht gegeben hat. Auf der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford sind zwey Handschriften, und eben so viel kannte man bisher auf der Pariser Bibliothek. In einer von dieser letztern stehet am Ende die Bemerkung *ter descriptus est a Joanne Damasceno* 1681. Eine von diesen Abschriften entdeckte *de Sacy* ebenfalls in der Bibliothek zu Paris, und fand darin verschiedene Lesearten von dem Abt *Longuerue* aus drey Handschriften gesammelt bemerkt. Zwey von diesen verglichenen Handschriften sind die Parisische, die dritte Handschrift nannte er *cod. Damascenus*. Diese letztere schien verloren gegangen zu seyn, sie ist aber dieselbe, welche Hr. *Rau* auf der Leidenschen Bibliothek entdeckte. Sie war aus der Bibliothek von *J. J. Schultens* angekauft, aber nicht in den Catalog eingetragen worden. (In dem *Schultensischen* Catalog ist sie S. 601. unter N. 3822. bemerkt, und wurde, wie Rec. weiss, für 128 Gulden verkauft.) Aus der von *de Sacy* überschickten Abschrift der von *Longuerue* seiner Abschrift beygeschriebenen Lesearten ergab es sich offenbar, dass diese Leidensche Handschrift der *codex* sey, welchen *Longuerue* durch *Damascenus* bezeichnete. Er gab ihm diesen Namen nicht, wie *de Sacy* vermuthete, weil er von *Johannes Damascenus* abgeschrieben war, sondern, wie aus der beygeschriebenen Bemerkung erhellet, weil ihn 1684 einige Capuciner von Damascus nach Marseille gebracht hatten, wo *Johannes Ebn Kata* die Handschrift kaufte. Aus *Wolfii Bibl. Hebr.* P. II. p. 432. siehet man, dass *Salomon van Til* sie ehemals besessen hat. Die Handschrift bestehet aus 390 Seiten, ist von einer orientalischen Hand deutlich geschrieben und mit Puncten versehen. Sie enthält den ganzen Pentateuch, die letzten drey Seiten sind aber von drey verschiedenen Händen beygeschrieben, so dass der Schluss der alten Handschrift, der wahrscheinlich auch den Namen des Abschreibers und die Zeit der Abschrift enthielt, verloren gegangen ist. Aus den übrigen Inschriften, die der Handschrift beygefügt sind, lässt sich auch nichts Gewisses über das Alter derselben bestimmen. In der angehängten Kupfertafel hat Hr. *van Vloten* Proben von der verschiedenen Schrift, sowohl der Arabischen als der Samaritanischen, und den in den Inschriften vorkommenden in einander geschlungenen Zahlen, gegeben. Da die letzte Hand in der samaritanischen Schrift von der gewöhnlichen etwas abweicht, so liefert *van V.* auch auf dieser Kupfertafel das Alphabet, welches Hr. *Silberschlag* 1768 von einem Samaritaner zu Jaffa erhielt, und von ihm dem Hn. D. *Rau* mitgetheilt wurde. An dem Schluss des Kap. werden noch die bisher gedruckten Stücke aus der samaritanisch-arabischen Uebersetzung, welche auch *de Sacy* anführt, bemerkt. Der Vf. versichert, dass er sie sorgfältig mit der Leidenschen Handschrift verglichen habe, die Zahl der Abweichungen sey aber nicht gross und nicht von Bedeutung. Die Handschrift komme bald mit der zweyten, bald mit der vierten Pariser Handschrift überein.

Das *dritte* Kap. liefert die Excerpte aus dem Samaritanisch-Arabischen Pentateuch (S. 38—65.) Der Vf. hat bey der Auswahl der Stücke theils auf die Verschiedenheit des Inhalts Rücksicht genommen, theils darauf gesehen, dass er vorzüglich schwierige Pericopen, die noch nicht gedruckt waren, aussuchte. Die hier Arabisch, aber unpunktirt, gelieferten Stücke sind folgende: 2 Mos. 3, 1—22. Kap. 4, 1—31. 3 Mos. 11, 4. 5. u. 9—31. 4 Mos. 21, 1—35. und 5 Mos. 28, 1—69. *De Sacy* hat diese Stücke mit den zwey Handschriften auf der Pariser Bibliothek verglichen und dem Herausgeber die bemerkten Varianten mitgetheilt, welche auch unter dem Text beygefügt und durch *C.* 2 und 4 bezeichnet sind.

Das *vierte* Kap. enthält einige Anmerkungen über einzelne Stellen der hier gelieferten Excerpte, die es zugleich beweisen, dass der Vf. die Uebersetzung genauer geprüft hat. Wir wollen nur einiges daraus zur Probe ausheben. 2 Mos. 3, 1. hat die Samaritanisch-Arab. Uebersetzung אחר in der Bedeutung *ultra, ad finem usque*, genommen, und das ו in ויבא durch die Partikel حتي ausgedruckt. Das erstere übersetzt sie الي اقصي المريدة *bis ans Ende der Wüste.* Sie folgt also nicht sclavisch dem *Saadias* und drückt auch die Samarit. Version nicht aus. V. 6. hat die Uebersetzung mit *Saadias* am Ende des Verses الي ملاكي الله, obgleich der Samar. Text und die Samar. Uebers., wenigstens in den gedruckten Ausgaben, sich hier genau an den hebräischen Text halten. Auch V. 8., wo alle Uebersetzer mit dem hebr. Text sagen, Gott sey herabgekommen, lässt die Arabisch-Samarit. Uebersetzung den Engel Gottes herabkommen. Unter den hier genannten Kanapitischen Völkerschaften werden auch die جرجشي genannt, deren der hebr. Text nicht gedenkt. Sie folgt also dem Text und der Version der Samaritaner. V. 18. sind die Worte ושמעו לקלך anders abgetheilt und noch zu dem Vorhergehenden gezogen worden. Der Uebersetzer hat ليسمعوا من قولك *ut auscultent voci tuae.* Der Sinn wäre auf diese Weise: die grosse Verheissung, die Moses bekannt machen sollte, werde ihm Glauben bey den Israeliten verschaffen. In dem Verfolg drückt der Uebersetzer die Lesart des Samarit. Textes נקרא עליו aus, und setzt تسمي بسببنا. *Van Vloten* glaubt, der Uebersetzer habe die hier vorkommenden Worte für synonym mit שם יהוה נקרא עליהו gehalten, weil er 5 Mos. 28, 10. auf ähnliche Weise übersetze. Er fügt aber hinzu: *dubium tamen est, utrum nostro in loco intellexerit.*

Deum Hebraeorum ſic dici, quia populus ille ipſi eſſet proprius, tm vero, Deum nominatum, id eſt, illuſtrem factum eſſe, vel iri, propter eos. Bey Kap. 4, 25. wird erinnert, daſs dieſer Vers beſondre Schwierigkeiten habe. Vorerſt wird die Abweichung der Handſchriften in Anſehung der Ueberſetzung des hebr. Worts צר bemerkt. Die Leidenſche Handſchrift hat dafür ماضية, welches durch *culter, gladius acutiſſimus*, kann überſetzt werden. Die Pariſer Handſchriften haben aber ضايقة und die Handſchr. des *Uſſerius* ضيق. Dieſes Wort hat aber die Bedeutung *angor, ſcrupulus animi.* Nach dieſer Lesart würde alſo der Ueberſetzer das hebr. צר in der Bedeutung *anguſtia* genommen haben: *inceſſit Zipporam ſcrupulus, anxietas. Van Vl.* bemerkt, die Samarit. Ueberſetzung drücke es durch נהר aus, welches Wort *Caſtellus* durch *petra*, wahrſcheinlich blofs wegen dieſer Stelle, überſetze. Die Bedeutung *ſapientia, prudentia*, ſchicke ſich auch nicht hierher. Da aber נהר und נער im Samaritaniſchen leicht verwechſelt würden, ſo könnte man es aus dem Arab. نعر *negotium ſollicitum* erläutern. Die Samarit. Ueberſetzung habe alſo vielleicht dieſes ſagen wollen: *Zipporam inceſſit ſollicitudo.* Dem Rec. kommt dieſs letzte etwas geſucht vor, beſonders wenn er auf das vorhergebrauchte *Verbum* נסב achtet. *Cellarius* überſetzt נהר durch *lapis politus et ſplendidus.* Das folgende ותכרת - נגע wird überſetzt وقطعت رذيلة تبنتها. *Van Vl.* bemerkt, daſs das *Affix. foem. g.* ſchon anzeige, daſs nach dieſer Ueberſetzung die Zippora ſich ſelbſt etwas abgeſchnitten habe; zugleich erinnert er, daſs die Samaritaner nicht zugeben wollten, daſs dem *Moſes* etwas zur Laſt falle. *Abouſaid* habe alſo, um den Geſetzgeber von dem Verdacht, daſs er die Beſchneidung ſeines Sohnes vernachläſſigt habe, zu befreyen, und der Zippora alles aufzubürden, ſich eingebildet, die Zippora habe an ſich ſelbſt die Beſchneidung unternommen. Zur Erläuterung der Ueberſetzung wird angemerkt, رذيلة bezeichne: *id quod projicitur, reprobatum, vile*, und تبنن ſey von بن abzuleiten, dem die Bedeutung *Fettigkeit* zukomme. Das Wort bezeichne alſo als *actio ſpec.* V. *pinguefactio* oder *pinguedo*, und als *actio ſpeciei* II. in der gemeinen arabiſchen Sprache *quidquid tactu vel alio ſenſu gratum eſt.* Die Worte wären alſo dunkel und mit Fleiſs von dieſer Sache gewählt, da die Schamhaftigkeit es nicht verſtattet, ſie deutlicher zu erklären. Die Worte in der Samaritaniſchen Ueberſetzung במול בנואה, welche in der *Polyglotte* als übereinſtimmend mit dem hebr. Ausdruck durch *praeputium filii ſui* überſetzt ſind, welche Ueberſetzung auch *Cellarius* in ſ. *Excerpt.* beybehalten hat, erklärt *van Vl.* auf dieſelbe Weiſe, wie ſie die Samarit. Arab. ausgedrückt hat. Er bemerkt, במול ſey *res abominanda, abolenda*, daher auch במולה in der Bedeutung *praeputium* vorkomme. Das andre Wort בנואה könne aber dem Hebr. נגע nicht entſprechen, welches durch נגה müſste ausgedrückt ſeyn; es ſey vielmehr der Infinitivus von נגא oder נגן, welches Wort, nach der im Aramäiſchen gewöhnlichen Vertauſchung der Buchſtaben ר und נ, dieſelbe Bedeutung mit גדה, *fett ſeyn*, habe. Er meynt, der Ueberſetzer habe dieſes Wort gewählt, theils wegen der Uebereinſtimmung mit dem Hebr. נגע, theils weil ein fetter Körper an den ägyptiſchen Weibern vorzüglich ſey geſchätzt worden. Dieſes mag als Probe genug ſeyn, um auf dieſe leſenswerthe Abhandlung aufmerkſam zu machen.

LEIPZIG, in d. Juniuſ. Buchh.: *Excurſe zum Buche Jonas.* Ein Beytrag zur Beurtheilung der neueſten Erklärungen dieſes Propheten, und der Berufungen auf ihn im neuen Teſtamente, von M. *Joh. David Goldhorn*, Katecheten und Nachmittagsprediger an der Peterskirche u. ordentl. Lehrer an der Bürgerſchule in Leipzig. 1803. XII. u. 207 S. 8. (18 gr.)

Die Reihe dieſer Abhandlungen eröffnet der Vf. mit der Darlegung ſeiner eignen Vorſtellungen von der Zeit der Abfaſſung und dem Zweck des Buchs, welches der Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen iſt. Nach ſeiner Anſicht enthält daſſelbe die ſchriftliche Verzeichnung einer ſchon lange herumgegangenen Sage von dem Propheten Jonas, der (nach 2. B. d. Kön. 14, 25.) unter Jerobeam II. gelebt, und eine Reiſe nach Ninive unternommen hatte. Durch die Länge der Zeit, und durch das unvermeidliche Schickſal jeder oft erzählten Begebenheit, war aus einem, an ſich vielleicht etwas ſonderbaren, das wunderbarſte Ereigniſs geworden. Die nachmalige Zerſtreuung der Iſraeliten in den aſſyriſchen Ländern machte dieſe Sage erſt für ſie merkwürdig, und ſie konnte ein Mittel werden, in das Drückende ihrer Lage einige Erleichterung zu bringen. Denn dieſer Erzählung nach hatte das aſſyriſche Reich ſeine fortdauernde Exiſtenz dem Muthe eines Mannes aus dem jetzt gefangenen Volke zu danken, welcher es wagte, mit Gefahr ſeines Lebens die damaligen Bewohner der Hauptſtadt aus einer Indolenz und ſittlichen Verderbtheit zu retten, durch welche der Untergang des Reichs ſchnell würde haben herbeygeführt werden müſſen. Die Exulanten konnten hoffen, daſs die Wiederauffriſchung jener Begebenheit mit ihren einzelnen Auftritten geſchickt ſey, einen nicht ungünſtigen Einfluſs auf die Behandlung hervor zu bringen, welche ſie von ihren jetzigen Herren zu erfahren wünſchten. Einer der Exulanten, der es ſich zutrauete, die rechte Art der Darſtellung gefunden zu haben, wahrſcheinlich ein Prieſter, zeichnete nun die Begebenheit ſchriftlich auf, um dadurch eine feſtſtehende Norm für die Erzählung zu geben, und ſie gegen Zuſätze anderer Art zu ſichern, mit welchen ſie unter den Aſſyrern nicht eben gern mehr würde gehört worden ſeyn. Aus den unwahrſcheinlichen und unbegreiflichen Angaben der Erzählung, wie ſie jetzt vor uns liegt, ſucht der Vf. das Natürliche, Einfache und Wahrſcheinliche auszuſondern, und nach die-

dieſen wenigen Datis entwirft er nun eine zuſammenhängende Darſtellung der ganzen Begebenheit, wie ſie ſich wahrſcheinlich ereignet haben könne. Die Vorſtellung des Vfs. iſt frey von innern Unwahrſcheinlichkeiten. Freylich das einzige Verdienſt, das ſich an dergleichen Vermuthungen über Dinge, die ſich ſo, aber auch anders zugetragen haben können, überhaupt rühmen läſst; aber von wie vielen ſeit einiger Zeit angeſtellten Verſuchen, die in der Bibel enthaltenen Erzählungen wunderbarer Begebenheiten natürlich zu erklären, läſst ſich wohl ſelbſt jenes wenige rühmen? Uebrigens iſt zwar der Gedanke an ſich, die Erzählung von Jonas als das allmälige Product einer langen Tradition zu betrachten, nicht neu; denn ſchon *Eichhorn* hat in der Einleitung in das A. T. da, wo er von dieſem Propheten handelt, zu entwickeln geſucht, wie durch Hülfe der Tradition dieſe wunderbare Erzählung nach und nach habe entſtehen können; aber der Vf. hat jenen Gedanken von einer neuen Seite gefaſst, und auf eine durch gröſsere Wahrſcheinlichkeit ſich empfehlende Weiſe darzuſtellen gewuſst. Auf jeden Fall darf die Vorſtellung des Vfs. gerechteren Anſpruch auf Beyfall machen, als die von *Semler* und *Michaelis* aufgeſtellte Hypotheſe, daſs das Ganze eine moraliſche Dichtung ſey. Der Prüfung dieſer Hypotheſe iſt der *zweyte* Excurs gewidmet. Ausführlich und befriedigend wird gezeigt, welch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen den unbezweifelbaren paraboliſchen Dichtungen oder Fabeln des A. T. und dem Buch Jonas, ſowohl in Anſehung der Erfindung als Darſtellung ſtatt finde. Auf ähnliche Weiſe wird im *dritten* Excurs die Stäudlinſche Meynung, daſs das Buch Jonas eine *ſymboliſche* Dichtung ſey, durch Vergleichung mit den wahrhaft ſymboliſchen Stücken des A. T. widerlegt. Daſs vielmehr die Erzählung von Jonas unter die ſpätern hebräiſchen Mythen zu ſetzen ſey, wird im *vierten* Excurs aus mehrern Gründen zu erweiſen geſucht. „Es iſt," ſagt der Vf., „ganz ausgemacht, daſs der Name Jonas wirklich einem Manne gehört, welcher im Iſraelitiſchen Reiche eine nicht ganz unbedeutende Rolle ſpielte. Es iſt ferner gewiſs, daſs zu der Zeit, wo er lebte, die Beherrſcher von Ninive gegen Iſrael in einem ſehr drückenden Verhältniſſe ſtanden. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daſs der damalige König von Iſrael ſich des Propheten Jonas zur Unterſtützung ſeiner Plane und Unternehmungen bediente; ja es iſt ſogar gewiſs, daſs dieſer Mann wirklich die Idee von Ninives Untergang gehabt, und ſie laut geäuſsert habe. (Tob. 14, 4.) Sind nun dieſe Facta zum Theil ganz ſicher, zum Theil im hohen Grade wahrſcheinlich, ſo ſind ſie zuſammenhängend und feſt genug, um dem Gebäude als Baſis zum Grunde zu liegen, welches die Sage nachher auf ſie aufgerichtet hat." Wie nun aber die übrigen in der Erzählung befindlichen Umſtände, die theils mit der phöniciſchen Sage von einem Abentheuer, welches Hercules bey der Befreyung der Heſione beſtanden haben ſoll, theils mit verſchiedenen Umſtänden in der Geſchichte des Elias, eine auffallende Aehnlichkeit haben, hinzu gekommen ſind, ob durch eine abſichtloſe, zufällige Vermiſchung verſchiedener Sagen, oder durch abſichtlich dichteriſche Behandlung des Concipienten, dieſs läſst ſich wohl nie mit Gewiſsheit beſtimmen. Dem Vf. iſt jenes Erſtere wahrſcheinlich. An ſich iſt freylich das Eine eben ſo wohl als das Andere möglich. Jedoch würde der zweyte Fall wahrſcheinlicher ſeyn, wenn es ſich erweiſen lieſse, daſs die Vfr. der Schriften des A. T. auch von andern Mythen benachbarter Völker zu verſchiedenen Zwecken Gebrauch gemacht hätten. — Mit der Prüfung der *Nachtigalſchen* Hypotheſe, daſs das Buch Jonas aus den Fragmenten mehrerer Verfaſſer zuſammengeſetzt ſey, beſchäftigt ſich der *fünfte* Excurs. Der Vf. beſtimmt zuerſt die allgemeinen Geſetze, nach welchen man es zu beurtheilen hat, ob ein Buch von einem, oder von mehrern Verfaſſern herrühre, gröſstentheils nach *le Clerc's* Abhandlung über Interpolationen und Suppoſitionen (in der *Ars Critica*), mit Benutzung der Ideen *Eichhorns*, *Ilgens* und *Meyers*, und zeigt dann ſehr einleuchtend, daſs die Gründe, welche die Zuſammenſetzung des Buchs Jonas aus Fragmenten mehrerer durch Jahrhunderte getrennten Verfaſſer beweiſen ſollen, der Stärke und zwingenden Nothwendigkeit gänzlich ermangeln, welche man, den aufgeſtellten Geſetzen zufolge, verlangen muſs. Den Beſchluſs macht eine Unterſuchung über die Anführungen des Jonas im N. T. Der Vf. ſucht darzuthun, daſs Jeſus die beiden Male, da er ſich auf die Geſchichte des Jonas berief (Matth. 12., 39. 40. und 16., 4. vergl. Marc. 8., 11. 12.), dieſes nur in der Hinſicht gethan habe, als Jonas ohne alles σημειον, auſser ſeinem Erſcheinen und Reden ſelbſt, bey den Niniviten als göttlicher Geſandter Aufnahme und Folgſamkeit gefunden habe. Matth. 12., 40. könne ſchwerlich Jeſu eigene authentiſche Erklärung ſeines V. 39. gethanen Ausſpruchs enthalten, da V. 40. mit dem unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Verſe in offenbarem Widerſpruche ſtehe; die Schwierigkeiten dieſer Stelle ſeyen daher bloſs auf Rechnung der Quelle zu ſetzen, aus welcher Matthäus ſchöpfte. Verſchiedene neuere Verſuche, den 40. Vers als ächte Rede Jeſu zu vindiciren, werden mit Einſicht und Scharfſinn geprüft. Rec. braucht wohl kaum noch etwas zur Empfehlung dieſer Schrift hinzu zu ſetzen, da ſich aus dem Angeführten hinreichend ergiebt, daſs ihr unter den vielen, ſeit einiger Zeit über das Buch Jonas erſchienenen Schriften, eine vorzügliche Stelle gebühre.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Februar 1804.

GÖTTESGELAHRTHEIT.

ERFURT, b. Hennings: *Der Theologe*, oder *encyklopädische Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten im Gebiete der theol. Wissenschaften*, für Protestanten und Katholiken, von *Joh. Joach. Bellermann* (nunmehr. D. der Theol. und Director des vereinigten Berlinisch-Cöllnischen Gymnasiums). *Erster* Theil. 1803. XX u. 266 S. 8. *Zweyter* Theil. 1804. X u. 289 S. 8.

Für diejenigen Freunde theologischer Literatur, welche nicht im Stande sind, die Bücher, welche neue Forschungen enthalten, sich selbst anzuschaffen, legt Hr. B. hier ein Magazin an, worin unter den sieben Fächern: Religionsphilosophie, Exegese, Geschichte, Dogmatik, Moral, Predigerwissenschaften, Kirchenrecht, Auszüge aus den wichtigsten Schriften gegeben, mit unter auch eigne Aufsätze geliefert werden, wie denn hier im *zweyten* Theile schon der Anfang eines lesenswürdigen Aufsatzes: *Uebersicht der Moralprincipien*, von Hn. D. *Schmid* in Jena mitgetheilt wird. Vorausgesetzt, dass niemand, der nicht durch eingeschränkte Vermögensumstände gehindert wird, durch dergleichen Auszüge sich wird abhalten lassen, die Werke lieber selbst zu lesen, sehen wir keinen Nachtheil von einem solchen Repertorium weder für die Verleger jener Werke, noch für die Literatur selbst ab; und können also, da der Plan, mit Verstand entworfen, und bis jetzt mit Fleiss ausgeführt worden, dasselbe den unbemittelten Predigern mit Recht empfehlen. Auch diejenigen, welche die Bücher selbst gebraucht haben, aus denen hier Auszüge stehen, werden durch eine angenehme Uebersicht zur Erinnerung des Gelesenen, und durch die Lectüre der Originalaufsätze sich für die darauf gewendete Zeit für hinlänglich belohnt halten.

ERFURT, b. Keyser: *Biblische Geographie*, von D. *Joh. Joach. Bellermann*. — *Erster* Theil. *Zweyte* vermehrte und verbesserte Auflage. 549 S. 8.

Bekanntlich macht diese *biblische Geographie* ein Stück des von dem Vf. herausgegebenen *Handbuchs der biblischen Literatur* aus, von dem die einzelnen Theile zu ihrer Zeit in der A. L. Z. nach der ersten Auflage angezeigt worden. Man hat Ursache, sich zu freuen, dass ein so nützliches Handbuch, wie die zweyte Auflage beweiset, auch in viele Hände gekommen; und wir hoffen, dass sich zu den Händen auch die Köpfe gefunden, die es studirt und weiter benutzt haben mögen. In der zweyten Auflage ist auf die neuesten Schriften an gehörigen Orten die gebührende Rücksicht genommen. In Absicht des Plans hat der Vf. nichts zu ändern gefunden. Wir wüssten auch nichts zur Verbesserung dabey vorzuschlagen, als etwa, dass in einer biblischen Geographie, wenn man sich nicht auf das *superflua non nocent* berufen will, billig alles weggelassen werden sollte, wovon in der Bibel nichts vorkommt.

HOMILETIK.

CÖTHEN, b. Aue: *Praktische Anleitung für Prediger zu pädagogischer Bearbeitung der gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien.* Nebst einer Uebersicht dessen, was die Bibel in pädagogischer Hinsicht Brauchbares enthält, von *Joh. Daniel Schulze*, D. der Phil. und Privatlehrer d. Theol. zu Leipzig. 1803. 175 S. 8.

Es gehört eine Art von Witz dazu, um an die Sonntagsevangelien pädagogische Themata zu knüpfen, zu welchen sie oft gar keine, oft eine sehr entfernte Veranlassung geben. Diesen Witz hat der Vf. gezeigt, nur muss man die Mühe bedauern, die es ihm gekostet haben mag, aus manchem Evangelio eine Erziehungsregel herauszupressen, z. B. aus dem Evangelio von der Hochzeit zu Cana. Hier hilft sich der Vf. unter andern so: „Wein, sagt er, wurde auf dieser Hochzeit in ziemlicher Quantität genossen. Ob auch Kinder dabey gewesen, und ob ihnen auch Wein gegeben worden, meldet die Urkunde nicht. Doch könnte vielleicht dieses Ev. benutzt werden, um die Frage zu erörtern, ob es gut sey, Kinder in jede Gesellschaft mitzunehmen. — — Auch kann bey dieser Gelegenheit von der Schädlichkeit hitziger Getränke für Kinder das Nöthige erinnert werden." Auf diese Art freylich kann man, zufolge des bekannten: *datur nexus omnium*, über jeden Text jedes Thema abhandeln, und wir getrauen uns, in des Vfs. Manier eben diese Wahrheiten am Neujahrstage aus den Worten: *und da acht Tage um waren, dass das Kind beschnitten würde*, abzuhandeln. Wer Erziehungspredigten zu halten hat, wird leicht (wie der Vf. selbst durch den Anhang gezeigt hat) schicklichere Texte finden können, als die evangelischen Pericopen, worauf eine blos lästige Observanz ehemals alle, jetziger Zeit aber doch weit weniger Prediger beschränkt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Camesina: *Philosophisch-medicinisches Wörterbuch*, zur Erleichterung des höhern medicinischen

schen Studiums, von D. *Ferd. Joseph Zimmermann*, Kais. Königl. Oberarzte. 1803. 263 u. Reg. XIV S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In alphabetischer Ordnung liefert der Vf. eine Erklärung theils der für die Medicin aus der neuern Philosophie entlehnten Kunstwörter, theils derjenigen Ausdrücke, durch welche allgemeine medicinische Begriffe bezeichnet werden. Gegen die Zweckmäfsigkeit eines solchen Unternehmens läfst sich manches einwenden; bey demjenigen, welcher für das höhere Studium der Medicin empfänglich ist, mufs man einen Grad von wissenschaftlicher Bildung voraussetzen, der ihm ein solches Wörterbuch entbehrlich macht; den minder gebildeten erhalten dergleichen Erleichterungs- und Hülfsmittel in einem ihm schädlichen Dünkel, und nicht selten tragen sie dazu bey, Leute, die sehr brauchbare Geschäftsmänner gegeben haben würden, zu sehr unbrauchbaren Halbgelehrten zu verbilden. Die Vorzüglichkeit der Ausführung könnte die Herausgabe eines solchen Werkes etwa noch entschuldigen. Rec. zweifelt aber sehr, ob diese Entschuldigung hier statt finden könne, und verweist vorzüglich auf die Artikel: Gesundheit, Krankheit, Uebelbefinden, vicarirende Thätigkeit, Polarität, Ueberzeugungsvermögen u. s. w., um seine Zweifel zu rechtfertigen.

Dresden, in Commiss. b. Gerlach: *Untersuchung und Erklärung der allgemeinsten pathologisch-therapeutischen Grundlehren*, als Einleitung zu seinen Vorlesungen, von D. *Christoph Eusebius Raschig*, Kurfürstl. sächs. Gen. Stabsmedico, Mitgl. des Sanit. Coll. und Lehrer der prakt. Arzneyk. am Coll. med. chirurg. 1803. XII u. 132 S. 8. (10 gr.)

Man findet hier die allgemeinen Begriffe von Krankheit, Krankheitsursache, Symptome, Heilung u. s. w. so wie sie ehemals in den medicinischen Schulen vorgetragen wurden, auf eine sehr fafsliche Art dargestellt. Für das gröfsere medicinische Publikum hat diese Schrift, da sie weder neue Wahrheiten enthält, noch ältere Sätze durch neue Ansichten erläutert werden, durchaus kein Interesse; Rec. zweifelt aber nicht, dafs sie für die Zuhörer des Vfs. von Nutzen seyn werde.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Amsterdam, Triest u. Stuttgart, in Commiss. b. Löflund: *Il Corrispondente Triestino*, ovvero lettere istruttive italiane, tedesche e francesi per la gioventù bramosa di applicarsi al commercio, composte da un negoziante. 1802. 148 S. 8. (10 gr.)

Es fehlt zwar nicht an Anweisungen zur italiänischen Correspondenz für Kaufleute, allein in den meisten ist die Schreibart schlecht, oder der Vortrag zu altmodisch, oder die Kenntnifs des Gegenstandes zu oberflächlich. Im gegenwärtigen Triestischen Briefwechsel hat man jene Fehler zu vermeiden gesucht. Einige Druckfehler abgerechnet, ist das Ganze eine gute Sammlung, die dem Liebhaber der italiänischen Sprache, und besonders jungen Kaufleuten, zum Muster dienen kann. Der Herausgeber verspricht noch einen Theil solcher kaufmännischen Briefe.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Vofs: *Botanisches Bilderbuch* für die Jugend und für Freunde der Pflanzenkunde. *Vierter* Band.

Auch unter dem Titel:

Getreue Abbildungen und Zergliederungen deutscher Gewächse. Zweyter Band. Von *Friederich Dreves* und *Friederich Gottlob Hayne*. *Erstes* bis *sechstes* Heft. 188 S. m. 30 illum. Kupfert. 4. (4 Rthlr.)

Der vorliegende Theil dieses nützlichen Werkes, das durch den Beytritt des fleifsigen *Hayne* wichtig geworden ist, enthält gute, nach den Regeln der Systematik entworfene Beschreibungen und Beobachtungen über viele gemeine und seltnere Gewächse, nebst mancherley Notizen, Systematik, Terminologie, und die Benutzung einiger Pflanzen, von denen wir folgende auszeichnen können. Der Vf. unterscheidet von der gemeinen *statice Armeria* eine andere am Seeufer und auf Alpen wachsende Pflanze, *St. pubescens*, durch niedrigere Statur, weichhaarigen Schaft, halbkugelförmiges nicht plattes oder zurückgeschlagenes Involucrum, grüne nur an der Spitze trockne, nicht durchaus trockne Blätter des Involucrums, nach der Base zu verschmälerte Blätter u. s. w.; diese Pflanze kann auch in Gärten cultivirt werden. Er bildet aus der *hypochaeris minima* eine eigne, durch die kelchförmige Saamenkrone ausgezeichnete Gattung: *Arnoseris pusilla*, wo jedoch den Trivialnamen mit einem gleichbedeutenden Worte zu vertauschen nicht wohlgethan ist; er giebt die Analyse der Fruchttheile des *equisetum arvense*, welche jedoch mit der bekannten *Hedwigschen* einer verwandten Gattung übereinstimmt; er zählt das Gewächs zu den *stachyopteridibus Willd.*, ohne jedoch die Kennzeichen dieser Pflanzenordnung anzugeben, wie man nach dem Plane des Werkes erwarten könnte, oder dieselbe zu rechtfertigen, da sie gewifs sehr starken Tadel zu überwinden haben dürfte. Bey mehrern Gewächsen hat der Vf. ihre Benutzung oder Versuche, die man mit ihnen in ökonomischer und technischer Hinsicht angestellt hat, angegeben, besonders ausführlich bey *Geseda Luteola* Bemerkungen über ihre Cultur und ihren Gebrauch zum Färben; bey *geum urbanum* sagt der Vf., es werde die Wurzel bisweilen in das Bier gethan, um dessen Sauerwerden zu verhüten, es diene zum Gerben, Färben, so wie auch bey *chrysanthemum segetum Jussieus* Versuche, es zum Färben zu gebrauchen, erwähnt werden u. s. w. Das Werk kann den angehenden Botanikern besonders empfohlen werden, da es die Methode, Pflanzen zu zer-

zergliedern und zu beschreiben, praktisch erläutert; jedoch muss man warnen, den französischen und englischen Text nicht als Muster für den botanischen Ausdruck in diesen Sprachen anzusehen, da er besonders in den ersten Heften voller unverständlicher Wörter, Germanismen im *französischen*, Germanismen und Gallicismen im *englischen* Theile, ist. Die Kupfer sind von *Capieux* gut und fleissig gestochen.

NÜRNBERG, b. Raspe: *Flora Europaea inchoata* a D. *Joh. Jac. Römer.* Fascic. V. VI. VII. *Drittes* Heft m. 8 illum. Kupfert. 1801 u. 1802. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die vorliegenden Hefte enthalten neben mehreren ganz gemeinen und hinlänglich bekannten Pflanzen, z. B. *campanula Trachelium, galanthus nivalis*, an dem die Blumenkrone schlecht gezeichnet und der Stand den kleinen Blumenblätter verfehlt ist, *gentiana verna, asperugo procumbens, festuca duriuscula*; mehrere seltenere aus dem südlichen Europa, z. B. *campanula mollis, tulipa silvestris*, das Hauptkennzeichen der Art, die wolligen Haare am Grunde der Blumenblätter sind nicht zu sehen, und des angenehmen Geruchs ist nicht erwähnt; *daphne collina*, der haarige Ueberzug auf der untern Seite der Blätter ist nicht gut angegeben, auch die Illumination nicht fleissig genug; *phlomis purpurea, hippocrepis Balearica, dianthus caesius, bromus erectus*, hier ist nachzutragen, dass dieses Gras auch in Deutschland, z. B. Oesterreich, der Pfalz, Bayern vorkommt; *fagina cerustoides, ruta Patavina*, wo jedoch die Beschreibung fehlt. Aus Osten erscheint die von den nördlichen Azaleen ungemein abweichende *Azalea Pontica*. Auch einige seltne Alpenpflanzen, z. B. *campanula Zoysii* aus Krain, nicht aus Kärnthen, wie hier stehet, welche nach *Hoppens* Taschenbuche auch im Salzburgischen gefunden wird; sie lässt sich ein oder ein Paar Jahre in Töpfen ziehen; *bupleurum graminifolium, arabis Ovirensis*. Die Abbildungen und Beschreibungen sind gröstentheils gut, letztere nur zu ungleich, bald sehr lang, bald ganz kurz. Es wäre zu wünschen, dass der Vf. es unterliesse, die ganz gemeinen Pflanzen abzubilden, die jeder Anfänger bald kennen lernt und die schon so oft abgebildet sind. Denn so wie es fast unmöglich ist, in einem Werke, das nicht schneller fortrücken kann als dieses, *alle* europäischen Pflanzen abzubilden; so würde dagegen eine *flora Europaea selecta* von seltenen oder schwer zu erkennenden Pflanzen, ein weniger schwieriges und gewiss sehr wünschenswerthes Unternehmen seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ANDERNACH, b. Lasaulx u. Heckmann: *Biblisches Krankenbuch*, oder *biblische Unterhaltungen für den Christen auf dem Krankenbette.* 1803. 116 S. 8.

Ein christlicher Patient thut viel besser, statt dieses Krankenbuchs, das er erst kaufen soll, lieber die Bibel zur Hand zu nehmen, die er schon besitzt. Denn hier findet er nichts, als in sechs Abtheilungen 1) gesund gewordene Kranke, 2) Begnadigte Sünder, 3) Entschlafende (soll heissen entschlafene) Gerechte, 4) die Leidensgeschichte Jesu, 5) auserlesene Schriftstellen und 6) biblische Gebete. Hat der Compilator dieses Büchleins die Christen auf dem Krankenbette nicht mehr werth geachtet, als ihnen eine Arbeit anzubieten, wozu er blos die Finger gebrauchte, so werden diese dagegen ihren Verstand gebrauchen, ihn mit seinem, mehr auf ihren Beutel als ihre Erbauung berechneten Machwerke abzuweisen.

LEIPZIG, b. Reinicke: *Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs.* Auf Verlangen herausgegeben von M. *Joh. Friedr. Krause*, Domprediger und Schulinspector in Naumburg. 1803. 364 S. 8.

Man findet in diesen Predigten mehrere nicht alltägliche Themata mit Fleiss und in einem mehr für ein gebildetes Publikum, als gewöhnliche Gemeinden berechneten Vortrage abgehandelt. Zuweilen sind jedoch die Themata selbst zu gekünstelt abgefasst: z. B. *die Hoffnung der Unsterblichkeit ist mehr als ein schöner Traum*, wo im ersten Theile bewiesen wird, dass sie, wenn auch ein Traum, doch ein schöner Traum, im zweyten, dass sie mehr als dieses sey. So lautet in einer andern das Thema: *Einige Blicke ins Land der Unsterblichkeit, die nicht bloße Träume sind.* Ueberhaupt neigt sich der Vf. hier und da zum poetischen Ausdrucke, eine Ausschweifung über die Grenzen der Beredsamkeit, die bey sonst guten Predigern nicht selten vorkommt, und die man durch das Studium der Reden des *Cicero*, oder, wenn man sich an neuere Kanzelredner halten will, am ersten bey *Spalding* und *Zollikofer* vermeiden lernt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, b. Ruff: *Kleiner Hausbedarf für Freunde der Religiosität und vernünftigen Erziehung, die nicht nothwendig auf eine gelehrte Weise unterhalten seyn wollen*, von M. *Wilh. Gottlieb Georgi*, Archidiac. in Merseburg. 1803. 203 S. 8.

Der *erste* der hier gelieferten Aufsätze betrifft die *Lesesucht und Lesebibliotheken in unserm Zeitalter.* Gegen die Lesesucht zu schreiben hat nur das Unbequeme, dass man der Lesesucht wieder neue Nahrung giebt. Der Vf. sagt gleichwohl hier viel Wahres gegen die sittenverderblichen Bücher, und gegen die Gefahr bey Leihbibliotheken, die allerdings unter der Aufsicht der Polizey stehen sollten. Ob dabey gerade Stempel, wie wirklich in Göttingen, eingeführt werden sollen, ist doch noch sehr die Frage. Die Verfasser giftiger Bücher will der Vf., wenn sie aus Hunger schreiben, beym Militär, im Arbeitshause oder in einer Armenanstalt untergebracht wissen. Haben sie aber aus Muthwillen geschrieben, so sollen sie *am Fleische*

Digitized by Google

Fleiſche leiden. Ob er aber wie der heil. Franciſcus, oder gar wie Abälard am Fleiſche gezüchtigt werden ſolle, beſtimmt der Vf. nicht. In einem andern Aufſatze unterſucht er die Urſachen der verminderten Zahl der Theologie-Studirenden. Er findet ſie darin, daſs man heut zu Tage ſehr viel von einem Theologen verlange, daſs mancher als Juriſt, als Oekonom, als Schreiber in kurzem ſein Glück begründe, daſs der Predigerſtand zu viel von ſeinem Anſehen verlohren habe; daſs viele durch die Verſchiedenheit der theologiſchen Syſteme abgeſchreckt werden. Er hätte noch hinzuſetzen können, daſs ehemals der Theologie-Studirenden zu viel waren, alſo die Zahl nothwendig abnehmen muſste; ferner daſs, da die Studirenden aller Klaſſen gegen die ehemalige Zeit viel ſchneller von Univerſitäten abgehen, ſich doch die Anzahl nicht mehr ſo, wie ehedem, häufen kann. Unter den übrigen Aufſätzen verdient der *vierte* über den Mittelweg bey der Erziehung des gemeinen Bürgers und Landmanns, und der *fünfte* über das, was man von öffentlichen Religionslehrern in Hinſicht auf weiſe und kluge Amtsführung verlangen könne, ausgezeichnet zu werden.

VOLKSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Berliner gemeinnützige Blätter zur Beförderung der Moralität und Belebung der Induſtrie* für das Jahr 1802. 420 S. für das J. 1803. 426 S. 4.

Es iſt ein Vorzug unſers Zeitalters, daſs man die Volkskalender und Intelligenzblätter immer mehr dazu benutzt, nützliche Kenntniſſe in Umlauf zu bringen, und auf Sittlichkeit und Fleiſs unter den niedern Ständen hinzuwirken. Dazu ſind auch dieſe Blätter, die dem Berliner Intelligenzblatt beygegeben werden, angelegt, welche eine groſse Menge zweckmäſsiger und populärer Aufſätze enthalten. Sie ſind nicht bloſs aus andern Sammlungen dieſer Art entlehnt, ſondern man findet auch von *Klaproth*, *Hufeland*, *Hermbſtädt*, *Willdenow*, *Heynatz* und mehrern andern Verfaſſern Beyträge. Gleiche Abſicht hat in ihrem Umkreiſe folgende Sammlung:

DRESDEN, im churf. priv. Adreſskomptoir: *Gemeinnützige Beyträge zu den Dresdner Anzeigen;* für Vaterlandsfreunde, Pädagogen, Kaufleute, Künſtler, Fabrikanten und Oekonomen. *Erſtes* bis *viertes* Vierteljahr. 1803. 2 Alph. 4. (der Jahrg. 2 Rthlr.)

Auch hier findet man eine Menge nützlicher ökonomiſcher, technologiſcher, merkantiliſcher und andrer für das gemeine Leben brauchbarer Artikel; denen zum Vergnügen der Leſer auch Anekdoten und Worträthſel, wo es der Raum geſtattet, beygefügt werden.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Gemeinnütziger Landwirthſchaftskalender* auf das Jahr 1804. Zunächſt für die *braven* Landleute des fränkiſchen Reichskreiſes, für *Proteſtanten und Katholiken.* Herausg. von *Joh. Bernhard Fiſcher*, Kön. Pr. Kammerrath und Oekonomie-Kommiſſär des Fürſtenth. Ansbach u. ſ. w.

Enthält verſchiedne ökonomiſche Aufſätze, als von Wäſſerung der Wieſen, von dem Nutzen der Aſche als Düngung, über den Anbau der Erlen u. ſ. w., welche der Landmann in Franken, brav oder nicht brav, Proteſtant oder Katholik, gleich gut wird gebrauchen können, da ſie weder auf Moral noch Religion die geringſte Beziehung haben.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Neueſter Volkskalender* auf das Schaltjahr 1804. Oder *Beyträge zu nützlichen und lehrreichen Unterhaltungen für allerley Leſer*, zunächſt für den Bürger und Landmann. Herausg. von *J. F. Chr. Stelzner* und *F. J. Kutſcher.* 210 S. 8.

Da es einem Verleger gleichviel ſeyn kann, ob ſein Buch einerley oder allerley Leſer findet, wenn es nur viele Käufer erhält, ſo glauben wir ihm keinen Schaden zu thun, wenn wir ſagen, daſs wir hier ein ganz nützliches Allerley moraliſcher, naturhiſtoriſcher und biographiſcher Aufſätze gefunden haben, das ſich durch Auswahl und Abfaſſung doch mehr für den ſtädtiſchen Bürger als den Landmann eignet.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Würzburg*, b. d. Gebr. Stahel: *Ueber den Zuſtand des Buchhandels in Würzburg.* Dem Publikum zur Prüfung vorgelegt, von *V. Joſeph Stahel*, D. der Philoſ. und Buchhändler in Würzburg. 1803. 53 S. 8. — Im Nationalblatt für die kurf. Bayriſchen Fürſtenthümer in Franken war eine Abhandlung über die Verbeſſerung der Würzburgiſchen Univerſität eingerückt, und darin geſagt worden, der Buchhandel dort ſey ſo elend, daſs es nichts als Krämer gebe, die auf Dreyer ſpeculirten; man müſſe den katholiſchen Buchhändlern einen Proteſtanten an die Seite ſetzen u. ſ. w. Dagegen zeigt Hr. D. *St.* in geſittetem Tone, wie unbefugt dieſe Vorwürfe ſeyn. Er leugnet zwar nicht, daſs der Buchhandel in Würzburg noch lebhafter ſeyn könne, als er iſt; beweiſet aber, daſs ihn bisher Hinderniſſe drückten, woran die Buchhändler ganz unſchuldig ſind. Die beſte Vertheidigung der Stahelſchen Handlung ſelbſt liegt in der Angabe, daſs ſie ſeit dem Jahre 1766 für 700,000 Gulden im Nominalwerthe an Verlagsartikeln gearbeitet; und in 34 Jahren nur für zwey Preſſen an Papier und Arbeitslohn 200,000 Gulden bezahlt; ſeit 25 Jahren aber vier Preſſen beſchäftigt habe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. Februar 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verlag der Zweybrücker typogr. Gesellsch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ ΝΑΥΚΡΑΤΙΤΟΥ ΔΕΙΠΝΟΣΟΦΙΣΤΑΙ. *Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum Libri quindecim*, ex optimis Codicibus, nunc primum collatis, emendavit ac supplevit, nova latina versione et animadversionibus cum If. Casauboni aliorumque, tum suis illustravit, commodisque indicibus instruxit *Johannes Schweighäuser*, Argentoratensis etc. *Tomus secundus.* anno X. (1802.) 557 S. *Tomus tertius.* anno XI. (1803.) 529 S. 8.

Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas post Isaacum Casaubonum conscripsit *Johannes Schweighäuser. Tomus secundus*, in librum III. et IV. an. X. (1802.) 686 S. — *Tomus tertius*, in libr. V. et VI. an. X. 619 S. — *Tomus quartus*, in libr. VII. et VIII. anno XI. (1803.) 690 S. 8.

Wir haben bey der Erscheinung der ersten Bände dieses neuen *Athenäus* von dem Plane der Ausgabe und den dabey benutzten Hülfsmitteln ausführliche Nachricht ertheilt, und wir könnten uns vielleicht begnügen, mit Verweisung auf dieselbe, unsere Freude über den ununterbrochenen Fortgang eines wohlbegonnenen Unternehmens an den Tag zu legen, und den immer gleichen Fleiss des gelehrten und verdienstvollen Herausg. zu rühmen. Bey einem Werke des mechanischen Fleisses würde dies auch in der That hinreichen; aber bey der Ausgabe einer der schwierigsten und verdorbensten Schriften des Alterthums glauben wir es unserer Achtung gegen das Publicum und den vortrefflichen Herausg. schuldig zu seyn, seine Verdienste durch eine ausführlichere Anzeige in ein helleres Licht zu setzen, und beyläufig zur weitern Verbesserung und Vollendung seines Werks, soviel in unsern Kräften steht, beyzutragen.

Die Benutzung der besten und ältesten Handschriften des *Athenäus*, die ein günstiges Loos dem Herausg. in die Hände führte, ist, in kritischer Rücksicht, das erste und wesentlichste Verdienst dieser Ausgabe. Bey einem Werke, dessen Text erwiesen aus Einer einzigen Handschrift geflossen ist, muss die Erhaltung derselben gewiss für ein ganz vorzügliches Glück angesehen werden; und es fällt in die Augen, dass, vor ihrer Vergleichung, jeder Schritt in der Kritik eines solchen Werkes schwankend und ungewiss bleiben muss. Dieser Ungewissheit ist nunmehr, so weit dieses überhaupt möglich war, ein Ziel gesetzt; wir wissen nun mit Bestimmtheit, was sich aus Handschriften für den *A.* erwarten läfst; und wo das, was sie leisten, zur Verbesserung des Textes nicht hinreicht, darf die Conjecturalkritik auf dem solidern Boden dreister einherschreiten. Eine der wichtigsten Entdeckungen, zu denen die Vergleichung der ehemaligen venetianischen, jetzt parisischen, Handschrift Gelegenheit gegeben hat, ist, in den vor uns liegenden Bänden, die Bemerkung einer Versetzung im *vierten* und *fünften* Buche, die *Casaubonus* richtig vermuthete, welcher abzuhelfen aber Hn. *S.* vorbehalten war. Eine lange Stelle *über die Homerischen Gastmahle*, welche gegen *sechs* Seiten der Casaubonischen Ausg. füllt, und L. IV. S. 177. A. nach den Worten Αἴσχυλος γοῦν anfängt, folgt jetzt im 5ten B. S. 187. B. auf die Worte ἄλλου δ' ἐπ' ἄλλης προκειρέσεως, wodurch denn die zerrissenen Worte Αἴσχυλος γοῦν κατὰ μεταφέρων ἐν Ἰξίονι φησί wieder vereinigt, ein Fragment aus dem *Ixion* des *Aeschylus* gewonnen, und dagegen der Dichter *Ixion*, mit welchem *Casaubon.* (Anim. IV. 25. p. 314.) nichts anzufangen wusste, aus dem Verzeichnisse der griechischen Dichter verbannt wird. —

Nicht unbedeutend ist die Anzahl von Stellen, in denen der Text aus der venetianischen Handschrift durch kleine Zusätze bereichert erscheint. Mehrmals war an den Auslassungen ein ὁμοιοτέλευτον schuld, wie z. B. IV. S. 182. C. ἔτι δὲ καὶ Ἀλέξων καὶ αὐτὸς ἐν τῷ περὶ Αὐλῶν, nach den Worten ὁ Πυθαγορικὸς ἐν τῷ περὶ Αὐλῶν. und S. 185. A. καὶ βαρὺν αὐλὸν λέγων τὸν Φρύγιον, nach τῷ Φρυγίῳ. S. 178. B. Ἡρακλέους (Cod. Venet. Κήϋκος) λέγων ὡς ἦλθεν ἐπὶ τὸν τοῦ, vor dem Worte Κήϋκος. S. 198. B. καὶ ἑκάστη φέρουσα τοὺς ἰδίους καρπούς· ἐχόμενα τούτων θυμιατήρια, nach den Worten διεσκευασμένα καί — S. 245. A. Μενάνδρῳ τῷ σατράπῃ, εὐπαρύφου δὲ καὶ μετὰ θεραπείας περιπατοῦντος, nach παράσιτοῦντος. S. 247. E. σιτόκουρός τε καὶ αὐτόσιτος, ἔτι δὲ κακόσιτος, nach οἰκόσιτος. S. 287. C. gewinnen wir einen halben Vers des *Numenios*, durch Wiederherstellung von vier ausgefallenen Worten: Ἡ βαιῇ καρίδι, καὶ εἴ ποτε βεμβράδι, κεινῇ. Minder beyfallswürdig ist S. 131. C. in einem Fragmente des *Anaxandrides* der Zusatz αἰγῶν τ' ἀγέλην, welchen auch Hr. *S.* in den Anmerkungen verwirft. Die gewöhnliche Lesart erlaubt eine elegantere Abtheilung der anapästischen Zeilen, indem für den Schluss der *Monometer* vor dem *versus paroemiacus* übrigbleibt:

δωδεκάπηχυν
καὶ πουλυπόδων ἑκατόμβην.

vergl. *Valken.* in Diatr. p. 218. B.

Es war zum voraus zu erwarten, dass die vortreffliche venetianische Handschrift die Berichtigung man-

mancher Stelle anbieten würde, in der bisher entweder keine Verdorbenheit bemerkt, oder doch nicht der rechte Weg zur Verbeſſerung eingeſchlagen worden war. Wir wollen nur einige Beyſpiele dieſer Art anführen. L. IV. S. 164. C. ἔπειτ' ἀναγνώσει πάνυ γε δικαιοπῶν für ἀναγνῷς. S. 165. C. ἀμυχὰς καταμύξαντες ſt. κατανύξαντες. — L. VI. S. 259. A. οἱ ἐκαλοῦντο διὰ τὸ περὶ τὰς θεραπείας — πρόςκυνες καὶ κόλακες ſt. πρόςκυνες, wofür *Caſaubonus* προσηνεῖς vorſchlug. S. 263. B. οὐ γὰρ ἦν τότ' οὔτε Μάνης, οὔτε σηκὶς οὐδενὶ ſt. σάκις. *Canter's* Verbeſſerung (Nov. Lect. IV. 3.) Σάκης, welche *Caſaubonus* ſtillſchweigend in den Text erhob, konnte glücklich ſcheinen, wenn gleich der Umſtand, daſs Σάκης als Sklavenname anderwärts nicht vorkömmt, einigen Zweifel erregte; aber niemand konnte leicht auf σηκὶς fallen, welches Wort durch die Auctorität des *Ariſtophanes* Veſp. 765. ὅτι τὴν θύραν ἀνέῳξεν ἡ σηκὶς λάθρα, und mehrerer Grammatiker beſtätigt wird. *Suidas*: Σηκίδες. τὰ οἰκογενῆ παιδισκάρια. κυρίως δὲ σηκύλη ἡ σηκὶς ἡ ἐν ἀγρῷ ταμιεῖον φυλάττουσα. — Eben ſo glücklich kommen L. VII. S. 280. E. die Handſchriften dem *Apollodorus* zu Hülfe, wo es bisher hieſs: τίς γὰρ μᾶλλον ἂν προείλετο, Ἕλλην ἀληθῶς οὖσα, λυπομένους ὁρᾶν Λύτους ὑφ' αὐτῶν, jetzt aber, nach Verbannung der ſprachwidrigen Form, λεπομένους ὁρᾶν, welches dem Stil der Komödie vollkommen angemeſſen iſt; und gleich darauf: αὐλουμένους ὠδῇ· λέγ' αὐτή, γλυκυτάτη ſt. αὐλ. ὠδὶ λέγειν, ὦ γλυκ., wo *Grotius* einen Theil der Wahrheit errathen hatte. Nicht minder ſchätzbar ſind, um noch einige Beyſpiele anzuführen, folgende Lesarten der Handſchriften: L. VII. S. 286. D. καὶ βατιδ' ἐφθὴν ἔσθε μέσου χειμῶνος ἐν ὥρᾳ ſtatt ἔσθιε μοι. S. 289. A. ταῦτα οὐδ' ἂν Μενεκράτης ὁ Συρακόσιος ἐξηγκώσατο ſt. ἐφθέγξατο. S. 290. D. τὰ δέοντα, καὶ τοὐπτάνιον ἁρμόσω μ' ἅπαξ ſt. καὶ τοὐπτανεῖον ἁρμόσω μ' ἅπαξ, wofür *Valken.* Phoen. p. 253. κἀς τοὐπτάνιον ἁρμόσω μ' ἅπαξ vorſchlug. S. 290. F. lieſt die Handſchr. ὅσον διαφέρει μαγείρου μάγειρος (ſt. διαφ. διακόνου μαγ.), welches Hr. *S.* durch Verſetzung der Worte dem Sylbenmaaſse eingepaſst hat. S. 292. B. λαλῶν τὰ ναῦλα ſt. λαβών. S. 343. B. ποῦ Κόρυδος, ἢ Φυρόμαχος, ἢ Νίλλου βία ſt. κοίλου, wofür *Valkenaer* Κόρμου, andere Διοκλοῦς und Κλιοῦς vorſchlugen. *Nillus* oder *Neilos* wird mit andern Helluonen, und namentlich mit dem *Kormus* und *Korydus*, vom *Timokles* (L. VI. p. 240. F.) genannt.

So ſehr nun aber auch dieſe und andere Beyſpiele den Vorzug handſchriftlicher Hülfe zu bewähren ſcheinen, ſo groſs iſt doch auf der andern Seite die Anzahl von Stellen, die ſich, jenes Beyſtandes beraubt, an die Conjecturalkritik allein wenden, und nur von dieſer ihre Wiederherſtellung erwarten können. Zu ihr hat daher auch Hr. *S.*, obgleich übrigens ein gründlicher Anhänger und Vertheidiger der handſchriftlichen Lesarten, ſehr oft ſeine Zuflucht genommen, und eine Menge Stellen erſcheinen hier durch die Aufnahme von Vermuthungen, die theils aus bekannten Quellen geſchöpft, theils dem Herausg. von ſeinen Freunden handſchriftlich mitgetheilt, theils von ihm ſelbſt gemacht worden ſind, in einer beſſern Geſtalt. Es iſt zu beklagen, daſs dem gelehrten und fleiſsigen Herausg. nicht alle Quellen zu Gebot ſtanden, oder daſs es ihm an Zeit gebrach, ſie alle mit der ihm eigenthümlichen Sorgfalt benutzen zu können. Auſserdem würde L. VII. S. 301. in dem Fragment des *Archeſtratus*, *Valkenaers* muſterhafte Verbeſſerung (Epiſt. ad Röver. p. XLV.) καὶ λεβίαν λαβέ, Μόσχε, τὸν ἥπατον (ſt. λαβεῖν ὄσχετον) den ihr gebührenden Platz erhalten haben. *Archeſtratus* hatte ſein bekanntes Gedicht dem *Moſchus* und *Kleander* zugeſchrieben (L. VII. p. 278. E.), von denen der letztere, nach einer eben ſo zuverläſſigen Verbeſſerung *Valkenaers*, in ein anderes Fragment L. VII. S. 322. C. zurückkehren muſs: ταῦτα δὲ πάντα κυρῶ φράζων καὶ πρός σε, Κλέανδρε ſt. Κύρῳ und Κλέαινε. Derſelbe Kritiker verbeſſert (Annot. in Nov. Teſt. p. 331.) in einem Fragment des *Hegeſippus* L. VII. S. 290. B. Οὐκ ἀλλὰ τὸ πέρας τῆς μαγειρικῆς, Σύρε, Εὑρημένον μόνον εἰδέναι νόμιζ' ἐμέ ſt. ἔῶρε Εὕρημα μόνον εἰδέναι τῶν νομιζομένων ἐμέ. Σύρε hatte auch *Coray* entdeckt, deſſen Anmerkungen überhaupt eine Zierde dieſer Ausgabe ſind, und Hr. *S.* verbeſſert den folgenden Vers beynahe eben ſo, wie der holländiſche Kritiker: εὑρημένον εἰδέναι νομίζε μόνον ἐμέ. Bemerkungswerth war auch L. VI. S. 234. A. in den Worten λιζόμενοι δὲ τὴν ἀλλοτρίαν καὶ ἀοικοῦντες οὐ παραλείπουσι, *Valkenaers* Verbeſſerung (in Eleg. Callim. p. 25.) καὶ δηοῦντες, worauf auch *Ruhnkenius* (ad Timae. S. 92.) gefallen war. Von dem letztern iſt dem Herausg. die muſterhafte Verbeſſerung eines Verſes des *Antiphanes* L. IV. p. 143. A. entgangen, welche *Wyttenbach* ad Plutarch. de S. N. V. p. 25. anführt: ἀπόλαυε τοῦ ζωμοῦ, φόφει· τοὺς βύστακας Μὴ καταφρόνει. Vergl. *Ariſtoph.* Eqq. 41. Eine Anzahl glücklicher Vermuthungen in Hn. Prof. *Hermann's Epiſtola de Dramate Comico-Satyrico* (in Comment. Soc. philol. Lipſ. T. I. P. II.), die Hn. *S.* unbekannt geweſen ſind, können wir hier nicht mit Stillſchweigen übergehen. Auch aus *Wakefield's* Schriften, vornehmlich der *Sylva critica*, dürfte, wenn wir nicht irren (denn wir haben nur die wenigſten derſelben zur Hand), noch eine bedeutende Nachleſe gemacht werden können.

Dieſe und ähnliche Auslaſſungen können dem Verdienſte des Herausg. in den Augen der Billigdenkenden, an die er ſich ſelbſt T. III. S. 196. hierüber wendet, keinen Eintrag thun. Sie werden die Schwierigkeiten des Unternehmens, den Umfang des Werks, die groſse Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden, welche die Aufmerkſamkeit des Herausg. zerſtreuen, in Erwägung ziehen, und wenn ſie in einzelnen Punkten klarer ſehen, werden ſie ſich dankbar der Hand erinnern, welche das Schwerſte zu thun übernommen, den Weg gereinigt und die Ausſicht lichter gemacht hat. Uns wenigſtens hat, bey der Reviſion der vor uns liegenden Bände, dieſes Gefühl der Dankbarkeit oft erfüllt, und wir hoffen, zur Ehre unſrer Zeit und Nation, daſs ſich, in Deutſchland wenigſtens, kein *Villebrüne* finden werde, der, uneingedenk der Verdienſte ſeines Vorgängers, ſeine vermeynten oder wirklichen Verirrungen mit Bitterkeit rügen werde.

Digitized by Google

Dieſe

Dieſe Rückſichten der Billigkeit und Achtung, die wir Hn. *S.* eminenten Verdienſten ſchuldig ſind, ſollen uns indeſs nicht abhalten, eine Anzahl von Stellen zu bemerken, in denen wir ſeiner Meinung nicht beytreten, indem uns ſchon der beſcheidene und ruhige Geiſt ſeiner Kritik die feſte Ueberzeugung gewährt, daſs ihm ein freymüthiges Urtheil, wodurch die Sache ſelbſt weiter gedeiht, erwünſchter als unmotivirtes Lob iſt. Aus dieſem Grunde unterdrücken wir ein Verzeichniſs wohlgelungener Verbeſſerungen des Herausg., das ihm ſelbſt unnütz, unſern Leſern aber nicht ſonderlich nützlich ſeyn würde, und wenden uns ſogleich zu der Betrachtung einiger Stellen, in denen durch die bisherigen Bemühungen der Kritik ein weiteres Nachforſchen noch nicht überflüſſig gemacht worden iſt.

Ein Fragment des *Alexis* L. IV. 134. A. mag die Reihe eröffnen. Der Dichter ſpricht von der Tanzluſt der Athenienſer bey ihren Gaſtmählern: ἅπαντες ὀρχοῦνθ' εὐθὺς, ἂν οἴνου μόνον Ὀσμὴν ἴδωσιν, συμφορὰν λέγεις, ἄρ' ἂν φαίνῃς ἄν. *Caſaub.* verbeſſerte hier richtig φαίης, welches Hr. *S.* aufgenommen hat, der, mit Zurückweiſung der übrigen Verbeſſerungsvorſchläge ſeines Vorgängers, die gewöhnliche Lesart dadurch zu retten glaubte, daſs er die Worte συμφορὰν λέγεις einem andern Interlocutor beylegte. So annehmlich dieſes iſt, ſo kann es doch nicht genügend ſcheinen. Wir leſen, ohne Veränderung eines Buchſtabens:

ἅπαντες ὀρχοῦνθ' εὐθὺς ἂν γ' οἴνου μόνον
ὀσμὴν ἴδωσι· β. συμφορὰν λέγεις. α. ἀρὰν
φαίης ἄν, εἰς συμπόσιον εἰσελθὼν ἄφνω.

Der zweyte Interlocutor ſteigert den Ausdruck des erſtern: *Ein wahres Unheil! — einen Fluch würdeſt du es nennen* u. ſ. w. — In dem vorletzten Verſe könnte vielleicht geleſen werden: βαυκιζόμενον, τὰ λευκά τ' ἀναβάλλονθ' ἅμα ſt. τὰ λευκά, τὸν ἀβάλλονθ' ἅμα, und wir würden in dieſe Vermuthung keinen Zweifel ſetzen, wenn wir überzeugt wären, daſs λευκὰ eben ſo wie λευκαὶ (ſ. L. V. S. 215. C.) von einer gewiſſen Art zierlicher Schuhe gebraucht würde. In dem noch an vielen Stellen ganz unverſtändlichen Fragment des *Philoxenos* IV. S. 146 u. 147. ſcheint ſtatt γογγροιτοιωνητεμὼν

γόγγρος ὄκκων ἡγεμὼν

(ſo ſagt *Matron* von dieſem Fiſch: καὶ Τιτυὸν εἶδον λίμνης ἐρικυδέα γόγγρον), und gleich darauf ſtatt ἔχοντα τὸ μὲν γαλεουτινάρκιον ἄλλου geleſen werden zu müſſen τομὴν γαλέου τιν' ἄρκιον μεγάλου, wiewohl hier, bey der Ungewiſsheit des Sylbenmaaſſes, jede Vermuthung unſicher ſcheinen muſs. — In einem Fragmente des *Diphilus* L. IV. p. 157. A., welches eine reichliche Mahlzeit beſchreibt, leſen die Handſchriften, übereinſtimmend mit den Ausgaben:

ἐπὶ ταὐτὴ φέρων
εἰς τὸ μέσον ἐπεχόρευσε σαπέρδης μέγας,
ὑπό τι δυσώδης οὗτος ἥρως ἀνθίαν — —

Hr. *S.* lieſt nicht unglücklich: οὗτος ἱερὸς ἀνθίας, welches Beywort des *Anthias* aus L. VII. 282. C. beſtätigt ſcheint; aber der Zuſammenhang bleibt ſo, auch nach der veränderten Vertheilung der Worte, dunkel und räthſelhaft. Wir glauben, die richtige Lesart getroffen zu haben, wenn wir leſen:

ὑπό τι δυσώδης· εἶτ' ἐσῆρέησ' ἀνθίας —

welches dem vorhergehenden ἐπεχόρευσεν entſpricht. *Ariſtoph.* Eqq. v. 4.: ἐξ οὗ γὰρ εἰσῆρέησεν εἰς τὴν οἰκίαν. Vergl. *Bergler* z. *Alciphron* L. III. 55. Auf eine ähnliche Weiſe ſagt derſelbe Dichter L. VI. S. 230. F.: Ἄριστον ἐπεχόρευσεν ἐκλελεγμένον — Ὀπτῶν ἐπῄει σωρός, und mit einem dem ἐσῆρέησεν entſprechenden Worte, *Sophokles* L. VII. S. 277. B.: Χορὸς δ' ἀνάιδων ἰχθύων ἐπερρόθει, wo ebenfalls von einem auf die Tafel geſetzten Gerichte die Rede iſt. *Eubulos* endlich L. VII. S. 300. C.: μετὰ ταῦτα δ' ὄννων μεγαλόπλουτ' ἐπεισέπλει Ὑπογάστρι' ὀπτῶν. In dem Fragm. des *Kriton* L. IV. S. 173. B. C. dürfte es vielleicht das Sicherſte ſeyn, den entſtellten Vers καὶ φορμιῶσαι ναῦς ἀναγκάσας δύο ganz unberührt zu laſſen. Hr. *S.* erklärt ſeine Conjectur φωριᾶσαι ſelbſt für äuſserſt ungewiſs, und wir zweifeln ebenfalls, daſs ſie Glück machen könne. In φορμιῶσαι möchte wohl am erſten ein Beywort von ναῦς zu ſuchen ſeyn; in dem zweyten Halbverſe könnte man

ἀνακάψας δύο

vermuthen. Das Fragm. ſpricht von einem reichen phöniciſchen Kaufmanne, welchen ein unverſchämter athenienſiſcher Paraſit um das Seinige betrogen hatte. Er hatte ihm, wie es vorher heiſst, *in dem Hafen auf den Sand gebracht* (ἐν τῷ λιμένι ποιήσας ἄπλουν) und zwey ſeiner *reich beladenen* Schiffe *verſchluckt*. Gerade ſo ſpricht von der raubſüchtigen *Phryne*, einer zweyten Charybdis, der Komiker *Anaxilas* L. XIII. S. 558. C. D. Ἡ δὲ Φρύνη τὴν Χάρυβδιν οὐχὶ πόρρῳ που ποιεῖ; Τὸν δὲ ναύκληρον λαβοῦσα καταπέπωκ' αὐτῷ σκάφει. ἀναχάπτειν für *gierig verſchlingen* braucht *Ariſtoph.* Av. 580. S. *Valken.* ad *Herodot.* L. II. p. 145. 49., deſſen glückliche Verbeſſerung einer Zeile des *Hermippos*, ἐγὼ δ' ἀνέκαψα λαθών γε τὴν διφρηφόρον (Schol. Ariſt. Av. 1550.), der unſrigen zu Statten kömmt. — In der Beſchreibung des prachtvollen Schiffes, welches Ptolemäus Philopator erbaute (L. V. 205. F.), ſtieſs der Herausg. mit Recht bey den Worten an: ἄντρον κατεσκεύαστο· οὗ χρῶμα μὲν ἦν ἔχον τὴν πετροποιΐαν ἐκ λίθων ἀληθινῶν καὶ χρυσοῦ δεδημιουργημένον, er ſelbſt ſchlägt χῶμα, einer ſeiner gelehrten Freunde κοίλωμα, vor; ἀληθινῶν hält *Coray* für ächt; Hr. *S.* aber, die beſtimmte Bezeichnung eines koſtbaren Steines vermiſſend, möchte ἐκ λίθων ἀχατῶν oder etwas ähnliches leſen. Hr. Prof. *Lenz*, welcher vor kurzem (in *Matthiae* Miſcell. phil. P. II. S. 174.) dieſe Stelle ausführlich erörtert hat, dachte an ὑπερῷα oder ᾠα und λίθων ὑαλινῶν. Wir dachten λίθων ἀνθινῶν aus *bunten Steinen*, wie man ἀνθινὴ στολὴ und ἐσθὴς ſagt. Auch von *Steinen* gebraucht, darf dieſes Wort nicht unſchicklich ſcheinen. So ſagt *Philoſtratus* von koſtbaren und glänzenden Steinen: λίθους, τὸ μὲν εἶδος ἀνθηράς, καὶ πάντα ἀπαυγαζούσας χρώματα. Vita *Apollonii* p. 100. und *Asclepiades* Epigr. VII. οὐχὶ μάργαδον χρυσῷ, ὅ μήτ' ἀνθεῖ. — In dem Fragmente des *Xenarchus* L. VI. 225. D. über die Ränke der Fiſchhändler ſtellt der Herausg. den 8ten u. 9ten Vers nach Anleitung der Handſchriften her:

her: εἶθ' εἷς (für τις, s. Schäfer z. Longus S. 399.) θεοῖσιν ἄνθρωπος, πάνυ ξηκαινομένους ὡς εἶδε, und bemerkt, dafs v. 13. die Worte νεκρὸς οἷα eine Interpolation der erſten Herausg. ſind. Die Codd. geben ἔκειτο μετὰ τῶν ἰχθύων, βοᾷ δέ τις, welches einen vollſtändigen Senarius ausmacht, wogegen aber der folgende Vers verſtümmelt erſcheint. Hr. S. macht einige, ihm ſelbſt, wie es ſcheint, nicht genügende Verſuche, ihn auszufüllen, indem er ἐξαείρας oder ἐξερύσας τὸν πρόχουν zu leſen vorſchlägt. Leichter möchte es vielleicht ſeyn, mit Wiederholung eines Wortes zu leſen:

ἔκειτο μετὰ τῶν ἰχθύων, βοᾷ δέ τις,
ὕδωρ, ὕδωρ· ὁ δ' εὐθὺς ἐξάρας πρόχουν —

Ein übrigens ziemlich unbedeutendes Fragment des *Archippos* L. VI. 227. A., welches ebenfalls einen betrügeriſchen Fiſchhändler betrifft, beſchäftigt Hn. S. an zwey verſchiedenen Stellen (Tom. III. S. 309 ſq. und T. IV. S. 325.); aber noch ſcheinen uns nicht alle Schwierigkeiten deſſelben gehoben zu ſeyn. Im 2ten Verſe: Κάπηλος Ἑρμαιός ἐστιν ὃς βίᾳ δέρων ῥίνας, könnte βίᾳ eine bloſse Variante von ῥίνας und ἐστιν ſtatt τις in den Text gekommen ſeyn; am Ende des folgenden Verſes aber, λάβρακας ἐντρεύων, macht die letzte Sylbe ohne Zweifel den Anfang des folgenden Verſes, der auf keine Weiſe mit den Worten ὡς λέγουσιν ἡμῖν anfangen kann. Hieſs es alſo vielleicht:

κάπηλος Ἑρμαιός τις, ὃς ῥίνας δέρων,
γαλεούς τε πωλεῖ καὶ λάβρακος ἔντερα —

In dem gleich darauf folgenden Fragment des *Anaxandrides* leiſteten die Handſchriften wenig oder keine Hülfe. Von v. 7. 8. möchte eher der letztere verſtümmelt ſeyn, als der erſtere. Wenigſtens dünkt es uns wahrſcheinlich, dafs es geheiſsen habe:

ἢ ὠθισμός ἐστε δακτύλων τοιοῦτος αὖ
ἢ πυγμός, ἐὰν μή - - - -

ſo wie auch v. 15. die mangelnde Sylbe vielleicht ſo erſetzt werden könnte:

ἐάν τις ἀφέλῃ τὴν τέχνην
τὴν τῶν ἁλιέων —

Einige Vermuthungen von *Lennep.* ad Phalar. p. 52. im vorletzten Verſe dieſes Fragments haben ſich der Aufmerkſamkeit des Herausg. entzogen. — In einem Fragm. des *Diphilus* L. VI. S. 236. C. geſteht ein Paraſit, dafs er nicht auf die Architektur und die Verzierungen eines ſchönen Hauſes, ſondern nur auf den daraus emporſteigenden Rauch achte. Folgende Verſe ſind nicht fehlerfrey:

ἐὰν δὲ πλάγιος καὶ λεπτὸς, εὐθέως νοῶ,
ὅτι τοῦτό μοι τὸ δεῖπνον ἁλλ' οὐδ' αἱμ' ἔχει.

Grotius, welcher dieſes Fragm. in die *Exc. ex Trag.* p. 798. aufgenommen, hat den erſten dieſer Verſe keiner Verbeſſerung bedürftig geglaubt; in dem zweyten aber, mit mehr Kühnheit als Glück, ἁλιδινὰς ἔχει geſetzt. Mit Recht bemerkt Hr. S., dafs die Worte οὐδ' αἱμ' ἔχει eine *unblutige*, alſo magere Mahlzeit anzeigen, und auf keine Weiſe verdrängt werden dürfen; doch möchten wir deshalb nicht mit ihm die gänzliche Integrität des Verſes zu behaupten auf uns nehmen. Vielleicht hieſs es:

ὅτι τοῦτό μοι τὸ δεῖπνον ἅλας, οὐ δ' αἱμ' ἔχει.

„Steigt der Rauch ſchief und dürftig auf, ſo ſehe ich gleich, dafs ich bey der Mahlzeit auf nicht viel mehr als auf Salz rechnen darf." *Salz*, als die älteſte und einfachſte Zukoſt, wird für einfache Mahlzeiten überhaupt geſetzt, wie beym *Aeſchines* de Falſ. Legat. S. 208.: τοὺς γὰρ τῆς πόλεως ἅλας καὶ τὴν δημοσίαν τράπεζαν περὶ πλείστου δεῖ φησι ποιεῖσθαι. c. *Cteſiph.* p. 616.: ἔφησθα γὰρ τοὺς τῆς πόλεως ἅλας περὶ πλείονος ποιήσασθαι τῆς ξενικῆς τραπέζης. Dafs man auch durch ἅλες die Theilnahme an dem Tiſche eines Freundes, nach einer in ſolchen Fällen gewöhnlichen Litotes, bezeichnet habe, iſt bekannt. S. *Valken.* Annot. in Nov. Teſt. p. 369. ſq. *Huſchke* de Fabulis Archilochi p. 14.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Leipzig, b. Gleditſch: *Lexicon Xenophonteum. Volumen ſecundum.* 1802. 819 S. 8. (3 Rthl. 8 gr.)

Da wir von dem Plan und der Einrichtung dieſes ſehr nützlichen und mit dem muſterhafteſten Fleiſse eingerichteten Wörterbuches bey der Erſcheinung des *erſten* Bandes Nachricht ertheilt haben, ſo begnügen wir uns anzuzeigen, dafs dieſer *zweyte* Band die Buchſtaben E bis K incl. in ſich faſst. In der Vorrede theilt der gelehrte und fleiſsige Herausg. die Varianten aus zwey Handſchriften mit, welche *Gail* in ſeiner Ueberſetzung des *Traité de la Chaſſe de Xénophon*. Paris an IX. (1801.) bekannt gemacht hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Roſtock*, b. Adler: *Ueber Wismars Handelslage und deren Benutzung in ältern Zeiten. Erſte* Abtheilung. Eine Einladungsſchrift zur Feyer des Weihnachtsfeſtes, von *G. P. H. Norrmann*, als dieſsjährigem Rector der Univerſität. 1803. 24 S. 4. — Veranlaſſung zu dieſer Schrift gab die im J. 1803. mittelſt eines, zwiſchen der Krone Schweden und dem Herzogl. Hauſe Mecklenburg-Schwerin abgeſchloſſenen, Pfandcontracts erfolgte Wiedervereinigung der Stadt und Herrſchaft Wismar mit ihrem Mutterlande Mecklenburg. In den erſten ſieben §§. liefert der Vf. einige ſtatiſtiſche Bemerkungen über dieſes Ländchen; (er giebt den Flächeninhalt deſſelben zu 1¾ Qu. Meilen, die Zahl der Einwohner zu 8—9000 Menſchen und die landesherrlichen Einkünfte aus den beiden Aemtern Neukloſter und Poel zu 30,000 Rthl. an,) und in den folgenden drey Paragraphen trägt er hiſtoriſche Erörterungen vor; letztere führen ihn in die älteſten, uns bekannte, Zeiten zurück, und geben uns eine zwar nur ſehr kurze, aber lichtvolle, Darſtellung des vormaligen Handels der Wenden, beſonders in Rückſicht auf Wismar, welches, zumal in ältern Zeiten, eine ſehr bedeutende Rolle im nordiſchen Handel ſpielte. Der Fortſetzung dieſer Abhandlung kann man nur mit Verlangen entgegenſehen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. Februar 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verlag der Zweybrücker typogr. Gesellsch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ ΝΑΥΚΡΑΤΙΤΟΥ ΔΕΙΠΝΟΣΟΦΙΣΤΑΙ. *Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum Libri quindecim*, a *Joan. Schweighäuser*. etc.

(*Fortsetzung der in Num. 61. abgebrochenen Recension.*)

In dem Fragmente des *Alexis* L. VI. S. 237. B. C., wo von einer doppelten Art von Parasiten die Rede ist, scheint uns, mit *Grotius*, der 4te Vers nicht an seiner Stelle zu stehen, aber wir würden ihn nicht so weit, als jener Kritiker, zurückwerfen, sondern ihn nach ἀναχύλιον τευσίας setzen. Der 8te Vers aber muss, unsers Erachtens, mit einer geringen Veränderung so gelesen werden:

νοεῖς τό γένος σὺ καὶ τὸ πρᾶγμα.

S. 240. A. fordert der Zusammenhang und Vers, zu lesen: ἔπειτα καὶ τρόπον τινὰ Τὸ πράγμα μᾶλλον λυσιτελὲς εἶναι νενόμικα statt τὸ πρ. μοι. S. 244. E. scheint die Lesart des Epitome: ἢ εἴ τι ἧττον ἔτι τρέχει, alle weitere Verbesserungsversuche unnütz zu machen. ἢ εἰ fliesst in eine Sylbe zusammen, wie μὴ οὐ und ähnliche. S. *Brunk* ad Soph. Oed. Colon. v. 1155. — In dem Fragm. des *Menander* L. VI. S. 245. C. möchte st. ἐλθών nicht sowohl ἦλθον als λαθών zu lesen seyn: ἐὰν πλείους τις ὦν ἔξεστιν ἑστιῶν τύχῃ λαθών. „Sie nehmen die Köche in Pflicht, wenn etwa einer *heimlich* mehr Gäste bäte, als erlaubt ist." — In folgenden Versen aus einem Gespräche zwischen Würfelspielern L. VI. S. 247. B.:

πῶς ἂν βάλοιμ' Εὐριπίδην! α. οὐκ ἄν ποτε
Εὐριπίδης γυναῖκα σώσειεν. οὐχ ὁρᾷς
ἐν τοῖς τραγῳδίαισιν αὐτὰς ὡς στυγεῖ;

bedeuten die ersten Worte nicht: *Euripidem quo pacto ego jaciam?* sondern: *utinam Euripidem jaciam!* (Vgl. *Valken.* Diatr. p. 173. C.) Euripides aber ist der Name eines Wurfs. Im folgenden V. ist σώσειεν statt σώσει aus den Handschriften aufgenommen; in grammatischer Hinsicht vortrefflich, aber die Rechtfertigung des Sylbenmaasses möchten wir nicht übernehmen. Auch ist in der That nichts weiter erforderlich, als der alten Lesart den Apostroph beyzufügen:

γυναῖκα σώσει· οὐχ ὁρᾷς,

i. e. σώσειε, welches eben die Handschr. anzeigt, die hier, wie an vielen andern Stellen, mit Vernachlässigung des Apostrophs, das vollständige Wort giebt. Uebrigens möchte der Komiker in den nächsten Versen vielleicht ein Fragment aus *Euripides* Antiope (Nr. VIII.) vor Augen gehabt haben. — In einer verstümmelten Anekdote aus den Sammlungen des *Lynkeus* L. VI. p. 248. D.: Κλείσοφος, ὁ Φιλίππου παράσιτος, ἐπιτιμῶντος αὐτῷ τοῦ Φιλίππου διότι ἀεὶ αἰτεῖ, ἔφησεν· ἐπιλανθάνομαι, liest die Handschrift: διότι δεῖ αἰτεῖ εἶναι φημὶ ἐπιλανθ., welches Hr. *S.* in ὅτι ἀεὶ, ἔφη, ἐπιλανθάνομαι verwandelt. Wir glauben, den Zügen der Handschriften näher zu kommen, wenn wir lesen: ἐπιτιμῶντος αὐτῷ τοῦ Φιλίππου, διότι ἀεὶ αἰτεῖ, ἀεὶ γάρ, ἔφησε, ἐπιλανθάνομαι. ἀεὶ γὰρ und εἶναι ist in den Handschriften wenig verschieden; auch die Form der Rede dünkt uns so zierlicher. — In den Worten des *Klearchus* L. VI. 256. E. τοσούτων ἔοικε καὶ τοιούτων ἡ κολακεία κακῶν αἰτία γίνεσθαι τοῖς διὰ τοῦ κολακεύεσθαι προσδεξαμένοις αὐτήν — hat Hr. *S.* zuerst ihre auffallende Abgeschmacktheit bemerkt, indem er mit vollkommener Wahrheit sagt: *si ita scripsit Clearchus — inficete et insulse scripsisse censendus fuerit. Quo crimine libens liberatum philosophum velim, si cui commoda vel interpretatio illorum verborum vel emendatio occurrerit.* Wir glauben diese gewünschte Rechtfertigung durch eine ganz unbedeutende Veränderung zu vollenden, indem wir lesen: διὰ τοῦ βλακεύεσθαι, i. e. *ob socordiam et mollitiem.* Man sehe über den Gebrauch und die Bedeutung dieses einzig hieher gehörigen Wortes *Ruhnk.* ad Tim. p. 61. *Koen.* ad Gregor. p. 263.

In dem siebenten Buche stossen wir zuerst auf ein sehr entstelltes Fragment des *Eubulus* S. 295. E., bey welchem die Handschriften den Herausg. gänzlich verliessen. Hr. *S.* versucht eine Versetzung der Wörte, auf die er selbst kein grosses Vertrauen zu setzen scheint. Der *erste* Vers ist ohne Zweifel verstümmelt; wahrscheinlich ist vor λόπαδα ein Zeitwort ausgefallen. Der 2te und 3te Vers könnte vielleicht so gelesen werden:

θαλαττίου γλαυκοῦ φέρουσαν εὐγενὲς
μέρος, λάβρακά θ' ἑφθόν — — —

Das *edle Stück* des γλαυκὸς ist der Kopf, der für den besten Theil dieses Fisches gehalten wurde. — S. 302. A. zeigt *Archestratus* die vorzüglichsten Stellen zum Thunfischfang an:

Ἂν δέ ποτ' Ἰταλίας ἱερᾶς Ἱππώνιον ἔλθῃς
EPHETON εἰς ὕδατος στεφάνους, πολὺ δή, πολὺ πάντων
ἐνταῦθ' εἰσὶν ἄριστοι.

Um den mittlern Vers zu verbessern, nahm *Casaubon.* zu einem gewaltsamen Mittel seine Zuflucht, indem er Βρεττίων ὑδατοστεφέων las; ausserdem scheint uns auch die Erwähnung der Provinz, in welcher Hipponium lag, ziemlich überflüssig. Mit grösserer Annähe-

rung an die Buchstaben der alten Lesart und mit Gewinn für den Sinn, schlagen wir vor:

ΡΗΓΙΟΥ εἰς ὑδατοστεφάνου σπιλάδας —

„in der ganzen Strecke von Hippolium bis an die *Klippen* des meerbespülten Rhegium." Wollte man das unsern Ohren lästig klingende πολὺ δὴ nicht missen, so würde auch Ῥήγιον εἰς ὑδατοστέφανον — dem Sinne Genüge leisten. Bey dem Fragment des *Theognis* S. 310. A., wo dem Sinn und der Absicht des Dichters zuwider δείπνου δὴ λήγοιμεν gelesen wird, thut Hr. *S.* in den Varianten einige Vorschläge, deren er in den Anmerkungen nicht weiter erwähnt, vielleicht weil sie ihm selbst nicht einleuchtend scheinen mochten. Dem Zusammenhange und der poetischen Sprache ist gewifs *Brunks* Verbesserung μνησαίμεθ' die angemessenste; aber den Buchstaben würde κηδοίμεθ' am nächsten kommen. Nichts ist in den Handschriften gewöhnlicher, als die Vertauschung des λ und κ, des γ und δ. — *Ebendas.* ist in dem Verse des *Archestratus*: Ὅσσα δ' ἂν ἐκ λοπάδος κοίλοις πληρώμασιν ἐψῇς, aus der Handschrift κοίλης verbessert worden; aber auch das nächste Wort scheint einer kleinen Veränderung zu bedürfen: πλευρώμασι. Diese Vermuthung bestätigt *Aeschyl.* Choëph. v. 680. νῦν γὰρ λέβητος χαλκέου πλευρώματα.

Eine Klasse von Verbesserungen, diejenigen, welche das Sylbenmaafs betreffen, haben wir absichtlich bis hieher verspart. Es ist nicht unbekannt, wie viele Irrthümer *Casaubonus*, und ein der Verskunst nicht unkundiger Kritiker, der verehrungswürdige *Grotius*, bey der Verbesserung der im *Athenäus* aufbewahrten Dichterstellen sich zu Schulden gebracht haben. Viele derselben sind beyläufig gerügt und verbessert worden; auch Hr. *S.* hat deren mehrere aufgedeckt und berichtigt; aber immer ist hier dem Fleisse noch manches übrig geblieben. Wir wollen auch hier dasjenige anführen, was wir auf dem von Hn. *S.* gebahnten Wege mit leichterer Mühe zu bemerken Gelegenheit hatten. Einer der wesentlichsten Fehler ist ohne Zweifel die Verkennung der Sylbenmaafse, woraus nothwendiger Weise mehrere Irrthümer folgen müssen; auch unser Herausg. hat sich hin und wieder durch das Ansehn seiner Vorgänger verführen lassen. L. VII. S. 302. D. werden aus den Lemniern des *Aristophanes* folgende Worte angeführt: οὐκ ἔγχελυν Βοιωτίαν, οὐ γλαῦκον, οὐχὶ Θύννου ὑπογάστριον, welche in den *Casaub.* Ausg. nicht abgesetzt sind. In der *Brunk*schen Ausg. des *Aristophanes* (T. III. p. 254) werden sie so abgetheilt und versetzt:

οὐκ ἔγχελυν
Βοιωτίαν, οὐ γλαῦκον, οὐχ ὑπογάστριον
Θύννου.

nicht ohne einigen Zweifel des scharfsinnigen Herausg. welcher hinzusetzt: *Sed aliter in poëtae versibus fuisse puto.* Mit Beybehaltung der gewöhnlichen Wortfolge theilt Hr. *S.*:

οὐκ ἔγχελυν Βοιωτίαν
οὐ γλαῦκον, οὐχὶ Θύννου ὑπογάστριον.

wogegen sich das jambische Sylbenmaafs auflehnt. Alle Schwierigkeiten dieser Stelle verschwinden mit einemmal, sobald man nach den Gesetzen des jambischen Tetrameters liest:

Οὐκ ἔγχελυν Βοιωτίαν, οὐ γλαῦκον, οὐχὶ Θύννου ὑπογάστριον.

Auf eben diese Weise muss S. 311. D. ein Fragment aus derselben Komödie gelesen werden: οὐ κρανίον λέβρακος, οὐχὶ κάραβον πρίασθαι, wie es sich auch in der Brunkischen Ausgabe findet. Ein eigner Unstern hat über einem sehr witzigen Fragment des *Anaxandrides* L. VI. S. 243. E. F. obgewaltet, welches in demselben Sylbenmaafse geschrieben, aber von *Casaubonus*, *Grotius* und *Toup* nach den Gesetzen des jambischen Trimeters behandelt, auf mannigfaltige Weise umgeschaffen und entstellt worden ist. Hr. *S.*, durch die Willkühr, mit welcher *Grotius* verfahren war, aufmerksam gemacht, aber doch zu sehr dem Ansehn seiner Vorgänger trauend, glaubte dem Uebel durch die Voraussetzung, dass diese Stelle sehr lückenhaft auf uns gekommen sey, abhelfen zu können; aber auch so waren noch viele Veränderungen nöthig, und es war, bey dem übrigens festen Zusammenhange der Gedanken, nicht leicht einzusehen, wie das Verlorengegangene gerade auf diese Weise und ohne Verletzung des Sinns in dem Uebriggebliebenen habe verloren gehen können. Auch sind in der That nur wenige Dichterstellen beym *Athenäus* in einer solchen Integrität erhalten worden, wie sich bey folgender Abtheilung der Zeilen von selbst zeigt:

ὑμεῖς γὰρ ἀλλήλους ἀεὶ χλευάζετ', οἰδ' ἀκριβῶς·
ἂν μὲν γὰρ ᾖ τις εὐπρεπής, ἱερὸν γαμὸν καλεῖτε.
ἐὰν δὲ μικρὸν παντελῶς ἀνδρώπιον, Σταλαγμόν.
λαμπρός τις ἐξελήλυθεν, Ὁλολυγμὸς οὗτός ἐστιν.
λιπαρὸς περιπατεῖ Δημοκλῆς, Ζωμὸς κατωνόμασται,
χαιρεῖ τις αὐχμῶν ἢ ὑπῶν, Κονιορτὸς ἀναπέφηνεν.
ὄπισθεν ἀκολουθεῖ κόλαξ, Τήλεμβρος ἐπικέκληται·
τὰ πόλλ' ἄδειπνος περιπατεῖ, Κεστρῖνός ἐστι νῆστις.
εἰς τοὺς καλοὺς ἂν τις βλέπῃ, Καινὸς θεατροποιός.
ὑφείλετ' ἄρνα ποιμένος παίζων, Ἀτρεὺς ἐκλήθη.
ἐὰν δὲ κριόν, Φρίξος, ἐὰν δὲ κωδάριον, Ἰάσων.

Eben so bedurften auch folgende Worte des *Alcäus* L. VII. S. 316. C. ἔδω δ' ἐμαυτὸν ὡς πολύπους nicht der geringsten Veränderung. Sie gehören dem lyrischen Dichter dieses Namens an, und müssen ohne Zweifel so abgetheilt werden:

ἔδω δ' ἐμαυτὸν
ὡς πολύπους,

wie es das Alcäische Sylbenmaafs fordert. An dem Jambus in der dritten Stelle des vorletzten Verses (ἔδω) darf man keinen Anstofs nehmen; denn obgleich Horaz an dieser Stelle einen Spondeus zu setzen pflegt, so zeigen doch die Fragmente des griechischen Erfinders dieses Sylbenmaafses, dass er dieses Gesetz nicht befolgt habe.

Auch den in den gemeinern Sylbenmaafsen abgefafsten Stellen, welche *Athenäus* anführt, muss man oft durch eine veränderte Vertheilung der Wörter zu

Hülfe

Digitized by Google

Hülfe kommen. So ſcheint L. VI. 243. C. das Fragment des *Antiphanes* auf folgende Weiſe geleſen werden zu müſſen:

ἐπὶ κῶμον, εἰ δοκεῖ,
ἴωμεν, ὥςπερ ἔχομεν· οὐκοῦν . . . . .
καὶ δᾷδα καὶ στεφάνους λαβόντες· Χαιρεφῶν
οὕτως μεμάθηκεν κῶμον ἄγειν ἄδειπνος ὤν.

wo wir uns in der letzten Zeile κωμάζειν oder κωμιάζειν mit κῶμον ἄγειν zu vertauſchen, und ὤν zur Ausfüllung des Verſes anzuhängen erlaubt haben. — Ein anderes Fragment des *Ephippus* L. VII. 286. E. fordert ſchlechterdings keine andere Hülfe, als die einer beſſern Abtheilung:

α. πότερον ἐγὼ
τὴν βατίδα τεμάχη κατατεμὼν ἑψῶ; τί φῄς;
ἢ Σικελικῶς ὀπτὴν ποιήσω; β. Σικελικῶς.

L. VII. S. 295. B. fehlen in dem Fragmente des *Timokles* zwey Sylben im Anfange des Senarius:

ᴗ ᴗ γα | λεοὺς | καὶ βατίδας ὅσα τε τῶν γενῶν
ἐν ὀξυλιπάρῳ τρίμματι σκευάζεται.

wenn man nicht vielleicht mit einer etwas gröſsern Veränderung leſen muſs:

γαλεούς τε καὶ βατίδας ὅσα τε τῶν εὐγενῶν
ἐν ὀξυλιπάρῳ τρίμματι σκευάζεται.

Das Fragm. des *Alexis* L. VII. S. 301. A., in welchem der Wahn, daſs es aus jambiſchen Senarien beſtehe, mehrere Veränderungen nach ſich zog, kann ohne den mindeſten Anſtand in zwey trochäiſche Tetrameter zerfällt werden:

καὶ γὰρ ἑψητοί τινες παρῆσαν ἡμῖν δαιδάλεοι
πῶς; τὰ γὰρ καλὰ πάντα Δαιδάλου καλοῦσιν ἔργματα.

Gleich darauf müſſen die Worte des *Theopompos* S. 302. E. ſo vertheilt werden:

ἰχθύων δὲ δὴ
ὑπογάστριον, ὦ Δάματερ.

wodurch der Hiatus vermieden wird, der an vielen Stellen ein ſicheres Zeichen von Verdorbenheit oder von fehlerhafter Abtheilung iſt. Wir wollen auch über dieſen Gegenſtand einiges beybringen, da es uns ſcheint, als ob der gelehrte Herausg. ihn nicht ganz der verdienten Aufmerkſamkeit gewürdigt habe. An einer Stelle ſeines Commentars T. III. S. 544 erklärt er ſich bey Gelegenheit eines Verſes, in welchem *Grotius* ὅτ' εἰμὶ ſt. ὅτι εἰμὶ geſchrieben hatte, hierüber auf folgende Weiſe: *Ac non ſum equidem neſcius, eſſe doctiſſimos viros, qui, ubicunque vocem in α, ε, ι vel ο exeuntem ſequitur vox a vocali incipiens, prorſus elidendam eliminandamque iſtam in fine vocis vocalem cenſeant. Quibus ſicut ego ultro largior, in pronunciando utique elidendas ſemper ejusmodi vocales, aut certe perquam raptim eſſe efferendas, neque unquam pro legitimis ſyllabis poſſe numerari: ſic in ſcribendo nihil neceſſe arbitror, ut ita religioſe tex iſta ſervetur: neque invitus ſecutus ſum vetuſtorum librorum auctoritatem, qui perſaepe plena atque integra ſcriptura utuntur, ubi in pronunciando haud dubie elidenda vocalis eſt.* Wir können uns nicht überzeugen, daſs dieſe Gründe hinreichend ſind, die Verletzung des hergebrachten und wohlbegründeten Gebrauchs zu rechtfertigen. Da Hr. *S.* zugeſteht, daſs in den von ihm angeführten Fällen (zu denen indeſs der Zuſammenhang des ι mit einem Vocal nicht gerechnet werden darf, indem τί ἐστι, τί οὖν u. d. für keinen Hiat geachtet, und ὅτι, περὶ beym *Ariſtophanes* z. B. nie elidirt werden. S. *Brunk* ad Lyſiſtr. v. 945. und ad Ran. 1243.) der Endvocal nicht ausgeſprochen werden darf, und ſelbſt die beſten Handſchriften in dieſen und ähnlichen Fällen als unſichere und *inconſequente* Führer angeſehen werden müſſen, ſo können wir nicht umhin, die Vernachläſſigung des Apoſtrophs eben ſo für einen Uebelſtand anzuſehen, als wenn man *la âme*, *le être*, *que il* u. dgl. ſchreiben wollte. Aber auſser dieſen unbedeutenden Hiaten, in denen die zu elidirende Sylbe nicht zählt, finden ſich noch eine Anzahl anderer beym *Athenäus*, über welche die Zunge nicht hinweggleiten darf, und die daher die Aufmerkſamkeit des Kritikers zu beſchäftigen verdienen. So wird L. IV. S. 166. C. in dem Fragment des *Axionicos* die Verbeſſerung des Herausg. ἡ σοφωτάτη Ἀπὸ τυμπάνου (*Coray* ſchlug ὑπὸ τυμπάνου vor) ἰσχὰς — durch dieſen Umſtand entkräftet, ſo gut ſich auch ſonſt der Sinn und die Züge der alten Lesart ἀποτυμπανισχὰς zu fügen ſcheinen. Eine andere glückliche Verbeſſerung aber L. IV. S. 170. C. in dem Fragment des *Alexis*: τῆς ὀριγάνου

πρώτιστον ὑποτίθει εἰς λοπάδα νεανικὴν

(ſt. ὑποτιθεὶς εἰς) kann nur auf die Weiſe zugelaſſen werden, daſs man ὑποτίθει 's λοπάδα νεαν. ſchreibt, woraus auch die Entſtehung der gemeinen fehlerhaften Lesart ſogleich ſichtbar wird. In dem Fragment des *Amphis* L. IV. S. 175. A. — ὃ θεάτρῳ μὲν οὐδὲ πώποτε Ἐδείχθη, Ἀθήνησιν δὲ κατακεχρημένον, wo man einen Anapäſt nicht denken darf (auch ſchalten die Handſchriften und alten Ausgaben ein γ' nach ἐδείχθη ein) muſs man leſen:

οὐδεπώποτε
'δείχθη, 'ν Ἀθήνησιν δὲ κατακεχρημένον.

L. VI. S. 229. E. (wo, um dieſes beyläufig zu erinnern, der Vers des *Pherecrates* aus den Ἀγρίοις nicht durch Abkürzung, ſondern durch Hinzuſetzung einer Sylbe, verbeſſert werden muſs: ἀπὸ τηγάνου τ' ἔφασκέ νιν [ſt. ἔφασκεν] ἀφύας φαγεῖν) muſs man erſtlich καθίσαν' ὑφέπτειν, und gleich darauf vielleicht

ΚΑΘΤΟΝ δέχεσθαι καὶ βατίσιν καὶ τηγάνοις

ſtatt ΚΑΙ ὑποδέχεσθαι verbeſſern. — S. 238. C. kann weder ἐὰν δεῖ mit *Grotius*, noch ἐὰν δὲ mit Hn. *S.* zur Ausfüllung des Verſes aufgenommen werden. Hieſs es vielleicht: — ἀναβῆναί τι πρὸς

κλιμάκιον, Καπανεὺς νέος τις· ὑπομένειν πλῆγὰς ἄκμων.

νέος könnte durch die vorhergehende Sylbe verdrängt worden ſeyn. S. 238. E. ſchreibe man μὴ 'ξελθεῖν φρέαρ. S. 239. A. in einem Fragm. des *Diphilus*, in welchem

zwey

zwey Verſe durch vier Hiate entſtellt werden, muſs es heiſsen:

ἀγνοεῖς ἐν ταῖς ἀρχαῖς
ὅτι ἔστιν, εἴ τις μὴ φράσει· ὀρθῶς ὁδόν,
ἢ πῦρ μὴ ναύσει, ἢ διαφθερεῖ γ' ὕδωρ,
μέλλοντα δειπνεῖν· ἢ γε κωλύσει τινα.

i. e. φράσειε, ναύσειε. Man bemerke hier die Verbindung von εἰ mit dem Optativ und dem Futuro des Indicativs, welche der Richtigkeit unſerer Verbeſſerung nicht im Wege ſteht. — S. 239. C. μὴ 'νοχλεῖν. S. 241. A. liegt in den Worten ὠψώνει παρ' αὐτὸν οἴκαδε wahrſcheinlich ein ſchlimmerer Fehler verborgen; αὐτοῦ konnte es nicht heiſsen. S. 248. C. ἦς θ' ἅρ' ἐς κατεσθίεις. S. 263. C. ὦ 'γάθ' οὐδαμοῦ. S. 271. E. κεκτήσετ' οὐδὲ δούλην. S. 268. A. ἀλλ' ἀντίθες τοι 'γώ. Tiefer liegt der Irrthum in einem Fragment des *Antiphanes* L. VII. S. 287. E.: Ἄτοπόν τε κηρύττουσιν ἐν τοῖς ἰχθύσιν κήρυγμα· οὗ καὶ νῦν τις ἐκβεβράγει μέγα. Nicht nur der widrige Hiat, ſondern auch das müſsige καὶ, und das wenigſtens entbehrliche νῦν, zeigt die Verdorbenheit dieſer Stelle, die vielleicht auf folgende Weiſe verbeſſert werden könnte:

ἄτοπόν τι κηρύττουσιν ἐν τοῖς ἰχθύσιν
κήρυγμα καινόν θ'· οὗ τις ἐκεκράγει μέγα —

„*absurdum et plane novum praeconium.*" — In einer Stelle des *Ephippos* S. 289. B., wo uns ein doppelter Hiat beleidigt, dürfte man leſen:

οὐ Μενεκράτης μὲν ἔφασκε νέος εἶναι Θεός;
Νικόστρατος δ' ὠγρεῖος, ἕτερος Ἡρακλῆς.

ſtatt ἔφασκεν εἶναι ὁ Θεὸς und ὁ Ἀργεῖος. — S. 290. D. glaubte *Valkenaer* in den Worten des *Hegeſippus*: ἄφωνος ἄχρις ἂν αὐτὸν τῶν φίλων, βεβυσμένος, ein Gloſſem zu entdecken, und las', ἄφωνος tilgend, ἄχρις γ' ἂν α. Mit Recht verſagte ihm Hr. *S.* hierin ſeinen Beyfall, da der Dichter die Synonyme des Erſtaunens (ἀχανὴς, προσπεπαταλευμένος, ἄφωνος) abſichtlich gehäuft hat; aber ſeine Lesart ἄφωνος, ἄχρι ἂν τῶν φ. β. möchte, dem athenienſiſchen Parterr ſchwerlich Genüge geleiſtet haben. Da der Vers offenbar interpolirt iſt, ſo könnte auch ἄχρις ἂν an die Stelle von ἔστ' ἂν getreten und der ganze Vers alſo zu leſen ſeyn: ἄφωνος, ἔστ' ἂν τῶν φίλων βεβυσμένος — wiewohl wir gern zugeſtehen, daſs Verbeſſerungen dieſer Art immer ſehr ungewiſs ſcheinen müſſen. — S. 292. E. ἀποδίδωμ' ἔχοντα. S. 293. B. wenigſtens ἀπ' ὀβελίσκων; aber dieſer Vers iſt überhaupt noch nicht berichtigt; gleich darauf leſe man παρατίθημ' ὀρίγανον. S. 294. C. ἀγοράσαιμ', ἀπωλλύμην. S. 318. D. ἱλασκεθ' ἱερὸν. S. 336. C. bietet in dem Fragm. des *Amphis*, ſtatt der gemeinen Lesart μάταιός ἐστιν ὡς γ' ἐμοὶ καὶ τοῖς σοφοῖς Κρηταῖς ἅπασιν, die Handſchrift ἔργῳ, ἐμοὶ — dar, was wir, auch ohne Rückſicht auf metriſche Gründe, nicht gerade gut finden möchten. Aber offenbar iſt in derſelben die Spur der ächten und alten Lesart, wiewohl ſchon vermiſcht mit der Gloſſe, enthalten:

μάταιός ἐστιν ἔν γ' ἐμοὶ καὶ τοῖς σοφοῖς
κριταῖς ἅπασιν.

So ſagt *Euripides* b. *Stobäus* S. 226. 28. ὡς ἔν γ' ἐμοὶ κρίνοιτ' ἂν οὐ καλῶς φρονεῖν, *meo quidem judicio non recte ſapere videretur*, nach *Valkenaers* Ueberſetzung *ad Hippol.* S. 199. A., wo mehrere ähnliche Stellen zuſammengetragen ſind. — S. 342. F. in dem Fragm. des *Antiphanes* iſt weder die gewöhnliche Lesart ἄνδρες παλαιοὶ ὀψοφάγοι τοῖοί τινες, noch die Lesart der Handſchrift πάλαι ὀψοφάγοι τοιοῦτοί τινες, fehlerfrey. Vielleicht hat der Dichter παλαιὸν geſchrieben. —. Sehr entſtellt iſt folgendes Fragm. des Komikers *Plato* S. 344. F.

Ὀδὶ μὲν Ἀναγυράσιος ὀρφὼς ἐστί σοι,
ὃν οὔθ' ὁ Φίλος Μύνισκος ἔσθοι ὁ Χαλκιδεύς.

welches Hr. *S.*, wie es uns ſcheint, vollkommen richtig erklärt: *piſcem dici intellexeram tantae molis, ut ne heluo quidem Myniſcus totum devorare poſſit.* Dieſer Erklärung und den Spuren folgend, welche die vortreffliche venetianiſche Handſchrift darbietet, in welcher ὡςφιλος und ἔςοθ' ὁ geleſen wird, ſchreiben wir:

ὃν οὐδ' ὁ σιφλὸς Μυνίσκος ἔδοιθ' ὁ Χαλκιδεύς.

σιφλὸς, welches, ſo wie τυφλὸς bisweilen, die erſte kurz haben kann, mag für *ſcurra* (*Heſych.* σιφλὸς, ἐπίμωμος, μωμητὸς) genommen werden, oder, in der ſeltnern Bedeutung von *vorax*, *helluo*, die es beym *Oppian* hat (Hal. III. 183. δειπνοις γὰρ μαργῶντες ἐπισπεύδουσιν ὀλεθρον. Ἡ γὰρ ἀεὶ πλωτῶν σιφλὸν γένος ὑγρὰ θεόντων.); keines von beiden wird unſchicklich ſeyn. Indeſſen entſpricht das letztere dem Zuſammenhange vorzüglich. — L. VIII. S. 359. B. in dem Fragm. des *Ephippus*, in welchem ein junger Menſch eine Mahlzeit beſtellt, iſt der Vers ἡδὺ ἐπὶ τὴν τράπεζαν ἐγχελίδια ſchon des Hiats wegen verdächtig; ein Fehler, den indeſs die gewöhnlichen Ausgaben durch ein eingeſchaltetes γ' zu verſtecken geſucht haben. Die Handſchrift, die davon nichts weiſs, führt darauf, zu leſen:

ἡδὺ' ἐπὶ τὴν τράπεζαν, ἐγχελίδια,

welches dem Vorhergehenden: κἂν κάραβός τις ᾖ λαβεῖν, εἰς ἀρκέσει entſpricht. In dem folgenden Verſe: Θήβηθεν ἰνίον' ἔρχεται, ἐκ τούτων λάβε, kann ἐκ füglich entbehrt werden; doch kann man auch, mit Beybehaltung deſſelben, ἔρχεται 'κ. τ. leſen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Februar 1804

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, im Verlag der Zweybrücker typogr. Geſellſch.: ΑΘΗΝΑΙΟΥ ΝΑΥΚΡΑΤΙΤΟΥ ΔΕΙΠΝΟΣΟΦΙΣΤΑΙ. *Athenaei Naucratitae Deipnoſophiſtarum Libri quindecim*, a *Joan. Schweighäuſer* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 62. abgebrochenen Recenſion.*)

Den Reſt unſerer metriſchen Berichtigungen wollen wir zum Schluſs kurz zuſammenfaſſen. In dem anapäſtiſchen Verſe des *Phrynichus* L. IV. S. 165. C. μεσάνδρεωνον ἄνδος ἥβης hilft das vor ἄνδος eingeſchaltete γ' dem Uebel nur zur Hälfte ab, indem der Trochäus ἄνδος übrig bleibt. Auch *Grotius* hat ſich hier vergeblich bemüht, das Sylbenmaaſs zu berichtigen. Das Fragm. des *Menander* L. IV. S. 171. A.: Φειδωλὸς ἦν καὶ μέτριος ἀγοραστής, kann nicht, wie Hr. *S.* vorſchlägt, ſo getheilt werden:

Φειδωλὸς ἦν
καὶ μέτριος ἀγοραστής,

da auf dieſe Weiſe in der vierten Region ein Spondeus oder Dactylus entſtehen würde. Wenn wir nicht ſehr irren, machen dieſe Worte den Schluſs eines jambiſchen Tetrameters, an welchem das erſte Metrum fehlt. — Die unmetriſche Stelle aus dem *Sopater* S. 175. C.: Οὔτε Σιδωνίου νάβλα, hat *Valkenaer* ad Eleg. Callim. S. 18. durch Tilgung des müſsigen Σιδωνίου berichtigt. Im nächſten Verſe verbeſſert eben derſelbe ἐγρίτω δέ τις. L. VI. S. 255. B. ſind die beiden Verſe des *Alexis* ganz gewiſs Hexameter, in denen jede Veränderung unnütz ſeyn würde. Beyſpiele von hexametriſchen Stellen (wie z. B. die Orakel in den Ἱππεῖς des *Ariſtophanes*) ſind bey den Komikern nicht unerhört; ja, wenn wir nicht irren, werden ſelbſt vom *Athenäus* noch einige angeführt. Ein anderer Vers deſſelben Komikers S. 258. C.: ἴσως τριάκοντ' ἀφ' ἑνὸς ἐργαστηρίου, iſt ohne Zweifel ebenfalls vollſtändig, und bedarf keiner Nachhülfe. Vergl. S. 281. A. — In dem Fragm. des *Archeſtratus* L. VII. S. 278. B. hat Hr. *Coray* die erſte Hälfte des 3ten Verſes berichtigt, aber die zweyte fordert noch eine kleine Stütze: οὐδ' ἂν γ' ἐπιθυμῇς. Der verſtümmelte Vers des *Philetärus* S. 280. E.: εἰς ἄριον δὲ φροντίζειν εἴ τι ἔστιν, kann vielleicht ſo ergänzt werden:

εἰς ἄριον δὲ μή τι φρόντις· εἴ γέ τι
ἔστιν.

Hn. *S.* Conjectur wird durch einen metriſchen Fehler entſtellt, den wir noch an einigen andern Stellen bemerken, nämlich S. 292. F. (wo man vielleicht οὐδαμοῦ διακονῶ leſen muſs). S. 293. D. S. 328. B. (wo man, wenn wir nicht irren, leſen muſs: Δραχμῶν ἑκατὸν ἰχθὺς ἐωνήμην μόνον Ὀκτὼ λάβρακας, χρυσόφρυς δὲ δώδεκα.) S. 338. F. (wo die Lesart der Handſchrift κατέδετ' erhalten werden muſs, da das Futurum des Verbi κατεδέμαι ſtatt κατεδοῦμαι die Form des Praeſens behält.) — In dem Verſe des *Numenius* L. VIII. S. 328. D.: Σὺ δ' ἂν καὶ χαλκὸν ἐκείνην Λύτως ἀμπείραις καὶ ὀλίγην μανίδα, wird man dem Sylbenmaaſse durch eine leichte Veränderung zu Statten kommen, wenn man lieſt: αὕτως ἀμπείραις ὀλίγην κατὰ μανίδα, *aeque ac parvam maenidem.* — Wir können am Schluſſe dieſer Berichtigungen nicht verbergen, daſs auch eine unſerer Conjecturen (vielleicht mehrere, uns unbemerkt), die Hr. *S.* T. IV. S. 556. anführt, ὄψου δὲ μηδὲ ἓν ἔτ' εἰςπλεῖν, μηδὲ γεῦ, gegen das Sylbenmaaſs verſtöſst. Wir glaubten geſchrieben zu haben: μηδὲ ἓν γ' ἔτι. Aber auch dieſs ſcheint uns jetzt nicht mehr beyfallswerth. Vielleicht ſchrieb der Dichter: ὀψαρίου δὲ μηδὲν εἰςπλεῖν (*Menander* in Carched. ἐπεὶ δ' Ὀψάριον οὐδὲν ἔλαβον, ἐψήσω φακήν.) — welches zugleich einen, dem Zuſammenhange angemeſſenen, Nachdruck haben würde. —. Am Schluſſe des *dritten* Bandes der *Anmerkungen* (S. 618.) führt Hr. *S.* eine ihm von Hn. *Grotefend* (deſſen Name aber zufälliger Weiſe entſtellt iſt, ſ. T. IV. p. 667.) mitgetheilte überaus glückliche Verbeſſerung eines ſehr gemiſshandelten Bruchſtücks von *Epicharmes* L. II. p. 49. C. an, an welchem wir in der Recenſion des *erſten* Theils dieſer Ausgabe geſcheitert zu ſeyn, gern bekennen. Wir bemerken mit Vergnügen, daſs Hr. *Gr.* den richtigen Weg gefunden habe; den uns entſchlüpften Spondeus aber in der ungleichen Stelle des trochäiſchen Verſes mögen unſere Leſer auf die Rechnung der Ate ſchreiben, die bisweilen auf den Häuptern der Kritiker wandelt, wenn ſie des *ne quid temere et feſtinanter nimis* nicht hinlänglich eingedenk ſind. Dieſe mag auch den Solöciſmus κἂν ἔχει für ἔχῃ verantworten, den ſie jedoch nicht uns, ſondern dem Setzer, zugeſchoben hat. — Wir ſchlieſsen dieſe lange Kritik mit dem Wunſche, daſs der verdienſtvolle Herausg. den Reſt ſeiner Laufbahn eben ſo ungeſtört, als die erſte Hälfte derſelben, und mit eben dem heitern Eifer durchlaufen möge!

LITERATURGESCHICHTE.

ERFURT, b. Keyſer: *Almanach der neueſten Fortſchritte, Erfindungen und Entdeckungen in den ſpekulativen und poſitiven Wiſſenſchaften.* Herausgeg. von

J. J. Bellermann, ordentl. Prof. der Theol. und Philos. u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Ueberſicht der neueſten Fortſchritte, Entdeckungen, Meinungen und Gründe in den ſpeculativen und poſitiven Wiſſenſchaften, namentlich in der Philoſophie, Theologie, Rechtsgelahrtheit, Staatswiſſenſchaft, Pädagogik, Philologie, Archäologie, Geographie, Geſchichte, Diplomatik u. ſ. w. *Erſter* Band oder Jahrgang von Oſtern 1800. bis Oſtern 1801. 1802. 665 S. *Zweyter* Bd. oder Jahrg. von O. 1801—1802. 1803. 586 S. *Dritter* Bd. oder Jahrg. v. O. 1802—1803. 1804. 685 S. 8.

Je ſchneller gegenwärtig die wahren oder auch nur ſcheinbaren Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, je häufiger wenigſtens die Veränderungen in den Formen derſelben ſind, und je ſchwerer es iſt, auch nur das Hiſtoriſche derſelben, oft ſelbſt in einem Fache, nicht aus der Lectüre der mannigfaltigen Schriften ſelbſt, ſondern nur aus den kritiſchen Journalen zu ſammeln, um ſo verdienſtlicher und lobenswürdiger iſt dieſer von mehrern Gelehrten bearbeitete Almanach, der für die auf dem Titel genannten Wiſſenſchaften eben das ſeyn ſoll, was der von *Buſch* herausgegebene *Almanach der Fortſchritte neueſter Erfindungen und Entdeckungen in Wiſſenſchaften, Künſten, Manufacturen und Handwerken* für andere Fächer iſt. Er iſt ganz dazu geeignet, die jährlichen Veränderungen dieſer Wiſſenſchaften, den gröſsern oder geringern Reichthum ihrer Bearbeitung, jeden, der nur einige Vorkenntniſſe davon hat, mit einem Blicke überſehen zu laſſen, ihn an ſo manches, was ſeinem Gedächtniſſe entwiſcht war, zu erinnern, oder ihm, was er zu flüchtig las, oder überſah, hier wiederum oder zuerſt bemerkbar zu machen; er wird, bey der genauen Rubricirung des Inhalts vor jedem Jahrgange, ſchon jetzt zu einem nützlichen Nachſchlagebuch dienen, noch mehr aber, wenn nach ſechs Jahren ein Regiſter hinzugekommen ſeyn wird. Hr. *B.* bearbeitet zwar nur die Philologie, ſcheint aber der Redacteur aller übrigen Fächer von bisher unbekannten Vff. zu ſeyn; wenigſtens ſchlieſst dieſs Rec. aus ſeinen Erklärungen über die Eintheilung, die, aus guten Gründen, nicht zu ſehr ins Detail geht, und ſich in jedem Jahrgange nach der Beſchaffenheit der Materialien richtet. So hat die *Philoſophie* im letzten Jahrgange nur die drey Hauptrubriken *Logik*, *Metaphyſik* und *philoſophiſche Rechtslehre*, da ſie hingegen im *erſten* Jahrgange auch *Moral* und im *zweyten* neben *Criminalrecht* auch *Politik* aufführte. Um eine kleine Probe des Details zu geben, bemerken wir hier die vier Abſchnitte unter der Rubrik der *philoſophiſchen Rechtslehre* des letzten Jahrgangs (S. 34—38.), einer der kürzeſten: 1) *J. v. H.* liefert einen Abriſs des reinen Vernunftrechts; 2) *Lüder* beweiſt, daſs der Urvertrag eine leere Grille ſey; 3) *Thibaut* prüft die Feuerbachſche Theorie des peinlichen Rechts; 4) *Tittmann* will an die Stelle der peinlichen Rechtswiſſenſchaft eine Strafrechtswiſſenſchaft geſetzt wiſſen. Die zweyte Rubrik iſt aus *Lüder's* Repoſitorium für die Geſchichte etc. I. B. 3. St. gezogen, welches wir hier deshalb bemerken, um im Allgemeinen zu verſichern, daſs man hier nicht bloſs auf diejenigen neuen Ideen aufmerkſam gemacht wird, die durch einzelne Schriften in Umlauf gebracht, ſondern auch auf ſolche, die nur in Journalen und andern Sammlungen vorgetragen wurden, ſo daſs man die einzelnen Beſtandtheile derſelben an Ort und Stelle eingetragen findet, z. B. im letzten Jahrgange die einzelnen Aufſätze des zweyten Bandes von *Thibaut's* Verſuchen über einzelne Theile des Rechts. Selbſt gelegentliche Bemerkungen in Recenſionen werden unter beſondere Rubriken ausgezogen. Auch wird auf ausländiſche Schriften und Aufſätze Rückſicht genommen, z. B. auf das *Magazin encyclopédique*. S. 390. finden wir ſelbſt eine handſchriftliche Nachricht über eine im J. 1802. zu St. Petersburg erſchienene tatariſche Grammatik, mit einigen Bemerkungen über das Gymnaſium zu Kaſan, das gröſste in Rufsland, zu deſſen Gebrauch dieſe Grammatik zunächſt beſtimmt iſt. — Verſchiedene Rubriken ſind, der Vollſtändigkeit wegen, aus der Tagesgeſchichte aufgenommen, wie z. B. im 3ten Jahrg. Frankreichs neue Kirchenverfaſſung, die Beſtimmung mehrerer Punkte der Kirchenverfaſſung in Hetrurien, die Abſchaffung der Folter in Rufsland und im Anhalt-Bernburgſchen, neue Münzen in verſchiedenen Ländern u. a. m. — Wenn übrigens die Vff. der Ueberſichten der ſpeculativen Wiſſenſchaften da, wo ſie ſelbſt urtheilen, nicht immer gerade den allgemeinen Beyfall, wenigſtens nicht den der Idealiſten, gewinnen dürften, die ſchon durch manche Ueberſchriften empört werden möchten: ſo wird er deſto ſicherer den Verfaſſern der Ueberſichten verſchiedener poſitiven Wiſſenſchaften im Ganzen zu Theil werden, die bey der Aufzählung des neuen Zuwachſes an Entdeckungen u. ſ. w. weniger Anſtoſs finden, und hier weit leichter rein hiſtoriſch zu Werke gehen können. Lieſsen ſich auch hier und da Einwürfe gegen das Verhältniſs der Auszüge zu den Materien und unter einander ſelbſt ſo wie gegen dieſe Auszüge ſelbſt machen: ſo hält man ſie doch gern zurück, wo man ſich im Allgemeinen ſo befriedigt findet, wie hier. — Ungern haben wir, wiewohl ſelten, falſch gedruckte Namen ausländiſcher Autoren — deren Schriften zuweilen noch ſpät nachgetragen werden — bemerkt, wie z. B. im 3ten Jahrg. S. 443. *Dechappe* ſtatt *Decheppe*; S. 589. in der Ueberſchrift: *Briaude* ſt. *Brieude*, wie es in dem franzöſiſchen Titel des angeführten Buchs richtig heiſst; *Golberry* iſt nicht bloſs S. 611., wie im Druckfehlerverzeichniſſe bemerkt wird, ſondern auch anderwärts, in *Galberry* umgeſchaffen; *Blanc de Voix* S. 630. muſs *Blanc de Volx*, *Thibault* S. 657. *Thiebault* heiſsen.

ALTONA, b. Hammerich: *Gelehrtengeſchichte der Univerſität zu Kiel. Erſter* Band. Von *Johann Otto Thieſs*, der Theol. u. der Philoſ. Doctor, u. kön. däniſchem Prof. zu Itzehoe. *Zweyter* Theil. — Auch mit der Aufſchrift: *Biographiſche und bibliographiſche Nachrichten von den neuern Lehrern der Theo-*

Digitized by Google

Theologie zu Kiel; Johann Andreas Cramer bis Johann Friedrich Kleuker. Ein Beytrag zur Literaturgeschichte der Theologie. 1803. 447 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Unzufrieden mit der Beurtheilung des *ersten* Theils von seinem Buche in unsern Blättern (J. 1801. Nr. 185. S. 692.), hat Hr. *Th.* den witzigen Einfall gehabt, dieselbe in einem Gespräche mit dem Rec. zu widerlegen. Wir sind weit davon entfernt, uns darüber in ein wirkliches Gespräch mit dem schreibseligen Vf. einzulassen; gönnen es ihm auch sehr gern, wenn er bey seinen Lesern Recht behält, und sich durch die Distinction zwischen einer *gelehrten Geschichte* der Universität Kiel, die er nicht schreiben wollte, und zwischen einer *Gelehrtengeschichte*, die er in der That geschrieben oder zusammengetragen hat, heraus helfen kann. Ja wir geben ihm darin vollkommen Recht, dass, woil es *nicht unter der Würde der Universität* war, *Ingwer Gottlob Ingwersen* und Consorten zu berufen und zu besolden (S. VII.), er auch nothwendig ihr Leben und ihre Thaten habe beschreiben müssen.

Angenehmer und lehrreicher ist nun freylich dieser *zweyte* Theil, in welchem die Reihe der neuern Theologen zu Kiel mit einem *Cramer*, *Zachariä*, *Velthusen*, *Geyser*, *Moldenhauer*, *Fuhrmann*, *Eckermann*, *Hensler* und *Kleuker*, bis auf unsere Zeiten fortgeführt wird. Nur wünschten wir, dass Hr. *Th.* nicht so sehr viel Auszüge aus Recensionen der Schriften dieser Theologen in den periodischen Schriften unserer Zeit eingerückt hätte. Es wäre genug gewesen, das Treffendste, was man an denselben gelobt oder getadelt hat, bündig darzustellen. Vollends so flache Anzeigen, wie z. B. S. 311. aus den Neuen theol. Annalen: „Diese Sammlung wird den Freunden der *Eckermann*schen Schriften sehr willkommen seyn", haben gar keinen Nutzen. Selbst *Saxens* seichte Nomenclatur von *Cramern* (S. 16 fg.) konnte füglich wegbleiben. Hr. *Th.* bedurfte dieser weitläufigen Extracte desto weniger, da er selbst meistentheils richtig zu schildern und zu beurtheilen versteht. Uebrigens sind diese neuern zum Theil noch lebenden Theologen und ihre gelehrten Arbeiten viel zu bekannt, als dass wir nöthig hätten, aus diesen Nachrichten Auszüge zu machen. Hr. *Th.* selbst nimmt darunter, als Adjunct der theologischen Facultät, seit dem J. 1793. einen beträchtlichen Platz ein. (S. 341—375.)

WITTENBERG, b. d. Vf.: *Erinnerungen an die festlichen Tage der dritten Stiftungsfeyer der Akademie zu Wittenberg.* Von *Karl Heinrich Schundeius*, der Philos. Doctor, Adjunct derselben Facultät, und Bibliothekar. Mit histor. u. topogr. Beylagen u. 33 Kupf. 1803. 84 S. 8.

WITTENBERG u. ZERBST, b. Zimmermann: *Die dritte Secularfeyer der Universität Wittenberg*, in Briefen an einen Freund möglichst vollständig beschrieben und mit der zweyten zusammengestellt von *Christian Rudolph Illing*, Univ. Vice-Actuar, Nebst einer kurzen Uebersicht aller daselbst gangbaren akademischen Stipendien, der Zeit ihrer Dauer, der Qualitäten der Genussfähigen, und der in Kupfer gestochenen Jubelmedaille. 1803. 212 S. 8.

Beide Schriften haben, wie man leicht erachten kann, vieles mit einander gemein; jede hat aber auch ihr Eigenes. Hr. *Sch.* hat in einer blühenden Schreibart, die aber nur zu sehr in Declamation und poetische Prose übergeht, die akademische Jubelfeyer beschrieben; darauf eine Parallele mit dem ähnlichen Feste vom J. 1702. gezogen; den Pennalismus und die Deposition, wie sie ehemals zu Wittenberg üblich waren, dargestellt, und die Stipendien, welche daselbst noch für Studirende im Gange sind, verzeichnet. Hierauf folgt die Cantate, welche vor und nach der Jubelpredigt in der Schlosskirche abgesungen worden ist. Sie hat ihn selbst zum Vf., und verräth eine feine poetische Anlage. Dann kommen zwey, auch nicht übelgerathene, Lieder, welche von den Studirenden an diesem Feste öffentlich gesungen wurden, und endlich kurze biographische Nachrichten von den sämmtlichen öffentlichen ordentlichen Professoren, die an dieser Feyer Antheil nahmen. Die von dem Vf. selbst gezeichneten und gestochenen Kupfer enthalten, ausser den fast durchgehends sehr ähnlichen Schattenrissen der Professoren, einigen innern Ansichten von Wittenberg, der Jubelmünze, den illuminirten Trachten der Studirenden, in Nationen abgetheilt, auch die sehenswerthen, gleichfalls illuminirten Trachten derselben zu W. in den Jahren 1502. 1602. und 1702.

Die *zweyte* Schrift wurde durch das von dem General-Kriegs-Gerichts-Collegium für eine von einem Studirenden zu Wittenberg abgefasste Beschreibung der Secularfeyer angebotene Geschenk von 60 Thalern, welches auch Hr. *I.* erhielt, veranlasst. Sie ist von einer und der andern Seite etwas vollständiger, als die vorhergehende; mischt aber auch einiges darunter, was füglich wegbleiben konnte, und überlässt sich bisweilen einem Witze, der nicht ganz reif ist. Sonst ist sie mit vielem Fleisse gearbeitet; enthält auch das schöne Gedicht, mit welchem der Stadtrath zu Wittenberg der Universität seine Theilnahme bewies. Dass aber, wie S. 9. in der Anmerkung gemeldet wird, das Einladungsprogramm der Universität an alle deutsche Universitäten, *mit Ausschluss einiger wenigen*, geschickt worden seyn sollte, ist, wie man uns zuverlässig berichtet hat, unrichtig. Der Vf. verspricht noch eine *Zeichnung der Universität Wittenberg*, oder Notizen für Aeltern und ihre Stellvertreter, welche ihre Söhne und Zöglinge daselbst studiren lassen wollen, in Kurzem herauszugeben.

Digitized by Google

JUGEND-

JUGENDSCHRIFTEN.

Tübingen, b. Cotta: *Cäciliens Briefe an Lilla.* Ein Handbuch für Bräute, Gattinnen und Mütter, oder solche, die es werden wollen. *Erster* Band. VIII. u. 344 S. *Zweyter* Band, 313 S. 1803. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Berlin, b. Maurer: *Elisens von Honau* und ihrer Erzieherinn *Eulalia Waller Unterredung in Briefen.* Allen gefühlvollen Mädchen bey ihrem Eintritt in die grosse Welt gewidmet. 1803. IV. u. 218 S. 8. (18 gr.)

Beide Bücher werden, auf die kritische Kapelle gebracht, ungefähr von demselben Werthe befunden. Ohne sich durch sehr hervorstechende Seiten auszuzeichnen, empfehlen sich beide durch schlichte Wahrheit und durch eine eindringende, ans Herz gehende Darstellung. Nur sinkt die Sprache in der *ersten* Schrift bisweilen, wenigstens in einzelnen Ausdrücken, zum Gemeinen oder Platten herunter. Ein Theil der Briefe, aus denen dasselbe besteht, hat bereits in der Monatsschrift *Flora* gestanden. Lilla wendet sich in wichtigern Angelegenheiten, bey ihrem Brautstande, in den Flitterwochen ihres Ehestandes, bey kritischen Vorfällen in demselben, bey der Aussicht Mutter zu werden, und bey der Erziehung ihrer Kinder, an ihre ältere Freundin Cäcilie, welche in ihren Briefen die Rolle einer weisen und erfahrnen Rathgeberinn spielt, und durch die eingestreute Geschichte ihres eignen Lebens lehrt und warnt.

Die Vfn. der *zweyten* Schrift lässt ein natürlich und sittlich erzogenes Mädchen von Stande in eine grosse Stadt zu Verwandten gebracht werden, um sich dort für das Leben in der grossen Welt auszubilden. Sie waffnet sich gegen die Versuchungen, ihren Grundsätzen untreu zu werden, auch durch einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihrer edlen Erzieherinn; gebildeter, aber nicht verbildet oder überbildet, bereichert an Erfahrung und Kenntniss der Welt, ohne von ihr befleckt zu seyn, an Weltklugheit, ohne die Geradheit und Einfalt ihres Charakters eingebüsst zu haben; kehrt sie unter das ländliche Dach ihrer väterlichen Heimat zurück.

Wien, b. Camesina: *Angenehme Unterhaltungen und Spaziergänge eines Erziehers mit seinem Zöglinge.* Ein Lesebuch für reifere Knaben. Von *J. P. H.* 1803. 179 S. 8. (12 gr.)

„Ja wenn alle junge Herren solche Hofmeister und Lehrer hätten, da könnte wohl etwas aus den Kindern der Vornehmen und Reichen werden; aber verzeihen Sie, Sie sind wirklich der erste, mein Herr, den ich einem Kinde so was erklären höre; daher kommt's auch, dass viele von den vornehmen Leuten glauben, die Semmeln wachsen auf den Bäumen." So urtheilt S. 36. ein Gärtner über den Unterricht, welchen der Lehrer in diesem Buche seinem Zöglinge ertheilt. Rec. bedauert, dass er diesem für das Buch so ehrenvollen Urtheile des ehrlichen Gärtners nicht beystimmen kann, sondern dagegen erklären muss, dass man alles das, was hier dem Zöglinge über Gegenstände der Natur, Kunst und Moral vorgepredigt wird, in hundert andern Büchern eben so gut und noch besser vorgetragen findet. Von der Manier des Vortrags nur Eine Probe. S. 40: „Aber schwarze Erfurtsche Rettige solltest du sehen, das sind Kerl!"

Hamburg, b. Hoffmann: *Sechzig kleine Geschichten und unterhaltende Gespräche für Kinder*, die lesen können und nun auch denken lernen wollen. Von *G. C. Claudius.* *Zweyter* Theil. 1803. VIII. 276 S. 8. Mit 4 Kupf. (1 Rthlr. 6 gr.)

Den *ersten* Theil haben wir in dieser Zeitung 1802. Nr. 194. recensirt. Den meisten Raum in diesem *zweyten* Theile füllen Unterredungen. Ein eilfjähriger Knabe stellt nämlich mit einem siebenjährigen allerley Denkübungen, als Uebungen im Aufmerken, Vergleichen, Unterscheiden u. s. w. an, um ihn dadurch zur Theilnahme an einer Reise in Gesellschaft des Lehrers vorzubereiten. Hr. *C.* glaubt, der Kunstrichter werde über das, was und wie es geleistet worden sey, nicht eher ein richtiges Urtheil fällen können, als bis das folgende Bändchen erschienen sey. Allein Rec. glaubt, ohne die Erscheinung des versprochenen Bandes abwarten zu dürfen, über das vor ihm liegende nach strenger Gewissenhaftigkeit das Urtheil fällen zu können, dass zwar der hier mitgetheilte Stoff und die Art der Einkleidung, an sich betrachtet, nicht ganz verwerflich sey, wiewohl bey den vorhandenen Lesebüchern ähnlichen Inhalts sich leicht etwas Ausgefuchteres und Zweckmäfsigeres hätte liefern lassen; dass aber der Ton, welcher in den Gesprächen beider Kinder herrscht, nicht immer natürlich genug sey. Zuweilen demonstrirt der eilfjährige Eduard wie ein Professor; zuweilen legt er aber auch seinem Schüler Fragen vor, die den Stümper in der Fragekunst nur zu deutlich verrathen. S. 36. erlaubt sich der kleine Pädagog sogar eine Lüge, die er S. 45. wieder zurücknimmt. — Auch dieses Buch gehört zu der Zahl derer, durch welche die Unterrichtskunst durchaus nichts gewonnen hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Februar 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenſkaps Academiens Nya Handlingar för Månaderne Julius, Auguſtus, September, och October, November, December för år 1802.* (Abhandlungen der Acad. der Wiſſenſchaften für das Jahr 1802. Drittes und viertes Quartal. 336 S. 8. Mit Kupf.

Die erſten beiden Quartale der Abhandlungen der königl. Acad. der Wiſſenſchaften zu Stockholm vom J. 1802., ſind im Jan. v. J. angezeigt worden, und mit dieſen beiden letztern Quartalen iſt nun der XXIII. Band derſelben geendiget. In *erſtem* leſen wir 1) *Von den Schwingungszeiten der Pendeln*, von *G. A. Lejonmark*. Der Vf. iſt bey Unterſuchung der Schwingungszeiten der Pendeln auf eine bequeme Formel zur Beſtimmung des Durchmeſſers der Erde gekommen, wozu ihn die hier gegebene Auflöſung eines Problems geführt hat, die er mit mehrern Anmerkungen zur Anwendung auf die Schwingungen eines Pendels durch verſchiedene Bogen begleitet, und ſolche analytiſch beſtimmt. Er ſetzt dabey die bekannte Hypotheſe voraus, daſs die Centralkräfte auf einzelnen Stellen unſerer Erde in einem duplicirten umgekehrten Verhältniſs gegen die Entfernung dieſer Stellen vom Mittelpunkte der Erde ſind. Und wenn man mit der gröſsten Genauigkeit die Schwingungszeiten eines und deſſelben Pendels am Fuſse eines ſehr hohen Berges und auf deſſen Spitze beobachtet: ſo kann nach der herausgebrachten Formel, der halbe Diameter der Erde leicht gefunden werden. Doch iſt dabey in Acht zu nehmen, daſs der Pendel an beiden Stellen ſeine Schwingung unter einem und demſelben Winkel gegen die Vertikallinie anfange. Damit die ungleiche Temperatur und Beſchaffenheit der Luft in den verſchiedenen Höhen, dabey weniger Einfluſs habe: ſo räth er an, den Pendel mit dem ihm nöthigen Schwingungsraum in ein Futteral von Glas einzuſchlieſſen, woraus auch die Luft ausgepumpt werden kann, ſo daſs die Schwingungen des Pendels deſto ungehinderter geſchehen. Das Reiben des Pendels gegen ſeine Achſe kann durch die Geſchicklichkeit des Künſtlers vermindert, wenn gleich nicht ganz gehoben werden. Doch kommt darauf weniger an, weil ſolche ſich an allen Stellen gleich verhält. 2) *Copicerus, eine neue Gattung Inſecten aus Weſtindien*, von *O. Swartz*, mit Zeichn. Dieſs kleine, etwa drey Linien lange, etwas ovale und platte, in Jamaica 1785. nur einmal auf einem Baumblatte von dem Vf. gefundene, und jetzt im Naturaliencabinet der Acad. zu Upſala aufbewahrte Inſect, gehört zu den Hemelytris, und unterſcheidet ſich beſonders durch ſeine Fühlhörner von den damit verwandten Inſecten, deſſen *Character eſſentialis* iſt: *Labium conico-ſubulatum carinatum; Antennae enſiformes, biarticulatae, ſuboculis inſertae.* Im Syſtem ſteht es nach *Naucoris*. 3) *Minerographiſche Bemerkungen über Oeland*, von *W. Hiſinger* mit einer petrographiſchen Charte von dieſer Inſel. Der Vf. hat der Acad. ſchon vorher ähnliche Bemerkungen über Weſtgothland und die Inſel Gothland und ihre Bergſtrecken mitgetheilt. Die Bergarten dieſer Inſel liegen alle lagerweiſe, und beſtehen oben aus einer bloſsliegenden Schichte Kalk und darunter aus Alaunſchiefer und Stinkſtein. Man findet dort einige mit Kies überzogene Petrificate, mehrere Geſchiebe u. ſ. w. 4) *Beſchreibung einer neuen Art Stahlſtäbe zu magnetiſiren durch den Kreisſtrich*, von *C. D. Sjöſten*. Schon 1793., als ſich der Vf. damit beſchäftigte, Stäbe von Stahl zu magnetiſiren, fiel er durch einen Zufall auf eine Art, ſolche mit dem Magnet zu beſtreichen, die von der gewöhnlichen Methode verſchieden und vorzüglicher war. Er verſuchte ſolche während ſeiner Vorleſungen über Electricität und Magnetiſmus 1795 aufs neue, und hernach noch zu verſchiedenen Malen in Stockholm 1798 und 1800, und fand es immer beſtätigt, daſs dieſe Methode des Kreisſtrichs vor den andern Vorzüge habe, indem dabey durch weniger Streichen dem gehärteten Stahl gröſsere magnetiſche Kraft mitgetheilt werden kann. Man muſs die, um dieſs zu beſtimmen, mit vielem Fleiſs angeſtellten Verſuche des Vfs. und deren Reſultate ſelbſt nachleſen; ſo wie auch die Verſuche mit *Cantons* Doppelſtrich in den *phil. Transactions* Vol. XLVII, mit *Coulons* Methode im *Journal de phyſique*, und mitder von *Geuns* angegebenen und von *Rinman* in ſeiner Geſchichte des Eiſens beſchriebenen Art, die Stäbe zu beſtreichen. Alles zeugt für die Vorzüge der Methode des Vfs. Weder *Tridard* im *Journal de Savans* 1761, noch *Euler* im III. Th. der *Lettres à une Princeſſe d'Allemagne*, noch *Geuns*, haben von dieſer Art des Beſtreichens der Stäbe mit dem Magneten eine richtige Kenntniſs gehabt. Schon das längſt bekannte Experiment, daſs Eiſenfeilſpäne auf ein über zwey parallelen Magnetſtangen liegendes Glas gelegt, eine krumme Linie formiren, die bey dem einen Pol anfängt, und ſich beym andern endiget, zeigt, daſs die eine magnetiſche Materie eine Art Geneigtheit hat, gleichſam im Kreiſe von dem einen Pol auszugehen, um ſich mit der andern Materie des andern Pols zu ſättigen, oder ſie zu binden. Mehrere Gründe beweiſen, daſs die Lage, die man den

zu magnetisirenden Stäben beym Bestreichen giebt, viel zur Vermehrung oder Verminderung der magnetischen Kraft beyträgt, jemehr sie der Wirkungsart der magnetischen Materie anpassend ist. 5) *Einleitung zur Caricographie.* Die ältern Botaniker wandten auf die Riedgräser wenig Aufmerksamkeit. Selbst der unsterblich verdiente *Linné*, ob er gleich in einem Lande wohnte, wo man wahrscheinlich die gröste Anzahl von diesen Pflanzen findet, kannte sie nicht vollkommen. *Ehrhardt* machte zuerst in der Naturgeschichte derselben Epoche, starb aber zu zeitig darüber weg. *Leers* machte sich um ihre Kenntniss verdient, weit mehr aber noch *Goodenough* in seiner Abh. über die brittischen Carices im 2ten Bde. der *Transactions of the Linnean Society*. Neuere Schriftsteller sind ihm fast allein gefolgt. Hr. *Schkur* beschäftigt sich jetzt mit der Herausgabe von schönen Abbildungen aller Arten derselben. Der Vf. hat bey seinen vieljährigen Untersuchungen dieser Gewächse theils selbst mehrere neuere und besondere Arten derselben auf seinen Reisen angetroffen, theils solche in den grosen Sammlungen der Professoren *Thunberg* und *Swartz* vor sich gehabt. Da er über 100 Arten derselben entdeckt, so fand er um so mehr eine genauere Kenntniss der Theile dieser Gewächse, und ihre Beschreibung durch anpassende Kunstwörter nöthig, da die bisherigen bey genauer Beschreibung ihrer besondern Classen und Gattungen nicht zureichend sind, sie gehörig zu unterscheiden. In seiner Terminologie der beschriebenen Theile ist er, so viel möglich, der *Linné*'schen Methode gefolgt, ist aber oft genöthigt gewesen, von *Goodenough* und andern abzuweichen. Sie dient nicht nur zur Erläuterung seines aufgestellten Systems, sondern auch zum Schlüssel der Beschreibung einzelner Arten, die er künftig zu geben gedenkt. Hier in diesem Stück sind bisher nur noch *Radix*, *Stolones*, *Vaginae foliorum*, *folia* und *Culmus* derselben behandelt, und die vielen Verschiedenheiten einer jeden derselben durch dafür gewählte terminos ausgedruckt. Mühsam genug ist die Arbeit des Vfs.; ob ihr Nutzen dieser Mühe entspreche, wird sich künftig, wenn man dessen ganzes System vor sich hat, näher beurtheilen lassen.

Das *letzte* Quartal enthält folgende Abhandlungen: 1) *Versuch zu einer Beschreibung und Bestimmung schwedischer Falkenarten*, von *H. G. Wachtmeister*. Eine Fortsetzung der im *dritten* Quartal d. J. 1801 angeführten Arten. Hier nämlich mit fortlaufenden Numern: 13. *Falco palumbaria, cera nigricante, margine pedibusque flavis, corpore supra saturate fusco, subtus albo, undulis fuscis.* 14. *F. galinarius, cera pedibusque flavis, corpore supra cinereo-fusco, cauda saturatiore fasciata, ventre albicante, maculis longitudinalibus fuscis.* 15. *F. peregrinus, cera pedibusque luteis, digitis praelongis, macula sub utroque descendente fusco, dorso caerulescente cinereo, nigricante maculato, ventre albo undulis nigricantibus.* 16. *Falco — — pedibus luteis dorso tectricibusque alarum fuscis, his ferruginiscente variis, collo flavo, ferruginiscente longitudinaliter fusco striato, orbitis albis, macula per oculos fusca, cauda cinerea, nigro transversim lineata.* 17. *Falco — — pedibus luteis, capite supra tectricibus alarum fuscis, dorsi pennis fuscis, ferruginiscente marginatis, collo pallide ferrugineo, maculis brevibus longitudinalibus fuscis, cauda alba fasciis tribus ferrugineis.* 18. *Falco subluteo, cera orbitis pedibusque luteis, linea superciliari brevi alba, corpore supra saturate plumbeo-fusco, pectore ventroque albis, maculis oblongis nigricantibus, crisso femoribusque ferrugineis.* 19. *F. tinnunculus, cera, orbitis pedibusque luteis, dorso ferruginato, maculis nigris pectore flavo-ferrugineseente, striis fuscis; cauda rotundata, versus apicem nigra, apice albo.* 20. *F. hithofalco, cera pedibusque luteis, corpore supra cinereo caeruleseente, striis nigris, cauda apice albicante, versus apicem fascia nigra.* 21. *F. Nisus, cera virescente, superciliis albicantibus, fasciis caudae 5 nigricantibus, cervice albo fuscoque variae, pedibusque flavis digito intermedio praelongo.* Jeder Art sind, ausser der Synonymie, eine genaue Beschreibung und hin und wieder erläuternde Bemerkungen beygefügt worden. 2) *Einige in Schonen gefundene Fossilien, als Hörner und Schädel*, beschrieben von *A. J. Retzius.* Dass Schweden vormals eine gewisse Art Thiere innerhalb seiner Gränzen gehabt habe, welche auch wegen des langen Weges und der grosen Kälte weder nach dem eigentlichen Schweden, noch nach Lappland kommen können, ist wohl nicht zu leugnen. *Adam von Bremen* nennt darunter besonders *Uri, Bubali et Elaces.* Es können dort sowohl in den ältesten Zeiten Thiere gelebt haben, die bey Veränderung des Klima jetzt nicht da leben können; sie können aber auch durch Ueberschwemmungen dahin geführt seyn. Die in Schonen gefundenen Hörner und Schädel von Auerochsen und andern Thieren hat man beym Aufgraben der Torfmoore gefunden, und sie sind nach des Vfs. Vermuthung auf dem Eise ertrunken, als diese Moore noch Binnenseen waren. Von einer Noahchischen Fluth können sie wohl nicht herrühren, da sie eben nicht in einer grosen Tiefe gefunden sind. Hr. *R.* beschreibt hier ein in seiner Naturalsammlung befindliches *Cerisma* von einem Auerochsen, ein Paar Schädel von *Urus mas* und *femina*, von einem Elenthier, ein Horn von einer Thierart, die er für *Cervus Dama L.* oder Dammhirsch hält, welches Horn in Kupf. abgebildet ist. Da er die gefundenen Stücke genau ausgemessen: so hat er daher Anlass genommen, in einer beygefügten Tabelle zu zeigen, wie *Pallas* und *Buffon* dergleichen Ausmessungen angegeben, und hat deren Verhältniss mit den bey *Pequigny* und in Schonen gefundenen Fossilien angezeigt. Aber die Physionomieen der Thiere können ja so wie die der Menschen verschieden seyn. 3) *Von dem Nutzen und der Wirkung des Extractum Chamomillae*, von *G. E. Haartman.* Der Vf. untersucht hier sowohl den Wirkungskreis als den Einfluss eines einheimischen Heilmittels auf die organische Natur und dessen Anwendbarkeit auf das Regenerationsvermögen in thierischen Körpern, und bestätiget gewissermasen das, was *Collenbusch* im *Hufelandschen* Journal Th. III. S. 81. behauptet hat. Der Vf. bedient sich dabey des destillirten Kamillen-Wassers, und empfiehlt dessen sorg-

fäl-

fältige Bereitung. Er hat es besonders in drey beschriebenen Fällen heilsam gefunden; bey einem Mädchen, die schon drey Jahr eine offene eiternde Wunde am Schienbein gehabt hatte, und wo es von aussen zu Umschlägen, und innerlich als Mixtur sechsmal des Tages ein Löffel voll, verbunden mit *Acrels linguentum exsiccum*, gegeben, die Wunde völlig heilte. Ein anderes Mädchen mit einer eiternden Wunde am Fersen ging nach etwas über drey Monaten völlig geheilt aus eben dem Lazareth zu Abo. Ein Frauenzimmer von 54 Jahren, mit einem stark um sich fressenden Krebsschaden an der Brust, ward zwar nicht geheilt, allein sie erhielt doch durch den Gebrauch der Kamille viele Linderung. Bey Entzündungen und rosenartigen fressenden Wunden ist der Gebrauch der Kamille, als zu sehr reizend, nicht dienlich. Dagegen empfiehlt es der Vf. vorzüglich in Cachexie, die von einer allgemeinen Atonie und Schwäche des Bildungsvermögens herrührt, bey einem daraus entstehenden Beinfrass, wie auch bey rhachitischen Zufällen. Ob die Wirkung dieses Extracts in solchen Fällen der Menge von phosphorsaurem Kalk in der Kamille, oder einem specifiken Reiz auf die *vis formativa* beyzulegen sey, will er zwar nicht bestimmen; indessen ist der Nutzen der Phosphorsäure in solchen Fällen durch *Lentins* Beobachtungen ausser Zweifel gesetzt. Ob in dem angeführten Falle, von einem durch Onanie geschwächten Jüngling, und einem Frauenzimmer, das nach ihrem ersten Kindbett nach einem öftern starken Blutfluss ihre Fruchtbarkeit verloren, und von denen jener durch den Gebrauch des Kamillenextracts seine vorige Gesundheit, und diese ihre Fruchtbarkeit wieder erhalten habe, solches der Kraft der Kamille, die Bildungskraft zu verstärken, allein zuzuschreiben sey, ist noch wohl nicht völlig ausgemacht. 4) *Einleitung zur Caricographie, zweyte Abtheilung*, von *G. Wahlenberg*. Hier werden auf eben die Art, wie im vorigen Quartal, die *Bracteae*, *Pedunculi*, *Spicae femineae* und *masculae* und die *Spiculae* der Riedgräser behandelt. 5) *Auszug aus dem meteorologischen beym Observatorium zu Upsala im J.* 1801 *gehaltenen Tagebuch*, von *O. G. Schilling*. Die Mittelhöhe des Barometers in diesem Jahr war = 25,504, und die des Thermometers am Morgen + 3,24, Mittags + 9,446. Die gröste Kälte war den 21sten Jan. — 21½, und die gröste Wärme den 24sten Jul. + 32. Im ganzen Jahr war 115 Tage helles Wetter u. s. w.

Münster u. Leipzig, b. Waldeck: *Edelsinn und Tugendhöhe der Weiblichkeit*, in Beyspielen aus der wirklichen Geschichte. 1803. XXX u. 574 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. hat viel Fleiss in der Sammlung und Verarbeitung der unter gewisse moralische Rubriken gebrachten und mit moralischen Betrachtungen durchwebten Beyspiele weiblicher Tugend aus der ältern und neuern Geschichte bewiesen, und aus dem Ton und der Farbe seiner Schrift lässt sich schliessen, dass ihm die Beförderung des Guten durch sie eine ernste, heilige Angelegenheit war. Nur bedauern wir, dass es mitunter seinen Begriffen an Richtigkeit und Bestimmtheit, seinem Vortrag an Klarheit und Präcision und noch mehr an der Gefälligkeit und Anmuth gebricht, ohne deren Zugabe ein Buch wenig auf das andre Geschlecht wirkt. Die Leser werden vermuthlich unsrer Meynung seyn, wenn sie gelesen haben, wie sich der Vf. in folgenden Worten über den etwas gekünstelten Titel seines Buches erklärt: „Diese Schrift führt den Titel: *Edelsinn und Tugendhöhe der Weiblichkeit*. Ich muss mich daher über die mit dem Worte *edel*, *Edelsinn* und *Tugendhöhe* zu verbindende Begriffe erklären. *Edel* bezeichnet das Gewählte und Ausgesuchte an und von einer Sache — das was sich über das Gemeine und Schlechte, besonders in Rücksicht der Reinheit der Beweggründe erhebt, was vollkommener und durch Güte mehr ausgezeichnet ist, und was sich in einem höhern und reinern Sinn darstellt. *Edle Handlungen* entspringen aus einer ungewöhnlichen, nicht alltäglichen Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit, und ohne diese Resignation können sie nicht statt finden. Es ist denselben daher ein höherer Grad des sittlichen Werths eigen. *Edelsinn* ist daher die nicht gemeine — sondern durch Reinheit sich auszeichnende sittliche Gesinnung. — Der Edelgesinnte ist im Besitz fester vortrefflicher Grundsätze, die er in seinen Handlungen darlegt. *Edelsinn* lässt sich schon aus einzelnen Zügen, selbst aus den kleinsten Zügen erkennen. Derselbe setzt Bildung und das Gefühl der menschlichen Würde oder des Menschenwerths voraus. Es ist daher Edelsinn unter dem grossen Haufen gemeinhin etwas Ungewöhnliches. Deshalb verband ich mit dem Worte: Edelsinn den Ausdruck *Tugendgröße* oder *Tugendhöhe*, um damit sowohl diejenige Tugendübung zu bezeichnen, welche mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, Hindernisse u. s. w., aus reinen Trieben, ohne allen Eigennutz, und nicht aus Ehr- und Ruhmsucht — selbst beym Undank der Menschen — blos durch die Ueberzeugung von der Pflichtverbindlichkeit und aus dem Bewusstseyn des grossen Werths der Tugend bewiesen wird, als auch dadurch die Ausführung der *höheren Tugenden*, z. B. *Großmuth — Feindesliebe*, *Standhaftigkeit im Unglück* u. a. m. anzuwinken."

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Le premier livre élementaire.* Ouvrage propre à occuper agréablement les enfants et à exercer leur intelligence, et qui peut servir aussi à ceux, qui ne savent pas encore lire. Ornées de 50 Figures en taille douce. 1803. 101 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Berlin, b. Oehmigke d. j.: *Petite Galerie de Figures pour servir à la connoissance des objets de la nature et de l'art, des moeurs et des coutumes de differens Peuples et à l'usage des jeunes gens des deux sexes.* Par *Mila*. Avec XXIX planches enluminées. 1803.

1803. 426 S. 8. (4 Rthlr.) Mit gegenüberstehendem deutschem Text: *Kleine Bildergallerie für junge Söhne und Töchter* u. s. w.

3) Schnepfenthal, im Verl. der Buchh. der Erziehungs-Anstalt: *Konrad Kiefers Bilderbüchlein*, herausgegeben von *Salzmann*. 1803. 18 Taf. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

N. 1. ist eine Uebersetzung des unter dem Titel: *Erstes Bilder-* und *Lehrbuch* u. s. w., erschienenen Werkchens, welches in der A. L. Z. 1802. N. 359. angezeigt ist. Mit Verweisung auf jene Anzeige des Originals fügen wir hier nur hinzu, dass die Uebersetzung mit Nutzen bey dem Unterrichte in der französischen Sprache gebraucht werden kann.

N. 2. ist ein Auszug aus dem bekannten grösern Werke. Die Kupfer sind mittelmässig, zum Theil schlecht (man sehe unter andern Taf. IX. fig. 42 u. 43.); vorzüglich trifft dieser Tadel auch die Illumination. Gegen die Regel der Perspective ist ebenfalls hie und da gesündigt, z. B. Taf. V. Besser kann man mit dem Texte zufrieden seyn, der für Kinder viel Belehrendes und Angenehmes enthält. Selten stösst man auf Fehler, wie z. B. S. 47, wo Hr. *M.* sagt: Von den verschiednen Arten (Gattungen) der Hänflinge sind der Bluthänfling, der graue Hänfling und der rothplattige Hänfling die bekanntesten. *Bechstein* hat aber längst erwiesen, dass dieser vermeinte Gattungs-Unterschied blos auf dem verschiednen Alter des gemeinen Hänflings beruhet, der im ersten Jahre nach der ersten Mauserung der graue, im zweyten der rothplattige, und im dritten der Bluthänfling heisst.

N. 3. unterscheidet sich sehr vortheilhaft von vielen andern Bilderbüchern für Kinder. Erfindung und Composition, Zeichnung und Stich sind gleich einladend, und man verweilt mit Vergnügen bey diesen netten Kupfern, die so viel Stoff zu nützlichen und angenehmen Unterredungen mit Kindern geben. Sie beziehen sich eigentlich auf das, von eben dem würdigen Vf. herausgegebne *ABC und Lesebuch*, welches sich diejenigen, die von dem Bilderbuche Gebrauch bey ihren Kindern machen wollen, anschaffen müssen. — Soll die Kritik etwas an dem B. B. tadeln, so sind es einige nicht wohlgerathene Thierfiguren, z. B. die Kuh Taf. VII. Das Ganze macht aber dem Künstler Ehre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Frankfurt a. M.*, in Commission b. Eichenberg: *Uebersicht des Systems der Naturfilosofie und der damit entstehenden Theorie der Sinne*, von *Oken*. 22 S. 8. — Diese Uebersicht ist nur eine Vorläuferin des eigentlichen Werkes, welches der Vf. herauszugeben denkt, und kann in der That dazu dienen, den Erwartungen des Publicums ihr rechtes Maass zu geben. Auffallend ist wenigstens das Ganze, wie die Rechtschreibung des Titels.

Die Aussöhnung der Speculation und der Empirie, heisst es, führt den Menschen in den Tempel der Gottheit und der Natur, doch ist der letztere mit nichten fertig, sondern ihn zu erbauen, ist die Arbeit der Naturphilosophie. Dieser Tempel steht auf drey Säulen, und jede Säule ist wieder aus einer untergeordneten Dreyheit geformt. Die Hauptsäulen sind nämlich drey Potenzen, und die Untersäulen drey Momente (Identität, Antithesis und Totalität). Wir treten an der Hand des Vfs. in den Tempel. Zuerst sehen wir die *erste* Potenz oder die erste Säule, deren Schema die Ellipse ist. Die Ellipse ist die Indifferenz zweyer Pole, der Linie und des Kreises. Eben aus der Dreyheit dieser drey Momente, der *Linie*, des *Kreises* und der *Ellipse*, ist die erste Potenz (erste Säule) geformt. Durch die *Linie* (Identität) kommt Zeit und reine Bewegung in die Natur; durch den *Kreis* (Antithesis) Raum und Ruhe; (jene ist auch die Wärme, dieser das Licht) durch die *Ellipse* endlich (Totalität) kommt Schwerkraft in die Natur. — Nun schauen wir die *zweyte* Potenz oder zweyte Säule, welche aus drey Potenzirungen der Linie, des Kreises und der Ellipse besteht, welche Potenzirungen wieder Momente der *zweyten* Potenz heissen. Das erste Moment ist: die reine Linie tritt aus sich heraus, um sich in Vielheit zu zersetzen, und schafft die *Parabel*, welche als Naturfunction Magnetismus heisst. Man merke hiebey, das Materielle des Einigen (sic) ist der Kohlenstoff, des Kreisigen der Wasserstoff, des Ellipsischen der Sauerstoff. Das zweyte Moment der *zweyten* Potenz ist: die zerrissene und umgestülpte Ellipse, die *Hyperbel*; sie ist das Schema des Electrisms, und ihre Erdfunction sind Winde und Erdbeben. Das dritte Moment endlich ist Synthesis der Parabel und Hyperbel, die *Syssom*. Ihr Product ist das Wasser.

Nun kommen wir zu der dritten Säule oder *dritten* Potenz, wo wir eigentlich nichts Neues mehr sehen; denn die Natur ist schon geboren, und braucht blos geordnet zu werden. Das erste Moment dieser dritten Potenz tritt als Galvanismus auf, mit ihm ist die erste Bewegung, alles Leben, gegeben, und zwar die Bewegung im Kreise. Der Galvanismus treibt die Weltkörper um Sonnen und zwingt das Herz zum Pulsiren. Das zweyte Moment ist die Zersprengung der galvanischen Kette, wodurch die Pflanze entsteht, in welcher zuerst das Geschlecht vortritt, wodurch sich denn Grundsätze zur Theorie der Begattung finden lassen. Das dritte Moment der dritten Potenz ist Synthesis des Galvanisms mit dem Vegetatism, der Ellipse mit der Eyform, und giebt das Ellipsoon, als die Form für die Schöpfung der Thierheit. Der Tod ist ein Depotenziren des Thiers in Galv. oder Veg., es fault oder schimmelt. Dem Thier kommen sechs Sinne zu, doch ist die gesammte Thierwelt als *ein* Thier zu betrachten, indem sich die Sinne stufenweise entwickeln. 1) *Identitätssinn*, dessen Geburt Zoophyten und die ganze Infusionswelt sind, die auch als Urthiere der Natur die Theorie der Zeugung begründen. 2) *Antithesissinn* oder Lichtwärmesinn, durch welchen die Insekten charakterisirt werden. 3) *Totalitätssinn* oder Schwerkraftssinn. Seine Thiere sind die Mollusken, der Schwerpunkt tritt als Herz hervor. 4) *Identitätssinn* oder Magnetismsinn, erscheint als Hörsinn. Seine Thiere sind die Vögel, und bey ihnen wohnt die Musik der Natur. 5) *Antithesissinn* oder Electrismsinn, Geruchsinn; unter welchen die Fische gehören. 6) *Totalitätssinn* oder Chemismsinn, Schmecksinn; die Thiere dieses Momentes sind die Amphibien. — Die Thiere von der dritten Potenz besitzen alle Sinne, die Säugthiere nur schwankend, aber vollkommen der Mensch, dieses Thier aller Thiere, diese Allheit der Thierheit.

Rec. enthält sich aller Bemerkungen über diese Aussagen, überzeugt, dass der Vf. im Stande sey, *sich selbst* sein System zu beweisen, und dass der Leser aus dem hier gelieferten Auszuge das Ganze hinreichend beurtheilen könne.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. März 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MAGDEBURG, b. Keil: *Museum für Religionswissenschaft in ihrem ganzen Umfange.* Herausg. von D. *Heinr. Phil. Konr. Henke.* *Ersten* Bandes *erstes* u. *zweytes* Stück. 1803. 380 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

An die Stelle des bisherigen *Magazins für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte*, welches seit 1793 in 12 Bänden vielfachen Saamen zu gelehrten theolog. Untersuchungen ausstreute, tritt die jetzt anzuzeigende Sammlung, mit gleichen und erweiterten Zwecken. Dieses Museum wird nach der Ankündigung des würdigen Herausg. „nicht allein „die gelehrte und forschende, sondern auch die praktische oder ausübende Theologie bearbeiten, und „also in einem weitern Umfange, als das bisherige „Magazin sich brauchbar machen." Der gemischte Inhalt der ersten Lieferungen entspricht dieser Zusage, und giebt einige Aufsätze, deren genauere Anzeige dem Theologen nicht unerwünscht seyn kann. I. Von *Johannes Tobler*, freymüthige Ergiessungen über die Frage: *Welche Religion wollte Jemand den Franzosen noch am liebsten gegeben haben?* Ein kräftiger Commentar über die bedeutungsvollen Worte eines Ungenannten: *Il me paroit très difficile de resuſciter en France la Monarchie et le catholicisme. Je ne vois qu'un moyen. C'eſt de leur ſubſtituer la Democratie federative, puisqu'on veut une Democratie, et le Chriſtianiſme épuré et reduit à ce qu'il a d'utile. Car enfin — il faut un gouvernement et une religion au peuple!* Hr T. fragt: Was ist ein gereinigtes und auf sein Nützliches reducirtes Christenthum? und: Was hat das Volk für ein ausgemachtes Religionsbedürfniss? und wie substituirt man denn dergleichen Dinge (der Einsicht und des Wollens) einander? Sein Resultat ist: „Der Nutzen jeder ins grosse durch Vorschrift und Autorität so „hereingebrachten" Religion ist klein! Man hat sie und man hat sie nicht!" Und dieses ist ohne Zweifel der kläglichste, unsicherste Zustand für Menschen und Staaten. „Jeder will Zweck seyn und den andern zum Mittel machen. Ihm zu gefallen und um gewiss Mittel zu bleiben, soll jeder andere Pöbel seyn und — deswegen! — Religion haben. Ihr Herrscher, Beamten, Gelehrten, Glücklichen und Glücklichscheinenden, ruft der Vf. aus, habt Ihr im wahren, hohen Sinn die Religion nicht so nöthig als das Volk? Und, wenn diess nicht wäre (möchte Rec. hinzusetzen), wenn nicht eure, nach Wohlgefallen „substituirte" Religion das allgemeinnöthige enthält, und dadurch erst selbst gehalten wird, durch welche Kraft in der Welt vermöchtet Ihr sie zu erhalten, und zu verhindern, dass nicht jeder gegen eine solche „gegebene" Religion sein: *timeo Danaos et dona ferentes*, in seinem Innersten geltend mache. II. *Ueber einige anscheinende Widersprüche in dem Ev. des Johannes, in Absicht auf den Logos*, von *G. Konr. Horst*, Pf. zu Lindheim in der Wetterau. Viele Stellen erklären sich leicht von der moralisch-göttlichen Abkunft Jesu von der Gottheit, in andern (1, 1—14. 8, 58. 17, 5. vergl 24.) liegt eine Präexistenz als Hypostase, als Logos bey (προς) Gott, nach andern Stellen ist der Vater, folglich — so deutet es der Vf. — nicht der Logos in Jesu (14, 10. 11. 10, 30.). Andere (1, 32. 3, 34.) findet der Vf., in denen der Logos und πνευμα θεου identisch, andere, in denen auch das Pneuma hypostasirt sey, wie 14, 16. 15, 26. 17, 7. Und diese Widersprüche werden für Hn. *H.* ein Hauptgrund, das Johann. Evang. als eine aus mehrern Quellen entlehnte, zum Vortheil der Katholiken zu Ende des ersten oder Anfang des zweyten Jahrhunderts zusammengesetzte Arbeit zu betrachten. Rec. bekennt, dass für ihn diese sogenannten Widersprüche bey der aufmerksamsten, kritischen Abwägung *bloß anscheinend* geblieben sind. Die Präexistenz der Hypostase Logos geht als Johanneische Behauptung voran. Dieser Logos ist nach dem Prolog des Evang. in Jesu. Da aber dieser Logos dem Evangelisten das Göttlichste ausser dem Vater oder der Gottheit ist, so konnten ihm die Aussprüche Jesu: dass der Vater (die Gottheit) in und mit ihm bleibe, gar nicht als eine mit seiner Vorstellung vom Logos unvereinbare, andere Theorie erscheinen, besonders da Jesus wechselnd eben so wohl: ich bin in dem Vater, sagte, als: der Vater ist in mir! und doch gewiss in dem ersten Satz nicht ein hypostatisches Ineinandersein durch das Seyn im Vater ausgedrückt seyn kann. Die Stelle: ich und der Vater sind Eins, konnte Johannes eben so leicht auf seine alexandrin. Idee beziehen: die Gottheit und das Göttlichste, welches aus der Gottheit hervorgetreten ist, seyen in der bleibendsten Vereinigung, als andere, nach Vergleichung mit 17, 22. dabey an eine solche Einheit des Messias mit der Gottheit denken können, wie sie zwischen dem Messias und seinen Vertrauten war. Wahr ist es, dass die Idee vom Logos, als Hypostase, nicht in den Aussprüchen, welche der Evangelist als Aussprüche Jesu überliefert, so ausdrücklich liegt, wie in dem Eingang, welcher als Erklärung dieses Schriftstellers vorausgeht. Aber dass das Evang. selbst nicht Aussprüche enthalte, welche dieser Erklärung widersprächen, ist eben so wahr. Denn

Denn auch der letzte Scheinwiderſpruch, daſs der Logos bald mit Gottes Geiſt identificirt, bald der Geiſt Gottes als hypoſtatiſch gezeigt werde, iſt bloſser ſelbſthervorgebrachter Schein. Es iſt fürs erſte nicht einmal ausgedrückt, ſondern bloſs möglich, daſs der Ev. unter dem herabgekommenen Geiſt (1, 33.) den Logos ſich dachte, an welchen er ſonſt zu denken gewohnt war. Wenn aber auch wirklich der Logos als *ein* Geiſt Gottes vorkäme, ſo konnte dennoch ein anderer Geiſt Gottes von dieſem unterſchieden und ſogar als Hypoſtaſe gedacht werden, ohne jenem Satz zu widerſprechen. Dachte man ſich doch im Judenthum, wie im Urchriſtenthum, gar mancherley Geiſter Gottes. Sehr löblich ſcheint uns das Beſtreben, für das Alter und die Aechtheit der canoniſchen Evangelien bloſs durch das Herkömmliche des Glaubens an ſie und ungründliche Beweisführungen nichts mehr als entſchieden gelten zu laſſen. Auch das Verjährteſte im Reiche der Einſicht ſoll ſeine Anſprüche auf Gültigkeit darthun, nicht bloſs vorausſetzen. Der ächte Kritiker aber muſs ſich dann eben ſo ſorgfältig hüten, daſs ſein Skepticiſmus ihn nicht verleite, Gegengründe als wichtig aufzuſtellen, die man ſich zwar wohl als möglich machen, aber auch auf der Stelle wieder ſelbſt auflöſen könnte. Dieſs wird beſonders, wenn die Zeitgenoſſen in einem gewiſſen Fache eher nach einem ſolchen Schein zu haſchen als ihn zu prüfen geſtimmt ſind, eine doppelt heilige Pflicht des Forſchers, als Führers der leicht nachſprechenden Menge. Dieſe zweyte Abh. iſt eigentlich zu III. einer ſo gelehrten als prüfenswerthen Unterſuchung: *ob ſich die Aechtheit des Johanneiſchen Evangeliums aus hinlänglichen Gründen bezweifeln laſſe, und welches der wahrſcheinliche Urſprung dieſer Schrift ſey?* die Vorbereitung. Die wichtigſten Zweifelsgründe des Vfs. ſind folgende. Wie Jeſus von ſich nichts ſchriftlich fortpflanzen wollte, ſo wahrſcheinlich auch Johannes, ſein Buſenfreund. Für dieſe Muthmaſsung ſpricht das Stillſchweigen der älteſten Schriftreſte des Urchriſtenthums. Johannes ſoll ſeine ſpätern Jahre in der Gegend von Epheſus verlebt haben, und doch findet ſich gerade bey den früheſten Schriftſtellern aus jener Gegend nichts von dem Evangelium, das man ihm zuzuſchreiben pflegt. Die Briefe des *Polycarpus* und *Ignatius*, in ihrer wahrſcheinlich ältern Geſtalt, haben, ungeachtet der erſtere ein Schüler des Joh. geweſen ſeyn ſoll, bloſs Citate aus *Matthäus* und *Lucas*. Aus *Papias* führt *Euſeb.* nur an, daſs er den erſten Johanneiſchen Brief, nicht aber, daſs er das Evangelium kannte, ungeachtet zugleich über *Marcus* und *Matth.* als Evangeliſten ein Excerpt aus ihm angeführt iſt (*KG.* 3, 39.). *Juſtin*, auch ein Aſiate, gebraucht die Apokalypſe als Johanneiſch, und nennt doch das Evang. nicht, mit welchem ſeine Meynungen über den Logos ſo ſehr harmonirt hätten. Selbſt daſs *Tatians* Evangelienſammlung aus allen vier canoniſchen zuſammengeſetzt war, iſt nicht darzuthun. Eben ſo wenig giebt es eine Spur, daſs *Hegeſipp* und *Dionyſius* von Korinth das Johann. Evang. gekannt haben. Bey *Theophilus* von Antiochien in den letztern Jahrzehenden des zweyten Jahrh. zeigt es ſich das erſtemal, als in Aſien bekannt. Nicht, wo man es erwarten ſollte, in Aſien, ſondern im Occident iſt es früher; *Heraklcon*, ein Gnoſtiker, vermuthlich ein Alexandriner, commentirte es um die Mitte des zweyten Jahrh. zu Rom; den Valentinianern iſt es, wie mehreren Gnoſtikern, ſehr werth, während es von ſolchen Orthodoxen, welche die Uebertragung des Logos auf den Meſſias Jeſus für nichtorthodox hielten (den ſogenannten Alogern), eben ſo ſehr, als andern, denen die Empfehlung des kommenden Parakletos anſtöſsig (montaniſtiſch) ſchien, ſ. *Iren.* 3, 12., nicht als apoſtoliſch anerkannt wurde. Der Inhalt hat alexandriniſchen Geſchmack. Zu Alexandrien waren die vier Evang. ſchon für Klemens eine unbezweifelte Ueberlieferung, Strom. 3, 13. Alexandrien und Rom ſtanden in groſsem Verkehr. Sollte nicht das Johann. Evang. zu Alexandrien entſtanden, durch Gnoſtiker nach Rom gekommen, und hier, als die Verhandlungen Polykarps mit dem römiſchen Biſchof (um die Mitte des zweyten Jahrh.) zur Katholicität in der Kirche die erſten Fundamente legten, auch alſo eine allgemeingeltende Sammlung heiliger Schriften in Vorſchlag gebracht worden ſeyn muſs, zur kanoniſchen Anerkennung beſtimmt worden ſeyn? Durch *Polykarp* konnte es in Aſien ſchnell beliebt werden, wenn gleich, wie die obige Stelle aus *Iren.* zeigt, die Aſiater, welche gegen den Begriff Logos und Parakletos eine Widrigkeit hatten, dagegen waren. Dieſer ſchönen Probe kirchenhiſtoriſcher Kenntniſſe und kritiſcher Forſchungsgabe wird jeder Kenner gerechtes Lob ertheilen. Wie aber, wenn wir ſie näher beleuchten? Hätte des *Polykarpus* Anſehn (und ſpäter herab kann man die Anerkennung des Johann. Evang. nicht ſetzen) dieſe Schrift als Johanneiſch in Aſien empfohlen, ſo bliebe alles das, wovon die Zweifel des Vfs. ausgehen. Die *argumenta a ſilentio*, welche ihm gegen ein früheres Daſeyn des Johann. Evang. in Vorderaſien ſo entſcheidend ſcheinen, treffen alle auch ſeine Hypotheſe. Warum hat *Papias*, der zu Hierapolis wohnhafte Freund des *Polykarpus*, alsdann doch auch nichts von dieſem nun als Johanneiſch geprieſenen, abſichtlich verbreiteten Ausbeute der Reiſe ſeines Freundes nach Rom? Warum *Hegeſipp* nichts, deſſen Reiſe aus Aſien nach Rom der Vf. als eben ſo rückſichtsvoll und für Entſtehung der Katholicität wichtig anſieht, wie die des *Polykarpus?* Warum die natürlich ſpäter erdichteten Ignatiuſiſchen Briefe, und der dem *Polykarp* beygelegte, nichts? Man ſieht aus dieſer Umwendung der Kehrſeite dieſer Unterſuchung, daſs aus dem Mangel einer Citation des Johann. Evang. in dieſen Reſten des Alterthums am allerwenigſten unſer Vf. folgern kann, daſs bey ihrer Entſtehung das Johann. Evang. als ein ſolches noch nicht in den Umgebungen von Epheſus, Smyrna u. ſ. w. bekannt geweſen ſeyn könne. Jener Mangel konnte aber auch leicht andere Veranlaſſungen haben. Sind denn die ſogenannten Briefe des *Ignatius* und *Polykarpus* wahrſcheinlich im proconſulariſchen Aſien erdichtet worden?

den? Anderswo gebildet konnte ihr für Empfehlung der bischöflichen Unionsgewalt arbeitender Vf. leicht vergessen, dass der wahre *Polykarpus* oder *Ignatius* allerdings vieles Johanneische benutzt haben würde. Dass in des *Papias* „Erklärung der Reden des Herrn" manches aus Joh. Evang. vorkam, konnte *Euseb.* eben so unbemerkt lassen, wie er nicht angiebt, ob *P.* auch aus *Lucas* etwas erklärte. Es konnte ihm scheinen, dies verstehe sich von selbst, dass jene Reden des Herrn, neben der von *Pap.* benutzten mündlichen Fortpflanzung, aus denen Evangg., die *Euseb.* als entschieden annahm, geschöpft gewesen seyen. Weil das Johann. Evang. dem *Euseb.* nicht ein αντιλεγομενον war, sammelte er dafür nicht mühsam jedes Zeugniss des Alterthums. Was den *Justin* betrifft, so citirt er bekanntlich keinen unserer canon. Evangeliften. Der Vf., welcher wenigstens die andern Evangg. für älter hält, kann also auch aus *Justins* Nichtcitiren des Johann. Evang. gegen dessen Präexistenz nichts folgern. Drey Stellen aber, die bey *Justin* aus dem Johanneischen Evang. geflossen zu seyn scheinen, sind angeführt in *Paulus* exegetisch-kritischen Abhandlungen (Tübingen. 1784.) S. 27. 28. Zu Korinth kann *Dionys* das Johann. Evang. nicht gekannt, oder vielleicht gekannt und doch nicht citirt, oder *Euseb.* kann die Citation aus der oben angeführten Ursache, nicht berücksichtigt haben. Genug, des Vfs. Zweifelsgründe, dass das Johann. Evang. nicht von Joh. dem Ap. verfasst seyn könne, weil man davon aus dem Proconsular-Asien nicht frühe genug Citationen kenne, lassen sich ohne seine Hypothese heben, sind aber, wenn man sie nicht auf andere Art auflöst, gerade dieser selbst entgegen. Die erste Muthmassung: Joh. (welcher über 90 J. alt geworden seyn soll) habe, *wie* Jesus, nichts schriftliches hinterlassen wollen, setzt ohnehin das ungewisse: Jesus habe dies nicht gewollt, voraus. Ein Mann von dreyssig Jahren, der kaum zwey Jahre als Lehrer wirkte, mochte wohl an schriftliche Fortpflanzung seiner Reden nicht denken, während er beschäfftigt genug war, die Seinigen zu mündlicher Wirksamkeit für seine Grundsätze zu bilden. Wer kann hieraus schliessen, dass er, der soviel aus den ältern heil. Schriften nahm, schriftliche Ueberlieferung für zweckwidrig gehalten habe? Wie unmöglich würde es uns seyn, das Christenthum von so vielen beygemischten Menschensätzen zu reinigen, wenn uns nicht der Buchstabe fähig machte, den Geist des Urchristenthums noch nachzuweisen! Rec. bekennt ferner, nicht zu wissen, wodurch das Johann. Evang., wie der Vf. voraussetzt, für keine Partey wichtiger, als für die Katholiken, gewesen seyn sollte. Das Charakteristische der uralten Katholicität, Mischungsversuche für das judaisirende und antijudaisirende (Petrinische und Paulinische), finden wir eben so wenig darin, als Spuren hierarchischer Unionssucht. Nicht minder unsicher ist es, von der Reise des *Polykarpus* nach Rom eine wirkliche Beförderung dieser sogenannten Katholicität abzutheilen. So gewiss es ist, dass er mit *Anicetus* über Eintracht in Haltung des Paschatags conferirte (*Euseb.* KG. 4, 14.), eben so gewiss zeigt sie Zwietracht unter *Victor* (ebend. 5, 24.), dass nicht einmal in dieser Materie Rom und Asien durch *Polykarp* einig geworden waren. Wie wenig Wahrscheinlichkeit bleibt schon deswegen der Hypothese, dass *Polykarpus* ein ihm, dem Schüler des Johannes, bis dahin unbekanntes Evang., den Römischen zu gefallen, als Johanneisch anerkannt und verbreitet habe. Uebrigens war allerdings Alexandrien mit Rom, aber auch Ephesus mit Alexandrien in häufigem Verkehr, und so ist der Weg des Johann. für alexandrinische Juden-Christen und Gnostiker gewiss angenehmen Evangeliums über Alexandrien nach Rom sehr begreiflich. Eben so begreiflich und selbst für die Aechtheit der beiderseitigen Schriften sprechend ist die Aehnlichkeit zwischen einigen Vorstellungen des Joh. und Paulus. Auch Paulus war mehrere Jahre zu Ephesus wirksam gewesen (Apost. Gesch. 19, 10. 20, 18.). Für andere Mitunterfucher bemerken wir noch, dass die Stelle des *Irenäus* (3, 12.), aus welcher der Vf. schliesst, dass noch Andere, als die Aloger des *Epiphanius*, das Johann. Evangelium verworfen haben, dieses nicht beweise. *Iren.* spricht von Antimontanisten, welche im Eifer gegen die Montanisten, die sich auf den Paraklet aus Johannes beriefen (s. *Tertullian*), lieber dessen Evangelium bezweifelten: Gerade solche Antimontanisten aber waren die, welchen *Epiphan.* den Namen Aloger schuf. S. das Ende seiner *haer.* 32: ουτοι μη δεξαμενοι πνευμα αγιον u. s. w., und den Wink im Anfang, dass diese Aloger *nach* den Kataphrygern oder Montanisten entstanden seyen. IV. *Zweckmäßiger Religionsunterricht als Hauptsache zur Verbesserung des Schulwesens*, vom Pfarrer *Krüger* zu Steinhöfel in der Uckermark. Nicht Formeln aus „erklärten" und „zergliederten" Katechismen, aber auch nicht blosse Verstandesschlüsse will der wohlwollende Vf., vielmehr Erweckung des Religionssinnes durch eigene Religiosität und daher häufige, herzliche Theilnahme des Predigers am Schulunterricht mit derjenigen Gemüthsstimmung, welche man selbst gerne erwecken möchte. V. *Versuchte Auflösungen einiger Zweifel der praktisch-kritischen Philosophie*, von *Dedekind*, Superintend. zu Salzdahlum. *Kant* hat in einem Briefe an den Hofr. *Jung* das Evangelium einen „unvergänglichen Leitfaden wahrer Weisheit genannt, woher eine ihre Speculation vollendende Vernunft ein neues Licht erhalte." Hr. *D.* meynt, *Kant* habe hierunter die gereinigte christliche Befriedigung des Glückseligkeitstriebes verstanden, weil er *Kant* eher einer Inconsequenz, als einer Empfehlung des Evangeliums wider seine wahre Meynung, beschuldigen wolle. Keins von beiden! *Kants* consequentes System ist, da, wo die Speculation nicht weiter dringen kann, sich an praktische Vernunftideen zu halten. Letztere sind ihm für die *ihre Speculation vollendende* Vernunft (nicht für Vernunft überhaupt) ein *neues* Licht. Sie sind auch das Wesentliche des Evangeliums. Auch wo sie aus diesem hervorstrahlen, sind sie also für die speculative und specula-

culativ unbefriedigte Vernunft, ungeheuchelt und ganz consequent, ein neues Licht zu nennen. Nur was der Vf. und was manche andere in jenen Brief an *Jung* hineintrugen, liegt darin nicht. Ein anderer Zweifel des Vfs. betrifft das radicale, nicht blofs in der Sinnlichkeit entstandene Böse, die Erhebung der Selbstliebe zum höchsten Grund des Handelns. Und doch, meynt Hr. *D.*, soll aus der Autonomie, dieſs heifse aus der Selbstliebe, Achtung gegen das Sittengesetz entstehen, aus dem Bösen — Gutes? Wo wäre denn aber in kantischer Sittenlehre Autonomie die Frucht der Selbstliebe? Achtung gegen das Gesetz entsteht daraus, dafs wir dasselbe nicht als fremde, willkührliche Aufnöthigung, sondern als eigene, unwiderstehliche, für alle Denkende gültige Einsicht zu denken uns bewufst sind. Nicht dafs wir uns im Gesetze sehen, vielmehr dafs wir, wenn wir uns in der höchsten Unabhängigkeit denken, doch eine Einsicht der Verbindlichkeit zu denken nicht umhin können, dieſs ist der Grund zur Achtung der Verbindlichkeit, zu ihrer willigen Anerkennung als Gesetz. Endlich thut es dem Vf. sehr leid, dafs *Kant* Erkenntnifs Gottes und Religion von *Begründung* der Moral ausschliefse. Kann denn aber das, was nur durch ächte Moral, durch consequente Entwicklung des Pflichtgefühls, begründet (mit Grund gedacht) werden kann (das Ideal wirklicher Heiligkeit), dadurch etwas verlieren, dafs es in der Gedankenreihe des Denkenden nicht vor jenen dazu hinführenden Gedanken vorausgehen kann? Nach allem diesem sind die Zweifel des Vfs. offenbar viel zu leicht durch ein still und ernst fortgesetztes Studium der Kant. Grundsätze auflösbar, als dafs sie vor das Publicum, gleich Problemen höherer Art, gebracht zu werden verdienten. VI. *Gegen einen gewiſſen Vorſchlag, daſs das rationaliſtiſche Chriſtenthum als eine neue Religionsgeſellſchaft vom Staate anzuerkennen ſey.* Davor bewahre uns der Rationalismus selbst; nicht aber das, was der Vf. hofft, das Aufhören des Rationalismus. Doch, im Grunde ist er selbst Rationalist. Die Wunder sollen nur nicht Fabeln, sie sollen *in der Natur gegründete*, aufserordentliche Erfolge seyn, durch welche die Gottheit die aufserordentliche Wirksamkeit z. B. Jesu, möglich gemacht habe. Denkt denn der christliche Rationalist die historisch gegründeten Wunder anders? — VII. *Ueber den Geiſt des Myſticiſmus.* Vielmehr über einige seiner Ausartungen. VIII. *Ueber die Taufe*, von *Lindemann*, Superintend. zu Danneberg. Der Vf. leitet die christl. Taufe von der jüdischen Waschung der heidn. Proselyten ab (deren Daseyn vor den Zeiten Jesu aber unerwiesen ist). Das Eigenthümliche der Taufe des Joh. und Jesus bestand alsdann darin, dafs selbst Juden, wenn sie Bürger des ächtmessianischen Reichs werden wollten, sich wie Heiden behandeln lassen sollten. Wie willkührlich aber ist hier die Paraphrase der Fragen des Nikodemus: „Kann jemand (unter den Juden) seine Geburt verläugnen *und in die heidniſche Welt zurückkehren?*" Der Text sagt: in Mutterleib! Uebrigens war unstreitig das Taufen ursprünglich ein symbolischer Ritus, welcher grofsen Eindruck machte. IX. *Die mögliche Vieldeutigkeit der Sentenz Matth.* 5, 43. Der ungenannte Vf. zeigt mehrere mögliche Deutungen; nur die nicht, welche nach den analogen Stellen der Bergpredigt die ächte ist. Liebe deinen Nächsten, war die Lehre *Moses* (3 Mos. 19, 18.). *Daraus* folgerten die Pharisäer: Deinen Gegner also magst du, nach Mose, hassen! Diese pharisäische Verdrehung ist das, wogegen Jesu reiner Geist protestirt.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, b. Stein: *Die Mitternachtsſtunde.* Ein Singspiel von drey Aufzügen nach *La guerre ouverte*, von *Lambrecht*. Die Musik von Hn. *Franz Danzi*, kurfürstl. Pfalzbairs. Kapellm. 1801. 86 S. 8. (6 gr.) — Das bekannte französische Original ist im Deutschen schon längst ein, wo nicht zweymal, ziemlich frey übersetzt und auf allen Schaubühnen des heil. röm. Reichs, unterm Titel der offenen Fehde, vielfältig gegeben worden. Die Erneuerung die es hier erhält, und die Verwandlung, die damit vorgegangen, ist ganz im Geschmack der gewöhnlichen italienischen Opera Buffa. Man lese z. B. nur Verse, wie folgende. S. 82:

General. Wetter, wo ist meine Nichte?
Dieſer Popanz lag im Bette!
Laura. Spafshaft endet die Geschichte;
und verloren ist die Wette.
Gener. Wie! verloren?
Laura. Ja! verloren!
Gener. Meine Wette?
Laura. Ihre Wette!
Mathias (ein tauber Bedienter).
Bin ich nicht geplagt, *geſchoren?*
Muſs zur Nachtzeit aus dem Bette
und noch weifs ich nicht, warum.
Laura. Lenchte, Dummkopf, und sey stumm!
Gener. Das geht mir im Kopf herum!
Wo ist denn das Mädchen?
Laura. Die ist bey dem Hauptmann!
Auf Ihren Befehl ward sie zu ihm geführt.
Gener. Wie! Ich hätt's befohlen? Das lügst du, du Satan!
Du haſt die Paſtete zuſammengerührt.
Laura. Sie haben's befohlen. *Ich hatt' meine Freud dran!* (!!)
Die Liebe hat beide zusammengeführt.
Mathias. Ich glaube, sie fangen hier Lärmen und Streit an
O wär ich im Bette! Mich schaudert! Mich friert
Ambros und *Nicolaus.*
Wir haben ihn nach Haus gebracht;
Die Glock hat zwölf geschlagen!
Wir wünschten ihm *geruh'ge Nacht!*
Am End' ſind unſre Plagen.

So höchst elend Verse der Art sind, so wäre es doch möglich, dafs das Stück, durch eine gute Musik unterstützt, Wirkung beym Aufführen machte; denn der Stoff ist dankbar, und zu einer komischen Oper allerdings passend.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. März 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MAGDEBURG, b. Keil: *Museum für Religionswissenschaft in ihrem ganzen Umfange.* Von D. *Heinr. Phil. Konr. Henke.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 65. abgebrochenen Recension.*)

Zweytes Stück. I. *Ueber die Gründe aller Moral und Religion.* Das Ziel des Vfs., *J. Josua Stuzmann*, Privatlehrers zu Göttingen, ist, darzuthun, wie „die „Höhe der Philosophie bestehe in der unbegränzten „Achtung für Recht, Pflicht und Sittlichkeit, von „welcher man ausgehe, wenn man so, wie er diesen „Gang zeichnet, des menschlichen Geistes Gränzen „erweitert, und aus ihm, seinem ursprünglichen We„sen nach (wie er seyn muss, wenn man von allem „Daseyn abstrahirt), die objective und subjective Welt „erklärt, weil beide nothwendig in die Sphäre des „freyseynsollenden Handelns fallen." Die ganze Philosophie beginnt ihm von der Freyheit des menschlichen Geistes, und kehrt am Ende wieder dahin (systematisch) zurück. Wie? dies müssen wir zum Nachlesen empfehlen. Es ist so viel Gedachtes in diesem Aufsatz, dass wir ihn nicht mit der gesuchten Paradoxie: „die höchste aller Aufgaben ist: Mensch, werde Gott!" geschlossen wünschten. Dergleichen mit innern Widersprüchen (*werden! und doch* — Gott!) behaftete Kraftphrasen müsten die beste Sache lächerlich machen. II. *Noch ein Versuch über Jes.* 52, 13 — 53, 12. Es soll hier eine Hymne (vielmehr wäre es eine Nänie) auf den Tod eines Propheten zu denken seyn, welcher von solchen Juden, die nicht von einem Unbeschnittenen, Cyrus, in Freyheit gesetzt seyn wollten, gemisshandelt und getödtet worden sey, und doch zur Rückkehr nach Palästina vielen genützt hatte. Von dieser Hypothese ist nicht weniger als alles, ohne historischen Grund. Wo wäre auch nur eine Spur, dass die, welche die von Cyrus ertheilte Freyheit benutzen wollten, von andern Juden verfolgt wurden? u. s. w. III. *Exegetische Miscellen* über Matth. 11, 15 — 19. 24, 34. IV. *Der Lehrer* (Jesus) *und der Schüler* (Johannes) *im Felde der Wahrheit.* Die Apocalypsen von Jenseits möchten freylich wohl anders klingen, als die hienieden entstandenen. V. *Ueber neuere Bemühungen und Anstalten in protestantischen Ländern, die Geistlichkeit abermals für die Moralität des Volks verantwortlich zu machen.* Gegen wichtige Missgriffe in einseitigen Versuchen zu Verbreitung der religiösen Geistesbildung. VI. *Probe einer Uebersetzung von Fl. Josephus Geschichte des jüdischen Kriegs*, von *Friese*, Subrector zu Flensburg. Das Ganze wird mit einer Vorrede von Hn. D. *Oberthür* zu Würzburg im Druck erscheinen. Eine genaue Revision derselben möchte immer noch vor dem Abdruck nicht überflüssig seyn, z. B. im zweyten Buch K. 9. §. 2.

Friese:	Richtiger:
Er führte in der Nacht die *verhüllten* Bilder des *Kaisers* nach Jerusalem.	Er liess in der Nacht die Bilder des Cäsars, *welche man Semaiä nennt, bedeckt* nach Jerusalem hereinbringen.
Und glaubten, ihre Gesetze würden mit Füssen getreten —	Da man ihre Gesetze mit Füssen trat —
Das Volk vom Lande . . . eilt nach Cäsarea.	Der Text bezieht sich nicht blos auf das Landvolk.
Verabredeter massen (ἐκ συντάγματος).	Nach seiner Anordnung (der Prätor giebt Ordre; er *verabredet* nicht).
Mit *rücklings* gebogenem Halse.	Mit *hin*gestreckten Nacken (τὸν αὐχένα παρελκύσαντες).

VII. *Ueber die Naziräer, zu Matth.* 2, 23., von Hn. Superint. *Lindemann.* Die Stelle soll von Jesus als נזיר *Nasiräer* reden. Alsdann würde Ναζιραιος, nicht Ναζωραιος im Texte stehen. VIII. *D. Muzel über Marc.* 9, 49. 50. πυρι ἁλισθησεται soll seyn: *es wird durch Feuer* (wie andere Dinge durch Salz) *vor Verderbniß bewahrt werden.*

FRANKFURT a. M., in der Hermann. Buchh.: *Die gedrückte Kirche*, oder das Christenthum als Sekte betrachtet. 1801. 184 S. gr. 8. (14 gr.)

In einer „offenen Erklärung an die Leser dieser Schrift" äussert der Vf., „dass zwar *Friede* das Ziel seines Strebens und Glaubens sey, dass er aber auch wisse, dass eine scheinbare Ruhe oft nichts anders sey, als der Stillstand, die Stockung der belebenden Kräfte im menschlichen Körper, ein Zustand, in den sich der Stoff zu tödtenden Fiebern bereite." Er sucht sich daher auf mancherley Art, und nicht immer in den schonendsten Ausdrücken, gegen Andersdenkende zu expectoriren. Nachdem er in einer helldunkeln demüthig-stolzen Sprache, mit manchen Kraftausdrücken untermischt, über das Durcheinanderseyn der *Altchristen* und *Neuchristen*, und besonders über den unbestimmten Charakter der meisten (?) neueren Theologen geklagt, und manches Herabwürdigende von diesen „religiösen und moralischen

Amphibien, die unser wackeres deutsches Volk irre leiteten," gesagt hat, schlägt er (S. 13.), als das einzige Rettungsmittel der Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit, eine *vollkommene Absonderung der entgegengesetzten Hauptparteyen der Alt- und Neuchristen in verschiedenen Kirchengemeinschaften* vor. Unter den *Altchristen* versteht der Vf. nicht etwa die Anhänger des kirchlich-rechtgläubigen Lehrbegriffs, sondern die *biblisch-rechtgläubigen*, (wozu denn natürlich auch der Vf. und seines Gleichen, die allein den richtigen Sinn der Bibel zu finden wissen, gehören!) und unter den *Neuchristen* versteht er die sogenannten *Neologen*, die, seiner Meynung nach, gar nicht an Christum glauben. Diese sollen sich denn förmlich von den Altchristen trennen, diesen die Belehrungen und Tröstungen des armen Volks überlassen; es gerade herausjagen, dass sie sich aus dem Christenthume nichts machen; und so würde denn allerdings *Friede* zwischen beiden Parteyen entstehen. „Dann (heisst es S. 15.) wird dem Theile des Volks, der herzlich an Gott hängt, ein freyer Gottesdienst, in dem er ohne Anstofs die Lehren verkündigen hört, die ihn allein aufrichten und beleben." Der Vf. dachte wohl nicht daran, dass schwerlich irgend eine Obrigkeit oder ein Staat Behagen daran finden würde, einen Mann als Religionslehrer anzustellen oder auf seinen Posten zu lassen, der das wäre, was die sogenannten Neuchristen nach der grotesken Schilderung des Vfs. seyn sollen. Und wie? finden denn die seufzenden Altgläubigen nicht fast an jedem Orte — in jeder Stadt wenigstens — noch einen altgläubigen Lehrer, dem sie das Heil ihrer Seelen anvertrauen können? Mögen sie also immerhin solche Seelenhirten aufsuchen; einer offenbaren Trennung bedarfs da nicht. Verwandte Geister werden gar bald sich finden! An Orten, wo nur Ein Prediger ist, können die Menschen wenigstens durch *verschiedenartige* und *widersprechende Vorträge nicht irre* gemacht werden; von diesen mit einander streitenden Vorträgen aber befürchtet der ängstliche Vf. Alles.

II. *Ueber das ursprüngliche apostolische Christenthum als Sekte.* Nach S. 21. soll man, nach den Grundsätzen der neuesten aller neuen Theologieen, nicht mehr sagen dürfen: „*Moses Mendelssohn* sey kein Christ gewesen. . . . Er sey ja ein Anhänger der *Religion der Vollkommnern*, das ist, ein wahrer Christ gewesen!! Die letztere inhumane Anspielung auf eine vortreffliche Schrift bedarf keiner weiteren Deutung! Weiterhin spricht der Vf. von *ätherischen Höhen, worin man keines festen Bodens mehr bedürfe* u. s. w., er redet von *hochgeistigen Wesen, die ein ganz eigenes Christenthum hätten.* Dann schildert er die Altchristen von ihrer glänzenden Seite, redet von ihrem Glauben an die *Person* Jesu, an die *göttliche Würde*, die er jetzt besitzt, von dem Glauben der Altchristen an den *eigentlichen, bestimmten* Beystand des göttlichen Geistes u. s. w. Die *Socinianer* zieht er unsern „*jetzigen hocherleuchteten, christlichen Zerstörern des wahren Christenglaubens*" unendlich vor, sagt von den letztern, dass ihnen die Socinianer *unerträglich-orthodox* seyn müssten, und scheint nicht abgeneigt zu seyn, die Socinianer allenfalls noch unter die Mitglieder seines frommen Häufleins aufzunehmen. S. 30 f. kommen die hämischsten Ausfälle auf die neuesten Theologen vor, die der Vf. gar nicht einmal von einander geschieden, sondern alle als die gefährlichsten Menschen zusammen geworfen hat. „Diese Menschen sind nun wieder, nach S. 32, in die Stelle der *herrschenden Kirche* getreten. . . . Die Menge fällt ihnen zu, und zerreifst kühn alle Bande. . . . Diese unchristliche, sich für die ächtchristliche Kirche ausgebende Kirche ist sehr intolerant. . . . Sie übt einen schrecklichen literarischen Despotismus aus." u. s. w. S. 33. ist auch von den *exegetischen* und zum Theil *kindischen Künsten* der Mitglieder dieser gebietenden, drohenden Kirche die Rede, von den *Klauen* des gereizten Stolzes der Altgebieterin, u. a. schönen Sachen mehr. So wie nun bey der ersten Pflanzung des Christenthums eine gedrückte Sekte der Gläubigen bestand, die der Vf. näher zu charakterisiren sucht, so ist auch jetzt das wahre Christenthum wieder zu einer Sekte geworden. Diese gedrückte (?) Sekte, wozu auch der Vf. gehört, will ihren Christus, wie ihren Herrn, dienen und gehorchen, — Schmach leiden, wegen der Wahrheit, und wird sich gestärkt fühlen durch den Gedanken, dass sie dadurch ähnlich werde ihrem grofsen Herrn und Vorbilde! —

III. *Ist Sektengeist und Verfolgungsgeist dasselbe?* Eine Sekte soll unmöglich verfolgend werden können, weil sie immer die schwächste, unterdrückte oder nur tolerirte Partey sey. S. 46. gesteht der Vf. selbst zu, dass die gläubige Sekte eine Art von *Intoleranz* gebiete, und behauptet selbst vom Christenthume, dass es „*Widerwillen* und *Intoleranz* gegen alle diejenigen erwecke, die seine eigenthümlichen Grundsätze verfälschten" (welches denn natürlicher Weise *alle* Neologen thun); und es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn der gedrückte und demüthige Sektirer S. 48. wieder gegen Professoren loszieht, *die es weiter, als Christus, gebracht haben.* Aus den S. 49. und anderswo gegebenen exegetischen Proben zu urtheilen, scheint *Exegese* nicht das Hauptfach des Vfs. (der ausserdem nicht ohne Kenntnisse und Belesenheit ist) zu seyn. Nach unserm Dafürhalten gränzen *Sektengeist* und *Verfolgungsgeist* sehr nahe an einander.

IV. *Freundschaftliche Unterhaltungen über christliche Wahrheiten.* Neue Aufschlüsse wird man hier, nach dem bisher Mitgetheilten, nicht erwarten. Immerhin hätte der Vf. *seine* Ansichten *seinen* Lesern in einer ruhigen Sprache mittheilen mögen; aber widrig sind auch hier wieder seine, zum Theil plumpen Ausfälle auf die Andersdenkenden, wenn er bald von „verächtlicher Klugheit, bald von einem Bestreben ohne Redlichkeit und Edelsinn redet, das dem Christenthume eine Gestalt zu geben suche, die dem *lüsternden, sich immer wechselnden Geschmacke* des Zeitalters gefallen solle" u. s. w. Auch schafft sich der Vf. eine eigene Art von Gegnern, wie sie zum Theil nur in seinem Kopfe

Digitized by Google

Kopfe existirt, und gegen diese zieht er dann erbittert zu Felde. Wir wollen jedoch hoffen, dafs nur Unbekanntschaft mit der Vorstellungsart der neueren Theologen ihn zu solchen gehässigen Aeufserungen verleitet habe; denn er schiebt ihnen heuchlerische Ideen unter, die ihnen gewifs durchaus fremd sind. Am Ende des Gesprächs rückt er auch zur Abwechslung eine Kraftstelle aus *Milton's* verlornem Paradiese ein, welche die *genialischen* und *speculativen Köpfe ohne Gott* — die *Teufel* beschreibt. — Die speculativen Köpfe, die eine solche Ideen-Verbindung in *seinem Kopfe* hervorbrachten, werden ihm dafür pflichtschuldigst danken. Mit dem Vf. über *seine Messias-Ideen* zu streiten, würde vergebliche Arbeit seyn. Doch darf er, wenn auch wir ihm keinen Beyfall schenken können, sicher darauf rechnen, dafs sie ihm von manchem Altgläubigen dankbar werden nachgelallt werden.

V. *Untersuchung der Frage: ob sich Christus nur für den erwarteten Messias ausgegeben, oder sich selbst dafür gehalten habe?* Dafs er sich wirklich dafür gehalten habe, sucht der Vf. hauptsächlich aus dem eigenen, mit einem Eidschwur bekräftigten Bekenntnisse Jesu zu erweisen. An sein dereinstiges eigentliches und *sichtbares Wiederkommen* soll Jesus nicht nur fest geglaubt, sondern dieses Wiederkommen auch im Propheten Daniel Kap. 7, 13. 14. gefunden haben, *„wie er sich denn überall in den Propheten sah, und darin alle seine Schicksale fand."* Auch auf den Ausspruch des Petrus: „du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!" wird hohes Gewicht gelegt.

VI. *Welche Thaten verrichtete Jesus wohl, wenn er die Wunderfucht der Juden befriedigen wollte?* Nach unserm Vf. hat Jesus seine Wunder *ohne die geringste Veranlassung von wunderfüchtigen Juden* gethan. Die Hauptwunder Jesu werden nun von der Verwandlung des Weines auf der Hochzeit zu Kana an aus diesem Gesichtspunkte beleuchtet. Nach S. 172. scheint es, als ob der Vf. sich einbilde, die neueren Theologen gäben die Thaten Jesu für *Gaukeleyen*, *pias fraudes* u. s. w. aus. Hier wird auch wieder allerley von „würdigen und hochwürdigen Knechten" geschwatzt, „die alles wegräumen möchten, *um sich ihres Herrn nicht mehr schämen zu müssen*," von einem „Zeitgeiste, der thierisch an der Erde krieche," u. s. w. Doch wir glauben, den *friedliebenden* und *duldsamen* Mann, der die neueren Gottesgelehrten gern aus der Christenheit ausstofsen, und sein frommes Häuflein mit solcher Demuth zur herrschenden Kirche erheben möchte, wiwohl er von lauter Ergebung und Duldung redet, durch das bisher Gesagte genugsam charakterisirt zu haben. Das beste ist, dafs man die Sprache *solcher Friedensprediger* schon kennt! —

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie*, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. *Neun und vierzigsten* Theils *dritter* Band. Verfasset von *Johann Christian* v. *Engel*. 496 S. 4. 1801. (3 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Geschichte des Ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. Dritter Theil.

Auch in diesem Bande fährt Hr. v. *E.* fort, theils seine sogenannten *Voracten zur Ungrischen Geschichte*, theils die *Geschichte der Nebenländer des Ungrischen Reichs*, selbst solcher, die schon lange nicht mehr zu demselben gehören, mitzutheilen, und mit allem kritischen Fleifse zu erörtern. Und so wie hier die *Servisch - Bosnische* Geschichte ausführlich bearbeitet worden ist: so soll der nächste vierte Band des Werks der Geschichte der *Moldau* und *Walachey* gewidmet werden, weil beide Länder *ehemals* Vasallenländer der Ungrischen Krone gewesen, und daher auch von *Gebhardi* in seinen Cyklus der Ungrischen Geschichte aufgenommen worden sind. Wir wiederholen nicht, was wir bey der Anzeige der beiden ersten Bände, über diese, nicht genau historische und auch sonst unbequeme Methode, die Ungrische Geschicte zu beschreiben, erinnert haben; (J. 1799. N. 181.) besorgen aber doch, dafs die Erwartung und Geduld vieler Leser dadurch ermüdet werden; dafs mehrere wünschen dürften, der Vf. möchte vielmehr den Kern seiner Materialien und die daraus gezogenen historischen Resultate, als sie selbst in extenso hersetzen; so wie es auch in die Augen fällt, dafs er sich nunmehr aufser Stand gesetzt hat, sein Versprechen, dafs die Ungrische Geschichte in sechs Bänden zusammengefafst werden sollte, zu erfüllen.

Folgendes macht also den Inhalt dieses Bandes aus. I. *Varianten zu Thurnschwambs Bericht*, Th. I. S. 190. aus einer andern richtigern Handschrift. Der Bericht betrifft Ungarns Zustand um den Anfang des 16ten Jahrhunderts. II. *Fortsetzung und Schluß des Berichts der Königl. Commissarien Ferdinands* I. *über die Verfassung und die Einkünfte Siebenbürgens.* (S. 3 — 120.) Ganz lateinisch abgefafst. Am Ende stehet: *„Imprimatur, uti est, nihil addendo, nihil demendo, Matthias Rietaller, m. p. Canonicus Magno Varadinensis et Censor librorum, Budae*, 3. December 1800." Eben keine erfreuliche Erscheinung; und wenn gleich Hr. v. *E.* in der Vorrede versichert, dafs *dasjenige, was die Ofner Censur in diesem Bande auszustreichen befand, nicht 1½ Quartseiten in der Handschrift betragen habe*, so ist doch schon dieses Wenige nur zu viel für das Werk eines Geschichtforschers. III. *Fortgesetzte historisch-politische Literatur der Nebenländer des Ungrischen Reichs.* (S. 121 — 139.) Unter andern Nachrichten von Büchern, die dazu gehören, wird besonders aus *Schmurrers* bekannter Schrift: Slavischer Bücherdruck in Würtenberg im 16ten Jahrhundert, viel excerpirt. Hierauf folgt (S. 140 — 142.) eine *chronologisch-genealogische Uebersicht der Servischen Geschichte; oder Genealogie des Normannischen Fürstenhauses;* worauf sich eine Tabelle von ½ Bogen am Ende des Bandes bezieht, und nun

S. 143 —

(S. 143 — 456.) die *Geschichte von Serwien* und *Bosnien* selbst. Zuerst der Zustand des Landes, welches jetzt Serwien genannt wird, bis zur Einwanderung der Serwier, d. h. bis 640 nach Chr. Geb. Sodann die *Geographie* des heutigen Serwiens und Bosniens (S. 162 f.). Noch besonders (S. 173 f.) die *hierarchische Geographie von Bosnien*, oder Uebersicht der Geschichte und des Zustandes der Minoriten in Bosnien. Von der Wichtigkeit der Serwischen und Bosnischen Geschichte schreibt der Vf. (S. 176.): „Diese zwey alten Ungrischen Kronländer sind von der Natur gesegnete, herrliche Länder, deren Verlust für das Ungrische Reich in politischer, militärischer und merkantilischer Rücksicht höchst zu bedauren ist. Selbst der Werth des Besitzes von Dalmatien wird erst durch den Besitz von Bosnien ums doppelte erhöht: denn das letztere ist das höchst nahe, von der Natur reichlich ausgestattete, producirende; das erstere das verbrauchende, und mit zahlreichen Häfen zur Ausfuhr versehene Küstenland. Es darf also und wird einem Ungrischen redlichen Patrioten — vergönnt seyn, eine solche Aenderung und Führung im Europäischen Staats - Systeme zu wünschen, dass durch freywillige Uebereinkunft des Türkischen und K. K. Ungrischen Hofes, diese Länder an Ungarn gelangen, u. s. w. (*Pia desideria!* einem Ungerschen Patrioten ganz gemäss; nur etwas fremdartig für gegenwärtigen Platz.) Aber auch in Rücksicht der Nation findet der Vf. diese Geschichte wichtig. „Die Serwische Nation existirt jetzt ausser Serwien in Ungarn, Croatien und Slavonien; sie hat seit mehr als einem Jahrhundert in Ungarn das Bürgerrecht erhalten; die Serwier sind Ungrische Mitbürger, Mitstreiter, Mitbrüder worden. Ihnen danken die Ungern den Anbau wüster Ländereyen, die Bewachung unserer (ihrer) Gränzen, die Vermehrung der K. K. Armeen, zum Theil den Erfolg der vorzüglich unter K. Leopold I. wider die Türken unternommenen Feldzüge, und die daher erwachsene Erlösung von Ungarn, die Belebung und Verbreitung des Ungrischen Handels, endlich mehrere einzelne ausgezeichnete Patrioten und nützliche Staatsbürger. Sie dankt den Ungarn Aufnahme, Wohnsitze, Religionsfreiheit, mehrere Cultur und ungestörten ruhigen Wohlstand." Alles dieses zugegeben, was also die Serwisch - Bosnische Geschichte hauptsächlich nur für Ungarn wichtig macht, würden wir doch in unvermeidliche Trockenheit verfallen, wenn wir einen Auszug aus derselben mittheilen wollten. Wir begnügen uns daher nur überhaupt zu bemerken, dass Hr. v. *E.* hier hauptsächlich des Archimandriten *Raitsch* vier Bände Serwisch - Bosnischer Geschichte benutzt hat. Da aber diese in Serwischer Sprache geschrieben sind; so ist das Neue, was aus den von ihm gebrauchten Quellen floss, bisher für den grössten Theil des Publicums nicht verständlich gewesen. Damit hat der Vf. noch des Jesuiter *Pejacsovich* neulich gedrucktes Werk, worin auch abendländische Quellen gebraucht worden sind, verbunden: und so ist die ganze Serwisch - Bosnische Geschichte neu geformt worden. Unter andern sind der Ursprung und die Schicksale der zahlreichen Serwischen Koloniſten in Ungarn, (die man sehr unhistorisch *Illyrier* und statt *Rascier* uneigentlich *Raitzen*, höchst verkehrt aber *Raatzen*, nach dem Ungrischen Worte *Ratz* nennt) genau und vollständig erzählt worden. Zuletzt kommen noch Ergänzungen der historisch - statistischen Literatur der Nebenländer des Ungrischen Reichs. Beygefügt sind diesem Bande die *Bildnisse* des Hn. Grafen *Bánffi*, K. Gouverneurs im Grossfürstenthum Siebenbürgen; des Hn. *Gottfried* v. *Keler*, Registrators der K. Siebenbürgischen Hofkanzley, und Hn. *Ludwig v. Schedius*, Professors der Aesthetik an der Universität zu Pesth, als drey ausnehmender Kenner und Beförderer der Ungrischen gesammten Literatur.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Dresden*, auf Kosten des Vfs. *Jos. Friedr. Dorn: Dresdner Residenz - Kalender* auf das Schaltjahr 1804. 82 S. 12. (6 gr.) — Dieser Residenz - Kalender ist der erste in seiner Art, und man kann daher nichts ganz vollkommnes erwarten. Indessen da man dem Vf. für denselben das kurfürstl. Privilegium ertheilte, muss man dieses Büchelchen für seinen Zweck doch brauchbar gefunden haben. Die *eigenen* Artikel, welche dieser Residenzkalender liefert, und ihm, als solchem, gehören, sind folgende: *Uebersicht der katholischen gebotenen Fasttage, Geburtstage der hohen Herrschaften, Namenstage derselben, Galatage, Sterbegedächtnisstage, Tage, an welchen der Hof schwarze Kleider trägt.* Hier hätte nun freylich Rec. vor allen Dingen eine eigentliche Hof - und Rangordnung erwartet; doch da dieser Kalender fortgesetzt wird, musste der Vf. wohl mit den darin aufzunehmenden Kapiteln ökonomisch umgehen, um nicht einmal zu viel und ein andermal zu wenig zu bringen.

Diejenigen Artikel, welche jedem andern Sachsen, der nicht am Hofe lebt, angenehm seyn können, sind: *die Lebensbeschreibung des Kurfürsten Moritz, Erfindungen in Sachsen und von Sachsen, die vornehmsten Höhen der Elbe in Pirna, Pilnitz, Dresden und Meissen vom Jahr* 1501 *bis* 1803., *Entfernung der vornehmsten europ. Städte von Dresden* u. s. w. Vermuthlich wird der Vf. in den folgenden Jahren nach und nach die Lebensbeschreibungen aller Kurfürsten der albertinischen Linie liefern, auch die in Sachsen gemachten Erfindungen weiter bemerken, und jedes Jahr immer neue, Sachsens Bewohner interessirende Sachen in diesen Kalender aufnehmen; dann kann er hoffen, dass er nicht blos als Kalender, sondern als ein nützliches, die Liebe zur Vaterlandsgeschichte verbreitendes Büchelchen immer mehr Beyfall finden wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. März 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Handbuch des deutschen gemeinen Processes*, in einer ausführlichen Erörterung seiner wichtigsten Gegenstände. Vom Hofrath u. Prof. *Gönner* zu Landshut. *Vierter* Band. 1803. 650 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der vorliegende *vierte* Band, mit welchem dieses, nach jeder Hinsicht höchst schätzbare Werk, wenigstens für jetzt, geschlossen seyn soll, enthält in 13 Nummern (Nr. 44—56.) folgende Aufsätze: — *Vom Geständnisse überhaupt, insbesondere von dem qualificirten Geständnisse. — Von einfachen Beschwerden gegen den Richter, insbesondere von der Extrajudicialappellation. — Von den summarischen Processen im Allgemeinen. — Vom unbestimmten summarischen Processe. — Vom Berichtsprocesse. — Vom Verfahren bey Provocationen. — Vom Commissionsverfahren. — Vom Verfahren in Rechnungssachen. — Vom Verfahren in Auseinandersetzung bey Erbschaften, Sonderungen des Lehens vom Erbe, bey Societäten und Gemeinheiten. — Von provisorischen Verfügungen. — Von Sequestrationen. — Von possessorischen Streitigkeiten. — Vom Concurse der Gläubiger.* —

Schon beym ersten Anblick dieser Ueberschriften wird der Sachverständige sich wundern, dass der Vf. mehrere Materien aufnahm, die in ein *Handbuch des gemeinen Processes* offenbar nicht gehören; z. B. das Verfahren in Auseinandersetzungen bey Erbschaften, Sonderungen des Lehens vom Erbe, bey Societäten und Gemeinheiten; desgleichen die Lehre von Sequestrationen. Noch mehr aber fällt dieses Abschweifen in fremdartige Gegenstände bey dem Durchlesen der einzelnen Abhandlungen selbst auf; denn so beschäfftigt sich z. B. der Aufsatz über — Commissionsverfahren — fast ausschliefslich mit den commissarischen Untersuchungen der Amtsführungen der Staatsdiener; und bey dem Verfahren in Rechnungsfachen läfst sich der Vf. tief in das blofs Kunstmäfsige des Rechnungswesens selbst ein.

So viel hingegen die eigentlich hierher gehörigen Materien anlangt: so zeigen sich durchaus das scharfsinnige Urtheil, die ausgebreitete Belesenheit, und die gereifte Erfahrung des verdienten Vfs., so dass wir auch diesen Band, gleich den vorhergehenden, mit der vollsten Ueberzeugung dem rechtsgelehrten Publikum bestens empfehlen können. Einverstanden kann zwar Rec. mit den vorgetragenen Behauptungen nicht überall seyn, und besonders scheint es ihm, dass Hr. *G.* bey Bestreitung der Meynungen und Darstellungen seiner Vorgänger nicht selten blofs mit Schatten focht, und statt der bisher gebräuchlichen Terminologie andere Ausdrücke substituirte, ohne dass die behandelte Lehre selbst an Klarheit, oder an Berichtigung der einschlagenden Grundsätze dadurch gewonnen hätte; allein auch sogar in solchen Fällen ist es nicht uninteressant, einen Mann, wie der Vf. ist, zu hören, und wir wollen daher, um demselben einen Beweis zu geben, mit welcher Aufmerksamkeit wir sein Werk studirt haben, folgende wenige Bemerkungen hier einschalten.

Die Lehre von *Extrajudicialappellationen* bedurfte schon lange einer vollständigen Zergliederung; die vorliegende Abhandlung aber läfst solche ganz auf dem alten Standpunkte, indem das Resultat der Ausführung am Ende blofs dahin geht: „A. Da auf eine gerichtliche Sache ein aufsergerichtliches Mittel nicht pafst, so folgt, dass gegen alle richterliche Bestimmungen in Judicialsachen eine Extrajudicialappellation unerlaubt ist. B. Gegen Decrete, worin Processe abgeschlagen werden, kann am Ende nur beym höhern Richter Hülfe gesucht werden. Diess ist die Appellation in einer Justizsache, so lange sie extrajudicial ist; diese hatte das kanonische Recht in einer Stelle vor Augen; sehr uneigentlich nennt man sie Extrajudicialappellation, da sie vielmehr den Namen Appellation gegen Decrete in Extrajudicialsachen führen sollte. C. Handelt der Richter im Verlaufe eines Streites ungebührlich, so besteht die Ungebühr entweder in einem Punkte, welcher auf die Streitsache der Parteyen sich bezieht, oder er beleidigt eine Partey aufser dieser Beziehung. Im letzten Falle ist von einer Appellation keine Rede, der Richter wird persönlich zum Gegner, wider den man eine Beschwerde führt, oder gar eine Injurienklage anstellt. Im ersten Falle hingegen findet entweder nach vorhergegangenen Verhandlungen eine eigentliche Appellation, oder ohne diese die sogenannte Extrajudicialappellation statt, von welcher im vorhergehenden Absatz gesprochen wurde. D. Eben dieses tritt ein, wenn der Richter bey einer Handlung der freywilligen Gerichtsbarkeit eine Rechtsverletzung begeht. E. Aufser diesen Fällen aber, wo die Obrigkeit als Partey und nicht als Richter handelt, würde eine Extrajudicialappellation nebst dem, dass ihr ein deutliches Reichsgesetz entgegensteht, mit allen Grundsätzen, mit der Natur der Rechtsmittel im Widerspruche stehen, und unübersehbare falsche und schädliche Folgen hervorbringen." — In der Lehre von *Provocationen* stellt der Vf. folgenden allgemeinen Grundsatz auf, der zwar bey Errichtung einer neuen

Gesetzgebung viele Rücksicht verdienen mag, aber, als *bestehendes positives deutsches gemeines Recht* ausgegeben, in der Ausdehnung offenbar durchaus unrichtig ist: „Da Schutz der Rechte Zweck des Staats ist, und dieser nur dasjenige schützen kann, was einer als das Seine anerkennt, und darthut, dass es wirklich das Seine sey, so folgt, dass ein jeder auf den *ruhigen* Genuss des Seinen ein Recht habe, folglich befugt sey, darauf zu dringen, dass, wenn Ansprüche eines Andern im Hinterhalte sind, und seinen Besitz beunruhigen, das streitige Recht entschieden, und wenn Niemand als Widersprecher auftreten will, vom Richter als unstreitig erkannt und vom Staate gegen alle Anfechtung geschützt werde. Ein von allen Ansprüchen freyes Vermögen, und ein Vermögen, das noch von einem Processe bedroht wird, sind zu wesentlich verschieden, als dass man leugnen könnte, dass ein Bürger, eben weil er vom Staate Schutz seiner *unstreitigen* Rechte fordern kann, auch wegen seiner wie immer *zweifelhaften* Rechte die Ausmittelung des unstreitigen zu fordern befugt sey, weil hierdurch die *Bedingung* des Staatsschutzes erfüllt wird. Haben wir doch die Präjudicialklage *de statu libertatis agnoscendo*; sollte nicht auch die Natur der Sache eine Klage auf Anerkennung meiner Freyheit von aller Verbindlichkeit gegen ein Subject erlauben? Soll das Eigenthum weniger Schutz gegen Anfechtungen, als der Personenzustand finden? Man kennt ja die negatorische Klage bey Servituten; sollte sie bey Verbindlichkeiten dem Rechtssysteme widerstreben? Hieraus leuchtet die Nothwendigkeit der Provocationen hervor, als eines Mittels, seine Freyheit von Ansprüchen gegen Andere zu behaupten, um alsdann den Schutz des Staats zu erhalten. Sie sind nach dieser Ansicht eigentlich eine Klage; da sie aber auf die Alternative hinführen, entweder meine Freyheit von einem Anspruche anzuerkennen, oder diesen bey Gerichte auszutragen, so kann man sie als *Aufforderung zur Klage* ansehen, welche bey unterlassener Anstellung der Klage eine Vernichtung des etwanigen Klagerechts durch den Richter deswegen zur Folge hat, weil der Nichtgebrauch einer Klage als Verzicht anzusehen ist. Findet nun auch zum *Klagen* eben so wenig, als zum *Excipiren*, ein *absoluter* Zwang statt, so tritt doch in *beiden* Fällen bedingter Zwang zur Rechtsvertheidigung ein: diese nämlich zu unternehmen, wenn man das Recht des Andern nicht als unstreitig anerkennen will; ein Anerkenntniss, welches bey dem vorgeladenen Beklagten Erfüllung einer Verbindlichkeit, bey dem provocirten Kläger Verlust eines etwanigen Rechts als unaufhaltbare Folge nach sich zieht." — Gegen die gewöhnliche Abtheilung des *Possessoriums* in ordentliches, summarisches und momentanees kämpft der Vf. sehr eifrig, und substituirt dagegen folgende Ausdrücke: Jüngster Besitz *(factum possessionis)*; Rechtmässigkeit eines Besitzes *(justitia possessionis)*; Recht zu besitzen *(jus possidendi)*. — Heisst das nicht, über Worte streiten? — Die von Vielen angenommene Abtheilung des Concurses in den immanenten, materiellen und formellen ist dem Vf. ein Greuel, dagegen will er eines Theils die Lehre von der paulinischen Klage ganz weggewiesen wissen, und zerlegt andern Theils das Concurs-Verfahren selbst in das präparatorische und Hauptverfahren, mit der Erklärung, dass zwischen beiden letztern das *Decretum de aperiundo concursu* die Gränze ausmache, indem mit diesem das Hauptverfahren anfange. — Heisst dies nicht, dieselbe Sache unter einer andern Gestalt wieder geben? —

Doch ist, wie dies in unsern Tagen so häufig geschieht, unter dem Streben nach neuen Formen das Materielle hier nie vernachlässigt. Auch verdient es Dank, dass dem vorliegenden Bande eine genaue Inhaltsanzeige aller in dem ganzen Werke enthaltenen Abhandlungen einverleibt ist, wodurch der Gebrauch des Ganzen und die Uebersicht der einzelnen Aufsätze sehr erleichtert werden. — In der Vorrede versichert der Vf., dass er den Vorsatz noch nicht aufgegeben habe, eine Umarbeitung desjenigen, was er über Processgegenstände in andern Schriften gesagt hat, in Verbindung mit den im Handbuche noch unerörterten Gegenständen seiner Zeit als einen Ergänzungsband zu liefern. — Möge doch dieser Vorsatz recht bald in Erfüllung gehen!

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Rechtliche Bemerkungen; durch vorgekommene Fälle veranlasst.* Von Dr. *Chr. Aug. Günther*, Hofrath u. Prof. der Rechte, auch ordentlichem Mitgliede des Spruchcoll. in Helmstädt. *Erster* Theil. 1802. 243 S. 8. (20 gr.)

Dem Vorberichte zufolge sind diese Aufsätze durch die Beschäfftigungen des Vfs. in dem Spruchcollegium zu Helmstädt veranlasst worden. „Ihr Zweck geht dahin, mit Benutzung vorgekommener Fälle, welche bald gutächtlich, bald richterlich zu bearbeiten waren, Etwas zur Erläuterung und nähern Bestimmung einzelner Theile der Theorie des Rechts beyzutragen. Zu diesem Zwecke sind in einigen derselben ausgesonderte Fälle nach vorangeschickten kurzen Bemerkungen beurtheilt, in andern einzelne Rechtssätze mit Grundlegung vorgehabter Fälle geprüft und näher entwickelt."

Die hier gegebenen Ausführungen schlagen fast durchaus in das gemeine bürgerliche und das peinliche Recht ein; ihre Zahl steigt auf drey und zwanzig, und die Leser können folglich, wenn sie damit den Belauf der Bogen vergleichen, weder tief gehende Ausführungen einzelner Rechtslehren, noch auch Zergliederungen verwickelter, besonders schwieriger Fälle hier suchen. Aber auf ungekünstelte Entwickelung mehrerer im bürgerlichen Leben sehr häufig vorkommenden Rechtssätze hat der Vf. sichtbar sein vorzügliches Augenmerk gerichtet, und der Geschäfftsmann wird daher diese Sammlung gewiss mit Nutzen gebrauchen können. Der Inhalt einiger mag unsere Leser mit der Anlage und dem Geiste des Werkes näher bekannt machen.

No. I. *Ueber die Natur eines Vermächtnisses, bey welchem auf ein künftiges Alter des Legatar Rücksicht genommen ist.* Hier geht der Vf. bey Beurtheilung eines einzelnen, erzählten Falls von folgenden Grundsätzen aus: Wenn Jemanden ein Vermächtniss mit der Voraussetzung, dass er ein gewisses *Alter* erreichen werde *(ex certa aetate)*, hinterlassen ist: so ist dadurch eine *Zeit* angegeben, von welcher man nicht weiss, *ob* sie erfolgen werde, oder nicht. Eine solche Anordnung ist zwar alsdann für *bedingt* zu achten, wenn das *Vermächtniß* selbst, aber nicht alsdann, wenn die *Leistung* desselben auf das Alter gesetzt ist. Daher nehmen die Rechte des Legatar im ersten Falle ihren Anfang nicht eher, als nachdem dieser das angegebene Alter erreicht hat: hingegen treten sie in dem zweyten Falle sofort mit dem Tode des Erblassers ein. Hiervon ist dann eine nothwendige Folge, dass, wenn der Legatar vor dem Erblasser gestorben ist, dessen Erben zwar nicht im ersten Falle, wohl aber im zweyten das Vermächtniss in Anspruch nehmen können. Welcher von beiden Fällen aber gemeynt sey, hängt von der Absicht des Erblassers ab, und muss folglich theils aus den gebrauchten Ausdrücken, theils aus andern Umständen abgemessen werden. Im Zweifel ist jedoch zu vermuthen, dass der Erblasser das Vermächtniss durch die Beyfügung des Alters auf eine Suspensiv-Bedingung habe setzen wollen *(dies obligationi adjectus)*, und mithin fällt das Vermächtniss weg, wenn der Legatar vor Eintritt der Zeit stirbt. — No. III. *Anwendung der L. 78. D. de solutionibus auf gestohlne Sachen.* Eine Dienstmagd hatte ihrem Brodherrn Geld gestohlen, und von dem Gelde bey einem Kaufmanne, nicht nur eine alte, nicht unbeträchtliche Waarenrechnung bezahlt, sondern auch von neuem für eine noch weit beträchtlichere Summe Waaren ausgenommen. Der Kaufmann hatte das gezahlte Geld nach seiner Gewohnheit sofort in seinen Geldkasten geworfen, wodurch es mit vielen andern, sowohl vor- als nachher eingelaufenen Geldern von gleichen Münzsorten dergestalt vermischt worden war, dass es unmöglich wieder herausgefunden und von andern Geldern abgesondert werden konnte. Nachdem der Diebstahl entdeckt war, klagte der Bestohlne gegen den Kaufmann auf Herausgabe des gestohlnen Geldes, und der Beklagte ward, nachdem er in zwey Instanzen zur Herausgabe verurtheilt war, auf ein anderweitig eingelegtes Rechtsmittel in dem erfolgten Erkenntnisse ganz richtig von der Klage entbunden. — No. VII. *Subsidiarische Defecten-Klage gegen Aufseher kirchlicher Administrationen.* Dass die Obervormünder den Pflegbefohlnen für die durch die Vormünder erlittene Schäden im Nothfall einstehen müssen, so weit sie selbst den erforderlichen Grad des Fleisses dabey verabsäumt haben, ist der allgemeinen Verbindlichkeit zur Entschädigung, welche jedem Aufseher über eine Administration wegen begangener Nachlässigkeit in solchen Fällen obliegt, als besonders den im römischen Rechte von der subsidiarischen Vormundschaftsklage gegen die Obrigkeit aufgestellten Grundsätzen gemäss. Was aber von der Sicherung der unter vormundschaftlicher Verwaltung stehenden Güter und von deren Verabsäumung gilt, findet auch bey kirchlichen Gütern und Einkünften statt, und zwar desto unbedenklicher, da das canonisch-päpstliche Recht den Kirchen und frommen Stiftungen die Rechte der Minderjährigen beylegt, und die Verwalter ihres Vermögens den Vormündern gleich achtet. Sobald daher Jemand mit einem Verwalter kirchlicher Güter, oder Einnehmer kirchlicher Einkünfte in einem solchen Verhältniss steht, dass er gleichsam als dessen Obervormund anzusehen ist, so tritt auch dieselbe Verantwortlichkeit in Ansehung der Handlungen des letztern ein, weil ihm alsdann dieselbe Sorge für die Sicherheit und nützliche Verwaltung der Güter und Einkünfte obgelegen hat. — No. XXIII. *Ueber den Umfang einer Bürgschaft, wo von einer bestimmten Cautionssumme die Rede ist.* Es ist ein bekannter und in der Natur der Sache gegründeter Rechtssatz, dass Bürgschaften streng erklärt, und in zweifelhaften Fällen nur auf das Geringere bezogen werden müssen. Dieser Satz kömmt insbesondere in dem Verhältnisse zur Anwendung, wo Jemand sich für einen Verwalter fremder Güter oder Geschäfte, welcher zur Sicherheit des Eigenthümers Caution stellen müssen, verbürgt hat. Da nämlich die Bürgschaft alsdann bald auf die Cautionssumme beschränkt, bald allgemein übernommen seyn kann: so muss der Umfang der aus derselben entstehenden Verbindlichkeit zunächst aus dem Inhalte des Bürgscheins und den dabey concurrirenden Umständen beurtheilt werden. Wo diese nichts Bestimmtes ergeben, da kann man, besonders wenn die Bürgschaft in eine nähere Verbindung mit der Caution gestellt ist, mit Rechtsbestande annehmen, dass die Verbürgung nicht über die Cautionssumme hinausgehen solle. Selbst in dem Falle, wenn zur Caution noch eine Hypothek bestellt, und überdem noch zu mehrerer Sicherheit eine Bürgschaft hinzu gekommen ist, muss letztere, in Ermangelung einer bestimmteren Angabe, oder anderer Umstände, welche das Gegentheil ergeben, auf die Cautionssumme beschränkt werden.

An diesen Proben mag es genug seyn; Rec. hat nur noch den Wunsch beyzufügen, dass es dem Vf. gefallen möge, bey der Fortsetzung theils auf Darstellung und Sprache, theils auf die neuere Literatur mehrere Rücksicht zu nehmen.

HADAMAR, in der Intelligenz-Ausfertigung zu Dillenburg: *Weisthum der Gesetze, Ordnungen und Vorschriften, welche in die Nassauische teutsche Länder, Ottoischer Linie, von den ältesten Zeiten bis hierhin ergangen sind.* Aufgestellt nach der Zeit- und Buchstabenfolge. *Erster* Theil. 1802. 278 S. *Zweyter* Theil. 1803. 417 S. 4.

Dieses Sachregister, dessen Vf. der Hr. Justizrath *August Friedemann Rühle* von *Lilienstern* zu Dillenburg ist, erstreckt sich über die genannte nassauische Partikular-

kular-Gesetzgebung nach ihrem ganzen Umfang, und zeugt eben so sehr von dem grosen Fleisse des Vfs., als es für diejenigen, welche nach diesen Gesetzen sich zu richten verbunden sind, von unschätzbarem Werthe ist. Die beiden vorliegenden Bände fassen die Buchstaben A. bis R., letzteren einschliesslich, in sich, und an einzelnen Nachweisungen fehlt es nicht, so dass das Auffinden der verschiedenen Materien sehr erleichtert wird.

Der Vorbericht, der eine kurze Geschichte der nassauischen Gesetzgebung enthalten soll, besteht im Ganzen aus einem blosen Namens-Verzeichnisse der Regenten dieses Landes, mit der angehängten Bemerkung, unter wessen Regierung die verschiedenen vorzüglichsten Gesetze promulgirt worden sind; und dass Hr. v. *L.* die zu einem Aufsatze der Art erforderlichen Kenntnisse nicht völlig besitze, leuchtet dem Sachverständigen sogleich ein, wenn er in dem dritten Paragraphen des gedachten Vorberichts die Behauptung liest: bereits in dem zehnten und eilften Jahrhundert sey die Würde der Grafen erblich geworden, und schon damals habe die Landeshoheit ihre feste Gründung und beynahe möglichste Ausdehnung erhalten.

Nützlicher ist das dem Werke vorangeschickte chronologische Verzeichniss der im Nassauischen ergangenen einzelnen gesetzlichen Vorschriften; indessen hätte der Vf. die Idee, den Inhalt der nassauischen Gesetzgebung in ein System bringen, und letzteres in Tabellen darstellen zu wollen, füglich unausgeführt lassen können, da er, wie auch der Erfolg gelehrt hat, im Voraus fühlen muste, dass er einem Unternehmen der Art nicht gewachsen war. Gleich der erste Ueberblick der gelieferten Tabellen giebt darüber die sprechendsten Beweise.

Am Schlusse des Vorberichts findet man folgendes: „Ein *Corpus constitutionum*, oder wörtlicher Abdruck der sämmtlichen Constitutionen, war freylich auch zu wünschen. In dem gewöhnlichen Wege würde derselbe eine allzugrose Summe gekostet haben, und der Ankauf, folglich der Gebrauch, sehr erschwert worden seyn. Man hatte daher den Vorrath, welcher damals beysammen war, in den seit 1773 erschienenen Dillenburg. Intell. Nachrichten nach und nach einrücken, und sofort noch unter dem Titel: *Corpus constitutionum Nassovicarum:* d. i. *Sammlung der Gesetze, Verordnungen und Vorschriften*, besonders abdrucken lassen. Man ersparte hierdurch den nochmaligen Setzerlohn, und konnte diese besondere Sammlung, welche vier Bände, oder nach der Willkühr des Käufers nur einen starken Band ausmacht, um einen sehr mäsigen Preis ausgeben. Seitdem ist zwar der mit vielem Fleiss ergänzte Vorrath der Verordnungen auf das doppelte gestiegen: es wird aber dennoch möglich seyn, auf dem vorhin eingeschlagenen Wege, alles, was zur Completirung und Fortsetzung noch fehlt; in zwey Ergänzungs-Bänden, ungefähr für einen eben so niedrigen Preis noch zu veranstalten und abzuliefern, folglich ein vollständiges *Corpus constitutionum* darzustellen."

Die Ausführung dieses letztern Unternehmens ist allerdings nothwendig, da das vorliegende Sachregister erst durch das Daseyn einer vollständigen Materialien-Sammlung seinen ganzen Werth erhält.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Rostock* u. *Leipzig*, b. Stiller: *Ueber Parochialverbindung, besonders nach mecklenburgischen Gesetzen.* 1801. 48 S. 8. — Eine kleine, aber gehaltreiche und auch für das gemeine deutsche Kirchen-Recht wichtige Schrift. Dass ein jedes Mitglied einer Gemeinde an seinen Kirchsprengel gebunden und der Prediger der letztern alle darin vorkommende geistliche Amtsverrichtungen und damit verbundene Gebühren sich zueignen, kein anderer Prediger aber ihm darin einzugreifen befugt sey, ist zwar sowohl nach gemeinem, als nach mecklenburgischem Kirchenrecht ausser Zweifel; allein schon die vielen Streitigkeiten über die Parochial-Gränzen zeigen, wie schwankend über die Frage: welches ist der Kirchsprengel, zu welchem das in Frage stehende Individuum gehört? die Grundsätze sind; sie sind so wenig allgemein, dass für Taufälle, Beicht- und Confirmationsfälle u. s. w. besondre Parochien entstehen. Ohne Rücksicht auf irgend eine Schriftsteller-Autorität geht der Vf. der vorliegenden Abhandlung seinen eigenen festen Gang und erklärt sich S. 7. für den reinen und unbedingten Grundsatz: Man hat seine Parochie jedesmal da, wo man persönlich gegenwärtig ist. Er verwirft die, bisher gewöhnlich gemachten Unterschiede zwischen langen, kurzen, momentanen, wesentlichen, nicht-wesentlichen u. s. w. Aufenthalt, weil alle solche Unterscheidungen keine eigentliche Charakteristik und bestimmte Gränzen haben und erhalten können, und Jemand in allen ihn treffenden Fällen, wobey er der Amtsverrichtungen eines Predigers bedarf, nur Eine Person, immer nur an einem Orte, nicht aber an mehrern zugleich seyn kann. Von S. 11. an wendet der Vf. diesen Grundsatz auf alle einzelne Fälle — Tauf-, Confirmations-, Beicht-, Communion-, Copulations-, Sterbe- und Beerdigungsfälle an, — und untersucht bey einem jeden derselben die Parochial-Competenz nach den Grundsätzen des gemeinen deutschen und des Mecklenburgischen (Schwerin- und Güstrowschen) Kirchen-Rechts. Auch derjenige, für welchen letztres kein besondres Interesse hat, wird diese Schrift — die von dem verdienstvollen Vf. des Handbuchs des Mecklenburgischen Kirchen- und Pastoral-Rechts, Hn. geheimen Canzley-Rath *Siggelkow* zu Schwerin herrühren soll — mit Vergnügen lesen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. März 1804

RECHTSGELAHRTHEIT.

STOCKHOLM, in der Königl. Druckerey: *Utdrag utur alla ifrån* 1783 *utkomne publique Handlingar, Placater, Förordningar* u. s. w. — XIII. Del til 1786 års slut. (Auszug aus allen seit 1783 herausgekommenen öffentlichen Landesverordnungen, Resolutionen, Patenten, u. s. w., *Dreyzehnter* Theil, bis zum Schlusse des Jahrs 1786.) 1803. 3 Alph. 4.

Unsere Leser kennen diese, unter dem Namen des *Modée*schen Werks in Schweden bekannte und für dortige Geschäftsmänner so nöthige Sammlung schon aus der Anzeige des 12. Th. im 3. St. der A. L. Z. dieses Jahrs. Hier finden wir nun abermal den Inhalt von an 250 von Anfang des J. 1784 bis Ende 1786 erschienenen königl. und andern Verordnungen der Hofgerichte, Landeshauptleute, Magistrate und anderer Behörden in Schweden, welche sowohl die Landesregierung, als die Polizey, die Landesökonomie und sonstige Verfassung betreffen, und die zum Theil auch die Ausländer mit dortigen Einrichtungen näher bekannt machen. Für solche ist besonders der ausführliche Bericht, den der König den Reichsständen am 9ten May 1786 von dem Zustande des Reichs vorlegen liefs, von S. 345—399 merkwürdig. Da sich die Anzahl der Katholiken im Reich auf mehrere Tausende erstrecken: so habe der König für solche einen katholischen Geistlichen mit königl. Vollmacht versehen, und gleichfalls für einen Landrabbi der Juden eine Vollmacht ausfertigen lassen. Ein Entwurf zur Einführung eines neuen Gesangbuchs sey gemacht. Keine Gesuche um *Survivancen* auf Predigerstellen dürfen ferner angenommen werden. Die Theilung grosser Pastorate in mehrere ist erlaubt. So wie König *Gustav Adolph* die ersten Doctoren der Theologie in Schweden gemacht; so habe der König jetzt auch dem Predigerstande dadurch einen Beweis seines Wohlwollens und seiner Begierde, ihre Verdienste auch durch Ehrenzeichen zu belohnen, geben wollen, dass er acht Commandeur-Ordensbänder und zwölf kleine Kreuze des Nordsternordens für die Geistlichkeit bestimmt habe, um die Bischöfe und andere Prediger, die es wegen Alters, Gelehrsamkeit und ausgezeichneter Verdienste würdig sind, zu belohnen. Auch ist die Würde eines Seraphinen Ordens-Bischofs errichtet, der eine Art Aufsicht über alle die Prediger hat, die über Hospitäler und Waisenhäuser gesetzt sind. Mit Vergnügen habe der König erfahren, dass einige Gemeinden für ihre Leichen abgesonderte Begräbnissplätze angelegt haben; so löblich und nützlich das auch sey, so wollen Se. Maj. doch in einer, das Publicum so nahe angehörenden Sache, das nicht durch königl. Autorität zu erhalten suchen, was er von dem eigenen Nachdenken und der Ueberzeugung einer aufgeklärten Nation erwarten könne. Aus den jetzt geltenden besondern Statuten und Verordnungen soll ein *Corpus Juris* zusammengezogen und eingeführt werden. Eine verbesserte Gesindeordnung soll verfasst werden. Seit vorigem Reichstag oder seit Anfang 1779 ist in den edlern Werken gewonnen 66 Mk. Gold, 18,080 Mk. Silber, 57,233 Mk. Garkupfer und 22,599 Schpfd. manufakturirtes Kupfer. An Stangeneisen ward im J. 1785 verarbeitet 372,077 Schpfd.; und 31,657 Schpfd. Bund-, Band- und Bolzen-Eisen, das gröfste Quantum, das an Eisen aus Schweden verschifft worden. In Finnland sind über 1000 neue Heimathen (Hemman) hinzugekommen, und dadurch ist 2000 Familien mehr Wohnung und Aufenthalt verschafft worden. Eine neue mechanische Werkstätte ist angelegt, wo Hebemaschienen, Krahne u. dgl. auf eine im Reiche sonst nicht gewöhnliche Art verfertiget werden, und die zugleich zur Veredlung der Eisen- und anderer metallischer Producte dienen u. dgl. m. — Diejenigen Artikel, worüber in der angegebnen Zeit sonst noch die mehresten Verordnungen erschienen sind, betreffen: die Apotheker (Apothekergesellen müssen wenigstens vier Jahre conditionirt haben, ehe sie zu Provisors bestellt werden können); die Insel St. Barthelemy, und die da gemachten Anordnungen. (Alle Justiz-, Polizey- und Oekonomie-Sachen werden von einem dort errichteten Conseil abgemacht, das aus dem Gouverneur als Präsidenten und sieben Mitgliedern, nämlich einem Justitiarius, der das Protocoll führt, einem Handelsintendanten, als dem vornehmsten der dortigen Handelscompagnie, dem ältesten Assistenten derselben, und vier von den beständigen Einwohnern der Insel, die von ihnen selbst gewählt werden, besteht.) Viele andere Verordnungen betreffen die Erziehung armer Kinder; das Branntweinbrennen (der Branntwein ist in der schwedischen Statistik ein wichtiger Artikel); die Strafgefälle (*Böter*); die Stadt Carlscrona; die Convention zwischen Schweden und Frankreich wegen der Niederlagsfreyheit in Gothenburg; die Witwen- und Waisencassen; die Fatalien bey den Gerichten; das gerichtliche Forum; das Defensionswerk; verschiedene Feueranstalten; eine einfallende Hungersnoth, und wie solche abzuwenden sey; die Eisenträger in Stockholm und die dortige Eisenwage; die Jägereybedienten; das Militär-Hospi-

scheinlich, aber Wasser allein ist nicht hinreichend, um die Kieselerde der Erdrinde aufzulösen, sondern diese Erde war höchst wahrscheinlich mit Hülfe des Natron, welches wir noch in dem Meersalze in grosser Menge antreffen, aufgelöst. Es ist glaublich, dass der Erdkern vom Sonnenkörper durch einen Cometen gerissen wurde, und dass der Schweif, der wahrscheinlich aus wässrigen Dünsten besteht, die chaotische Flüssigkeit bildete. Die chaotische Atmosphäre umfloss die glühende Metallkugel, und wurde mit dem Dunstkreise derselben vermischt, bis sich das ausdehnbare Fluidum in ein tropfbares verwandelte. Es löschte zwar den Metallkern aus, aber er blieb noch thätig, zersetzte Wasser, erregte eine gährende Oxydation, welche Kohlensäure, Wasserstoff und Stickstoff frey machte, und die Metalloxyde in die Flüssigkeit trieb. Die Kohlensäure schlug Kieselerde und Thonerde aus der Auflösung in Natron nieder, der Stickstoff verwandelte die in Wasser aufgelöste Kalkerde in Talkerde, und machte sie dadurch unauflöslich. Zuerst bildete sich nun der Granit, später, weil die Thonerde sich langsamer scheidet, das Thongebirge mit den Talkarten, zuletzt die Kalkerde, wahrscheinlich indem die Kohlensäure, welche sie nach der Zerstörung der Kieselfeuchtigkeit auflöste, vertrieben wurde. Dieses ist die erste Hauptformation. Aber die Laugensalze waren schon anfangs in den schwefelartigen Metallkern gedrungen, sie beförderten das Eindringen des Wassers in den Metallkern, die Zerlegung desselben, und die Säurebildung durch Oxydation brennbarer Stoffe. Die Säuren in den Ocean emporgetrieben, erzeugten Gyps, Meersalz u. s. w. Der Vf. nennt diese zweyte Hauptformation die zymotische. Da diese Gährung noch fortdauerte, als die Granitrinde schon erhärtet war, so wurden nun durch die Dämpfe das feste Land und die Gebirge empor gehoben. Aber Regen und Ueberschwemmungen zertrümmerten das Urgebirge und schwemmten daraus die Flözgebirge an, welche die Thäler und Vertiefungen zwischen Urgebirgen einnehmen. Dass der Vf. nun auch die Ursache der Vulkane in den Schwefel- und Kohlen-Verbindungen des Erdkerns sucht, lässt sich schon erwarten, auch dass er die Erzgänge durch eine ähnliche Gewalt von unten entstehen lässt. Dieses ist ein kurzer Abriss der Hypothese des Vfs. In dem *zweyten* oder intuitiven Theile der Geognosie, wie der Vf. es nennt, werden die Gebirgsarten der Hypothese zufolge abgehandelt. Es lässt sich nicht läugnen, dass die Theorie des Vfs. mit Scharfsinn und Belesenheit ausgeführt ist, und Rec. zweifelt nicht, dass sie mit einigen Abänderungen vielleicht eben so befriedigend werden könnte, als manche andere. Aber die Geognosie selbst, die Lehre von der Folge der Gebirgsarten in der Natur, ist sehr mangelhaft, verworren und fehlerhaft vorgetragen. Was der Vf. vom Gneus und den ihm untergeordneten Gebirgsarten sagt, ist wenig, den Glimmerschiefer bringt er in die Thonformation, an eine ganz unrechte Stelle, die ganze Trappformation steht unter derselben Thonformation, wohin sie nicht gehört; der körnig blättrige, beständig andern uranfänglichen Gebirgsarten untergeordnete Urkalkstein wird mit dem Alpenkalkstein verwechselt. Weit sicherer würde der Vf. gegangen seyn, wenn er die Folge der Gebirgsarten nach irgend einem bewährten Schriftsteller zum Grunde gelegt und dann diese zu erklären gesucht hätte.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Erlangen*, gedr. b. Kunstmann: *Diss. juridica, doctrinae juris feudalis inprimis Pomeranici de feudi alienati revocatione summa capita delineata continens*, Auct. *Joann. Arnold. Joach. Pommersche*, S. Reg. Majest. Sueciae a secretis. 1802, 55 S. 8. — Diese, mit keinem Inhalts-Verzeichnisse versehene Abhandlung durchläuft die ganze Lehre von der Lehns-Revocation nach gemeinem und pommerschem, besonders schwedisch-pommerschem, Lehnrecht. Auf Vollständigkeit darf eine akademische Abhandlung eines so wichtigen und weitumfassenden Gegenstandes wohl keinen Anspruch machen; Rec. hält aber die vorliegende Schrift doch für eine gut gerathene Arbeit und erlaubt sich darüber nur einige einzelne Bemerkungen. Ungerne vermisst er eine sorgfältige Benutzung seiner Vorgänger und die genaue Angabe der Literatur dieses merkwürdigen, in neuern Zeiten so vielfach bearbeiteten Gegenstandes; S. 9. erstattet in Mecklenburg der *revocans* das *pretium* nur *in subsidium*, das heisst bey Unzulänglichkeit des Allodial-Vermögens des Verkäufers; überhaupt hält Rec. den Bezug auf ein so mangelhaftes Werk, als *Mayohl comment. de revocatione ex jure delatae successionis et ex retractu* (Rast. 1747.) sehr misslich und diese Abhandlung für das schlechteste Werk über diesen Gegenstand. Die §. 27 ff. behauptete Nichtberechtigung der Descendenten des Veräusserers zur Revocatorienklage dürfte in unsern Tagen wohl weder nach Theorie, noch nach Praxis zu vertheidigen seyn; diese Behauptung ist uns hier um so auffallender, da der Vf. sonst so geläuterte Grundsätze hat, und seine Meynung nur auf sattsam widerlegte Gründe bauet und §. 30. selbst behauptet, dass *Agnati licet simul heredes alienantis sint*, zur Revocation befugt seyn. Sehr richtig und schön ist dagegen wohl die Ausführung in §. 15 — 24. über die Unschädlichkeit eines Lehn-Proclams und Lehns-Praeclusio-Abschieds für agnatische Befugnisse, gesetzt Bequemlichkeit oder Gebrauch (eigentlicher Missbrauch) hätten diese Process-Anomalien nach und nach eingeführt. Dieser Theil der vorliegenden Abhandlung ist unstreitig die vollständigste, lehrreichste und lesenswertheste Ausführung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. März 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde*, herausg. von *Just. Christian Loder*. *Zweyter* Band, 822 S. *Dritter* Band, 730 S. 1802. 8. (5 Rthl. 8 gr.)

Zweyten B. *Erstes* St. 1) *Beobachtung eines in den Mastdarm gebrachten fremden Körpers*, von *Scarpa* zu Pavia. Ein Bauer suchte sich mittelst eines Stäbchens Oeffnung zu verschaffen, welches ihm entglitschte und im Mastdarme stecken blieb. Es zog sich immer höher in die Gedärme hinauf, endlich bis zum Blinddarme; von da gingues wieder zurück, so dafs es der Vf. endlich mit einer Polypenzange fassen und herausziehen konnte. (Als Beweis der mächtigen Wirkung des *motus peristaltic.* allerdings von nicht gemeinem Interesse.) 2) *Ausschneidung einer krebshaften Geschwulst auf der Substanz der Zunge*, vom D. *Danemann* in Lübeck. Nach der Operation legte der Vf. ein Haarseil und darüber ein Blasenpflaster in den Nacken, um eine schnelle und mächtige Ableitung zu machen; was wir für ganz überflüssig halten. 3) *Zwey Beobachtungen glücklich ausgerotteter Nasenpolypen*, vom Prof. *Fritze* in Herborn. Die erste enthält eine ziemlich fürchterliche und nicht wenig schmerzhafte Operation. Der Vf. schnitt unter andern die Gaumendecke auf, wandte binnen 4 Monaten 1mal den glühenden Trokar an, und der Patient mufste am Ende, um gehörig schlucken und sprechen zu können; dennoch ein Instrument am Gaumen tragen. Bey der zweyten zog der Vf. desto glücklicher und leichter einen Polypen von der Gröfse einer ausgewachsenen Ratte (?) heraus. 4) *Heilart des gebogenen Rückgrates*, vom verst. *Wichmann* zu Hannover. Blofs durch horizontale ruhige Lage. Ein Kranker lag ein halbes Jahr ununterbrochen zu Bette, so dafs er (S. 41.) nicht eine halbe Stunde aufser demselben zubringen durfte, und endlich behielt er seinen Buckel und die Deformität seines ganzen Brustgebäudes. (Der Aufsatz ist unbedeutend, und die Krankheitsgeschichte läfst wohl noch eine andere Erklärungsweise zu.) 5) *Ueber den Nutzen des Steinöles bey Urinverhaltung*, vom D. *Michaelis* in Harburg. (Das Auffallende ist, dafs die Frau nach einer schweren Niederkunft ihr Wasser nicht lassen konnte, und Hr. *M.* dabey eine Lähmung der Blase annimmt. Bey einem andern Falle einer schweren Niederkunft war der Damm tief eingerissen und nach 2 Jahren noch nicht geheilt; der Muttermund war auf die jämmerlichste Weise zerrissen, schwielig, und selbst bey der behutsamsten Berührung äufserst schmerzhaft; die Kr. hatte beständigen und unwillkührlichen Urin- und stinkenden Blut-Abgang. Den letzten hob der Vf. durch Alaun, Drachenblut und Kino (alles auf einmal?), wonach auch die Schmerzen verschwanden. Das unwillkührliche Harnen heilte er durch äufserlich angewandtes Steinöl und nachherige stärkende Injectionen in die Scheide. (Dem Rec. scheint auch in dieser Geschichte manches übertrieben!) 6) *Geschichte einer sehr beträchtlichen und durch die Hülfe der Natur geheilten Kopfverletzung*, vom D. *Wiedemann* zu Wallerstein. (Es ist recht gut für viele Wundärzte, dafs die Selbsthülfe der Natur wieder neue Rechte erlangt!) 6) eigentlich 7) *Drey Beobachtungen über die Blutadergeschwulst an den grofsen Schamlefzen*, von *Siebold* d. Vater zu Würzburg. (Eine schulgerechte gute Abh. über einen zwar nicht seltenen, aber selten gefährlichen Fall der chirurgischen Praxis.) 7) *Geschichte einer widernatürlichen Zwillingsgeburt und darauf erfolgten Blutung*, von *Mursinna* zu Berlin. Eine lehrreiche und merkwürdige Geschichte! Dem Rec. fiel dabey auf, dafs Hr. *M.* der so äufserst geschwächten Entbundenen innerlich nichts als Haferschleim und Wasser, äufserlich Umschläge von Essig und Wasser, und das Selbststillen rathen konnte. Zum letzten Geschäfte war die Zeit noch nicht, da das Leben noch in so grofser Gefahr war, und die ersten Mittel werden der Schwäche eben nicht sehr und geschwind abgeholfen haben. Auch begreift Rec. in der That nicht, wie Hr. *M.* aus einem heftigen Frost, eiskalten Händen, kleinen, geschwinden, zitternden Puls, nebst kaltem Schweifs, blassem eingefallenem Gesicht, auf Gebärmutter-Entzündung schliefsen konnte, obschon heftiger Schmerz unter den Rippen da war. Einige Tropfen Laudanum, allenfalls mit Kampfer und Bisam, würden die Ansicht bald verändert haben. Abführende Arzneyen, welche der Vf. gab, waren da gar nicht nöthig, höchstens ein Klystier. Alles das ergiebt sich aus S. 75., wo der Vf. Mohnsaft gab, und alsbald die schönsten Wirkungen davon sah. Ueberhaupt ist die Epikrise dieses Falles für einen so vollendeten Arzt und Geburtshelfer weder kurz und bündig, noch instructiv genug abgefafst. Wichtiger ist, was der Vf. über die Nachgeburt sagt. Unüberlegt aber der Ausfall gegen die Brown'sche Lehre, wo S. 97 ff. dem Brownianismus die gründlichere Heilkunde entgegengesetzt wird, weil jener die Wechsel- und gastrischen Fieber durch reizende und stärkende Mittel zu heilen lehrt!! — Hr. *M.* lehrt, die Nachgeburt zu holen, wenn sie 1) völlig getrennt, aber noch nicht ausgestofsen ist; 2) wenn dieselbe nur theilweise getrennt ist und Blutungen daher entstehen, un-

und 3) wenn sie regelwidrig auf dem innern Muttermunde aufsitzt. (Rec. ist hierin ganz mit dem Vf. einverstanden, und bittet alle jungen Aerzte, diese Lehren nie zu vergessen!) 8) *Schwere Kopfgeburt und durch die blutige Naht geheilte Zerreifsung des Dammes*, vom D. *Menzel* in Waldenburg. (Die Heilung würde auch ohne blutige Naht erfolgt seyn!) 9) *Einige Bemerkungen über die Blutflüsse der Schwangern von Vorfällen der Gebärmutter*, von *Jördens* in Hof. (Es wird sich dabey auf eine Zeichnung berufen, welche erst bey dem folgenden Stück befindlich ist.) 10) *Gedanken über die Lungenprobe, besonders die Ploucquet'sche*, von *Metzger* in Königsberg. Der Vf. zeigt, dafs dieselbe keine gröfsere Gewifsheit gebe, als die hydrostatische. Ein lehrreicher Aufsatz! (Es ist nothwendig, diese neue Probe nicht eher in der *Medicina forensi* einzuführen, als bis ihre Anwendbarkeit durch mehrere genaue Versuche bestätigt worden ist.) 11) *Medic. Gutachten über einen complicirten Todtschlag, nebst Berichtigung der Defensorialzweifel*, von *Gruner* zu Jena. (Möchte es doch dem würdigen Veterane gefällig seyn, das S. 151. gegebene Versprechen, medic. Facultätsgutachten mit untergelegten Anmerkungen dem Publicum mitzutheilen, oder, noch besser, ein ganzes System der gerichtlichen Medicin mit solchen Belegen dem Publicum zu übergeben!) 13) *Kurze Nachrichten und Neuigkeiten:* über den Nutzen der Salpetersäure in venerischen Krankheiten, vom D. *Leschen* in Paris (unbestimmt); tödtliche Wasserscheu bey einem Knaben, vom D. *Strack;* ein wandernder Flecken der Hornhaut, von der Flügeldecke eines Käfers entstanden, vom D. *Manske* in Frankenhausen; zerstreute chirurgische Bemerkungen vom verst. D. *v. Eckard;* Nachricht von der zu Sulzbach errichteten Anstalt zur Bildung der Wundärzte; Anzeige neuer Schriften, die wir hier, wie gewöhnlich, übergehen.

Zweytes Stück. 1) *Elephantiasis beider Beine von örtlichen Ursachen*, vom D. *Richter* in Hannover. Der Kranke brauchte gegen eine Krätze das Waschen mit Urin, er bekam darauf an den Beinen eine rosenartige Entzündung und weiterhin diese schwere Hautkrankheit. 2) *Vermischte Bemerkungen*, vom verst. *Conradi* in Northeim: vom Nutzen des Chamillenextractes in faulicht-drüsichten Geschwüren; vom Nutzen des *Butyri antimonii* in einem faulichten Geschwüre mit grofsen Excrescenzen; Bestätigung des Saviardschen Mittels aus *Alcali fixum*, Kampfer und Zucker in Geschwüren; ein faules Geschwür der Oberlippe; über Abscesse in den Brüsten. 3) *Ueber die Rose, besonders die brandige, und ein äufserliches Mittel dagegen*, vom Prof. *Vogel* in Altorf. Eine schulgerechte, sehr gedehnte Abhandlung! Das Mittel ist ein Umschlag aus Bleywasser mit Mohnsaft und Kampherspiritus. 4) *Beytrag zu der Operation der Hasenscharte*, vom Gen. Chir. *Mursinna* zu Berlin. (Sobald der Vf. über das Technische der Chirurgie schreibt, wird er lehrreich. Auch diese Abh. ist von der Art.) 5) *Beobachtung einer Lungenwunde mit darauf erfolgtem Empyem und dessen Cur durch die Paracentese*, von *Ollenroth*, Gen. Chir. zu Halle. (Die äufsere Behandlung mag alles Lobes werth, die innere manchem Tadel ausgesetzt seyn!) 6) *Gewaltsame Zerreifsung des Augapfels, welche glücklich geheilt ward*, vom D. *Widemann* zu Wallerstein. Die Frau lernte dennoch nicht wieder vollkommen sehen. 7) *Beytrag zu Heckers Vorschrift, auch die hartnäckigsten Hautkrankheiten blofs durch äufserliche Mittel zu heilen*, vom D. *Heffele* zu Prag. Der Vf. bestätigt jene Meinung; der Herausg. sucht sie aber, in einem nicht durchaus modernen pathologischen Aufsatze, einzuschränken. 8) *Etwas über die Amputation des Oberschenkels*, vom Prof. *Josephi* in Rostock. Der Herausg. hat diesem Aufsatze die nöthigen Anmerkungen selbst beygefügt. 9) *Geschichte eines glücklich vollendeten Steinschnittes in zwey Zeiträumen*, vom Herausg. Höchst deutlich beschrieben, aber eben deshalb ein wenig weitläufig gerathen! Der Stein wog 6½ Loth. Der Vf. operirte nach *Hawkins*'scher Methode. Rec. hat sich gewundert, die Operation in zwey Zeiträumen vom Vf. vorgezogen zu finden. Er hat sie nur für einen Nothbehelf gehalten, wenn die erste und einzeitige Operation nicht glücklich zu vollenden seyn sollte. Warum auf einen zweyten Zeitraum verschieben, was man in einem Einzigen vollführen kann? Auch ist es ein wenig paradox, wenn der Vf. sagt, der Steinschnitt gehöre weder unter die schmerzhaften, noch gefahrvollen Operationen. 10) *Ueber die künstliche Wegnehmung der nach einem Abortus in der Gebärmutter zurückgebliebenen Theile des Mutterkuchens*, vom Prof. *Osiander* in Göttingen. Der Vf. glaubt, dafs daraus eine *mola vesicularis, carnosa* oder gar ein Polyp entstehen könne, wenn ein Rest von der flockichten Seite der geaderten Eyhaut oder des Chorion sitzen bleibe. (Rec. glaubt weder, dafs dieses oft der Fall seyn werde, noch dafs jene Folgen daraus entstehen, noch dafs Hn. *O's.* Manipulation anwendbar seyn dürfte.) Er empfiehlt zur Herausnahme dieses Restes eine Art von Polypenzange, welche nach vorne aufgebogen ist, oder ein löffelförmiges Werkzeug. 11) *Neue Erfahrungen über den grofsen Nutzen des Mohnsaftes in der Geburtshülfe*, von *Vogler* in Weilburg. (Es ist bekannt, dafs alles, was Hr. *V.* empfiehlt, herzhaft von ihm empfohlen wird. Auch sind in der That seine Mischungen nichts weniger als musterhaft, z. B. 1 Qu. Weinstein in 3 Unzen Wasser, wozu soll das dienen? Wie kann man eine Mixtur aus Wasser 7 Unzen, Salpeter und Weinstein 2 Qu., Ruhrwurzel 1½ Gran, für antispasmodisch halten? 12) *Kurze Nachrichten:* Heilung einer zur Hälfte scirrhösen Zunge durch den ätzenden Sublimat, von *Oberteuffer* zu Herisau; Ansammlung einer grofsen Menge Eiters in der Urinblase, welche durch den Katheter abgelassen ward, vom D. *Schmalz* in Pirna; Heilung eines abgerissenen Fingergliedes, vom D. *Locher* in Zürich. (Der Kranke behielt dieses Glied.) 13) *Anzeigen neuer Schriften.*

Drittes Stück. 1) *Praktische Bemerkungen über einige Augenkrankheiten*, vom D. *Beer* in Wien, vom grofsen Nutzen des *Conradi*'schen Augenwassers aus Queckfilber und Mohnsaft; über die sicherste und einfachste Art, die Sackgeschwülste der Augenlieder zu heilen (es ist hiezu ein eigenes Messer abgebildet und

der

der ganze Auffatz zeugt von einem geübten Operateur); vom Staphylom (auch eine sehr praktisch brauchbare Abhandlung, beide aber zu weitläufig für einen kurzen Auszug). 2) *Geschichte eines glücklich ausgerotteten Rachen- und Nasenpolypen*, vom Prof. *Vogel* in Altorf. Eine wirklich interessante Geschichte! 3) *Merkwürdige Beobachtung eines operirten Darmnetzbruches mit Verlust eines grosen Darmstückes*, vom Regim. Chir. *Mennel* in Naumburg. Es ging ein Stück Darm von 8 Zoll verloren, und der Kranke bekam einen *Anus artific.*, welcher endlich bis auf die Gröfse eines kleinen Fingers zuging, woraus nur etwas Feuchtigkeit, der Stuhlgang aber auf dem natürlichen Wege abging. Eine Unmäfsigkeit tödtete den Kranken durch eine Darmentzündung. Das aus dem Unterleibe nach der Operation abgegangene Stück vom gewundenen Darm hatte sich gleich am Eingange des Blinddarmes getrennt, und das zurückgebliebene Stück Ileum hatte sich in die entstandene Oeffnung eingesenkt. In der Höhle des Coecum bildete das Ileum am Ausgange einen callösen Rand, und war von der Mündung des Coeci sphincter-ähnlich so zusammengeschnürt, dafs dessen Canal, 2 Querfinger breit im Durchschnitte, kaum ¼ Zoll betrug. Nahe über dieser Verengerung fand man an der vordern Wand eine erbsengrosse Oeffnung, aus welcher die oben erwähnte Feuchtigkeit ausfloss. 4) *Ausschälung einer lymphatischen Geschwulst über dem Bauchringe*, von *Mursinna* zu Berlin. Wichtig wegen der diagnostischen Unterscheidung von einem Bruche, wegen des unerwartet eingetretenen tödtlichen Trismus, der auch durch sehr grofse Gaben Opium, 1 bis 2 Loth *Laudan. liquid.* täglich, 23 Loth überhaupt innerlich und 7 Loth äufserlich, unbezwingbar war; und wegen des Vfs. gründlicher Einwendungen gegen des ältern *Siebolds* Lehrsatz, die *Arteria spermat.* bey der Castration allein zu unterbinden. 5) *Noch etwas über den Nutzen des Cosmischen Mittels bey krebshaften Geschwüren, besonders im Gesichte.* Durch zwey lehrreiche Beyspiele bestätigt. (Auch Rec. weifs mehrere glückliche Heilungen krebsichter Gesichtsgeschwüre durch dieses Mittel.) 6) *Schauderhafte Geschichte einer zu Mühlhausen vorgefallenen sogenannten Nachgeburtsoperation, nebst deren medicinischer Beurtheilung*, vom D. *Stölten* zu Langensalz. (*De mortuis nil nisi bene!* Der unglückliche *Frank* hat seine Uebereilung hart gebüfst! Wer steht, sehe zu, dafs er nicht falle!) 7) *Bemerkungen über die Empfängniss in dem Eyerstocke und der Muttertrompete*, vom D. *Heim* in Berlin, mitgetheilt vom D. *Fischer* in Lüneburg. Nach dem Vf. ist das Ausbleiben der Reinigung, und statt derselben der Abgang einer schleimichten blutigen Feuchtigkeit, schmerzhafter verminderter, manchmal auch vermehrter Urinabsonderung, Verstopfung, nachher heftige Schmerzen im Kreuze und Uterus nach Art der Wehen, ohne äufsere Ursache, welche manchmal vergehen, bald wiederkommen, heftiger als wahre Geburtswehen, leichteres Liegen während der Schmerzen auf der Conceptions-, beschwerlicheres auf der freyen Seite — das Charakteristische der Diagnofs dieses seltenen und trügerischen Umstandes.

Viertes Stück. 1) *Beobachtung einer sonderbaren Speckgeschwulst an der linken äufsern Schamlefze und eine Verunstaltung der äufsern Geburtstheile* bey einer und derselben Schwangern, vom Prof. *Barthol. Siebold* in Wirzburg. Die Geschwulst war 3 Pfd. schwer. 2) *Beschreibung eines neuen Instruments zur Unterbindung der Mutterpolypen*, vom D. u. H. Chir. *Bernstein* zu Jena. (Es geht mit den Polypeninstrumenten, wie mit den Geburtszangen. Jeder Operateur erfindet und beschreibt ein neues, und doch können wohl mit jedem ältern Polypen exstirpirt werden, wenn der Operateur Geschicklichkeit besitzt!) 3) *Beschreibung eines geheilten krebsartigen Nabelgeschwürs*, vom D. *Jördens* in Hof. Nichts Vorzügliches, sowohl was die innere als äufsere Behandlung anlangt. Bey einem anhaltend gauchicht-faulen Durchfalle rieth der Vf. viele vegetabilische Nahrung und reichlich Limonade, was der Regel nach hätte untersagt werden müssen. In dem sehr verfallenen, erdfarbnen Gesichte zeigten sich braungelbe Flecken, es erfolgte Erbrechen, die Efslust war sehr geringe, die Schwäche war also gewifs sehr grofs; dennoch waren Schlaf, Stuhl- und Urinabgang ziemlich natürlich und von Schweifs und Husten nichts zu entdecken. Unter diesen Umständen gab der Vf. aufser der China, die gewifs angezeigt war, noch Schirling, *Sapo antimonii* und Rhabarber! Die äufsere Heilung erfolgte besonders durch Alaun und Präcipitat. 4) *Ueber eine eigene Art von Blutgeschwülsten*, vom D. *Michaelis* in Harburg. Sie soll sich bey neugebornen Kindern am Kopfe finden, immer mit Verderbnifs der Knochen verbunden seyn und zuweilen den Tod bewirken. (Rec., welcher 17 Jahre practicirt hat, weifs noch kein Beyspiel einer ähnlichen Geschwulst.) 5) *Beobachtung einer Ablösung des Schenkels ohne Blutung der grosen Arterie*, vom D. *Burger* zu Wolfsberg in Kärnthen. 6) *Vermischte Bemerkungen*, vom D. *Conradi* in Northeim: Heilung eines veralteten und eines entstehenden Staphyloms, jenes mit Höllenstein, dieses mit *Laudan. liquid.* geheilt; Biss von einem tollen Hunde, auf die gewöhnliche Weise geheilt; Fistulöse Abscesse nach Blattern; Heilung einer Kothfistel, durch die Natur bewirkt; über Einschnitte in der Hautwassersucht; statt derselben Ein Einschnitt eines Zolles lang und ¼ Zoll tief in die Wade empfohlen; Nutzen des Koloquintenextractes in eingeklemmten Brüchen, wovon doch der Vf. selbst sagt, dafs es nur in Einer Gattung Einklemmung hülfreich sey, nämlich, welche blofs von angehäuftem Kothe in grofsen alten Brüchen mit verminderter Reizbarkeit und Empfindlichkeit herrührt, wo noch gar keine Entzündung zugegen sey. (Dann verdient es kaum eine Einklemmung genannt zu werden. Und dennoch empfiehlt Rec. Vorsicht. Es ist überhaupt ein Fehler unserer neuern Beobachter, dafs sie zu leicht von Einem Falle auf alle, *a particulari ad universale*, schliefsen. Auch bey *C.* war das ein Fehler.) Zufällige Heilung einer scirrhösen Warze, eigentlich durch schwächende Methode, also nicht blofs durch Zufall, geheilt. 7) *Beobachtungen über die gute Wirkung des Aetzens bey Drüsen- und Knochengeschwülsten, auch beym Beinfrafs*, vom D. *Schmalz* in

in Pirna. (Man kennt schon mehrere ähnliche Beobachtungen, aber auch mehrere, wo der Asant lange und stark gegeben wurde, alle Excretionen den Geruch desselben annahmen, und die Kranken dennoch nicht geheilt wurden. Auch sind die vorliegenden Beobachtungen nicht alle rein; bald wurde Antimonialseife, Molken, Calomel, bald Dulcamara, Quecken, China u. dergl., auch mehrere wirksame Mittel daneben gegeben.) In einem Zusatze des Herausg. wird von *Thornhill* zu London gesagt, dass er durch äusserliche Anwendung des Asants ein Krebsgeschwür geheilt habe. 8) *Heilung eines Wasserbruchs der Scheidenhaut der Hoden mit anasarcatischem Anschwellen des Hodensacks*, vom D. *Wendelstädt* in Wetzlar. *Keate's* Methode wurde ohne Glück angewendet. 9) *Geschichte einer geheilten Halswunde mit gänzlicher Durchschneidung der Luftröhre und Verletzung des Schlundes*, vom D. *Kurzwig* in Riga. Ein Mann schnitt sich unter dem linken Winkel des Unterkiefers an, quer durch den Hals, bis unter den rechten Winkel der Kinnlade, die *Venae jugulares* auf beiden Seiten, die hier liegenden Halsmuskeln, der Larynx über dem Schildknorpel waren ganz durchschnitten. Der dahinter liegende Schlund hatte eine zollbreite Oeffnung. Die Wunde klaffte fast 3 Zoll von einander, der abgeschnittene Theil Luftröhre war in die Brusthöhle herabgesunken, der obere Theil an die Zunge hinaufgezogen. Der Kranke wurde ganz wieder hergestellt. 10) *Geschichte eines glücklich abgelaufenen Kaiserschnitts*, vom D. *Kurzwig* in Riga. 11) *Geschichte eines unter den glücklichsten Umständen gemachten und dennoch unglücklich abgelaufenen Kaiserschnittes*, vom D. *Klein* d. j. in Stuttgardt. Der Vf. macht die Bemerkung, dass die neuern Kaiserschnitte öfterer unglücklich ablaufen, als die der vorigen Zeiten, und glaubt, es liege darin, dass man in der nachherigen (medicinischen) Behandlung mehr thue, als sonst, zuviel thue und zu wenig abführende Arzneyen gebe. Auch solle man lieber kalte stärkende, als warme erschlaffende Umschläge auf den Leib machen. (Aber man hat ja häufig aromatische Bähungen gemacht? — Es ist nicht zu leugnen, dass des Vfs. Idee neu ist und Aufmerksamkeit verdient. Es ist aber auch möglich, dass die jetzt allgemein herrschende asthenische Constitution, wie auf alles, so auch auf diese Operation, einen nachtheiligen Einfluss zeigt.) In einem Zusatze bemerkt der Herausg., dass der Kaiserschnitt weder eine beträchtlich schmerzhafte, noch eigentlich gefahrvolle, noch schwere und künstliche Operation zu nennen sey, sondern blos Dreistigkeit voraussetze. (So könnte man von den meisten grossen Operationen der Chirurgie, und besonders von der Geburtshülfe, sagen; aber niemand wird diese Meinung so leicht unterschreiben. Wenn der Zufall manchmal einen Scharlatan begünstigte, dass er glücklich den Kaiserschnitt vollendete: so kann dies dem Werthe der Operation so wenig entziehen, als wenn andere Scharlatans manchmal glücklich schwere Stein-, Augen- und Bruchoperationen vollführen. Auch wird jeder, wer nur den Kaiserschnitt im Leben oder Tode gemacht hat oder hat machen sehen, bezeugen, dass der Schnitt in die Gebärmutter, die Lösung der Nachgeburt, das Zurückhalten der Därme und des Netzes nach der Operation u. s. w. nicht ohne Dexterität von Seiten des Operateurs vollführt werden könne.) 12) *Etwas über die Behandlung der Ertrunkenen*, vom Prof. *Plouquet* in Tübingen. Bey einem Ertrunkenen öffnete man die Luftröhre, das *helle Flusswasser strömte unaufhaltbar heraus, bis mehrere Pfunde ausgeflossen waren* (??). Aus dieser ein wenig unglaublichen Geschichte schliesst der Vf., dass beym Ertrinken die Luftröhre und ihre Zweige ganz mit Wasser angefüllt seyn können; man also Ertrunkenen eine etwas abhängige Lage geben oder ein Sauge-Werkzeug anwenden müsse, um Wasser und Schaum herauszuziehen. Sollten die Versuche Schleim in der Luftröhre zeigen, so wäre es vielleicht nicht übel, reines Wasser in die Luftwege zu bringen, um sie gleichsam auszuwaschen. (Rec. scheinen diese Vorschläge in alle Wege hypothetisch und problematisch zu seyn.) 13) *Kurze Nachrichten und Neuigkeiten.* Eine *Verletzung des Fötus im Mutterleibe*, vom Prof. *Plouquet.* Eine Schwangere ward auf den Unterleib geschlagen und getreten, nach 7 Wochen gebar sie ein siebenmonatliches Kind, an welchem das Schenkelbein gebrochen, die Bruchenden aber durch Callus wieder vereinigt waren (?). *Doppelte Hodenscheidenwassersucht*, von *Ebend.* *Sehr seltener Bruch*, vom D. *Klein* in Stuttgardt (wirklich interessant!). *Brief*, von *Fielitz* d. j. Bey einer Section fand derselbe einen Kopf schiefstehend im Becken eingekeilt, den Mutterkuchen völlig gelöset neben dem Halse des Kindes, den ganzen Körper des Kindes vom Halse an in einen dicht anliegenden, gleich Flohr dünnen, an zwey Orten zerrissenen häutigen Kanal eingeschlossen. Dieser Kanal bestand aus einem kleinen Theile der Gebärmutter und aus der linken Muttertrompete. *Nachricht* aus Mühlhausen, D. *Frank* betreffend. *Anzeige neuer Schriften.*

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Uebungen im Kopfrechnen für Kinder*, von *H. H. W. Arendt.* 1803. 96 S. 8. (10 gr.) — Eine Sammlung von 192 Exempeln nach der jetzt beliebten Manier in Geschichten eingekleidet. Die Blätter sind nur auf einer Seite bedruckt, so dass man sie auf Pappe kleben und den Kindern ausheilen kann. Beym Rechnen auf der Tafel ist dies in einer zahlreichen Klasse bequem, beym Kopfrechnen sehen wir davon keinen Nutzen. Was der Vf. in der Vorrede sagt, ist meistens wahr und gut. Dass die Kenntniss der Ziffern dem Kopfrechnen nicht nachtheilig sey, glauben wir ebenfalls; dass aber die Gründung der Regel de tri auf geometrische Proportion nicht für Anfänger tauge, ist eine Behauptung, die wir nicht unterschreiben. Es kömmt auf die Gabe des Vortrags an, um gründlich und fasslich zugleich zu seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. März 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde*, von *Just. Christian Loder.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 69. abgebrochenen Recension.*)

Dritten Bandes Erstes Stück. 1) *Schreiben des Prof. Scarpa* zu Pavia, die Operation der falschen Pulsadergeschwulst betreffend. (In drey Beobachtungen vortrefflich beschrieben.) 2) *Geschichte einer wichtigen Augenkrankheit*, vom D. *Fischer* in Lüneburg. (Wirklich eine fürchterliche Verwundung beider Augen durch das Sprengen eines Felsen veranlasst.) 3) *Heilung eines Eiterauges und einer darauf erfolgten Verstopfung der Pupille*, vom Herausg. Schon in einigen Programmen beschrieben. Es ist dabey unter andern merkwürdig, dass bey dem eiterichten Inhalte im innern Auge die Hornhaut so klar wurde, dass man durch dieselbe deutlich die gelbliche Materie wahrnahm und auch nachher das Auge ganz gut wurde. 4) *Beobachtungen über die Knochenspeckgeschwulst*, vom D. *Vollmer* in Witgenstein. Der Vf. hält sie nicht für bloss örtliche Krankheiten, ob er schon das Messer und das glühende Eisen, zugleich angewendet, für die einzig wirksamen Palliative hält. Vor Aezmitteln warnt derselbe. 5) *Abnahme einer scirrhösen und schon grösstentheils krebsichten männlichen Ruthe*, vom Hofr. *Jördens* in Hof. (Der Ausgang war tödtlich.) Gewundert haben wir uns, dass der Vf. dem *Crocus martis adstring.* solche grosse Wirkungen beymisst. Es erfolgte nämlich eine starke Verblutung, welche, da sich der Stumpf unter die Schambeinfügung zurückgezogen hatte, durch kein Mittel zu stillen war, bis der Vf. jenes gab. 6) *Etwas über den Verband der Nabelbrüche*, vom Prof. *Brüninghausen* zu Wirzburg. Hr. *Br.* hat schöne elastische Bruchbänder dazu erfunden, an welchen besonders ein senkrechter Druck auf den Nabel mittelst der im Nabelschilde des Bandes befindlichen Spiralfedern angebracht wird. Bey Kindern bedient er sich kleiner hölzerner Nabelschildchen mit einer starken Hervorragung, über diese wird ein Klebepflaster und die *Richter'sche* Binde mit dem Pappendeckel gelegt. 7) *Abnehmung einer Brust, in welcher drey Nadeln befindlich waren*, von *Schrag* in Dresden. 8) *Einige Bemerkungen über Bruchoperationen*, vom D. *Michaelis* in Harburg. (Eine Lobrede auf die chirurgischen Heilkräfte der Natur: Man solle seltner operiren, als geschieht! Dies soll durch Beobachgen erwiesen werden, welche aber bey weitem nicht immer das beweisen, was sie beweisen sollen.) 9) *Beobachtung eines verschluckten Stückes einer eisernen Gabel, welches nach sieben Monaten bis zum Ausgange des Mastdarms gekommen war und daselbst durch chirurgische Hülfe herausgenommen ward*, vom Dd. *Mey* in Erfurt. (Auf der Kupfertafel ist diese Gabel abgebildet worden, welches ziemlich überflüssig war.) 10) *Ausrottung eines merkwürdigen Schwammgewächses der Augenhöhle*, vom D. *Wagner* zu Balingen im Wirtembergischen. Das Gewächs wog 18 Loth. Die Augenhöhle war so erweitert, dass man eine geballte Faust einbringen konnte, und die Knochen, besonders gegen das Jochbein zu, so dünn, dass man sie für Knorpel hätte ansehen können. Vierzehn Tage nach der Operation war das Gewächs wieder so stark, dass es den dritten Theil der Augenhöhle ausfüllte. Nun brachte der Vf. durch das erweiterte Sehloch das Bistouri ein und schnitt den Sehnerven aus der harten Hirnhaut aus. Darauf füllte sich die Augenhöhle nach und nach mit gutem Fleisch aus und zu Ende des vierten Monats folgte die Vernarbung. (Allerdings merkwürdig!) 11) *Etwas über den Lenhardt'schen Gesundheitstrank für Schwangere*, auch *über den Nutzen abführender Arzneyen in der letzten Hälfte der Schwangerschaft*, vom D. *Wigand* zu Hamburg. (Das Gute, was dieser Aufsatz enthält, hat, wie der Vf. selbst gesteht, der würdige *Lentin* schon lange gelehrt und Hr. *W.* hätte nicht nöthig gehabt, der Lenhardt'schen Charlatanerie dadurch neue Stützen zu geben.) 12) *Urtheil und Gutachten über D. Frank zu Mühlhausen.* (Der humane Geist der medicinischen Facultät zu Göttingen zeigt sich hier in schönem Lichte!) 13) *Kurze Nachrichten* und *Neuigkeiten*, Beobachtung eines *in den Mastdarm gebrachten Bierzapfens*, der nach drey Tagen von selbst abging. (Ist auch in Kupfer beygefügt worden!) Merkwürdige *Kopfverletzung* eines Knaben vom D. *Böger* zu Arolsen. Geschah mit einem Messer, welches über dem äussern Winkel des linken Auges, durch den obern und vordern Theil des Keilbeinwinkels des Scheitelbeines, wahrscheinlich in dem *lobus anterior cerebri* steckte. (Das ist doch noch die Frage) Man musste das Messer mit Gewalt durch eine Zange herausziehen, so fest steckte es. Den dritten Tag ging der Knabe wieder spazieren. *Programm*, eine Amsterdamer Preisertheilung betreffend (wäre abzukürzen gewesen). *Verzeichniss* der jetzigen Lehrer der Chirurgie und Geburtshülfe in der batavischen Republik; *Ankündigung* des Hn. *Wolffohn*, prakt. Brucharztes in Wien; *Anzeige* von neuen Schriften.

Zweytes Stück: 1) *Eilf Beobachtungen von Brüchen* von den Gebr. *Wenzel* in Mainz (von gemischtem Inter-

Intereſſe). 2) *Geſchichte eines eingeklemmten und brandichten Schenkelbruchs*, welcher glücklich geheilt ward, vom D. *Lützelberger* in Hildburghauſen. (Die Natur beſſerte den Fehler der Aerzte, zu lange mit der Operation gewartet zu haben.) 3) *Beſchreibung eines Inſtrumentes, womit man fremde Körper in der Speiſeröhre herunterdrücken oder herausziehen kann*, vom GChir. *Ottenroth* in Halle. (Es iſt ohne Zeichnung undeutlich und in ſeiner Wirkung noch problematiſch.) 4) *Operation eines ſehr groſſen Fleiſchbruches*, von *Marchal* in Straſsburg, 5 Pfd. und 6 Loth ſchwer und in 50 Tagen geheilt. 5) *Beytrag zur Geſchichte und Rechtfertigung der Amputation in zweifelhaften Fällen*, vom D. *Schütz* in Bruchſal. Eine ſehr reine und ſchöne Beobachtung! Der Menſch war veneriſch und ſehr von Kräften. Dennoch war am dreyſsigſten Tag nach der Operation die Wunde geſchloſſen bis auf die Peripherie eines Thalers. 6) *Beſchreibung einer Maſchine zur Einrichtung des verrenkten Oberarms*, vom Reg. Chir. *Mennel* in Naumburg. (Sie muſs erſt durch mehrere Verſuche geprüft werden, ſcheint uns aber brauchbar zu ſeyn.) 7) *Glückliche Abwendung eines bevorſtehenden und durch katarrhaliſch-rheumatiſchen (?) Reiz im Unterleibe verurſachten Mißfalles*, vom Hofr. *Vogler* in Weilburg. Gleich zu Anfang ſagt der Vf., er habe beobachtet, daſs Hämorrhoiden, Blutbrechen und andere ſogenannte ſchwarzgallichte Krankheiten gemeiniglich zu der Zeit vorgekommen ſeyen, wenn Cardialgien, Koliken, Erbrechen im Schwange gingen. Er habe nicht ſelten Embryonen nach Magenbeſchwerden, Leibreiſsen, Durchfällen abgehen ſehen. (Ob er wohl damit etwas beſondres entdeckt hat? — Der ganze Aufſatz iſt höchſt unbedeutend. Viel Geſchrey und wenig Wolle, mit ſchlechten Recepten durchwebt, welche aus den mit groſsem Unrecht ſogenannten *Pharmac. ſelect.* entlehnt ſind und an welchen oft nichts als der Titel auserleſen iſt, z. B. *Spec. ſopientes* Chamillen, Hollunderblüthen und Hanfſame, *Ma antiſpasm.* aus *aqua ſambuci unc. VII. Nitr. dr. II. Sacchari lact. ſcr. IV. Cryſtall. tart. ſcr. II. Rad. ipecacoan. gr.* 1½. *Spec. diatrag. dr. I. Syrup. papav. dr. VI.* Nach gereinigten Principien verdient dieſe Mixtur weder ihren Titel, noch kann ſie groſse Wirkungen haben. Unter andern iſt ½ Theil Gran Brechwurzel, dieſes Sonnenſtäubchen, zur Gabe zuverläſſig eine Alfanzerey.) 8) *Einige Bemerkungen über den Gebrauch der kalten Umſchläge bey Bär-Mutterblutflüſſen*, von *Fielitz* d. J. in Luckau. Der Vf. ſagt: Ich kann mir keinen ſchrecklichern und ſchauderhafteren Ton denken, als das Rauſchen des Blutes, wenn es aus den Geburtstheilen einer Gebärenden in ein etwa untergeſtelltes Gefäſs hineinſtrömt. (Das mag wahr ſeyn; aber ſelten wird die Blutung ſo ſtark ſeyn, daſs das Blut rauſcht und ſtrömet. Wozu denn eines ſolchen Bombaſtes, um eine, noch dazu wie hier ganz alltägliche, mediciniſche Erfahrung zu erzählen?) 9) *Ueber das Kindbetterinnenfieber*, ein hiſtoriſcher Beytrag, vom D. *Nebel* in Gieſsen. 10) *Merkwürdige Krankengeſchichte einer Schwangern*, nebſt Leichenöffnung, vom D. *Oberteuffer* in Heriſau. (Eine höchſt merkwürdige, nur etwas ſchwerfällig erzählte und für einen Auszug allzuweitläufige Geſchichte! Sie iſt wirklich einer genauen Epicriſe würdig und wir bitten den Herausg., ſie ja zu übernehmen!) 11) *Neue Vorſchläge zur Berichtigung der Lungen- oder Athmensproben*, vom Prof. *Plouquet* in Tübingen. Der Vf. nimmt auf *Metzgers* Einwendungen Rückſicht, und bittet jeden Phyſicus, bey vorkommenden Vorfällen ſeine Vorſchläge zu beachten, damit man endlich das wahre Verhältniſs der Schwere, Länge u. ſ. w. der nicht inſpirirenden Lungen finden möge. 12) *Kurze Nachrichten und Neuigkeiten.* Heftige *Blutung*, welche *nach dem Ausziehen eines Zahnes* erfolgte, *ſonderbare* Beſchaffenheit der *Nabelſchnur*, mit einer häutigen Scheide umgeben, *Schreiben B. Siebolds* an den Herausg. verſchiedene ſeiner Operationen betreffend 13) *Nachricht von neuen Schriften.*

Drittes Stück. 1) *Prüfung der vom Hn. D. Beer bekannt gemachten Methode, den grauen Staar mit der Kapſel auszuziehen*, vom D. *Schmidt* in Wien. Eine nicht ohne Animoſität, aber mit Gelehrſamkeit und der am Vf. gewohnten Eleganz abgefaſste Streitſchrift! 2) *Ein Darm- und Netzbruch*, von *Fielitz* d. J. 3) *Beſchreibung einer widernatürlichen Vergröſserung der groſsen Zehe bey einem funfzehnjährigen Knaben*, vom Bat. Chir. *Ellerholz* in Stralſund. Durch die Amputation geheilt. Die beiden Phalangen waren in eine ſpeckicht-käſichte Maſſe verändert, ſo daſs man die Form derſelben nicht mehr erkennen konnte. Die Geſchwulſt wog acht Unzen, und war im *Umfange* ½ Elle dick. 4) *Schreiben des Regt Chir. Schneiders, die Mennelſche Maſchine betreffend.* (Es iſt löblich, daſs der Vf. dieſe Maſchine zu vervollkommnen ſucht.) 5) *Von einem glücklich operirten und geheilten Fröſchlein* (Froſchgeſchwulſt), *welches mit einem Hygrom am Halſe vergeſellſchaftet war*, vom D. *Preiſs*, Reg. Feldarzt zu Salzburg. Bey einer Erwachſenen von ungefähr entſtanden. Der Vf. entleerte beyläufig neun Unzen gelber klarer gummiähnlicher Feuchtigkeit. 6) *Ergieſſung des Urins in den Hodenſack* und die umliegenden Theile, nach einer Quetſchung der häutigen Harnröhre, vom D. *Michaelis* in Harburg. (Abermals ſehr weitläuftig erzählt, obſchon die Geſchichte an ſich merkwürdig iſt. Die Compoſition zu dem *ungu. balſamic. Wirceburg.* hätte doch wohl vereinfacht werden können!) 7) *Nachricht von einigen mit dem Galvaniſmus angeſtellten glücklichen Verſuchen, insbeſondere bey der Amblyopie und Amauroſis*, vom *Herausg.* (Dieſe Verſuche waren damals von gröſserm Intereſſe, als itzt, nachdem der Galvaniſmus den groſsen Erwartungen, welche man von ihm zu hegen berechtigt war, nicht in allen Stücken entſprochen hat. Wir übergehn ſie daher um ſo eher, je mehrere ähnliche nach dieſer Zeit bekannt geworden ſind.) 8) *Tödtlicher Ausgang einer ſchnellen Umbeugung der Bärmutter im vierten Monate der Schwangerſchaft*, vom D. *Henſchel* in Breslau. Die Krankheit ward in ihren erſten Graden, als ſie noch eine Hülfleiſtung zuliefs, verkannt; endlich kamen Wehen, welche das Kind heraustrieben. Der Vf.

Digitized by Google

nahm

nahm es vollends heraus, (es war im *vierten* Monate?) löste es von der Nabelschnur, dennoch behielt die Gebärmutter eine schiefe (nicht zurückgebogene) Lage. Die Person starb wahrscheinlich am Brande. 9) *Einige Bemerkungen über die Ploucquetsche Lungenprobe*, nebst einer sich darauf beziehenden, gerichtlichen Untersuchung, auf Veranlassung der Gedanken des Hofr. *Metzgers* über diesen Gegenstand, vom D. *Jäger* in Stuttgardt. Ein sehr fleissig gearbeiteter Aufsatz, geschrieben, um die Gegengründe des Hn. *M.* gegen die neue, oder *Ploucquetsche* Lungenprobe zu widerlegen, und die Gültigkeit der letztern zu bestätigen. (Rec. ist bey alle dem noch der Meynung mit Hn. *M.*, dass diese Lungenprobe noch nicht *allein in foro* zu admittiren sey, sondern nur in Verbindung der hydrostatischen ältern Beweiskraft haben könne.) Hr. *J.* giebt selbst zu, dass das Verhältniss des Gewichts der Lunge zu dem des ganzen Körpers kein einzig und unverrückbar bestimmtes sey, sondern dass es eine gewisse Breite (Gradentafel) haben müsse, innerhalb welcher denn auch die (vom Hn. *Metzger* angeführte) Verschiedenheit im männlichen und weiblichen Körper liegen werde. 10) *Gutachten der medicin. Facultät zu Jena* über die Impfung der Kuhpocken und H. S. Weimarsche hieher gehörige Verordnungen, vom *Herausg.* 11) *Kurze Nachrichten und Neuigkeiten.* Glücklich (von selbst) geheilte *Verletzung des Trommelfelles*; *über die Kritik* dieses Journals *in Röschlaubs Magazine*, Nachricht die Fortf. des Journ. betreffend.

Viertes Stück. 1) *Beyspiel einer ansehnlichen von der Natur bewirkten Exfoliation*, vom D. *Fischer* in Lüneburg. (Die erstere gröfsere Hälfte des Zeitraums dieser Krankengeschichte hat der Vf. nicht beobachtet, den Gang der zweyten kann man aus bessern medicinisch-chirurgischen Gründen, als der blofsen Heilkraft der Natur, erklären. 2) *Beobachtungen aus der Chirurgie und Geburtshülfe*, vom D. *Michaelis* in Harburg. (Allerley Seltenheiten, weitläuftig, wie man vom Vf. gewohnt ist, erzählt. Im Vorbeygehen mufs Rec. erinnern, dass kein einziger Kranker, welchem er Vitriolæther einreiben liefs, von Kälte, sondern von Wärme und Erwärmung an der eingeriebenen Stelle sprach.) 3) D. *Beers Antwort an Schmidt.* 4) *Zwey ungewöhnliche Durchbohrungen der Blase*, vom D. *Klein* d. j. in Stuttgart. Rec. hätte im ersten Fall Blutigel an das Mittelfleisch gelegt. Hr. *K.* macht die Punction einmal durch den Mastdarm, das andremal über dem Schamknochen, und beidemal half sie nicht, und es ging kein Urin ab. Die Geschichte ist wirklich instructiv. 5) *Beschreibung einer schweren Geburt*, nebst Zusätzen vom verst. *Stein* in Marburg. Als der Kopf so weit in die Oeffnung der Mutterscheide gekommen war, dass man denselben zur Zeit der Wehen hätte sehen können, ward er immer zurückgehalten durch den Nabelstrang, welcher sich um den Hals geschlungen hatte. Der Vf., ein anonymer Geburtshelfer, legte die Zange umsonst an, arbeitete darauf den Kopf zurück, und machte die Wendung glücklich. Sowohl der treffliche, nun verklärte *Stein*, als der nicht minder-achtungswerthe Hr. geh. R. *Fischer* in Weilburg erklären dieses mit Recht für eine höchst gefährliche, fehlerhafte und tollkühne Manipulation. (Rec. hält diese Geschichte und diese Zusätze zwey der geschicktesten deutschen Geburtshelfer für ein wahres Wort zu seiner Zeit, da man itzt dergleichen denkwürdige, ja unglaubliche Geschichten mehrere zu lesen bekommt. Möge doch jeder junge Geburtshelfer diese Geschichte aufmerksam lesen, wieder lesen und nie vergessen!) 6) *Bruchstücke aus der Geburtshülfe*, vom D. *Wigand* zu Hamburg. Der Vf. schlägt, unter vielen Worten, manche Manipulationen mit todtscheinenden Kindern vor, welche doch wohl nicht durchaus zu empfehlen seyn dürften, z. E. man solle sie in der zum Bade bestimmten Flüssigkeit wiederholt ziemlich schnell hin und her bewegen, und abwechselnd herausnehmen und wieder eintauchen.

Rec. wünscht diesem Journale einen unverrückten Fortgang, und dem Herausg. viele Mitarbeiter von gereinigten theoretischen Kenntnissen und gereifter Erfahrung. Möge es ihm aber auch gefällig seyn, selbst mehr thätigen Antheil an demselben zu nehmen!

ERFURT, b. Keyser: *Die neuesten und nützlichsten praktischen Wahrheiten und Erfahrungen für Aerzte und Wundärzte*, von D. *Adolph Friedrich Löffler*, russ. kaiserl. Hofrathe. *Erster* Band. 1803. XXXIV u. 656 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Handbuch der wissenswürdigsten und zur Beförderung einer glücklichen medicinischen und chirurgischen Praxis vorzüglich geeigneten neuesten Bemerkungen und Entdeckungen. Herausgegeben von D. *A. Fr. Löffler. Erster* Band.

Hr. *L.* liefert hier den *ersten* Band des schon im J. 1801 angekündigten Werkes, welches zunächst für solche Aerzte und Wundärzte bestimmt ist, denen es an Zeit oder Geld fehlt, alle neue medicinischen Journale und Bücher zu lesen, aus welchen der Vf. alles praktisch Nützliche sammeln will. Dass ein solches Werk, wenn es ganz zweckmäfsig eingerichtet ist, in unsern Zeiten einen nicht geringen Werth haben mufs, erkennt Rec. gar wohl, und findet deshalb auch die Absicht des Hn. *L.* bey dieser Sammlung lobenswerth; nur mit der Ausführung ist Rec. nicht so ganz zufrieden. Wenn Hr. *L.* aus ganz praktischen Schriften, auch aus Monographieen, Auszüge macht, so geht er offenbar zu weit, indem solche Schriften dem praktischen Arzte durchaus nicht entbehrlich gemacht werden dürfen und können. Viel zweckmäfsiger hätte Hr. *L.* verfahren, wenn er das praktisch Nützliche aus deutschen und fremden Journalen, und was in andern kleinern und gröfsern nicht blofs praktischen Schriften hie und da versteckt ist, zusammengestellt hätte. Die Auszüge selbst trifft nicht selten der Vorwurf der Unvollständigkeit: so ist z. B. häufig von einem gerühmten Mittel die Do-

Digitized by Google

fis nicht mit angegeben. Ordnung ist gar nicht beobachtet, alles steht in bunter Reihe zusammen: Augenmittel z. B. stehen neben den Schienen zu Knochenbrüchen, auf ein Mittel wider die Hühneraugen folgen Untersuchungen über die Anwendung des Phosphors u. dgl. m. Diesem Uebel kann nur ein vollständiges Register über das ganze Werk noch einigermafsen abhelfen. Die Wahl des praktisch Nützlichen ist nichts weniger als sorgfältig: sogar Eckhartshausensche Sonnen- und Erdstoff ist aufgenommen, und gezeigt worden, wie er zu erhalten und anzuwenden ist. Häufig hat Hr. *L.* zu wörtlich abgeschrieben: unter den vielen Seiten, auf welchen dieses der Fall ist, nennt Rec. hier nur S. 3 und 46. als Beyspiel. Von den eigenen Erfahrungen des Vfs. findet man sehr wenig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *München*, b. Lindauer: *Argula von Grumbach, gebohrne Freiin von Stauffen*, eine mit Urkunden belegte Abhandlung; vorgelesen an dem hohen Namenstage Sr. churfürstl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern, Maximilian des IV., in einer öffentlichen Versammlung der churfürstlichen Akademie der Wissenschaften zu München; von *Felix Joseph Lipowsky*, churfürstl. General-Directionsrath, als ordentlichem Mitgliede dieser Akademie. 1801. 76. S. 4. —. Jedem, dem die traurige Geschichte *Baierns* in Rücksicht der von jeher in Religionsangelegenheiten durch die Klerisey immer unterhaltenen, immer verstärkten dicken Finsternifs, dem besonders der Eifer, das durch die Reformation auch in diesem Lande angezündete Licht wieder auszulöschen, bekannt ist, mufs es wahre Freude seyn, an dem gegenwärtigen Regenten dieses Landes einen Fürsten zu verehren, dem es die wichtigste Angelegenheit ist, das Wohl seiner Unterthanen, auch durch Aufklärung fest zu gründen. Wie grofs der Unterschied zwischen den vorhergehenden Zeiten, und der gegenwärtigen sey, davon giebt vorliegende Schrift den sichtbarsten Beweis. Würde es wohl noch vor wenig Jahren ein Gelehrter in Baiern haben wagen dürfen, die Geschichte einer *Argula von Grumbach* zum Gegenstand einer am Namensfeste des Kurfürsten in einer Versammlung der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften vorzulesenden Abhandlung zu wählen, ohne sich der gröfsten Gefahr auszusetzen? Doch so ändern sich die Zeiten! Hr. v. *L.* that es mit einer Freymüthigkeit, die nicht länger mehr Verwunderung erregt. Was die Geschichte dieses Frauenzimmers selbst betrifft, so ist leicht zu erachten, dafs die Partey, zu der sie sich hielt, ihr Andenken von Zeit zu Zeit werde erneuert haben. So hat z. B. *G. C. Rieger* 1737. eine Lebensbeschreibung derselben herausgegeben, die der Vf. auch benutzte; dagegen ist ihm *Frommanns* weit vollständigere Geschichte derselben, (in dessen *Opusculis philolog. et historic.* S. 539 f.) unbekannt geblieben. Das Jahr ihrer Geburt ist ungewifs; doch giebt der Vf. das 1492ste für das wahrscheinlichste an. Ihr Vater war *Bernardin v. Stauff*, Freyherr von *Ehrenfels*, ihre Mutter eine geborne von *Toering*. Da ihr Vater nebst seinem Bruder *Hieronymus* an den sogenannten *Löhler-Bund* (*foedus leoninum*) Theil genommen hatte, und Herzog *Albert* der *Vierte* wider sie zu Felde gezogen war, wurden ihre Schlösser *Ehrenfels* u. s. w. zerstört, so dafs ihre Aeltern, ungeachtet sie ihre Besitzungen durch den 1493. zu Ulm gemachten Vertrag zurück erhielten, sich in eine traurige Lage versetzt sahen, wie sie denn selbst an ihren Verwandten *Toering* schreibt: *Ihr wisset, dafs mein Vater unter den Herren von Bayern verdorben, und seine Kinder zu Bettlern geworden sind.* Nach dem 1508. erfolgten Tode ihrer Aeltern, die fünf Tage nach einander starben, kam sie unter der Vormundschaft des *Hieronymus*, ihres Vaters Bruder, bald darauf an Herzog *Wilhelms* Hof zu dessen Frau Mutter als Hofdame, wo sie, nach ihrem eigenen Geständnifs, auf das beste versorgt war. Hier lernte sie *Friedrich, Freyherrn von Grumbach*, kennen, mit welchem sie sich auch vermählte. Dieser wohnte damals zu *Dietfurt*, wo er Pfleger war, vermuthlich ruhig und zufrieden, und zeugte mit ihr, wie sie selbst schreibet, *vier* Kindlein. (Der Vf. sagt, sie habe zwey Söhne geboren, *Gottfried* und *Hanns Georg*, von denen der eine die Hofmark *Leuting* bekommen habe, der andere aber in Herzog *Wilhelms* Dienste gekommen sey.) Als sie sich im Jahr 1523. des *Arsacius Seehofers* angenommen, und deswegen schriftlich an den Herzog *Wilhelm* gewendet hatte, fiel sie bey demselben in Ungnade, und mufste Baiern verlassen. Dafs sie sich gleich darauf nach *Grumbach* zu den Freunden ihres Mannes gewendet habe, erhellet daraus, dafs ihre folgenden Sendschreiben von *Grumbach* aus datirt sind, bis auf ihren letzten Sendbrief *an die von Regensburg*, den sie 1524. von *Leudingen* aus unterschrieb, wohin sie sich vermuthlich zu ihrem Sohn begeben hatte. Ob sie daselbst geblieben, oder wieder nach Grumbach gezogen sey, ist unbekannt. Man hat sie freylich zur Aebtissin in dem *Nürnberg*schen Kloster *Pillenreut* (nicht Bildenreut) machen wollen, welches aber falsch ist. Ob endlich das angegebene Todesjahr derselben 1554. richtig sey, läfst sich wohl nicht mit Gewifsheit bestimmen. Dafs übrigens dieses merkwürdige Frauenzimmer eine gute Erziehung müsse gehabt haben, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Ihr Vater gab ihr schon in ihrem zehnten Jahre eine *deutsche* Bibel, (vermuthlich die *Koburgersche* von 1483.) mit dem Befehl, sie fleifsig zu lesen, welches ihr aber, wie sie selbst bemerkt, von den sogenannten Geistlichen, besonders von den Observanzern, verboten wurde. Dieser Vater mag ein wackerer Mann gewesen seyn; dafs er aber, nach des Vfs. Behauptung S. 11. der Lehre *Luthers* ergeben gewesen sey, und besonders den *Regensburgern* Gelegenheit verschafft habe, sich, ihrer Religionsübungen halber, selbst in seinem Hause, das er zu *Regensburg* besafs, zu versammeln, kann wohl nicht statt finden, da er schon 1508. gestorben war. Vielleicht war dieses ihr Bruder. Sie selbst wurde frühzeitig mit *Luthers* und andern seine Lehre betreffenden Schriften, auch mit einigen Freunden desselben bekannt. *Spalatin* schrieb selbst an sie, und schickte ihr *Luthers* und *Melanchtons* Schriften. Selbst *Luthern* besuchte sie während seines Aufenthaltes in *Coburg*, und schrieb auch öfters an denselben. Dafs sie *Luthers* Bibelübersetzung fleifsig werde gelesen haben, ist leicht zu erachten. Die Veranlassung, endlich auch als Schriftstellerin im Jahr 1523. aufzutreten, gab ihr die Mifshandlung, die der bekannte *Arsacius Seehofer* von den Theologen zu *Ingolstadt* erdulden mufste, den diese beschuldigten, er habe gefährliche Irrlehren vorgetragen, welche sie auch in 17 Artikel verfafsten, die *Seehofer* öffentlich widerrufen und abschwören mufste. Die Schriften, die sie zur Vertheidigung *Seehofers* drucken liefs, sind meistens als Sendbriefe abgefafst, und *an die hohe Schul in Ingolstadt, an den Herzog Wilhelm in Baiern, an den Rath der Stadt Ingolstadt, an Adam von Toering, an Johannsen, Pfalzgrafen bey Rhein, an Kurfürsten Friedrich zu Sachsen* gerichtet. Der Vf. hat dieselben, bis auf einen einzigen, der bisher ganz unbekannt geblieben ist, wieder abdrucken lassen. Derselbe hat den Titel: *Ein Sendbrief der edlen Frawen Argula Staufferin an die von Regenspurg* 1524. Am Ende steht: *Datum eylend Leudting am Tag Peter vnd Pauli* 1524. 4. Auch hat sie das Spottgedicht, das unter dem Titel: *Ein Spruch von der Staufferin Ires Disputirens halben* 1524. herauskam, *gedichtweis* beantwortet. Rec. besitzt diese Schriften, von denen einige mehrmals gedruckt worden sind, sämmtlich selbst, und darunter eine bisher ebenfalls ganz unbekannt gebliebene, in Reimen abgefafste bittere Satire auf die Theologen in *Ingolstadt*, die den Titel führt: *Ain schoner warhafftiger lobspruch vō den fürnemsten Personen der hochberuempten Universitet zu Ingolstadt. so mayster Arsatiū Sechofer von Munchen iner dan turckisch verdampt. vñ zu widerrueffung Christlicher artickel benotigt haben.* Am Schlusse steht: *Ipsei erant sibi graviores tenebre. Sapientie.* 17. Sie ist in kl. 4. Format gedruckt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. März 1804.

PHILOSOPHIE.

JENA, in d. Crökerischen Buchh.: *Anthropologisches Journal.* Herausgegeben von *Karl Christian Ehrhard Schmid.* *Ersten* Bandes *erstes* bis *drittes* Stück. VIII u. 282 S. *Zweyten* Bandes *erstes* bis *drittes* Stück. 1803. 280 S. 8. (Jeder Band 20 gr., einzelne Stücke 8 gr.)

Der Herausgeber einer Zeitschrift für Menschenlehre kann sich einen doppelten Hauptzweck setzen. Entweder sucht er die reine Auffassung des Lebendigen im Menschen, mithin erschöpfende Wahrnehmungen und ihre zweckmäfsige Analyse, zu befördern. Oder er hilft dem synthetischen Streben zur Einheit des Menschenganzen und dadurch zugleich der freyen Construction eines bündigen philosophischen Systems der Menschenlehre auf. Als eine vorzügliche Nebenabsicht können wir uns noch die dankbare Anschliefsung neugefundener Stoffe und Reflexionen an die vorhandenen Vorarbeiten denken, wie diese uns noch neuerdings die Revision der empirischen Psychologie in den Ergänzungsblättern unserer Zeitung in einer geordnetern kritischen Uebersicht vergegenwärtigte; damit das, was für Menschenkunde gedruckt erscheint, immer treffendere Beobachtungen oder gründlichere Erörterungen enthalten möge, als man bereits bisher besafs. Da der in dem Fache der Seelenlehre schon längst rühmlich thätige Herausgeber *dieser* neuen Zeitschrift sein früheres *psychologisches Magazin*, welches von 1796 bis 1798 in drey Bändchen erschien, nunmehr als geschlossen betrachtet, und dem gegenwärtigen das Prädicat eines *anthropologischen* beygelegt hat, so durfte man daraus wohl den Schlufs ziehen, dafs, da dieses Prädicat schwerlich ein blofs neuer Modename statt des Ausdrucks: *psychologisch* seyn sollte, man hier namentlich die *Menschennatur* mehr als *ein Ganzes* in die Betrachtung ziehen wollte. Nach Hn. *Schmids* Vorrede soll aber dadurch (wie man auch aus dem bisherigen Inhalte sieht, für dessen bessere Uebersicht wir mit Bedacht die ersten beiden Bände auf einmal zusammenfassen) mehr die *Allgemeinheit* des Inhalts angedeutet werden. Denn aufser der Kenntnifs *des* Menschen soll dieses Journal auch die Kenntnifs *der* Menschen umfassen, da beide sich wechselseitig unterstützen. Als *letzter* Zweck sämmtlicher Aufsätze wird Bildung und Verbreitung einer ächten *Philosophie des Lebens* angegeben. Man soll hier also nicht nur psychologische Theorien über einzelne Gemüthsvermögen und Erörterungen merkwürdiger Seelenerscheinungen, sondern auch Entwicklung von Maximen für die Beurtheilung und Behandlung des Menschen, so wie Betrachtungen von Gegenständen vorfinden, welche entweder zur Menschenkenntnifs hinführen oder sich auf dieselbe gründen. Auch Auszüge und Recensionen psychologischer Aufsätze und Schriften sollen hier ihren Platz finden. Aus diesem Entwurfe erhellt, dafs dieses Journal viel umfassender als jenes Magazin werden soll, wobey es jedoch immer noch nicht so heterogene Wissenschaften, als Moral und Aesthetik, wie das *Mauchart*'sche Repertorium für Psychologie, auffafst. Auch soll diese Zeitschrift jetzt häufiger, und zwar in jedem Monate ein Heft erscheinen.

Die bisher erschienenen Aufsätze betreffen theils die theoretische, theils die angewandte Menschenkenntnifs. Zur leichtern Uebersicht wollen wir sie nach einer andern Ordnung classificiren. Für die *allgemeine* theoretische Psychologie gehört eigentlich nur der erste Aufsatz. Wie das psychol. Magazin desselben Herausgebers mit einer psychologischen Theorie der Einbildungskraft eröffnet wurde, so das gegenwärtige Journal mit einer *psychologischen Theorie der besondern Gemüthsvermögen, welche zur Einbildungskraft überhaupt gehören*, von Hn. Prof. *Schmid* selbst, welche er schon längst versprochen hatte (S. 1—46.). Nachdem er die Einbildungskraft sowohl als Vermögen, wie als Trieb, Bilder von Gegenständen in uns hervorzubringen, betrachtet, und sie sehr richtig mit *Kant* für keine Schöpferin im strengern Sinne erklärt hat, so fafst er auch hier, doch hier noch auffallender, die Einbildungskraft im weitern Sinne oder das *productive* Bildungsvermögen als das Vermögen *ursprünglicher*, die Einbildungskraft im engern Sinne, oder das *reproductive* Nachbildungsvermögen aber als das Vermögen *abgeleiteter* Bilder. Warum nicht die letzte *wiederholende* Einbildungskraft, deren Reproduciren ein schon vorhergegangenes Produciren voraussetzt, — für das Nachbildungsvermögen der *ursprünglichen* Bilder? Davon vermifst Rec. einen zureichenden Grund. Noch mehr aber, wenn der Vf. diese reproductive Einbildungskraft weiter in *Associations-Vermögen* (vermuthlich solcher Reproductionen ehemaliger Vorstellungen, worin Stoff und Form der *ursprünglichen* Production — unter welcher letztern Hr. S. die empirische Anschauung versteht — gleichet) und in *Phantasie* (vermuthlich solcher Reproductionen, wo zwar die Stoffe der jetzigen Vorstellung in frühern Productionen ebenfalls als Bestandtheile vorkamen, die Form aber von der ursprünglichen Production abweicht) eintheilt. Denn hier fällt vorzüglich

lich die unbegründete Abweichung von dem wohlbegründeten philosophischen Sprachgebrauche auf, nach welchem die Phantasie, zu welcher der Vf. selbst auch das Dichtungsvermögen rechnet, mit diesem vielmehr zu der *productiven* Einbildungskraft gerechnet wird. Der Punkt dieser Abweichung scheint dem Rec. vorzüglich des Vfs. Bestimmung des Begriffs der *ursprünglichen Bilder* zu seyn, die er als blofs „aus Empfindung erzeugte" annahm. Sollte denn die *Phantasie* nicht ein Vermögen freyer (der *Form* nach freyer) Bildungen seyn können, welche durch Empfindungen nicht gebunden sind? Indem sie in *diesem* Sinne als eigentlich *productives* Vermögen dichtet, wird sie immer noch nicht *schöpferisch*, sondern nur *bildend*, bildend nämlich für den Stoff, welchen die reproductive in ihren bestimmtern Anschauungen und Empfindungsvorstellungen darreichte. Rec. stellt diese Bedenklichkeiten der unbefangenen Prüfung des Vfs. anheim und wünschte dessen Aufmerksamkeit auf das *freye* Bilden der *dichtenden Phantasie* um so mehr hinzuleiten, da bekanntlich dieses Vermögen durch die neueste Philosophie einen, der sorgfältigsten Prüfung in der That sehr bedürftigen, Einfluss gewinnt. — Die reproductive Einbildungskraft stellt der Vf. durch die Vermögen der Behaltung, der Nachempfindung und Nachbildung im engern Sinne bedingt dar, und entwirft in Beziehung auf die Vermögen der Association und niedern Abstraction mehrere treffende Naturgesetze. Auch in der Angabe der Modificationen des Bewusstseyns von den Vorstellungen der Einbildungskraft wird man den fein zergliedernden Scharfsinn des Hn. *S.* wiederfinden, welcher den logischen Werth dieses Aufsatzes erhöht. Nur hätte Rec. nach der *Auflösung* der Einbildungskraft in mehrere einzelne Vermögen auch ihre *Wiedervereinigung* in ihrer thätigen Wechselwirkung bemerkbarer gemacht zu sehen gewünscht (nach der Analyse folge immer die Synthesis!), nicht minder den Einfluss höherer Vermögen auf die Einbildungskraft; wie schon der gegenseitige Abbruch, den das Associationsvermögen und die Phantasie sich thun, hier berührt wurde. Auch wäre der bemerkte, unabläfflig wirksame „*Grundtrieb* des Geistes zu verknüpfen" einer weitern Erörterung werth gewesen.

Mehrere andre Abhandlungen gehören der *besondern* Seelenlehre. So zunächst die, welche das weibliche Geschlecht betreffen. *Von der Natur des Weibes* (Band 1. Stück 2. S. 131 — 178. und St. 3. S. 183 — 223.), aus *Moreau hist. natur. de la Femme*, à Paris, 1803. T. I. Sect. 2. Chap. 6. p. 670 ff. Wollte der deutsche Uebersetzer hier keinen blofsen Auszug des Wichtigern aus einer für Weltleute bestimmten Schrift geben (welcher schon darum wünschenswerther war, weil der Vf. ganze Stellen aus *Thomas* u. a., wie eine französisch gefasste Schilderung von *Demohis* aus dem alten *Dictionnaire encyclopédique*, aufnahm, welche für Deutsche entweder nicht neu, oder nicht durchaus bedeutend waren): so durfte man wenigstens ein berichtigendes Urtheil über das Ganze am Ende erwarten, welches die Leser einer so gemeinnützigen Zeitschrift wenigstens von dem Herausg. wohl überhaupt öfter vorzufinden wünschen werden. In dem ersten Theile herrscht eine zu wenig bedingte Ableitung der Eigenschaften des Weibes aus dem Organism und dem Körperbau desselben, sowie überhaupt durch das Ganze gerade das Weib der *Natur* bey weitem nicht genug von dem Weibe der Kunst geschieden, noch das Allgemeine von dem Besondern gehörig getrennt ist. So heifst der Wankelmuth der Frauen eine *natürliche* Eigenschaft des Geschlechts, so wird ein *Bedürfniß* des Kummers in ihm als natürlich vorausgesetzt. So fällt es selbst an einem Franzosen der *neuern* Zeit auf, wenn er von den Frauen sagt: „sie sind fast alle ein wenig *karaibischer* Art" ob er dies gleich nur S. 165. von ihrer Unbeständigkeit deutet, indefs er S. 168. die *ausgezeichnetesten* Schönen dem natürlichen Geiste der jungen *Otaheiterinnen* verwandt findet. Erst S. 176. erklärt er die liebenswürdigsten Eigenschaften der Frauen für das Resultat der *moralischen* Wirkung und für den Ausdruck ihrer zahlreichen Gemüthsbewegungen. Doch kommt dieser Franzose der Natur der Leidenschaft in ihrem Unterschiede von Affect (S. 187.) näher als Andre seiner Nation. In der Classification der *Leidenschaften* wird man zwar nicht Mannigfaltigkeit, wohl aber befriedigende Eintheilungsgründe vermissen, da sie bald von ihren Ursachen, bald von ihren Folgen und Richtungen entlehnt sind. Denn er unterscheidet Leidenschaften, die in einem Uebermaafs oder in einer Verirrung der körperlichen Bedürfnisse bestehen, von solchen, die in einer fortdauernden und ausschliefsenden Geschmacksneigung für besondere Gegenstände ihren Grund haben; und wieder antreibende, einengende und erweiternde Leidenschaften. — Das *dritte* Stück des *zweyten* Bandes enthält mehrere sich hier anschliefsende Aufsätze, von denen die beiden ersten aus derselben Schrift desselben Vfs. übersetzt sind. In der ersten *von den Temperamenten, wofür der weibliche Organismus vorzüglich empfänglich ist.* S. 189 — 217. benutzte *Moreau* gröfstentheils des medicin. Prof. *Hallé Memoire sur les Temperamens* in den *Actes de la Soc. Méd. d'Emulation.* An. 3. p. 353. Die Temperamente werden vorzüglich als *allgemeine* (dahin das lymphatische, arterielle, venöse, nervöse und athletische) und *partielle* (dahin das epigastrische, das Temp. des Gehirns, des Unterleibes, der Leber, der Geschlechtstheile, der Gebährmutter) betrachtet, und die stärksten Züge eines jeden angegeben. Die Bemerkung S. 199, dafs die *äufsern* Merkmale der Temp. der ersten Classe hier nur als Merkmale vom zweyten Range vorkommen und den weit wesentlichern *innern* Anlagen untergeordnet werden sollten, findet man in diesem Aufsatze weniger benutzt und verfolgt, als sie es verdiente. — In dem Abschnitte *von der Sensibilität des weiblichen Geschlechts* (S. 218 — 236.) fasste *Moreau* einige allgemeine Unterschiede der Frauen von den Männern in den äufsern Empfindungen, in den Verrichtungen des Verstandes (die er als Gehirnthätigkeit betrachtet) und in der allgemeinen Zurückwirkung der Nervenkraft auf den Organismus, ziemlich

oberflächlich auf. — An diese übersetzten Stücke sind noch drey andre Aufsätze unter dem Titel: *Römerinnen, Sittsamkeit, Cicisbeat* (aus dem Sitten- und Culturgemälde von Rom); *Pariserin, Engländerin; Charakteristik des französ. Frauenzimmers in den Provinzen* (ebend. S. 237—264.); letztere aus den französ. Miscellen Bd. I., angereiht, an deren Stelle wir wenigstens minder bekannte Beobachtungen oder doch psychologische Beurtheilungen derselben gewünscht hätten. Schwerlich fehlt es dem verdienstvollen Herausg. an Vorrath von lehrreichern Materialien, die er dem noch immer vergeblich erwarteten *zweyten* Theile seines Systems der *empirischen Psychologie* ohne Zweifel bereits längst vorbereitet hat.

Zu der Theorie der *Nationalcharaktere* gehören folgende Beyträge. Im *ersten* Bande: *Charakteristik der Esthen* (S. 47—73. aus *Petri's* Esthland, 1802.); *Charakteristik der Franzosen* (S. 74—84. aus *Pahl's* Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben, 1802.); *zur Charakteristik der französischen Emigrirten* (S. 85. 86. aus *Archenholz* Minerva, 1802.); *Charakterzüge des Italiäners* (S. 87. 88. aus jenem Sittengemälde von Rom). Im *zweyten* Bande: *Zur Charakteristik der Spanier* (S. 257—264. aus *W. v. Humboldt's* Schrift: „der Montserrat"); und noch *über den französischen Nationalcharakter und über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Paris* (S. 264—280. aus den französ. Miscellen). Man trifft hier auf eine Mannigfaltigkeit von theils anziehenden, theils prüfungswerthen Bemerkungen.

In Hinsicht auf die Zustände der *Gemüthsschwäche* verdient die Abhandlung *über die Gemüthsstimmung des Leutescheuen*; ein Beytrag zur Menschenlehre von *Bernard Turin*, Prof. der Philos. in Erfurt (Bd. II. St. 2. S. 139—188.) eine Auszeichnung; Schade nur, dass sie abgebrochen und auch im dritten Stücke noch nicht fortgesetzt ist. Nur der *erste* Abschnitt ist hier gegeben. Dieser enthält eine psychol. *Deduction* der Leutescheuen und ihres Einflusses auf das Gemüth des Menschen in subjectiver und objectiver Hinsicht. Der Vf. findet den Charakter dieser Seelenschwäche in einem Missverhältnis der sympathetischen *Empfänglichkeit* (die er in dieser Gemüthsart wirklich vorhanden glaubt) und der besonnenen *Selbstthätigkeit* ihrer Aeusserung, und bestimmt sie sonach (S. 151.) als „eine Empfänglichkeit des Gemüths, welche durch den Eindruck (?) der Gemeinschaft (?) afficirt, dadurch (allein?) in der freyen Bestimmung einer besonnenen Selbstthätigkeit zur Entwickelung oder Mittheilung des sympathetischen Vermögens in Beförderung des Geistes oder Zweckes der Geselligkeit beschränkt wird." Die auffallendste, doch mit vielem Scharfsinne durchgeführte Behauptung dieser angefangenen anziehenden Untersuchung ist diese: dass dem Leutescheuen die gesellige Wechselwirkung keineswegs eine gleichgültige Wirksamkeit, dass er vielmehr nur einer Einwirkung auf sich abgeneigt sey, und nur wegen dieser Einwirkung sich unbefriedigt fühle. Nur scheint es dem Rec. bis jetzt noch nicht in die volle Klarheit gesetzt zu seyn, wie in dieser Stimmung nicht blos ein Daseyn des Geselligkeitstriebes (wenn dieser mehr als unentwickelte *Anlage* seyn soll) sondern sogar eine Reizbarkeit desselben (S. 142.) vorausgesetzt werden dürfe, da der Vf. doch nicht blos einen objectiv mit einem Unlustgefühle verbundenen Widerwillen gegen die gesellige Wechselwirkung (S. 177.), sondern auch eine den Trieb zu dieser Wechselwirkung sogar unterdrückende (S. 144.), durch Furchtsamkeit entstandene Ohnmacht anerkannte. Doch vielleicht klärt dies der Verfolg der Untersuchung noch näher auf. Mit Vergnügen bemerkte Rec. die Festhaltung der engen Schranke der psychologischen *Nothwendigkeit* neben der Anerkennung einer psychologischen *Selbstthätigkeit*, eben so auch die Richtung auf die Analyse der Erscheinungen, statt einer blossen Zergliederung einmal angenommener Begriffe (obgleich Menschenscheu, Menschenfurcht und Menschenhass eine bestimmtere Unterscheidung noch zugelassen hätten.) Auch kann Rec. die Unterscheidung der (zufälligen) Veranlassung und des (psychologisch-nothwendigen) Grundes um so weniger unausgezeichnet lassen, je öfter er beides noch immer von Psychologen verwechselt sieht. — Die Schilderung eines (geheilten) *Unzufriedenen* von *Musset-Pathay* ist aus der Decade philosophique in dem zweyten Bde. S. 86—98., übersetzt, aufgenommen. In psychologische Gründe geht der Vf. nicht ein. — Auch über *Gemüthskrankheiten* findet man hier Beobachtungen und Bemerkungen. Von der *sonderbaren*, ein Jahr um das andere *intermittirenden Manie* (Bd. I. S. 179. 180. aus d. Götting. Anz. 1803. St. 63.), welche eine Dame zwanzig Jahre hindurch vom vierzigsten Jahre an befiel, und nach der Heilung einer Brustwunde gänzlich aufhörte, hätte man wohl einen Erklärungsversuch gewünscht. Die im ersten Stücke des *zweyten* Bandes befindlichen Recensionen zweyer classischen, zugleich von *Halle* aus erschienenen Schriften über die Seelenkrankheiten und ihre *psychische* Behandlung von *Hoffbauer* und *Reil* enthalten mehrere nähere Bestimmungen der besonders von dem erstern psychologischen Schriftsteller vorgetragenen Begriffe. — In demselben Stücke findet man auch (indess im letzten Stück des ersten Bds. unter dem Titel: *Aphorismen über Erziehung*, ein Auszug aus *Kants* bekanntem Buche über Pädagogik gegeben war) eine Anzeige des ersten Bandes der *Erziehungslehre* von dem geistvollen *F. H. Chr. Schwarz*, welcher allerdings psychologischen Inhalts ist, obgleich dieser Vf. selbst S. 106. *Psychologie* als einen der *Physiologie* entgegengesetzten Theil der Menschenkunde gar nicht anerkennt, ausser als ein Buchstabiren, um nur die *Worte* zu verstehen, wenn von der menschlichen Seele gesprochen werde. Darüber hätte in einem anthropologischen Journale noch mehr, als S. 70. gesagt werden sollen, da es hier die Realität einer Seelenlehre selbst galt. Doch findet sich S. 84., nach einigen Erinnerungen über die Mystik der Naturbetrachtung des neuesten Idealismus (S. 69 f. 74 f.) die treffende Bemerkung: „Es ist wahr, die kühnen Ansichten *(der neuern Naturphilosophie)* haben etwas sehr anlockendes

und

und blendendes, aber das erſte (ernſte?) Nachdenken ſieht ſich von allen Gründen verlaſſen, und es iſt zu beſorgen, daſs *das gründliche Studium der Pſychologie* ſehr leiden werde, wenn das Beyſpiel talentvoller Männer verführeriſch werden ſollte, das Feld der Erfahrung zu überſpringen. Wenigſtens ſollten *Hypotheſen* nicht ſo auftreten, als wenn ſie unumſtöſslich *a priori* entdeckte, oder durch bedachtſame Erfahrungen gewonnene Wahrheiten wären." Indeſſen hat der neueſte Darſteller einer Naturphiloſophie *J. J. Wagner*, der *Pſychologie* zuerſt in einem eignen Buche ſeiner Schrift: *Von der Natur der Dinge*, vor Kurzem erſt einen Platz gegönnt, und wir dürfen wohl in der Fortſetzung dieſes Journals nicht ohne Grund einer genauern Prüfung dieſer neuen Darſtellung der geiſtigen Natur entgegenſehen.

Noch iſt in dieſe anthropologiſche Zeitſchrift als ein Beytrag zur *praktiſchen* Anthropologie, die wir eigentlich noch nicht als ein Ganzes beſitzen, ein durch drey Stücke hindurch laufender Aufſatz. *Ueber das zweckmäßige Studiren, beſonders auf Univerſitäten* (Bd. I. S. 89—130. und 224—254., und Bd. II. S. 99—138.) aufgenommen worden, welcher den *Herausgeber* ſelbſt zum Vf. hat, und zum Theil als ein ſchätzbares Seitenſtück zu des verewigten *Garve* bekannten *Beobachtungen über die Kunſt zu denken*, betrachtet werden kann. Man findet in dieſer, *pſychologiſche* Einſichten eben ſowohl vorausſetzenden als beurkundenden, auch durch Selbſtbeobachtungen ſichtbar belebten Unterſuchung eine ſehr deutliche Anleitung für die ächten *Studirenden (actu ſtudentes)*, die Hr. Prof. *Schmid* ſehr wohl von den gemeinen *Studenten*, unter denen ſo Viele gar nicht *ſtudiren*, zu unterſcheiden weiſs. *Studiren* heiſst ihm nämlich: „ſich Erkenntniſſe und die Fertigkeit zu Verbeſſerung, Mittheilung und Anwendung derſelben erwerben." Die Bedingungen *dieſes* Studirens ſind auſser dem erforderlichen Erkenntniſsvermögen, objective Erkenntniſsquellen, und äuſsere (unmittelbare und mittelbare) Erkenntniſsmittel. Den ſubjectiven *Beruf* zum Studiren *überhaupt*, beſtimmt das [ſich doch erſt allmählich entwickelnde] Bewuſstſeyn ſeines [ſich aber oft nur ſehr ſpät ankündigenden] *Talents*, zur Wahl eines *beſondern* Gegenſtandes ſeines Studiums aber die (unmittelbare, wahre, innere) *Neigung*, die auf jenes Talent ſich *gründet*. Treffend unterſcheidet der Vf. *dieſe* Neigung von der zufälligen, welche durch irgend einen *Vortheil* beſtimmt wurde — ein Fall, der wohl bey den meiſten jugendlichen Wahlen des Berufs ſtatt findet, falls dieſe anders noch Wahlen heiſsen dürfen! Als die beiden Grundregeln alles Studirens, welche gleichen Werth haben, wird *eigne Beobachtung* der Objecte, und *Selbſtdenken* (namentlich das methodiſche: Meditation) angeführt. Dazu muſs aber Benutzung fremder Erfahrung von Thatſachen und Nachdenken über fremde Gedanken kommen. Ob der Vf. gleich S. 233. die gewöhnliche Maxime der gelehrten Bildung tadelt, alles Allein auf Beförderung des *Lernens* zu berechnen: ſo erklärt er doch S. 132. das *Lernen* jederzeit für die *Hauptſache* ſelbſt des *akademiſchen* Studirens, über deſſen Verbindung mit dem Meditiren jedoch mehrere ſehr beherzigungswerthe Bemerkungen vorkommen. Möchten doch auch alle Studirende den aus der Natur des Menſchen ſelbſt abgeleiteten Grund eines frühen Sprachſtudiums; die Winke, ihre, wenn auch unvollkommene, Beobachtungen aufzuzeichnen und zu wechſelſeitiger Beurtheilung ihrer Freunde mitzutheilen; die Empfehlung der auf den Univerſitäten noch bey weitem nicht genug angeſtellten und benutzten *praktiſchen Uebungen* unter Anleitung der Lehrer — ernſthaft erwägen und benutzen! — Gewiſs verdient dieſe Zeitſchrift die Unterſtützung jedes Freundes ächter Menſchenkunde, und eine ununterbrochene Fortſetzung. Um das öftere Abbrechen gröſserer Abhandlungen zu vermeiden, könnte ſie vielleicht, bey übrigens gleichen Bänden, in Quartalheften, die dann drey Stücke auf einmal umfaſsten, bequemer erſcheinen, welche zufällige äuſsere Veränderung überdieſs zugleich die Auswahl und Anordnung der Materialien erleichtern dürfte.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Nicolai: *Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunſt, über ihre Fortſchritte, ihre Widerſprüche und ihre Zuverläſſigkeit* u. ſ. w. 1802. 107 S. 8. (9 gr.)

LEIPZIG, b. Gerh. Fleiſcher d. j.: *Nothwendige Randgloſſen zu den Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunſt* u. ſ. w. 1802. 140 S. 8. (15 gr.)

Bey dem abſprechenden Tone des Vfs. der *Betrachtungen über die Kriegskunſt* war es leicht zu erwarten: daſs er manchen nicht ungegründeten Widerſpruch finden, daſs die unverkennbare Bitterkeit gerüget werden würde, womit der Vf. gegen *Friedrich II.* ausfällt, indem er alle Stützen der neuern Kriegskunſt wegzureiſsen trachtet. Der Vf. von No. I. gehört zu den Vertheidigern des groſsen Königs, der ſich mit Recht die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen erwarb. Er ſtellt einige auffallende Unrichtigkeiten und Uebertreibungen des angegriffenen Buches in helles Licht, geht aber zu weit, und thut dadurch ſeiner eigenen Sache Schaden, indem er dem Vf. Blöſsen giebt, die dieſer auch in den unter No. II. angeführten, zum Theil bittern Gloſſen, ſehr gut zu nutzen weiſs. Beide Verfaſſer würden ſich einander nähern, und das Intereſſe der Wahrheit beſſer beſorgen, wenn ſie weniger leidenſchaftlich diſputirten.

Druckfehler.

In Num. 42. der A. L. Z. 1804. S. 335. heiſst der Verleger nicht *Meyer*, ſondern *Seeger*. und Num. 57. S. 452. letzte Z. lies *Meile* ſtatt *Seite*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. März 1804.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Wolf u. Comp.: *Des mines de Freiberg en Saxe et de leur exploitation*, par *J. F. Daubuisson*. Avec des Planches et des Cartes. Tom. *I.* XXXVI. u. 347 S. Tom. *II.* 250 S. Tom. *III.* 286 S. gr. 8. 1802. (5 Rthlr.)

Bey der Menge bergmänniſcher Schriften fehlte es bisher doch noch an einer genauen und gründlichen Beſchreibung der Bergwerke zu Freyberg in Sachſen, die ſie längſt verdienten. Man findet, auſſer dem Bericht vom Bergbau (1772.), welcher nachher von *Monnet* ins Franzöſiſche überſetzt worden (Paris 1773. 4.), nur einige iſolirte Fragmente in Journalen zerſtreut; auch iſt das erſtere, ſchon vor mehr als 30 Jahren verfaſste Werk, keinesweges im Stande, von dem jetzigen Betrieb der Freyberger Berg- und Hüttenwerke einen richtigen Begriff zu geben, weil ſich ſeit jenem Zeitpunkte faſt Alles verändert, und man in dieſer Wiſſenſchaft gröſsere Fortſchritte gemacht hat. Deſto mehr Dank verdient der Vf. des vorliegenden Werks, welcher ſelbſt mehrere Jahre an Ort und Stelle war, daſs er es unternahm, dieſem Mangel abzuhelfen. Hiezu war er auch um ſo eher im Stande, weil er die ausdrückliche Erlaubniſs vom Kurfürſten erhielt, alles, was die Berg- und Hüttenwerke betrifft, genau zu ſehen und zu unterſuchen, wobey er denn die kräftige Unterſtützung der freybergiſchen Gelehrten und Bergbedienten dankbar rühmt.

Der *erſte* Theil handelt vom Bergbau überhaupt. In der Einleitung werden einige allgemeine Definitionen gegeben, und über den Nutzen und die Kunſt des Bergbaues einige Betrachtungen angeſtellt. Beyläufig etwas von dem Ertrage der ſpaniſchen Bergwerke in Amerika. Es würde möglich ſeyn, ſie mit eben der Regelmäſsigkeit und Ordnung, wie es in Sachſen geſchieht, zu betreiben. In den verſchiedenen Münzen zu St. Jago, Potoſi, Lima und Mexiko, ſind im Jahr 1790. 174 Millionen 854242 Livres ausgeprägt worden. Von der traurigen Adminiſtration der dortigen Bergwerke giebt *Helms* umſtändliche Nachricht. — *Erſter* Abſchnitt. Hiſtoriſche Ueberſicht des Bergbaues, beſonders bey den Alten. Der Vf. klagt, daſs die Schriftſteller des Mittelalters über die Aufnahme der Bergwerke ſo viele Mährchen und Fabeln erzählen, und ſtarke Widerſprüche enthalten, wovon er ein Paar anführt, die auf die Freyberger Bergwerke Bezug haben. — *Zweyter* Abſchn. Ueber die Structur der Erzlager, wo hauptſächlich *Wernern* gefolgt iſt. Erſt etwas von der Eintheilung der Gebirge, dann von den Gängen und ihrem Streichen u. ſ. w. S. 70. kommt der Vf. auf die Gruben zu Freyberg, und giebt im *erſten* Kapitel eine allgemeine Idee von der Bearbeitung eines Ganges, und von der Anlage der dazu erforderlichen Schächte, Stollen, Strecken, Baue und Maſchinen: überhaupt eine Darſtellung des eigentlichen Grubenbaues. Im *zweyten* Kap. wird die Arbeit in den Gruben ſelbſt und das dazu nöthige Gezähe beſchrieben; Bohren und Schieſsen. *Drittes* Kap. Von den verſchiedenen Bauen, die der Bergmann im Geſteine treibt, und welche zuſammen ein ſogenanntes Grubengebäude bilden. Dahin gehören Schächte, Strecken, Stollen u. ſ. w., welche alle nach gewiſſen Regeln angelegt werden müſſen, und theils zur Waſſer- und Wetterloſung, ſo wie zum Ein- und Ausfahren und zum Fördern der Erze und Berge dienen. Alles dieſes wird hier ausführlich und deutlich beſchrieben und Anwendungen davon auf den Freyberger Bergbau gemacht. Im *vierten* Kap. handelt der Vf. von der Grubenzimmerung und Mauerung. Letztere hat einen groſsen Vorzug vor der erſten, wenn das Holz ſelten iſt, wenn der zu bekleidende Bau von ſehr langer Dauer ſeyn ſoll, wie Stollen, Schächte u. ſ. w., wenn der zu unterſtützende Druck oder das Gewicht ſehr beträchtlich iſt, und wenn endlich der Holzbau durch Trockenheit und ſchlechte Beſchaffenheit der Luft nur kurze Zeit dauern kann. Nach der hier angeſtellten Vergleichung der Koſten ergiebt ſich, daſs die Mauerung zwar ungefähr zehn- bis eilfmal mehr als die Zimmerung koſtet, dagegen aber auch für die Ewigkeit gemacht iſt, und der Holzbau wenigſtens alle 10 Jahre erneuert werden muſs. Man muſs alſo etwa 100 Jahre warten, ehe man die Koſten von beiden compenſiren kann. *Fünftes* Kap. Von der Strecken- und Schachtförderung. Vergleichung der Förderung auf den Strecken mit Laufkarren und mit dem Hunde; Schachtförderung durch einfache Haspel, durch Waſſer- und Pferdegöpel, nebſt Vergleichung ihrer verſchiedenen Effecte. Tafel der vornehmſten Dimenſionen der Waſſergöpel bey den Freyberger Gruben. Zum Transport der geförderten Erze am Tage, bedient man ſich zu Freyberg der ſogenannten deutſchen Hunde, auch wohl der Laufkarren mit 2 Rädern. (Letztere ſind jetzt auch auf dem Harze zu dieſem Behuf eingeführt, und dadurch viele Pferde abgelegt. Nur iſt dieſe Art des Transports für die Arbeiter ſehr beſchwerlich, und nicht ſelten mit Unglücksfällen verbunden. *Sechstes* Kap. Von der Waſſerförderung aus den Gruben. Hier ausführlich von den Künſten, Kunſträdern u. ſ. w. und ihren Effecten. *Siebentes* Kap.

Von der Wetterlosung in den Freyberger Gruben. Ueber die Art, wie die Luft überhaupt in den Bergwerken circulirt, ihre Temperatur, Ursachen ihrer Verdorbenheit in den Gruben, und Mittel, die Circulation derselben hier zu erleichtern. Harzer Wetterfatz, dessen man sich hauptsächlich in den freybergschen Gruben bedient, und wovon die Beschreibung in Th. III. Kap. 1. vorkömmt. Ventilatoren. Der Vf. übergeht mehrere hieher gehörige Maschinen mit Stillschweigen (z. B. *von Humboldts* Apparat, vermittelst des Sauerstoffgas in den Gruben zu respiriren, wenn böse Wetter und Schwaden vorkommen), und bemerkt blos, dass *Agricola*, *Löhneyss*, *Hales*, *Genssane*, *Parmentier* u. a. diese Materie erschöpft haben. *Achtes* Kap. Von der Aufbereitung der Erze. Diese war noch vor 25 Jahren in Sachsen weit weniger zur Vollkommenheit gebracht, als in einigen andern Ländern, besonders in Ungarn. Ehe man aber die hier gebräuchlichen Methoden in Sachsen einführte, stellte man erst vorläufige Proben damit an, um zu sehen, welche Art der Aufbereitung u. s. w. die vortheilhafteste und beste für verschiedene Erzarten sey. Verschiedene Methoden, die Erze auszuscheiden oder zu klauben. Vom trocknen und nassen Pochen, von Klaube- und andern Wäschen u. s. w. Beschreibung des ganzen Verfahrens bis zum Schmelzen, wovon der Vf. hier nichts beybringt, sondern auf des Hn. Prof. *Lampadius* Hüttenkunde und Hn. *Fragoso's* Abhandlung über die Amalgamation bey Freyberg verweist. — Ueberhaupt kann man diesen ersten Theil des *Daubuissonschen* Werks als einen kurzen Abriss oder Leitfaden der Bergbaukunde ansehen.

Im *zweyten* Theile geht nun der Vf. zu der eigentlichen Beschreibung der Freyberger Bergwerke über, und schildert im *ersten* Kap. die geographische, topographische und geognostische Lage des Freyberger Distrikts. Dieser ist in vier Unterabtheilungen gebracht, nämlich das Hohebirkner-, Bränder-, Halsbrückner- und auswärtige Revier. Die gröfste Länge des erzgebirgischen Kreises, worin Freyberg der Hauptort ist, beträgt 30 Stunden (*lieues*) und seine gröfste Breite 15 bis 20, sein Umfang beynahe 400 Qu. Stunden, und seine Bevölkerung 360000 Seelen. In der geognostischen Skizze, welche uns der Vf. S. 14 f. mittheilt, folgt er Hn. *v. Charpentier* und *Werner*. Im *zweyten* Kap. findet man eine kurze Geschichte der freybergschen Bergwerke, aus der wir nur Folgendes auszeichnen wollen. Im J. 1755. war die Zahl der Bergleute zu Freyberg 2 bis 3000, und der Ertrag der Gruben belief sich auf 26880 Mark. Die vornehmsten Gruben waren damals Kühschacht, Gelobt Land, Herzog August; die Gruben Himmelsfürst und Beschert-Glück lieferten damals nur wenig Produkte. Der siebenjährige Krieg hemmte den Bergbau. Am Ende desselben waren ungefähr 3000 Bergleute; man fing die Arbeiten wieder an, stellte die zerstörten Maschinen wieder her, und man rechnete schon im J. 1767. 161 Baue in 18 Gruben, wo sich der Ertrag mit den Kosten compensirte, und blos 4 in Ausbeute waren. Nachher wurde der Bergbau immer mehr verbessert, und besondere Verdienste um die Vervollkommnung derselben hat der im J. 1799. verstorbene Maschinendirector *Mende*, zu dessen gerechtem Lobe hier Verschiedenes beygebracht ist. (S. 52.: *„Mende devroit avoir une statue au milieu de la Place de Freiberg."*) Das *dritte* Kap. macht uns mit dem gegenwärtigen Zustande der hiesigen Bergwerke bekannt, und zwar geht der Vf. die verschiedenen Reviere durch, um die merkwürdigsten Gegenstände eines jeden darzustellen. Zuerst die Namen der verschiedenen Gruben um Freyberg, dann kurze Nachrichten von einigen derselben, welche der Vf. im dritten Theile dieses Werks weiter ausführt; hierauf zählt er die verschiedenen Tagegebäude der Reviere, als Göpel, Zechenhäuser, Wäschen, Pochwerke, Schmieden, Kauen, Pulverniederlagen u. s. w. auf. Auch von den Künsten zur Hebung der Wasser, mit ihrem Zubehör. Die Gruben des Hohebirkner Reviers sind durch den tiefen Fürstenstollen, und die des Bränder Reviers durch den Thelersberger Stollen verbunden. Ersterer endigt sich in der Grube Neu Glück und Drey Eichen, und hat bis zum Mundloche in gerader Linie eine Länge von 5000 Lachter (*Toises*), aber mit allen seinen Flügeln und Schwenkungen 32433 Lachter, welche beynahe 10 deutsche Meilen ausmacht. Der Thelersberger Stollen ist nach S. 176. 29404 Lachter lang. S. 127. findet man eine Tafel über den jährlichen Ertrag der Gruben, im Freyberger Distrikt von 1762 bis 1800. Im J. 1762. wurden an die Schmelzhütten 57374 Centner Erze abgeliefert, und daraus 12514 Mark Silber gewonnen; 1799. wurden aus 137463 Ct. Erz 49717 Mark Silber gewonnen, welches 2⅞ Unzen auf den Centner ausmacht. Die übrigen Gruben des Erzgebirges produciren auch noch 7 bis 8000 Mark Silber. — Von dem Personale bey dem hiesigen Bergbau. Pflichten und Geschäfte des Schichtmeisters, Steigers, Untersteigers, Ganghäuers u. s. w. Weil der Wohlstand des Bergbaues sehr viel von dem Wohlstande der Bergleute abhängt, so hat man auch dafür gesorgt, sie durch Unterstützungen mancher Art für ihren Stand zu gewinnen. Auch zu Freyberg machen die Bergleute eine besondere Volksklasse aus, die sich von den Landleuten und Fremden unterscheidet. *Viertes* Kap. Von den Hauptstollen im Freyberger Revier, welche nämlich den verschiedenen Gruben die Wasserloosung geben. Die totale Länge aller Stollen, oder des grofsen Stollens, beträgt nach S. 176. überhaupt 61837 Lachter; in dem Laufe derselben befinden sich 120 Schächte, welche 520 Arbeiter beschäftigen. Die ganze Länge der Stollen übertrifft die Länge eines Grades vom Aequator, und beträgt über 16½ deutsche Meilen. Die Unterhaltung derselben kostet jährlich über 40000 Rthlr. Der Lauf dieser Stollen läfst sich aus der beygefügten Karte vom Freyberger Distrikt deutlich abnehmen. Diese Karte ist, wie der Vf. S. 178. feyerlich versichert, nach keinem einzigen officiellen Gruben- oder Markscheiderisse copirt, weil die Mittheilung und Copirung derselben untersagt ist, und folglich der Vf. auch keine davon zu sehen bekommen konnte. Er hat blos die ihm vom

Kur-

Kurfürsten ertheilte besondere Erlaubniss benutzt, und in den Gruben selbst die Entwürfe aufgezeichnet, wonach diese Karte entworfen ist. *Fünftes* Kap. Von der Leitung und Austheilung der Wasser. Hierin hat man zu Freyberg weder Mühe noch Kosten gespart, und man ist jetzt nach S. 183. im Begriff, einen Kanal oder Aquäduct durch einen Berg zu treiben, mittelst dessen man das Wasser eines über 8 Stunden von Freyberg entfernten Flusses herbeyleiten kann. Wenn dieses Project ausgeführt seyn wird, so wird der ganze Umfang der zum Betrieb der Gruben bestimmten Kanäle eine Länge von 40300 Lachter haben, worunter sich 4980 Lachter unterirdische, im Gestein fortgetriebene Wasserleitung finden, ausser vielen andern Reservoiren und Kanälen. Beschreibung der verschiedenen Teiche, ihrer Lage und Verbindung durch die Kanäle, auch was für Gruben daraus betrieben werden. Im *sechsten* Kap. findet man etwas von der Administration der Gruben. Der Bergbau gehört in Sachsen zu den Regalien, und ist folglich ein Eigenthum des Staats oder des Landesherrn. Dieser hat ihn einem jeden freygegeben, hat sich aber die Gesetzgebung, Direction und gewisse Rechte vorbehalten. Von den Concessionen der Grubeneigenthümer, den Muthungen u. s. w. Das Oberbergamt zu Freyberg, welches alle Gruben in Sachsen, ausgenommen die in der Grafschaft Mansfeld, unter sich hat, besteht aus einem Präsidenten oder Oberberghauptmann (welches jetzt Hr. *v. Trebra* ist), einem Berghauptmann (jetzt Hr. *v. Charpentier*), sechs Berg- und Bergcommissions-Räthen, einem Oberbergamtsverwalter und einigen Actuarien und Schreibern. Jedes der vierzehn verschiedenen Grubenreviere in Sachsen hat sein eigenes Bergamt, welches aus einem Bergmeister, einem Obereinfahrer, einem Maschinendirector, einem Actuarius, sechs Geschwornen und einigen Recesschreibern u. s. w. besteht. Von den Geschäften und Obliegenheiten aller dieser Personen handelt der Vf. ausführlich. Auch etwas von der Gnadengroschen-Casse, woraus die Gruben, wenn sie es bedürfen, Unterstützung oder baaren Vorschuss erhalten. Ausser dieser Generalcasse haben viele Gruben noch eine besondere Reservecasse, in welche ein Theil von dem Ueberschusse ihrer Einnahme gelegt wird, und welche dazu dient, jedes Vierteljahr die an die Inhaber der Kuxe zu vertheilenden Revenüen auszugleichen, und ausserordentliche und unvorhergesehene Kosten zu bestreiten. *Siebentes* Kap. Von der Bergakademie zu Freyberg. Diese ist theils wegen der vielen berühmten Männer, welche sie in ihrer Mitte hat, und theils wegen der Schüler, die sich gewöhnlich aus fast allen europäischen Nationen dort aufhalten, hinlänglich bekannt. — In dem Gebäude der Akademie, wo auch *Werner* wohnt, ist eine Bibliothek von solchen Werken, deren Inhalt auf die Bergbaukunde Bezug hat. Sie ist jeden Sonnabend offen, und die Studirenden können daraus Bücher erhalten. Ferner eine Modellsammlung von Bergwerksmaschinen; unter andern sieht man hier ein sehr schönes Modell einer Wassersäulenmaschine von besonderer Construction. Eine geographische Sammlung sächsischer Mineralien, welche aber bey weitem noch nicht vollständig ist. Eine systematische Mineraliensammlung, und endlich eine Niederlage der zum Verkauf bestimmten Mineralien. Eine kleine oryktognostische Collection (worüber man sich an Hn. Inspector *Hoffmann* zu wenden hat) von drey- bis vierhundert Stück, deren jedes 1½ bis 2 Zoll ins Gevierte gross ist, kostet etwa 50 Rthlr. Eine Sammlung von Gebirgsarten in Stücken von 3 oder 4 Zoll ins Gevierte, ungefähr an 300 stark, kostet 45 Rthl., oder das Hundert 15 Rthlr.

Der *dritte* und letzte Theil enthält kurze Beschreibungen und Bemerkungen von den vornehmsten Freyberger Gruben. S. 1. Beschreibung der Grube Himmelsfürst. Diese ist die reichste unter allen, und eine der schönsten in Europa, welche bereits über 4 Jahrhunderte in Betrieb gewesen. Sie liefert jährlich über 10000 Mark Silber, und beschäftigt ungefähr 700 Arbeiter, worunter 350 Häuer sind. Die Gebirgsart, worin die Gänge streichen, ist ein gewöhnlicher Gneis, von dichter Textur, mit vielem Glimmer und Quarz durchzogen, welcher ihn an diesen Stellen sehr hart macht. In der Nachbarschaft der Gänge ist er überhaupt viel weicher. Die zu dieser Grube gehörigen Gänge sind sehr zahlreich. Der Vf. giebt eine Idee von dem Streichen derselben, von ihrer respectiven Lage und dem Umfange der bisher darauf betriebenen Arbeiten, auf der sechsten Kupfertafel. — Die Grube Beschert-Glück ist ebenfalls eine der reichsten und beträchtlichsten in Europa; sie bringt jetzt 230 Lachter Teufe ein, und beschäftigt ausschliesslich 728 Personen. Aus dieser Grube liefert man jährlich 18- bis 20000 Centn. Erze an die Schmelzwerke, welche beynahe 1000 Mark Silber, über 800 Ct. Bley und einige Centner Kupfer geben. Die reine Ausbeute, welche jährlich unter die Eigenthümer der Kuxe ausgetheilt wird, ist 46464 Livr. oder 11616 Rthlr. Ein Kux auf dieser Grube ist durch das Bergamt zu 6000 Livr. taxirt, und in den letztern Zeiten hat man sie zu 8000 Livr. verkauft, wobey sich das Capital ungefähr mit 4½ Procent verzinset. — S. 109. Beschreibung des Pferdegöpels über dem schwarzfarbenen Schacht auf der Grube Beschert-Glück. Dieser wurde im J. 1798. nach den Planen des Maschinendirectors *Mende* erbaut, und ist hier auf Tab. VI. abgebildet. Er wird durch zwey Pferde getrieben, und wenn die Förderung vom Stollen ab geschieht, so werden in 8 Stunden 26 Tonnen gefördert. Eine volle Tonne wiegt 16 bis 18 Centner, und macht mit ihrer gewöhnlichen Geschwindigkeit in 9 oder 10 Minuten eine Länge von 60 Lachtern. Ein Lachter des Grubenseils wiegt etwa 8 Pfund, also die 60 Lachter ungefähr 4½ Centner. Man kann folglich die ganze der Kraft entgegenwirkende Last, wenn die Reibung und andere Nebenhindernisse mit in Anschlag kommen, auf 40 Ct. rechnen. — Hiernächst beschreibt der Vf. einen Wassergöpel über dem Richtschacht auf Beschert-Glück, welcher auf Tab. VII. abgebildet ist. Mit diesem Göpel fördert man in einem Tage von 200 Lacht. Teufe, 72 Tonnen oder 854 Cubikfuss Gestein oder Gangart,

wovon jede volle Tonne 20 Centner wiegt. Diese Förderung wird hier mit der Haspelförderung verglichen. Es ergiebt sich aus dieser Berechnung, dafs die Förderung mit diesem Göpel eine jährliche Ersparung von 44765 Livr. macht. — Zuletzt noch ein Paar physikalische Beobachtungen in dieser Grube. — S. 154 Beschreibung der Grube Junge hohe Birke. Diese ist wegen der Menge Bley, welche sie liefert, eine der interessantesten des Freyberger Distrikts. Sie unterhält jetzt 130 Arbeiter, und liefert jährlich 12- bis 1800 Centner Bley, an 40 Ct. Kupfer und über 1000 Mark Silber. Ein Kux wird hier zu 12- bis 1500 Livr. verkauft. — S. 174 Bemerkungen über die Grube Kühschacht; diese Grube war lange Zeit die wichtigste, allein sie ist jetzt nicht mehr in Ausbeute, auch hat sie durch die Dürre im J. 1800. den letzten Stofs bekommen, weil wegen Mangel des Aufschlagwassers die Grubenwasser nicht gewältigt werden konnten. Sie ist jetzt ganz bis an den Stollen ersoffen. Zwar arbeitet man schon seit einiger Zeit, die Wasser zu wältigen, aber noch stehen sie über 60 Lachter hoch. Die Grube beschäftigt jetzt 43 Arbeiter, und liefert an die Schmelzhütten jährlich 3- bis 4000 Centner Erze, deren Werth aber noch nicht zur Beftreitung der Kosten hinreicht. — S. 191. Bemerkung über die Grube Himmelfahrt sammt Abraham. Diese giebt gar keine Ausbeute, und wird vielleicht nie welche geben. Sie beschäftigt etwa 60 Arbeiter, und liefert jährlich 1600 bis 2000 Centner Erz. — S. 203. Beschreibung der Grube Neuer Morgenstern. Ihre Baue bringen jetzt 80 Lachter Teufe ein, sie beschäftigt 65 Bergleute, und hat in den letztern Zeiten beträchtliche Ausbeute gegeben; nur leidet sie sehr vom Wasser. — S. 217. Vergleichung der Effecte ober- und unterschlächtiger Wasserräder. — Auf eben die Art, wie vorhin, beschreibt auch der Vf. noch die Gruben Kurprinz, Alte und Neue Hoffnung Gottes.

Es ist sehr zweckmäfsig, und erleichtert die Lectüre dieses Werks ungemein, dafs Hr. *D.* die deutschen Kunstwörter immer in Klammern beygesetzt hat. Papier und Druck sind gut, nur schade, dafs das Werk selbst durch eine sehr grofse Menge Druckfehler entstellt ist!

NEUBURG u. ARNHEIM, im Reichs-Commissions- und Industrie-Bureau: *Geheime und bewährte Haus- und Wirthschaftstafeln zum Nutzen und Vergnügen*, von *D. G. Wahrmann*. Ohne Jahrzahl (1802.) 276 S. 8. (16 gr.)

Eine Compilation ohne allen Zusammenhang und natürliche Ordnung! Mit der Anweisung, die Küchengewächse zu trocknen (S. 1—41.), kann man zufrieden seyn; aber von da an bis zu Ende des ganzen Buchs liegt alles wie Kraut und Rüben unter einander. So folgen z. B. auf einander: Kennzeichen wirklich todter Menschen; Muttermäler und Leberflecke zu vertreiben; guten Essig zu machen; Verhalten bey der Ruhr; Regeln beym Krankenbesuch; die Gewitterentfernung zu wissen; der Aalfang und dessen Benutzung in der Küche; Erhaltung des Biers, der Baumfrüchte und der Citronen; natürlich frische Blumen im Winter zu haben; die Monatstage ohne Kalender zu wissen; Schinken und Speck aufzubewahren; Stahl und Eisen vor Roftflecken zu bewahren. Doch schon zuviel! Wer mehr wissen will, mag in den Guckkasten selbst schauen. Das Register ist ohne Angabe der Seitenzahlen, die sich die Leser selbst beyschreiben mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Lübben*, b. Driemel: *Wie müssen Aeltern ihre Kinder erziehen, wenn die öffentlichen Lehranstalten ihre Wünsche befriedigen sollen?* Eine Einladungsschrift von M. *Karl Benedict Suttinger*, der Schule zu Lübben Rector. 1804. 45 S. 8. — Der würdige Vf., welcher als fleifsiger und erfahrner Schulmann mit unermüdetem Eifer in seinem Kreise gemeinnützlich zu werden sucht, giebt auch in dieser Schulschrift einen achtungswerthen Beweis von seinem gemeinnützigen Sinne und seiner pädagogischen Erfahrung. Mit Recht verlangt er, dafs die Kinder in dem älterlichen Hause pünktlichen Gehorsam lernen, zur Aufmerksamkeit und nützlichen Thätigkeit gewöhnt und vor nachtheiligen Beyspielen möglichst verwahrt werden. Wenn auch die Hauptgedanken, mit welchen der Vf. die aufgeworfene Frage beantwortet, nicht neu sind, wie sie es der Natur der Sache nach kaum seyn können: so fehlt es doch dieser Schrift selbst nicht an interessanten Gedanken. Bey Empfehlung des Pestalozzi'schen Buchs für Mütter (S. 32.) hätten wir gewünscht, dafs Hr. *S.* einige Winke über den zweckmäfsigen Gebrauch dieses Buchs gegeben haben möchte; denn ein blofses Ablesen der in diesem Buche enthaltenen Sätze dürfte sehr leicht zum nachtheiligen Mechanismus in der Unterrichtskunst führen. Die Materialien der Pestalozzi'schen Schrift müssen, wie wir glauben, zu leichten natürlichen Unterredungen mit den Kleinen benutzt werden, wenn der Unterricht belehrend und anziehend werden soll. Beherzigung verdient das, was der Vf. S. 43. über den Mangel einer Anstalt sagt, in welcher erwachsene Frauenzimmer über die Art und Weise belehrt werden, wie die erwachende Seele des Säuglings zu behandeln sey. Da, leider! noch jetzt solche nützliche Anstalten fehlen, und die wenigsten erwachsenen Frauenzimmer in unserm Zeitalter auch wohl Lust haben dürften, sich über solche ernsthafte Gegenstände belehren zu lassen: so müssen denkende Jugendlehrer Veranlassung nehmen, ihre Schülerinnen vor ihrem Abgange von der Schule mit den nothwendigsten Erziehungsmaximen bekannt zu machen. Freylich kann diese Belehrung nicht so vollständig seyn, als sie von einer gebildeten Person des weiblichen Geschlechts reifern Mädchen gegeben werden könnte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. März 1804.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

1) St. Petersburg, in d. Druck. des Kaiserl. Kommerz-Kollegiums: *Sanktpeterburgskija Kommertscheskija Wedomosti*, d. i. Sanct Petersburgische Handels-Zeitung, No. 1—26., oder erstes halbes Jahr. 1803. fol. (Der Jahrgang 5 Rubel.)

2) St. Petersburg, gedr. b. d. Kais. Akad. d. Wiss.: *St. Petersburgische kaiserlich-privilegirte Handels-Zeitung*, No. 1—26., oder erstes halbes Jahr. 1803. 4. (Der Jahrgang 12 Rubel.)

Die Erscheinung dieser beiden ausschliefslich dem Handel und der Belehrung der Kaufleute gewidmeten Blätter gehört unter die erfreulichsten Segnungen der gegenwärtigen liberalen Regierung Rufslands, und ihr Nutzen, der gegenwärtig, nach einem so kurzen Zeitraume ihrer Existenz, schon unverkennbar ist, mufs gewifs für die Folge aufserordentlich grofs seyn. Beide verdanken ihr Daseyn dem Patriotismus und der Thätigkeit eines gelehrten und sehr aufgeklärten Mannes, des Hn. Hofraths *Pfeiffer*, welcher bey dem Commerz-Ministerio angestellt und dadurch im Stande ist, dem Publikum die zuverläfsigsten Nachrichten schnell mitzutheilen. Der blofse Plan einer solchen Zeitung war hinreichend, die Regierung von deren Nutzen, ja Nothwendigkeit zu überzeugen; der Kaiser gab zu dem Drucke der russischen Zeitung die Druckerey des Commerz-Collegiums und 2000 Rubel zu den übrigen Kosten, und erreichte dadurch den gemeinnützigen Zweck, dieses nützliche Blatt für den äufserst geringen Preis von fünf Rubeln für 52 Bogen in die Hände des russischen Kaufmanns zu bringen. Der Erfolg hat auch schon, nach einem halben Jahre, die davon gehegte Erwartung vollkommen gerechtfertigt, das russische Blatt zählte damals schon mehr als 1000 Abonnenten und wurde bereits von einem Ende des unermefslichen Reichs bis zu dem andern mit Theilnahme und Nutzen gelesen. Der Redacteur desselben unternahm beynahe zu gleicher Zeit die Herausgabe einer deutschen Handelszeitung, welche, obgleich nur Privatinstitut, da jenes Blatt unter der unmittelbaren Aufsicht des Commerzministers steht, doch auch des ausgezeichneten Schutzes der Regierung gewürdiget wurde. Beide Zeitungen haben ihrer Natur nach einerley Hauptzweck, sind aber in der Wahl der Mittel nach dem Bedürfnisse ihrer Leser verschieden. Das russische Blatt sucht zugleich über die merkwürdigsten Vorfälle und Veränderungen des auswärtigen Handels zu belehren, ein Gegenstand, den so wie die Erzählung so mancher neuen Erfindungen in Gegenständen der Handlung, das deutsche bey seinen Lesern als bekannt oder wenigstens leicht zu kennen, voraussetzen darf. Gemeinschaftlich sind beiden: 1) *die allgemeinen Verordnungen und Befehle der Regierung in Handelsangelegenheiten*, 2) *die Handelsnachrichten aus Rufsland*, 3) *Nachrichten über die inländische Industrie*, 4) *Schiffslisten aus allen russischen Häfen*, 5) *Nachrichten von den Handelskaravanen*, 6) *Anzeige des Preises der ausländischen Gold- und Silbermünzen und des posttäglichen Wechselkurfus von St. Petersburg*. 7) *Nachrichten von der Ankunft russischer Producte, vermöge der Wassercommunication*. 8) *Besondere Vorfälle, Unternehmungen russischer Handelsleute, Reisen u. s. w.*

„Nicht minder wichtig als das politische Verhältnifs Rufslands zu den andern europäischen Staaten, sagt der Herausgeber sehr wahr in seiner Ankündigung, ist es auch die Industrie seiner Bewohner für den friedlichen Verkehr und das Austauschen gegenseitiger Bedürfnisse unter den Völkern geworden. — Seit einem Jahrhunderte ist Rufsland der Mittelpunkt des Landhandels von Asien und Europa und zugleich das Magazin der nautischen Materialien geworden. Die Energie und der Erwerbfleifs der Nation hat mit den wohlberechneten Maafsregeln ihrer Regenten gleichen Schritt gehalten und Resultate gegeben, die sich jetzt als allgemeine Nationalindustrie auf das kraftvollste entfalten. Es mufs die Welt interessiren, einzelne Darstellungen von der Industrie und dem Handel dieses Volks nach und nach aus dem bisheriger Dunkel und der Verborgenheit hervortreten zu sehen u. s. w." Um nun genaue Rechenschaft von der Art zu geben, wie der Herausg. diesen allgemein interessanten Zweck zu erreichen sucht, wird Rec. den Inhalt der Handelszeitung nach verschiedenen der oben angeführten Rubriken zusammenstellen und auf diese Art im Stande seyn, dem Leser eine Uebersicht der in dieses Archiv des russischen Handels niedergelegten wichtigen Materialien zu geben.

Das erste Stück der deutschen Zeitung fängt sehr glücklich mit einer Uebersicht der Geschichte Petersburgs an, da es bey Erscheinung derselben gerade hundert Jahr war, dafs Peter der Grofse diese merkwürdige Stadt anlegte. Ihre Veränderungen, ihr Wachsthum, ihre jetzige Gröfse sind schnell und aufserordentlich. „Es giebt, sagt der Vf., kein zweytes Beyspiel davon in der Geschichte; weder Tyrus noch Palmyra, Alexandrien, Venedig oder Amsterdam — die einzigen Städte, welche man allenfalls anführen könnte — halten diese Vergleichung aus."

Diese Einleitung, aus welcher wir nach officiellen Quellen erfahren, dass Petersburg gegenwärtig 7124 (fast durchaus grosse, zum Theil ungeheure) Häuser und 269,900 Einwohner hat, enthält unter andern höchst interessanten Resultaten eine Uebersicht der successiven Vermehrung der Ausfuhr vom Jahr 1742 an. Die russischen Waaren, welche von St. Petersburg ausgeführt wurden, betrugen an Werth:

Im Jahre	1742	2,479,656 Rbl.
— —	1752	4,353,694 —
— —	1762	5,217,006 —
— —	1772	6,451,494 —
— —	1782	11,467,347 —
— —	1792	22,224,331 —
— —	1802	30,498,663 —

Welch eine ungeheure Progression! Dieser Aufsatz, der die Ueberschrift *Säcularfest* führt, ist von einem Kupfer begleitet, auf welchem das heutige Petersburg nach einem genauen Grundrisse, neben Petersburg im Jahre 1703 gestellt ist, welches natürlich nichts, als ein Stück Morast mit einigen Schanzen darstellt. Vielleicht würde es den Zweck dieses Blattes befördert haben, wenn der Herausg. einen Plan der *schon begonnenen* Kaiserstadt, kurz nach ihrer Entstehung, etwa den vom Jahre 1718 aus der *eigentlichen Beschreibung der an der Spitze der Ostsee neuerbauten Russischen Residenz-Stadt St. Petersburg* (Frankfurt und Leipzig) beygefügt hätte.

Wir schreiten nun zu einer genauern Anzeige des Inhalts dieser Blätter, deren Resultate für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn können.

1) *Allgemeine Verordnungen und Befehle der Regierung.* Aus diesen heben wir vorzüglich folgende aus: *Plan zur Errichtung einer Handelsgesellschaft auf dem weissen Meere*, deren Gegenstand die Häringsfischerey ist. *Reglement* und *Acte dieser Compagnie.* — *Reglement und Acte der amerikanisch-russischen Handels-Compagnie.* — *Ukas über die astrachanschen Fischereyen.* Lauter wohlthätige Einrichtungen der gegenwärtigen Regierung. — Auf Veranlassung der gegenwärtigen Zeitumstände hat der Herausg. *die Convention zwischen Russland und England vom $\frac{1}{17}$ Juny* 1801 und *den Handelstractat zwischen Russland und Schweden vom 29ten Juny* 1801 *abdrucken lassen.*

2) *Handelsnachrichten aus Russland.* Diese Rubrik könnte äusserst interessante Data geben, wenn die Nachrichten fortlaufend und vollständig wären, wozu es dem Herausg. doch weder an Stoff noch Gelegenheit fehlen kann. Rec. theilt aus denselben einige der interessantesten mit. Die Einfuhr in *St. Petersburg* betrug von Eröffnung der Schifffahrt dieses Jahres bis zum 1sten October an Werthe 17,749,806 Rbl. und die Ausfuhr in demselben Zeitraume 27,845,421 Rbl. — Die Ausfuhr von *Riga* bis zum 1sten July an Werthe 793,083 Rbl. — Ueber den Handel von *Odessa*. Es hat im vergangenen Sommer allein 700,000 Tschetwert (jeder von etwa 230 Pfund) Weizen ausgeschifft. — Die Ausfuhr von *Archangel* beschäfftigte im Jahr 1802 225 Schiffe, unter welchen 55 englische waren, und bestand in 146,195 Pud Eisen, 36,475 Pud Hanf, 23,979 Pud Flachs, 157,562 Pud Talg, 1,040,069 Stück Matten, 87,269 Tonnen Theer u. s. w. Archangel erhielt in vierzehn Tagen von *Wologda* für 1,075,708 Rbl. und von *Wjätka* für 1,413,215 Rbl. Zufuhr. — Handel mit der *Moldau* und *Wallachey* im Jahre 1802. *Einfuhr*, *Seide* für 3,322,090 Piaster, Baumwolle und Garn für 646,540 Piaster. *Ausfuhr*, *Pelzwerk* für 587,800 Rbl. und 231,782 St. Ducaten. — Handel mit *Constantinopel* im Jahre 1802. Ausfuhr für 1,379,755 Rbl., Einfuhr für 2,271,976 Piaster. — Aeusserst interessante Nachrichten von dem Handel mit *der Bucharey* über *Orenburg* und die häufige Störung desselben durch *die Kirgisen*. Weg der Handelskaravanen von der russischen Gränzfestung *Troizk* durch die kirgisische Steppe bis *Buchara*; er beträgt 1040 Werste und wird auf Kamelen in 49, zu Pferde aber in 31½ Tagen zurückgelegt. — Ueber den russischen Handel mit *China* über *Kjachta*; freylich nur unterbrochene Stücke, aber doch voll Interesse für die Kenntnis dieses noch so wenig bekannten Gegenstandes. Russland erhielt von China *Thee* im December 1802 für 536,303, im Februar 1803 für 429,987, im März für 211,836 Rbl.; *Kitaika*, eine Art Leinenzeug, das häufig zu Hemden, Schlafröcken, Ueberzügen u. s. w. gebraucht wird, in manchen Monaten für eine halbe Million und darüber, dagegen lieferte es allein an *Tuch* in drey Monaten für 1,445,756 Rbl. und an Pelzwerk für mehr als 500,000 Rbl. — Ueber die neue Handelsstrasse von *Irkuzk* nach *Kjachta*, welche ganz ein Landweg ist, und wodurch die gefährliche Fahrt über den Baikalsee vermieden wird.

3) *Inländische Industrie.* Zur Kenntnis des russischen Fabrikwesens erhalten wir hier nur zwey Aufsätze, von denen der eine *die Knaufschen Eisenwerke*, und der andere die Leinwand- und Papierfabrike des Kaufmanns *Gantscherof* betrifft. Die erstern liegen im orenburgischen Gouvernement, im troizkischen Kreise; der Hauptort ist *Slatoustofsky*. Diese Bergwerke beschäftigen fünf Hochöfen, davon jeder 600 Pud Gusseisen täglich liefert, und alle zusammen 54 Eisenhämmer im Gange erhalten. Bey dieser Fabrike ist eine ansehnliche Zahl ausländischer Künstler angestellt, und gegenwärtig wird sie auch durch einen Engländer mit einer Dampfmaschine versehen. — Die Fabriken der Familie *Gantscherof* gehören zu den ältesten und ansehnlichsten des Landes, und man berechnet die Kosten ihrer Anlage auf 600,000 Rubel. Es sind Segeltuch- und Papier-Manufacturen in dem Gouvernement Kaluga, von denen eine allein in dem Dorfe Spaskoy 2500 Arbeiter beschäftiget, die mit baarem Gelde für ihre Arbeit bezahlt werden. An Segeltuch werden hier jährlich 3 bis 4,000 Stücke, jedes von 50 Arschinen, verfertigt, nach St. Petersburg verführt, und gewöhnlich für 25 bis 30 Rubel das Stück verkauft. Die Papiermanufacturen liefern jährlich 40 bis 50,000 Riefs von verschiedenen Sorten, zu einem Preise von 2½ bis 12 Rubel das Riefs. Seit einigen Jahren wurden auch verschiedene Sorten Velinpapier verfertigt, die von 4 bis 17 Rubel verkauft werden.

den. Mehr Nachrichten dieser Art müssten dem In- und Ausländer wichtig und angenehm seyn.

4) *Ankunft russischer Producte in St. Petersburg durch die Wassercommunication.* Die Hauptstadt wird bekanntlich durch die Provinzen vermittelst der Kanalschifffahrt mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versorgt. Hier findet man nun eine Uebersicht dieser Zufuhr, von drey Monaten, und darunter z. B. 2,044,989 Pud Rockenmehl, 723,896 lebendige Fische, unter denen 916 Sterlette (in sieben Tagen allein betrug die Zufuhr von lebendigen Fischen 242,900 Stück), 90,000 Krebse, 11,438 Pud gesalzene Fische, 4,955,500 Eyer vorkommen. Auf diesem Wege werden auch die Erzeugnisse der russischen Industrie dem Hafen von St. Petersburg zugeführt, unter denen man zum Theil aufserordentliche grofse Angaben findet; z. B. 573,000 Pud Hanföhl, 1,618,681 Pud Talg, 2,197,127 Pud Hanf, 133,608 P. Pottasche, 998,174 P. Stangeneisen, 690,800 Arschinen Leinwand u. s. w. Alle diese Waaren kamen auf 4729 Fahrzeugen von verschiedener Gröfse in der angegebenen Zeit durch den ladogaischen Kanal in die Newa.

5) *Besondere Vorfälle, Unternehmungen russischer Handelsleute, Reisen* u. dgl. Ankunft zwölf holländischer Meister zum Einsalzen der Häringe in Archangel. — Aufforderung zu russischen Etablissements in Morea nebst Aufzählung der zu erwartenden Vortheile. — Merkwürdige Nachrichten über die Kirgisen und ihren Menschenraub, den sie vorzüglich am kaspischen Meere verüben. Schöne Handlung des orenburgischen Kaufmanns *Schaposchnikoff*, der eilf russische Sklaven für 7000 Rubel aus der Gefangenschaft befreyt hat. Die Handelskaravanen nach Buchara und Chiwa leiden besonders durch die Plünderungen der Kirgisen. „Es würde möglich seyn," heifst es No. 2. S. 98, „durch Gewalt und Uebermacht diese Angriffe für immer zu verhindern, wenn nicht, von einer andern Seite betrachtet, diese freyen Kinder der Wüste für den Handel höchst nützlich wären." Auf den weiten Ebenen, welche ihnen zu Weideplätzen dienen, erziehen sie eine ungeheure Menge Kameele, Rindvieh, Pferde und Schafe, welche sie an ihre Gränznachbaren sehr wohlfeil, d. h. oft gegen sehr unbedeutende Artikel, vertauschen. Sie bringen in manchen Jahren 3 bis 400,000 Schafe nach Orenburg, deren Felle und Fett ein beträchtlicher Handelsartikel für Rufsland werden. Da sie blofs ein Nomadenleben führen, gar keine Handwerker unter sich haben, und doch mancherley Bedürfnisse brauchen, so unterhalten sie einen lebhaften Verkehr mit ihren Nachbarn. Die verschiedenen Stämme sind unabhängig von einander; doch können die Karavanen durch Klugheit und Verbindung mit den Oberhäuptern sich Sicherheit verschaffen. Man hat Beyspiele, dafs oft ein einziger Mann von der Karavane, der in Freundschaft mit einem angesehenen Oberhaupte oder Geistlichen stand, dem ganzen Transport sichern Durchzug durch die Lagerplätze mehrerer Stämme bewirkt hat. Eben so treu ihrem gegebenen Worte wie die Araber, und im übrigen eben so räuberisch, setzen sie ihren Angriffen nur dann Gränzen, wenn ein Versprechen sie bindet oder die Uebermacht sie schreckt. Am gefährlichsten ist der Menschenraub, den sie begehen. Sie verkaufen alsdann die Unglücklichen als Sklaven an die Bucharen oder Chiwenser. — Ueber die russische Entdeckungsreise. — Abenteuer russischer Seefahrer. 40 Personen, Russen, Aleuten und Jakuten fuhren von einem russisch-amerikanischen Etablissement auf den Seethierfang, wurden aber in ihrem kleinen Fahrzeuge in die See getrieben, und brachten unter unsäglichen Leiden zehn Tage auf dem stürmischen Meere zu, bis sie auf eine ihnen unbekannte Insel geriethen. Kaum hatten sie sich hier erholt, so fielen sie beynahe den Amerikanern in die Hände, denen sie nur durch Vorsicht und Klugheit entgingen, bis sie endlich wieder zu einer Niederlassung ihrer Landsleute kamen. — Nachrichten von *Astrachan*. Dieser wichtige Stapelplatz des Handels zwischen Asien und Europa hat 5 Mönchs- und ein Nonnenkloster, 57 Kirchen, unter denen 23 griechische, 4 armenische, 2 römischkatholische, eine lutherische, 27 tatarische Moskeen und ein Bethaus der Hindus sind. Es giebt dort eine Seidenwürmerpflanzung, 12 Seidenmanufacturen, 12 Fabriken halbseidener Zeuge, 81 Baumwollenmanufacturen, 5 Saffianfabriken, 5 Ledergerbereyen, 74 Färbereyen, 2 Seifensiedereyen, eine Eisengiesserey, 24 Ziegelhütten, 92 Weingärten, 82 Windmühlen, 130 Rossmühlen, 1448 Buden von Stein und 560 von Holz u. s. w. — Zum Schutze gegen die Anfälle der benachbarten Kirgiskaisaken, welche in den jembaischen Gewässern Fischfang und Seeräuberey treiben, werden 3 gewaffnete Fahrzeuge gebraucht. Die Nomaden der astrachanischen Steppe bestehen aus 4,451 Kibitken Nogayern, 410 Familien Truchmenen, 13,155 Kibitken Kalmücken und 188 Kibitken Saffangen.

TECHNOLOGIE.

Weimar, in d. Hoffmannsch. Buchh.: *Entwurf einer neuen durchaus feuerfesten Bauart mit gewölbten Decken und Dachungen* zur Sicherheit und Wohlfahrt der menschlichen Wohnungen und anderer Gebäude. Sämmtlichen höchst und hohen Regenten und Fürsten Teutschlands so wie auch der ganzen Nation desselben in Ehrfurcht gewidmet von *J. F. R. Steiner*, H. S. Weimar. Bau-Meister etc. *Erster* Theil. 1803. 8 illum. Kupf. 41 S. 4.

Der Vf. setzt voraus, dafs ein Gebäude nur auf viererley Art von den Flammen aufgerieben werden kann: erstlich durch Verwahrlosung, wenn an Orten, wo Holzwerk zu nahe ist, mit Feuer unvorsichtig gewirthschaftet wird; zweytens durch Bosheit oder Mordbrennerey; drittens durch Wetterstrahlen und viertens durch ein Bombardement mit glühenden Kugeln, Bomben und Haubitzen. Hierauf fährt derselbe fort: „So lange unsere Gebäude nicht so einge-

„rich-

„richtet werden, dafs sie diesen vierfachen Zufällen „in Abficht der Endzündbarkeit Widerstand leisten, „so lange können wir auch nicht behaupten, feuer„feste Gebäude zu haben; und dieses ist der End„zweck in folgendem kleinen aber wichtigen Werke, „zu zeigen, auf was für eine leichte Art es möglich „ist, durch eine neue Combination der schon bekann„ten Theile eines Gebäudes, selbigen die fehlende „Sicherheit zu verschaffen." — Zur Abwendung der Feuersgefahr sollen Deckengewölbe angelegt werden, deren Construction umständlich und deutlich gelehrt wird. Diese Deckengewölbe erhalten so viel Sprengung oder Bogenhöhe an Zollen, als die Breite oder Tiefe des Zimmers Füfse enthält, nach der Form eines Kutschendeckels. Das Material derselben besteht aus Backsteinen, welche flachliegend, nicht hochkantig, in zwey Schichten unmittelbar übereinander mit Gips vermauert werden, so dafs, wenn ein Backstein 2½ Zoll dick ist, die ganze Stärke des Gewölbes mit der Gipsfuge 5½ Zoll beträgt. Zur Zusammenhaltung der Seitenmauern und zum Fufsbodenlager sollen über dem Gewölbe statt der Balken, Lagerhölzer angebracht und mit den Seitenwänden verankert werden. Als Beweis der Tüchtigkeit dieser Bauart wird angeführt, dafs im Schlofs zu Weimar die Decke eines 18 Fufs langen und 15 Fufs breiten Zimmers nur einen Stein stark überwölbt worden, und dafs schon 24 Stunden nach der Erbauung, 8 Personen mit Sicherheit darauf herumgehen konnten. Durch die beschriebenen massiven Deckengewölbe kann nun in einem Gebäude so viel bewirkt werden, dafs, wenn in einzelnen Theilen desselben ein Brand entstehet, dieser sich nicht weiter verbreitet. Um aber auch der Bedachung die möglichste Feuersicherheit zu verschaffen, nimmt der Vf. an, dafs anstatt des sonst gewöhnlichen Dachs, bey Gebäuden, die nicht über 20 bis 30 Fufs tief sind, ein gewölbter Spitzbogen von eben der Stärke wie die beschriebenen Deckengewölbe angebracht werde, auf welchen aufserhalb die Sparren gesteckt und darauf die erforderlichen Eindeckungen wie bey andern Gebäuden befestigt werden sollen. Sind die Gebäude mehr als 30 Fufs tief, so sollen zwey dergleichen Dächer neben einander auf das Gebäude kommen und das Schnee- und Regenwasser, welches sich in der Kehle zwischen den beiden mittelsten Dachflächen sammelt, durch eiserne Röhren, welche zum Theil durch den Dachbodenraum gehen, abgeführt werden. Ueber diese vorgeschlagene Dachverbindung bringt der Vf. keine Erfahrungen bey und es ist zu befürchten, dafs diesem letzten Vorschlage, theils wegen seiner Kostbarkeit, theils wegen der angegebenen Construction, manche Hindernisse in den Weg treten. — Noch wird angeführt, dafs diese Bauart auch bey Landgebäuden ihre Anwendung finden könnte, wenn die Gewölbe anstatt der gebrannten Ziegel mit gut getrockneten Lehm- oder Luftsteinen aufgeführt und dazu ein Mörtel von Lehm mit Brechanen (Flachsschefen) vermischt genommen werde. Hiebey kann Rec. nicht unbemerkt lassen, dafs er selbst mehrere Gewölbe von ungebrannten Ziegeln oder Luftsteinen hat aufführen lassen, die aber nur so lange für brauchbar angesehen werden konnten, als sie gegen die Feuchtigkeit geschützt waren. Wenn nun selten die Feuchtigkeit von den Fufsböden eines Gebäudes ganz abgehalten werden kann, und überdem durch das geringste Einregnen, bey einer zufälligen Beschädigung am Dache, die unter der Dachbedeckung stehenden Lehmgewölbe leicht erweicht werden können: so verliert der Vorschlag zur Benutzung dieser feuersichern Bauart bey Landgebäuden dadurch sehr viel von seiner Anwendbarkeit.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Wien*, in d. v. Schönfeld. Buchdr.: *Weisung für Präfecte. In der K. K. Theresianischen Ritterakademie* 1802. 46 S. 4. — Sämmtliche Regeln dieser allgemeinen Instruction sind unter folgende acht Abschnitte gebracht: Gegenwart, Religion und Sittlichkeit, Studien, Nahrung, Unterhaltungen, Ahndungen (Strafen), Gesundheit, Oekonomie. Die erste Regel ist: die Zöglinge nie aus den Augen zu lassen. Der Präfect mufs die Zöglinge bis an die Thüre des Schulzimmers begleiten und daselbst nach geendigter Stunde aus den Händen des Lehrers wieder empfangen. Die Präfecten haben die Zöglinge zur erbaulichen Abwartung des Gottesdienstes und der Religionsübungen sorgfältig anzuhalten. Sie sollen auch „allzugrofsen Vertraulichkeiten oder auffallenden Freundschaften Einhalt thun, weil diese Parteylichkeiten veranlassen und Zwist und Mifsverständnisse heranziehen." Auch sollen sie das „Dutzen hindern." — Sie sollen den schwärmenden politischen Meynungen unsers Zeitalters gegenüber ächte Grundsätze aufstellen, und diejenigen, welche entweder schädliche Meynungen von aufsen auffassen, oder schon mitgebracht haben, scharf ins Auge fassen, der Direction anzeigen, und mit derselben gemeinschaftlich zu Rathe gehen, wie die falsche Stimmung umzuschaffen wäre. — Auch sollen sie den Büchervorrath ihrer Zöglinge untersuchen und die schädlichen oder verdächtigen an die Direction abgeben. — An der Tafel mufs lateinisch und französisch gesprochen werden. Unter den erlaubten Spielen steht auch das Lottospiel. Die Präfecten sollen wachsam seyn und „der Dienerschaft auflauern," dafs sie den Zöglingen keine unverdaulichen Efswaren zustecke. — Die Nebenausgaben eines Zöglings, die den Aeltern zur Last fallen, selbst wenn ihr Sohn einen Stiftungsplatz hat, belaufen sich jährlich auf 150 fl.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. März 1804.

PHYSIK.

PARIS, gedr. b. Delance u. Lesueur: *Traité élémentaire de Physique*, par *R. J. Hauy*, Membre de l'Institut National des Sc. et Arts, Professeur de Minéralogie au Muséum d'Histoire Naturelle etc. Ouvrage destiné pour l'enseignement dans les Lycées Nationaux. 2 Vol. 8. Mit 24 Kupfert. An XII. (1804.) Tom. I. XXXIV u. 426 S. Tom. II. 447 S. (4 Rthlr 12 gr.)

In der Einleitung giebt der berühmte Vf. eine Uebersicht des Plans und der Einrichtung dieses einem ausdrücklichen Auftrage des Oberconsuls zufolge verfaßten Werks, auf welches wir unsere Leser hier durch einen gedrängten Auszug aufmerksam zu machen suchen wollen. — Die Physik beschäftigt sich mit den allgemeinen und beständigen Eigenschaften der Körper, und unterscheidet die Gesetze ihrer wechselseitigen Wirkung auf einander; wenn aber die Phänomene von einer gegenseitigen Wirkung der kleinsten Theilchen (*Molecules*) in beynahe unendlich kleinen Entfernungen herrühren, wodurch dann neue Verbindungen und neue Eigenschaften entstehen, dann gehören sie zum Gebiet der *Chemie*. Die *Naturgeschichte* endlich beschäftigt sich mit der Beschreibung und Classification der organischen lebenden und todten Körper. Ueberhaupt machen alle diese Wissenschaften nur eine einzige aus, und wir sehen oft, daß sich unsere Kenntnisse wechselseitig nähern und entfernen, und oft in Eins zusammenlaufen. Es läßt sich daher kein Zweig der Naturwissenschaften ganz von den übrigen absondern, und hiernach bestimmt auch der Vf. den Plan, welcher ihm zur Ausführung seines Zwecks am besten schien.

Die Gegenstände, welche das Studium der Physik ausmachen, finden wir rings um uns her, und der Schauplatz, auf welchem sich die daraus entstehenden Phänomene entwickeln, ist uns immer gegenwärtig. Die Versuche, wozu man die, unsere physikalischen Kabinette zierenden, Instrumente anwendet, sind nichts weiter als Nachahmungen dieser Phänomene, wodurch wir die Ursachen derselben zu enthüllen suchen. *Newton* war es vorbehalten, alle zerstreuten Bruchstücke wie die Glieder einer Kette zu vereinigen, und die Physik mit einer Menge wichtiger Lehren zu bereichern. — Die Wörter *Anziehung* und *Zurückstoßung*, welche man zur Bezeichnung der Fundamentalthatsache der Theorie braucht, zeigen eigentlich nur die Geschwindigkeiten, womit sich Körper einander nähern oder sich von einander entfernen. Wesentlich ist die Kenntniß derjenigen Gesetze, worauf sich diese Tendenz gründet, und durch die Anwendung des Calculs kann man alle andern Thatsachen, die als Corollarien der erstern anzusehen sind, determiniren. So geht die Beobachtung mit der Theorie Hand in Hand, und beide tragen zur Gewißheit und Entwicklung unserer Kenntnisse bey. Systeme, die willkührliche Dinge voraussetzen, müssen aus der Physik verbannt werden, weil der Einbildungskraft alles möglich ist; sie sind die Romane der Natur, wogegen eine richtige Theorie die Geschichte der Natur ist, welche, stets der Wahrheit treu, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßt.

Zuerst werden in den vorliegenden Elementen die allgemeinen Eigenschaften der Körper abgehandelt, und zwar die Materie, als Verbindung materieller Theilchen, also die Theilbarkeit; die andern Eigenschaften der Körper hängen von gewissen Kräften ab, als von der Schwerkraft und Affinität. Hr. *H.* entwickelt die Gesetze des Falls, vergleicht die Affinität mit der Schwere, und zeigt, daß sich beide auf ein Princip zurückführen lassen. Bey der Lehre von den eigenthümlichen Gewichten der Körper wird die Methode dargestellt, deren man sich bey Bestimmung der Einheit des relativen Gewichts bey dem neuen metrischen System bedient hat, und von diesem System selbst wird ein kurzer Abriß beygefügt. Bey der Affinität etwas von der Theorie der symmetrischen Verhältnisse der Molecülchen in einigen Mineralien. Von hier geht der Vf. zur Betrachtung des Wärmestoffs (*Calorique*) über; dieser wirkt der Affinität mehr oder weniger entgegen. Ein Theil dieses Fluidums verbindet sich mit den Körpern, während ein anderer Theil desselben strahlend entweicht. — Das Vermögen des Wärmestoffs, die Körper auszudehnen und sie aus einem festen Zustand in einen flüssigen zu bringen. — Erklärung des Thermometers. — Dann trägt der Vf. die Lehre von der Kenntniß derjenigen Körper vor, welche auf eine Menge natürlicher Phänomene Einfluß haben, als das Wasser. Die anfängliche Betrachtung seines gewöhnlichen Zustandes leitet auf die Grundsätze der Hygrometrie, auf die Erklärung der Phänomene in Haarröhrchen etc. Bey Gelegenheit der Betrachtung des Wassers als Eis, erzählt der Vf. die Geschichte vom Gefrieren des Queckfilbers, und handelt zuletzt vom Zustande des Wassers als Dämpfe, wo der große Vortheil, welchen die Menschen bey ihren Geschäften durch die ungeheure Kraft der Dämpfe, mittelst der Dampfmaschinen etc., ziehen, dargestellt wird.

Hierauf folgt die Luft. Zuerst von der Schwere und Elasticität dieses Fluidums, von der Wirkung seines Drucks beym Steigen und Fallen des Quecksilbers in der Barometerröhre, beym Heben des Wassers in den Pumpen, und beym Heber. Das Gesetz, wonach die Dichtigkeit der Luft abnimmt, so wie die Schichten derselben mehr von der Erdfläche entfernt sind, leitet auf die Theorie der Methode, die Höhen mit dem Barometer zu messen. — Wirkungen des Wärmestoffs, um die Luft auszudehnen, oder ihre Elasticität zu vermehren, und Nachricht von den neuen Untersuchungen zur Bestimmung des Verhältnisses, wonach sich alle Gasarten, von der Temperatur des schmelzenden Eisens bis zu der des kochenden Wassers, ausdehnen. In dem folgenden Abschnitte wird erklärt, wie die Verdünstung durch Verbindung des Wassers mit der Luft vor sich geht, und welchen Gesetzen überhaupt die Ausdehnungen der Gasarten und Dämpfe, wenn man sie mit einander vermischt, unterworfen sind. Etwas über die Winde und wässerigten Meteore. Ursprung der Quellen, und über Aeronautik. — Alsdann wird die Luft als Vehikel des Schalls betrachtet. Gamme des Waldhorns, verglichen mit derjenigen, welche im Gebrauch ist, und welche ihren Ursprung in dem vollkommenen Accorde hat. Von der Temperatur und der Art, wie der Ton in Blasinstrumenten gebildet wird, wie er sich in freyer Luft verbreitet, und wie sich verschiedene Töne in diesem Fluidum durchkreuzen, ohne einander zu stören etc.

Jetzt kommt der Vf. auf die Erscheinungen der Elektricität; er trägt zuerst die Hypothese der zwey Flüssigkeiten vor, und beschreibt nachher die Versuche, welche darthun, dass sich die elektrischen Wirkungen umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhalten, woraus er die davon abhängenden Folgerungen herleitet. Leidner Flasche, Elektrophore und Condensator, Gewitterelektricität, Blitzableiter. Entgegengesetzte Elektricität und Pole derselben. — Von der galvanischen Elektricität; Voltaische Säule; elektrische Fische. Die Aehnlichkeit der Gesetze, denen die Wirkungen der Magnete und der idioelektrischen Körper unterworfen sind, bestimmt den Vf., hier zu der Lehre vom Magnetismus überzugehen. Auch hier wird die Hypothese von zwey Flüssigkeiten vorgetragen. Etwas von der magnetischen Kraft unserer Erde, und von den verschiedenen davon abhängenden Thatsachen. Der Beweis des Gesetzes der magnetischen Erscheinungen, nämlich des umgekehrten Verhältnisses der Quadrate der Entfernungen, wird hier, wie bey der Elektricität geführt. Anziehung und Zurückstossung. Jeder abgesonderte Theil eines Magnets wird selbst plötzlich ein Magnet mit zwey Polen. Anwendung der Theorie des Magnetismus auf die verschiedenen Methoden zu magnetisiren. Von dem natürlichen Magnetismus, oder der Abweichung und Neigung der Magnetnadel; Perturbation; Magneteisensteine etc.

Zuletzt trägt Hr. *H.* noch die schwierigste aller Theorieen, nämlich die des Lichts, vor. Er giebt der *Newton*'schen Theorie vor der *Euler*'schen mit Recht den Vorzug. Er zeigt, wie man dahin gekommen ist, die Geschwindigkeiten des Lichts zu messen, und lässt hierauf die Beschreibung des Nordlichts folgen, welches als ein simples Lichtphänomen betrachtet wird, dessen Ursache noch nicht genau bestimmt ist. — Reflexion und Refraction. Inflexion oder Diffraction des Lichts. Resultate, mittelst welcher *Newton* aus den Gesetzen der letztern verbunden mit der Dichtigkeit der Körper, die Verbrennlichkeit des Diamanten, und dass das Wasser einen inflammabeln Stoff enthalte, vorhergesehen hat. *Newtons* Entdeckungen vom Licht. Vom Prisma und Regenbogen. Vom Sehen und von den optischen Täuschungen; Aberration; natürliches und künstliches Sehen; concave und convexe Spiegel. Doppelte Strahlenbrechung des Kalkspaths. Teleskope und Mikroskope; achromatische Gläser. Die Möglichkeit derselben, welche *Euler* zuerst angab, wurde durch *Newtons* Autorität lange bezweifelt, bis *Dollond* sie wirklich zu Stande brachte. Zuletzt noch von der *Camera obscura*, und vom Sonnenmikroskop.

Aus der Chemie hat Hr. *H.* nur so viel entlehnt, als zur Kenntniss der physischen Erscheinungen, welche zum Theil von der Affinität oder von andern analogen Kräften abhängen, nöthig war. Sein Zweck bey Bearbeitung dieses Werks ging eigentlich dahin, eine räsonnirende Physik zu liefern, wo nur eine *kleine* Zahl der entscheidendsten Versuche ausgewählt, aus diesen aber die Folgerungen, welche zur Entwicklung des Ganzen dienen können, hergeleitet würden. „Eine zu allgemeine Erklärung, sagt der Vf., bleibt ungewiss. Das Detail ist gleichsam der Probierstein der Theorie; es bürgt für die Richtigkeit derselben, und setzt uns in den Stand, den Gang der Natur zu verfolgen; es zeigt uns alle die Verhältnisse, welche die wechselseitige Abhängigkeit der Thatsachen, entweder unter sich, oder mit derjenigen Thatsache, welche der Theorie zur Basis dient, zur Folge haben. Es bringt die feinen Ideen hervor, welche unsere Begriffe von den Erscheinungen vervollkommnen, und ihnen gleichsam die letzte Feile geben. Auch zeigt es dem Geiste diejenigen Fragen, deren Entwicklung noch übrig ist." — Noch erwähnt Hr. *H.* mit Dank, dass er den Unterhaltungen mit dem berühmten *Laplace* sehr viel zu verdanken habe, und dass die meisten der hier vorkommenden Formeln dem gelehrten *Biot* gehören.

Wir wollen jetzt aus dem Werke selbst noch einige Bemerkungen ausheben, um zu zeigen, dass Hr. *H.* Gründlichkeit mit Eleganz und mit neuen Ideen zu verbinden weiss.

Th. I. S. 11. Man hat aus der Physik alle die unnützen Fragen von der Theilbarkeit der Körper ins Unendliche verbannt, und man hat, statt zu untersuchen, ob sie ins Unendliche theilbar seyn können,

nen, sie so weit analysirt, als es anging, und aus diesen Analysen Folgerungen gezogen, welche diejenigen Thatsachen, die man ehemals für unerklärbar hielt, ins Licht gesetzt haben. — *Laplace* hat die Trägheit der Körper auf eine deutlichere und natürlichere Art darzustellen, vorgeschlagen, welche hier S. 19. angegeben ist. — Es giebt vielleicht keinen Körper, dessen Zerbrechlichkeit mehr mit seiner Härte contrastirt, als ein durchsichtiger grüner Stein, mit sehr dünnen Lamellen, welcher sich in Peru findet, und hier *pierre d'eucluse* genannt wird. Nachdem er der Gewalt, ihn zu schleifen, mit vieler Schwierigkeit nachgegeben hatte, so zertheilte er sich durch einen sehr leichten Druck in Splitter. — Die meisten Physiker, welche eine Theorie der Elasticität gegeben haben, stellen sich vor, dass, wenn man einen elastischen Körper, z. B. einen Bogen, spannt, die Theilchen auf der convexen Seite sich von einander entfernen; während die auf der concaven sich einander nähern. Es läst sich aber die Wiederherstellung des Körpers in seinen vorigen Zustand durch keine der angegebenen Ursachen auf eine befriedigende Art erklären. Vergleicht man die Elasticität mit der Dehnbarkeit und Härte bey den sechs bekanntesten Metallen, so findet man, dass sich die Ordnung der Elasticität nach der Härte richtet. Fängt man mit demjenigen Metall an, welches die beiden Eigenschaften im höchsten Grade besitzt, so ist die Ordnung folgende: Eisen, Kupfer, Silber, Gold, Zinn und Bley. Die Dehnbarkeit der vier ersten Metalle verhält sich in Hinsicht der andern Eigenschaften umgekehrt, nämlich: Gold, Silber, Kupfer und Eisen. — *Galiläi* hat schon durch die Entdeckung des Gesetzes, welchem Körper bey beschleunigtem Falle unterworfen sind, die *Newton*'sche Theorie von weitem vorbereitet. Das Princip der Schwere ist durch *Newtons* Scharfsinn so fruchtbar geworden, dass es, so zu sagen, keine andern Gränzen, als die des Universums selbst hat. — Bey der Lehre von der Attraction wird zuerst die *Newton*'sche Hypothese vorgetragen, nach welcher die anziehenden Kräfte in umgekehrtem Verhältniss der Quadrate der Entfernungen wirken. Nimmt man aber an, dass sie umgekehrt wie die Cubi der Entfernungen wirken; so scheinen die Resultate, welche mit der Beobachtung dessen, was bey den durch die Elementartheilchen der Körper vorgestellten Erscheinungen vorgeht, conform sind, eine Absonderungslinie zwischen der Kraft, welche diese Elementartheilchen treibt, und der, welche die grossen Massen unsers Planetensystems regiert, anzudeuten. Indess giebt es eine Art, die Wirkungen dieser beiden Kräfte mit einander zu vereinigen; und zwar durch eine sehr glückliche Idee von *Laplace*. Dieser Gelehrte nimmt an, dass die Entfernung zwischen den Molecules der Körper weit grösser, als die Durchmesser dieser Molecules, sind, so dass die Dichtigkeit eines jeden Theilchens die mittlere Dichtigkeit des Ganzen weit übertrifft. Nach dieser Hypothese würde die Berührung dem anziehenden Molecülchen vor der Attraction in einer durch die Berührung begränzten Entfernung, ein grosses Uebergewicht geben, welches der Beobachtung gemäss ist, und der Schauplatz der Affinitäten kommt also unter die Abhängigkeit der planetarischen Attraction zurück. Viele Erscheinungen, und unter andern die äusserste Leichtigkeit, mit welcher die Lichtstrahlen die durchsichtigen Körper nach allen möglichen Richtungen durchdringen, scheinen dieser Hypothese günstig zu seyn. Die Verschiedenheiten, welche die Resultate der Affinität darbieten, hängen also von der Form der Elementartheilchen ab. Es fehlt uns aber bey weitem noch an den nöthigen Kenntnissen, um den Calcul auf die genauen Wirkungen der durch die Affinität bewegten Körper, welche sie auf einander ausüben, anwenden zu können. — Die Entwickelung derjenigen Umstände, welche die regelmäsige Anordnung der Molecules in gewissen Körpern unter geometrischen Formen, bestimmen, gehört für die Chemie. Anfänglich waren die Theilchen durch die Dazwischenkunft einer Flüssigkeit, von einander abgesondert, nachher näherten sie sich, und wurden vermöge ihrer wechselseitigen Attractionen vereinigt, so wie die Molecules des Fluidums verdünsteten oder durch eine andere Ursache entwichen. Dies heisst *Krystallisation*, und die dadurch entstehenden Körper heisen *Krystalle*. Der Vf. ist, wie zu erwarten war, über diesen Gegenstand sehr ausführlich. Er betrachtet die drey Elementarfiguren, wodurch die grosse Verschiedenheit der Krystalle entsteht. Diese sind das Rhomboid des Kalkspaths, das Zwölfeck mit rhomboidischen Flächen und das regelmäsig sechsseitige Prisma. „Hier erkennt man, sagt der Vf., das was man den wahren Wahlspruch der Natur nennen könnte: Oekonomie und Simplicität in den Mitteln, und Reichthum und unerschöpfliche Veränderung in den Wirkungen." — Was in der Physik Wärme genannt wird, bezeichnen die Chemiker durch Wärmestoff. Der Vf. entscheidet für keine der bekannten Meynungen von der Natur und dem Wesen dieses Stoffs, trägt aber diejenige vor, nach welcher der Wärmestoff eine wirkliche Materie, ein sehr feines und elastisches Fluidum ist, welches alle Körper durchdringt, und ihre Theilchen zerstreut oder ihnen erlaubt, sich einander zu nähern, je nachdem seine Quantität in diesen Körpern vermehrt oder vermindert wird. Hr. *H.* wählte diese Hypothese deshalb, weil sie zur Entwickelung der Begriffe von den Erscheinungen am zweckmäsigsten ist, und weil letztere dadurch am bequemsten erklärt werden können; er geht jedoch nicht weiter, als es zur Physik gehört. — Die Erscheinungen bey den Haarröhrchen sind bis zu einem gewissen Punkte mit denen der Hygrometer verbunden, weil sie analoge Ursachen haben. Hr. *H.* bemüht sich, das Paradoxon, welches sie darstellen, zu erklären, indem sie von den gewöhnlichen Gesetzen der Hydrostatik eine Ausnahme zu machen scheinen. *Clairaut* macht in seinem berühmten Werke über die Figur der Erde die Bemerkung, dass, wenn man die Erhe-

Erhebung von einerley Flüssigkeit in zwey Haarröhrchen vergleicht, die Attraction jeder Oberfläche das Resultat aller besondern Attractionen ist, welche die verschiedenen Theilchen des Glases auf die des liquiden Stoffs ausüben, welche letztere so kleine Entfernung haben, um die Wirkung dieser Attractionen zu empfinden. — Die durch den Prof. *Casbois* zu Metz angestellten Versuche beweisen, dass, wenn das Haarröhrchen und das Quecksilber vollkommen ausgetrocknet sind, das Metall sich oberhalb des Wasserpasses, wie die wässerichten Flüssigkeiten, erhebt. — Unter den Resultaten der Versuche, wodurch man die Ausdehnung der Luft durch die Wärme zu bestimmen gesucht hat, herrscht eine grosse Verschiedenheit. *Gay-Lussac* hat diese Lücke auszufüllen gesucht, und ist auch durch eine Reihe sorgfältiger und genauer Versuche so weit gekommen, dass man nicht nur die Ausdehnung der atmosphärischen Luft zwischen den beiden bekannten Gränzen (nämlich zwischen dem Grade vom schmelzenden Eise und kochenden Wasser), sondern auch von verschiedenen andern auflöslichen und unauflöslichen Gasarten bestimmen kann. Und was diesen Resultaten einen noch grösern Werth giebt, ist ihre Gleichförmigkeit mit dem Gesetze der Ausdünstung. — Verschiedene Meynungen der Physiker über die Lehre von der Ausdünstung. *Leroy's* und *Daltons* Untersuchungen. Man hat dieser Lehre verschiedene, aus der Chemie hergenommene Einwürfe gemacht, und keiner hat hier die Rechte der Affinität besser vertheidigt, als *Bertholet* in seinem neuesten Werke über die chemische Statik (?) — S. 296. „Die Geschwindigkeit des Schalls hat man auch durch den Calcul zu bestimmen gesucht; aber die Theorie gab diese Geschwindigkeit auffallend kleiner, als man aus der Beobachtung folgerte, und keine der zur Auffindung der Ursachen dieser Differenz erdachten Hypothesen war befriedigend. *Laplace fand*, indem er über ein Phänomen nachdachte, dessen Kenntniss wir der neuern Chemie verdanken, die Möglichkeit, die Auflösung der damit verbundenen Schwierigkeiten daraus herzuleiten. Man weiss, dass die Luft, je nachdem man sie condensirt, einen Theil der in ihr enthaltenen latenten Wärme entwickelt, welche in den Zustand der empfindlichen Wärme übergeht, und dass sie im Gegentheil, wenn man sie verdünnt, eine gewisse Quantität Wärme absorbirt, welche latent wird. Daher werden bey der Fortpflanzung des Schalls die Lufttheilchen nach und nach condensirt und ausgedehnt, wie bey einer Feder, welche sich zusammendrückt und nachlässt. Sie entwickeln daher im Augenblick der Condensation eine kleine Quantität Wärme, die, wenn sich ihre Temperatur erhöht, ihre elastische Kraft vermehrt, woraus eine Beschleunigung der Geschwindigkeit ihrer zitternden Bewegung folgt. Weil nachher die Enthindung auf die Compression folgt, so wird die entwickelte kleine Quantität Wärme wieder unempfindlich. Hiernächst werden dieselben Wirkungen erneuert, und sofort, woraus man sieht, dass die Fortpflanzung des Schalls schneller vor sich gehen muss, als im Fall einer gleichförmigen Temperatur." Die Art, wie *Biot* die mathematische Analysis auf diese Idee angewandt hat, giebt ihr ein neues Ansehen von Wahrheit. — Die noch über die Electricität und den Galvanismus anzustellenden Untersuchungen können keine wesentliche Unterscheidung zwischen beiden zur Folge haben, sondern blos dazu dienen, um die Electricität mit dem letztern zu verbinden. — Die Theorie des Lichts ist noch gar nicht erschöpft. Verschiedene Fragen, welche sich auf das Sehen beziehen, sind noch nicht vollkommen aufgelöst. Es giebt gewisse Erscheinungen, wie diejenigen, welche auf die Electricität, die Phosphorescenz u. s. w. Bezug haben, bey denen der Einfluss des leuchtenden Fluidums bisher noch nicht erklärt ist, und diejenigen Eigenschaften, auf welche die neuesten Untersuchungen hinzudeuten scheinen und welche auf das verschieden gefärbte Sonnenbild Bezug haben, erfordern, dass die Natur hier aufs Neue durch äusserst genaue Versuche befragt werde." —

Deutsche Physiker werden freylich in dem vorliegenden Werke manches vermissen, besonders eine Menge interessanter Erfahrungen und Versuche; indess werden geschickte Lehrer der Physik, *für die* das Werk zunächst, als ein *Leitfaden bey ihren Vorlesungen*, bestimmt ist, diesem Mangel leicht abhelfen können. Hr. *H.* hat, wenigstens nach der Ueberzeugung des Rec., die Gegenstände mit vieler Originalität und vielem Scharfsinn behandelt. Sein Vortrag ist leicht fasslich, doch gründlich und an vielen Stellen des Werks schön. Zur Entschuldigung desselben sagt er am Schlusse der Einleitung: „*Les Maîtres habiles qui l'auront entre les mains, plus faits que personne pour sentir la difficulté d'un pareil travail, le jugeront d'une part avec moins de sévérité, et suppléeront de l'autre à ce qui pourroit y manquer; et c'est pour nous une double satisfaction de le placer entre leur indulgence et leur sagacité.*" Möge diese edle Bescheidenheit des verdienstvollen *Hauy's* vielen jungen Schriftstellern zum Muster dienen!

Der Gebrauch dieses Werks wird durch ein hinten angehängtes vollständiges Sachregister erleichtert. Da schon ein paar deutsche Uebersetzungen dieses Werks angekündigt sind, so ist zu wünschen, dass man hauptsächlich darauf sehe, das Fehlende durch Hindeutungen und kurze Darstellungen, in so weit es mit dem Plane des Werks selbst vereinbar ist, zu ergänzen, ohne jedoch die Gränzen eines *Lehrbuchs* zu überschreiten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. März 1804.

NATURGESCHICHTE.

LONDON, *A Synopsis of the brittish Confervae*, by *Lewis Weston Dillwyn, F. L. S.* Fasc. I. cont. 12 highly magnified Drawings coloured from nature, with descriptions. 1802. gr. 4. (9 Sh.) Fasc. II. cont. 8 Drawings 1802. (6 Sh.)

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Großbrittanniens Conferven nach Dillwyn*, für deutsche Botaniker bearbeitet von Dr. *Friedr. Weber* und *D. M. H. Mohr. Erstes* Heft mit 6 Kpf.; *Zweytes* Heft mit 4 Kpf. 1803. 8. 32 und 28 S.

Wenn man gleich bisher den Engländern vor den Deutschen den Vorzug einräumen mufste, dafs sie bis zu dem Zeitpunkte, wo seit wenigen Jahren in Deutschland, mit Hülfe besserer Vergrösserungsgläser, durch genauere Untersuchungen und richtigere Bestimmungen, eine neue Epoche für das Studium der Wasseralgen anfing, am mehresten zu der historischen Kenntnifs dieser Gewächse beygetragen haben: so scheint dagegen das jetzige Aufblühen dieses Studiums in Deutschland vorzüglich auch auf die Britten zurück zu wirken, und dadurch auch in England eine neue Epoche für diesen Theil der Botanik zu veranlassen. Die Folgen für die Erweiterung dieses Studiums müssen um so wichtiger werden, wenn beide Nationen sich jetzt die Hand bieten und gemeinschaftlich beeifern, die bisher übersehenen oder nur oberflächlich beobachteten Schätze dieser grofsen Pflanzenfamilie aufzusuchen und durch genauere Untersuchungen ihres innern Baues die systematische Kenntnifs derselben zu einem höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen. Rec., der sich seit einigen Jahren den Anfang machte, sich mit dem Studium der Wasseralgen zu beschäftigen, hält sich daher überzeugt, dafs bey dem gegenwärtigen Aufblühen einer vorher in Deutschland so sehr vernachläfsigten Wissenschaft, für den deutschen Botaniker es um so wichtiger seyn müsse, mit einem Werke, als das vorliegende, welches die Bearbeitung einer der grösten und schwierigsten Gattung dieser Familie zum Gegenstande hat, genauer bekannt zu werden.

Die beabsichtigte schnelle Fortsetzung des englischen Werkes, wovon alle vier Monate ein Heft erscheinen sollte, bisjetzt aber in Deutschland nur zwey bekannt worden sind, scheint theils durch die gegenwärtige Lage Englands, theils durch die bey dem gegenwärtigen Kriege erschwerte Communication mit den deutschen Algologen, auf einige Zeit unterbrochen zu seyn. Hr. *Dillwyn* will in diesem Werke die einzelnen Arten der Conferven, so viele nämlich ihrer auf der Insel vorkommen, bekannt machen, um auf diese Weise zu allgemeinen Resultaten über das Ganze der Gattung, welche jetzt schon aufstellen zu wollen, ihm noch viel zu früh scheint, die Materialien zu sammlen. Das Werk ist mit englischer Eleganz gedruckt. Die Abbildungen der in diesen beiden Fascikeln abgehandelten Arten (deren namentliche Anzeige Rec. hier füglich übergehen kann, da in dem deutschen Werke, welches wir gleich näher betrachten wollen, die Arten unter denselben Namen und in derselben Ordnung folgen) sind mit grofser Genauigkeit und Schönheit nach der Natur, sowohl in der natürlichen Gestalt und Gröfse der Pflanze, als auch in einzelnen Theilen vergrösert dargestellt. Einer jeden Kupfertafel ist ein Erläuterungsblatt beygefügt, welches eine kurze lateinische Diagnose, die vorzüglichste Synonymie, die Angabe des Standorts in England und in englischer Sprache eine Geschichte der Art, nebst besondern Bemerkungen über dieselbe und eine Erläuterung der Figuren enthält. Auf einem, dem zweyten Heft vorgehefteten Blatte bemerkt Hr. *Dillwyn*, dafs er darin nur acht Kupferplatten liefere, weil die aus Deutschland erhaltenen Bemerkungen ihn nöthigten, die vier übrigen für dieses Heft noch bestimmt gewesenen Arten einer fernern Prüfung zu unterwerfen. Dieses wird zur Uebersicht des Originalwerkes hinreichend seyn, und wir gehen jetzt zu der nähern Betrachtung des deutschen Werkes über.

Die Vff., welche zur Erweiterung ihrer botanischen Kenntnisse sich jetzt auf einer Reise nach Oesterreich und Italien befinden, nachdem sie kurz vorher eine Reise nach Dänemark und Schweden zurückgelegt hatten, wollen keine Uebersetzung des englischen Werkes, sondern eine, für das deutsche botanische Publicum zweckmäfsig bearbeitete und wohlfeilere Ausgabe liefern. Diesen rühmlichen Zweck haben sie in diesen beiden ersten Heften durch einen fast ganz neu bearbeiteten Text sehr glücklich erreicht, und durch ihre Berichtigungen und Bemerkungen gezeigt, dafs sie einer solchen Arbeit hinlänglich gewachsen sind. In dem Vorberichte erklären sie sich ausführlicher über die Absicht ihres Unternehmens. Sie versprachen sich von demselben einen desto grösern Nutzen für das deutsche botanische Publicum, da die Arten der brittischen Flora fast immer auch die der unsrigen sind, und sie durch die Nähe mit unsern bremischen Algologen sich in den Stand gesetzt sahen, denen in dem Originalwerke

befindlichen Mängeln wenigstens sogleich abhelfen zu können. Die Arten folgen hier in derselben Ordnung und unter denselben Namen, als sie in *Dillwyn's* Werke abgehandelt sind. Nur in einem Paar Fällen im ersten Hefte, wo sie die in dem Originalwerke aufgestellte Synonymie als unrichtig bemerken mufsten, haben sie zwar auf den Kupferplatten selbst den von *Dillwyn* angenommenen specifischen Namen beybehalten, in dem Texte aber unter demselben denjenigen mit angezeigt, der, ihrer Meynung nach, den Pflanzen in der Folge zukommen würde. Von denjenigen Arten, die sie selbst zu untersuchen Gelegenheit hatten, haben sie *Ehrhardt's* Grundsatz befolgt und nach einem erweiterten Maafsstabe die Diagnosen abgeändert, auch zugleich die jedesmalige Farbe der Art darin mit aufgenommen. (Rec. leugnet zwar nicht, dafs die Anzeige der Farbe in der Diagnose die Bestimmung der Arten sehr oft erleichtere, in sehr vielen Fällen aber, weil die Farbe auch bey den kryptogamischen Wassergewächsen nach der Verschiedenheit des *locus natalis* oft sehr abwechselt, kann dadurch Anlafs zu Zweifeln und Irrungen gegeben werden. Da die Diagnose auf alle, auch der in einzelnen aufserwesentlichen Stücken abweichenden Individuen derselben Art passend seyn mufs: so ist er der Meynung, dafs die Farbe in dieselbe nicht mit aufgenommen werden dürfe.) Die Synonymie ist bey einigen Arten berichtigt und vermehrt. Bey solchen Arten, die bisher auch in Deutschland beobachtet worden sind, haben die Vff. für die in dem Originalwerke angegebenen *loca natalia* in England, die unseres Vaterlandes angezeigt. Bey den Arten, die in *Roths* Werken beschrieben sind, hielten sie es für überflüssig, die von *Dillwyn* oft etwas weitläuftig gelieferten Beschreibungen und Bemerkungen mitzutheilen; dagegen geben sie die Gründe an, die sie bewogen, manche Abänderung in der Synonymie des Originalwerkes zu machen. Dadurch wurden nicht allein Kosten und Raum erspart, sondern die Wissenschaft erhielt auch einen wahren Gewinn. Auch ist der Kostenaufwand bey diesem Werke dadurch sehr verringert worden, dafs auf jeder Kupfertafel in Octavformat sich zwey Kupfertafeln des Originalwerkes befinden. Nicht nur die Abbildungen des Originalwerkes, nach den vier verschiedenen Vergröfserungen der Theile, sind durch Hn. *Besemann* so genau und rein nachgestochen, dafs sie dem Originalwerke nichts nachgeben, sondern es sind auch noch einige Abbildungen, die dem englischen Werke fehlen, eingeschaltet, um die verschiedenen Resultate der verschiedenen Untersuchungen mit einander vergleichen zu können. Auf solche Weise hat der Käufer dieses deutschen Werkes von dem Wesentlichen der Figuren nicht nur nichts verloren, sondern sogar gewonnen.

Jetzt wollen wir die, in beiden Werken abgehandelten Arten der Reihe nach anzeigen, und diese Anzeige, in vorzüglicher Rücksicht auf das deutsche Werk, mit einigen Bemerkungen begleiten. Vorher mufs Rec. aber noch bemerklich machen, dafs die von den Vff. eingeschalteten Abbildungen mit *kleinen lateinischen Buchstaben* bezeichnet sind; die Bezeichnungen der Tafeln und der übrigen Figuren haben sie dagegen, zur leichtern Vergleichung, nach dem Originalwerke völlig beybehalten. *Erstes Heft.* Taf. 1. *Conferva eriscetorum Roth.* *Dillwyn* beobachtete diese Art nach ihrem inneren Baue ganz anders, als sie *Roth* beschrieben und abgebildet hat (*Catalecta bot.* Fasc. 2. p. 206. Tab. V. fig. 1. A. B.), daher haben die Vff. *Roth's* Abbildungen mit beygefüget. (Wahrscheinlich stellen des Letzteren Abbildungen die Pflanze im älteren und die des Ersteren im jüngeren Zustande vor.) Taf. 2. *Conferva bipunctata Roth.* (*Conferva stellina Müller.*) Hier haben die Vff. *Müllers* Figur eingeschaltet, weil sie die Pflanze im höchsten Alter vorstellet, wo die zusammengehäuften *granula* eine Sternform bilden. Taf. 3. *Conferva spiralis*, die aber die Vff. nach *Müller* in der Folge *quinina* nennen wollen. (*Conferva scalaris Roth*, nicht aber dessen *spiralis*, die eine verschiedene Art ist.) Taf. 4. *Conferva nitida Florae Dan.* (*Conferva setiformis β. lubrica Roth.*) Taf. 5. *Conferva jugalis* (*Conferva setiformis α. Roth*). Hr. *Dillwyn* hielt die auf dieser und der vorigen Tafel abgebildeten Conferven für zwey verschiedene Arten, weil bey der letzteren die Fäden sich endlich copuliren, bey der ersteren aber nicht. Die Vff. verwerfen mit Recht diesen angenommenen Grund, da sich mehrere der verwandten haarförmigen Arten in einem gewissen Alter copuliren, und betrachten sie also beide nach *Roth* nur als eine Art. Taf. 6. *Conferva genuflexa Roth.* Hier haben die Vff. den Figuren des Originalwerkes *Müllers* Figur 10. Taf. 1. der *Conf. serpentina* beygefügt, weil sie den zweyten Zustand der *Conf. genuflexa* vorstellet, in welchem sich die *granula* in den *articulis* zeigen. Taf. 7. *Conferva muralis Dillwyn*, eine neue, auch in Deutschland an Wänden und auf Dächern sehr häufig vorkommende Art. Sie gehört mit zu den Conferven, die inwendig mit Ringen versehen sind (*Confervae annulatae*), aber dennoch keine wirkliche Absätze (*genicula*) haben. Taf. 8. *Conferva confervicola Dillwyn.* Sie wächst auf andern Seealgen und hat einen gleichen Bau mit der vorhergehenden *C. muralis.* Hr. *Dillwyn* rechnet zu dieser Art, und vielleicht nicht ganz unrichtig, die *Conferva Dillen. hist. musc.* Tab. 85. fig. 21., welche *Roth* für seine *Conferva Mucor* hält. Taf. 9. *Conferva capillaris Linn.* Nach *Dillwyn's* Behauptung ist die *Conferva Linum Florae Danicae* und *Roth* die wahre *Conf. capillaris Linn.*, und daher mufs die *Conferva capillaris Roth* in der Folge einen andern Namen erhalten. Taf. 10. *Conferva flexuosa Florae Danicae.* Taf. 11. *Conferva atra Hudson.* (*Conferva Dillen* Tab. 7. fig. 46.) Eine schöne Pflanze in Bächen und Quellen Englands. Sie gehöret aber nicht zu der *Conferva gelatinosa* (*Batrachospermum Roth*), wohin sie *Linné* rechnete. Taf. 12. *Conferva mutabilis Roth.* Zu dieser soll, nach *Dillwyn's* Behauptung, *Conferva Dillen* Tab. 7. fig. 44. (also *Batrachospermum β. viride Roth*) gehören. *Zweytes*

.tes Heft. Taf. 13. *Conferva glomerata Linn. (Conferva crispata Roth).* Hier werden *Linné's* Verwirrungen in der Synonymie berichtiget. Taf. 14. *Conferva fracta Flor. Dan. (Conferva divaricata Roth).* Taf. 15. *Conferva dichotoma Linn. (Ceramium dichotomum Roth).* Taf. 16. *Conferva frigida Roth.* Die Vff. wollen diese in der Folge *Conferva Dillwynii* benannt wissen, weil sie glauben, dass die von *Dillwyn* hier vorgestellte Art nicht die gleiches Namens von *Roth* sey. Hier haben sie sich aber wahrscheinlich geirrt; denn Rec. hat bey einem Freunde aus einem Briefe von Hn. Pastor *Trentepohl* und dem diesem beygefügten Exemplare ersehen, dass *Conferva frigida Roth* allerdings *Dillwyn's* Pflanze sey, nur dass letzterer sie mit Fruchtkapseln abgebildet hat, die man bisher in Deutschland noch nicht beobachtete. Taf. 17. *Conferva rosea (Ceramium roseum Roth).* Taf. 18. *Conferva repens Dillwyn*, wächst auf anderen Seealgen. *Dillwyn* rechnet die *Conferva Dillen* Tab. 4. fig. 21. zweifelhaft hierzu. Höchst wahrscheinlich gehöret diese aber doch zu *Conferva cirrhosa Roth.* Taf. 19. *Conferva Myochrous Dillwyn*, wächst in Gebirgsströmen, ist aber in Deutschland noch nicht beobachtet. Taf. 20. *Conferva limosa Dillwyn*, die auch in Deutschland häufig in Gräben und Teichen vorkommt. Sie gehört mit zu den inwendig mit Ringen versehenen, absatzlosen Conferven.

Am Schlusse des Vorberichts bitten die Vff. die Botaniker, ihnen sowohl über diese Arbeit, als auch überhaupt über die zur Familie der Wasseralgen gehörigen Gewächse ihre Bemerkungen mitzutheilen. Rec. wünscht sehr, dass durch die baldige Fortsetzung des englischen Werkes diese deutsche Arbeit gefördert werden möge.

GOTHA, b. Ettinger: *Versuche über die Insecten.* Ein Beytrag zur Verbreitung des Nützlichen und Wissenswürdigen aus der Insektenkunde, von *Carl August Schmid*, Hofkapellan zu Wernigerode. *Erster* Theil. 1803. XX u. 258 S. 8. (18 gr.)

Der Zweig der Naturbeschreibung, welcher der Lebensart, den Instinctäusserungen und der Fortpflanzungsweise der Thiere gewidmet ist, und den man auch wohl Naturgeschichte im engern Sinne nennt, ist in den neuern Zeiten gegen die systematische Beschreibung und Eintheilung dieser Naturkörper, unverhältnissmässig, vernachlässigt. In der Klasse der Insecten wurde er vorzüglich in frühern Zeiten gepflegt, und erregte ein besonderes Interesse für die kleinen übersehenen Geschöpfe, die in den Aeusserungen ihrer Naturtriebe so viel Wunderbares darlegten, was auch den kältern Beobachter mit Staunen erfüllte. Diess hatte die Folge, dass man die Insecten mit grösserer Aufmerksamkeit sammelte und bey der unerwartet angewachsenen Menge dieser Gegenstände wurde es ein allgemeines Bedürfniss, das grosse Heer genauer und besser zu ordnen und zu unterscheiden, als es bis dahin geschehn war. Ueber dieser Sorge vergass man es, die Beobachtungen, durch die ein *Reaumur*, *Degeer*, *Lyonet*, *Rösel* u. a. auch die Verächter des Kleinen dafür einnahmen, fortzusetzen und zu erweitern. In den letzten Jahrzehenden ist wenig zu dem, was man vorher schon über diesen Gegenstand wusste, hinzugekommen. Um so grössere Aufmunterung verdient ein Mann, der, wie der Vf. dieser Versuche, mit so sichtbarer Liebe zum Gegenstande und mit der erforderlichen Beobachtungsgabe, das so lange öde gelassene Feld wieder anzubauen anfängt. Je mehr er seine Beobachtungen vervielfältigen und je weiter er sie ausdehnen wird, desto reicher wird die Ausbeute an interessanten Erfahrungen werden. Die Ordnungen der ungeflügelten Insecten, der Insecten mit häutigen, netzförmigen und zwey Flügeln bieten seinem Eifer noch weit mehrere und mannigfaltigere Eigenheiten in der Lebensweise, den Aeusserungen des Instincts und der Art sich fortzupflanzen und zu ernähren dar, als die Käfer, mit denen er sich im vorliegenden Werke hauptsächlich beschäftigt hat, obgleich auch darüber eine Menge neuer und interessanter Bemerkungen vorkommen.

Das Buch enthält folgende Abhandlungen: 1) *Ueber den Werth des eigenen Sammelns und Aufbewahrens der Insecten.* Diese Abhandlung erschöpft ihren Gegenstand, und kann nicht allein diejenigen, welche gegen das Sammeln der Insecten im Allgemeinen eingenommen sind, bekehren, sondern auch denjenigen, welche ihre Lage und Verhältnisse noch zweifelhaft lassen, ob sie ihrer oder ihrer Kinder und Zöglinge Neigung, mit den kleinen Geschöpfen sich einzulassen, nachgeben dürfen, die Gründe angeben, wonach sie ihren Entschluss bestimmen. — 2) *Ueber den Winterschlaf der Käfer.* Dieser Aufsatz ist auf den von demselben Vf. in *Illigers* Magazin für Insectenkunde gelieferten, gebaut; aber eine mit der frühern Abhandlung angestellte Vergleichung zeigt, dass sie der Vf. sehr erweitert und vervollkommnet hat. Es sind mehrere Beobachtungen hinzugekommen, die Rec. interessant waren. — 3) *Ueber das Eigenthümliche in der Vertheidigung der Käfer*, wobey unter Vertheidigung jede Abwehrung und Vermeidung der Gefahren verstanden wird. — 4) *Ausführliche Naturgeschichte der Todtenuhr* — des *Anobium striatum Fabr.*, *Ptinus pertinax Linn.* — 5) *Der Borkenkäfer*, *Bostrichus typographus*, sehr ausführlich und Forstmännern zu empfehlen. — 6) *Der Leuchtkäfer*, *Lampyris splendidula Fabr.* Zu der vom Vf. gemachten Erfahrung, dass das Leuchten die Thierchen den Fröschen verräth, führen wir ein von *Stedmann* in seiner Reise nach Surinam aufgezeichnetes Beyspiel an, dass ein dortiger grosser Frosch glühende Kohlen, die zufällig hingeworfen wurden, ohne etwas von schmerzhafter Empfindung zu verrathen, verschlang, weil er sie für grosse Leuchtkäfer hielt.

Wir wünschen, dass der Vf. uns bald mit einem neuen Bändchen, das eben so reich an eigenen Beobach-

Digitized by Google

obachtungen und Erfahrungen ist, beschenke. Es kann ihm an Stoff dazu nicht gebrechen, da die Anzahl der Insecten, die man nur in ihrer vollkommnen Gestalt und noch gar nicht in ihrem Seyn und Wirken kennt, bey weitem die gröfsere ist. Die Zoologie gewinnt am meisten, wenn der Beobachter der Lebensweise der Thiere dem Systematiker die Hand bietet, und wenn jeder sein Fach um so vollkommner bearbeitet, weil er seine Aufmerksamkeit nicht zu theilen braucht. Es folge darin jeder seinen Anlagen, seiner Neigung und seinen Umständen, und statt über den Andern verächtlich hinwegzusehn, weil er nur Eins von beiden treibt, benutze Einer des Andern Hülfe. Ohne genaue Unterscheidung der Arten sind die gemachten Beobachtungen über ihre Lebensart fast unbrauchbar, und ohne Hinsicht auf das Leben und Thun der Thiere und auf die Zwecke ihrer Bildung, ist das bloſse Ordnen, Beschreiben und Nennen derselben ein einseitiges und unfruchtbares Geschäft. Aus der Verbindung beider Ansichten geht erst die wahre Naturkunde hervor.

BERLIN, b. Oehmigke d. J.: *Termini botanici iconibus illustrati*, oder *botanische Kunstsprache durch Abbildungen erläutert*, von *Friedrich Gottlob Hayne. Drittes* bis *neuntes* Heft. 1802 u. 1803. Jedes von 1 Bog. Text u. 5 illum. Kupfert. in gr. 4. in einem bunten Umschlage. S. 23 bis 90. u. Tafel 10 bis 45. (Prän. Pr. Heft 1 Rthlr. 4 gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 12 gr.)

Die ersten beiden Hefte dieser Kunstwörterlehre für die Gewächskunde sind in den Ergänzungsbl. 1 J. Nr. 21. angezeigt. Auf den Kupfertafeln ist eine grofse Menge von gutgewählten und wenn auch nicht schön, doch deutlich und reinlich abgebildeten Beyspielen zu den Kunstwörtern geliefert. Wenn das Ganze vollendet seyn wird (noch ist das grofse Kapitel von den Früchten zurück): so gewährt es eine lehrreiche Uebersicht der mannigfaltigen Gestalten und Verhältnisse, unter welchen die Theile der Gewächse vorkommen, aufser dem Nutzen, den es als Versinnlichung der Kunstwörter leistet. Zwar bringt es die Natur des Gegenstandes mit sich, dafs eine solche Beyspielsammlung, auch mit Hn. *Hayne's* unverkennbarem Fleisse gesammelt, nie ganz erschöpfend seyn kann; indefs kann man doch behaupten, dafs die wichtigsten Abweichungen der Pflanzenformen hier vorkommen. Deswegen hoffen wir, dafs künftige Terminologen sich auf das vorliegende Werk, als auf ein reichhaltiges mit Aufwand und Sorgfalt gesammeltes Repertorium von erläuternden Beyspielen beziehn. Es bleibt nichts zu wünschen übrig, als dafs wir noch erläuternde Abbildungen zu der allgemeinen Kunstsprache bekommen, die ohne Rücksicht auf die Natur selbst zu nehmen, welche die Formen selten in der ganzen Reinheit des terminologischen Begriffs zeigt, die räumlichen Formen gut vorstellen. *Linné's* so oft wiederholte Abbildungen zu seiner Terminologie sind im Ganzen von dieser Art, aber theils reichen sie jetzt nicht mehr zu, theils sind die Darstellungen selbst etwas roh. Sollte es mit Hn. *Hayne's* Plane unvereinbar seyn, seinem Werke die wenigen dazu erforderlichen Tafeln anzuhängen? Hoffentlich wird er auch den innern Bau der Gewächse erläutern und durch ein gutes Register und ein nach der Folge der Kupfer und Figuren geordnetes Verzeichnifs der abgebildeten Gegenstände die Brauchbarkeit des Werks erhöhn. Auch könnte er damit die Erläuterung von *Jussieu's* und *Batsch's* natürlichen Pflanzenfamilien verbinden, indem er bey jeder Familie auf die zu ihrer Erklärung dienenden Abbildungen verwiese, was Anfängern und Lehrern gleich willkommen seyn würde. Der Vf. wird in diesen Vorschlägen das Interesse erkennen, das wir an seinem Werke nehmen. Wir fügen noch einige Anmerkungen über die deutschen Kunstwörter hinzu. Für *hockrig*, *tuberculata*, S. 39. würden wir lieber *beulig* oder im vorliegenden Falle *warzig*, *verrucosa*, sagen. S. 40. *moniliformis*; der Ausdruck *schnurförmig* ist besser als *rosenkranzförmig*; für *emersus* S. 50. würden wir nicht *hervorragend*, sondern *aufgetaucht* sagen, denn die deutsche Kunstsprache mufs verschiedne Begriffe eben so mit verschiednen Worten bezeichnen, wie die lateinische. *Stämmchen* kann kein Ausdruck für *Surculus* der Moose bleiben. Dafs der Vf. *einseitig* für *secundus* verworfen hat, billigen wir; aber die Ausdrücke *einseitswendig*, *allseitswendig* (*vagus*) S. 87 u. 90. sind hart und schleppend, warum nicht lieber *einwendig*, *viel-* oder *allwendig*?

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Bamberg: Theorie der Sphäre.* Entworfen von *Michael Jäck*, Doctor. 1803. 37 S. 8. — Diese kleine Abhandlung, die der Vf. als eine Schülerarbeit seinen Mitschülern als Pfand der Freundschaft und Liebe übergiebt, soll zeigen, dafs man den aus der Umdrehung des Halbkreises abgeleiteten Begriff der Kugel nicht in die Geometrie aufnehmen könne, weil man dabey auf eine Menge Schwierigkeiten stofse, die hier angegeben werden. Dahin gehört z. B. dafs die Bewegung zur Entstehung geometrischer Körper um so weniger mit thätig seyn könne, weil sie zu ihrer Möglichkeit den Raum als schon gegeben voraussetze. Aber setzt denn die Erklärung: „die Kugel sey ein geometrischer Körper, welcher durch eine krumme Oberfläche begränzt wird, deren einzelne Punkte von einem innern gleichweit abstehen," nicht auch zur Möglichkeit der Kugel den Raum als schon gegeben voraus? Ueberhaupt würde diese kleine Schrift keine scharfe Kritik aushalten, der sie aber Rec. aus Achtung für den Fleifs des jungen Mannes nicht unterwerfen will, obgleich der Vf. eben wegen des Unternehmens, ältere und neuere Geometer zurecht weisen zu wollen, allerdings selbst eine etwas ernsthafte Zurechtweisung verdient hätte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. März 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Russische Volkslieder*, für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, aus dem Russischen übersetzt, und Ihrer Majestät der Kaiserinn aller Reusen und grosen Frau Elisabeth Alexiewna in allertiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit zu Füsen gelegt von *Georg von Doppelmair*, Russ. Kais. Collegienrath und literar. Correspondenten d. Russ. Kais. Univers. zu Dörpt. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausg. dieser (sogenannten) Volkslieder zollt in seiner Vorrede *den alten Russischen Volksgesängen* das gebührende Lob: dass sie bis auf diesen Tag von Jungen und Alten aus allen Ständen mit Frohsinn und mit Liebe gesungen werden; dass sie nicht nur hinter dem Pfluge, auf der Heerstrasse, in den Werkstätten der Arbeiter, auf Lustbooten und Kriegsschiffen, und bey den Zügen der Heerschaaren, mit lautem Jubel erschallen; sondern dass sie auch in den Zimmern der Grosen von den Lippen der gebildetern Jugend mit eben so vieler Anmuth als Geschmack ertönen. Er sagt mit Recht, dass sie mit wahrem schlichten natürlichen Sinn und mit Herzlichkeit gedichtet, oft mit schalkhafter Nationallaune gewürzt, und mit anziehenden Bildern im orientalischen Geschmack verwebt sind. Um desto mehr ist es zu verwundern und zu bedauern, dass er in den von ihm zur Probe herausgegebenen 24 Liedern nicht lieber *treue Uebersetzungen* der *gedruckten* Volksgesänge nach den vorhandenen guten ältern und neuern Sammlungen geliefert hat, statt eine *handschriftliche* Sammlung zum Muster zu wählen, welche von ihrem Besitzer *wahrlich nicht* (wie Hr. *v. D.* sagt) zu ihrem *Vortheil*, sondern *mit viel mehr Willkühr als Geschmack* verändert, und zum Theil gänzlich *umgeschmolzen* worden, wie dies besonders mit Nr. 15. u. 22. geschehen ist.

Rec. hat sich die Mühe genommen, *zwanzig* der vom Hn. *v. D.* übersetzten Lieder mit den russischen Originalen zu vergleichen, und er muss mit Leidwesen gestehen, dass er fast in *allen* (Nr. 14. scheint allein eine Ausnahme zu verdienen) nicht nur die kernhafte *Kürze*, die schlichte, aber herzliche *Sprache*, und die eigenthümliche *Laune* der Originale vermisst, sondern dass er auch fast überall *den Sinn derselben verfehlt und verändert* findet. Um dieses Urtheil zu belegen, will Rec., ohne lange zu wählen, gleich das *erste* Lied in der Sammlung ausheben, und will seinen eigenen Versuch einer *wörtlichen* Uebersetzung des russischen Originals, *mit Beybehaltung des russischen Sylbenmaasses*, darunter setzen. (Rec. hat nach S. 13. der Sammlung Russischer Lieder von *Iwan Pratsch* übersetzt.)

Hr. *v. D.*

Ohne den Geliebten, Mütterchen,
ach wie seufzt das Mägdlein *jung und zart!*
Traurig sieht sie, wie der Lenz erscheint,
wie sich alles um sie liebt und paart.

Dennoch trüber ist die Liebende,
und mit Klagen füllet sie die Luft,
wenn ihr Treuer ihr zu lange weilt,
den der Liebe Sehnsucht girrend ruft.

Mutter, auf dem hohen Berge dort,
oder auf der Treppe lass mich stehn,
gute liebe Mutter! denn ich muss,
muss nach meinem treuen Jüngling sehn.

Längs der *öden* Strasse *braust der Sturm,*
schüttelt sich im Schneegestöber wild;
doch der Treue lachet seiner Wuth,
deckt ihn nicht der Liebe fester Schild?

Seh' ich recht? Er kömmt, mein schöner Falk,
Ja, er ist's, *ich kenne seinen Zug!*
Ha, sein brauner rechter Fittig eilt,
eilt zu mir im doppeltschnellen Flug!

Wehe nur mit deinem weisen Tuch,
Ja, ich seh es wehn, du, meine Lust!
Du, an Schönheit einer Jungfrau gleich,
eil' und ruhe dann an meiner Brust.

Rec.

Traurig, Mutter, ists, im Frühling so allein;
trauriger ist's, ohne den Geliebten seyn.
Ach! vor lauter herbem Gram und Ueberdruss
will ich nur hinaus auf unsre Treppe gehn,
will dort warten, und nach allen Seiten sehn,
ob mein weisser Falk nicht bald geflogen kömmt,
ob nicht schon sein Fittig, fernher schimmernd winkt.
Oder dort hinaus vors Hofthor will ich gehn,
will die lange Strasse ganz hinunter sehn,
ob nicht bald mein Herzgeliebter zu mir kömmt.

Auf der Strasse wirbelt Schneegestöber auf;
hinter dem Gestöber kömmt mein trauter Freund,
und er winket mir mit seinem zitznen Tuch:

„Harre nur, mein liebes Mädchen, harre noch;
lass mein Aug' ein wenig weiden sich an dir;
lass es weiden sich an deiner Schönheit Reiz,
an dem Reiz, der, traun! den Kopf mir schier verrückt;
nennt dich jeder doch die Schönste hier im Dorf!
— Aber, Liebchen, wovon bist du heut' so blass?"

Bey dem *neunten* Verse ist zu bemerken, dass die meisten Dörfer in Russland eine einzige lange Strasse ausmachen, in welcher die hölzernen Häuser ohne Zwischenräume dicht neben einander stehen.

Das russische Liedchen beginnt, wie die meisten alten russischen Volkslieder, mit einer kurzen Meta-

pher, deren Sinn aber nicht verſteckt gelaſſen, ſondern in den folgenden Zeilen erklärt wird. Das liebende Mädchen wartet mit Sehnſucht auf ihren *weißen Falken* (ihren Geliebten). Dieſer kömmt endlich, und ihr winkt ſchon von fern *ſein ſchimmernder Fittig* (ſein ſchönes zitzenes Tuch, das er wehen läſst). Von ferne redet er ſie endlich mit den Worten an, womit ſich das Lied ſchlieſst; das iſt der ganze Inhalt der Idylle.

Von den in der *Doppelmairſchen* Paraphraſe mit Curſivſchrift gedruckten Stellen ſteht *nichts* im Original. Da iſt nirgends die Rede von einem *hohen Berge*, auf welchen das Mädchen ſteigen will.

Ja ſo gōrä i s' krutſchiny molodá
i[l]' Ia wyidu na Kryletſchko poſtojú etc.

heiſst auf Deutſch: „Ich junges Mädchen will *vor Gram* und Ueberdruſs *entweder* auf die Treppe hinausgehn u. ſ. w." Hr. *v. D.* hat die Worte *ſo gōrä* (*vor Gram*) mit *na Gorú* (*auf den Berg*) verwechſelt. Eben ſo wenig iſt die Rede von einem *Sturme*, der längs der *öden* Straſse *brauſt*, und *ſich wild im Schneegeſtöber ſchüttelt*; eben ſo wenig *von dem Treuen, welcher ſeiner Wuth lacht, weil der feſte Schild der Liebe ihn deckt*; noch viel weniger *von dem Zuge* des Geliebten und von ſeinem *braunen rechten* Fittig, *der in doppeltſchnellem Fluge eilt* (und der nach Hn. *v. D.* erklärenden Anmerk. *ein braunes zur Rechten galoppirendes Schlittenpferd* (!) bedeuten ſoll); eben ſo wenig von des Geliebten *Schönheit, einer Jungfrau gleich* u. ſ. w. Mit einem Worte, man findet *nichts* von dem allen, was Hr. *v. D.* in den erklärenden Anmerkungen zu dieſem Liede anführt, in dem Original, ſondern es ſind *lauter willkührliche Zuſätze*. Ueberhaupt ſcheint es Rec., daſs die *erläuternden Anmerkungen* faſt nichts anders enthalten, als einen Commentar über *willkührlich eingewebte* oder *hineingedachte* Bilder und über eben ſo willkührlich eingeſchaltete *empfindſame Tiraden*, und daſs ſie folglich in den *wirklichen* Originalen wenig oder *nichts* erklären. So iſt z. B. in dem Liede Nr. 6. eben ſo wenig *ein allegoriſches Bild des Winters und des Frühlings* zu ſuchen (wie Hr. *v. D.* in den Anm. *h*) und *i*) vermuthet), als in dem Liede Nr. 11. In beiden Liedern, ſo wie in manchen andern, giebt die Sängerinn bloſs zu erkennen, daſs ihr ein junger Liebhaber *willkommen*, und ein alter *zuwider* ſey. Tief verborgene Allegorieen ſucht man vergeblich in den ruſſiſchen Volksliedern.

Rec. muſs auch noch anmerken, daſs die ruſſiſchen Volksdichter, *beſonders die ältern*, in ihren Liedern *nie den Reim ſuchen*, und ihn nur *dann* nicht verſchmähen, *wenn er ſich von ſelbſt darbietet*. Oft laſſen ſie daher viele Zeilen nach einander ohne Reime fortlaufen; oft findet man aber auch den Reim nicht nur am *Ende*, ſondern auch im *Abſchnitte* der Verſe. Von abwechſelnden Sylbenmaaſsen und von Abtheilungen in Strophen von mehrern Zeilen wiſſen ſie gar nichts, ſondern ihre Verſe laufen in *gleichem* Sylbenmaaſse *einzeln nach einander* fort. Hr. *v. D.* hat demnach auch in dieſem Stücke, wie die oben ſtehende Probe zeigt, den Volksliedern eine fremde Geſtalt gegeben. Die Ruſſen beſitzen zwar auch eine Menge ſolcher Lieder, die in Strophen eingetheilt ſind; allein dieſe ſind keine *Volkslieder*, und ſelbſt Nr. 24. iſt kein eigentliches Volkslied, obgleich es vom Volke geſungen wird.

Hr. *v. D.* hat auch hin und wieder an den *Melodieen* und dem *Zeitmaaſse* derſelben (z. B. in den Liedern Nr. 1. 2. u. 22.) etwas geändert; worüber jedoch Rec. als Nichtmuſiker ſein Urtheil, wie billig, zurückhält; doch kann er nicht unbemerkt laſſen, daſs die *Tanzlieder* der Ruſſen ohne Ausnahme $\frac{2}{4}$ Tact haben, und daſs Nr. 21. eines der älteſten ruſſiſchen Tanzlieder iſt.

Das Lied Nr. 13. beginnt im Ruſſiſchen folgendermaaſsen:

Sapletiſá Pléten', ſapletiſá
Ty ſaweïſá Truba ſolotája
ſawerniſú Kamká trawtſchetaja.

Laſs dich flechten, Haarzopf, laſs dich flechten,
laſs dich einwickeln, goldnes (Schnür-) Pfeifchen,
laſs dich einpacken, geblümte *Kámká*.

Hr. *v. D.* überſetzt: *Netzchen webe dich, goldnes Horn verbreite dich* u. ſ. w., und *Ruſſen* haben ſeine Ueberſetzung geprüft? und ein *Kenner altvaterländiſcher Sitten und Gebräuche* [ſ. Anm. *m*) und *n*)] hat *ſolche* Misgriffe commentirt?!

Altenburg u. Erfurt, b. Rink u. Schnuphaſe: *Murad*, ein perſiſches Mährchen, von *Anton Wall.* 1801. 254 S. 8. (1 Rthlr.)

Immer hat Rec., dem die Anzeige dieſes Anton-Walliſchen Romans lange ſchon aufgetragen war, mit derſelben abſichtlich gezaudert; weil er *glaubte*, es würde indeſs auch der *zweyte*, das ganze Werkchen muthmaaſslich ſchlieſsende Theil erſcheinen; weil er *hoffte*, daſs dieſer dann ſeinem gegenwärtigen Vorgänger entſprechen ſolle, und weil er ſich dann *freute*, unſer Publicum mit einem der anmuthigſten Producte in neuer Romanen-Literatur bekannt zu machen. Aber, leider! dieſer *zweyte* Theil zaudert und zögert ſo lange; leider ſcheint es, als ſey einer unſerer lieblichſten Erzähler wieder in diejenige Apathie zurückgefallen, in welcher er ſchon einmal eine geraume Reihe von Jahren hindurch ſich befand, und woraus er plötzlich, gleichſam mit jung gebliebener Kraft, neu erwachte! — Wahrlich, das wäre zu bedauern! Wie ſo manches Dutzend unſerer rüſtigen Autoren, die uns jede Meſſe mit zwey, drey, auch mehrern Kindern ihrer Schreibſeligkeit beſchenken, könnte unbedauert, und hierin doch zum erſtenmal lobenswerth, verſtummen; auch von den Nachahmern *Ant. Walls* könnten alle (alle ohne Ausnahme) zum Schweigen verurtheilt werden, wenn nur Er noch länger fortführe! Selbſt dieſer unvollendete Murad wird, wenn er unvollendet bleiben ſollte, dieſen Wunſch rechtfertigen; denn da er gewiſſermaaſsen eine Fortſetzung der *Anathonte* genannt werden kann; da er die Schickſale desjenigen *Sohns Bators* enthalten ſoll, von welchem dort die Geſchichte am Ende bloſs ſchweigt: ſo iſt er auch mit einer ſolchen Naiveté, einem ſolchen Reichthum von Witz, Laune und Empfindung geſchrieben, daſs

dafs er sich in Rücksicht des innern Werths auch dicht, sehr dicht an Amathonten reihen kann. Freylich stöfst man auch hier zuweilen auf Stellen, die man schon in andern Werken dieses Dichters gelesen zu haben sich erinnert, und auf Scenen, die er schon mehrmals malte, weil sie zu seinen Lieblingsscenen gehören mögen; so z. B. wird wieder gewaltig darin *geländert*, und die *unschuldigen* Mädchen spielen ihren Liebhabern gewaltige Streiche, bey welchen sie am Ende — nachgeben müssen; doch selbst Reminiscenzen dieser Art lesen sich im Vortrage des Vfs. so angenehm, dafs man ein grofser Krittler seyn müsste, wenn man nicht wenigstens beym ersten Lesen glauben sollte, hier etwas Neues zu lesen. Vorzüglich sind die Charaktere des Abusalla und seiner alten redseligen, aber trotz Alter und Redseligkeit interessant gebliebenen, Sara, wie auch das Erwachen der *bessern* Seele im Murad, so meisterhaft dargestellt worden, dafs wir den Vf. recht sehr bitten, dieses Werk seines poetischen Geistes nicht unvollendet zu lassen.

Leipzig, b. Rein: *Raphael von Salvatura, oder der Mann ohne Liebe*, von *F. H.* 1801. 360 S. 8. mit 1 Kpf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hätte doch der Vf. seinen Helden nicht blofs den Mann ohne Liebe, sondern auch *ohne Interesse* genannt, so hätte er uns gleich auf dem Titel einen noch tiefern Blick in die scientifische Oekonomie seines Romans werfen lassen! — Denn wem wäre es wohl möglich, an diesem kalten, selbstsüchtigen, seinen ältesten Bruder mit eigner Hand mordenden, seinen greisen Vater mit blofsem Schwerdt überfallenden, und seinen Tod dadurch wenigstens mittelbar verursachenden, seinen zweyten Bruder durch eine schändliche Hinterlist in Kerker stofsenden, und endlich als Minister ein ganzes Land mit Grausamkeit beherrschenden Bösewicht, nur das kleinste Interesse zu nehmen? Dafs ihn gegenseitig wieder alles hafst — dafs ihn selbst die Buhlerinn, die er ehlicht, und auf deren Liebe er rechnet, betrügt — das mag allerdings in der Natur seyn; und so wenig der Vf. auf poetische Gerechtigkeit zu achten scheint, so sehr dringt sie sich ihm hier wider seinen Willen auf. Aber das Ganze bleibt doch ein schauderliches — oder vielmehr widerliches Bild. Wenn dieser unwürdige Raphael den Entschlufs fafst, sich endlich selbst umzubringen; wenn ihn davon noch auf eine Zeitlang die Liebe eines Kindes abhält, das ihm gegenseitig die Fristung des Lebens verdankt: so ist dies zwar gewissermafsen der *beste* (ja fast könnte man sagen, der *einzige gute*) Zug in der ganzen Geschichte. Dennoch ist man herzlich froh, dafs das moralische Ungeheuer wieder zu seinem Vorsatz rückkehrt, erst das kränkelnde Kind in einer Umarmung erdrückt und sich dann selbst durch Gift Gerechtigkeit widerfahren läfst. — Einzelne Stellen, manche Uebergänge der Begebenheiten, manche kraftvolle Beobachtungen, und ein ziemlich männlicher Stil, deuten zwar einen Vf. an, dem es nicht an Geistesvermögen und eben so wenig an der Gabe der Darstellung mangeln würde, dem aber trügende Ideale vorschweben, und der eben deshalb statt der Juno gewöhnlich eine Wolke umarmt.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Aurelia*, ein Roman von dem Vf. des Rinaldini, mit einem (höchst schlechten) Kupfer von *Schule*. 1801. 134 S. 8. (10 gr.)

Hr. *Vulpius* hat sich zwar schon oft genug an der Langmuth des Publicums durch kraft- und geistlose Romane versündigt; aber mit einem so gar flachen, so gar kläglichen that er es doch, unserm Gefühle nach, noch nie! — Die Liebe zweyer Brüder zu einer und eben derselben Schöne ist der Inhalt desselben; und so oft genützt auch dieser Stoff seyn mag, so bietet er doch von selbst manche Gelegenheit zu Situationen und Collisionen dar. Aber hier ist es nicht möglich, auch nur eine Minute lang entweder an der Geliebten oder an den Liebhabern einigen Antheil zu nehmen. Es fängt gleich mit einer Unnatürlichkeit an; denn ein treuloser Buhler muthet der betrogenen Schöne obendrein zu, seine Freywerberinn bey ihrer Freundinn zu machen: und es endet mit einer Abgeschmacktheit; denn ein Wunderthäter fällt gleichsam aus den Wolken herab, und spielt seine Rolle aufs erbärmlichste. — Noch mehr, selbst dieser (dem Anscheine nach *ewige Jude*) wird eigentlich nur darum aufgeführt, damit Hr. *V.* seinen Lesern künftig in einem eignen Werke dieses Astors Ebenteuer versprechen kann. Eine solche Wendung, ein solches Präambulum für künftig, ist — seines Vfs. würdig. Dafs er aber dabey noch mit Gewifsheit voraussetzt, seine jetzigen Leser würden auf diesen Geistesschmaus begierig seyn, und dafs er sie damit tröstet, er werde ihren *Wunsch* nächstens erfüllen: — das ist vollends eine fast unerklärbare Dreistigkeit!

Göttingen, b. Dieterich: *Romanenkalender für das Jahr* 1802. von *Johann Peter Claris de Florian, Karl Gustav Leopold, August Gottlieb Meifsner, Knud Lyne Rahbeck, Karl Reinhard* und *Johann Friedrich Schink*. 1802. 308 S. 8. m. Kupferstichen. (1 Rthl.)

Der Werth dieses Romanenkalenders, von welchem dieses bereits der fünfte Jahrgang ist, ward früher schon in der A. L. Z. mit Beyfall angegeben, und der gegenwärtige ist seinen Vorgängern gleich geblieben. Er enthält: 1) den *Dichter*, von *Schink*. Eine Erzählung, die vielleicht zu dem Besten gerechnet werden dürfte, was Hr. *Sch.* jemals geschrieben hat; denn der Gang ist leicht und doch unterhaltend, der Ton gefällig; nur die eingemischten Gedichte könnten hier und da gefeilter seyn. 2) Das *Damenhemd*, nach einem alten Fabliau, von *Meifsner*. Dieses Fabliau stand zuerst in *St. Palaye's* bekanntem Werke über das Ritterwesen im Anhange; aber es ist hier so ~~umgearbeitet~~, so viel genauer verbunden, und der Charakter der zwey Hauptpersonen so viel interessanter

ter gemacht worden, dafs es beynahe für eine eigene Erfindung gelten könnte. 3) *Selbstmörder aus Liebe*, von *Rahbeck*, und aus dem Dänischen übersetzt von *Ewers*, hat wirkende Situationen, die aber, etwas gedrängter vorgetragen, auch noch wirkender seyn müfsten. 4) *Fragment aus Koglü's Chronik*, von *Leopold*, und aus dem Schwedischen verdeutscht von *Rühs*. Eine ziemlich artige Erfindung, um zu zeigen, dafs ein eigensinniges verzogenes Weib in seinen Wünschen nie zu befriedigen sey! 5) Das *Gewürm* oder die drey schweren Wörter, eine griechische Erzählung, auch von *Leopold*, und von *Rühs* übersetzt. Griechischer Geist lebt gerade nicht in ihr, aber sie ist drollicht genug im Inhalt und Ton. 6) *Rosalba*, eine Sicilische Novelle, von *Florian*, übersetzt von *Reinhard* (dem Herausg.), bekanntlich aus den nachgelafsenen Schriften des leider viel zu früh verstorbenen französischen Dichters, und auch von daher schon in mehrere deutsche Journale verpflanzt, daher sie hier wohl hätte wegbleiben können. — Hn. *Schinks* Portrait steht diesem Almanach voran, und ist sowohl ähnlich als geschmackvoll gestochen.

LEIPZIG, b. Beygang: *Pauline de Ferriere* oder *das geraubte Mädchen*, nach dem Französischen des *Faverolle*, von *Friedrich von Oertel*. 1802. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Des Titels wegen nahmen wir diesen Roman mit einer ungünstigen Meinung in die Hand. Der Räubereyen, an Kindern und Mädchen verübt, giebt es in unsern Romanen — und zumal in denen vom alltäglichen Schlage! — so gewaltig viele; und die Folgen, die daraus entstehen können, sind von so hundertfachen Seiten, bald komisch, bald tragisch, bald gräfslich, bald abenteuerlich, und ach, leider! auch oft so langweilig dargestellt worden, dafs wir besorgten, dies werde wohl wieder einen Intriguenroman von *dieser* Art abgeben. Aber wir wurden im Lesen ziemlich angenehm überrascht; denn wir fanden in ihm — zwar keine grofse Bildergallerie neuer Charaktere, und überhaupt nichts von dem, was Seelen begeistert und hinreifst: aber wohl eine gefällige Verkettung nicht unwahrscheinlicher und interessanter Begebenheiten, Leichtigkeit im Erzählungstone, und Mannigfaltigkeit in den aufgeführten Personen. Kurz, das Büchlein ist zur angenehmen Unterhaltung von einigen Stunden geeignet. Mehr hat wahrscheinlich sein Vf. nicht beabsichtigt. — Dadurch wird übrigens nicht geleugnet, dafs es nicht auch manchen kleinen Flecken der Flüchtigkeit an sich trage, und dafs vorzüglich der Charakter der Hauptheldinn zuweilen mehr herausgehoben seyn könnte. — Hr. *v. Oe.*, dessen Name seit ein Paar Jahren oft als Uebersetzer auf den Titelblättern französischer und englischer Romane erscheint, besitzt Gewandtheit des Ausdrucks und Kenntnifs der Sprachen; nur etwas gedrungener könnte zuweilen sein Periodenbau seyn, und auf den *eigenthümlichen Stil des Originals* scheint er minder, als er wohl sollte, Rücksicht zu nehmen. Die Ursache davon mag wahrscheinlich gerade darin liegen, dafs er *viel* übersetzt.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Der schöne Bund.* Ein kleiner Roman für das neue Jahrhundert. 1801. 396 S. 8. mit 1 Kpf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Allem Anscheine nach das Fabrikat eines jungen Akademikers, dem es gewaltig noth that, die vielen Kenntnisse, die er vor Kurzem selbst erst in angehörten Collegien erbeutet und nachgeschrieben hatte, wieder an Mann zu bringen, und der dazu kein bequemeres Vehikel kannte, als wenn er sie alle die Kreuz und Quer in einen Roman würfe! Man weifs wahrlich nicht, soll man sich ärgern oder lachen, wenn man jetzt einen Aufsatz über das Weltgebäude (S. 177—210.) und die neuesten astronomischen Entdeckungen, jetzt einen (noch überdiefs höchst faden) Dialog über die griechischen Mythen, — jetzt über die Wahrheit des Glaubens, jetzt über die Geschichte des Menschen im rohen und cultivirten Zustande (S. 235—256.) u. s. w., ganz ohne die geringste zweckmäfsige Verbindung aufgetischt erhält. Freylich sind es gröfstentheils Studirende, die darüber mit einander sprechen, oder correspondiren; aber müssen denn Dinge, die recht gut und nützlich zur Privat-Notiz junger Männer seyn können, auch sofort dem Publicum, und noch dazu in so unschicklicher Form, aufgetischt werden? Das Historische des Werkchens ist von höchst alltäglicher Erfindung. Auch die zwey Nachreden statt einer Vorrede, und das Anhangskapitel des *Setzers*, zeugen von gänzlichem Mangel origineller Ideen. Möchten doch Romane *der* Art sämmtlich im alten Säculum zurückgeblieben seyn, und nicht, wie dieser, für das neue erst geschrieben, oder vielmehr — zusammengetragen werden!

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Anleitung zur Verzeichnung der Kämme des Räderwerks in Mühlen*, von *M. F. G. Hoffmann*. Ein Anhang zu dessen Schrift: Der Wassermühlenbau. 1801. 88 S. 8. mit 1 Kpf. (8 gr.) — Diese Schrift soll einen Versuch enthalten, aus blofsen Elementarbegriffen solche Ausdrücke herzuleiten, welche dazu dienen können, die wichtigsten Punkte in den Umrissen der Kämme durch Rechnung zu finden, weil Kreisbogen, durch diese Punkte gelegt, Umrisse geben, welche für die Praxis hinlänglich richtig sind. Es darf also hier keine Untersuchung über die epicykloidische Gestalt der Zähne oder Kämme eines Rades gesucht werden, wozu allerdings Elementarbegriffe der Mathematik nicht zureichen; dagegen wird ein Anfänger, welcher mit dem trigonometrischen Calcul hinlänglich bekannt ist, die von dem Vf. gebrauchten Ausdrücke verständlich finden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. März 1804.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verlage des L. Induſtrie-Comptoirs: *Atlas des ganzen Erdkreiſes nach den neueſten aſtronomiſchen Beſtimmungen und mit den neueſten Entdeckungen, in der Central-Projection auf* VI *Charten entworfen* von *Chriſt. Gottl. Reichard.* 1803. (Nebſt einer Abhandlung darüber von 44 S. gr. 8. mit einer in Kupfer geſtochenen Erläuterungstafel.) Der Atlas, ohne den Titel, 6 Bogen in Rojal-Fol. (4 Rthlr. 12 gr.)

Ein Atlas des ganzen Erdkreiſes in der Central-Projection entworfen, iſt allerdings eine merkwürdige Erſcheinung, da wir zwar in dieſer Projection entworfene *Himmels*karten (z. B. die *Doppelmayerſchen* u. a.), aber bekanntlich noch keine *Land*karten, geſchweige denn einen ganzen zuſammenhängenden und zuſammenzuſetzenden Atlas haben. Die Urſache iſt ohne Zweifel die, daſs einzelne Karten, in dieſer Projection gezeichnet, ein auffallendes Miſsverhältniſs gegen andre Karten zeigen, und der gewöhnlichen Vorſtellung von der ſphäroidiſchen Geſtalt der Erde zu widerſprechen ſcheinen. Denn da man ſich bey der Central-Projection das Auge des Beobachters in dem Mittelpunkte der Erde (als einer Kugel) denkt: ſo müſſen dann alle Segmente der Kugel als Quadrate abgebildet werden, und folglich erſcheint dann die Kugel, nach allen Regionen, auf dieſe Art betrachtet, als ein Würfel. Dieſe Vorſtellungsart hat die Central-Projection bey Manchen, welche ihre Vortheile nicht genug erwogen haben, in übeln Ruf gebracht; wenn man aber bedenkt, daſs dieſe Projections-Methode nicht nur den Vortheil hat, daſs nach derſelben alle Oerter, die ſich auf der Kugel in einem gröſsten Kreiſe befinden, in einer geraden Linie liegen, und daſs derſelben zufolge, wenn die ganze Erde auf ſechs Blättern dargeſtellt wird, die zuſammenpaſſend einen gleichſeitigen Würfel bekleiden, die Oberfläche der Erde weit beſſer und deutlicher abgebildet werden könne, als auf einer Kugel, ſo wird man ihr bald Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und ihren Vorzug vor der Abbildung der geſammten Erdoberfläche anerkennen. *Dieſer* Vorzug iſt unläugbar, und die Vortheile, welche die Central-Projection in *dieſer* Hinſicht gewährt, müſſen auch dem minder Unterrichteten auffallen. Es iſt aber nicht ſo leicht, als man bey dem erſten Ueberblicke denken möchte, die Oberfläche der Erdkugel auf ſechs zuſammenpaſſenden Blättern ſo darzuſtellen, daſs jedes Blatt gerade den ſechſten Theil der Erdoberfläche umfaſst.

Der durch mehrere wohlgerathene Kartenzeichnungen ſchon rühmlichſt bekannte Hr. *Reichard* hat dieſes Problem in dem vorliegenden Atlaſſe ſehr glücklich und gewiſs zum Danke aller Kenner gelöſt; denn die ſechs Tafeln deſſelben ſtellen vollkommen die Seiten eines Würfels dar, der eine Kugel von 15 Zoll 1,7 Linien im Durchmeſſer einſchlieſst. Der Würfel iſt ſo geſtellt, daſs die beiden Pole die Mittelpunkte zweyer entgegengeſetzter Tafeln machen, folglich fallen die Berührungspunkte der vier übrigen Tafeln in den Aequator, und dieſe erſcheinen ſo mit in der Aequatorialprojection, und die beiden andern in der Polarprojection. Der erſte Meridian, der durch Ferro geht, bildet die Linie, in welcher die erſte und die vierte Aequatorial-Tafel zuſammenſtoſsen, und erſcheint auf den Polar-Tafeln als eine Diagonallinie.

Jede von den Aequatorial-Tafeln hält 90 Grad Länge und 90 Grad Breite; der Ueberreſt der Breitengrade fällt auf die Polar-Tafeln. Die Tafeln, von der erſten Aequatorial-Tafel an gezählt, ſind folgende: Die *erſte* Tafel von 0° bis 90° L. begreift ganz Afrika; von Europa, die ſüdliche Hälfte Spaniens und Portugals, faſt ganz Italien, die Europäiſche Türkey und beynahe das ganze Schwarze Meer; von Aſien, die Aſiatiſche Türkey, Arabien, Perſien, ein Stück vom weſtlichen Hindoſtan um den Indus, und den weſtlichen Theil der freyen Tatarey nebſt ungefähr der Hälfte des Kaſpiſchen Meeres. Die *zweyte* Tafel von 90° bis 180° L. den Südoſten von Aſien, und zwar Hindoſtan, die Halbinſel jenſeits des Ganges, Tibet, China, die ſüdlichen Oelöths, die Wüſte Kobi, und die ſüdliche Hälfte der Mongoley; den ganzen Archipel von Oſtindien nebſt Japan; von Auſtralien ganz Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Georgien, die Carolinen und Marianen. Die *dritte* Tafel von 180° bis 270° L. den öſtlichen Theil von Auſtralien, nämlich, Neu-Caledonien, die neuen Hebriden, Tidji-, Freundſchafts-, Schiffer-, Geſellſchafts-, Niedrigen-, Marqueſas- und Sandwichs-Inſeln; die nördliche Inſel von Neu-Seeland; und von Amerika ein Stück der nordweſtlichen Küſte, als: Californien nebſt deſſen Meerbuſen, bis zur Spitze S. George hinauf. Die *vierte* Tafel von 270° bis 360° L. den gröſsten Theil von Amerika, und zwar von Nord-Amerika die vereinigten Staaten, den ſüdweſtlichen Theil von Canada, ſüdlichen Theil von Neu-Mexico, Neu-Spanien, Florida und Weſtindien; Süd-Amerika bis zum Lande Magel-

länsʼ; die Cap-Verdiſchen und Azoriſchen Inſeln. Die *fünfte* Tafel, die nördliche Polar-Tafel, faſt ganz Europa, auſser was ſchon auf der erſten davon vorgekommen, das nördliche (Ruſſiſche) *Aſien*, den nördlichen Theil von der freyen Tatarey, das nördliche (Engliſche) Amerika, und die übrigen nördlichen Polargegenden. Die *ſechſte* Tafel, die ſüdliche Polar-Tafel, von *Auſtralien*, van Diemens-Land, die ſüdliche Inſel von Neu-Seeland, von Süd-Amerika, das Land Magellans, und die ſüdlichen Polargegenden.

Alle dieſe Tafeln ohne Ausnahme ſind mit gröſter Pünktlichkeit nach den neueſten Entdeckungen entworfen, ſo daſs nicht die geringſte Verbeſſerung in der neueſten Erdkunde darauf vermiſst wird; man bemerkt überall die unverkennbarſten Spuren einer ſtrengen geographiſchen Kritik, und wir finden mit Vergnügen auf der zweyten Tafel auch ſchon die neueſte geographiſche Entdeckung, nämlich die *Känguruks-Inſel* bey Neu-Holland auf der ihr gebührenden Stelle eingetragen. Ueberdieſs liefert der Vf. in der beygefügten Abhandlung eine vollſtändige und befriedigende Erläuterung. Er giebt nämlich darin auch in ſieben Aufgaben eine *Anleitung zu dem Gebrauche dieſes Atlaſſes*, mit einer Erläuterungstafel verſehen; wobey aber nur dieſs zu erinnern iſt, daſs dieſe Aufgaben für Anfänger zu ſchwer und (freylich ohne Schuld des Vfs.) zu unverſtändlich ſind, ſo daſs das Ganze, um es gemeinnütziger zu machen, wohl noch einer populärern Auseinanderſetzung bedürfte. Der Kenner wird freylich dem Vf. keinen Vorwurf darüber machen, da alles für den Mathematiker ſo lichtvoll als möglich auseinander geſetzt iſt. In dem *dritten* Abſchnitte dieſer Abhandlung legt Hr. *R.* ſodann von dem Gebrauche ſeiner Quellen und Hülfsmittel vollſtändige Rechenſchaft ab, worin wir die beſten und neueſten Karten und Reiſebeſchreibungen finden. Was der Vf. S. 31 u. f. über den vermuthlichen Lauf des *Nigers* ſagt, hat alle Wahrſcheinlichkeit für ſich, und verdient in jeder Rückſicht die nähere Aufmerkſamkeit der Geographen. Merkwürdig iſt es, daſs ſchon der Holländer *Nyendoel* (bey *Bosmann*) die ſogenannte Küſte *Benin* für ein groſses Delta gehalten hat. Gegen die Vermuthung, daſs die Flüſſe *Benin*, *Formoſo*, *Kalabar* und *del Ray* die Mündungen des *Nigers* oder *Joliba* ſeyen, läſst ſich zur Zeit wohl nichts anders einwenden, als daſs alle dieſe Flüſſe und ihre Arme nur wenige Meilen von der Küſte hinauf ſchiffbar ſind.

Die Karten ſind übrigens alle mit der gröſsten Pünktlichkeit und Reinheit gezeichnet und geſtochen, auf Velin-Papier gedruckt und ſchön illuminirt. Sehr geſchmackvoll iſt das in engliſcher Manier geſtochene Titelblatt, das mit der Eleganz des Ganzen in ſchöner Harmonie ſteht.

LEIPZIG, b. Göſchen: *Reiſen durch England.* Herausgegeben von *Karl Gottlob Küttner.* *Erſter* und *zweyter* Band. *(Richard) Warners* Reiſe durch die nördlichen Grafſchaften von England und die Gränzen von Schottland. 1803. 326 u. 294 S. 8.

Durch die *Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und ſeiner Einwohner* und andere Schriften hat Hr. *K.* die durch einen langwierigen Aufenthalt in Groſsbrittanien eingeſammelte genaue Bekanntſchaft mit allen Eigenheiten dieſes Landes ſo augenſcheinlich beurkundet, daſs die Liebhaber der Länder- und Völkerkunde ſich freuen müſſen, ſeinen Namen auf dem Titel einer Sammlung zu finden, die ihnen die neueſten Reiſen durch England deutſch bearbeitet liefern ſoll. Es giebt in dergleichen Schriften ſo manche Ausdrücke, deren Dollmetſchung dem gewöhnlichen Ueberſetzer, der ſich entweder gar nicht oder doch nur kurze Zeit in England aufgehalten hat, ſelbſt bey einem guten Vorrathe von Wörterbüchern und bey nicht gemeiner Beleſenheit in den Schriften über Groſsbrittanien, in Verlegenheit ſetzen, und ſo viele andere Schwierigkeiten, die nur ein völlig ſachkundiger Mann zu löſen im Stande iſt, daſs man ſich auf Ueberſetzungen von Reiſen durch England ſelten ganz ſicher verlaſſen darf, wenn nicht ein bewährter Name für deren Treue bürgt. Auch kann oft der Fall eintreten, daſs gewiſſe Nachrichten oder Bemerkungen des Reiſenden Erläuterungen oder Berichtigungen erfordern, die ſich nur von einem Gelehrten erwarten laſſen, der auſser Groſsbrittanien auch andere Länder *mit* dem Auge eines geübten Beobachters durchreiſt hat. Alle dieſe Vortheile vereinigen ſich bey dieſer Unternehmung. Der Herausg. eröffnet ſie mit der um den fünften Theil abgekürzten Ueberſetzung einer Reiſe, die bereits in der A. L. Z. 1803. Nr. 120. als eine der beſten und reichhaltigſten, welche die Britten über ihr eigenes Land geliefert haben, empfohlen wurde. Die dort mitgetheilten Auszüge verbieten es dem Rec. dieſer Ueberſetzung, ſich auf die Anzeige des Inhalts einzulaſſen; er begnügt ſich daher nur, auf einige der Anmerkungen des Ueberſ. aufmerkſam zu machen, die den Werth ſeiner Arbeit erhöhen. So findet man Th. I. S. 14. eine Anmerkung, worin über die in einem deutſchen Buche (Rec. ſetzt hinzu: in *Nehmichs* Reiſe S. 403.) angeführte Grabſchrift auf einen 153 Jahr alt gewordenen Newman die Aufklärung ertheilt wird, daſs die 1 vor 53 von einem Spaſsmacher herrühre; S. 36. eine ausführliche Anmerkung über die Geſtalt der engliſchen Kathedralkirchen; S. 188. wird man auf die Aehnlichkeit der Höhlen im Herzogthum Krain mit den Höhlen von Caſtleton in Hinſicht ihrer weiten Ausdehnung aufmerkſam gemacht. Th. II. S. 166. (vgl. S. 172.) findet man einige Bemerkungen gegen eine Aeuſserung des Vfs. über das Elend der Kohlengräber in England, das man freylich, nach der von Hn. *K.* angeſtellten Vergleichung ihres Lohns mit dem Lohne der Bergleute in andern europäiſchen Ländern, ſelbſt im Verhältniſſe zu der gröſsern Theurung in England, nicht ſo groſs finden wird, als

als der Vf. daſſelbe (wie es uns ſcheint, weniger abſichtlich, als Hr. *K.* andeutet) ſchildert; S. 222. eine Anmerkung gegen die Angabe der Verringerung der Einwohnerzahl von Birmingham während des letzten Kriegs; auſser vielen kürzern Berichtigungen, mancherley Belehrungen über techniſche Gegenſtände, Maaſse und Gewichte, Speiſen und Getränke, wie auch Erklärungen mehrerer Wörter, die in den gewöhnlichen Lexicis fehlen, ſo daſs dieſe Sammlung auch Lexicographen nützlich zu werden verſpricht.

ZERBST, b. Füchſel: *Das Herzogthum Magdeburg, das Fürſtenthum Halberſtadt, die Grafſchaften Hohenſtein und Wernigerode, die Herrſchaften Derenburg und Haſſerode und das Stift Quedlinburg*, auf das genaueſte und ſorgfältigſte nach Quadratruthen ausgemeſſen von *G. A. Glahn*. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von *H. L. Lehmann*. 1802. 3½ Bog. 4.

Hr. *Lehmann* in Magdeburg theilt hier mit einer etwas zu weit ausholenden Vorrede die Reſultate der Berechnungen des Conducteurs *Glahn* von dem Flächeninhalte der obengenannten Provinzen vom J. 1799 mit, welche allerdings ein angenehmes Geſchenk für die Statiſtik ſind, von welcher aber der Herausg. zu viel ſagt, wenn er ſie eine mit der gröſsten Genauigkeit und Sorgfalt vorgenommene *Ausmeſſung* nennt. — Rec., der dieſe Berechnungen im Manuſcripte mit einer ihre Aechtheit begründenden Unterſchrift beſitzt, muſs zur Steuer der Wahrheit die Ueberſchrift dieſes Tableau's anführen, welche ſo lautet: „nach möglichſt genauer Berechnung aus den Special-Charten bey königl. Kammer und theils nach Vergleichung der neueſten ſtatiſtiſchen Seelenzahl, theils aber nach den bekannten Normalbreiten." Indeſſen würde der preuſs. Statiſtik ſchon viel geholfen ſeyn, wenn ſie nur von allen Provinzen ſolche Berechnungen beſäſse, bey denen nur noch der Wunſch übrig bleibt, daſs bey der Angabe des ſogenannten cultivirten Landes die Aecker, Wieſen, Anger und Gärten auch einzeln nach ihrem Flächeninhalte aufgeführt würden. Das Herzogth. Magdeburg enthält nach dieſer Berechnung mit der Grafſchaft Mansfeld 106 Q. Meilen 18,707 Morg. 70 Q. Rth., worunter an cultivirten Lande 89 Q. M. 269 Hufen 14 Morg. 52 Rth. ſind. Das Fürſtenth. Halberſtadt mit Derenburg und Haſſerode 26 Q. M. 19,245 Morg. 10 Rth. Die Grafſchaft Wernigerode 4 Q. M. 15,711 Morg. 20 Rth. und das Stift Quedlinburg 1 Q. M. 19,886 Mrg. 20 Rth. — Die Quadratmeile iſt zu 400,000 Ruthen = 740 Hufen 22 Morg. 40 Rth. = 22,222 Morg. 40 Rth. angenommen.

GESCHICHTE.

SALZBURG, b. May: *Geſchichte von Salzburg*; ein Leſebuch fürs Volk und insbeſondere für die erwachſenere Jugend in Schulen, von *M. Rumpler*. 1803. 14 Bogen. 8. (8 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift, Hr. *Matthias Rumpler*, Canonicus zu Salzburg, nicht viel über dreyſsig Jahre alt, hat ſeit 1800 bereits verſchiedene pädagogiſche Schriften mit und ohne ſeinen Namen herausgegeben. Auch die jetzt von ihm verfertigte Geſchichte Salzburgs iſt in pädagogiſcher Abſicht geſchrieben, wie ſchon der Titel, noch mehr aber die Vorrede und das Buch ſelbſt lehret. Mit Recht glaubt er damit nichts Ueberflüſſiges gethan zu haben, da Geſchichte überhaupt, und vaterländiſche beſonders, dem Volke und ſelbſt Kindern angenehm und nützlich iſt. Nach genauer Durchleſung ſeiner Arbeit können wir mit gutem Gewiſſen verſichern, daſs er ſeinen edlen Zweck erreichen werde. Eben ſo weit von Prunk und Schulgelehrſamkeit als von Plattheit und Spielerey entfernt, trägt er in einem ſchlichten Tone die denkwürdigen Begebenheiten Salzburgs von der Zeit an, da man mit hiſtoriſcher Gewiſsheit etwas von ihnen durch die Römer erfährt, bis auf den Frieden zu Lüneville, vor. Er behält dabey überall ſeinen Zweck, nicht für Gelehrte, ſondern für das Volk zu ſchreiben, ſcharf im Auge, und beobachtet durchgehends ein gewiſſes Ebenmaaſs. Hat er Schickſale des Landes zu erzählen, die mit univerſalhiſtoriſchen Begebenheiten zuſammenhängen oder von ihnen erzeugt wurden: ſo geräth er darüber nicht, wie ſo manche Specialhiſtoriker, in unangemeſſene Weitläufigkeiten, ſondern bringt nur ſo viel von ihnen bey, als zum Verſtändniſs ſeiner Specialgeſchichte erforderlich iſt. Man ſehe z. B., wie er die folgenreiche Fehde zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und Papſt Gregor VII. behandelt, oder die Zeit der groſsen Kirchentrennung im zwölften Jahrhundert. Ueberall richtet er ſein Augenmerk auf die Veränderungen der innern Verfaſſung, auf Schulanſtalten und nützliche Verordnungen der Erzbiſchöfe. Unparteylichkeit und Billigkeit gegen Andersdenkende finden wir fein beobachtet. Man ſehe z. B., wie er S. 153. Luthers Reformation, wobey der berühmte Erzbiſchof Matthäus Lang eine wichtige Rolle ſpielte, darſtellt. Hr. *R.* verſchweigt die daraus entſprungenen guten Wirkungen; als Verbeſſerung der damals höchſt verdorbenen Geiſtlichkeit und des erbärmlichen Volksunterrichts, keinesweges. Die vielfachen Verdienſte dieſes Erzbiſchofs um die weltliche Verfaſſung des Erzſtifts werden, ſo wie es ſich gebührt, aus einander geſetzt. So auch die Thaten des Erzbiſchofs Wolf Dieterich, gegen Ende des 16ten und zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, deren Beſchreibung man als Probe des Ganzen leſen könnte. (S. 176 f.) — Wenn es S. 198. von dem Erzbiſchof Franz Anton (v. Harrach) heiſst: „Von ihm iſt noch beſonders das *Mirabell* übrig"; ſo hätte dieſs erklärt werden ſollen. Rec. muſste deshalb ſeine Zuflucht zu *Hübners* Beſchreibung der Stadt Salzburg (B. 1. S. 383 f.) nehmen. Wenn auch den Bewohnern dieſer Stadt dieſes Prachtgebäude allbekannt iſt; ſo dürfte dieſs

dieſs doch nicht der Fall mit allen auſser der Stadt, noch viel weniger auſser dem Lande lebenden Perſonen ſeyn. Dieſelbe Bewandniſs hat es mit der *Leopoldskrone* S. 204. Begierig waren wir auf die Darſtellung der durch den Erzbiſchof Leopold Anton (v. Firmian) verübten, höchſt unpolitiſchen Vertreibung der Proteſtanten aus Salzburg. Zu unſerer ausnehmenden Zufriedenheit fanden wir ſie, wie vorher Luthers Reformation, S. 198 f. ſchlicht weg, ohne alle Parteyſucht, niedergeſchrieben. Hr. *R.* giebt ſogar ziemlich deutlich zu verſtehen, daſs die Jeſuiten, die der Erzbiſchof zur ſogenannten Bekehrung der Evangeliſchen brauchte, hauptſächlich Schuld an dieſem Unglück waren. „Sie drangen, ſagt er, zu ſehr auf bloſs äuſserliche Zeichen des Chriſtenthums, auf Nebenſachen und Kleinigkeiten." Die zur Execution gebrauchten 3600 öſterreichiſchen Soldaten lagen vier Monate im Lande, und koſteten täglich 8662 fl. 17 Kr. Salzburg verlor nicht allein dieſe ungeheure Summe, ſondern auch, was unendlich mehr als Geld werth iſt, an 30,000 ſeiner fleiſsigſten Bewohner, und gegen 1800 Güter oder Lehen wurden dadurch leer. — Aus S. 208. lernt man, daſs der ſiebenjährige Krieg dem Lande 662,392 fl., und aus S. 209., daſs die 1770 eingetretene Theurung 1 Mill. 490,893 fl. gekoſtet hat. Schade, daſs nicht auch der Menſchen- und Geldverluſt, den Salzburg durch den franzöſiſchen Revolutionskrieg litt, noch genauer angegeben iſt, als S. 216., wo es heiſst: „Der Schade, den das Land hier„durch erlitt, iſt unbeſchreiblich, und wird lange „unerſetzlich ſeyn. Die koſtſpieligen Quartiere" (durch Freunde und Feinde), „die Plünderungen und „Lieferungen, die Robbothen, die Feuerſchäden, „die perſönlichen Miſshandlungen, alles dieſes wird „unſerm guten Landvolke immer unvergeſslich ſeyn. „Zudem wurde noch eine Contribution von 2,750,000 „fl. vom ganzen Lande im Baaren, und noch überdieſs „ungeheuer vieles an Naturalien gefordert."

Verſtöſse gegen die Geſchichte fanden wir nur ſehr wenige. Dahin mag man z. B. rechnen, wenn S. 20 geſagt wird: „Die *Heruler*" (jedoch ſie nicht allein) „machten dem römiſchen *Kaiſerthume*" (nämlich dem abendländiſchen) „ein Ende." Oder wenn es S. 47. heiſst, *ganz* Deutſchland habe unter Karl dem Groſsen geſtanden. So auch S. 72., daſs dieſer Regent die *erſte* Univerſität, und zwar zu *Paris* geſtiftet habe. Am wenigſten kann Rec. begreifen, wie der Vf. S. 144 ſagen kann: „Seit 1440 war auch „bereits die Buchdruckerkunſt, da man vorhin alle „Bücher nur abſchreiben muſste, mit andern durch „den berichtigten" (berüchtigten) „Doctor (?) *Johann Fauſt* zu Mainz erfunden." Fauſt hatte ja bekanntlich an der Erfindung ſelbſt gar keinen Antheil. Warum wurde denn der wahre Erfinder *Guttenberg* nicht genannt? Auch Provinzialiſmen und Solöciſmen kommen ſelten vor, wie *wenigſt* ſtatt *wenigſtens*; *in Bälde* ſt. *bald*; es *hat* mir mislungen; *ſelbe* ſt. *dieſelbe*; *beide dieſe* ſt. *dieſe beide*; *ferners* ſt. *ferner*; ſo wird es auch noch jetzt *geſtogen* ſt. *gehalten*.

Uebrigens befremdet es, daſs die allerneueſte Veränderung des Salzburgiſchen Landes, die Säculariſation mit ihren Folgen, nicht erzählt iſt, da doch das Buch erſt im Jahre 1803 herauskam. — Zu erwarten haben wir von dem braven Vf. eine Geſchichte des Salzburgiſchen Schulweſens, die ſich an ſeine im J. 1801. gedruckte Geſchichte des dortigen Katechismusweſens anſchlieſsen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Weimar*, in d. Hofmann. Buchh.: *Nachricht an die thüringiſchen Feldbeſitzer über die Sicherung der Feldfrüchte bey regenhafter Aernte-Witterung*. 1801. 16 S. 8. m. 1 Kpfrt. (2 gr.) — Die erſte Sicherungsart iſt das auf dem Hundsrück übliche und in den Leipziger Intelligenzblättern 1787 und 1796 ſchon beſchriebene *Kaſten der Früchte* auf eine dreyfache Manier. Rec. kennt es nur aus Beſchreibungen, iſt aber feſt überzeugt, daſs Kreuzmandeln mit einem Hute die nämliche Sicherung gewähren. *„Eine andere Sicherungsart* iſt in der Gegend von Mühlhauſen und im Eichsfeld üblich, beſteht in einer beſondern Art, das Getreide auf dem Felde in Haufen zu ſetzen; ſie iſt wahrſcheinlich im Druck noch nirgends beſchrieben." — Hierüber Folgendes: 1) Nicht nur in den angezeigten Gegenden, ſondern im ganzen Hannöverſchen, im Mecklenburgiſchen, Halberſtädtiſchen, Hohenſteiniſchen, auf dem Harze u. ſ. w. iſt ſie, und zwar in mehrern dieſer Provinzen ſchon über 50 Jahre üblich. 2) Die hier beſchriebenen und in der Kupfertafel vorgeſtellten (jedoch mehr kegelförmigen, weniger oben gerundeten als die auf der Kupfertafel vorgeſtellten) Haufen heiſsen *Docken*, und die Handlung heiſst: *Getreide docken*, welche Benennungen billig angeführt werden muſsten. 3) Das hannöverſche Magazin hat ſchon vor 20 und mehrern Jahren davon gehandelt, und in den neuern Zeiten hat Hr. P. *Leopold* in ſeinem *Handbuche der geſammten Landwirthſchaft* (Th. I. S. 118. vgl. mit S. 111. 112.) eine ausführliche Anweiſung dazu gegeben. — *Gerſte* (S. 3.) und überhaupt *gehauenes* (gemähetes) *Getreide* (S. 9.) ſetzt ſich durchaus nicht ſo gut weder in Kaſten noch in Docken, wie geſchnittenes. — *Hafer* kann man ohne Bedenken in Schwaden röthen (nicht *röſten* S. 14.) laſſen. Wenn dabey einzelne Körner deſſelben auskeimen, ſo werden ſie von den Pferden als Malz genoſſen, in welchem Zuſtande ſogar Gerſte, die ihnen ſonſt ungeſund iſt, zuträglich wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. März 1804.

GESCHICHTE.

HALLE, in d. Waisenhaus-Buchh.: *Der Biograph.* Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte. Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde. *Erster* Band. 1802. 490 S. — *Zweyter* Bd. 1803. 496 S. — *Dritten* Bandes *erstes* und *zweytes* Stück. 1803. 238. S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Bedürfniss des Zeitalters scheint es allerdings zu seyn, unser lesendes Publicum aus dem widersprechenden Gewirre kritischer und politischer Flugblätter und aus der die Phantasie so oft misleitenden romanhaften Ideenwelt von Zeit zu Zeit in das Gebiet historischer Darstellungen der Wirklichkeit hinüber zu führen. Die Form einer Zeitschrift ist auch zu dieser Absicht recht gut geeignet; und der Plan der gegenwärtigen ist es um desto mehr, da die Vff. sich nicht auf tiefgehende historisch-biographische Untersuchungen einlassen wollen, ob sie gleich nicht gemeynt sind, die strenge historische Wahrheit jemals der blossen Unterhaltung aufzuopfern. Bey dem Wunsche, das Andenken derer, welche ihr Verdienst oder Schicksal vorzüglich merkwürdig, wenn gleich eben daher schon oft zum Gegenstande der Biographie gemacht hat, bey Lesern, die nur gar zu leicht über dem Neuen das Alte vergessen, wieder zu erneuern, wird sich der Biograph nicht blos auf solche Personen einschränken, deren Leben selten, oder doch schlecht, beschrieben ist. Und da der Zeitraum der letzten drey Jahrhunderte eine der denkwürdigsten Epochen in der ganzen Menschengeschichte ausmacht: so werden die hier zu liefernden Lebensbeschreibungen sich diesen, an Stoff schon hinlänglich reichhaltigen Zeitabschnitt zur Gränze setzen. Unterhaltung und Belehrung der Leser werden dadurch gewiss noch wirksamer befördert werden, dass alle ängstliche chronologische oder synchronistische Ordnung vermieden, und durch dieses Werk keine politische, literarische oder artistische Geschichte dieser drey Jahrhunderte geliefert werden soll, sondern eine Bildergallerie historischer Gemälde. Die Biographieen werden bald mehr ausgeführt, bald blosse Skizzen seyn; auch wird jeder Mitarbeiter seine Manier beybehalten. Uebrigens wird man in jedem Bande auf Mannigfaltigkeit der Personen bedacht seyn. Als Theilnehmer an dieser Arbeit werden die hallischen Professoren *Eberhard*, *Gilbert*, *Klügel*, *Knapp*, *Niemeyer*, *C.* und *M. Sprengel*, *Voß* und der Prediger *Wagnitz* schon in der Ankündigung genannt. Zu diesen sind seitdem noch mehrere Auswärtige getreten, wovon einige, der Abt *Henke*, Dompred. *Augustin* und Pred. *Fulda*, noch vorläufig genannt werden.

Ein *Ueberblick der drey letzten Jahrhunderte aus dem Gesichtspunkte der Biographik* wird im ersten Bande als vorbereitende Abhandlung vorausgeschickt. Ihr Vf. ist der unlängst verstorbene Hofrath *Remer*, der sich um Geschichte und Wissenschaft durch seine so nützliche und unermüdete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste erwarb, und dessen vorzügliches Talent, Begebenheiten und Charaktere denkwürdiger Personen durch helle Uebersicht anschaulich zu machen, besonders aus seiner *Darstellung der Gestalt der historischen Welt*, in *Klügels* Encyklopädie, schon vortheilhaft bekannt, und auch in gegenwärtiger Abhandlung überall sichtbar ist. Der für diese Zeitschrift gewählte Zeitraum wird darin vorzüglich als ein handlungsvoller Schauplatz politischer Begebenheiten betrachtet, und der Leser wird dabey auf die interessantesten Menschengruppen aufmerksam gemacht, welche auf diesem Schauplatze erschienen und verschwunden sind.

Im *ersten* Bande sind folgende Biographieen enthalten. 1) *Gustav der Dritte*, König von Schweden, vom Hn. Prof. *Voss* in Halle. Die Begebenheiten seines Lebens sind in einer edeln, doch kunstlosen Schreibart art so erzählt, dass man mit dem Vf. in Gustav einen kraftvollen, selbsthandelnden Mann erkennt, der über die Verhältnisse, die ihn umgeben, gebietet, und die Thatsachen, die in seiner Geschichte vorkommen, grösstentheils selbst hervorbringt, oder veranlasst, oder zu seinem Zwecke zu benutzen sucht. Hr. *V.* findet hier zwischen ihm und seinem Oheim, Friedrich dem Zweyten, eine unverkennbare Aehnlichkeit; auch ist er geneigt, anzunehmen, dass der Geist und Ruhm des Oheims auf die Thätigkeit des Neffen einen sehr wirksamen Einfluss gehabt habe. Doch hatte, setzt er hinzu, Gustav der Dritte wohl ausgezeichnete, aber keineswegs grosse Anlagen, und sein Charakter war ganz von der Erhabenheit entfremdet, welche Friedrich dem Zweyten hauptsächlich die Bezeichnung des Einzigen erwarb. Daher musste denn auch die Copie verunglücken, und wenigstens in manchen Zügen sich der Caricatur annähern. 2) *Jakob Böhme*, vom Hn. Prof. *Eberhard* in Halle. Ungeachtet erst vor einigen Jahren *Adelung* in seiner Geschichte menschlicher Narrheit dieses Schwärmers Leben beschrieben, so glaubte der Vf. doch mit Recht, dass, da itzt in unserm so aufgeklärten Zeitalter in England sich eine böhmistische Gesellschaft zusammengethan, die auf Uebersetzung

ſetzung und Druck ſeiner Schriften beträchtliche Summen verwendet hat, und in Deutſchland ſogar einige Philoſophen ihm huldigten, eine unparteyiſche Erzählung von ſeinem Leben zu gelegner Zeit komme. Der Charakter ſeiner Schriften wird mit treffenden Zügen geſchildert. „Wenn wir uns fragen, was einem Jeden, *in dem nicht ein ähnlicher Geiſt wohnt*, das Leſen ſeiner Schriften ſo widerlich macht: ſo finden wir die Urſach dieſes Eindrucks überall in dem wilden finſtern Chaos von Bildern und Gedanken, worin alles, wie in einem Berge von Gewürmen, in tauſendfachen Bewegungen iſt, ohne daſs wir eine verfolgen, oder ihren Uebergang in die andere bemerken können. Keine Methode bereitet in dem Vorhergehenden das Nachfolgende; kein Zuſammenhang verbreitet, ſein Licht vorwärts noch rückwärts; kein leuchtender Punkt, der aus der allgemeinen Finſterniſs hervorbricht und ſich an dem geſunden Verſtande entzündet; kein heiterer Blick, vor dem das tiefe Düſter nur einen Augenblick weiche. Eben ſo aufs Gerathewohl als er fortfährt und endigt, hat er angefangen, und nachdem man ſich durch Wiederholungen ohne Ende und Tavtologieen, die nichts klärer machen, durchgearbeitet hat: ſo bemerkt man, daſs man einen Schriftſteller lieſet, der nie weiſs, wo er iſt, nie, wo er ausgeht, nie, wo er hin will, und bey dem man ganze Zeilen überſpringen könnte, ohne ſie zu vermiſſen.“ Nachdem nun Hr. *E.* die Sätze der Böhmiſchen Theoſophie mit ſo viel Deutlichkeit, als es die Natur ſolcher Träumereyen zuläſst, dargelegt hat, beſchlieſst er mit einer ſehr feinen und wahren Bemerkung über die Urſachen des unbegreiflich ſcheinenden Beyfalls, der ihnen dennoch hie und da und dann und wann widerfahren. „Daſs ein ſolcher Schriftſteller dem ungebildeten Grübler gefallen kann, iſt begreiflich. Ein ſolcher Grübler kennt keine Philoſophie, die ſeinen Verſtand erhellen, und keinen Geſchmack, der ihn leiten könnte. Seine eigne Finſterniſs macht ihm nicht eine fremde Finſterniſs, ſein eigner Ungeſchmack nicht einen fremden Ungeſchmack anſtöſsig. In einem Zeitalter der Cultur ſollte man hingegen denken, dürften ſolche Schriften ihr Glück nicht machen. Allein auch dieſes iſt vor der Anſteckung nicht ſicher. Denn es ſind in dem menſchlichen Geiſte Anlagen, die dem Eingange der dunkelſten Schwärmerey nicht ungünſtig ſind. Das Dunkle iſt gränzenlos und geheimniſsvoll, das Gränzenloſe ſcheint erhaben, und das Geheimniſsvolle gebietet Ehrfurcht. Ermüdet von dem dornenvollen Wege unfruchtbarer Speculationen, ſehnt ſich der Geiſt des alternden Forſchers in den Armen des Gefühls auszuruhen, indeſs der arbeitſcheue Anfänger es behaglich findet, ſich mit ſeinem ſtolzen und abſprechenden Gefühle die Mühe des Lernens zu erſparen.“ 3) *Robert Lord Clive*, Baron v. Maſſey, von dem ſel. Prof. *Sprengel* in Halle. Der Vf. hat die Umſtände ſeines Lebens gut herausgehoben, ohne ſich zu tief in die damit verflochtene Geſchichte der neuern Welthändel Indiens einzulaſſen. 4) *Joh. Kepler*, kaiſerlicher Mathematiker, vom Hn. Prof. *Klügel* in Halle. Wer verweilt nicht gern oft bey dem Bilde dieſes groſsen Mannes, des Vaters der neuern Aſtronomie, des Vorläufers von Newton! Hr. *K.* hat mit richtiger Beurtheilung des Standpunktes für dieſes Monument, ſehr glücklich darauf angebracht, was auch denen, die keine Aſtronomen ſind, verſtändlich werden konnte. 5) *John Howard*, der verdienſtvolle Reformator der Gefängniſſe und Krankenanſtalten, vom Hn. Pred. *Wagnitz* in Halle, der ſein Leben hier lebhaft und angenehm erzählt, und ſeine Verdienſte und Mängel mit Gerechtigkeit gegen einander abwägt. 6) Charakteriſtiſche Züge und Ereigniſſe in der Geſchichte des kaiſerlichen Feldmarſchalls *Grafen von Seckendorf*. Von einem Ungenannten, der ſich durch die vorangeſchickte Abhandlung über die Schwierigkeit militäriſcher Biographieen als einen Mann ankündigt, der ſie kennt, aber auch zu überwinden verſteht. 7) *Hugo Blair*, von *E. U.* Die Biographie, die gröſstentheils nach Finleyſon's *Short account of H. Blairs Life and Character* gearbeitet iſt, ſetzt die ſchriftſtelleriſchen Verdienſte *Blair's*, beſonders den Charakter ſeiner Predigten, ſehr gut aus einander. 8) *Antonio Poſſevino*, ein Jeſuit, vom Hn. Prof. *Eberhard* in Halle. Voran eine ſehr leſenswürdige Darſtellung der Urſachen des groſsen Einfluſſes, den ſich der Jeſuiterorden zu verſchaffen wuſste.

Im *zweyten* Bande: 1) *Johann Adolph*, Herzog zu Sachſen-Querfurt und Weiſsenfels, vom Hn. Steuerreviſor *Hagenbruch* in Langenſalze. Des edeln Fürſten Kriegsthaten und Regententugenden werden hier ſchlicht und wahr erzählt. 2) *Wilh. Whiſton*, vom Hn. Abt *Henke* in Helmſtädt. Eine einſichtsvolle und ſehr wohlgeſchriebene Charakteriſtik eines berühmten Mannes, aus der Hr. *H.* folgendes Reſultat zieht: „Wenige Fanatiker von ſo ur-eigener Art gab es als Whiſton. Er war gelehrt, in alten Sprachen, und in derjenigen Wiſſenſchaft, die das ruhigſte und kälteſte Nachdenken fordert und fördert, unermeſslich beleſen, unermüdet arbeitſam. Er war dabey weder in einen Traum der Einbildungskraft verliebt, noch für irgend eine ſtrenge Sittenvorſchrift heftig eingenommen; ſondern eine willkührliche Satzung des Arianiſmus, die hiſtoriſche Meinung, daſs dieſelbe der älteſte Chriſtenglaube geweſen ſey, und das günſtige Vorurtheil für ein abgeſchmacktes Buch, die apoſtoliſchen Conſtitutionen, hatten ſich ſeines Verſtandes bemächtigt, und hieraus entſtanden ſeine weitern Verirrungen, ſein unüberwindlicher Meinungseifer, ſeine apokalyptiſchen Phantaſieen. Das aber hatte er mit vielen ſolcher Wahnkranken gemein, daſs er ein ſittlich ſtrenger, unbiegſam gerechter und edler, ſeinen Freunden bis zu koſtbaren Aufopferungen getreuer, und in ſeinem Umgange gefälliger, immer heiterer Mann war. Seine Geradheit in Urtheilen, vereinigt mit einer Beſcheidenheit, die allezeit erſt gefordert ſeyn wollte, ehe ſie redete, und mit einer nie beleidigenden, vielmehr allezeit liebreichen und artigen Feinheit machte ihn den vornehmſten und gebildetſten Perſonen, von beiden Geſchlechtern, angenehm.

genehm." 3) *Thomas Münzer*, vom Hn. *Hagenbruch*. 4) *Siegmund Streit*, der unvergeſsliche Wohlthäter des Gymnaſiums zum grauen Kloſter in Berlin, von *H. N.* 5) *Holberg* als Schriftſteller, aus dem Däniſchen von *Suhm*, von Hn. D. *Rink* in Altenburg. (Es iſt zu wünſchen, daſs man noch mehrere gute Biographieen der Ausländer in ſo guten Ueberſetzungen in dieſe Sammlung aufnehme). 6) *Simon Lemnius*, von *H. N.* 7) *Marie Aurore* Gräfinn *von Königsmark*, Pröbſtinn des Stifts Quedlinburg. Hr. Prof. *Voſs* hat die Geſchichte dieſer berühmten Maitreſſe des wollüſtigen Königs Auguſt ſo erzählt, daſs ſie Theilnahme und Bedauern erweckt. Nie, ſagt er am Ende, iſt wohl der Fürſten-Wolluſt ein Opfer gebracht worden, das dieſes an Werth überwog. Hohe Unſchuld, hohe Geiſtesbildung, ein ſchönes gefühlvolles Herz, ein reiner Sinn für alles Schöne und Gute, völlige Entfremdung von jeder niedrigen und unreinen Leidenſchaft; jedes Talent für die Gewährung des edelſten Genuſſes der Geſelligkeit, und daneben Schönheit und Liebreiz in einem ſo hohe Grade; und alles dieſes wurde dem flüchtigen Genuſſe eines Fürſten geopfert, der nur dieſen kannte, und dieſem alles zu opfern, keinen Augenblick Bedenken trug! 8) *Sebaſtian Schärtlin*, vom Hn. D. *Becker* in Berlin, gröſstentheils aus ſeiner eignen Lebensbeſchreibung gezogen, doch nicht ohne eignes Verdienſt. 9) *Joh. Baptiſta Colbert*, der berühmte Finanzminiſter unter Ludwig XIV., vom Hn. Prof. *Eberhard*. 10) *Edward Gibbon*, vom Hn. Rect. *Herzog* in Bernburg. 11) *William Emerſon*, ein Mathematiker von ſonderbarer Gemüthsart und Lebensweiſe, vom Hn. Prof. *Klügel*. 12) *Corfitz Uhlefeld*, däniſcher Reichshofmeiſter, und *Eleonore Chriſtine*, ſeine Gemahlinn, vom Hn. Prof. *Voſs* in Halle. Dieſe Biographie, welche das ganze vierte Stück des zweyten Bandes einnimmt, unterhält doch vom Anfange bis zu Ende die Aufmerkſamkeit des Leſers, wegen der mit Lebhaftigkeit erzählten abwechſelnden Schickſale dieſes hochſtrebenden und intriguirenden Ehepaars.

Vom *dritten* Bande ſind erſt *zwey* Stücke erſchienen. In dieſen kommen vor: 1) *de la Bourdonnais*, Fregatten-Capitain und General-Gouverneur der Inſeln Frankreich und Bourbon. 2) Ritter *von Florian*, nach dem Franzöſiſchen, vom Hn. Steuerreviſor *Hagenbruch*. 3) *Wilhelm* Graf zu Schaumburg-Lippe, vom Hn. *J. D. N.* 4) *Chriſtophero Colombo*, vom Hn. Prof. *Voſs* in Halle. So bekannt auch die Geſchichte dieſes groſsen und kühnen Entdeckers iſt, ſo wird man ſie doch hier wieder mit Vergnügen, und die ſchändliche Undankbarkeit des Hofes gegen ihn mit erneueter Indignation leſen.

Jedem Stücke iſt noch ein *hiſtoriſcher Anzeiger* der ſeit dem Anfange des laufenden Jahres verſtorbenen Männer, mit kurzer Angabe ihrer vornehmſten Lebensumſtände, beygefügt; und am Schluſſe der beiden erſten Bände ſteht ein Verzeichniſs des neueſten literariſchen Zuwachſes an deutſchen biographiſchen Werken und einzelnen Lebensbeſchreibungen. Jährlich werden wenigſtens *acht*, höchſtens *zwölf* Stücke von dieſer ſehr beyfallswürdigen Zeitſchrift erſcheinen, die ſich auch durch das Gefällige ihrer äuſsern Form und durch die Wohlfeilheit ihres Preiſes empfiehlt.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Grundriſs der Univerſalgeſchichte.* Zum Behuf ſeiner Vorleſungen, von *Karl Wilh. Friedr. Breyer*, Dr. d. Philoſophie. — *Erſter* Theil, von X. bis 476. n. Ch. 1802. 205 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir haben wirklich noch kein für akademiſche Vorleſungen zweckmäſsiges, mit philoſophiſchem umfassendem Blicke geſchriebenes, gründliches, und bis auf die neuern Zeiten fortgeführtes Compendium der Univerſalgeſchichte. Deſto verdienſtlicher iſt jeder Verſuch, dieſe Lücke auszufüllen und dem Ideale näher zu rücken, welches der Kenner der Geſchichte mehr fühlt, als er es vollkommen deutlich bezeichnen kann, zumal da der Geſichtspunkte mehrere ſind, aus welchen man die Anlage zu machen ſich berechtigt halten darf. Der gegenwärtige Grundriſs iſt ein glücklicher, obgleich ſelbſt den Vf. nicht ganz befriedigender Verſuch, ein beträchtlicher Schritt zur Erleichterung des allgemeinen Ueberblicks der wichtigſten Umwandlungen, welche die Erde ſelbſt, die wichtigſten Reiche und die Cultur des Menſchengeſchlechts erlitten haben. Das Ganze der Zuſammenſtellung wird viele, und mehrere der einzelnen Gedanken und Entwickelungen werden die meiſten Leſer befriedigen. Hieher rechnet Rec., auſser mehrern andern Stellen, die ſchöne Auseinanderſetzung von Lykurg's und Solon's Geſetzgebung, die ganze ſpätere römiſche Geſchichte, die Entwickelung der vorzüglichſten Urſachen, welche zur ſchnellen Ausbreitung der chriſtlichen Religion wirkten, ihr aber auch bald einen Theil der urſprünglichen Reinheit entzogen; und unter mehrern Urtheilen auch das ohne Vorliebe und Modetadelſucht über den K. Auguſt gefällte. S. 151.: „Indem Auguſt auf dieſe Weiſe den Principat begründete, verdiente er, wie auch immer ſein Charakter beſchaffen ſeyn mochte, ein Wohlthäter Roms genannt zu werden. Unter ihm und durch ihn erhielt die römiſche Welt den lange erſehnten Frieden wieder; die Bürgerkriege hörten auf; Ordnung, Ruhe und der Segen des Friedens kehrten zurück; Landbau und Kunſtfleiſs fingen an wieder aufzublühen. Indem der Wille eines Einzigen gebot, erhielt das ganze, weit ausgedehnte Reich mehr Einheit, und die Juſtizverwaltung in demſelben einen raſchern Gang. Die Macht der Statthalter ward eingeſchränkt, und das Finanzſyſtem nach weiſern Grundſätzen eingerichtet; es hob ſich daher vorzüglich der Wohlſtand der Provinzen." Man wird hoffentlich dieſe Stelle zugleich als einen Beleg von dem ſchönen blühenden Stil gelten laſſen, welcher durch das ganze Buch herrſchend bleibt. Bey allen dieſen Vorzügen finden wir aber auch ſchwächere Seiten an dieſem Entwurfe, vorzüglich den Mangel an Einheit, oder die

die ungleichartige Behandlung der einzelnen Theile des vielumfaſſenden Ganzen. Während der Vf. die jüdiſche, die ältere griechiſche und die ſpätere römiſche mit einer Ausführlichkeit vorträgt, welche beynahe die Gränzen eines Compendiums zu überſchreiten ſcheint, ſchlüpft er über die ſpätere griechiſche und ältere römiſche Geſchichte mit einer Leichtigkeit weg, welche die nähere Darſtellung einzig dem Vortrage des Lehrers überläſst. Von den Reichen, welche aus Alexanders Nachlaſs entſprangen, wird nur das ägyptiſche näher betrachtet; die übrigen, und unter ihnen das ſyriſche, wo doch wenigſtens der Stifter Seleucus und Antiochus zu bezeichnen geweſen wären, werden keines Blicks gewürdigt, und erſt bey der römiſchen Geſchichte erhält der Lehrer durch die Worte: „Kurze Ueberſicht der Geſchichte des Königreichs Syrien" die Vollmacht, das Beliebige über dieſen Gegenſtand vorzutragen. Unter Roms Königen hat nicht einmal Romulus die Ehre, namentlich aufgeführt zu werden. Aehnliches Stillſchweigen wird bey andern Reichen beobachtet, welche zwar auf dem Schauplatze der Weltgeſchichte keine der erſten Rollen ſpielten, aber doch nicht ohne wichtigen Einfluſs auf die Hauptnationen waren, welche in derſelben glänzten. Dagegen ſteht an der Spitze des Compendiums eine Darſtellung von der Bildung unſerer Erde, aus der Feder des verſtorbenen Prof. *Batſch*, die zwar gewiſs jedermann gefallen wird, auch ſchon deshalb, weil ſie die Hauptſätze der Vulkaniſten und Neptuniſten in brüderlicher Eintracht zu vereinigen ſucht; für ein Compendium der Univerſalgeſchichte aber gewiſs zu ausführlich iſt. — Zuweilen ſtöſst man auf einzelne Unrichtigkeiten, wie S. 76.: „die Aeolier, aus Theſſalien von den *Heraklſiden* verjagt, gingen nach Kleinaſien, und beſetzten einen Theil der Küſten von Myſien und *Karien*" (Lydien). Oder auf verkünſtelte Ausdrücke: S. 79. „Griechenland konnte ſich nicht *ſtallifiren*." Aber Rec. iſt weit entfernt, auf leichte Fehler des Details ein Gewicht zu legen; ſie ſind dem Schriftſteller faſt unvermeidlich, welcher, im Drange des Ueberblicks, Kleinigkeiten nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmen kann. In einer zweyten Auflage, welche bey den überwiegenden Vorzügen des Buchs nicht fehlen kann, wird der Vf. dieſe und andere Mängel mit leichter Mühe tilgen. — Dieſer *erſte* Band reicht bis zum Untergange des weſtlichen römiſchen Reichs; der bald folgende *zweyte* ſoll die Fortſetzung der Geſchichte bis auf unſere Zeiten liefern.

LEIPZIG, b. Linke: *Intereſſante Erzählungen aus der Welt- und Menſchengeſchichte*, zur Unterhaltung für wiſsbegierige Bürger und Landleute; auch als ein nützliches Leſebuch für Schulen, zum moraliſchen Unterrichte. 1802. X. u. 196 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. dieſer kleinen, aus *zwey und funfzig* hiſtoriſchen Anekdoten beſtehenden Sammlung wurde zur Herausgabe deſſelben durch verſchiedene Aeuſserungen pädagogiſcher Schriftſteller bewogen, nach welchen auffallende Handlungen ausgezeichneter Menſchen aus dem Zuſammenhange des Ganzen herausgeriſſen, — bey Kindern die Luſt zur künftigen Erlernung der Geſchichte erregen, und alſo zu einer nützlichen Vorbereitung dazu geeignet würden. Er zog daher aus verſchiedenen bekannten Büchern, z. B. aus *Schröckh's* Weltgeſchichte, *Wagnitz* Moral in Beyſpielen u. a. m. dieſe Erzählungen aus. Der gröſste Theil derſelben iſt aus der alten Geſchichte genommen, die für den Bürger und Bauer ſchwerlich ſehr verſtändlich ſeyn dürften, zumal da Neues unter Altes geworfen, und ſo Verwirrung der Ideen ganz unvermeidlich iſt. Von Richtigkeit der hiſtoriſchen Thatſachen und Kritik kann hier nicht die Frage ſeyn. Wenn aber der Vf. z. B. S. 33. Kaiſer *Peter dem erſten* aufbürdet, er habe Menzikow — „von *einem Kuchenbäckerjungen zu einem Fürſten und Feldmarſchall* gemacht", und S. 21. geſagt wird: „*Alexander der Groſse* habe auf ſeiner Rückkehr aus Indien *ſieben Tage und ſieben Nächte hinter einander öffentlich an einer Tafel*, die in einer Erhöhung auf dem Wagen befeſtigt geweſen, geſchmauſet", und dergleichen Dinge mehr vorkommen, wodurch Unſinn mit Unrichtigkeiten verbunden, als Thatſache mitgetheilt wird: ſo darf dieſs am wenigſten bey einem Volks- und Kinderbuche ungerügt bleiben. Die Verſe ſind gröſstentheils elend und trivial, paſſen auch zu den Erzählungen oft gar nicht. Hier nur ein Beyſpiel: Die *ein und dreyſsigſte* Erzählung, welche die Ueberſchrift „*unzeitige Schamhaftigkeit*" trägt, enthält die Anekdote: daſs *Maria*, Herzoginn von Burgund, durch einen Sturz mit dem Pferde ſich die Hüfte zerſchmettert, aus falſcher Schamhaftigkeit den lädirten Theil keinem Wundarzte gezeigt, und ſo ihr Leben eingebüſst habe. Zur Beförderung der Nutzanwendung iſt dieſer Erzählung folgender Reim beygefügt:

Wenn ich was ſeh' und höre,
Das Scham und Sittſamkeit verletzt,
O Tugend, Unſchuld, ach! dann wehre,
Daſs nicht mein Herz ſich dran ergötzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau u. Leipzig*, b. Gehr u. C.: *Liebe und Freundſchaft*, Schauſpiel in einem Aufzuge. 1802. 38 S. 8. (3 gr.) — Kurz und langweilig, unwahrſcheinlich, und mitunter ſehr unanſtändig. Reden von zwanzig bis dreyſsig Zeilen ſind nicht ſelten. — Ein Freund heirathet das Liebchen ſeines Freundes *zum Scheine*, um ſie dieſem zu retten, und flieht, als der Geliebte zurückkehrt, mit den Worten: „In einem Jahre, Madame! klagen Sie auf Eheſcheidung wegen böslicher Verlaſſung!" — Früher ſagt Mad. Reinhard zu ihm: „Zur Groſsmutter wollten Sie mich machen; allein, wenn meine Tochter nicht vom heiligen Geiſte überſchattet werden wird, ſo — — und das Mädchen läſst ſich auch alles gefallen, die Närrinn!" Wie platt und unanſtändig! — Der Dialog iſt übrigens, obgleich zu gedehnt, doch meiſtens flieſsend und die Wechſelgeſpräche natürlich in einander greifend.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. März 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Matzdorff: *Titan*, von *Jean Paul*. *Erſter* Band, 516 S. Komiſcher Anhang, *erſtes* Bändchen, 141 S. *Zweyter* Bd. 200 S. *zweytes* Bdch. 216 S. *Dritter* Bd. 430 S. *Vierter* Bd. 571 S. 1800 — 1803. (9 Rthlr. 4 gr.)

Keine Schrift dieſes fruchtbaren Dichters wurde ſchon ſo lange vor ihrem Erſcheinen ſo oft und ſo warm von dem Vf. ſelbſt verkündigt, als der *Titan*. Schon im erſten Theile ſeiner *Blumen- Frucht- und Dornenſtücke* nennt er (S. 35.) jene Biographie die längſte, aber beſte, die er je geſchrieben habe, und ſetzt mit ſeiner gewöhnlichen Laune hinzu, daſs ihm täglich ganze Karren mit Aktenſtücken, Urkunden, Atteſtaten u. ſ. w. vor die Thüre geſchoben würden, weil er kein Wort ſchreiben wolle, das er nicht verbriefen könne. Auch in *Quintus Fixlein*, den *Palingeneſieen* u. ſ. w. wiederholt er dieſe Ankündigungen ſo oft, daſs man wohl ſieht, wie ſehr ihm daran gelegen zu ſeyn ſchien, die Erwartung ſo hoch zu ſpannen als möglich. Ob dieſes Verfahren dem ächten Dichter gezieme, iſt mit Recht zu bezweifeln. Das Kunſtwerk ſoll ſich nur durch ſein Erſcheinen ſelbſt ankündigen; ſeines Sieges gewiſs, aber ſtill und anſpruchlos, ſoll das poetiſche Gebild unter die befreundeten Menſchen treten, ruhig und leiſe ſoll es ſich erheben, ohne alle vorangeſchickte Blaſeinſtrumente. — Gehen wir indeſs zur Beantwortung der Frage, ob dieſes Werk, wie faſt allgemein behauptet wird, die Erwartung wirklich täuſchte, oder ob es dieſelbe allerdings zu befriedigen hoffen durfte.

Der *Titan* iſt kein eigentlicher *Roman*, in dem Sinne, wie ihn die beiden vortrefflichſten Dichter in dieſer Gattung, *Cervantes* und *Göthe*, gedichtet haben. Wir finden hier nicht, wie im *Don Quixote* und *Wilhelm Meiſter*, jene Fülle des blühendſten Lebens, jene üppige Mannigfaltigkeit der Situationen, die doch immer wieder, wie durch einen unbegreiflichen Zauber, zur Einheit zurückkehrt, nicht jenes zarte *muſikaliſche* Gefühl, das auch die geläutertſte Reflexion nicht nachzuahmen im Stande iſt, nicht jene innige *Vereinigung* des Erhabenen und Angenehmen, worin, um es mit einem Worte zu ſagen, das Weſen des Romantiſchen beſteht. *Jean Paul* ſcheint dieſs bey allen ſeinen Werken gefühlt zu haben, denn er nennt ſie niemals *Romane*, ſondern nur im Allgemeinen: *Biographieen*. Der Titan iſt ein *Charaktergemälde* im höhern Styl, eine Gallerie einzelner Ausſtellungen, meiſtens trefflich gedacht und geordnet, und zum Theil auch mit der ſeltenſten Energie der Darſtellung ausgeführt.

Mit Ausnahme des trefflichen *Siebenkäs* hat man an den frühern Biographieen des Vfs. mit Recht getadelt, daſs die Helden derſelben, der Abſicht zuwider, ſchwächliche, in unbeſtimmten Gefühlen und unſichern Anſichten ſchwankende Geſtalten geworden ſind, daſs ſie faſt alle den Familienfehler eines kränklichen Hanges zur ſüſslichen Schwärmerey und einer oft ſehr ſuperficiellen Wehmuth theilen. Nicht ganz ſo *Albano*, der Held dieſer Geſchichte, der auch als ſolcher ſchnell genug angekündigt wird. In dem ächten Romane, dünkt uns, giebt es eigentlich keinen Helden; wenigſtens iſt, formell betrachtet, die eine Figur ſo wichtig, und zu dem Ganzen ſo nothwendig, als die andere; hier aber iſt darauf hingearbeitet, den Helden wirklich als Helden zu geben, und ihn ſelbſt darum wiſſen zu laſſen, daſs er es ſey. Hier tritt nun alſo das gerechte Verlangen ein, daſs er es würdig ſey, den erſten Platz unter den Perſonen einzunehmen, daſs er mit Kraft und Würde, als ein in ſich ſelbſt feſtgegründetes Individuum, beſtimmt und begränzt, mit völlig ſicherer Hand gezeichnet ſey. Rec. geſteht, daſs ihn, von dieſer Seite betrachtet, dieſer Albano, ob er gleich die Helden der frühern Schriften unſers Vfs. übertrifft, ziemlich unbefriedigt gelaſſen hat. Zwar *hören* wir viel Schönes und Tiefgedachtes von ihm, aber wir *ſehen* ihn nicht als lebendige Geſtalt, ſo wie wir den Werther, den Götz von Berlichingen, den Egmont ſehen, daſs wir uns verſucht fühlen müſſen, ſie ohne Fehl ſo abzuzeichnen, als der Dichter ſie ſich gedacht hat. Wir hören es oft genug, er ſey ein ſchöner, kräftiger und geſunder Jüngling, aber dem widerſpricht ſo manches Einzelne, daſs wir, auch bey dem beſten Willen, an die beiden letzten Eigenſchaften nicht wohl glauben können. — Die Phantaſieen ſeiner Kinderjahre, ſeine Sehnſucht nach Freundſchaft und Liebe ſind mit Genauigkeit und Wärme geſchildert worden, aber das Gemälde iſt keinesweges frey von Ueberladung, dem gewöhnlichen Fehler des Vfs. Es läſst ſich darüber nichts Treffenderes ſagen, als was *Schiller* in dem bekannten Diſtichon ſagt:

„Jeden anderen Meiſter erkenn' ich an dem, was er ausſpricht;
Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Stils"

und in dieſer Hinſicht wird man eingeſtehen müſſen, daſs ſich *Jean Paul* bisher immer nur als ein höchſt talentvoller — Lehrling des Stils (im ächten Sinne die-

dieſes oft gemiſsbrauchten Wortes) zeigte, ſo wie es denn auch das Anſehen hat, als werde er dieſes *Zuvielgeben* niemals verlernen. Nur der vollendet ausgebildeten Kraft iſt es beſchieden, die Kraft oft ſchonend zu verhüllen, und im Einzelnen auch die herrlichſten und kühnſten Bilder zu verwiſchen, wenn ſie dem Eindrucke des Ganzen durch Ueberfüllung ſchaden können. Hierunter leidet beſonders die Darſtellung von *Albano's* erſter Zuſammenkunft mit ſeinem Vater, die ohnehin zu ſehr vorbereitet iſt, um gänzlich zu befriedigen. — Es iſt ein Zug von reflectirender, raffinirter Weichlichkeit, der ſich die Gröſse der Natur nie offenbaren *kann*, daſs er ſich einſt auf der Reiſe die Augen verbindet, um, wie der Vf. ſagt, ſeinen alten Durſt nach einem einzigen erſchütternden Guſs aus dem Füllhorn der Natur mit einem Male zu befriedigen (Th. I. S. 16.), wenn er die Augen dann plötzlich wieder aufſchlüge, eine Weichheit, die mit ſo manchem kräftigen Zuge in ihm, und inſonderheit mit dem durchgängig energiſch gehaltenen Verhältniſſe zu *Roquairol*, in einem ſonderbaren Contraſte ſteht. Dieſes Verhältniſs, das ſich auf die kühnſte Weiſe zerreiſst, und ſein nachheriges zu *Linda de Romeiro* erheben ihn weit über die vorigen Helden der *Jean Paul*'ſchen Biographieen. Nur ſeine anfängliche Liebe zu *Lianen* iſt ſo ziemlich in derſelben Form gegeben worden, als die Liebe des *Viktor* im Heſperus zu *Klotilden*, und des *Guſtav* in der unſichtbaren Loge, zu *Beaten;* aber in der Folge zeigt der Vf. auch hier eine freyere und gröſsere Anſicht, als er in den genannten Werken bewieſen hat. Die Abſchiedsſcene des Helden von *Lianen*, bey der das arme kränkliche Mädchen zum zweyten Male *blind* wird, gehört zu den quälendſten, die jemals mit allem Aufwand von Phantaſie und Sprache geſchildert worden ſind. Ein unglückliches Mädchen, die, durch einen Schwur gebunden, auf alle die harten Vorwürfe, mit denen ſie der heftige Jüngling überhäufte, nichts erwiedern darf, an deren körperliche Schwächlichkeit wir ohnehin ſchon ſo oft erinnert worden ſind, und auf deren Augen nun (wie der Vf. in einem revoltirenden Bilde ſagt) das Schickſal die beiden *ſchwarzen Spinnen* von Neuem herabläſst, das Loos einer ſolchen Leidenden erfüllt uns zwar mit innigem Mitleiden, aber es iſt kein äſthetiſches Vergnügen in dieſem Bedauern. Eine Gequälte, der zum Widerſtande gegen die Qual die Kraft genommen iſt, ſollte von dem Maler und von dem Dichter mit einem ſiebenfachen Schleyer verhüllt werden, damit ihr Anblick nicht das Gefühl des Leſers abſpanne oder verletze. Eine kühne, kraftvolle *Niobe* würden wir ſelbſt in ihrem heiſseſten Schmerze wohl noch ertragen haben, wenn gleich ihre Kraft gegen die feindlichen Götter nicht auslangte, aber *Aeſchylus* ſtellte ſie doch, ſchonend, tief verhüllt in den Hintergrund der Bühne, ſchweigend, weil er nicht wagte, dieſem unermeſslichen Schmerze Worte zu leihen. Dieſe weiſe Schonung iſt den Modernen nur ſelten eigen. Es iſt ihnen mehr darum zu thun, Kraft zu zeigen, und an dem Widerſtrebenden zu üben, als ſie zur Stetigkeit, Ruhe und Klarheit zurückzuführen. Sie ſprechen den Jammer rein aus, ſie wollen rühren, und ſollten ſie auch zu den ſchneidendſten Contraſten, zu den ſchroffſten Antitheſen ihre Zuflucht nehmen müſſen, ſollten ſie auch jedes formelle Wohlgefallen darüber aufgeben, weil nur das Materielle *jene* Rührung und Erſchütterung zu bezwecken im Stande iſt. Mit Vergnügen räumt indeſs Rec. ein, daſs *J. P.* in dieſem Werke nur ſelten in dieſen Fehler verfällt, und daſs er ihn ſchnell genug durch ſchönere Scenen wieder gut macht. Was ferner die Unfähigkeit betrifft, manches in ſeinen Darſtellungen zu verſchweigen, ſo belohnt er uns doch dafür durch die Kraft, die er zu dieſem Irrthum verwenden muſste, da wir hingegen bey manchen andern Schriftſtellern, ganz beſonders aber bey dem nie verſiegenden Gerede der *franzöſiſchen Tragödiendichter*, die Schwäche und Nüchternheit, aus welcher dieſer Fehler entſprang, mit in Anſchlag zu bringen haben.

Wir kommen jetzt zu dem ausgezeichnetſten und vollſtändigſten Charakter, den unſer Vf. jemals dargeſtellt hat, zu *Roquairol*; und in der That, wenn wir nur die Summe von Kraft erwägen, die zu der Ausführung eines einzigen ſolchen Gemäldes vonnöthen war: ſo werden wir es ſehr begreiflich finden, daſs ſich unſer Vf. ſchon früher (S. *Blumen- Frucht- und Dornenſtücke.* Th. II., S. XII.) von ſeinem *Titan* verſprechen konnte, er werde ihm „ſtatt einer Diſpenſationsbulle, ſtatt einer Abſolution *in articulo mortis*, ſtatt einer *poenitentiaria* gegen ſo viele äſthetiſche Sünden dienen, die er ſchon begangen habe", welche letztern denn doch auch immer noch bey weitem anziehender ſind, als ſo manche ſogenannte äſthetiſche Schönheit, mit der man uns in frühern und neuern Zeiten heimgeſucht hat. — Jeder einzelne Zug, wodurch dieſer Charakter angekündigt wird, iſt bedeutend, und läſst uns das Innere jenes unheimlichen Weſens ahnden, deſſen Kraft, die zuerſt nur zu ihrer eignen Zerſtörung wirkte, zuletzt ſich nach auſsen hinkehrt und dort verwüſtet, wie ſie es vermag. Nachdem wir von dem in früher Jugend ſchon gewagten Verſuch, ſich ſelbſt zu tödten, gehört, nachdem wir ihn mit dem „hippokratiſchen Geſicht" auf der Redoute (Th. I. S. 495.) geſehen haben, giebt der Vf. folgende Schilderung, auf deren hohe Energie und Wahrheit kein Leſer von Bildung aufmerkſam gemacht zu werden braucht: „*Roquairol* iſt ein Kind und Opfer des Jahrhunderts. Wie die vornehmen Jünglinge unſerer Zeit ſo früh und ſo reich mit den Roſen der Freude überlaubt werden, daſs ſie wie die Gewürz - Inſulaner den Geruch verlieren, und nun die Roſen zum Sybariten - Polſter unterbetten, Roſenſyrup trinken, und in Roſenöl ſich baden, bis ihnen davon nichts zum Reiz mehr daſteht, als die Dornen: ſo werden die meiſten, — und oft dieſelben — mit den *Früchten* der Erkenntniſs ſo voll gefüttert, daſs ſie bald nur die honigdicken Extrakte begehren, dann den Apfelwein und Birnmoſt davon, bis ſie ſich endlich mit den gebrannten Waſſern daraus

aus zerfetzen. Haben fie noch dazu, wie *Roquairol*, eine Phantafie, die ihr Leben zu einem Naphtaboden macht, aus welchem jeder Fufstritt Feuer zieht: fo wird die Flamme, worin die Wiffenfchaften geworfen werden, und die Verzehrung noch gröfser. Für diefe Abgebrannten des Lebens giebt es dann keine neue Freude und keine neue Wahrheit mehr, und fie haben keine ganz und frifch; eine *vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Lebensekel, Unglauben und Widerfpruch liegt um fie her. Nur der Flügel der Phantafie zuckt noch an ihrer Leiche.*" (Titan II. S. 8. 9.)

Allerdings mag es fcheinen, als könne fich ein folcher Charakter nicht für die poetifche Darftellung eignen, als dürfe der Dichter nicht wagen, einem folchen zerftörenden und zerftörten Wefen in das fchwüle, verworren laufende Labyrinth zu folgen, wenn er nicht in Gefahr kommen wolle, zum blofsen moralifchen Anatomen zu werden; allein der genialifche Darfteller wird fchon durch die Aufhebung der Einzelnheit jenes Charakters, durch die Verbindung diefes Individuums zur rhythmifchen Einheit des Ganzen, jene zu voreilige Befürchtung grundlos zu machen im Stande feyn. Doch, mag man allerdings zu unfers trefflichen Vfs. Ehre fagen, dafs, wenn überhaupt von einer leichtern und fchwerern Aufgabe für die charakterifirende romantifche Darftellung die Rede feyn kann, er fich gewifs eine der allerfchwerften vorgenommen, und fie fo glücklich gelöft habe, als fie überhaupt gelöfet werden konnte. Es find keine Lücken nachzuweifen, der Charakter fteht vollftändig da, wie die Statue des gereiften Künftlers, wo jeder Zug Beziehung hat, wo jeder Theil zum Ganzen paft, und aus dem Ganzen Leben fpricht.

Wir fühlen es mit Beftimmtheit, wie diefer Menfch, der, wie der Vf. (Th. II. S. 9.) in der Schilderung — nur leider nicht ganz ohne Geziertheit der Sprache — fortfährt, „nicht blofs die Wahrheiten, fondern auch die Empfindungen anticipirte, der alle herrliche Zuftände der Menfchheit, alle Bewegungen, zu denen die Liebe, und die Freundfchaft und die Natur das Herz erheben, früher in Gedichten als im Leben durchging, früher als Schaufpieler und Theaterdichter denn als Menfch, früher in der Sonnenfeite der Phantafie als in der Wetterfeite der Wirklichkeit, daher er fie denn auch, als fie endlich lebendig in feiner Bruft erfchienen, befonnen ergreifen, regieren, ertödten und gut *ausftopfen* konnte für die *Eisgrube* der künftigen Erinnerung" — wir fühlen, dafs ein folcher Menfch gerade fo und nicht anders handeln konnte, als er wirklich handelt.

(*Der Befchlufs folgt.*)

MATHEMATIK.

Ansbach, b. Haueifen: *Sammlung vermifchter algebraifcher Aufgaben* zur Uebung für Anfänger, von *C. W. Brunner*, Doctor d. Philof. u. Lehrer am königlichen Gymnafio illuftri. 1802. 175 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. giebt hier eine Sammlung von Aufgaben, die er theils felbft erdacht, theils von andern Schriftftellern entlehnt und mehrentheils fo niedergefchrieben hat, wie er fie bey feinem Unterrichte gebrauchte. Ihre Herausgabe hielt er für nützlich, weil, feiner Erfahrung nach, die Algebra durch folche Probleme den Anfängern angenehm gemacht wird. — Bey folchen Sammlungen ift nun auf dreyerley zu fehen: auf die Befchaffenheit der Aufgaben, auf ihre Anordnung und auf ihre Auflöfung. Bey algebraifchen Büchern, wo fie blofs zerftreut als einzelne Beyfpiele zur Erläuterung vorkommen, kömmt auf ihren Inhalt wenig an, bey Sammlungen aber, wie die vorliegende, ift es ein Fehler, wenn die Aufgaben gröfstentheils einen läppifchen Inhalt haben, und daher nicht genug auf die Anwendung der Algebra für Fälle des gemeinen Lebens hinweifen; und diefen Fehler hat die gegenwärtige Sammlung. Aufserdem hat fie aber auch noch den grofsen Mangel, dafs ihre Aufgaben fehr fchlecht geordnet find; es ift bey ihnen nicht nur darauf nicht Rückficht genommen, dafs immer das Schwerere dem Leichtern folgen mufs, fondern auch felbft Aufgaben, die zu Gleichungen von ganz verfchiedenen Graden führen, find, wie der Zufall es fügte, durch einander geworfen. — Die Auflöfungen find gröfstentheils kurz und faslich, und in diefer Rückficht verdient die Schrift empfohlen zu werden. — Der ihr beygefügte Anhang von 24 analytifchen und andern Formeln, hätte füglich weggelaffen werden können. Sie fcheinen auch wohl nur zufällig hinzugekommen zu feyn, weil ihrer fo wenig in der Vorrede als auf dem Titel gedacht wird.

Leipzig, b. Göfchen: *Befchreibung eines vollftändigen Apparats zu ökonomifchen Vermeffungen*, in Hinficht auf deffen Bearbeitung, Prüfung und Gebrauch. 1) Ein Winkelverfammlungsinftrument. 2) Eine Grundlinienvermeffungskette. 3) Eine Eifenfcheibe. Von *Johann Gotthelf Stader*, Berg-Mechanikus in Freyberg. 1801. 162 S. 8. (18 gr.)

Hn. *St.'s* Verbefferungen beym Aftrolabium betreffen hauptfächlich das Stativ. Die neue Einrichtung fcheint aber zu fehr zufammengefetzt zu feyn; obgleich der Preis von 75 Rthlr. für ein folches Stativ eben nicht übermäfsig ift. Man kennt fchon einfachere Stative, die völlig alles leiften, was man von einem guten Stative fordert; und übertriebene Compofitionen fcheinen die Güte eines Werkzeuges eher zu verringern, als zu erhöhen. — Die Vorfichtsregeln bey Bearbeitung der Mefskette: die Stäbe in gleicher Temperatur zu verfertigen, ingleichen beym Gebrauche felbft, den Wärmegrad zu beobachten, find befolgenswerth. Ueberhaupt ift die Schrift des Vfs., die recht gute theoretifche und praktifche Kenntniffe beweift, jedem Künftler und Inge-

Ingenieur zu empfehlen, und wir verweisen um so mehr auf diese selbst, da es nicht möglich ist, hier ohne Zeichnung einen verständlichen Auszug zu liefern.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Leichtes Lehrbuch der Arithmetik und Geometrie für die ersten Anfänger*, von *F. W. D. Snell*, Prof. d. Philos. u. Lehrer am Gymnasium zu Giefsen. *Erste* Abth. Arithmetik. 1803. 158 S. 8. (8 gr.)

Die Lehren der Arithmetik sind in diesem kleinen Buche gründlich und in guter Ordnung vorgetragen. Die Rechnung mit Decimalbrüchen, die immer noch für die gemeinen Rechner nicht gemein genug gemacht ist, wird ausführlich vorgetragen, so dafs ihr Nutzen klar ist. Die Regeln der Wurzelausziehung lassen sich ohne etwas Buchstabenrechnung nicht wohl auseinander setzen, daher auch hier die Quadrat- und Cubikformel in Buchstaben gegeben werden. Die Lehre von den Proportionen und deren Zusammensetzung macht den Beschluss. Der Vollständigkeit wegen hätten die arithmetischen und geometrischen Progressionen und die Logarithmen zwar nachfolgen sollen; doch scheinen diese nicht in dem Plane des Vfs. zu liegen. Die angehängten Exempel sind auch in nicht arithmetischer Hinsicht instructiv gewählt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Amberg* u. *München*, b. Seidel: *Geschichte der vormaligen Landschaft in der Oberpfalz.* — Herausgegeben von *Ludwig Freyherrn von Egkher*, churpfalzbayrischen Kämmerer und oberpfälzischen Regierungspräsidenten zu Amberg. 1802. 72 S. 8. (8 gr.) — Es ist eine bekannte Sache, dafs zwar Bayern, nicht aber die damit verbundene Oberpfalz, Landstände habe, und dafs letztere sie in dem Laufe des dreyfsigjährigen Kriegs verlor. Die Geschichte dieser Landstände, von den ersten Spuren an, die sich von ihnen auffinden lassen, bis zu ihrer gänzlichen Aufhebung, entwickelt der Vf. aus archivalischen und andern zuverlässigen Quellen, zwar kurz, doch befriedigend. Nur darf man sich durch den Anfang nicht irre machen lassen, welcher weit ausholt und halbwahre Sätze in irriger Verbindung aufstellt. Nach des Vfs. Angaben „hatte Bayern schon zu den Zeiten der ersten Herzoge eine landständische Verfassung, welche in den unruhigen Zeiten des Lehnsystems oder ursprünglichen Faustrechts (?) mit Erlöschung der Dynasten aufhörte. Der Adel kämpfte hierauf für die Wiedererlangung der Standschaft, erhielt sie auch, aber ungleich eingeschränkter." — Und nun wird auch mit fester Gewifsheit der Modus angegeben, durch welchen er sich von Neuem den Besitz zu erwerben wufste. „Das Recht, Steuern zu *fordern* (?) hatten damals nur die Obereigenthümer oder Grundherren. Wollte also der Pfalzgraf Steuern haben, so mufste er sich an die Grundherren wenden, und diese versprachen ihre Einwilligung, wenn die übrigen sie auch geben würden. Man mufste also alle berufen; und so entstanden Landtage, folglich Landstände. Aber an die Stelle der Grafen und Bischöfe traten nun der jüngere Adel; die Vorsteher der reichdotirten Klöster und der unterdessen erwachsenen Städte." In dieser Vorstellung sind mehrere Sätze zu berichtigen, als eine Rec. berichtigen kann: also nur Einiges. Wenn Hr. v. *E.* von den ersten Herzogen spricht, so wird er hoffentlich nicht auf die Zeiten vor den Karolingern, auch nicht auf die Periode unter den sächsischen und ersten fränkischen Königen zurück gehen, wo der Begriff von Landständen in ganz Deutschland noch nicht vorhanden war. Also ist vorzüglich von den Zeiten nach K. Heinrich IV. die Rede, wo die Geschichte die Grafen von Andechs, von Bogen u. s. w., die Bischöfe des Landes auf den bayrischen Landtagen kennt; und diese werden ihm wahrscheinlich für die ältern Landstände gelten; aber mit Unrecht. Bayern war das einzige Land in Deutschland, welches auch unter und nach den Hohenstaufischen Kaisern sich als Herzogthum mit alter Verfassung erhielt. Es erschienen also auf den Landtagen (nicht was der Vf. sich unter Landständen denkt, sondern) Reichsstände, unmittelbare Mitglieder, die auf den allgemeinen Reichstagen ihre Stimme hatten, aber mit zu dem Complexus des Herzogthums gehörten. Diese hatten in die Verfassung und Regierungsanstalten zu sprechen, und regierten ihre ausgebreiteten Bezirke mit einer Unabhängigkeit, welche die Herzoge nur in einigen Punkten anfochten, wenn sie die Stärkern zu seyn glaubten; sie mufsten einige auf ihre Seite zu bringen suchen, wenn sie andere mit Glück bekämpfen wollten. Die Herzoge hatten das Glück, durch Erbschaft, Kauf, Gewalt, alle diese einzelnen Theile der weltlichen Besitzer in ein Ganzes zu vereinigen, das alte Band wurde also zum Theil gelöst, zum Theil erhält es sich durch die Kreisverfassung bis auf unsere Tage. Ganz unabhängig war aber davon die Landstandschaft; diese hatte sich sehr wahrscheinlich in der nämlichen Zeit schon gebildet, als Herzoge und Grafen gegenseitig kämpften; sie erstreckte sich auf *Untergebene*, welche keinen Antheil an den Regierungsgeschäften zu nehmen verlangten, deren Beyhülfe aber unentbehrlich war, wenn der Fürst bey seinen Kriegen Gehülfen, oder mehr Geld nöthig hatte, als seine Kammergüter ihm abwarfen. Sie fühlten ihre Wichtigkeit, wufsten sich allmählig gröfsere Vorrechte versprechen zu lassen, und bildeten erst später eigene Collegia. — Freyheitsbriefe, welche sie von dem Fürsten zu erhalten wufsten, fand der Vf. schon vom J. 1311 in der Oberpfalz; die ersten vollständigen Acten der Verhandlungen auf dem Landtage sind aber erst vom J. 1512 vorhanden; doch beziehen sich diese auf ältere, und im J. 1488 waren die drey Collegia der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte vollkommen gebildet, so dafs der Vf. das Verzeichnifs der Mitglieder liefern kann. Von nun an kennt man die Verhandlungen von beynahe allen den häufigen Landtagen. Sie hatten durchgängig von Seiten des Fürsten Geldbewilligungen, und von Seiten der Stände die Erringung neuer Privilegien zum Gegenstande; die Sprache, welche sie führten, war öfters auffallend genug, und nicht immer erhielt der Fürst, was er bittend verlangte. Im Laufe des dreyfsigjährigen Kriegs 1625 bewilligten die Stände die bis dahin unerhörte Summe einer Vermögenssteuer von 1 fl. 30 Kr. auf das Hundert. 1628 erfolgte die förmliche Uebergebung der Oberpfalz an Bayern, und obgleich die Stände um die Bestätigung ihrer Freyheiten ansuchten, so wurde doch in das Instrument gesetzt, „dafs der Landesstände zuvor gehabte aber erloschene Privilegien dem Kaiser zugefallen wären." Dadurch war die landschaftliche Verfassung aufgelöst, vorzüglich damit Bayern die katholische Religion mit wenigerem Widerstande im Lande einführen konnte. 1707 erhielten die Landstände von K. Joseph I. ihre Wiederherstellung, aber nur so lange, bis der Kurfürst wieder zu dem Besitz des Seinigen kam. 1799 suchten sie bey dem gegenwärtigen Kurfürsten von neuem um die alten Privilegien an; erhielten aber eine zweydeutige, das heifst abschlägige, Antwort.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14 März 1804.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maizdorff: *Titan*, von *Jean Paul*. u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 79. abgebrochenen Recension.*)

„So steht er nun endlich da, gleichgültig, verschmähend und keck gegen das ausgeschöpfte, stofflose Leben, worin alles Feste und Unentbehrliche, Herzen und Wahrheiten zerschmolzen herumschwammen, mit ruchloser Kraft vermögend, alles zu wagen und zu opfern, was ein Mensch achtet, weil er nichts achtete, und immer nach seinem eisernen Schutzheiligen, nach dem Tode, umblickend, an seinen Entschlüssen verzagend und sogar in seinen Irrthümern schwankend — aber doch nur des *Stimmhammers*, nicht der *Stimmgabel* der feinsten Moralität beraubt, und mitten im Brausen der Leidenschaft stehend im hellen Lichte der Besonnenheit, wie der Wasserscheue seinen Zustand kennt, und davor warnt." — Auf diese Weise wird er für die Hauptfiguren, welche dieser Roman aufstellt, ganz das, was den Helden der griechischen Tragödie das *Schicksal* ist, eine dunkle zerstörende Gewalt, der die reinmenschliche Kraft weichen muss. Wenigstens ist schon in der frechen Willkührlichkeit, in der mit jener innern Entnervung gepaarten convulsivischen Kraft, die nichts schont, um den Moment zu geniessen, eine reine Antithese jenes ruhig starren, unbeugsamen Fatums gegeben worden, die aber deshalb, weil sie eine *reine* Antithese ist, und *ganz* im modernen, so wie jenes Schicksal *ganz* im antiken Geiste gedacht wurde, ein Analogon desselben bilden muss, weshalb sich denn auch die Resultate gleichen. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir jede geglückte Scene, an denen dieses Werk überhaupt so reich ist, jedes kleinere Gemälde voll Wahrheit, das durch die Bildung dieses Charakters veranlasst wurde, nachweisen wollten; es sey genug, auf den Brief, worin sich *Roquairol* gegen *Albano* ganz enthüllt darstellt (Th. III. S. 278.), auf sein Verhältniss mit *Rabetten*, und auf sein tragisches Ende (Th. IV. S. 412.) hinzudeuten. Dieses letztere ist so einzig gedacht als ausgeführt, und um so tragischer und gröfser, je *weniger* die *Neugierde* des Lesers dabey in Anspruch genommen wurde. Von einer *Ueberraschung* (die sich ohnehin mehr für das *Lustspiel* eignet) konnte hier überhaupt nicht die Rede seyn, da der Untergang dieses Menschen, als schlechthin *nothwendig*, vorauszusetzen war. Aber auch die Art, wie er fällt, war keiner regellosen Willkühr überlassen, sondern in ihm selbst gegründet. Nachdem er noch das Höchste erlangt hat, das ihm zu Theil werden konnte, Genuss und Rache, nachdem er noch einmal als Dichter sein ganzes Leben künstlich wiederholt hat, zuerst in dem Briefe an *Albano* (Th. III. S. 278 f.), dann als „Trauerspieler" (Th. IV. S. 393 f.), zerreisst er durch Selbstmord den poetischen Schleyer, worein er sich zum letzten Male gehüllt hatte. Die *Dohli*, als Choragus, redet noch zwey Worte der Beruhigung ihm nach, und hier sollte die Scene schliefsen. Aber der Vf. bringt noch einige grelle Contraste hinein, indem der alte Graf den trostlosen *Albano* an die Menge von Schulden erinnert, deren Bezahlung der Selbstmörder nun entgangen sey, und der Kunstrath *Fraischdörfer* (der schon in der Geschichte der Vorrede zur zweyten Auflage des *Quintus Fixlein* „ein ausgeblasenes Strausseney, eine frostige Lothsalzsäule" genannt wurde) eine Vergleichung dieser Scene mit dem Schauspiel im Schauspiel (im *Hamlet*) entwirft, über den Effect derselben Muthmafsungen äufsert, und zuletzt durch den immer stärker werdenden Regen verhindert wird, sein kritisches Lämpchen weiter leuchten zu lassen. Dieser Ueberladung des Gemäldes, die indefs wenigstens für den Moment imponiren kann, folgt eine andere, die man, geradezu, widerwärtig nennen darf, als die *Fürstinn* erfährt, dafs *Roquairol* ihren Lieblingsaffen getödtet habe, und über diesen Affenmord wehklagend, den Selbstmord des Menschen, der ihr sonst so lieb war, vergifst. Hier vergafs der Vf. offenbar des Gemäldes, welches er früher von jener Fürstinn entworfen hatte, und verwischte es fast gänzlich durch diesen einzigen Zug.

Nach diesem so durchgreifend dargestellten Charakter des *Roquairol* wird ohne Zweifel die kräftige Zeichnung des Bibliothekars *Schoppe* am meisten auf unsre Beachtung Anspruch machen dürfen. Wir kennen diesen trefflichen, durchgehends consistenten Humoristen schon als *Leibgeber* aus den Blumenstücken. Hier sehen wir ihn wieder, aber er ist nicht mehr so jugendlich blühend, als er uns damals erschien, die Zeit, die als ein harter Gegensatz des genialischen Humors und des leichten Spiels mit dem ernsten Leben dasteht, hat auch ihn ergriffen, und wir ahnden es fast schon bey seinem ersten Auftreten, dafs auch er von einem finsteren Schicksal werde gefafst und von der hellen romantischen Höhe in eine dunkle Tiefe werde herabgezogen werden. Die Scenen im italiänischen Keller, die mit einer, unserm Vf. nur selten gelingenden, sehr besonnenen Einfachheit geschildert worden, die seltsame Verliebtheit, die ihn aus

aus seiner ganzen vorigen üppigen Existenz herausreifst, alles diefs und manche kleinere Züge geben dieser Ahndung noch mehr Gewifsheit. Ueber die Art, mit der sein nachheriger grofser humoristischer Wahnsinn dargestellt worden ist, möchten wir lieber fast nichts sagen, weil es beynahe scheinen kann, als sagten wir zu viel, wenn wir zu behaupten wagen, dafs unser Vf. sogar mit der Schilderung des Wahnsinns im König *Lear* die Vergleichung nicht zu scheuen braucht. Und allerdings drängt sich eine solche Vergleichung auf, eben weil die Verstandesverwirrung *Schoppe's* und die des *Lear* aus so ganz und gar entgegengesetzten Quellen entspringen, die indefs, schon ihrer bestimmten Entgegengesetztheit wegen, sich am Ende berühren müssen. *Shakspear* nämlich führt den Wahnsinn *von aufsen herein*, durch ungeheure Begebenheiten, die auf den unglücklichen König hereindringen, wird er veranlafst; hier wird er von *innen heraus* erzeugt, und die Begebenheiten helfen nur wenig, ihn herbeyzuführen. *Shakspears* Darstellung ist, wie immer, so auch hier, durchaus klar, einfach und erschöpfend; unser Vf. mufste sehr verschiedenartige, auch dem modernsten Modernen zusagende Farben zu seinem Gemälde aufwenden, aber ihre Verschmelzung zu einem lebendigen Ganzen ist ihm auf eine nicht minder bewundernswürdige Weise geglückt. (Um indefs bey dieser Vergleichung nicht mifsverstanden zu werden, glaubt Rec. noch hinzusetzen zu müssen, dafs bey *Richter* das geglückte Einzelne, in der That auch nur als solches, gegeben worden ist; da hingegen bey dem grofsen Britten das Einzelne erst aus dem grofsen vollendeten Ganzen beynahe gewaltsam herausgerifsen werden mufs, um eine Vergleichung möglich zu machen.)

Wie schwer übrigens die Aufgabe sey, in einem romantischen Werke den Wahnsinn zu schildern, dafür mag uns statt aller andern noch näher liegenden Exempel, nur *Richardson* zum Beyspiele dienen, dessen Darstellung der wahnsinnigen *Clementine* von Poretta, im *Grandison*, eine kalte Mühseligkeit verräth, die durch die verständige Anordnung mancher einzelner Momente in der Erscheinung desselben nicht ganz verhüllt werden konnte.

An diese beiden, mit so vieler Kraft und Gewandtheit gezeichneten Charaktere schliefst sich noch das Gemälde von Albanos Vater, dem Vliefsritter, dessen schneidendes Auge alles kennt und alles verachtet. Aber die Züge in diesem Bilde sind nicht alle gleich gehalten; im ersten Theile scheint die Anschauung des Vfs. reiner und bestimmter gewesen zu seyn, als in den letztern Bänden, wo sie sich in eine bloise allgemeine Idee zu verlieren anfängt. Die *Starrsucht*, von der der Ritter nicht eben selten ergriffen wird, macht ihn gewöhnlich zur rechten Zeit unschädlich, giebt aber diesem Bilde, das mit so vieler Künstlichkeit entworfen worden ist, eine nur noch grellere Härte, während der Vf. nur eine lebendigere Mimik erreichen wollte. Auch sollte sich hier die Nemefis nicht so materiell äufsern.

Unter den weniger ausgezeichneten Charakteren wollen wir nur des *Kahlkopfs*, dessen erste Erscheinung und Wahrsagung im Italiänischen Keller, zu den gelungensten Momenten gehört; des Griechen *Dian*, dessen freundliche Einfachheit unter so manchen verschrobenen Menschen, die ihn hier umgeben, etwas sehr Beruhigendes hat, und des Ministers *Froulay* erwähnen. Der Letztere ist durchgehends *con amore* skizzirt worden, und wenn man gleich unserm Vf. hiebey den Vorwurf machen könnte, dafs er sich zum Theil selbst kopirt habe, so wird man doch auch gern einräumen, dafs man auch hier manches Neue, und anziehend Neue antrifft.

Ungleich geringer ist das Verdienst des Vfs. in der Aufstellung der *weiblichen* Charaktere. Sie sind meistens Resultate einer zwar tiefen, aber kränklichen Empfindung, oder einer einseitigen Reflexion, bey der ohnehin die Anstrengung, mit der sie etwas zu schaffen unternimmt, sehr sichtbar wird. So ist z. B. *Liane* nicht mehr und nicht weniger kränklich tugendhaft als *Beata* in der unsichtbaren Loge, und *Klotilde* im Hesperus, und eben so wenig als diese zu einer lebendigen Gestalt erhoben worden. Wir hören von ihr, sie sey „eine in gediegenen Aether vererzte lichte Psyche" (Th. I. S. 217.) von der aber leider die fromme Mutter befürchtet, „der Tod halte sie für eine Erdbeere, die man pflücken müsse, ehe sie die Sonne beschienen," und *Albano* siehet schon „den Tod unter dem Suchen mit der steinernen Ferse auf die bleichrothe Beere tappen und sie ertreten" (S. 224.) und diese und ähnliche unmusikalische Phantasien geben dem Leser ein so tiefes Mitleidsgefühl gegen sie, dafs man sie vielleicht lieber in einem gut eingerichteten Krankenhause, als in einem Roman ihre Rolle spielen sehen möchte. Nachher sehen wir sie nicht anders als mit Migraine behaftet, einer Krankheit, an der fast alle Heldinnen der *Jean Paul*'schen Biographieen zu leiden haben. Bey *Lianen* ist sie indefs von so bösartiger Natur, dafs sie sogar nach einigen schwülstigen Worten, die der exaltirte Bruder bey der Leiche des alten Fürsten ausspricht, mit Blindheit endiget. — „Eine eiskalte Schneide, sagt der Vf., wie von der Todessichel, drückte sich durch das warme Gehirn, die Trauerkerzen brannten (so schien es ihr) trüber und trüber: — dann sah sie im Winkel des Zimmers eine schwarze Wolke spielen und aufwachsen u. s. w. und als sie nun wirklich schon blind geworden ist, so fährt der „zerrissene und zerreifsende Bruder die Schwester, der nur einzelne Tropfen als kaltes hartes Wasser auf die blassen Wangen schlugen, mit der scharfen Frage fort: Schwirrt kein Würgengel mit rothen Fittigen durch deine Nacht, wirft er keine *gelbe Nattern* auf dein Herz, und keine *Schwerdtfische* in deine Nervengewebe, damit sie sich darin verstricken, und an den Wunden die *Sägezähne* wetzen? — Mir ist wohl in meiner Pein, solche Disteln kratzen uns, nach guten Moralisten, auf, und bereiten uns zu."

Rec. hielt es für nöthig, diese Scene hieher zu setzen, theils um seine Parteylosigkeit zu beweisen,

der

der zu Folge es nothwendig ist, den vorhin mitgetheilten gelungenen Zügen den Gegensatz der mißglückten beyzugesellen, theils aber auch, um im Allgemeinen an die Nothwendigkeit zu erinnern, warum eine Scene dieser Art durchaus mißlingen und ihre bezweckte Wirkung verfehlen mußte. Denn wenn es überhaupt schon ein ungeniales Bestreben ist, durch die Darstellung körperlicher Leiden einen Effect erreichen zu wollen, weil durch das Ansprechen der Sinne gewöhnlich nur das Gefühl des Ekels bey dem Leser hervorgerufen werden dürfte, so wird es gewiss eine noch peinlichere Stimmung erwecken müssen, wenn es mit einem so kalten Feuer, mit einem so verworrenen Wortaufwand, wie es hier geschehen ist, unternommen wird. Sieht man gar, wie es hier nicht minder der Fall ist, die weitläufigen *Anstalten* des Dichters, sieht man ihn gleichsam die Pressen und Zangen herbeyholen, mit denen er das Herz des Lesers handhaben will: so entziehen wir uns ihm schnell, um zu den erfreuenden, erhebenden und beruhigenden Scenen zu gelangen, die uns der Vf. in seinen schönern Momenten allerdings bietet. Man hat schon früher den übergroßen Thränenreichthum der *Jean Paul*'schen Heldinnen getadelt, und man kann sich in der That wohl zuweilen aufgelegt finden, zu fürchten, dass ihre ganze Persönlichkeit in diesem Strom verschwimmen dürfte; doch gesteht Rec., dass er nur dann in diese Klagen hat einstimmen können, wenn von jener schlaffen Thränenrührung die Rede war, die denn doch auch nicht immer die *einzige* der *J. Paul*'schen Schriften ist. Sonst geht dieser Thränenhass bey den meisten Lesern wohl nur aus einer sehr einseitigen und flachen Reflexion hervor, und man thäte besser, sich zu erinnern, dass ja Thränen (in ihrer Aechtheit) eben sowohl als Lächeln das sinnliche Zeichen sey, welches die wieder hergestellte Einheit im Gemüthe bezeichnet, und dass es daher einen eben so unbesonnenen Spott verrathen würde, über die Thränen zu witzeln, die eine Scene voll tiefer und ächter Empfindung bey dem Leser hervorrufen könnte, als über das Lächeln, das die fröhlichen Wesen in *Shakspeare's*, *Goethe's* oder *Gozzi's* Lustspielen auf unsere Wangen zaubern. — Eine solche Scene voll ächter, tiefer Empfindung ist *Lidnens Tod*, mit dem sie — wenn wir so sagen dürfen — für den Leser eigentlich erst ins *Leben* eingeht. Ohne irgend eine widerstrebende Beymischung, still und leise wird hier der zarte Geist gelöset, und wir sehen ihn gleichsam, von sanften Tönen begleitet, in kühnerer Freyheit dahin eilen, wie die von den Göttern geliebten Helden in der Ilias, auf einer Wolke dem heißen Kampfe in der Feldschlacht enthoben wurden. —

Julienne ist ein Nebencharakter von weniger Bedeutung, blos skizzirt, aber ohne sonderliches Glück. Ueberhaupt scheint es, als gelinge unserm Vf. nichts, was er nur flüchtig hinwirft. Solche Figuren gleichen den einzelnen Strichen, die ein sonst geübter Zeichner in der Dämmerungsstunde etwa mit der ungespitzten Bleyfeder aufs Papier hinwirft, damit die Hand zu spielen habe und sich übe. — Wie ganz anders gerathen solche Skizzen unserm vortrefflichen *Göthe*; mit welcher lebendigen Wahrheit stehen nicht selbst die als Nebenpartieen gehaltenen Charaktere im *Wilhelm Meister*, besonders die weiblichen, vor unserm Auge! Selbst der, scheinbar wenigstens, so leicht hin arbeitende *Gozzi*, wie fein nüancirt er nicht die Charaktere, wie ist hier jeder einzelne Zug sprechend und einstimmig mit jedem folgenden! — Man lese nur seine Schauspiele, von denen wir hier nur des *Corvo*, der *Zobeide* und der *Pitocchi fortunati* erwähnen wollen, und man wird gestehen müssen, dass auch manche unserer geübtern Charakteristiker von ihm lernen können.

Ein ungleich höherer Ernst ist es unserm Vf. mit der Zeichnung der *Linda de Romeiro*; da aber dieser Charakter der blose *Begriff* eines Charakters ist, im Verstande allein, nicht im Gemüth empfangen und ausgebildet: so ist es klar, warum wir, dem Aufwande von gar vielen Worten zum Trotz, nur wenig von dem Interesse für sie fühlen, das der Vf. einzuflösen bemüht war. Doch auch ein Irrthum kann Achtung für das Talent des Irrenden einflösen, wenn er, wie hier, mit kräftiger Consequenz durchgeführt wird.

Albano's Pflegeschwester *Rabette*, die durch ihr Verhältniss mit Roquairol, das sie nothwendig zerstörend ergreifen musste, anziehender geworden ist, als vielleicht der Vf. selbst glauben dürfte, giebt einen Beweis, dass die beschränkte, gutmüthige Einfachheit in einer gewissen Klasse des weiblichen Geschlechts eine Sphäre sey, die unser Dichter mit ungleich besserm Glücke ausfüllt, als die der Erhabenheit, nach der wir ihn fast immer streben sehen, weil sich diese letztern bey ihm selten oder niemals über das *Mathematische* erhebt, und das *Dynamische* nur lügt.

Es ist klar, dass diese Rabette nur als Gegensatz der Linda gedacht wurde, die durch das gemeinschaftliche Verhältniss zu Roquairol wieder einen Berührungspunkt mit ihr finden sollte; aber die Gefühlspoesie des Vfs. ist anziehender als sein Talent zur analysirenden Kritik, und es ist erfreulich, dass die erstere meistens über die letztere den Sieg davon getragen hat.

Für die Princessinn *Idoine* ist indess von dem Vf. so gar wenig gethan, dass sie fast nur wie ein *Schatten* in diesem Buche umgeht, der um so weniger gefallen kann, je höher die Ansprüche auf *Persönlichkeit* bey ihr gesteigert sind. Der Fond von Darstellungskraft, der für dieses Werk bestimmt war, mochte vielleicht schon beynahe erschöpft seyn, und so musste sie sich mit dem Rest begnügen.

Was nun übrigens die Geschichte selbst, oder das Schauspiel betrifft, das von diesen Personen hier aufgeführt wird: so glaubt Rec. seiner Pflicht Genüge geleistet zu haben, wenn er nur ganz kürzlich anführt, dass sich hier allerdings höchst interessante Momente darbieten, dass aber das Ganze nur den *Schein* eines *Ganzen* hat, dass oft eine Verworrenheit im Stoffe sichtbar ist, die der Vf. umsonst

zu

zu befiegen ſtrebte; ein Urtheil, worüber wir keinen Widerſpruch erwarten dürfen, da es ohnehin ſchon oftmals, nur ungleich härter, ausgeſprochen iſt. Es iſt ja auch bekannt genug, daſs in allen Werken von *Jean Paul*, ſo wie bey *Yorik* (den er übrigens an *Vielſeitigkeit* und *Tiefe* übertrifft) Digreſſionen das Leben und die Seele ſind, die, wenn man ſie hinwegnähme, das ganze Buch gleichſam mit hinwegnehmen würden.

Eben ſo wenig bedarf es hier einer weitläufigen Erinnerung an den *Stil* des Vfs., der ſich, wie ſchon oben gedacht worden, noch immer ziemlich unbehülflich und ſchwer, um die Forderungen der Einheit und Harmonie der Compoſition ganz unbekümmert, fortbewegt.

Es bleibt uns daher nur noch übrig, der beiden *komiſchen Anhänge* zu erwähnen. In dem erſten Theile zeichnen ſich beſonders die *Doppeltgänger* durch ächten Humor, dem es um weiter nichts zu thun iſt, als leichthin und fröhlich, ohne verhaltene Indignation (wie es ſonſt wohl bey unſerm Vf. der Fall iſt), zu ſcherzen, und die kurzen *Morgenbetrachtungen* über *unbekannte Freudenhimmelchen* durch ächte Lebensweisheit aus, der es allein gelingt, die Nothwendigkeit des Wirklichen anzuerkennen, und mit der Idee der Freyheit zu vereinigen. — Dem Erzählungsſpiel giebt die gutmüthige Naivetät, mit der es vorgetragen worden iſt, den meiſten Reiz; ſonſt iſt wohl die pikante Wendung gleich zu Anfang deſſelben: „Als die Fürſtinn von Flachſenfingen in andern Umſtänden war, als das Land, nämlich in geſegneten u. ſ. w." das imponirendſte Bonmot in dem ganzen Kapitel. Eine „Xenie auf die Weiber" (S. 84.) lautet alſo: „Ihre dichteriſchen und artiſtiſchen Strahlen behalten ſie meiſtens ſo lange wie das Johanniswürmchen ſeine kleinen; es zieht ſie ein, wenn es *Eyer gelegt*. Die *Waſſerpflanze* ſenkt ſich wieder zu Boden, wenn ſie Früchte *angeſetzt* hat." Dergleichen Reſultate momentaner Aufwallungen finden ſich indeſs nur ſelten; aber ein Schriftſteller wie *J. P.*, der bisher ſo kräftig da ſtand gegen den Troſs ſo vieler roher Romanenſchreiber, die die Idee der Weiblichkeit nimmer begreifen können, hätte ſich auch dieſe wenigen nicht verzeihen ſollen.

Das *zweyte Bändchen* des Anhangs enthält auſser einer geharniſchten Vorrede, einem *Circulare an Recenſenten* u. ſ. w. (welches vielleicht das Witzigſte iſt, was *J. P.* jemals geſchrieben), einen eignen Roman von beträchtlichem Umfang, unter dem ſeltſamen Titel: *Des Luftſchiffers Gianozzo Seebuch*. Er iſt einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig, da unſer Vf. hier durch die That bewieſen hat, daſs es nicht blos das Gebiet des Witzes und des Humors iſt, in welchem er zu glänzen vermag, ſondern daſs er auch gar wohl im Stande ſey, romantiſch tragiſche Charaktere und Situationen aufzuſtellen, denen man Kraft und Originalität keinesweges abſprechen darf. Ganz rein iſt indeſs auch hier der Genuſs nicht, da die tiefſinnige Bizarrerie und phantaſtiſche Einſeitigkeit Gianozzo's doch wohl zuweilen mit zu grellen Farben geſchildert wird, und zuletzt zu ſehr blos in das Allgemeine ſich verliert, ſo daſs die Individualität des Helden ſich beynahe in einen bloſsen Begriff jener Eigenſchaften auflöſt.

Es wäre indeſs zu wünſchen geweſen, daſs man von dieſem Roman *Gianozzo* einen eigenen Abdruck veranſtaltet hätte, da er allerdings ein Werk für ſich ausmacht, und, wie wir bereits erwähnten, der Beachtung ſo ſehr werth iſt. Jetzt, da man ihn als einen bloſsen Trabanten des Titan betrachtete, hat man ihm wohl nicht genug Aufmerkſamkeit zu Theil werden laſſen. Dieſer Umſtand mag denn auch wohl mit dazu beygetragen haben, daſs bey dem dritten und vierten Bande die Anhänge fehlen.

Wir ſchlieſsen mit dem aufrichtigſten Wunſche, daſs Geſundheit und Heiterkeit, und ruhige Reſignation auf den ewig geſetzlos ſchwankenden Beyfall der Menge, den Vf. in den Stand ſetzen mögen, uns auch für die Zukunft noch mit Geiſteswerken zu beſchenken, die ſeiner ſelbſt und ſeines Vaterlandes würdig ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Berlin*, b. Lange: *Die Religions- und Sittenlehre des Chriſtenthums*. Ein Leitfaden für Katechumenen. 1802. 64 S. 8. (2 gr.) — Der Plan dieſes Lehrbuchs iſt einfach und deutlich. Die Einleitung ſtellt den Menſchen nach ſeinen Hauptvermögen und Kräften in Beziehung auf ſein Bedürfniſs der Religion dar; ſodann wird Chriſtus, als der Stifter der Religion, beſchrieben; hierauf die Lehre von Gott und den Pflichten gegen ihn, endlich die von den Pflichten gegen uns ſelbſt, gegen andere und gegen die Thiere abgehandelt und mit einem Anhang von den feyerlichen Religionsgebräuchen der Chriſten geſchloſſen. Die ganze Lehre vom Anfang bis zum Schluſs liegt in der Sphäre des Verſtandes; faſt alles darin iſt klar und begreiflich; ein gebildeter und nüchterner Verſtand faſst die Ideen von Gott, der Religion, Chriſto u. ſ. w., und die ſogenannten moraliſchen und religiöſen Gefühle auf, und legt ſie in Begriffen nieder; kaum iſt irgendwo die Spur eines Geheimniſſes in der Religion, nirgends ein myſtiſcher Zug zu finden. (Das ganze Verdienſt Chriſti um die Menſchheit beſteht in ſeiner Lehre und ſeinem muſterhaften Leben.) Dabey iſt die Sprache gedrängt, verſtändig und deutlich, und überall in der Wahl des Inhalts und dem Ausdruck der Form iſt die Beſtimmtheit und Bedächtigkeit eines hellen Verſtandes ſichtbar, ſo daſs dieſer Katechismus genau der Aufklärung unſerer Zeit angemeſſen iſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. März 1804.

STATISTIK.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch* auf das Jahr 1803. *Erster* Theil. 779 S. 8. *Zweyter* Th. 412 S. 8.

Bekanntlich füllt Deutschland mehr, als zwey Drittheile dieses schätzbaren Werks, und von diesen nimmt Statistik und Dienerschaft wiederum die grösere Hälfte ein. Es war daher zu erwarten, dass die vorliegende Ausgabe durch die Ereignisse des vorigen Jahrs eine ganz neue Physiognomie erhalten würde. Unter allen 62 Jahrgängen zeichnet sich dieser durch die Veränderung des Inhalts, so wie der von 1798. durch die neue Form, am meisten aus. Auserdem findet man darin vielfältige Verbesserungen, deren nicht einmal die Vorrede erwähnt; die Recensionen der vorigen Ausgaben in der A. L. Z. (1792. N. 296., 1794. N. 314., 1801. N. 176., 1802. N. 190.) sind sichtbar beachtet worden. Dies ist desto verdienstlicher, da zum Theil die Quelle der Special-Staats-Kalender versiegte, und unter den vorhandenen einige, wie der *Wiener* (A. L. Z. 1803. N. 248.) sehr unvollständig und fehlerhaft waren. Zu einer ausführlichen Anzeige berechtigen darneben noch andere Umstände. Das Studium der Genealogie und *Personal-Statistik* wurde sowohl von höhern Staatsbehörden und Individuen, als auch durch Schriftstellerey mit Eifer und Geschmack betrieben. Das *Manuel Genealogique* (Berlin 1797.) fand Nachahmer. Ueber die *hessischen* Häuser erschien zu Kassel ein Genealogisch-Historisches Handbuch, und über die *sächsischen* zu Weimar eine berichtigte Stammtafel. Die Berliner genealogischen Kalender wurden verbessert. Ein Graf von *Reuss*, ein Graf von *Castell*-Remlingen, ein Graf *Schulenburg*, machten sich die Genealogie zum Lieblingsstudium. Das Handbuch wurde überall mehr, vorzüglich auf Reisen, benutzt. Es wurde von mehrern Höfen (Oranien, Sachsen-Meinungen) wegen Auslassung von präjudicirlichen und wegen Einrükkung von vortheilhaften Bemerkungen mit Aufmerksamkeit beehrt, und selbst von Statistikern, namentlich von *Winkopp* (*Deutscher Zuschauer* B. 2. S. 381.), als Autorität angeführt; sogar von Historikern, wegen der Varianten, welche die Verschiedenheit der Kalender in den Tagen und Jahrszahlen bisweilen hervorbringt. Die Verbote mehrerer geistlichen Fürsten, zu Fulda u. s. w., waren nicht mehr ein Hinderniss, und die Abneigung einiger weltlichen Regenten gegen das Einrücken ihrer Geschlechtsregister und ihrer Dienerschaft minderte sich. Der Geist der Zeit hob den Anstoss, den bey der Genealogie die Verwandtschaft mit adelichen Geschlechtern oder die Missheirath eines Apanagirten, so wie bey der Dienerschaft die Geringfügigkeit des Personale oder die Unentschiedenheit des Rangs, bisher veranlasste. Wird z. B. die Fürstlich-Löwensteinische Stammtafel durch die adelichen Namen *von Hausen*, *Humbracht* und *Stiplin* verunziert? Beyspiele anderer Art wird der aufmerksamere Leser aus der Vergleichung dieser Ausgabe mit den vorigen ziehen. Ausser den Veränderungen, welche die Säcularisation bewirkte, war das verflossene Jahr an Todesfällen, an Doppelheirathen, an Zwillingsgeburten, an Scheidungen, an (43) merkwürdigen Vermählungen und (6) unvollzogenen Verlobungen, an Missheirathen und an Dienstveränderungen reichhaltiger, als die vorigen. Von jedem nur einige Beyspiele. Indem das ganze Haus *Modena*, der Letztling des Stammes Este, innerhalb 53 Tagen ausstarb, und *Solms-Lich* binnen kurzer Frist vier Leichen beerdigte, wurden dem entthronten Könige von Sardinien Zwillinge geboren. Wenn einige Häuser, wie *Palfy*, im Mannsstamme noch mehr gesegnet wurden, so verschwanden dagegen die Namen von *Parma* und *Modena* und einzelne fürstliche und gräfliche Linien, wie *Stolberg*-Gedern, *Bentheim*-Bentheim, *Castell*-Rüdenhausen, Hastang, Leslie u. s. w. Sehr viele Staaten verloren ihren Regenten: Etrurien, die Sieben-Inseln-Republik, Parma, Sachsen-Meinungen, Nassau-Usingen, Lobkowitz, Oettingen, Lippe, Isenburg. Ehegatten, wie Hohenlohe-Kirchberg, folgten sich in derselben Stunde zur bessern Welt. Andere wichtige Sterbefälle traten bey Sardinien, Kur-Salzburg, Mecklenburg, Hessen, Braunschweig, Anhalt, Hohenlohe, Nassau, Hohenzollern, Neuwied, Reuss u. s. w. ein. Ja sogar unter den *geistlichen* Fürsten genossen einige, wie die von Strasburg, Regensburg und Berchtolsgaden, nicht lange der neuen Pension; der vielen heimgegangenen *Cardinäle* nicht zu gedenken, weil der *rothe* Strumpf gewöhnlich erst zum *grauen* Haare hinzukömmt. Ohne also mit *Lalande* diese traurige Auszeichnung der Sterblichkeit in den höhern Ständen durch die Zusammenstellung eines Cardinals *Rohan* mit *Toussaint-Louverture* zu beweisen, wird sie schon durch die Berechnung einleuchtend, wie viele Familien jetzt auf *einem* Kopfe beruhen.

Eine Neuerung anderer Art betrifft die Benennungen und Titulaturen, welche das letzte Jahr für ganze Staaten und Fürstenhäuser, wie für einzelne Mitglieder derselben (z. B. *Grossfürst* von *Finland* und

Markgräfinn von *Baden*), ſchuf. Unter den Ländertiteln dienen die neuen Reichsfürſtenthümer *Waldburg*, *Sinzendorf* u. ſ. w. als Beyſpiele. Zuſätze zu fürſtlichen Titulaturen findet man bey der Pfalzbayeriſchen *Herzogs*-Linie, bey Oranien-Fulda, Leiningen-Wartenberg. Bey Heſſen-Darmſtadt wurde das Hochfürſtliche durch *Landgräflich* verdrängt u. ſ. w. Im Hohenlohiſchen Hauſe entſtand ſogar eine neue Linie von Waldenburg-*Jaxtberg* (Jagſtberg) in der Reſidenz Haltenberg-Stetten. Sechs Fürſtenhäuſer, *Aremberg*, *Croy*, *Looz*, *Ligne*, *Salm-Salm* und *Salm-Kyrburg*, ſpaltet der deutſche *Fürſten*hut und der franzöſiſche *Bürger*titel. Neben den vier *neuen* Kurhöfen veränderten ſich auch alte Kurtitel, z. B. Kur*ſachſen* wegen Ravenſtein und Jülich, Pfalzbayern als Herzog in Franken; und wenn der Präſidententitel in Nordamerika das Gepräge der Einfachheit trägt, ſo ſchien in Europa der König von Candy als *Herr der Herren von Sonne und Mond* Nachahmer zu finden.

Auch darin unterſcheidet ſich das letzte Jahr, daſs nicht allein der Militärdienſt gröſserer Mächte mit der Würde eines Regenten, ſogar mit dem Kurhute, ſich vereinigte, und noch von mehrern regierenden Fürſten und Grafen (*Salm*, *Solms*, *Erbach*, *Iſenburg* u. ſ. w.) übernommen wurde, ſondern auch, daſs der Militär- und Civildienſt mehrerer Mächte in einer und derſelben Perſon ſich vereinigte. Ein regierender deutſcher Fürſt iſt zugleich königl. preuſsiſcher Generalmajor und kurpfalzbayeriſcher Generallieutenant. Bey einem andern Fürſtenhauſe (Witgenſtein-Berleburg) findet man Prinzen in ruſſiſchen, preuſsiſchen und kurheſſiſchen Dienſten; von einem dritten (Neuwied), das nur auf vier Köpfen ruhet, dienen drey in der preuſsiſchen und einer in der öſterreichiſchen Armee, und endlich bey Oettingen-Wallerſtein die neuere noch nicht bemerkte Anſtellung dreyer Prinzen im ruſſiſchen, pfalzbayeriſchen und badenſchen Dienſte. Weniger unterſcheidend iſt das Merkmal der *Veränderlichkeit* in der *Dienerſchaft*, indem ſolche, wenigſtens in Deutſchland, durch die Länder-Umſtaltung nothwendig wurde. Nur bey *Oeſterreich* fällt ſolche im *Corps diplomatique* und bey Sachſen-*Koburg*-Saalfeld durch die *Kretſchmann*'ſche Organiſation in die Augen. Kurz, die Ebbe und Fluth der Veränderungen war, ſelbſt noch während des Drucks des Werkes, ſo groſs, daſs beide Bände mit *ſtarken Nachträgen* verſehen werden muſsten.

Um die verbeſſerte Einrichtung im Haushalt des *ganzen* Werks zu zeigen, muſs Rec. von der frühern Umformung einiges voranſchicken. Seit dem J. 1798. erhielt der *erſte* Theil vier Abſchnitte, jeden von zwey Unterabtheilungen. Der *erſte* Abſchnitt umfaſste die Genealogieen der Souveraine, auſser den Regenten im deutſchen Reiche, und zwar die europäiſchen in der *erſten*, die auſser-europäiſchen in der *zweyten* Abtheilung. Der *zweyte* Abſchnitt handelte von den geiſtlichen, der *dritte* von den weltlichen Fürſten, und der *vierte* von den Grafen. Durch Unterabtheilungen wurden in jedem die Reichsſtändiſchen von den Mittelbaren getrennt. Wie Rec. bey den vorigen Jahrgängen bereits bemerkte, hatte dieſe Claſſification ihre Inconvenientien, theils weil die obige Rubrik des erſten Abſchnitts die täuſchende Erwartung gab, daſs den deutſchen Regentenhäuſern ein eigener Abſchnitt beſtimmt ſeyn würde, theils weil man in den drey letzten Abſchnitten die Reihe der geiſtlichen und weltlichen Reichsſtände jedesmal wieder durch Darſtellung mediater Fürſten, Prälaten und Grafen unterbrach. Statt deſſen iſt hier zum erſtenmale die Eintheilung für beide Theile beynahe gleich gemacht, ſo wie ſie aus der Natur des ganzen Materials flieſst, und dem Handgebrauche des Buchs die angemeſſenſte iſt. Der *erſte* Abſchnitt umfaſst nämlich die ſouveränen Häuſer mit folgenden zweckmäſsigen Veränderungen: *a*) ſind die ſämmtlichen Artikel der erſten Abtheilung, wo von den europäiſchen Souverains gehandelt wird, in einer alphabetiſchen Reihe aufgeführt, ohne, wie zuvor, die drey Kaiſerfamilien vorauszuſchicken; *b*) iſt die erſte Abtheilung mit dem Artikel „*Kirchenſtaat*" vermehrt, da der Papſt gewöhnlich unter die Souverains gerechnet wird; *c*) ſind aus dieſer erſten Abtheilung folgende Artikel ganz weggeblieben: *Böhmen*, weil es einen Theil der öſterreichiſchen Monarchie ausmacht; *Frankreich*, weil dieſer Artikel, mit Hinweiſung auf die depoſſedirten Bourbons, nur einige bekannte hiſtoriſche Notizen lieferte; *Parma*, deſſen Genealogie ſchon bey Etrurien dargeſtellt wird; und *Toskana*, welches ſich in Kur-Salzburg verwandelte, daher es im zweyten Abſchnitte unter den deutſchen Reichsſtänden eingeführt iſt. Auch iſt der Anhang zur erſten Abtheilung weggelaſſen, welcher die Artikel *Bourbon* (franz. L.), *Modena* und *Polen* enthielt. Die franzöſiſchen Bourbons ſind bey dem nächſtverwandten Hauſe (Spanien) anhangsweiſe beygebracht; Modena iſt in dem zweyten Abſchnitte unter Modena-*Breisgau* verſetzt, und wird künftig als *Oeſterreich*-Breisgau vorkommen; Polen aber iſt ganz ausgelaſſen.

Der *zweyte* Abſchnitt des *erſten* Theils handelt in drey Kapiteln von den *deutſchen* Reichsſtänden. Daſs jetzt die in den einzelnen Reichsterritorien regierenden Häuſer in einen Abſchnitt zuſammengefaſst ſind, iſt gleichfalls zweckmäſsig, ſo wie die Abtheilung nach Kurfürſten, Fürſten und nach Grafen. Nur hätte unter den Kurfürſten die Rubrik „*Aſchaffenburg*" aufhören, und dieſer Artikel unter *Erzkanzler*, ſo wie es im zweyten Theile geſchehen, geordnet, auch, ſtatt *Bayern*, die Benennung *Kur-Pfalzbayern* gebraucht werden ſollen. Daſs *Johannitermeiſter* und *Deutſchmeiſter* im zweyten Kapitel ganz in ihrer Ordnung ausgelaſſen, und nur am Ende des erſten Theils unter den Zuſätzen nachgetragen ſind, iſt ein groſser Fehler. Dagegen ſind mit Recht in jenes Kapitel die Artikel *Croy* und *Looz* verſetzt, da beide Häuſer unmittelbare Reichslande zur Entſchädigung erhielten. Unter den reichsſtändiſchen Grafenhäuſern iſt nun hier der Artikel *Lynar* wieder weggeblieben, weil der Graf die von Waldeck und Solms-Rödelheim erkauften Antheile an der Grafſchaft Limpurg wieder an den Grafen *von Pückler* cedirt hat; man findet Lynar in

folgenden Abschnitte. So werden künftig auch Metternich und Waldburg aus dem dritten in das zweyte Kapitel des zweyten Abschnitts versetzt werden müssen. Im Anhange zu diesem Abschnitte sind die depossedirten geistlichen Fürsten und Prälaten nachgetragen; eine nothwendige Beybehaltung, zu welcher hier die schicklichste Stelle gewählt wurde. — Der *dritte* Abschnitt handelt von mehrern reichsfürstlichen und vielen gräflichen Familien, die in Deutschland und in den angränzenden Staaten begütert, aber nicht zugleich deutsche Reichsstände sind.

Die Einrichtung des *zweyten* Theils ist zwar weniger verändert, aber in zweyfacher Hinsicht anders geordnet. Eines Theils macht der zweyte Hauptabschnitt der vorigen Ausgabe in der gegenwärtigen den *ersten* aus, und die Kuren waren sonst mit den Fürstenthümern zusammengereiht; nun aber sind sie davon getrennt, wodurch dieser zweyte Theil mit dem ersten mehr Uebereinstimmung erhält. Andern Theils waren in dem zweyten Hauptabschnitte vom deutschen Reiche sonst die geistlichen Fürstenthümer von den weltlichen Reichsgebieten durch eine besondere Abtheilung getrennt. Diess ist ebenfalls verbessert, weil die Säcularisation sich auf die bey weitem gröfste Zahl der geistlichen Staaten erstreckt. Die wenigen noch bestehenden sind mit den weltlichen in eine alphabetische Reihe geordnet. Durch Abtheilungen in mehrere Häuser sind ferner besser dargestellt die Genealogieen: *Schönburg-Penigk* durch Absonderung in die Häuser Rochsburg und Hinterglauchau, *Hessen-Philipsthal* durch Eintheilung in Philipsthal und Barchfeld; und *Solms-Sonnewalde* durch Vereinzelung in die drey Häuser Sonnewalde, Neuhof und Schkona. Auch ist die steyrische Linie des Hauses *Wurmbrand* in zwey Aeste aufgeführt.

Rec. geht nun zu der *Zergliederung* des Werks über, und schickt dabey das Lobenswerthe den Rügen voraus. Im *ersten* Theile ist der *zweyte* Abschnitt vom deutschen Reiche, ausser den gewöhnlichen genealogischen Veränderungen, auf jeder Seite durch zusammengedrängte mannigfaltige Abänderungen, Einschaltungen und Zusätze umgeformt. Dahin gehören vorzüglich die historischen Erläuterungen über die neu-acquirirten Länder, die Anzeige der den depossedirten Fürsten ausgesetzten Pensionen (wobey freylich noch Lücken vorkommen), die des veränderten Aufenthalts und neuer Titulaturen, kurz viele Einschaltungen, wodurch die Stammtafeln lehrreicher und anziehender wurden. Manche später bekannt gewordene Titel sind in den Zusätzen am Ende des *zweyten* Theils nachgetragen. Der von Nassau-Usingen und Weilburg fehlt noch. Bey den depossedirten geistlichen Fürsten und Prälaten ist überall angezeigt, an welche Erbfürsten und Häuser ihre bisherigen Besitzungen übergegangen sind. Bey letztern ist da, wo die Entschädigung aus einzelnen von andern Ländern getrennten Parzellen besteht, auf den *zweyten* Theil verwiesen. Die Kurwürde hat vier ausgedehnte Artikel durchaus verändert. — Ausser den, jedoch erst im Nachtrage bemerkten drey *neuen* Fürsten, Hatzfeld, Mellin, Oertzen, Palffy (mittl. Ast), Pergen, Ranzau, Schaf-

Waldburg und Metternich, sind die Benennungen von vielen sehr verändert. Bey *Looz* heisst es jetzt: Regierender Fürst in *Rheina-Wolbeck*; bey Törring-*Gronsfeld* jetzt Törring-*Gutenzell*; bey Leiningen-*Heidesheim* und *Guntersblum* jetzt Leiningen-*Billigheim* und *Neidenau*; bey dem fürstlichen Hause Leiningen: *Miltenberg-Amorbach*; bey dem Erbprinzen von Nassau-Oranien: *regierender Fürst zu Fulda und Corvey*; bey Ostein: regierender Graf der freyen Herrschaften *Buxheim*, Westerhard, Neuhausen und Zubehör; bey Quadt: regierender Graf zu *Isny*. Bey *Metternich* ist das Schloss Winneburg in der Reichsgrafschaft Ochsenhausen als die Residenz angegeben, weil der nunmehrige Fürst dem Abteygebäude den Namen *Schloss Winneburg* beygelegt hat. Dagegen wurde etwas Raum durch die vielen bey der Säcularisation vertilgten *Nebenämter* gespart, z. B. bey Castell, wo sonst bemerkt war, dass diese gräfliche Familie das Obrist-Erbschenkenamt im Hochstift Würzburg im Herzogthum Franken bekleide u. s. w. Jener Berichtigungsgeist erstreckt sich auch auf die *zweyte* Abtheilung des *ersten* Abschnitts von *ausser-europäischen* Regenten. Man findet darin z. B. die Artikel: *Candahar*, *Karduel* und *Kachet*, *Mecka* und *Medina*, *Indostan* (wo auch des Schachs von Cabul gedacht ist), *Oude*, *Carnatik*, *Mahratten-Fürsten*, unter welchen nun auch *Bouncela* und *Guiacar* namhaft gemacht sind, *Mysore*, *Ava* und andere, nach den neuesten Nachrichten und Reisebeschreibungen verbessert.

Die sorgfältigsten Nachträge und Abänderungen bemerkt man bey Deutschland, um alphabetisch zu gehen, in den Artikeln *Colloredo* und *Dietrichstein* fürstl. Linie, *Fürstenberg*, *Kur-Hessen*, *Hessen-Darmstadt* u. *Philipsthal*, *Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst*, *Isenburg*-Offenbach, *Kaunitz*, sowohl Rietberg- als Böhmischer Linie, *Khevenhüller-Metsch* und *Frankenburg*, vorzüglich in den Zusätzen zum *ersten* Theile, *Lippe-Detmold*, *Oettingen-Wallerstein*, wo ebenfalls auf die in den Zusätzen zum *zweyten* Theile gegebenen Berichtigungen Rücksicht zu nehmen ist; *Paar*; *Kur-Pfalzbayern* (in der herzoglichen Genealogie sind die ausgelassen gewesenen Vatersgeschwister wieder eingeschaltet); *Sachsen-Koburg*; *Sayn-Wittgenstein-Berleburg*; *Solms-Braunfels und Lich*; *Starhemberg* (fürstl. L.); *Kurwürtemberg* (wo auch der genealogische Commentar zweckmässiger abgefasst ist, und wovon in den Nachträgen beider Theile mehrere Stellen verbessert worden). In andern Beziehungen verdienen Beyfall die Rubriken: *Lamberg*, fürstlicher Linie; *Looz*; *Odescalchi* (welchen Artikel Rec. in mehrern Jahrgängen bisher als unverändert, mithin als fehlerhaft, bemerkte); *Bentheim*; *Gastell*; *Leiningen*-Westerburg; *Solms*-Sonnewalde und Baruth; *Stadion* (Frideric. L.); *Stolberg*-Stolberg; *Törring*-Gutenzell; *Truchsess*-Zeil und Würzach; *Wurmbrand*; *Wartemberg*; und folgende Grafen: Ahlefeldt, Althann, Arnim, Beust, Brandis, Degenfeld, Dönhof-Friedrichstein, Görtz, Hartig (böhm. L.), Hatzfeld, Henkel-Beuthen, Herberstein, Hohenthal, Hochberg, Hohenwart, Kinigl, Kinsky, Lodron,

Google

Schafgotsch, Schulenburg-Krankow und Angern, Schwerin-Schwerinsburg, Seyboltsdorf, Sweerts, Thürheim, Thun (tyroler L.), Vitzthum, Wallwitz, Wartensleben, besonders die jüngste Branche, nebst dem zweyten Ast der ältern Hauptlinie, und endlich *Würben*. Bey *Waldeck* sind nunmehr der holländische Generals-Charakter und die böhmischen Herrschaften weggelassen; bey dem Artikel *Beroldingen* ist der bisher von Rec. vermisste Commentar hinzugekommen, und bey *Sachsen* (B. 1. S. 186.), *Palm*, *Leiningen*, *Falkenburg* sind die historisch-genealogischen Einleitungen mehr berichtigt, zum Theil auch erweitert. Unter diejenigen Genealogieen, welche durch Absterben der bisherigen Stammherren eine ganz veränderte Gestalt erhielten, glaubt Rec., den vom Vf. in der Vorrede bemerkten Häusern noch Sardinien, Isenburg, Looz, Nassau-Usingen, Schulenburg-Apenburg, Schwerin-Schwerinsburg, Sweerts-Spork, Thurn und Valsassina (Linie zu Wartegg) beysetzen zu können.

Von *ausgestorbenen* Linien findet man *a*) die Bentheim-*Bentheimische* Linie mit dem am 19. Febr. 1803. zu Paris verstorbenen Grafen Friedrich Karl, wobey eine von Bentheim-Steinfurt veranlasste Bemerkung über die Einlösung der an Hannover verpfändeten Grafschaft auch publicistischen Werth hat; *b*) im gräflichen Hause *Castell* die Linie zu Rüdenhausen, so dass die Remlingensche die sämmtlichen Besitzungen wieder vereinigt, und die Christian-Friedrichsche Special-Linie ihren Sitz nach Rüdenhausen verlegt; *c*) im *Reuss*schen Hause die Linie zu Gera, deren Besitzungen an das fürstliche Haus Reuss-Lobenstein und die gräflichen Häuser Schleiz und Ebersdorf vertheilt worden; *d*) von *Hartig* die österreichische Linie; *e*) von *Herberstein* die Wildhausische Nebenlinie; und *f*) von *Werthern* die Linie Unterhaus-Wiehe. Bey *Trautmannsdorf* ist die Johann-Hartmanns Linie weggelassen; wahrscheinlich weil sie erloschen, welches jedoch Rec. nicht ganz beglaubigt findet. Von *Alvensleben* ist wenigstens die gräfliche Würde mit dem verstorbenen königl. preuss. Kabinetsminister wiederum ausgegangen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JUGENDSCHRIFTEN.

Köthen, b. Aue: *Die biblische Geschichte*, mit praktischen Anmerkungen. *Zweyter* Theil. Zum Schulgebrauch entworfen von *C. F. Hartmann*, Rector der ev. luth. Schule u. Adjunct des Minister. zu Köthen. 1802. 188 S. 8. (7 gr.)

Auch diesen Theil trifft, wie den *ersten* (A. L. Z. 1802. Nr. 292.), der Vorwurf, dass der Vf. von neuern Schrifterklärungen nicht den Gebrauch gemacht habe, der sich auch in Jugendschriften davon machen lässt. Hielf es Hr. *H.* noch für nothwendig, die beym Lucas vorhandene Erzählung von Jesus Empfängniss zu erwähnen: so hätte dies, nach unserer Meinung, ganz anders geschehen sollen, als S. 18. geschieht: „Josephs verlobte Braut wurde durch einen *übernatürlichen Einfluss der göttlichen Wunderkraft schwanger*, zum Beweise, dass die *zur Welt zu bringende* ausserordentliche Person der Messias seyn sollte." Die beygefügten Fragen sind meistentheils unkatechetisch und mit zu vielen nichtssagenden Flickwörtern angefüllt, nicht selten auch ihrem Inhalte nach sehr sonderbar, wie S. 19.: War Josephs Ehe mit Maria fruchtbar? Bey der sonstigen, in diesem Buche sichtbaren Anhänglichkeit des Vfs. an ältere Meinungen nimmt es uns Wunder, dass er S. 50. die Versuchung Jesus geradezu für eine innere nimmt. Dieser Theil der biblischen Geschichte geht bis zur Himmelfahrt Christi. In einer besondern Schrift verspricht der Vf. das Leben und die Verdienste der Apostel zu erzählen.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Index alphabeticus in J. C. Fabricii Systema Eleutheratorum* genera et species continens. 1803. 93 S. gr. 4. u. gr. 8. — Es bedarf weiter nichts, als der Anzeige des Dafeyns eines solchen unentbehrlichen Regisiters, das durch die Nachweisungen der veränderten Namen und der versetzten Arten noch brauchbarer gemacht ist. Auch sind die vom Hn. Prof. *Fabricius* verbesserten, doppelt gebrauchten Benennungen eingeschaltet. Da diese Register zugleich den Sammlern als Kataloge dienen können, worin sie durch Unterstreichen oder durch sonst ein willkührliches Zeichen bemerken, welche Arten sie besitzen und welche ihnen noch abgehen: so hat der Verleger einige Exemplare in gros Quart abdrucken lassen, auf deren breitem Rande man die in Fabricius *Systema Eleuth.* fehlenden Käferarten beyschreiben kann. Wir haben folgende Druckfehler und Auslassungen bemerkt: S. 2. *Allecula fuscata*, nicht *fasciata*. S. 3. ist *Anthrenus histrio* 106. 2. ausgelassen, und S. 8. *Brachycerus barbarus* 414. 11. S. 15. fällt *Cantharis flavicollis* 300. 35. weg, und dafür wird *fulvicollis* 300. 35. eingeschaltet. S. 23. fehlt *Cetonia aurata* 137. 9. und *acerata* fällt aus. S. 25. muss *ynca* für *zynca*, S. 28. *funesta* für *funestata* gelesen werden. S. 32. fehlen *Coccinella duodecim-punctata* 367. 68. *impunctata* 358. 14. und *impustulata* 376. 112. bey der zweyten *lineola* lese man 96 für 66. — S. 38. muss *Crioceris trimaculata* weggestrichen und *quinquemaculata* 452. 17. eingeschaltet werden. S. 45. fehlen *Dermestes trifasciatus* 313. 8. und bey *subterraneus* die Zahlen 318. 34., S. 46. *Diaperis bicolor* 586. 6. S. 47. Dyticus *cicur* 262. 19., wofür *jecur* weggelöscht wird. S. 56. setze man *Geotrupes typhon* für *typhaeus*. S. 57. *Helodes porrecta* für *porcata*, *Helops cuprarius* für *caprarius*. S. 59. *Hister depressus* für *compressus*. Bey *Lampyris ignita* S. 64. fehlt 107. 40. — S. 67. *Lucanus cervus*, nicht *corvus*; S. 68. *Lyctus terebrans*, nicht *tenebrans*; S. 70. *Melolontha capicola*, nicht *capreola*; S. 74. *Mycetophagus fulvicollis*, nicht *flavicollis*. S. 75. fehlt *Nitidula strigosa* 251. 16. S. 81. bey *Rhynchaenus floralis* 450, nicht 250. — S. 85. *Saperda oculata*, nicht *ocellata*. — S. 87. *Silpha oblonga v. Peltis* statt *v. Silpha*. — S. 88. fehlt *Stephylinus bipustulatus* 598. 44. Andere Druckfehler, die von selbst in die Augen fallen, übergehen wir hier.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. März 1804.

STATISTIK.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch* auf das Jahr 1803. u. f. w.

(*Fortsetzung der in Num. 81. abgebrochenen Recension.*)

Die einzelnen Verbesserungen betreffen die Anzeige der hinzugekommenen Familienglieder durch Geburten, Verlobungen und Vermählungen, so wie der Todesfälle, der erlangten Würden und Titel, der Beförderungen, zahlreichen Kammerherrenschlüssel und Ordensbänder, des Wechsels in Religion und Aufenthalt, u. s. w. Ferner gehört die Tilgung und Abänderung irriger Angaben und die Ergänzung einzelner bisher noch unangezeigt gewesener Geburts-, Vermählungs- und Sterbetage hieher. Sonderbar ist es, dass unter den Orden auf drey, den *Ferdinand's*-, den *Joachim's*-, (ausgenommen Th. I. S. 269,) und den *halben Monds*-Orden gar keine Rücksicht genommen wird. Wenn von den *Aufenthaltsveränderungen* einige gleichgültig scheinen, so sind dagegen wieder die der *Bourbons*, der Arembergs und der geistlichen Fürsten (Kur-Trier, Corvey, Eichstädt, Fulda, Bamberg, Essen, Marchthal u. s. w.) von historischem Werthe; auch verdient der Exgrossmeister von Hompesch hiebey nicht aus der Acht gelassen zu werden. — Ferner sind die bis dahin fehlenden *Tauf*-Namen ziemlich ergänzt, und die unbestimmte Erwähnung: *Ein Prinz, eine Prinzessin*, seltener, wiewohl nach Th. I. S. 415. nicht ganz vermieden worden. Unter funfzehn Namen, welche die letztgeborne sächsische Prinzessin erhielt, ist es gewiss angenehm, den *unterscheidenden* zu kennen. Zum Beweise, wie viel darauf in politischer Hinsicht ankomme, mag die in öffentlichen Blättern begangene Verwechselung des helvetischen Landammanns *Rudolph* Wattenwyl mit seinem Vetter, dem General *Emanuel*, dienen. Als Berichtigung der angenommenen Unterscheidungsnamen bemerkt Rec. namentlich bey Anhalt-Bernburg (Kinder No. 6. und Vaters Schwester No. 5.), Sachsen-Hildburghausen (Kinder b. u. f. w.), Schwarzburg-Sondershausen (Geschwister b. und d. Vaters Bruders Kinder No. C.), Solms-Braunfels (bey der Gemahlin des Fürsten, bey dessen Kindern No. 3. und 4., bey den Vaters Brüdern No. 2. und 4.), bey Erbach-Schönberg (Bruders Kind e.), bey den Kindern des Grafen Gustav von Degenfeld (No. d. und e.) u. s. w.; doch sind hierin noch viele Irrthümer, z. B. Th. I. S. 217. bey der Prinzessin von Stolberg, verblieben. — Zu ähnlichen Berichtigungen gehört auch die Erweckung einiger Todten; in der vorigen Ausgabe war die verwitwete Marquise de *Soyecourt*, geborne Prinzessin von Nassau-Saarbrücken, nach falscher Zeitungsnachricht als verstorben, nun aber als lebend aufgeführt. Auch ist bey dem jüngern Zweige der Michel-Wenzelschen Linie der Grafen *Althann*, die vorhin ausgelassene erste Gemahlin des Grafen Wenzel, Elisabeth Auguste, geborne Prinzessin von Baden-Baden, wieder eingeschaltet. — Ferner ist diese Ausgabe mit historischen Notizen der mannigfaltigsten Art, insbesondere mit kurzen Nachrichten von Erbschaften und Theilungen, Güter-An- und Verkäufen, gewonnenen und verlornen Rechtshändeln, sogar mit Erwähnung wichtiger Ansprüche, durchwebt. Zu den bedeutendsten gehört bey *Anhalt-Schaumburg*, dass seit der 1797ger Theilung der erledigten Zerbster Lande diese Linie von gedachten Häusern eine jährliche Summe von 12,000 Rthlr. erhält; bey *Dietrichstein*, dass es nach Ausgang des Lesliesschen Grafenstammes in dessen Fideicommiss-Herrschaften succedirte; bey *Fürstenberg* (böhm. Subfidiallinie), dass der Successionsstreit wegen der Subfidialfideicommiss-Herrschaft Pürglitz durch Vergleich beseitiget sey; bey *Schwarzenberg* die seit 1801 bestehenden zwey Majorate, auch bey dem Fürsten Joseph die testamentarische Erbschaft der Herrschaft Neu-Waldeck von dem General Lascy; bey der gräflichen Linie *Waldeck* und bey Solms-Rödelheim der Verkauf des Antheils an der Grafschaft Limpurg; bey *Wied*-Neuwied der Vorbehalt jährlicher 15,000 Gulden für den resignirten Fürsten; bey *Sagan*, dass die Standesherrschaft Wartemberg den Prinzen von Biron gerichtlich zugesprochen worden; bey *Nostitz* (schlesischer Linie) der Verkauf der Herrschaft Schönbrunn an die Charité zu Berlin. Dagegen möchten die Güter-Erwerbungen bey Schönburg-Waldenburg, bey Stolberg, bey Althann, bey Hochberg, bey Lüttichau weniger interessant scheinen. Auch hat sich bey Colloredo der Kauf des Nostitzschen Antheils an Rhineck für 400,000 Gulden noch nicht bewähret. Sogar findet man die Summen von Apanagen bey Solms-Braunfels und Lichtenstein, von Gehalten z. B. bey Graf Cobenzl, von Pensionen z. B. bey Sachsen-Coburg und Stolberg-Gedern, sogar von Reise- und Equipirungs-Geldern und Legaten bey Bathiany, bey Coburg, bey Cobenzl, angegeben. Diese Art von Notizen hält Rec. aber für anstössig und entbehrlich.

Sichtbar ist vorzüglicher Fleiss in dem *zweyten* Theile des Handbuchs auf die *statistischen* Notizen im

zweyten Abschnitte verwendet. Ungeachtet der noch zurückgebliebenen Irrthümer und Auslassungen bemerkt man dabey die Benutzung der bewährtesten Schriftsteller, bey deren, leider! häufigen Abweichungen und Widersprüchen die Mittelstrasse befolgt zu seyn scheinet. Bey der Total-Umstaltung der deutschen Staaten, welche gröfstentheils ihre Territorialgränzen veränderten, und unter dem manche bisher selbstständige sich in Fragmente verwandelten, findet Rec. wirklich in allen fünf Unterabtheilungen diese Schwierigkeiten so viel thunlich überwunden. Das *erste* Kapitel behandelt das deutsche Reich nach seiner constitutionellen Verbindung. Das Verzeichnifs der Reichsversammlung zu Regensburg ist zwar nach den neuen Verhältnissen rectificirt, das erste Collegium mit den Gesandten der neuen Kurfürsten vermehrt, und der Fürstenrath nach der im Deputations-Receffe genehmigten Ordnung eingeführt; doch bleibt hiebey noch vieles einzutragen. Nicht so genau, als der Reichshofrath, ist das Reichskammergericht dargestellt. Die Kreisgesandtschaften fielen ganz aus, wahrscheinlich weil die neue Organisation der Kreise noch nicht vollzogen ist. — Das *zweyte* Kapitel umfafst die Kurfürstenthümer, wo jedoch bey Kurhessen und Pfalzbayern noch manches zu verbessern ist. Bey Kur-*Böhmen* wird gebührend auf den Artikel Oesterreich, und bey Kur-Brandenburg auf Preufsen verwiesen. Der Artikel Kur-Braunschweig ist vollkommen berichtigt, besser geordnet, und mit den provisorisch bestätigten Landescollegien im Fürstenthum Osnabrück erweitert, ohne auf die von französischer Seite veranlafsten Behörden Rücksicht zu nehmen. Vom Kurstaat des *Reichs-Erzkanzlers*, wo die statistische Einleitung auch eine Uebersicht von der Vertheilung des ehemaligen Kurfürstenthums Mainz liefert, ist das noch jetzt (Febr. 1804.) nicht officiell bekannte neue Staatsbeamten-Verzeichnifs in den Zusätzen am Ende des *zweyten* Theils nachgetragen; nur mit Ausnahme der Grafschaft *Wetzlar*, weshalb Rec. auf die Aschaffenburger Zeitung vom 7ten Dec. verweiset, und mit Auslassung derer bey dem Erzkanzler accreditirten Gesandten. Kurhessen, Kursachsen und Kurwürtemberg sind nach den Staatskalendern von 1803. rectificirt. — In dem *dritten* Kapitel, von den Staatsbeamten in den *Fürstenthümern* und *Grafschaften* des deutschen Reichs, sind die Artikel Anhalt, Erbach-Erbach, Fürstenberg, Hessen-Darmstadt, Hohenlohe (Oeringen), Kirchberg, Ingelfingen, Langenburg und Bartenstein), Holstein-Oldenburg, Königseck-Aulendorf (wo die Bevölkerung diesmal um die Hälfte gemindert ist), Nassau-Weilburg, Oettingen, Lippe-Detmold und Schaumburg, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Oettingen, die sächsischen Herzogthümer Schwarzburg, Schwarzenberg, Deutschmeisterthum u. a., und zwar, wie die Fassung vermuthen läfst, nach officiellen Angaben berichtigt. Neben der Dienerschaft von Holstein-Oldenburg findet man zugleich die des Fürstenthums Lübeck und des Domcapitals. Neu hinzugekommen sind zwey, Hohenlohe-Jaxtberg und Waldeck; von letzterm Fürstenthum vermifste man das Staatsdienerverzeichnifs bis jetzt in allen Ausgaben; eine um so verdienstlichere Ergänzung, da bisher davon auch kein Special-Staatskalender erschien. Ganz neue Einschaltungen sind die statistischen *Notizen* von Ligne, Limburg-Styrum; wozu hoffentlich in der Folge das Beamten-Personale sich auch gesellen wird, Ostein, Pappenheim, Plettenberg, Quadt, Rechteren-Limpurg, Salm-Reifferscheid, Sinzendorf, Stadion, Sternberg und Törring-Gutenzell. Bey den Gräflich Schönbornschen Besitzungen sind solche sogar officiell, so wie bey Looz, Rheina-Wolbeck und Metternich. Möge dieses auch bey der nächsten Ausgabe in Ansehung der Artikel Aremberg-Meppen-Recklinghausen, *Fulda* mit *Corvey*, Leiningen-Amorbach, Löwenstein-Werthheim, Modena-Breisgau, Nassau-Usingen und Weilburg, Salm (Bocholt und Ahaus), Wied-Neuwied, so wie in Ansehung der neuen Besitzungen von Thurn- und Taxis (Buchau), *Anhalt-Schaumburg* (Th. II. S. 280.) bey Witgenstein-Berleburg, Reufs, Lindau-Bretzenheim (oder Oesterreich) geschehen! Die seitdem occupirte Burg *Friedberg* ist diesem Kapitel anhangsweise zugesellt.

Das *vierte* Kapitel handelt von den noch übrigen sechs *Reichsstädten*, deren Verhältnisse zum Reich nebst der neuen Ordnung des Directorialwechsels am Reichstage, in der vorangehenden Einleitung bemerkt sind. Die Begünstigungen, welche sie durch den Deputationsrecefs erlangten, sind ebenfalls angezeigt; aber das Verzeichnifs von *Lübecks* und *Nürnbergs* Regierungs-Personale nicht gehörig berichtigt.

Das *fünfte* Kapitel von der *Reichsritterschaft* erhält für die Zeitläufte ein besonderes Interesse, und ist, mit Ausnahme der *Rheinischen* Ritterkreise, in sämmtlichen Artikeln vollkommen berichtigt und vollständig. Für das feinere Studium gehört die Berechnung, wie manche vom Directorial-Personale wichtige Staatsämter bey denjenigen Fürsten bekleideten, welche sie zu Landsassen machten; z. B. in Fulda, in Weilburg u. s. w. Die Cantons Kreichgau und Steigerwald sind fast unverändert. Wo Dimissionen und Todesfälle sich ereigneten, besetzte man die Vacanzen eiligst, vorzüglich die Kanzley-Beamten.

Bis hieher zeigte Rec. die glänzende Seite des Handbuchs mit den unbedeutendern Mängeln; jetzt geht er zu den Unvollkommenheiten über, auf deren Darstellung einige Verbesserungs-Vorschläge für den Inhalt und Plan des *Ganzen* folgen werden. Unter allen Genealogieen wird gewifs nach keiner so begierig gehascht, als nach der von *Bonaparte*, Th. 2 S. 30 und 31. und gerade diese ist sehr mangelhaft. Dafs die Vermählungen seiner Schwestern Pauline, (nicht Marie) mit dem Prinzen Camillo *Borghese* (7. Novemb. 1803.) und der Brüder Lucien mit der Witwe des Wechselagenten *Jouberteau* und Hieronymus mit Miss Elisabeth Patterson zu Baltimore (27. Dec. 1803.) noch nicht eingetragen sind, ist zu entschuldigen. Aber noch immer ist der wahre Geburtstag des Consuls problematisch; hier ist jetzt der 15te statt des 16ten Augusts

Augusts genannt; nach glaubwürdigen Nachrichten ist es aber der auch sonst merkwürdige *zehnte* August. Die Gemahlin von Joseph ist keinesweges Bernadotte's Schwester, sondern eine *Clair* aus Marseille; auch hat sie eine im November 1802 geborne Tochter. *Lucien*, der hier Witwer ohne Kinder genannt wird, hat aus der ersten Ehe zwey Töchter, die 1796 und 1798 geboren sind. *Louis* war nie Gesandter in Berlin, aber *Colonel-général des Suisses*. Sein Sohn heisst Napoleon, geboren im October 1802. *Murat* ist jetzt Gouverneur in Paris und hat einen Sohn Namens Achilles. Des Consuls Mutter *Letitia* lebt zu Paris; die Erwähnung ihrer Schönheit ist überflüssig. Der Zweifel, ob Fesche, der jetzige Erzbischof, Cardinal und Legat beym päpstlichen Stuhle, wirklich des Consuls Oheim sey, ist ebenfalls wegzulassen. Der Gemahl der jüngsten Schwester heisst nicht Binciochi, sondern *Bacciochi*, wobey die am 1. Oct. 803 geborne Tochter *Josephine* noch zuzufügen.

Unter allen Abtheilungen ist bey der ersten des weyten Theiles, welche die nicht zum deutschen Reiche gehörigen Staaten umfasst, das meiste für den künftigen Jahrgang zu verbessern übrig. Dänemark, Schweden und Frankreich sind zwar nach den Staatskalendern 1803. eingetragen. So auch *Oesterreich* und war mit einer Uebersicht der Ebbe und Fluth im Territorial-Verlust und Zuwachse, mit der Dienerschaft des Grosherzogthums Venedig, mit der Einschaltung der höhern Geistlichkeit, welche bis dahin im ersten Theile unter den Mediat-Bischöfen geordnet war, bey den einzelnen Provinzen und mit Benutzung des Militair-Almanachs. Diesem Artikel kleben auch nicht alle Fehler des österreichischen Schematismus an. Trient und Brixen sind noch übergangen. — Bey dem genealogischen Artikel von Preusen war Th. 1. die Statistik mit einer Uebersicht des Länder-Zuwachses seit 1741 bereichert, auch im Detail berichtigt; im Personale ist nun hier das Verzeichniss der Gesandschaften verbessert und der Militär-Etat nach der neuen preussischen Rangliste eingetragen. Uebrigens ist aber der Artikel unverändert, mithin ohne Benutzung des Handbuchs von 1803, wieder abgedruckt worden. Bey den einzelnen Provinzen sind auch weder die dahin gehörigen Domkapitel, wie doch bey Oesterreich geschehen, eingeschaltet, noch die in den neuen Entschädigungs-Landen angestellte Staats-Dienerschaft namhaft gemacht. — Gleichmäsig sind auch die Artikel von *Grosbritannien*, *Portugal* und *Spanien*, mit Ausnahme der Gesandschaften, nicht nachgetragen, obgleich wichtige Veränderungen in allen drey Reichen vorfielen. *Russland* ist zwar mit Fleisse, aber wie es scheint, nur nach dem für diesen Zweck nicht ausreichenden *Almanac de la Cour* de 1803 bearbeitet. Der in *russischer* Sprache geschriebene *Mesäzeslow* würde dabey besser aushelfen. Von der *Schweitz* findet man nichts, als den Landammann (damals noch Affry) und den neuen Artikel von der *Helvetischen Republik* S. 212. — Die *Italiänischen* Staaten sind unter einer Rubrik zusammengefasst. Hiebey scheint es ganz an den Staatskalendern von 1803 gefehlt zu haben, welche freylich nicht in Deutschland, nicht einmal in Wien, feil sind. *Parma* und *Venedig* kommen nur in historischer Beziehung vor. Bey der *italiänischen Republik* fehlen noch die vier Erz- und 17 Bisthümer, welche das Concordat vom 16ten Sept. stiftete. Bey der *Sieben-Inseln Republik*, welche unter Italien geordnet ist, müssen noch die *Synclita*, die Gesandten, *Cappadocca* zu Paris und *Navauzi* zu Wien, Petrizopelo u. s. w. beygefügt werden. Statt *Etrurien* ist der neue, im Pariser National-Almanach sanktionirte Name *Toskana* zu gebrauchen. Dagegen enthält *Lucca* eine bündige Darstellung der dortigen Organisation nebst dem Rath der Alten und dem Gonfaloniere.

Weniger wird bey dem zweyten Abschnitte von den *deutschen* Staaten die Benutzung der Specialkalender, oder vielmehr deren gänzlicher Mangel vermisst. Die Eintragung der Staats-Dienerschaft von *Pfalzbaiern* und *Kurbaden* in den alten und neuen Landen wird der nächsten Ausgabe ein neues Interesse geben. Vorläufig ist bey letzterm schon die Statistik nach der, durch das Organisations-Edikt vom 5ten Februar 1803 bestimmten, Eintheilung, auch über die neue Staats-Einrichtung das Wesentlichste angemerkt. — Zu Ergänzung dieser Mängel empfiehlt Rec. in Ansehung der Staats-Ministerien den, sogar in allen politischen Blättern extrahirten *Almanac National an* XII., so wie er auch schon merklich bey dem Artikel der *Türkey* benutzt worden, und in Hinsicht auf das Gesandschafts-Personale die neue verbesserte Ausgabe des *Wedekind*'schen *Almanac des Ambassades*, und für die Genealogieen *Schulenburgs* vortreffliches Regenten-Verzeichniss im *Mekl. Strelitz*schen Staatskalender von 1804. Ferner werden für alle Todesfälle der stehende allumfassende Artikel der *Preßburger Zeitung*, und in specieller Beziehung der *Almanac Ecclesiastique de France* an XII., das *Aschaffenburger Adreßbuch* 1803, der *Hessen-Darmstädtische Militär-Staat* 1804, das *Lippische Adreßbuch* 1803, das *Commerz- und Civil-Schema des Herzogthums Steyermark*, der *Fürstl. Lichtensteinische Schematismus* u. s. w. gute Dienste leisten.

Das Personale der säcularisirten oder zu säcularisirenden und pensionirten *Dom-Capitel* ist, ausser Lübeck und den Mediat-Stiftern Wien und Ollmütz ganz übergangen. Ungern wird man alle diese, z. B. Augsburg, Münster, Ellwangen, Kempten, vermissen. Freylich ist das praktische Interesse geringer; auch möchte es gewissermasen an den Behörden fehlen, welche die Ergänzung und Fortsetzung einsenden. Allein es ist rathsam, in der Folge hierauf zurück zu kommen.

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath und Kussler: *Staatsrechtliches Verhältniß der Schweitz zu dem deutschen Reiche; von dem Ursprung der Eidgenossenschaft*

ſchaft bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von *Ludwig Friedrich* Reichs-Freyherrn von *Jan*, Herzoglich-Würtenbergiſchem wirklichen Geheimenrath und geheimen Kanzley-Director. *Zweyter* Theil. 1802. XXIV u. 408 S. *Dritter* Theil. 1803. 348 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Schon bey der Anzeige des *erſten* Theils dieſes Werks (A. L. Z. 1802. I. No. 23.) iſt bemerkt worden, daſs mit den Zeitläuften der praktiſche Werth deſſelben gröſstentheils verſchwinde, dagegen aber das hiſtoriſche Intereſſe bleibend ſeyn könne. Seitdem iſt nun das Verhältniſs zwiſchen Deutſchland und Helvetien durch den §. 29. des Deputations-Hauptſchluſſes feſtgeſetzt worden. Ein Federzug hat ſogar die Gerichtsbarkeit und Lehns-Rechte gegenſeitig vertilgt, und eine Umſtaltung beider Staaten veranlaſst, die ſich bis auf die Perſon des Vfs. erſtreckt, welcher ſtatt eines *Herzoglichen* Geheimen Canzley-Directors, jetzt ein *Kurfürſtlich* Würtembergiſcher Ober-Conſiſtorial-Präſident und Landvoigt zu Heilbronn mit dem Charakter der Excellenz geworden. Der Vf. ſetzte ſich ſelbſt in dieſem Werke das Ende des 18ten Jahrhunderts zum Ziel. Allein der Ausdruck: *heutige Schweitz* eben ſo unpaſſend, als der vom *heiligen Römiſchen Reiche*, hätte eben daher in Hinſicht auf die nahe Veränderung, vermieden werden ſollen.

Im *zweyten* Theile ſind die geſchichtlichen Materialien des erſtern juriſtiſch bearbeitet. Die ſtaatsrechtliche Entwickelung und Beſtimmung des Staats-Verhältniſſes zwiſchen Deutſchland und Helvetien wird von den ältern Zeiten angefangen, und mit dem Weſtphäliſchen Frieden ein Ruhepunkt gemacht. Zu letzterm wird der Leſer noch durch den Ueberblick der in Beziehung auf die Schweitz vorausgegangenen Verhandlungen vorbereitet. Erſt dann wird der wahre Sinn des bekannten Friedens-Artikels von §. 277 bis 297. hermeneutiſch von Wort zu Wort zergliedert und commentiret. Eine wahrhaft gelehrte Bearbeitung. Im dritten Abſchnitte entwickelt Hr. v. J. von dieſem Frieden an bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts das ſtaatsrechtliche Verhältniſs. Hiebey bildet die Verſchiedenartigkeit der dreyerley Lande, aus welchen damals die Schweitz beſtand, eben ſo viel Unterabtheilungen. Von hieran zeigt ſich nun auf das deutlichſte die Tendenz des Werks, deſſen anerkanntes allgemeines Reſultat dahin geht, daſs die Schweitz noch zu Ende des 18ten Jahrhunderts ein integrirender Theil von Deutſchland war, wenn gleich der gröſste Theil der darin gelegenen Lande einen hohen Grad von Staats-Freyheit hergebracht hätte, und dadurch der Botmäſsigkeit des Reichs im engern Verſtande entzogen geweſen wäre. Auf dieſen Satz gründen ſich die Bemerkungen, daſs die Schweitz zur deutſchen Nation gehöre und nicht einmal eine Gränze gegen den deutſchen Staat habe. — Hierauf die Beſtimmung der wechſelſeitigen Rechte und Pflichten (§. 343 — 346.). — Ferner die Prüfung der Gründe, welche dem ſubalternen Reichs-Verhältniſſe einiger Eidgenoſſiſcher Lande ſchon lange von bewährten Schriftſtellern entgegengeſetzt wurde; (§. 333 — 340.) — und endlich die Erörterung derjenigen Argumente, welche für die Trennung der Schweitz vom deutſchen Reiche angeführt werden. (§. 349 — 358.) — Mancher Leſer wird in der Bearbeitung den feinern Geſchmack und moderne Schreibart vermiſſen, und die Behandlung in mancher Hinſicht pedantiſch nennen; allein Gründlichkeit, Fleiſs und Deutlichkeit ſind wenigſtens darin unverkennbar. Was den praktiſchen Nutzen betrifft, ſo iſt vieles ſchon jetzt bey dem in Schaffhauſen angeordneten Congreſſe, und für die Zukunft bey den im Reichs-Schluſſe noch unerledigten Gränz-Hoheits- und Diöceſan-Verhältniſſen zu empfehlen. Ueber das Bisthum Chur, die Herrſchaft Trasp, die Abtey Mury, das Stift Einſiedeln, das ehemalige Bisthum Coſtanz, St. Blaſien, den Johanniter-Orden, Pfeffers und über Seckingen trifft man hier insbeſondere S. 16. 66. 307. 375. 376. 389 und 390., praktiſch wichtige Bemerkungen. Die Verhältniſſe der Abtey St. Gallen ſind durch das Ganze verwebt. Um das Einzelne aufzufinden, iſt über beide Theile dem zweyten (S. 359 — 400) ein ſehr genaues Regiſter angehängt.

Der *dritte* Theil enthält die Belege zu den andern beiden, und weit mehr als deſſen Nebentitel: *Urkundenbuch*, verſpricht. Es iſt darin ein chronologiſches Verzeichniſs aller der, in beſondern Numern angeführten, gedruckten Actenſtücke, und ſodann die Sammlung mehrerer ſchriftlichen Verhandlungen begriffen. Durch letzteres beweiſet der Vf. wirklich, daſs er aus einigen von ſeinen Vorgängern nicht benutzten Quellen ſchöpfte. (Drey Urkunden laſſen ſich jedoch nachweiſen, die ſchon vorher im Druck vorhanden waren.) Unter den Urkunden ſind mit Recht nur diejenigen abgedruckt, deren detaillirter Inhalt Beweiskraft hat. Auch ſey es denen, die dergleichen Belege nicht einmal gern leſen, noch weniger ſtudieren, zum Troſte geſagt, daſs, bey ſorgfältiger Benutzung des Raums, das Volumen und der Preis des Werks dadurch nur wenig vermehrt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, im Joachimſchen literariſchen Magazin: *Beſchreibung einer neuen ſehr einfachen Vorrichtung, um im Zimmer zu deſtilliren.* Mit 1 Kupf. 8 S. 4. (8 gr.) — Die Deſtillation geſchiehet aus einer, mit einem gewöhnlichen Schlangenrohr verſehenen Retorte, und die Feuerung mit einer Weingeiſtlampe. Durch den Gebrauch der Argandiſchen Lampe wird man gewiſs weit eher ſeinen Zweck erreichen, und der beſchwerlichen Reinigung des Schlangenrohrs wegen, würde Rec. den Gebrauch der Migeſſchen Kühlanſtalt vorziehen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. März 1804

STATISTIK.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch* auf das Jahr 1803. u. f. w.

(*Beschluss der in Num. 82. abgebrochenen Recension.*)

In *typographischer* Hinsicht sind diesmal die Ziffern, zumal in den Druckpapier-Exemplaren, etwas besser, als in der vorigen Ausgabe, ausgedruckt. Doch wäre zu wünschen, dass die Herausgeber, welche in ihren übrigen Verlagswerken auf Richtigkeit und Schönheit rühmlichen Bedacht nehmen, ohne dem überhandnehmenden Beyspiel der Nachlässigkeit zu folgen, auch hier durch neue scharfe Ziffern, durch gröfsern Druck für bedeutende Worte, durch eine dem Auge wohlthätige Harmonie der Schrift und durch mehrere Abwechselung der Zeichen, und durch gehörige Absätze und Zwischenräume für die möglichste Deutlichkeit sorgten. Kleinlich würde es bey einem, der Revision bis zur letzten Stunde fähigen Werke seyn, die nicht unbeträchtliche Anzahl der Fehler hier zu rügen, ausgenommen wo sie sich bey dem ersten Anblicke offenbaren. Dieses ist z. B. der Fall Th. I. S. 7. Z. 1., wo bey der Königlich-Grofsbrittanischen Familie ein Graf Oxford, und S. 464. u. 465. Z. 16. u. 17., wo der Vermählungstag im Jahre 1728 angegeben und doch die Descendenz auf 1713 und die folgenden Jahre antedatiret wird. Indessen, wo jede verfehlte Zahl und Buchstaben zu einer historischen Unwahrheit und wo jede unschickliche Benennung (wie z. B. Erbprinz von Sulkowski statt Nachfolger) ein Verstofs gegen die Staats- und Völkersitte wird, liegt es nicht aufserhalb den Gränzen einer Recension, auf dergleichen Verstöfse aufmerksam zu machen. Rec. hebt nur die kleinere Hälfte des ersten Theils, nämlich von S. 408. heraus, und befleifsigt sich dabey der möglichsten Abkürzungen, so weit es die Verständlichkeit erlaubt. S. 408. Z. *ult.* Barsf. l. Bursfelder. — S. 414. Z. 4. v. u. Heinrich ist Sec. Lieut. bey Passau, Drag. und Z. 3. v. u. Carl ist Sec. Lieut. bey Wartensleben. — S. 415. Z. 5. 11. heifst Henriette Sophie Constanzie. — S. 428. Z. 26. Friederike Caroline, geb. 29. Jun. 1803. — S. 431. Z. 8. Ghigi l. Chigi. — S. 443. Z. 30. ist R. v. Danebr. — S. 444. Z. 6. d) Ein Sohn, geb. 1802. c) Eine Tochter, und Z. 9. g) ist verm. mit J. G. v. Sitzler, K. Dän. Lieut. beym 2ten Jäg. Inf. Reg. zu Rendsburg, 13. Nov. 1801., und Z. 16. 15. Oct. l. 9. Oct. — S. 464. Z. 31. Franz erschofs sich 9. Jun. 1803. — S. 465. Z. 17. 12. März 1754. und letzte Zeile 1. Jun. 1801. — S. 477. Z. 12. v. u. insgemein, Bassewitz könnte wegbleiben, und Z. 5. v. u. besitzt auch Lüdershagen, Z. 3. v. u. l. Perlin, ist Geh. Raths-Präsident und Erster Min. — S. 478. Z. 11. *Garden*-Rittmeister *cessat*, und Z. 12. Elisabeth, nicht Caroline, ist Frau auf Kummin und Tefsnow. — Z. 13. l. Carl v. M. Oberjägermeister und Kammerherr auf Schorssow. — S. 481. Z. 6. 1768. l. 1798., und Z. 6. v. u. Kathol. l. Luth. — S. 482. Z. 13. Carl Ludw. ist R. v. Dan. und Chef des Reg. d. Königs, und Z. 20. ist K. Dän. Fähndrich. — S. 484. Z. 7. v. u. 1797. l. 1796., und Z. 11. v. u. verm. sich wieder 1803 mit N. N. v. Kamptz, K. Preufs. Hauptm. bey Wartensleben. — S. 495. Z. 12. v. u. Feldtheim l. Veltheim, nachm. v. Röpert. — S. 496. Z. 10. Stiftsd. zu Rixen l. Stiftsamtm. zu Ripen. — S. 498. Z. 23. v. d. Lühe ist auch H. Meckl. Schwer. Oberjägermeister. — S. 499. Z. 2. v. u. 1802 l. 1803. — S. 500. Z. 11. 1742 l. 1782. — S. 501. Z. 15. 16. May 1798. — S. 502. Z. 17. Rudolph quitt. 1798. — S. 506. Z. 7. v. u. Scharlotte l. Charlotte. — S. 507. Z. 3. 1795 l. 1796 — und Z. 7. v. u. 22. Jun. l. 26. Jul. — S. 508. Z. 18. 21. Nov. l. 11. Nov. — S. 509. Z. 1. 1800 l. 13. May 1799. — S. 510. Z. 13. 24. Aug. l. 21. Aug. — S. 513. Z. 19. 12. Febr. l. 18. Febr. — S. 518. Z. 16. v. u. 17. März l. 17. May. — S. 519. Z. 5. im Oct. l. 21., und Z. 12. 1717 l. 1727 — und Z. 14. v. u. Oberschenk l. erster Hofmarschall. — Auf der 523. Seite fand Rec. fünf Fehler — Z. 5. Dybvadsguard l. Dybvadsgaard. — Z. 13. † 6. März 1801 zu Lübeck. — Z. 17. *gewesen* fällt weg (ist's noch). — Z. 26. N. von l. Johann Friedrich. — und Z. 30. 20. May l. † 30. Apr. 1799 2te Gem. — S. 528. Z. 8. Devitz l. Dewitz — und Z. 31. 17. Jun. l. 17. Jul. — S. 532. Z. 2. im l. 1. März. — S. 533. Z. 17. dem Gr. H. L. A. auf Wundlacken ward 24. Aug. 1802. eine Tochter geboren. — S. 535. Z. 1. Friedrich Alex. ist Obermarschall im Königr. Preufsen und Z. 13. C. W. Frh. v. S. ist Kanzler und Präsident der Ostpr. Reg. — und Z. 26. Nr. 13. l. Roquette — und Z. 34. vac. v. W. l. Auer. — S. 537. Z. 18. v. u. † 1795 l. † 30. Aug. 1795 — und Z. 6. v. u. l. haben einen Sohn, geb. 28. Jan. 1803 zu Kotzenau. — S. 548. Z. 11. Königsburg l. Königsberg — und Z. 19. Busch. l. Esebeck. — S. 549. Z. 8. Carl Fr. Ludw. Albr † 28. Jun. 1803. — S. 554. Z. 3. v. u. 1783 l. 1785. — S. 569. Z. 14. v. u. im Octob. l. 30. Octob. — S. 590. Z. 11. v. u. 1775 l. 1776. — S. 591. Z. 3. Amalie, Fürstinn von H. J. ist wieder verm. mit Ludewig, Gr. v. d. Osten, gen. Sacken, E. H. auf Hülseburg im H. Meckl. Schwerin. — S. 595. Z. 26. im Aug.

l. 30. Jun. — S. 600. Z. 13. v. u. 1771 l. 1772. — S. 601. Z. 5. 1) kommt nach 2) und 2) ſtatt 1) — und Z. 2. v. u. 1789 l. 1780. — S. 608. Z. 15. der Gr. v. Lehndorf-iſt Landhofmeiſter im K. Pr. 1803 — und Z. 22. 13. Drag. R. l. Reg. v. Rouquette (Pezasniz l. Mlawa) — und Z. 25. Heinrich iſt Leg. R. im Haag — und Z. 32. im Apr. l. 16. Apr. — S. 610. Z. 6. Smeling l. Schmeling. — S. 612. Z. 18. 12. Jan. l. 4. Jan. — S. 614. Z. 2. 1786 l. 1780. — S. 615. Z. 7. 10) Ferdinand Joſeph Wilhelm, geb. im Apr. 1803 zu Linz — und Z. 20. 8) l. 3) — S. 621. Z. 20. v. Kleiſt l. Pr. Aug. v. Preuſsen. — S. 622. Z. 8. Prem. Lieut. — S. 623. Z. 14. Prem. Lieut. — S. 624. Z. 12. u. 9. v. u. 14. Sept. l. 4. Sept. — und Z. 8. v. u. 1798 l. 1799. — S. 625. Z. 11. verheyr. ſich wieder 26. Jan. 1794 mit Aug. Gotth. Leop. v. Schlieben, K. Sächſ. Maj. — und Z. 19. R. v. Danebr. Gener. Maj. d. Cav. und Chef des Schleswig. Landwehr-Reg. — und Z. 28. Gem. Alexander Hermann Joh. Friedr. Gr. v. Kamecke auf Prötzel, verm. 26. Jan. 1769, geſchieden 1791 — und Z. 2. v. u. dieſe Güter ſind verkauft. — S. 627. Z. 14. v. u. Sept. l. Dec. — S. 634. Z. 26. iſt K. Hannöv. Hofjunker — und Z. 31. löſche Adolph — Schwebber l. Schwöbber. — Z. 636. Z. 1. 9. Febr. l. 19. Febr. — S. 637. Z. 4. Zezſchwiz l. Koſchizky. — S. 640. Z. 9. 1772 l. 1771 — und Z. 30. 37. ob. Joſeph und Joſephe, beide an einem Tage geſtorben? — S. 646. Z. 15. Krumbkow l. Grumbkow. — S. 649. Z. 20. Rittm. l. Major. — S. 650. Z. 14. iſt auch Deput. in der deutſchen Kanzley — und Z. 17. Deede l. Diede — und Z. 25. im Apr. l. 24. Apr. — und Z. 33. 24. May l. 21. May — und Z. 12. v. u. im Jul. 1797 l. 23. Jul. 1796. — Die 651te Seite hat ſechs Fehler — Z. 10. 21. Jun. 1786 l. 21. Jan. 1789 — Z. 12. v. u. Kaltenhof l. Schwartau. — Z. 8. v. u. im Aug. l. 9. Aug. — Z. 6. v. u. 24. März l. 28. März — Z. 4. v. u. iſt Oberſt. Lieut. und Bataill. Commandeur beym Holſteinſchen Landwehr Reg. — Z. 2. v. u. inveſtirt auf Burſchen iſt Sachſ. Meinung. Kammerrath und Beſitzer von Breitenburg. — S. 652. Z. 5. 1791 l. 1794 und Z. 6. im Sept. l. 15 Sept. — und Z. 27. iſt K. Dän. Kammerh. und Major beym Schleswigſchen Reg. — und Z. 31. ſind geſchieden. — S. 652. Z. 6. v. u. † 27. May 1780. — S. 653. Z. 11. 24. Oct. l. 14. Oct. — und Z. 15. l. Andr. Aug. v. d. Lühe — und Z. 26. im Apr. l. 12. Apr. — S. 654. Z. 1. Kurf. v. Heſſen in Paderborn — und Z. 3. ehem. Prem. Lieut. bey Hagken Inf. — und Z. 13. g) geb. 17. März 1799 — und Z. 14. h) † 23. Apr. 1801 — und Z. 4. v. u. trat in Civil-Dienſte † 19. Febr. 1803 zu Gumbinnen. Gem. Charlotte Amalie von Kleiſt, W. — S. 657. Z. 6. v. u. 1795 l. 31. Aug. 1795. — S. 658. Z. 5. v. u. 1773 l. 1774 — S. 660. Z. 5. v. u. iſt R. v. Eleph. 4. v. u. hat nicht quittirt. — S. 661. Z. 2. v. Thiemen l. Thienen. — S. 662. Z. 27. quitt. 1802. — (Die S. 662. Z. 23. angegebene Verbeſſerung in den Zuſätzen iſt unrichtig l. 660.) — und Z. 32. iſt Curator der Univ. Kiel und Z. 12. v. u. Prem. Maj. l. Obriſt. — S. 663. Z. 14. Welfs l. Wolfs — und Z. 16. 19. März l. 23. März — und Z. 34. † 29. Jul. 1803 und Z. 2. v. u. Holzſchüher l. Sobbe. — S. 664. Z. 3. verk. im Jul. 1800 an den Bar. Eckardtſtein — Z. 14. Schenk v. Wütenau l. Schack v. Wittenau — Z. 17. 16. Jan. l. 16. Jun. — Z. 21. 5) 1800 l. 1801. 6) Ein Sohn geb. 8. Apr. 1798. 7) Eine Tochter geb. 1. Oct. 1800 — Z. 27. g. heiſst auch Ferdinand — Z. 32. Kammerj. l. Kammerh. — S. 666. Z. 5. v. u. l. Alexander — und Z. 1. 2. v. u. Gen. L. l. Gen. der Cav., 21. Aug. 1796 l. 31. Aug. 1786. — S. 668. Z. 1. l. Jac. Friedrich Adam. — S. 669. Z. 7. v. u. Petersburg l. Preſsburg. — S. 671. Z. 22. 2) Eleonore geb. 1728. 24. 3) Katharine geb. 1726. — S. 674. Z. 25. 1736 l. 23. Aug. 1742. — S. 677. Z. 5. 6. rappellirt 1803 — Z. 12. 1760 l. 1767 — Z. 22. 1. Jun. 1629 l. 1. Jan. 1729 und Z. 23. 27. Jan. 1766 l. 14. Aug. 1794. — S. 678. Z. 9. v. u. iſt auch Comm. des Reg. — S. 679. Z. 10. 9. Nov. l. 19. Nov. — Z. 19. Lehnsdorf l. Lehndorf — und Z. 12. v. u. iſt R. v. Dan. u. Gen. Lieut. — S. 680. Z. 22. iſt Sec. Lieut. — S. 681. Z. 34. iſt Beſitzerin von Aſcheberg im H. Holſtein — Z. 10. v. u. iſt Obriſt beym Leibreg. leicht. Drag. (nicht Chef). — S. 682. Z. 4. Lükkow l. Luckow und Z. 29. 1780 l. 1789. — S. 683. Z. 19. 1792 l. 1794. — S. 686. Z. 6. Joachime l. Wilhelmine. — S. 687. findet man *fechs* Fehler — Z. 24. 1756 l. 1765 — Z. 12. v. u. quittirt — Z. 11. v. u. l. Cattenburg — Z. 10. v. u. Remringhauſen — Z. 5. v. u. f) Bertha Sophie, Auguſte, geb. 9. Sept. 1802 zu Brſchwg. und Z. 4. v. u. Meisdorf. — S. 688. Z. 12. 6. May l. 6 März — Z. 8. iſt Herr auf Ottleben und Hornhauſen — Z. 15. d) Ein Sohn, geb. 24. Sept. 1797. e) Ein Sohn, geb. 2. Sept. 1799. f) Eine Tochter, geb. 8. Febr. 1802. — Z. 23. 23. Aug. l. 22. Aug., und Z. 9. v. u. 7. Oct. l. 5. Oct. — S. 689. Z. 25. quitt. als Oberſt. Lieut. Z. 30. 3) iſt Major. — S. 693. Z. 24. 20. Jan. l. 10. Jan. und Z. 29. quitt. als Rittm. — und Z. 31. Rsgr. l. Fürſt. — S. 694. Z. 19. 20. geb. 1725 † 21. Febr. 1801. — S. 696. Z. 26. Hamburg l. Salzwedel und Z. 32. 3. Febr. l. 4. Febr. — S. 698. Z. 20. 18. Oct. l. 11. März. — S. 700. Z. 6. 13. Jul. l. 11. Jul. und Z. 11. l. Baſepol — und Z. 35. iſt verm. 1803 mit N. von Berg, des K. Preuſs. Geh. Raths Carl Ludewig v. B. Erbherrn auf Neuenkirchen im Meckl. Tochter, und Z. 36. 2. Jan. l. 27. Jan. — S. 709. Z. 31. 1756 l. 1760. — S. 711. Z. 9. 22. May l. 19. May. — S. 718. Z. 21. löſche aus † 18. Febr. 1792. — S. 720. Z. 15. 22. Sept. *adde* 1778, und Z. 21. löſche aus b) Mar. Barbara g. 13. Dec. 1760 und Z. 23. ſetze hinzu b) Mar. Barbara u. ſ. w., und Z. 25. 1786 l. im Sept. 1784 — S. 721. Z. 32. 4. Jun. l. 4. Jul. und Z. 25. 2. Febr. l. 21. Febr. — S. 725. Z. 12. 12. Febr. l. 18. Febr. — S. 728. Z. 2. 1722 l. 1772, und Z. 16. Raymund iſt Kaiſ. Kammerh., und Cancilie an einen Grafen Brigido verheyr. — S. 729. Z. 18. v. u. a) l. 2) und Z. 11. v. u. 2) l. 1). — S. 736. Z. 1. 1735 l. 1725. — S. 739. Z. 15. † 17. May 1800 zu Lemſel — und Z. 22. 28. May l. 26. May und Z. 33. † als W. zu Angermünde 4. Febr. 1803 — und Z. 8. v. u. l. Ober-Conſ. Präſ. — S. 740. letzte Z. 17. Nov. l. 27. Nov. — S. 742. Z. 6. l. Swart, von Müllok — Z. 21.

[illegible] starb 21. Jun. 1800 — Z. 24. im Dec. l. 7. Dec. und Z. 14. v. u. 17. Sept. l. 16. Sept. — S. 743. Z. 12. ist eine Tocht. vom H. Meckl. Strel. Kammerh. Carl Hartwig v. Pleſſen, auf Kl. Vielen — Z. 26. 4. Dec. l. 28. Jun., und Z. 16. v. u. ist Landrath in der Priegnitz. — S. 747. Z. 21. 29 Aug. l. 27. Aug. und Z. 2. v. u. 6. May l. 9. May. — S. 748. Z. 6. v. u. 1739 l. 1736. — S. 749. Z. 14. (jetzt von Bayern) l. Quitzow — Z. 17. 1797 l. 1792 und Z. 12. v. u. l. Obriſt. Sie ſtarb 4. Febr. 1803. — S. 750. Z. 19. quitt. als Hauptm. des Reg. v. Beſſer. — S. 751. Z. 11. v. u. g. 8. Jun. 1795 und Z. 6. v. u. 4. Jan. l. 6. Jan. — S. 756. Z. 11. Gr. v. Thurn und Taxis 2. Jan. 1790. — S. 769. Z. 16. g) Ladislaus, geb. 6. Jul. 1795 — Z. 19. 2) ist W., und Z. 25. 1799 l. 20. Jun. 1708. — S. 761. Z. 10. 19. May l. 10. May, und Z. 26. Pannitz l. Pannwiz. — Dieſes trockne Fehler-Verzeichniſs ſchlieſst Rec. mit dem Wunsche, daſs die *lateiniſchen* Buchſtaben ſtatt der deutſchen bey dieſem Werke gebraucht werden mögen, weil es ganz aus Eigennamen von Perſonen und Oertern zuſammengeſetzt iſt. Der *Meklenburg-Schwerinische* Staatskalender von 1804 ist dazu ein nachahmungswerthes Beyſpiel.

Nach den Fehlern des Inhalts geht Rec. zu den Verbeſſerungsvorſchlägen für den Plan, und insbeſondere für die Erweiterung des Werks über, unter welchen die Aufnahme fehlender fürſtlicher und gräflicher Familien der erſte iſt. Mehrere, welche jetzt fehlen, findet Rec. in ältern Jahrgängen eingeſchaltet. Einige davon, z. B. die Fürſten *Hornes*, *Bouillon* und die Grafen *Montfort*, ſind zwar im Mannsſtamme ausgeſtorben; aber die italiäniſchen Häuſer *Doria*, *Altieri*, *Barberini*, *Pallavicini*, *Gonzaga*, *Borgheſe*, *Ruſpoli*, wovon das eine durch die Malteſer-Groſsmeiſterſchaft, das andere durch die Bonaparte'ſche Verwandtſchaft neuerlich hervorgezogen worden, haben ihre ehemals behauptete Stelle verloren. Dieſe Zurückſetzung iſt deſto auffallender, da doch *Odeſcalchi* blieb. Ferner waren ehedem die Grafen *Kornfail*, *Weinfelden*, *Kattulinsky*, *Küſſow*, *Lasberg*, *Lichtervelde*, *Merveldt*, *Podſtatzky*, *Puttbus*, *Ulfeld*, *Rechberg*, *Andern*, *Gersdorf* und *Königsfeld* aufgenommen. Auſserdem verdienen die Grafen *Stauffenberg*, *Kageneck*, *Bellerbuſch*, *Ingelheim*, die mit der Gemahlin des Kurfürſten von Baden verwandten *Sponeck*, die Linie von *Rhelefeldt-Eſchelmark* (welche nicht mit der eingeſchalteten Langeland'ſchen verwandt iſt), die neuen preuſsiſchen Grafen *Schwichelt*, *Oberg*, *Bochholz*, *Galen* und *Hagen* die Aufnahme; auch die Grafen von *Eickſtedt-Peterswald*, deren Genealogie ſeit 1424 vom Prediger *Steinbeck* zu Stettin 1801 diplomatiſch documentirt wurde; die der Tyroler Grafen *Coreth*, welche nach *Leopold's* Adelslexicon ſchon ſeit 1150 blühen; die Reichsgrafen von *Hahn*, die ſich in die Rheiniſche Reichsritterſchaft aufnehmen lieſsen; die Grafen von *Reigersberg*, welche ſogar im Kaiſerlichen Erkennungs-Reſcripte über das Reichs-Kammerrichter-Amt (Sept. 4. 1803.) ein *ächt adelich* Geſchlecht genannt werden. Zu mehrern jener Geſchlechter findet man Materialien in alten Wappenbüchern und in *Gauhe's* Adels-Lexicon. Insbeſondere verdient der ſehr alte höhere Adel von *Rusland* um ſo mehr eine Aufnahme, da in *Stritter's Geſchichte des ruſſiſchen Reichs* (1802. Th. 3.) und in dem bekannten *Szcerbatow*'ſchen Werke, die genealogiſchen, an Thatſachen und Jahrzahlen ſehr reichhaltigen Tabellen bereits abgedruckt ſind. Aus dieſen hebt Rec. nur die Grafen *Gallowkin* heraus, welche ſeit einem Jahrhundert deutſche Reichsgrafen, und, als Nachkommen eines Bruders vom erſten Groſsmeiſter *Raymond Duputs*, geborne Malteſer-Ritter ſind, die man in den höhern Staats-Aemtern von England, Preuſsen u. ſ. w. findet, und deren Urgroſsmutter die erſte Staats- und Katharinen-Ordens-Dame zu Petersburg war. Daſs auf Deutſchland ſich einzuſchränken, der Plan der Vff. nicht ſey, beweiſet unter andern die gräflich-*Holſteiniſche* Linie von Lethraborg, welche nicht Reichsgräflich, ſondern däniſch iſt. — Eine Ausdehnung auf mehrere dynaſtiſch-*Freyherrliche* Häuſer, unter welchen die von *Werthern*, *Imsland-Hoheneck* und *Dalberg* (wiewohl ſehr unvollſtändig) hier die einzigen ſind, möchte zu weit führen. Sonſt hätten die Freyherrlichen Linien der Grafen Einſiedel, der Fürſten v. Palm u. a. den gröſsten Anſpruch darauf zu machen.

Als eine andere wünſchenswerthe Erweiterung dieſes Handbuchs betrachtet Rec. die Aufnahme der ſtandeswidrigen Heurathen und der anerkannten, wenigſtens der legitimirten Deſcendenzen. Nur etwas iſt davon z. B. beym Herzoge Heinrich von Würtemberg; beym Prinzen Emil v. Auguſtenburg, bey Pfalzbaiern die Barone von Zweybrücken, bey Prinz Xaver von Sachſen u. ſ. w. angegeben. Bey Solms-Schköna (S. 335.) war der verſtorbenen Gemahlin des Grafen das Prädicat: *natürliche Tochter*, irrig beygelegt, aber ausgeſtrichen, weil ſie wirklich eine *eheliche* Tochter des Fürſten Victor Friedrich zu Anhalt-Bernburg war, der ſich ihre Mutter, geborne Schmiedin, nachherige von Bähr, am 13. Nov. 1750. antrauen lieſs; ſonderbar iſt es, daſs dieſer dritten Gemahlin in der Genealogie des Anhalt-Bernburgiſchen Hauſes nicht gedacht wird. Dagegen fehlen bey *Würtemberg* die Grafen Sponeck, bey *Naſſau* die Herzogin von Dillingen mit ihren gräflichen Kindern Ottweiler, bey *Heſſen-Darmſtadt* die Gräfin von Epſtein, deren Mutter ſchon Th. I. S. 709. Z. ult. vorkömmt, bey *Preußen* die Grafen Ingenheim v. d. Mark, bey *Sachſen-Koburg* u. ſ. w. Neuerlich (im Decbr. 1803.) klagte zwar bey der öffentlichen Todes-Anzeige des Prinzen v. Hohenlohe-Ingelfingen, die *Becker*'ſche National-Zeitung, daſs man vergeblich den Namen ſeiner ſich unterſchreibenden Gemahlin Charlotte von *Klüchzner* und ihres Sohnes in genealogiſchen Handbüchern ſuche, allein beide ſtehen hier Th. I. S. 225. Z. 2—4. Wahrſcheinlich iſt aus gleicher, für die Wiſſenſchaft nachtheiliger Schonung die zweyte Vermählung des Fürſten von Dietrich-

Dietrichſtein (23. July 1801; Th. I. S. 106.) und die eines Grafen Wallis ausgelaſſen. Die des Grafen Rally mit Adelheid v. Bourbon, welche öffentliche Blätter fälſchlich als eine ächte Enkelin des Prinzen von Condé nannten, erfolgte erſt nach der Herausgabe des Handbuchs. — Seltener iſt die Nicht-Erwähnung der *Eheſcheidungen* z. B. bey Löwenſtein-Wertheim oder Lippe in Anſehung des Grafen Johann Wilhelm (Th. I. S. 278. Z. 9.). Lobenswerther iſt dieſe Rückſicht bey infamirenden Strafen, z. B. Th. I. S. 185. Z. 26 u. S. 199. und bey Selbſtmorden Th. I. S. 464. Z. 31. Nur kann die Erwähnung eines Meuchelmords, in einer gräflichen Familie Th. I. S. 484. kein Miſsfallen erregen.

Ein dritter Zuſatz würde für den *praktiſchen* Gebrauch nützlich werden. Die künftige Ausgabe wird nämlich noch mehr als die vorliegende, durch neue Fürſten (Sinzendorf, Reuſs, Windiſchgrätz), durch neue Titulaturen und neue Namen ſich auszeichnen. Mit wenig Worten könnte man deren Wappen, ſo wie auch die der neuen Kurfürſten beſchreiben. Noch nützlicher würde aber ein *zweytes* Regiſter, nämlich über die vorzüglichſten Namen von Staatsminiſtern, Feldmarſchällen u. ſ. w. ſeyn, indem man in dem vorhandenen ſolche ganz, und ſogar einige Regenten- und andere Namen, z. B. Bonaparte, vermiſst.

Die hier in Vorſchlag gebrachte dreyfache Erweiterung würde den Umfang und den Preis des Buchs vergröſsern. Sollte ſie daher den Verlegern unzuläſſig ſcheinen, ſo lieſse ſich mancher Raum durch einige Weglaſſungen oder auf andere Weiſe erſparen. Hieher rechnet Rec. alle *ſtehende* oder unveränderliche Artikel, vorzüglich die erloſchenen Familien oder Aeſte eines Hauſes. Dieſe könnten entweder ganz, wie *Naſſau-Saarbrücken*, (Th. I. S. 171.) oder theilweiſe, wie bey Anſpach-Bayreuth mit dem groſsväterlichen, und bey Brandenburg-Schwedt mit den väterlichen Geſchwiſtern, auch bey der jüngſten Linie der Grafen Attems bereits geſchehen iſt, der lebenden Welt Platz machen. Nur würde dabey auf diejenige Ausgabe des Handbuchs, welche die Stammtafel *vollſtändig* enthält, genau verwieſen werden müſſen.

KIRCHENGESCHICHTE.

AUGSBURG, b. Rieger: *Acta Martyrum, P. Theodorici Ruinart* opera ac ſtudio collecta, ſelecta atque illuſtrata. Accedunt praeterea in hac editione Acta SS. Firmi et Ruſtici, ex optimis Codicibus Veronenſibus. Celſiſſ. et Reverendiſſ. Domino, Dom. Carolo Theodoro, Principi et Epiſcopo Conſtantienſi etc. dedicata, editaque per *Bernardum Galura*; SS. Theol. Doctorem, Inſ. Eccleſ. Cathedr. Linc. Canonic. Princ. Eccleſ. Baroch. Friburg. Brisgov. ad B. M. V. in coelos aſſumtam et Ven. Praeſentiae Rectorem. *Pars prima.* 1802. 448 S. gr. 8. ohne die Zuſchrift, das Leben des Vfs. und ſeine allgemeine Vorrede oder Abhandlung auf 164 S. — *Pars ſecunda.* 1802. 424 S. — *Pars tertia.* 1803. 447 S. (6 Rthlr.)

Hr. *Galura* verſichert in ſeiner Zuſchrift, „er glaube kaum, daſs nach der heil. Schrift irgend ein Buch vorhanden ſey, das den Geiſt des Evangeliums ſo trefflich darſtelle, als das gegenwärtige des *P. Ruinart*, indem es nicht allein die Geſchichte der erſten Helden unter den Chriſten, ſondern auch eine ſchöne Sammlung authentiſcher Akten enthalte, die in den erſten Jahrhunderten der neuentſtehenden Kirche aufgeſetzt worden wären, und von dem Ende der Apoſtelgeſchichte anfingen.“ Wir geben gern das hohe Bedürfniſs und den groſsen Werth der Märtyrergeſchichten für die Kirche zu, deren Lehrer Hr. *G.* iſt. Auch ſind wir gar nicht der Meynung einiger Neuern, daſs die ſogenannten Märtyrer der alten Kirche faſt lauter Schwärmer und unruhige Köpfe geweſen wären, ob es gleich an ſolchen Leuten unter ihnen nicht ganz gefehlt haben mag. Wir ſehen ſogar ihre erweisliche Geſchichte als einen lehrreichen Beytrag zu den Geſinnungen und Sitten der alten Chriſten an. Aber hier liegt eben die Schwierigkeit: das Erweisliche vom *Ungewiſſen*, Verfälſchten oder Erdichteten zu unterſcheiden. *Ruinart* hatte allerdings den rühmlichen Vorſatz, aus der ungeheuren Menge von Märtyrerakten nur die ächten in eine ausgewählte Sammlung zu bringen; deswegen nannte er ſie gleich in der erſten Ausgabe vom Jahr 1689. *Acta primorum Martyrum ſincera et ſelecta.* Gleichwohl ſind bey allem guten Willen und prüfenden Fleiſse, welchen er dabey anwandte, noch zweifelhafte und ſehr verdächtige Stücke genug darin übrig geblieben. Hundert Jahre nach ihm, wäre nun wohl die Kritik im Stande geweſen, ſeine Materialien ſtrenger zu ſichten; da würden dieſe drey dicken Bände vielleicht in ein mäſsiges Bändchen zuſammengeſchmolzen ſeyn. Doch Hr. *G.* nimmt alles auf Treue und Glauben des Sammlers als ausgemacht richtig an. Noch müſſen wir bemerken, daſs der Titel ſeiner Ausgabe die Leſer verführen kann, zu glauben, als wenn in derſelben die Akten des heil. *Firmus* und *Ruſticus* zuerſt hinzugekommen wären. Er hätte alſo anzeigen ſollen, daſs er weiter nichts gethan hat, als die dritte oder *Veroneſiſche* Ausgabe des Werks vom Jahr 1731. nachdrucken laſſen, in welcher freylich die gedachten Akten zum erſtenmal aus dortigen Handſchriften mitgetheilt worden ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. März 1804

BIBLISCHE LITERATUR.

WITTENBERG, in Comm. b. Maurer: *Novum Testamentum graece* ad codices Mosquenses, utriusque bibliothecae SS. synodi et tabularii imperialis, item Augustanos, Dresdenses, Goettingenses, Gothanos, Guelpherbytanos, Langeri, Monachienses, Lipsienses (Lipsienses, Monachienses), Nicephori et Zuttavionsem, adhibitis patrum graecorum lectionibus, editionibus N. Testamenti principibus et doctorum virorum libellis criticis, *iterum recensuit*, sectiones majores et minores Eusebii, Euthalii et Andreae Caesariensis notavit, primum quoque nunc lectiones ecclesiasticas ex usu ecclesiae graecae designavit ac Synaxaria evangeliarii et praxapostoli addidit et criticis interpositis animadversionibus edidit *Christianus Fridericus de Matthaei*, collegiorum imperialium Rossicorum assessor et Professor Wittebergensis. *Tomus primus.* 1803. 784 S. 8.

Auf diesen weitläufigen Titel folgt die Zueignungsschrift an den russischen Kayser, aber keine Vorrede, die über die Einrichtung der Ausgabe, den darauf gewandten Fleiss und die dabey gebrauchten Hülfsmittel Rechenschaft gäbe, sondern was dahin gehört, ist erst S. 676—716. zu lesen. Die Lettern, womit der Text abgedruckt ist, sind dieselben, oder von derselben Form, wie in der ersten Ausgabe. Die Versabtheilung ist auch die nämliche, wodurch viel Raum verschwendet, und der Leser oft unnöthigerweise aufgehalten wird. Man hätte um so eher erwarten sollen, dass Hr. *M.*, wie so viele frühere Editoren des N. T. schon gethan haben, dieser sehr häufig den Sinn störenden Zerstückelung des Textes sich enthalten und die Verszahlen blos am Rande bemerken würde, da die durch die spätern *Stephanischen* Ausgaben erst eingeführte Versabtheilung allen griechischen Handschriften völlig fremd ist, und er offenbar die Absicht hatte, seine neue Ausgabe, was die äussere Einrichtung des Textes betrifft, einem griechischen *Codex textus perpetui* möglichst ähnlich zu machen. Vorzüglich wollte sich Hr. *M.* das Verdienst erwerben, auf welches er ein grosses Gewicht legt, dass er die kirchlichen Lectionen, in welche nach den griechischen Codd. der Text zu vertheilen ist, genau anzeigt. Anfang und Ende der Lectionen, und Uebergang derselben entweder in ein anderes Kapitel oder in ein anderes Evangelium, werden durch αρχη, τελος, υπερβα, υπαντα im Texte selbst genau bezeichnet. Auf eben diese Perikopen der griechischen Kirche bezieht sich gleichfalls nicht nur ein Theil der Randanmerkungen, sondern auch die erste Abtheilung der auf jeder Seite unter dem Texte stehenden Noten, diejenigen nämlich, welche der Herausg. bey Matth. 1, 1. ἐκκλησιαστικῶν ἀναγνωσμάτων ἐπιγραφαὶ καὶ ἀρχαὶ überschrieben hat, in welchen die Tage, Wochen, Monate und Feste, auf welche die Lectionen fallen, nebst den kleinen Zusätzen, Auslassungen und andern Textesveränderungen, welche bey dem Vorlesen einer aus dem Context herausgerissenen Perikope der Verständlichkeit wegen, oder dem kirchlichen Herkommen nach, von dem Vorleser gemacht werden mussten, genau angegeben sind. Hiermit ist auch noch zu verbinden ξυναξαριον του ευαγγελιου, S. 723—768. Für die griechische Liturgie sind diese Sammlungen und Auszüge aus Manuscripten, und der auf die Berichtigung derselben gewandte Fleiss von Wichtigkeit, und wir zweifeln nicht, dass gelehrte Griechen sie gehörig würdigen werden. Uns interessirt aber das, was in dem griechischen N. T. zu lesen ist, so sehr, dass wir auf die Ordnung der Abschnitte, die die griechische Kirche zu machen beliebt hat, wenig Rücksicht nehmen. Für den Exegeten sind sie ganz unbrauchbar, und nur für den Kritiker haben sie in so fern einigen Werth, als Kenntniss derselben ein Mittel ist, manche Unrichtigkeit im gewöhnlichen Texte zu verbessern, welche sich in denselben aus Veranlassung der oben schon bemerkten kleinen Aenderungen, die der Vorleser vornehmen musste, eingeschlichen haben. Allein die Perikopenbücher, die man längst kannte, und deren Einrichtung selbst solche, die nie ein Buch dieser Art in Händen hatten, aus *Zaccagni collectaneis monumentorum veterum ecclesiae etc.* 1698 ziemlich befriedigend kennen lernen konnten, sind zu vorbesagtem Zweck schon seit *Mill's* Zeiten von mehrern Kritikern benutzt worden, und es dürfte noch eine Frage seyn, wie viele durch Anwendung dieses Hülfsmittels von Hn. *M.* bewirkte neue Berichtigungen des Textes der vier Evangelien sich auffinden lassen möchten, die noch von keinem der früheren Kritiker in Anregung gebracht wären? Ueberdiess hatte Hr. *M.* in seiner ersten, und grössern Ausgabe das Wesentliche und eigentlich Brauchbare von diesem ganzen Perikopenwesen, obschon in anderer und minder bequemer Form, bereits mitgetheilt, und hernach in einer eigenen kleinen Schrift ein auf der Herzogl. Bibliothek zu Gotha aufbewahrtes *Evangeliarium* seiner Einrichtung und seinem Inhalte nach genau beschrieben, und den

einem ſolchen mühſeligen Fleiſse gebührenden Dank alſo ſchon eingeärntet.

Noch weniger Neues enthalten die übrigen Randanmerkungen. Sie liefern die am Rande der meiſten griechiſchen Handſchriften des N. T. vorkommenden und daher zum ſchnellern Auffinden irgend einer Stelle, die man in dem Mſpt. aufſucht, dienlichen Numern der kleinern oder ſogenannten Ammoniſchen Textesabſchnitte, zugleich mit dem Zahlbuchſtaben, welcher auf die zehn harmoniſtiſchen Tafeln oder *Canones* des *Euſebius* hinweiſet, ſo wie auch dieſe Tafeln ſelbſt S. 717 — 722. abgedruckt ſind. Endlich ſind auch noch die Numern der bey den Griechen eingeführten gröſsern Textesabſchnitte oder Kapitel, nebſt den herkömmlichen kurzen griechiſchen Inhaltsanzeigen dieſer Kapitel an gehörigen Orten zwiſchen den Text eingeſchaltet worden. Alles dieſes miteinander hat man ſchon in mehrern andern Ausgaben, z. B. der *Stephaniſchen* von 1550, der *Milliſchen* u. ſ. w.

Wir haben alſo nur noch über die *zweyte* Abtheilung der unter dem Texte ſtehenden Noten etwas zu ſagen, die der Vf. Διαφορες γραφη και τινες σημειωσεις αλλως betitelt hat. Bey den Varianten, die der Vf. angeführt hat, werden die *Codd.*, aus welchen ſie genommen ſind, nicht namhaft gemacht. Iſt eine von dem gewöhnlichen Texte abweichende Lesart dem Vf. ſo wichtig, daſs er ihr vor jenem den Vorzug gegeben hat, ſo hat er ſie in den Text aufgenommen, und aus der Note lernt man weiter nichts, als daſs eine Variante exiſtire. Die Gründe, warum dieſe Lesart vorgezogen iſt, werden nicht angegeben, vermuthlich um deswillen, weil die ältere Ausgabe hierüber Auskunft giebt, die durch die neuere nicht verdrängt werden ſoll. Lesarten, die den aufgenommenen an Anſehen gleich kommen, die ſehr wahrſcheinlich, obgleich zweifelhaft ſind, die ſehr merkwürdig, die wahrſcheinlich, aber doch nicht zu billigen ſind, endlich die verwerflich ſind, werden mit den Buchſtaben A. B. C. D. E. bezeichnet. Auf allen Seiten erſcheinet der Buchſtabe E. gemeiniglich mit Gründen, die die Verwerflichkeit der Lesart darthun ſollen. Oft wird auf die frühere Ausgabe verwieſen. Selten werden die MSSte, woraus die Lesarten genommen ſind, citirt. Die vornehmſte Abſicht, die der Vf. in den Noten beabſichtiget, iſt, zu zeigen, wie wenig die Allegate in den Kirchenvätern geeignet ſind, als Quellen der Varianten gebraucht zu werden, und wie ſehr ſich *Griesbach* und andere irren, die auf die Uebereinkunft der Lesarten gewiſſer Codicum mit den Kirchenvätern eine Theorie von der Verſchiedenheit der Recenſionen des griech. Textes gründen. Nichts ſcheint dem Vf. lächerlicher, als die Eintheilung der drey Hauptrecenſionen des N. T. in die alexandriniſche, conſtantinopolitaniſche und abendländiſche, und nichts ſcheint ihm unſicherer, als aus den Erklärungen der Kirchenväter Varianten zu ſchöpfen. Da nicht leicht ein anderer Kritiker mit den Kirchenvätern ſo genau bekannt iſt, ſie ſo oft geleſen und ſo viele MSS. davon unter Händen gehabt hat, als unſer Vf., ſo verdient er in dieſer Sache ein aufmerkſames Gehör. Indeſſen ſind es doch eben keine neuen Entdeckungen, die etwa Hr. *M.* bey ſeiner Lectüre der K. V. gemacht hätte, ſondern die Herausgeber von Varianten-Sammlungen, worin auch Lesarten der K. V. angeführt ſind, haben alle, von *Mill* an, ſehr wohl gewuſst, wie oft und wie ſehr die gedachten kirchlichen Schriftſteller in Anführung eines und deſſelben Bibeltextes variiren. Sie haben auch dieſen Umſtand ſo wenig verheimlichen wollen, daſs ſie denſelben vielmehr auf allen Blättern ihrer Sammlungen ganz offen ſelbſt darlegen. Auffallend aber iſt es wirklich, daſs dieſs niemand auf eine klärere und mehr in die Augen ſpringende Weiſe geleiſtet hat, als gerade *der* Gelehrte, *gegen* welchen Hr. *M.* dieſes Argument vorzüglich geltend machen will. *Griesbach* nämlich im *zweyten* Bande ſeiner *ſymbolarum criticarum* hat alle Anführungen aus dem N. T., welche in den noch übrigen griechiſchen Schriften des *Origenes* vorkommen, nach der Reihe der neuteſtamentlichen Bücher, Kapitel und Verſe ſo zuſammengeſtellt, daſs eine groſse Unbeſtändigkeit im Allegiren einer und derſelben Stelle einem jeden ſonnenklar in die Augen leuchten muſs. Aber in demſelben Buche hat Hr. *G.* eben ſo klar gezeigt, daſs dieſer Unbeſtändigkeit ungeachtet ein gewiſſer ganz gleichförmiger Faden durch das Ganze durchläuft, den man nur aufzuſuchen und feſtzuhalten braucht; daſs nämlich noch jetzt Handſchriften und alte Ueberſetzungen der Evangelien ſowohl als der *Pauliniſchen* Briefe vorhanden ſind, die nie in einer Lesart untereinander übereinſtimmen, ohne daſs man die nämliche auch bey *Origenes* anträfe, falls nur die in Frage ſtehende Stelle in ſeinen übrigen Werken entweder öfter oder auch auf eine ſolche Weiſe einmal citirt ſich vorfindet, daſs man nach vernünftigen Wahrſcheinlichkeitsgründen eine genaue Anführung vermuthen darf; dieſe Regel, ſagt *G.*, leidet nur ſehr ſelten und faſt immer nur bey höchſt unbedeutenden Kleinigkeiten eine Ausnahme. Ob nun das wahr ſey oder nicht, kann jeder, der in ſolchen Dingen kein gänzlicher Fremdling iſt, durch eignen Augenſchein und bloſses Zählen der Fälle entſcheiden. Wer ſollte glauben, daſs jemand über ſo etwas ſich erhitzen könne? Und doch geräth Hr. *M.*, ſo oft er hierauf oder auf die damit zuſammenhängende Behauptung Einiger, vom Daſeyn verſchiedener uralten Recenſionen des Textes des N. T. ſtöſst (und das geſchieht unzählig oft), in die gröſste Hitze, und erlaubt ſich dann die härteſten Vorwürfe und den bitterſten Spott gegen jeden Kirchenvater oder Kritiker, der das Unglück hat, ihm in den Wurf zu kommen. Da iſt keiner davor ſicher, als ein Ignorant und Dummkopf oder als ein ſchlechter, auf Betrug ausgehender, gegen die Religion und ihre Urkunden übelgeſinnter Menſch behandelt zu werden. So ergeht es in zahlloſen Stellen und oft mit augenſcheinlicher Ungerechtigkeit, oder bey allenfalls gegründetem Tadel ohne alle Rückſicht auf mildernde,

ent-

entschuldigende Umstände, dem *Origenes*, dem *Hieronymus*, dem Urheber der alten lateinischen Bibelübersetzung, und vornehmlich dem Schreiber oder Compilator der Cambridger Handschrift. Nur etwas weniges gelinder kommt *Chrysostomus* davon. *Mill* bekommt manche derbe Lection; doch *Bengel*, der bedächtige, ängstlich gewissenhafte Forscher, hat einen noch viel härtern Stand; *Semler*, dessen Namen noch die Nachwelt mit Achtung und Anerkennung mannigfaltiger Verdienste nennen wird, wird hier auf die unwürdigste Weise behandelt; und kommt Hr. *M.* vollends auf *Griesbach*, so setzt er zuweilen drey Sprachen in Requisition, um Schimpfwörter genug für ihn zu finden. Bey dergleichen Gelegenheiten reisst sein Feuereifer gegen die Lehre von mehreren Recensionen des Textes ihn so weit hin, dass er, uneingedenk der Achtung, die er sich selbst und dem Publicum schuldig ist, und unbekümmert sogar selbst um den Schein der Unparteylichkeit und einer ruhigen unbefangenen Untersuchung, zu häufigen, oft mit grobem und unreinem Salze gewürzten Späfsen sich herabläfst, eben als wenn es hier um nichts zu thun wäre, als um leichtsinnige Lacher zu belustigen. Wir wollen unsere Blätter mit Wiederholung der groben Schimpfwörter oder witzig seyn sollenden Einfälle nicht beflecken, noch den Raum mit Aufzählung der oft handgreiflichen Misverständnisse, wo nicht gar Verdrehungen, uns beengen, sondern nur überhaupt den von *Griesbach* und *Matthäi* edirten Text des N. T. genauer ins Auge fassen. Wenn man diesen über jenen urtheilen hört, so hat jener eine sehr oberflächliche Kenntnifs der *Griechischen* Sprache, verläfst sich in den Allegaten aus den Kirchenvätern blofs auf *Wetstein*, unterscheidet die ältesten Recensionen des N. T. sehr irrig, schreibt falsche und ungereimte Regeln vor, wonach der Werth der Lesarten zu beurtheilen ist u. s. w. Man müfste also vermuthen, dass der von *Matthäi* hergestellte Text des N. T. viel anders aussehen würde, als der *Griesbach*sche, und doch wird man, wenn man beide Recensionen, die von *Griesbach* und von *Matthäi*, zusammenhält, wahrnehmen, dass sie in den von dem gewöhnlichen Texte abweichenden Lesarten viel öfter übereinstimmen, als sich widersprechen. Der Erfolg mufs also den Hn. *M.* überzeugen, dass verschiedene Behauptungen des Hn. *Gr.*, die er so oft bestreitet, z. B. die von den verschiedenen Recensionen, für die praktische Kritik, d. i. für die Festsetzung des ächten Textes, nicht so gefährlich sind, als man nach der Heftigkeit, womit er dagegen zu Felde zieht, glauben sollte. Und eben davon müfste Hr. *M.* noch mehr überzeugt werden, wenn er Hn. *G.* Text und Noten unter einander vergleichen wollte. In den letztern wird er auf jeder Seite mehrere Lesarten finden, für welche die gepriesensten Codices bald der alexandrinischen, bald der occidentalischen, bald sogar beider Recensionen angeführt sind, und welche dessen ungeachtet nicht in den Text aufgenommen sind, ja oft nicht einmal der nähern Aufmerksamkeit der Leser auf dem innern Rande empfohlen werden. Scheint es demnach nicht, dafs selbst Hr. *G.* die Autorität der Recensionen nicht für den höchsten Entscheidungsgrund der Aechtheit annehme, sondern noch höhere Gesetze, deren Ausspruchen die Recensionen selbst unterworfen sind, gelten lasse?

Was wir von der Uebereinstimmung der Ausgaben der Herren *Gr.* und *Matth.* gesagt haben, kann mit so vielen Belegen bestätiget werden, dafs wir dem Leser nicht zu viele Last aufbürden würden, wenn wir verlangten, dafs er sie selber auffinden sollte. Hier stehen indessen Stellen aus ein paar Kapiteln des Evangelisten Matthäi, wo *Griesb.* und *Matth.* in Lesarten der angeführten Art einstimmig sind, 20, 3. 4. 5. 21. 26. 27. 21, 7. 14. 29. 22, 7. 37. 39. 23, 3. 8. 13. 21. 25. 30. 36. Dafs wir diese Kapitel gewählt haben, ist sehr zufällig geschehen, so wie es Sache des Zufalls ist, dafs wir bey Matth. 27. fortfahren, und auch hier v. 35. 42. 64. 65. 28, 19. sie Hand in Hand antreffen. Aus der Bemerkung geht aber die sehr wichtige hervor, dafs, wer die *Griesbachsche* Ausgabe besitzt, gar füglich die hier angezeigte entbehren kann. Hr. *M.* wird nun freylich diesen Satz nicht zugeben wollen. Denn er giebt sich zuweilen das Ansehen, als wenn seine Recension von der *Griesbachschen* sehr abweichend wäre. Dafs die Geschichte von der Ehebrecherin Joh. 8. in vielen MSS. fehle, wird nicht erinnert. Nur beyläufig wird v. 3. ein Grund angegeben, warum in einigen Evangeliarien der Abschnitt nicht zu lesen sey. Am Ende v. 11. steht folgende komische Note, dergleichen mehr anzutreffen sind, so wenig verträglich sie auch unsers Bedünkens mit dem Ernst und der Würde sind, die den Stil eines Kritikers und Collators charakterisiren sollten, *Ad hunc de adultera locum ergo Patres ὡς ἐν οἰκίσκῳ καθειρξαντες ἑαυτους ἐτηρησαν. Nemo foras pedem extulit. Maximas habeo gratias. Etenim si quis aut Origenes aut Chrysostomus in suggestum prodiissent, trecentas haberemus lectiones homileticas, mirabiles ac sibi repugnantes. Continuo autem post haec erumpit Cyrillus qui versum 12 multoties recitat.* *Griesbach* hält die ganze Geschichte für wahrscheinlich eingeschoben, aber läfst sie doch wegen der Zweifelsgründe im Texte stehen. *Matthäi* äufsert keine Zweifel gegen ihre Aechtheit. Letzterer will das Vaterunser Luc. 11, 2 ff. so gelesen wissen, als Matth. 6., und da *Griesbach* verschiedenes in den gewöhnlichen Lesarten beym Luc. geändert hat, so sagt *M.* (diefs sind seine eigenen Worte; denn er bedient sich oft der deutschen Sprache, wenn er glaubt, sich darin kraftvoller ausdrücken zu können): *Die beiden V. U. seyen in den Griesb. Ausg. so zerrüttet, daß sie Kartoffelfeldern gleichen, in welchen die wilden Schweine gewühlt (!).* *M.* vertheidiget auch die Doxologie Matth. 6, 13., die *Griesb.* ausstreicht, und ist seiner Sache so gewifs, dafs er hinzusetzt: *Qui haec tollunt, ii necessario ambabus amplecti debent 1 Joh. V. 7. Utriusque enim loci eadem est crisis.* Hr. *M.* nämlich scheint so zu schliefsen: Wenn man die Doxologie nicht annehmen will, weil sie bey den Lateinern fehlt, so mufs man 1 Joh. V. 7. unangetastet lassen, weil die Lateiner den Spruch haben. Allein

lein ohne uns auf die Untersuchung, in wie weit das letztere mit Wahrheit behauptet werden kann, einzulassen, so ist nicht blos die Auslassung der Doxologie in lateinischen Kirchenvätern, sondern vielmehr die Auslassung derselben in griechischen Mspten, bey den ältesten griechischen Kirchenvätern, welche über das Gebet des Herrn commentirt haben, und in verschiedenen alten Uebersetzungen der Grund, warum sie verdächtig scheint; welches alles bekanntlich bey 1 Joh. V. 7. sich ganz anders verhält. Dergleichen Beyspiele, wie die angeführten, wo *M.* seinen Vorgänger *Griesb.* bestreitet, könnten leicht noch mehr angeführt werden. Sie stossen aber doch unsere Behauptung, dass beider Recensionen im Ganzen mehr übereinstimmen, als abweichen, nicht über den Haufen. Denn nur alsdann, wenn die Orthodoxie durch die *Griesbachschen* Lesarten, nach *M.* Meynung, gefährdet werden konnte, nahm sich Hr. *M.* des gewöhnlichen Textes an. Die übrigen Verschiedenheiten des *Griesbachschen* Textes von dem *Matthäischen* lassen sich im Allgemeinen darauf reduciren, dass *G.* die ungriechischeren, ungewöhnlicheren, rauheren Wortformen und Wortfügungen, die Ellipsen und Anakolutha, die Auslassung der Bindungs-Partikeln, und überhaupt die kürzern und dunklern Lesarten öfter vorzieht, als sein Gegner.

Uebrigens handelt Hr. *M.* von den kritischen Hülfsmitteln, deren er sich bey seiner zweyten Ausgabe bedienet, nicht so ausführlich, als man wohl wünschen möchte. Denn er sagt nur, dass er bey den Evangelien (die allein in dem *ersten* Theile enthalten sind) noch eilf MSS. zur Hand gehabt habe. Dass diese MSS. aus Wolfenbüttel, Augsburg, Göttingen ihm zugeschickt worden, ist aus dem Titel und andern Stellen des Buches zu vermuthen. Allein S. 714, wo die Vorzüge der neuen Ausgabe aufgezählt werden, fehlt die Beschreibung der MSS. Eine besondere Zuverlässigkeit hat er seinen Auszügen aus MSS. dadurch verschafft, dass er sie selbst conferirt und sich nicht auf den Fleiss und die Geschicklichkeit anderer im Conferiren verlassen hat. Aus mehreren Stellen ergiebt sich auch, dass er eine sehr reiche und gewiss wichtige Sammlung von Excerpten aus den Kirchenvätern, die er selbst zum Behuf der Kritik des N. T. gemacht hat, besitze. Er würde sich ein wahres Verdienst erwerben, wenn er diese Frucht seines seltenen Fleisses durch den Druck gemeinnützig machte, zumal wenn er die Selbstverläugnung hätte, nur das, was seine Augen in den K. V. gesehen haben, mit Weglassung aller Beurtheilung, die immer in Polemik ausarten wird, zu geben, da ja doch die Welt seine Ansichten von diesen Dingen zur vollesten Genüge schon kennt. Wohlmeynend für ihn und den künftigen Verleger fügen wir den Wunsch hinzu, dass er einen einsichtsvollen Freund finden möge, der ihn bey der Anlegung des Plans und Anordnung der Einrichtung mit wohlüberlegtem Rathe unterstützen könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Weimar*, im Verlage des L. Industrie Compt: Dr. *Elias v. Siebolds*, Professors etc. zu Würzburg etc., *Abhandlung über den neuen, von ihm erfundenen Geburtsstuhl.* Mit 3 Kupfert. 1804. 50 S. 4. — In der medic. chirurg. Zeitung von 1802. benachrichtigte der Vf. das geburtshülfliche Publicum von einigen Verbesserungen des Geburtsstuhls, die Aufmerksamkeit verdienten und erregten. Vorliegende Abhandlung enthält die ausführliche Beschreibung dieser Verbesserungen nach Ideen, die jeden Geburtshelfer interessiren und alle die, welche nicht überhaupt *das Gebursbette dem Geburtsstuhle vorziehen*, sehr befriedigen werden. Der hier bekannt gemachte Stuhl verdient wirklich, nach Rec. Meynung, den Vorzug vor allen bisherigen Stühlen, selbst die allerneuesten nicht ausgenommen, wenn ihm gleich dieser Vorzug schwerlich von *den* Geburtshelfern zugestanden werden wird, die selbst einen dergleichen Stuhl angegeben oder verändert haben. Was Rec. an diesem Stuhle, so wie an einigen andern tadeln möchte, wäre diess, dass er zu complicirt ist; allein er muss hier auch gestehen, dass Tadeln leichter ist als besser machen, und dass die mannigfaltigen Zwecke, die der Vf. erreichen wollte, auch mannigfaltige Mittel erfordern; dass z. B. der Stuhl erhöhet und erniedriget, das Sitzbret und der Ausschnitt in demselben erweitert, verengert und vorwärts und rückwärts geschoben werden kann, dass auch die Armlehnen mancherley Veränderungen fähig sind, je nachdem sie die Statur der Gebärenden und andere Umstände nöthig machen u. s. w. alles diess ist natürlich nicht ohne manche complicirte Vorrichtung möglich. Ob gerade *alle* diese Zwecke an einem Stuhle *nothwendig* erreicht werden müssen, ist eine andere Frage, die von einer Seite her vielleicht nicht so allgemein bejaht werden möchte, als der Vf. es denkt. Unstreitig hat sich Hr. *S.* ein, reelles Verdienst durch die Bekanntmachung seiner Erfindung erworben, weil dadurch gewiss auch bey andern wieder neue Ideen zur Vervollkommnung und Vereinfachung des Geburtsstuhls geweckt werden. Die Ordnung, welche der Vf. in der Abhandlung beobachtet hat, ist kürzlich folgende: zu Anfange, Bemerkungen über einige Hauptmängel der bisherigen Geburtsstühle, darauf zuerst Beschreibung eines Stuhls, den der Vf. nach seinen ersten Ideen verfertigen liess, der seinen Forderungen aber so wenig als ein zweyter entsprach, wovon er hier die Unvollkommenheiten aufzählt; und dann erst die Beschreibung seiner vervollkommneten Stuhls. Hiezu gehören die drey Kupfertafeln, deren erste den Stuhl in der gewöhnlichen Höhe, die zweyte die grösste Erhöhung desselben vorstellt, die dritte aber die einzelnen Theile abbildet. — Anweisung zum Aufschlagen, Verändern und Zusammenlegen des Stuhls (S. 29.). Den Schluss macht eine Recapitulation der neuen Vortheile dieses Stuhls. Die Kupfer sind gleich gut gezeichnet und gestochen. Auch Druck und Papier sind dem Auge angenehm.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. März 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh.: ΑΡΑΤΟΥ ΣΟΛΕΩΣ Φαινομενα και Διοσημεια. *Arati Solenſis Phaenomena et Dioſemea* graece et latine ad codd. MSS. et optimarum edd. fidem recenſita. Accedunt *Theonis* ſcholia vulgata et emendatiora e codice Mosquenſi *Leontii* de ſphaera Aratea libellus et verſionum Arati poeticarum *Ciceronis*, *Germanici* et *R. F. Avieni*, quae ſuperſunt. Curavit *J. Th. Buhle*, Prof. Goetting. Vol. *I.* 1793. 482 S. Vol. *II.* accedunt indices pleniſſimi cum duabus tabulis aere inciſis. 1801. 482 S. 8. (4 Rthl. 4 gr.)

Im Laufe des verfloſſenen Jahrhunderts, welches für die Wiſſenſchaften überhaupt, und beſonders auch für die alte Literatur ſo viele wichtige Reſultate lieferte, iſt für die aſtronomiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer wenig geſchehen, obgleich unſere gewöhnlichen Begriffe von der alten Aſtronomie nicht allein an ſich, ſondern auch der Verbindung wegen, in welcher ſie mit andern Theilen der alten Geſchichte ſtehen, noch einer genauen Reviſion bedürfen. Bey dem Wunſche nun, den gewiſs mehrere Gelehrte mit Rec. theilen, daſs die Quellen dazu zugänglicher und die Hülfsmittel brauchbarer gemacht werden möchten, muſste es jedem Freunde der alten Literatur angenehm ſeyn, daſs ein Mann, wie Hr. Prof. *B.*, welcher um dieſelbe ſchon ſo mannigfaltige Verdienſte hat, ſich zu der Bearbeitung eines in Rückſicht des Zeitalters, des Gegenſtandes und der Sprache gleich intereſſanten Dichters entſchloſs. Zu dieſer Arbeit erhielt der Herausg. von *Heynen* zugleich einen Apparat des Subrectors *Müller* zu Altona, welcher um eben dieſe Zeit an einer Ausgabe *Arat's* arbeitete, aber darüber ſtarb. Es waren indeſſen bloſs Vorarbeiten, eine Sammlung von Varianten aus der Barberini'ſchen und Moskauer Handſchrift und aus dem *Codex auguſtanus eclogarum Stobaei*, Vergleichung der römiſchen Interpreten und der Ausgaben von *Aldus*, *Stephanus*, *Morel*, *Fell* und *Grotius*, endlich Parallelſtellen aus andern Dichtern. Wir finden daher auch hier keine eigenen Bemerkungen vom verſtorbenen *Müller*. Hr. *B.* verglich noch *ed. Baſ.* 1534, 1540, 1547, 1561, *Colon.* 1569, *Heidelb.* 1589, und benutzte noch einen Breslauer vom Hn. *Scheibel* verglichenen Codex nebſt einer neuen Collation des Moskauer vom Hn. Prof. *Heym*, wobey ſich zugleich eine neue Abſchrift der Scholien befindet. Von gegenwärtiger neuen Ausgabe enthält nun der erſte Band den griechiſchen Text und die Scholien nach der Morelliſchen Edition abgedruckt, und die lateiniſche an manchen Stellen verbeſſerte Verſion. Alsdann folgen *Leontius de ſphaera*, die Scholien nach dem Moskauer Codex. und *Animadverſiones criticae*, welche Verbeſſerungsvorſchläge, theils eigne, theils fremde und andere Nachweiſungen enthalten. Hr. *B.* folgt bey ſeinen eignen Verbeſſerungen, von welchen er mehrere in den Text ſelbſt aufgenommen hat, gröſstentheils der Moskauer und Breslauer Handſchrift, und, wie uns dünkt, nicht mit Unrecht. Rec. will hier die wichtigſten Veränderungen ausheben, und da, wo er anderer Meinung zu ſeyn Gründe findet, einige Bemerkungen beyfügen. V. 16. ſtimmen wir Hn. *B.* bey, daſs die Stelle corrupt ſey, und vielleicht αὐτους (ἀνθρωπους) και προτερῃ γενῃ geleſen werden müſſe. Weder des Scholiaſten Erklärung, der es auf *Perſeus*, *Orion* und andere in der aſtronomiſchen Mythologie vorkommende Heroen beziehen will, noch *Grotius* Meinung, *quod Jupiter ſit ſol nonnullis*, gefallen Rec. Sie ſind nicht in Arat's Geiſte, beſonders wenn man bedenkt, daſs er *Heſiod. Ἐργ.* 1—8. vor Augen gehabt haben könnte. Der Ausdruck ἀτιτάλλοντον v. 22. wird ganz richtig von der Erde genommen, *gleichſchwebend in der Mitte des Himmels*. Der Sinn iſt nämlich: Die Erde wird von allen Seiten des Himmels auf gleiche Weiſe nach dem Mittelpunkte des Univerſums getrieben, und bleibt dort in Ruhe, wie ein Wagebalken durch zwey entgegengeſetzte Gewichte. Dieſs war ſchon die Vorſtellung mehrerer philoſophiſchen Schulen vor dem alexandriniſchen Zeitalter, und ſo überſetzen es auch *Germanicus* und *Achilles Tatius*. Wir würden daher auch die Stelle aus *Leontius* nicht hieher gezogen haben, welche Hr. *B.* nach *Grotius* hier citirt. Denn es folgt wohl noch nicht, daſs *Leontius* dieſen Vers, oder wenigſtens den Ausdruck Arat's vor Augen gehabt habe, wenn er ſagt: Τουτον δε τον ἀξονα φασιν εἶναι τον παρα τῳ ποιητῃ Ατλαντα καλουμενον, wo Ἄτλαντα auf die Axe gehen ſoll. Die ganze Erklärung iſt überhaupt nur bloſse Modification älterer Begriffe durch ſpätere Schriftſteller, und auch ſelbſt Ariſtoteles angeführte Worte beweiſen dieſes. Er ſagt nämlich, die Fabel vom Atlas könne ſo angeſehen werden: V. 23. iſt die Erklärung von ἀγενει ganz richtig. Alle andere dort angeführte werden dadurch ganz überflüſſig. Bey v. 33. ſind wieder gute ausführliche Bemerkungen beygebracht. Eben ſo führt Hr. *B.* bey der bekannten Stelle: κεινη που κεφαλη τη νηχεται in einer langen Anmerkung Citate an, welche die Begriffe der Alten von den Polarkreiſen darthun, und auch ſelbſt für aſtronomiſche Leſer nicht unwichtig

sind, die sich darüber zu belehren wünschen. Einige verstehen die Stelle, sagt Hr. *B.*, vom Horizonte, andere von dem Polarkreise. Nach Rec. Meinung haben beide Recht, wenn man die Sache aus dem gehörigen Gesichtspunkte betrachtet. Polarkreise nannten nämlich die Alten diejenigen Parallelen, welche die nie auf- und untergehenden Sterne gegen Süden und Norden einschliefsen. Sie berühren also den Horizont, statt dass die andern Parallelen von demselben durchschnitten werden. Sie sind nach den verschiedenen Polhöhen veränderlich, und Sterne, die in denselben stehen, müssen bey der Bewegung der Sphäre an dem Horizonte hinstreichen. Dieſs war an den Orten zwischen Rom und Alexandrien mit den hellsten Sternen im Kopfe des Drachen β und γ der Fall. In Knidus selbst, wenn man die Sache so genau nehmen will, müsste β ohngefähr einen Grad über dem Horizonte und γ fast eben so viel darunter hinweggegangen seyn. Je näher also ein Stern an der Sphäre dem Pole steht, desto näher fallen die Punkte seines Auf- und Untergangs zusammen, und bey dem nördlichen Polarkreise muſs an Orten von nördlicher Polarhöhe der Augenblick, wo der Stern den Horizont erreicht, als der Zeitpunkt des Auf- und Untergangs zugleich angesehen werden. Dieſs sagen *Arat's* Worte, und so läſst sich auch die Erklärung des Scholiasten gegen *Grotius* rechtfertigen. V. 88. liest Hr. *B.* παραικελίται statt des gewöhnlichen περικελίται, und v. 126.: ἔσσετ' ἐν ἀνθρώποισι statt ἔσσεται ἀνθρώποισι. V. 138. hält er für unächt, weil die römischen Interpreten den rechten Flügel und den Namen *Vindemiator* nicht anführen. Die Vergleichung derselben ist bey *Arat* an vielen Orten nützlich, und es ist allerdings auch wahr, dass der rechten Schulter der Jungfrau öfters bey den alten Astronomen erwähnt wird, als des Flügels. Die Ursache liegt aber wohl darin, dass der Vindemiator am obern Ende, also an der Schulter steht. Rec. würde daher dieses Schweigen der Römer hier für einen bloſsen Zufall halten. *Eratosthenes* und die ihm folgten, der Scholiast des *Germanicus* und *Hygin*, auch *Geminus*, kennen Namen und Flügel. Der erstere kömmt auch bey *Hipparch* vor, ja auch der Scholiast des *Arat* hat diesen Vers im Dichter gelesen, wie die Erklärung beweist. Auf spätere Astronomen möchte sich Rec. hier nicht berufen, wohl aber darauf, dass *Avienus* an einer andern Stelle v. 336. durch den Ausdruck *„alite procurſu ſeſe in convexa ferebat"* auf die Flügel anzuspielen scheint; v. 148. ist aus dem Breslauer Codex und *Grotius* Hipparchs richtigere Lesart ὀπισθοτεροισι statt der gewöhnlichen ὑπ' ἀμφοτεροισι aufgenommen, und v. 188. folgt die Uebersetzung ebenfalls Hipparch. Im Texte ist aber nach *Morels* Ausgabe das Comma am Ende des Verses beybehalten. V. 192. wünschten wir, dass *Salmasius* Bemerkungen näher geprüft, und dadurch in die dunkle Stelle mehr Licht gebracht worden wäre. *Salmasius* Meinung selbst thut Rec. keine Genüge; doch kann er hier seine Gründe nicht anführen, ohne die Gränzen einer Recension zu überschreiten. Er schränkt sich nur darauf ein, zu bemerken, dass er weder mit der Vulgata Οἵην δὲ κλιδὶ δυσιν, noch mit *Grotius* Οἵη δὲ lesen würde, sondern lieber οἱονδε auf τοιον, oder οἱοιδε auf ὀχῆες bezogen, wie selbst, nach *Salmasius* Behauptung, *Germanicus* die Worte fand. V. 199. ist die gewöhnliche Lesart Νυκτα wohl die richtige, so lesen auch *Hipparch* und *Germanicus: obſcura ſub nocte. Grotius* Aenderung νυκτι, wovon er keine Gründe angiebt, verändert den Sinn. V. 224. liest Hr. *B.* ἐν Διος für ἐνδιος mit der Moskauer Handschrift, des Verses wegen. Beide Ausdrücke führen übrigens auf denselben Sinn, ἐν τῳ του Διος οἴκῳ. Die andere vom Scholiasten angegebene Erklärung, ἐνδιος stehe für μεσημβρινος, und deute darauf, dass das Pferd zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem Aequator stehe, ist unnütze Spitzfindigkeit. V. 235. hätten wir mit *Bentley ad Manil.* I, 359. nach πλευρῃσιν ein Comma gesetzt. Der Sinn ist leichter, und Hr. *B.* theilt auch in der Uebersetzung darnach ab. V. 239. ist aus dem Breslauer und einem Pariser Codex προμολῃσι statt des gewöhnlichen προβολῃσι aufgenommen, eine Aenderung, die auch *Brunk* unterstützt. Rec. würde aber die gewöhnliche Lesart, die auch *Hipparch* hat, vorziehen. Der Sinn ist: Die Fische stehen südlich und gehen dem Triangel vor. Dieſs drückt das προβολῃσι sehr gut aus. *Hipparch* tadelt deswegen *Arat*, und behauptet, es sey nur von Einem der Fall. Man darf aber nicht vergessen, dass *Hipparch* misst, statt dass *Arat* alle Erscheinungen nur nach dem Augenmaalse betrachtet. *Hipparch* bezieht überdiess den Ausdruck auf den Widder, er kann aber eben so gut auf den Triangel gehen, wie der Scholiast und *Grotius* bemerken, und gegen diesen stand der nördliche Fisch noch immer südwärts, besonders wenn *Arat*, und die ältern Astronomen überhaupt, nicht die nördlicheren dunkeln Sterne des Bildes, sondern die hellern, z. B. η, mit einem Sternbilde verglichen. V. 241. vermuthet Hr. *B.* aus den Interpreten und den Scholien καταπνεοντος statt νεον κατιοντος; doch liefse sich die gewöhnliche Lesart auch vertheidigen, wie Hr. *B.* selbst bemerkt. V. 245. ist ὑπουρανιῳ für ὑπουραιον in den Text aufgenommen. Rec. würde aber das letzte mit *Grotius* beybehalten. Die δεσμα οὐραιων v. 242. und kurz darauf v. 262. zeigen deutlich, wie hier gelesen werden muss. Richtig ist übrigens *Turnebus* Bemerkung, dass *Cicero*, *Avienus* und *Hygin* die erste Lesart gehabt haben mögen. Es ist aber immer wahrscheinlich nur Eine Autorität, auf welche sich dieselbe gründet, nemlich *Cicero*; denn *Hygin* nennt denselben ausdrücklich, und dass sich *Avienus* häufig an die ältern lateinischen Interpreten hält, zeigt sich an mehrern Orten. V. 265. widerlegt der Herausg. mit Recht *Bonaventura's* (Apol. pro Theophrast. I, 7.) Meinung, dass ἑσπερίαι *de occaſu matutino et de matutino tempore* zu nehmen sey, nur wünschte Rec. die dort angeführten Gründe ein wenig deutlicher auseinandergesetzt zu sehen. Die Worte *„Jovem Pleiades ita collocaſſe, ut veſperi et mane luceant, itaque tempora indicent. Explicationem probant* seq. ὁς ἀφικηται etc., *ex quibus apparet, Aratum in ἑσπερ. nec de ortu nec de occaſu Vergiliarum cogitaſſe"* sind zu dunkel. Der Ununterrichtete könnte glauben, dass die Stelle *Arats* nichts

weiter

weiter als eine poetische Amplification des Gedankens wäre: *die Pleiaden leuchten am Abend und Morgen, und bestimmen dadurch die Zeit.* Dieſs iſt es aber nicht, ſondern der Sinn iſt: *die Pleiaden geben die Jahreszeit durch ihre Erſcheinung am Morgen- und Abendhimmel an.* Beym Mangel eines beſtimmten Kalenders nämlich hielt ſich der griechiſche Landmann an gewiſſe wiederkehrende Erſcheinungen bey ſeiner Feldarbeit, beſonders an die Erſcheinungen der hellſten Sterne und kenntlichſten Sterngruppen am Horizonte, nachdem ſie in der Morgen- oder Abenddämmerung hervorkamen oder verſchwanden. Am Morgen erſchienen die Pleiaden im May und Junius, und am Abend gingen ſie auf in der Mitte des Octobens bis in den November. Jenes war die Zeit des Sommers, dieſe des Winters, und des Pflügens nach *Plinius*. Dieſes ſagt auch der Scholiaſt und nach ihm *Grotius*. V. 267. würden wir ohne Bedenken mit *Athenäus* und *Arnaldus* ἐπενευσεν ſtatt ἐκαλευσεν leſen. V. 271—273. findet Rec. den Ausdruck τὸ δ' ἐπισκαλεσσαι πεπλον zwar ein wenig ſonderbar, aber keine Schwierigkeit darin, daſs die Interpreten die Stelle auslaſſen. *Hipparch* führt ſie an, und der Ausdruck geht offenbar auf den Engonaſin. Er nähert ſich, ſagt *Arat*, der Leyer mit dem linken Knie, wie auch *Petavius* überſetzt. V. 276. ἀλλ' ὁ μεν ἡεροεις ταδε οἱ ἐπιτερπνυται, ſieht man zwar aus dem Zuſammenhange und dem Gegenſatze ὁ μεν — ταδε den Sinn. So lieſt auch *Hipparch*, wenn die Abſchreiber hier nichts geändert haben. Die öffenbar richtigere Lesart, die Hr. *B.* aus dem Moskauer Cod. in den Text aufgenommen hat, iſt aber: ταδε οἱ πτερα τετρηχυνται. V. 286. lieſt Hr. *B.* mit dem Moskauer Codex ἡελιου, ις ſtatt des mangelhaften ἱνα τρεπετ' ἡελιοις. Mehrere Handſchriften, und auch *Turnebus*, *Scaliger* und *Grotius*, änderten hier auf ähnliche Art. V. 287. iſt nach derſelben Handſchrift περιχλυζοιο θαλασσαι ſtatt θαλασσης geſetzt worden. V. 308. wird der Ausdruck ἀχρι νυξ ganz richtig vom Anfange der Nacht genommen, aber eben ſo gewiſs iſt es, daſs er auch oft vom Morgen gilt. Eigentlich iſt es ein ganz unbeſtimmter Ausdruck von den Erſcheinungen am Horizonte, und der Zuſammenhang muſs gewöhnlich entſcheiden, welches von beiden gemeynt ſey. Ganz ohne Beziehung nimmt ihn Rec. v. 740., wo von der Beſtimmung der Jahreszeiten durch die Sternbilder des Thierkreiſes die Rede iſt. Eben ſo der Scholiaſt. *Avienus* hat ſich aber, wie es ſcheint, übereilt, wenn er bloſs von der Morgendämmerung ſpricht. Eben ſo falſch iſt *Salmaſius* Behauptung, daſs bey Dioſem. v. 43. der Ausdruck *primam noctem* nicht *extremam* bedeute, wie ſonſt im *Arat*. V. 326. ſind wir mit Hn. *B.* über die Aenderung τοιος οἱ και ſt. τοιος και φρ. einverſtanden; v. 327. würden wir aber das gewöhnliche υπο ſtatt *Arnaldus* Verbeſſerung ἐπι beybehalten, und dagegen v. 349. mit *Hipparch*, dem Moskauer und Breslauer Codex ἀχρι und οἱκ leſen. Eben ſo iſt v. 401. die Aenderung der genannten Handſchriften, κυκλω, beſſer als die Vulgata κυκλοι. V. 467. ſpricht *Arat* von den Kreiſen des Himmels, und beſonders von den beiden Wendekreiſen, dem Aequator und der Ekliptik. Die gewöhnliche Lesart läſst hier den Dichter ſagen, dieſe vier Kreiſe wären αὐτοι δ' ἀπλανεες και ἀμφοτερις ἀλληλοισι, *unveränderlich in ihren Lagen gegen einander.* So überſetzt auch *Avienus*, *inconcuſſa ſede retinentur per annos*; auch *Grotius* und *Petavius* vertheidigen dieſe Lesart. Man muſs geſtehen, daſs ſie einen guten Sinn giebt, und hätten wir *Hipparchs* Schrift nicht, ſo würden wir an der Richtigkeit derſelben nicht zweifeln. Hier finden wir aber, daſs an unſerer Stelle von der Beſchaffenheit der Kreiſe und von der Frage die Rede iſt, ob dieſe eine Breite haben oder nicht? *Hipparch* nimmt, wie natürlich, das letzte an, und beruft ſich dabey auf *Arat*, welcher hier ἀπλατεες geleſen habe. Auf dieſe Autorität nimmt nun Hr. *B.* die Lesart in Schutz und in den Text. Rec. bekennt aber, daſs es *Attalus*, auch von *Hipparch* angeführtem und von *Cicero* gebilligtem Vorſchlage, δε πλατεες, den Vorzug geben würde, und zwar deswegen, weil nicht allein *Attalus* ausdrücklich hinzufügt, daſs die ältern Aſtronomen den Kreiſen der Sphäre eine Breite beygelegt hätten, ſondern *Hipparch* daſſelbe auch durch mehrere Stellen aus *Eudoxus*, dem doch *Arat* folgt, darthut. Ja ſelbſt die Beſchreibung der Kreiſe beweiſt dieſes. Nirgends wird ihre Beſtimmung nach einzelnen Sternen, ſondern immer nach ganzen Sternbildern angegeben. Ja dem Sonnenwege ſelbſt ſchreibt *Eudoxus* beym *Hipparch* durch fehlerhafte Beobachtungen am Gnomon, am Tage des Solſtitiums geleitet, eine Breite zu. Daſs *Hipparch* nach ſeinen genauern Kenntniſſen dieſe Meinung ſo ſehr beſtreitet, iſt natürlich. Die untergeſchobenen Verſe 481. 501. und 515 ſqq., welche ſchon in der Oxforder Ausgabe ſtanden, fanden ſich in der Barberini'ſchen Handſchrift wieder, nur mit einigen Veränderungen. V. 527. οἱ μεν ὁ ἑκατερθεν verändert Hr. *B.* nach dem Moskauer Codex in οἱ μιν ὁ ἑκατερθεν, wir würden aber das Gewöhnliche wegen des folgenden δε beybehalten. An der Aechtheit des 544. Verſes ſcheint Hr. *B.* zu zweifeln; die Gründe dazu ſind aber Rec. nicht deutlich genug. *Cicero*, der Scholiaſt des *Euripides* und das *Etymologicum M.* werden als Zeugen für die Aechtheit deſſelben angeführt. Die Worte *Hygin's: Aratum quatuor circulorum nullum aperte demonſtraſſe*, die das Gegentheil darthun ſollen, beweiſen hier nichts. Denn daſs *Arat* der vier Kreiſe, des Aequators, der Wendekreiſe und des Sonnenweges erwähnt, zeigen die vorhergehenden Verſe. *Hygin* ſpricht alſo wahrſcheinlich von einer weitläufigen Discuſſion über die Sphäre. Daſs endlich *Arat* das Wort ζωιδιον vom Zodiacus und nicht von der Ekliptik braucht, iſt wahr, aber überall findet man damals noch Thierkreis und Ekliptik für Eins genommen. Eine Folge roher Beobachtungen! V. 575. hält Hr. *B.* ebenfalls für unächt, und zwar deswegen, weil der Name ἐν γονασιν fehlt, und glaubt, daſs *Hipparch*, der ihn anführt, ſich hier geirrt habe. Rec. glaubt das Gegentheil. Denn die Verſe vom ſüdlichen Fiſche verſtehen und die Worte τα δ' ὑπερτερα für τα οὐρεια nehmen zu wollen, iſt zu gewagt, wie ſelbſt der Scholiaſt bekennt. Auſserdem war oben ſchon vom Fiſche die Rede, und *Eudoxus* Worte, welche

Digitized by Google

Hipparch anführt, ſcheinen zu beweiſen, daſs auf den Engonaſin Rückſicht genommen wurde, und warum ſollte er auch überſehen werden, da der Krone, des Ophiuchus und aller dort herumliegenden Bilder gedacht wird? Es läſst ſich alles recht gut erklären, und ſtatt des Namens ἐν γονασιν ſteht hier ὁ ἐκπεσὼν τετραμμένος, was ſehr gut auf die Lage und die Bewegung der Sphäre paſst, wo das Sternbild, mit den Füſsen gegen den Pol gekehrt, gegen die Lage der übrigen und rücklings am Horizonte erſcheint und verſchwindet. *Cicero* und *Germanicus* ſcheinen es freylich vom Fiſche verſtanden zu haben, wenn man bey dem letzten die Worte *caudaque priore* v. 581. darauf beziehen will: nicht aber *Avienus*, deſſen, obgleich dunkle Worte v. 1084. fg. auf den Engonaſin bezogen werden können. *Cicero's* Ausdruck v. 356. „*ſupero contectus corpore cedit*" iſt, wenn man ihn vom Fiſche verſteht und mit der Sphäre vergleicht, ſo gezwungen, als das Griechiſche. *Hygin* iſt *Hipparchs* Meinung, und man ſieht wenigſtens, daſs die Stelle damals im *Arat* ſtand und doppelt erklärt wurde. *Grotius* ſcheint keine Partey nehmen zu wollen. Uebrigens iſt es richtig, daſs der Engonaſin beym Aufgange des Krebſes ſich ſchon um die Hälfte geſenkt hatte. Bey v. 677. würde Rec. *Bonaventura's* Bemerkung nicht angeführt haben; ſie ſpricht bloſs vom ſcheinbaren Auf- und Untergange, da doch in der Stelle ſelbſt nirgends davon die Rede iſt, ſondern nur von dem Verhältniſſe der verſchiedenen Sternbilder gegen einander und von der Beſtimmung der Stunden der Nachtzeit dadurch. Nur den Mangel an Genauigkeit tadelt hier *Hipparch*, der auch ſichtbar iſt. Denn α, einer der letzten im Orion, muſste zu Alexandrien ohngefähr ¾ Stunden früher untergehen, als γ im Schützen (einer der erſten des Sternbildes) aufging. V. 692. nimmt Hr. *B.* aus den obengenannten Codd. das richtige ἑδρη für ὑδρη auf. Eben ſo würde Rec. kein Bedenken tragen, v. 693., aus aſtronomiſchen Gründen, mit *Hipparch* μεσον für νεον zu leſen. Dagegen können wir nicht beyſtimmen, wenn Hr. *B.* v. 699. πολλη oder την für verdächtig hält. *Hipparch* tadelt hier wieder nur die unrichtige Darſtellung *Arats*. Mit dem Anfange (oder, nach *Hipparchs* Lesart, mit der Mitte) des Waſſermanns, ſagt der Dichter, geht der erſte Theil der Hydra unter; der übrige gröſsere Theil bleibe noch über dem Horizonte, und verſchwinde erſt, wenn die Fiſche erſcheinen. Wir ſehen hier nicht ein, warum dieſes nach *Hipp.* Auslegung heiſsen ſoll, das Bild ſey beym Aufgange der Fiſche *ganz* verſchwunden. V. 752 fg. würden wir die Worte τα γαρ συναειδεται — ἡελιοιο als Parentheſe betrachten, und das Vorhergehende γνωσεις ταδε και συ auf das Folgende ἑσσα τ' ἀπο ζωνης etc. beziehen. Ueberhaupt bleibt aber noch eine gewiſſe Dunkelheit in der Stelle, wenn man das Ganze in Zuſammenhang bringen will. Nachdem *Arat* hier gezeigt hat, daſs man durch die Sternbilder die Stunden der Nacht finden könne, kömmt er jetzt auf die Beſtimmung des Jahres, und auf die Zeichen, welche dem Landmanne und dem Schiffer das Jahr hindurch nützlich ſind, auf die Mondsphaſen und auf den ſcheinbaren Auf- und Untergang der Geſtirne. Er zeigt, daſs dieſer ein vorzügliches Merkmal zur Kenntniſs der Jahreszeiten ſey, und daſs die Sonne durch ihren Lauf das Jahr hindurch dieſe Erſcheinung hervorbringe. „Du kennſt alle Sterne, fährt er fort, welche das Jahr hindurch zum Vorſchein kommen." Dieſs drückt er durch die Worte aus: ἀπο ζωνης εἰς δεκατον Ὡριωνα etc., weil der Orion und der Sirius *ungefähr* um die Zeit des Sommerſolſtitiums erſcheinen. Der eingeſchobene Satz iſt alſo hier ganz überflüſſig, wenn nicht vielleicht dadurch angezeigt werden ſollte, daſs das Jahr durch einen Cyklus beſtimmt wurde. Denn es iſt bekannt, daſs der heliakiſche Auf- und Untergang nicht von der Mondsperiode abhängt, oder in einem Zeitraume, wie die Periode des Meton ſich merklich ändert. Dieſs bemerkt auch *Scaliger* in der von Hn. *B.* angeführten Stelle. Auch *Avienus* erwähnt des Cyklus (Progn. v. 38 ſq.), aber in einer andern Verbindung und auf eine andere Art. Es konnte daher leicht an dieſer Stelle eine Lücke in dem Gedichte ſeyn. So viel vom *erſten* Theile.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Gieſsen* u. *Darmſtadt*, b. Heyer: *Populäres Lehrbuch der Vernunftmoral*, zunächſt für die Zöglinge des Schulmeiſter-Seminariums zu Idſtein, von *H. C. Sommer*, Inſpect. u. Direct. d. Schulm. Semin. 1801. 79 S. 8. (6 gr.) — Der Popularität unbeſchadet, hätte dieſes Lehrbuch wohl gründlicher abgefaſst werden können. Die Principien ſind durchaus eudämoniſtiſch, werden aber durch Einmiſchung von Philoſophemen des Kriticiſmus doppelt inconſequent. In Anſehung der einzelnen Pflichten fehlt es gar ſehr an Fundamenten einer richtigen Claſſification, welche die Ueberſicht erleichtern und zu einer haltbaren Deduction der Gültigkeit der beſondern Pflichtgebote den Weg bahnen könnte. Der Vf. muſs, wenn ihm die moraliſchen Wiſſenſchaften von *Schwarz* zu ausführlich waren, unter andern nicht zu *Schollmeyers* Katechiſmus der ſittlichen Vernunft gedacht haben, ſonſt hätte er ſich die Mühe der Ausarbeitung erſparen, vielleicht auch mittelſt jenes Leitfadens der Beſtimmtheit ſeiner eigenen Begriffe beträchtlich aufhelfen können. Da übrigens gegenwärtiges Lehrbuch ſchwerlich auſserhalb des Seminariums zu Idſtein in Curs kommen wird, auch der Vf. ſelbſt geſteht, es genüge ihm der Beyfall ſeiner Vorgeſetzten, der Beyſitzer des Conſiſtorii zu Wisbaden, und er, als ein alter Mann, werde weder vom Lobe noch Tadel des Publicums Notiz nehmen; ſo kann Rec. der undankbaren Mühe, mit ſeinem Urtheil ins Detail zu gehen, überhoben ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. März 1804.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh.: ΑΡΑΤΟΥ ΣΟΛΕΩΣ Φαινόμενα καὶ Διοσημεῖα. *Arati Solensis Phaenomena et Dioſemea.* Curavit *J. Th. Buhle* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 85. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *zweyte* Theil enthält die auf dem Titel angeführten lateiniſchen Interpreten Arats, *Cicero*, *Germanicus* mit dem Scholiaſten, *Avienus*, und Noten über dieſelbe. Wir finden hier zwar auch eigne Bemerkungen, ſie ſind aber weniger zahlreich. Möchten dem gelehrten Herausg. ſeine Zeit und ſeine andern Geſchäfte nur erlaubt haben, auch dieſem Theile mehr Muſse und Aufmerkſamkeit zu widmen! Er entſchuldigt ſich darüber in der Vorrede, und giebt uns hier nur gröſstentheils *Grotius* Commentar. Nur ſollte der Text mit den Noten, beſonders im *Germanicus*, mehr in Uebereinſtimmung gebracht worden ſeyn. Nach den Citaten wird der Leſer oft verleitet zu glauben, daſs des *Grotius* Aenderungen darin aufgenommen wären. Dieſs iſt aber der Fall nicht. So ſteht v. 118. im Texte *praeſtabant*, in den Noten *praeſtabat*; v. 126.: *Degeneres ſemper ſemperque habitura minores*, in den Noten *nepotes*; v. 129.: *Artibus indomitis ſtudent*, in den Noten *tradam*; *Morellius* lieſt *tradent*. Auch im *erſten* Theile iſt dieſs einigemal der Fall. V. 88. im Texte περικεκλιται, in den Noten παραικεκλιται. V. 148. ὑπ' ἀμφοτερῳσι, in den Anm. ὀπισθοτερῳσι. V. 239. im Texte προβολησι; nach den Anmerkungen ſollte man glauben, daſs *Brunk's* Aenderung προμολησι aufgenommen worden wäre. Hr. *B.* ſcheint abſichtlich ſo zu Werke gegangen zu ſeyn, wenn wir eine Stelle in der Vorrede zum *erſten* Bande p. XXVIII. recht verſtehn: *Superſunt quidem in textu Arati, qualem dedi, plura menda, quae cum aliis ſublatis quoque ſublata vellem, cum eorum emendationes in notis propoſitae ſint certiſſimae; verum non auſus ſum ea tollere, quando exemplum editionis Morelianae, quod a me emendatum typis exſcribendum operis dedi, Lipſiam mitterem; ne tamen ea lectores morentur, in notis ſemper ipſa verba indicavi, quae in textu legenda et pro vulgatis reponenda ſunt.* Um Verwirrung zu vermeiden, würden wir doch lieber alle dieſe Vorſchläge bloſs in die Noten verwieſen haben. Die häufigen Druckfehler und falſchen Interpunctionen kommen wahrſcheinlich von der Entfernung des Druckorts her. Angehängt ſind dieſem Bande eine ſchätzbare *Epiſtola critica* von *Groddeck*, worin drey Handſchriften, welche ſich in der Wiener Bibliothek befinden, beſchrieben werden. Aus der erſten ſind Varianten angeführt, welche in den meiſten Fällen mit dem Moskauer und Breslauer Codex zuſammentreffen. Die angehängten Scholia und Gloſſemata daraus ſind eine Abſchrift vom Sternverzeichniſſe des *Eratoſthenes*. Endlich folgen *Vitae Arati* 1) aus *Petavii Uranologium*; 2) nach *Iriarte*; 3) Γενος Ἀρατου, was ſchon *Ruhnken* herausgegeben hatte; 4) nach *Suidas*, nebſt einer *Commentatio de Arati vita, ingenio, ſcriptis et interpretibus* etc., vom Herausg. Hierüber nur noch einige allgemeine Bemerkungen. Daſs *Arat* die Schriften des *Eudoxus* in ſein Gedicht übergetragen habe, zeigt *Hipparchs* Vergleichung, und die hin und wieder vorkommenden Abweichungen gaben wohl die an mehrern Orten aufgeſtellten Parapegmata an die Hand. Anzunehmen, daſs er viele Schriften anderer Aſtronomen dabey benutzt habe, iſt unnöthig. Am allerwenigſten würde Rec. die mancherley Widerſprüche aus Obſervationen unter verſchiedenen Polhöhen, ſondern aus rohen Beobachtungen am Gnomon herzuleiten ſuchen. Ganz unſtatthaft iſt aber *Salmaſius* Behauptung, daſs er auch *Phaino's* oder *Meton's* Arbeiten dabey benutzt habe. Daſs ferner *Aratus* mehrere Mythen aus ältern Schriften entlehnt habe, lehrt der Augenſchein; nur glaubt Rec. nicht, daſs die meiſten in ein hohes Alterthum zurückgehen, ſondern in die Zeiten der Alexandriner ſelbſt fallen, und es bleibt immer ſonderbar, daſs *Aratus*, da er an einigen Orten ſolche Sagen in ſein Gedicht einflocht, dieſelben nicht mehr benutzte. Ein dreyfaches Regiſter beſchlieſst das Werk.

NEUERE SPRACHKUNDE.

PARIS u. STRASBURG, b. König: *Grammaire françaiſe ſimplifiée.* Par *J. B. Caſtille*, Profeſſeur. 1803. 352 S. 8. (1 Rthlr.)

Einfachheit und Deutlichkeit ſind die Hauptzüge dieſer franzöſiſchen Sprachlehre. Sie hält die Mitte zwiſchen weitläufigen Lehrſyſtemen, welche die Jugend nur zu leicht abſchrecken, und zwiſchen dem zu magern Auszügen, die ſie oft im Dunkeln tappen laſſen, und daher neue Anweiſungen und Erklärungen nöthig machen. Die Arbeit zerfällt in *vier* Abſchnitte. Der *erſte* handelt von den Redetheilen, der *zweyte* von der Ausſprache und Rechtſchreibung, der *dritte* von der Wortfügung, und der *vierte* von dem franzöſiſchen Versbau. In allen dieſen Abſchnitten herrſcht Ordnung, Klarheit, Beſtimmtheit und eine für die Jugend zweckmäſsige Sprache. Da ſie aber die grammatiſchen Kunſtausdrücke nicht ganz entbehren

behren kann, so hat der Vf. dafür gesorgt, ihr dieselbe in einem eigenen alphabetischen Verzeichnisse zu Anfang seines Buchs aufzuführen, zu entwickeln und zu verständigen. Dadurch dürfte sie die an sich dunkeln Terminologieen bald übersehen, und sich in ihnen orientiren, besonders da immer auf die Materie und Seitenzahl hingewiesen wird, wo sie vorkommen oder anzuwenden sind. Bey allen diesen wesentlichen Vorzügen entdeckte doch aber Rec. einige Mängel. So heifst es z. B. S. 238.: *La jeunesse, toute aimable qu'elle est, est sujette à bien des écarts;* und S. 265.: *la vertu, toute austère qu'elle paroît, a encore des apôtres.* Rec. erinnert sich keines französischen Schriftstellers, wenigstens keines klassischen, der das Adverbium *tout* vor dem Vocal eines Adjectivs in der weiblichen Endung gebraucht hätte. *Wailly* sagt: *La vertu tout austère qu'elle est, fait goûter de véritables plaisirs,* und mit ihm stimmt *Mauvillon* (*Remarques sur les Germanismes* T. I. p. 246. u. 247.) und *Panckoucke* (*Nouvelle Grammaire raisonnée* p. 71.) völlig überein. Auch heifst es in dem *Dictionnaire de l'Acad. Franç. (cinquième édition, An VI.)*: *Tout, adv. étant mis immédiatement devant un adjectif féminin qui commence par une consonne, devient adjectif, et reçoit le genre et le nombre, p. e. Elle est toute malade. Mais devant les adjectifs féminins qui commencent par une voyelle, tout redevient adverbe, p. e. Sa maison est tout autre qu'elle n'étoit* etc. Sie führt fort: *Tout s'emploie aussi adverbialement avec toutes sortes d'adjectifs, et même avec certains substantifs, dans la signification de Quoique, encore que, ou de quelque. En ce sens, il ne se décline que devant les adjectifs féminins qui commencent par une consonne, p. e. Tout ingrate qu'elle est. Tout habiles et tout artificieux qu'ils sont.* — S. 280. lieset man: *Si le verbe se rapporte à plusieurs sujets de différentes personnes, il se met au pluriel et s'accorde avec la plus noble.* Sollte der Ausdruck „*la plus noble*" den Unkundigen nicht etwa verleiten, zu glauben, dafs hier eine an Stand und Würden vornehmere Person der menschlichen Gesellschaft gemeynt sey? Nichts weniger als das. Weit richtiger und bestimmter drückt sich daher *Wailly* (p. 271.) aus: *Quand le verbe se rapporte à plusieurs sujets de différentes personnes, il se met au pluriel, et s'accorde avec la plus noble personne. La première personne est la plus noble des trois, et la seconde est plus noble que la troisième.* — Ferner schreibt der Vf. S. 284. unter *avant que: On doit employer que sans de, devant tous les temps du subjonctif; et de sans que, devant l'infinitif.* Gesetzt nun, man gäbe dem Schüler auf, diese Redensart zu übersetzen: „*Ehe ich den Brief schreibe, wird er mir vielleicht antworten.*" Hier mufs er in Verlegenheit seyn, ob er den Subjunctiv oder den Infinitiv gebrauchen soll, weil ihm nicht gesagt wird, in welchem Falle der eine oder der andere anzuwenden ist. Jener Regel hätte also beygefügt werden müssen: *quand deux verbes sont régis par le même nominatif;* denn nur dann setzt man nach *avant, après* etc. den Infinitiv mit *de.* Folglich ist das Beyspiel auf eben der Seite „*Avant qu'il pârte il dira encore bien des fois, j'irai à la campagne*" fehlerhaft; richtiger sagt man: *avant de partir, il dira* u. s. w. — S. 286. steht „*en la ville.*" Nie spricht man so, aber wohl *en ville,* zum Unterschiede von *à la ville.* — S. 292. schliefst der Vf. seine Bemerkung, in welcher er *jusqu'aujourd'hui* für natürlicher erklärt, als *jusqu'à aujourd'hui,* mit diesen Worten: „*Je prévois cependant, que l'autorité de l'Académie est pour jusqu'à aujourd'hui.*" Es kann seyn, dafs die ältern Ausgaben für letztere Art zu reden stimmen; allein aus der neuesten Ausgabe erhellt das Gegentheil; denn es steht unter *aujourd'hui: J'ai différé jusqu'aujourd'hui à vous donner de mes nouvelles.* Und hierin folgt sie *Wailly,* welcher sagt: *Comme actuellement l'usage est partagé sur cette expression, j'oserai, malgré ces autorités, me décider pour jusqu'aujourd'hui.*

Lyon, b. Cormon u. Blanc: *Dizionario portatile e di pronunzia, Francese-Italiano, ed Italiano-Francese.* Per *G. L. B. Cormon* (autore del Dizionario portatile e di pronunzia francese-spagnuolo, e del nuovo Vocabolario della lingua francese) e per *Vincenzo Manni* (ex-professore di lingua italiana nella scuola centrale del dipartimento del Rodano). Anno XI. (1802.) *Tomo primo.* 730 S. 8.

Dictionnaire portatif et de prononciation, Italien-Français et Français-Italien. Tome *second.* 899 S. 8. (3 Rthlr. 18 gr.)

Die Vff. dieses neuen französisch-italiänischen und italiänisch-französischen Wörterbuchs benutzten bey ihrer Arbeit das *Vocabolario degli Accademici della Crusca* und das *Dictionnaire de l'Académie Françoise,* nebst andern berühmten Lehrgebäuden dieser Art, welche beide Sprachen aufzuweisen haben. Vornehmlich suchten sie alles Nützliche in einem möglichst engen Raume klar und deutlich zu vereinigen, weil die Lexica eines *Antonini, Veneroni* und *Alberti* von einem nicht sehr bequemen Format, nicht immer genau und planmäfsig verfafst, und überdiefs für manchen zu theuer sind. Auch fügten sie jedem französischen und italiänischen Worte die Aussprache bey, bemerkten den prosodischen Accent, die unregelmäfsigen Zeiten der Verben und andere Idiome der Redetheile; endlich vermehrten sie das Ganze mit den neuen Ausdrücken, welche in die französische Sprache seit der Revolution eingeführt wurden. So mit allen Erfordernissen unsers Zeitalters versehen, mufs dieses Buch aufser den beiden Nationen, welche schon in politischer Hinsicht so nahe verbunden sind, auch andern Nationen grofse Vortheile gewähren. Auffallend sind in der Darstellung der italiänischen Aussprache viele Abweichungen von dem bekannten Jagemannschen System (in den Anfangsgründen von dem Bau und der Bildung der Wörter der italiänischen Sprache). Hr. *Manni* giebt z. B. der betonten Sylbe in *agresto, allegro, bene, breve, celebre, chiesa, dek, ebete, eh, erede, etica, etera* oder *etere,* den offenen Laut des *e,* Hr. *Jagemann* hingegen den geschlossenen. Nach letzterm lautet die Endung *ello* geschlossen, nach jenem offen. Eben so wenig Uebereinstimmung sieht man bey *o;* denn in dem *Dizionario* erscheinen z. B. *cagione, cancheroso, capricciofo, cieco, coda, come,*

asne, *sonte*, *fatieso*, *fulgure*, *gogna* — mit dem geschlossenen und in dem erwähnten System mit dem offenen. Selbst in der Aussprache der Mitlauter zeigt sich dieser Unterschied, z. B. in den Wörtern *cosa*, *sesso*, *ruzzola*, *garzone*, *zaffiro*, *guazzo*, *pronzare*, *gozzoviglia*, *zimbello* u. s. w. Eben so scheint in dem französisch-italiänischen Theile die wahre Quantität der Sylben nicht immer beobachtet zu seyn, denn z. B. *poële* oder *poêle* wird so kurz als *poil* bezeichnet, *fois* wie *foi*, *flamme* wie *flam*, da es doch *flâm* lautet. Eine Parallele zwischen *Cormon's* und *Demergue's* Aussprache würde starke Abweichungen beider in Rücksicht auf mehrere Wörter, als *mail*, *fourcil*, *quanquan*, *balsamine*, *balsamique*, *macis*, *pis* (*de vache*), *avant-hier*, *taon*, *aoriste* etc. aufstellen. — Uebrigens ist der veraltete, wenig gebräuchliche, komische, niedrige, metaphorische Ausdruck durch besondere Zeichen bemerklich gemacht, auch auf jede Kunst und Wissenschaft hingedeutet, zu welcher das Wort gehört.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Predigten an den Sonn- und Festtagen des Jahres* 1802, wie solche im Fürstenthume Altenburg gefeyert werden, von *Jonathan Schuderoff*, Diaconus in Altenburg. *Erster* Theil. 1803. XXIV, und 478 S. *Zweyter* Theil. 1803. VIII. u. 494 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Mag man auch auf der einen Seite noch so sehr gegen eine warme Herzensprache in Predigten eifern, weil man selbst nichts anders als dürre Dispositionen und trockene Schulsprache geben konnte; und mag man auf der andern Seite den Mangel an Inhalt, Harmonie der einzelnen Theile und logischer Ordnung des Ganzen durch schönklingende Floskeln zu ersetzen bemüht seyn: so hat sich doch seit einiger Zeit ein achtungswerthes Publicum gebildet, dem nur solche Predigten genügen, welche erhabene Wahrheiten in einer zweckmäßigen Ordnung, unterstützt von den nöthigen Beweisen, in einer reinen, gebildeten und das Herz bewegenden Sprache vortragen. Die meisten Predigten der vorliegenden schönen Sammlung scheinen uns diese Eigenschaften zu haben, und wir dürfen ihnen daher recht viele gebildete und bildungsfähige Leser versprechen. Das Interesse des Vfs. für Wahrheit und Recht, sein Sinn für das Heiligste der Menschheit, und sein Bestreben, nach Kräften nützlich zu werden und zu erbauen, leuchtet aus allen Predigten hervor. Die *Vorrede* zu dieser Sammlung enthält einige bemerkenswerthe Ideen. Wir stimmen dem Vf. vollkommen in der Forderung bey, Kanzelvorträge seyen dem Gedächtnisse wörtlich einzuverleiben, nachdem sie mit grösster Sorgfalt ausgearbeitet worden. Indem sich Hr. *S.* den Begriff des Memorirens und Concipirens zu entwickeln und deutlich zu machen suchte, wurde er auf eine glückliche Ansicht einer *Predigt* selbst geleitet. Den Gang, welchen er hiebey nahm, theilt er seinen Lesern mit. Ein Predigt-Concept erklärt er durch eine schriftlich abgefasste Darstellung irgend eines religiösen oder sittlichen Gegenstandes; eine durch Schrift objectivirte Meditation. Das Auswendiglernen einer Predigt muss mit Reflexion auf Wohllaut und harmonische Sonore Declamation, mit gründlichem Studium der Mimik und Action (die jedoch nicht ins Theatralische fallen dürfen) und mit praktischen Vorübungen (z. B. sich selbst Vordeclamiren und Gesticuliren) verbunden werden. Auch muss es streng und wörtlich geschehen, damit die mit Bedacht verfertigte Composition auch nicht im kleinsten Detail leide, und das Ganze nicht aufhöre, ein *schönes* Ganzes zu seyn. Den Forderungen der Kunst kann nur in memorirten Predigten genug gethan werden. Ist der Prediger blos *Vorleser*, so bleibt immer mehr oder weniger Maschinenmässiges an ihm haften. Wir sind mit Hn. *S.* vollkommen überzeugt, dass die höhere Stufe der Volksbildung durch Schrift und Sprache eine zusammenhängende Rede über einen einzelnen Gegenstand, in einem gebildeten, ein rundes, wohlverbundenes schönes Ganzes darbietenden Vortrage, nothwendig gemacht habe. Auch wird es, unserer Meinung nach, einem durchaus gebildeten Kanzelredner nicht schwer werden, selbst den gröfsern, noch unausgebildeten Haufen seiner Zuhörer allmählig der höheren Stufe, worauf er selbst steht, näher zu führen. Wie könnte also seine Mühe vergeblich genannt werden?

Die Predigten des Hn. *S.* zeichnen sich aus durch fruchtbaren Inhalt und eine würdige und gebildete Sprache; in allen athmet ein wohlthuender Geist der Wahrheit und Sittlichkeit, und eine edle Achtung für Menschenwürde. Die reichhaltigern Evangelien sind gröfstentheils trefflich benutzt worden; aber auch an dem minder reichen Inhalt von andern, an blosse Wundergeschichten, welche noch dazu mit vielen andern grosse Aehnlichkeit haben, hat der Vf. fruchtbare moralische Ideen anzuknüpfen gewusst. Nur selten steht ein Evangelium, wie z. B. das Beschneidungs-Evangelium am neuen Jahre, ganz isolirt da. Rec. würde es dem Vf. nicht übel genommen haben, wenn er hier einen schicklichen Text gewählt hätte, da die Beschneidung doch mit seinen übrigen Ideen am Feste des Jahreswechsels nichts gemein hat. Mehrere von Hn. *S.* bearbeitete Sätze haben allgemeines Interesse, wie z. B. *vom freudigen Rechtthun*, am Sonntage nach dem neuen Jahre; *wie nothwendig es sey, dass Aeltern bey der Bestimmung ihrer Kinder zu gewissen Geschäften die Neigungen und Fähigkeiten derselben erforschen*, am ersten Sonntage nach Epiphanias. Aehnliche brauchbare Ideen für Aeltern finden sich in mehrern andern Predigten. *Was für Gedanken und Entschliessungen die Betrachtung in uns veranlassen soll, es gebe unter allen Nationen edle und rechtschaffene Menschen?* am dritten Sonntage nach Epiph. *Worauf soll uns die Wahrnehmung leiten, dass das menschliche Geschlecht sich zu immer reinern und richtigern Vorstellungen von religiöser Wahrheit erhebt?* am Gründonnerstage. Nach einem reichhaltigen Eingange zeigt der Vf. hier, dass diese Wahrnehmung erstlich unsern Glauben an Menschenver-

edlung

edlung (an Vorsehung überhaupt) befestigen, und uns theils zum eigenen Fortschreiten, theils zur Beförderung der Fortschritte unserer Mitmenschen ermuntern müsse. *Von der Pflicht, die Wahrheit zu reden, auch wenn sie Schmerz erregte*, am dritten Sonntage nach Ostern. *Hauptsächliche Erfordernisse der wahren, und kurze Beschreibung der höhern Freundschaft*, am ersten Pfingstfeyertage. *Woher kommt es, dass geistige Lehren so wenig verstanden werden, und was hat dieses Nichtverstehen für nachtheilige Folgen?* am Trinitatisfeste. *Von dem Hange, das Verbotene zu thun*, am 12ten Sonntage nach Trinit. *Weichlichkeit und Mangel an Festigkeit*, zwey herrschende Fehler unsers Zeitalters, am dritten Advents-Sonntage u. a. m. Die Festevangelien sind mit vieler Einsicht und Liberalität behandelt, und der Vf. wird mit seiner weisen Zurückführung auf moralische Ideen weit mehr Segen stiften, als der grosse Haufe der Kanzelredner mit seinem ängstlichen Weilen bey den erzählten Wunderbegebenheiten stiften wird. Die Predigt am Feste der Himmelfahrt Jesu enthält viele leichte und anwendbare Gedanken, in einem populären Gewande. Unter andern sagt der Vf., man dürfe mehrere Ausdrücke und Lehren der Bibel nur buchstäblich nehmen, und, mit Vorbeygehung des eigentlichen Sinnes desselben, sie wörtlich zu Glaubensartikeln und Lehrsätzen erheben, um die schiefste Ansicht der christlichen Religion zu erhalten. Nachdem er einige Beyspiele hievon angeführt hat, fügt er hinzu: „Sie (die Schrift) gedenkt der Aufnahme Jesu in die bessere Welt, und man hält in allem Ernste dafür, er sey vermittelst einer Wolke in den Aufenthalt seliger Geister emporgehoben worden, und sitze in Person neben Gott, dem Vater, um mit ihm das Regiment der Welt zu theilen." — Uebrigens hat der Vf. den Gedanken, „dass uns die Lehre des Christenthums von der Aufnahme Jesu in den Himmel wichtig sey, weil sie uns erstlich die Tugend überhaupt, und dann den Charakter und die Lehre Jesu richtiger schätzen lehre", in dieser Predigt gut ausgeführt. Die *Wünsche* in der Predigt am ersten Pfingstfeyertage sind recht menschenfreundlich, und Rec. kann selbst keinen süssern Gedanken nähren, als den eines allgemeinen Freundschaftsbundes unter den Nationen, eines immer dauernden Friedens unter der ganzen Menschheit; dennoch aber möchte er nicht sagen: *„so wahr du bist*, Unendlicher, so wahr die Achtung für Recht und Pflicht und ewige unendliche Liebe in unsere Brust gesenkt hast, *so gewiss werden* Raubgier, Missgunst und Selbstsucht nicht ewig fort das Glück der Menschheit zerstören u. s. w. Einst wird er anbrechen, der Tag, an welchem die Millionen auf der Oberfläche des Erdbodens sich die Hand als Freunde, als Brüder und Schwestern reichen werden! u. s. w." Denn es lässt sich der ewige Friede nicht mit einer solchen Gewissheit voraussehen, dass er sogar mit einer so feyerlichen Betheuerung auf der Kanzel als gewiss bevorstehend angekündigt werden dürfte!

München, b. Lindauer: *Erbauungsreden* für Studirende in den höhern Klassen. *Zweytes* Bändchen. Von *Kaj. Weiller*. 1803. VII. u. 215 S. 8. (12 gr.)

In dem *ersten* Theile der von uns (1802. Nr. 350.) angezeigten Erbauungsreden nahm der Vf. die verschiedenen Ansichten des Gefühls zum Gegenstande seiner Untersuchung. In diesem *zweyten* Bande beschäftigt er sich mit den verschiedenen Ansichten der Aufklärung. Die hier befindlichen zehn Erbauungsreden handeln von der Nothwendigkeit der Aufklärung in moralischer und religiöser Hinsicht, von der Natur — der nächsten Quelle — Wirkung und Umfang, ingleichen von der negativen und positiven religiösen und moralischen Aufklärung. Ueberall arbeitet Hr. *W.* darauf hin, die Begriffe fest und richtig zu bestimmen, und eine Sittlichkeit und Religiosität zu begründen, welche edlerer Art ist, als die der gemeinen Welt. Bey manchen Untersuchungen dürfte es auch studirenden Jünglingen nicht ganz leicht werden, ihm zu folgen. Wer sich indessen einmal zu dem Standpunkt erhoben hat, von welchem der Vf. seinen Gegenstand betrachtet, der wird sich mancher neuen und schönen Ansicht erfreuen, und überhaupt diese Schrift nicht ohne Geistesgenuss aus den Händen legen. Für eigentliche Erbauungsreden ist indessen der Vortrag zu philosophisch und zu kalt, auch da, wo er in den Ton des Gebets übergeht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt a. M.*, b. Behrens: 1) *Beytrag zu dem einträglichen Anbau der Erdmandel und der Asclepie in der Seidenpflanze*, von *J. J. Müller*. m. 1 ill. K. 1801. 15 S. 8. 2) *Ebendas. Anweisung zu dem einträglichen Anbau der Erdmandeln und deren Benutzung.* Aus erprobten Erfahrungen zum allgemeinen Nutzen dem Druck übergeben von *Joh. Jacob Müller* in Hanau. Zweyte ganz umgearbeitete und vermehrte Aufl. Nebst einem Anhange von der Erdnuss, Erdeichel, Erdfeige, Erdmaus, Eckelnuss, Ackernuss, Grundeichel, Knollwurz, Saubrod. m. 2 ausgem. K. 1802. 80 S. 8. (8 gr.) 3) *Ebendas. Von dem Anbau und Nutzen der syrischen Asclepie, Schwalbenwurz oder Seidenpflanze. Asclepias Syriaca Linn.* von *J. J. Müller* in Hanau. Zweyte verm. Aufl. m. 2 ill. K. 1802. 48 S. 8. (8 gr.) — Die kurzen Auszüge aus mehrern botanischen Werken über diese beiden Pflanzen, die der Vf. in der ersten Ausgabe seiner Schrift mit einigen wenigen eigenen Bemerkungen zusammengestellt hatte, sind in den beiden folgenden Schriften mit rühmlichem Fleisse vervielfacht, und mit vielen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen bereichert. Nach den Bemerkungen unsers Vfs. soll man vom *Cyperus* zweymal im Jahre ärnten können; indem Erdmandeln, im März eingesteckt, schon im May zur Reife kamen, dann wieder von diesen einige im May ausgepflanzt würden, dann im September reif waren. — In Rücksicht der Seidenpflanze behauptet der Vf., dass die französischen Hutmacher schon lange vor 1757. die Pflanzenseide unter Kastor gemengt und daraus sehr glänzende Hüte verfertigt hätten. Die vortheilhafte Anwendung dieser Seide zu Betten und Polstern macht allein schon den Anbau der Asklepie empfehlenswerth; aber auch die Stängel sollen als Flachs bearbeitet, und das Werg davon zu Baumwolle gekämmt werden können. Der Vf. führt Beyspiele an von der Benutzung der Blätter zum Taback.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. März 1804.

NEUERE SPRACHKUNDE.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Joh. Aug. Eberhard's — Verſuch einer allgemeinen deutſchen Synonymik* in einem *kritiſch-philoſophiſchen Wörterbuche der ſinnverwandten Wörter der hochdeutſchen Mundart*, in *ſechs* Theilen. 1796 — 1800. gr. 8. (7 Rthlr. 18 gr.)

(*Beſchluſs der in Num. 25. abgebrochenen Recenſion.*)

Wir ſagten oben, daſs bey einem Werke, welches durch gleich groſsen Scharfſinn und Fleiſs ſeines Urhebers der Vollendung ſo nahe gebracht iſt als dieſes, nur eine kleine Nachleſe von Zuſätzen oder Verbeſſerungen möglich ſey. Einen Beytrag dazu legen wir unſern Leſern und dem verdienſtvollen Verfaſſer zur Prüfung vor, der ſich, da uns das Ganze hier ſo durchzugehen der Raum verbietet, auf den Buchſtaben *F* beſchränken mag.

Fabel. Handlung. Zu den Bemerkungen des Vfs. läſst ſich noch dieſes hinzufügen: Beide Wörter, in ſo fern ſie von Gedichten gebraucht werden, bedeuten den Stoff (*argumentum*) eines epiſchen oder dramatiſchen Gedichts; müſsten aber, der Urbedeutung der Worte μυθος und πραξις im Sinne des *Ariſtoteles* zufolge, ſo unterſchieden werden, daſs *Handlung* den Stoff ohne Unterſchied, ob er hiſtoriſch wahr, oder erdichtet ſey, bedeute; *Fabel* aber nur den erdichteten Stoff anzeige.

Fabel. Erzählung, Mährchen. Richtig bemerkt Hr. *E.*, daſs *Erzählung* den Begriff in gröſster Allgemeinheit ausdrücke; *Fabel* und *Mährchen* aber nur von erdichteten Erzählungen gebraucht werden. Daſs aber *Mährchen* immer den Nebenbegriff des Allgemeingeglaubten, wenigſtens Verbreiteten und Bekannten ausdrücke, ſcheint uns nicht ſo richtig zu ſeyn. Vielmehr, dünkt uns, werden *Mährchen* und *Fabel* oft ganz in gleichem Sinne gebraucht; und nur die abenteuerliche oder (wie *Baumgarten* ſagte) heterokosmiſche Dichtung wird zuweilen in engerm Sinne ein *Mährchen* genannt. Es klebt dann auch dem Worte der Begriff des Wunderbaren, das ohne irgend einen andern Zweck bloſs beluſtigen ſoll, an. Die Iliade kann nie ein *Mährchen* heiſsen, wohl aber die Batrachomyomachie.

Fach, fältig. Dieſe Endſylben ſind mit vieler Feinheit beſtimmt. Sehr paſſend iſt das Beyſpiel: „Wem ſein Haus mehrmal hinter einander abgebrannt iſt, der hat vielfachen Schaden gelitten; wem auſserdem ſein Feld verhagelt iſt, wer ſein ausſtehendes Geld durch Bankerutte, ſeine Waaren durch Schiffbruch verloren hat u. ſ. w., der hat vielfältigen Schaden erlitten.

Faction. Partey. Rotte. Auch dieſer Artikel iſt eben ſo richtig als ſcharfſinnig durchgeführt.

Faden, Faſer, Zaſer. Hier iſt zuzuſetzen, daſs auch Faſer eben ſo gut als Zaſer von Naturgeweben gebraucht wird. Man ſagt richtig *Nervenfaſern*, *Muſkelfaſern* u. d. gl.

Fähigkeit und *Vermögen* möchten wir noch etwas anders beſtimmen, als es Hr. *E.* gethan hat. *Fähigkeit* geht unſers Bedünkens mehr auf die bloſse Möglichkeit zu handeln, *Vermögen* auf die poſitive Kraft. Einem Menſchen ohne Finger geht die *Fähigkeit* Clavier zu ſpielen ab; aber wenn die Kraft zur Bewegung ſeiner Finger fehlt, iſt er *unvermögend* zu ſpielen. Der Menſch hat *Sprachfähigkeit*, in ſo fern es nach ſeiner Natur nicht unmöglich iſt, daſs er ſpreche; *Sprachvermögen* aber in Rückſicht der wirklichen Kräfte, die er zum Sprechen beſitzt. Eben ſo würde in dem Artikel *Fähigkeit*, *Geſchicklichkeit*, *Fertigkeit*, das erſte Wort jene Bedeutung behalten. Den übrigen Bemerkungen des Vfs. treten wir bey; nur ſcheinen uns die Unterſchiede zwiſchen *Geſchicklichkeit* und *Fertigkeit* noch einer Berichtigung zu bedürfen. Geſchicklichkeit wird von Kunſttalenten geſagt, in ſo fern man ſie durch Beweiſe zeigt. Fertigkeit iſt die durch Uebung entſtandne Leichtigkeit eine Kunſt zu vollbringen, wodurch man im Stande iſt, die Regeln derſelben ſchnell und doch richtig auszuüben. Die Redensart aber, welche der Vf. zum Beyſpiele braucht: *Der Menſch hat eine Fertigkeit im Fluchen*, gehört unſers Bedünkens nicht hieher. Denn da ſich niemand im Fluchen eigentlich üben wird, ſo ſagt dieſe Redensart nicht mehr, als: *der Menſch hat ſich das Fluchen ſehr angewöhnt;* und es liegt alſo ein ſatiriſcher Nebenzug darin, wie wenn man ſagte: *der Menſch hat eine groſse Fertigkeit im Stottern.*

Den Artikel: *Fähigkeiten, Anlagen*, unterſchreiben wir ganz.

Von den Wörtern *Fallen, Sinken, Stürzen* möchten wir den Unterſchied lieber ſo angeben: *Sinken* bedeutet eine langſame, durch widerſtrebende Kräfte aufgehaltne Bewegung eines Körpers nach der Tiefe zu. *Fallen* eine ſolche Bewegung, wie ſie nach den gewöhnlichen Geſetzen der Körper, die nicht unterſtützt werden, oder aus dem Gleichgewicht kommen, erfolgt. *Stürzen* iſt eine durch gröſsere Maſſe oder äuſseren Stoſs beſchleunigte Bewegung nach der Tiefe. So ſinken Häuſer, wenn ſie allmählig ſich dem Boden nähern; ſie fallen ein, wenn ſie aus Mangel an Feſtigkeit ſchnell untergehn; ſie ſtürzen ein

bey einem Erdbeben. Ein Menſch ſinkt vom Pferde, wenn er bey einer Ohnmacht, oder verwundet, das Gleichgewicht verliert, und ſich noch zu halten ſtrebt; er fällt mit Schnelligkeit und ohne Widerſtand; er ſtürzt in der beſchleunigten Bewegung des Galoppe.

Die nächſtfolgenden Artikel: *Fallſtrick, Schlinge — Falſch, Unächt, Unrecht, Unrichtig — Falſch, verfälſcht — Farbe, Farbenmiſchung, Farbengebung, Colorit* ſind untadelich ausgeführt. Der Unterſchied zwiſchen *Faſt* und *Beynahe* möchte wohl faſt oder beynahe Null ſeyn. Aber die Unterſchiede zwiſchen *Faul, Träge*, und ihren andern Synonymen ſind wieder vortrefflich beſtimmt. Auch giebt auſser andern Beyſpielen Hr. *E.* folgendes ſehr ſinnreich ausgedachte: „Den *Faulen* muſs man durch Verachtung, und wo das nicht helfen will, durch Zwang aus ſeiner Unthätigkeit herausreiſsen; den *Trägen* muſs man zur Verdoppelung ſeiner Kräfte antreiben; den *Läſſigen* muſs man anſpornen, um ſeinen Eifer zu wecken; den *Verdroſſenen* aufmuntern; den *Phlegmatiſchen* reizen; den *Nachläſſigen* zur Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, ſo wie den *Fahrläſſigen* zum Nachdenken und zur Sammlung ſeiner Gedanken durch angemeſſene Zucht gewöhnen."

Zu *Fehlen, Irren*, gehört auch noch *Verſtoſſen, Fehlgreifen*. Zu *Fehlen, Sündigen*, noch *ſich vergehen*. Zu *Fehler, Mangel, Gebrechen*, in ſo fern dieſe die nicht von der Freyheit abhängenden Unvollkommenheiten andeuten, wäre noch ein Artikel einzuſchalten über die Ausdrücke: *Fehler, Fehlgriff, Fehltritt, Verſtoſs, Mißgriff*, welches letzte Wort der Vf. im *fünften* Bande bloſs mit *Irrthum* zuſammenſtellt. Zu *fehlerhaft, mangelhaft*, gehört auch noch *lückenhaft, unvollſtändig, unvollkommen*.

Feig, furchtſam, verzagt, zaghaft, muthlos, ſo viel wir einſehen, ein unverbeſſerlicher Artikel. Auch gegen die folgenden: *Feiſt, Fett — Feld, Gefilde, Flur — Fels, Klippe — Fertig, Bereit*, wüſsten wir nichts zu erinnern.

Wenn aber Hr. *E.* in dem Artikel *Figur, Tropus* ſagt: Eine Rede iſt nämlich auf dreyerley Art einer Verſchönerung fähig: 1) in den Lauten ihrer Worte, 2) in ihren Bedeutungen, 3) in ihrer Stellung; ſo glauben wir, daſs ſich dieſes richtiger und vollſtändiger alſo angeben laſſe: Eine Rede wird verſchönert 1) in einzelnen Worten a) als bloſsen Lauten, durch die *grammatiſchen Figuren*; b) als Begriffzeichen, durch die *Tropen*; 2) in der Zuſammenſetzung mehrerer Worte, oder als fortlaufende Rede, a) in ſo fern ſie bloſs hörbar iſt, durch den Rhythmus, es ſey den proſaiſchen, oder die Verſification; b) in ſo fern ſie die Gedanken bezeichnet, α) durch Figuren, die aus der Wortſtellung in Bezug auf die Gedanken entſpringen, *rhetoriſche Wortfiguren* (σχηματα λεξεως), β) durch Figuren, die aus der Anordnung der Gedanken entſtehn, *rhetoriſche Sachfiguren* (σχηματα διανοιας); c) in ſo fern das Verhältniſs zwiſchen der Rede, als eine Folge von hörbaren Lauten, und den ausgedrückten Gedanken in Betrachtung kömmt, *Harmonie des Stils, lebendiger Ausdruck*.

Der Kürze wegen wollen wir alle folgende Artikel dieſes Buchſtabens, welche uns über alle Einwürfe erhaben ſcheinen, nicht weiter anführen, und nur noch bey einigen, wobey ſich etwas erinnern läſst, verweilen.

Zu *Flehen, Bitten, Beten*, würde auch noch *erſuchen, anſuchen* (welche beide jedoch unter einem eignen Artikel vorkommen), *betteln, anſprechen* gehören.

Zu *Fleiſsig* und *Arbeitſam* gehört noch *Betriebſam, Rührig, Aemſig*. Das Wort *Rührig* hat Hr. *E.* zu *Anſtellig, Gelehrig* gezogen; es gehört aber der nähern Verwandtſchaft wegen hieher. Aus *Thätig* und *Betriebſam* hat der Vf. einen beſondern Artikel im *T.* gemacht. Zu *Flieſsen, Strömen, Rinnen*, gehört auch noch *Wogen, Fluthen, Rieſeln*. *Fluchen* ſollte wohl eher mit *Verwünſchen, Vermaledeyen, Verfluchen*, als mit *Schwören* zuſammengeſtellt werden.

Unter *friſch, jung, neu*, iſt zu bemerken, daſs *friſche Häringe* eben ſo gut wie *friſches Fleiſch* den *eingeſalznen* entgegengeſetzt werden; die aber erſt vor Kurzem eingeſalzen worden, heiſsen *neue Häringe*.

Wir fügen noch eine kleine Anzahl von Synonymen aus andern Buchſtaben, die in einer zweyten Ausgabe von dem Vf. noch in Betrachtung gezogen werden könnten, bey. *Berathſchlagen, Beſprechen. — Vergelten* und *Belohnen. — Gedenken, Nachtragen, Aufrücken. — Groll* und *Haſs. — Meynung, Sinn, Gedanke. — Erörterung, Erklärung, Beſchreibung. — Wahrſcheinlich, glaublich. — Ausliefern, übermachen, zuſtellen, einhändigen, übergeben, überliefern, zuſtecken. —* Bey *anfahren* könnte auch noch *anſchnauben, anſchnauzen*; bey *Verkaufen* auch *Vertrödeln*; bey *Verſchwenden* auch *Verſchleudern*; bey *ungewiſs, zweifelhaft, unentſchloſſen* auch noch *unentſchieden* mitgenommen werden. Bey *Spalten, Trennen*, auch *Scheiden* und *Auflöſen*.

Aus dieſem Werke ſind zu gleicher Zeit *zwey* Auszüge erſchienen, welche wir ſofort beurtheilen wollen.

Halle, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Joh. Aug. Eberhard's*, ord. Prof. d. Philoſ. zu Halle u. Mitgl. der Akad. d. W. zu Berlin, *ſynonymiſches Handwörterbuch der deutſchen Sprache*, für alle, die ſich in dieſer Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebſt einer *ausführlichen Anweiſung zum nützlichen Gebrauche deſſelben*. 1802. 459 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Auszug iſt mit eben ſo viel Verſtand als Fleiſs gemacht. Mit Verſtand; denn es iſt gerade das weggelaſſen, was Anfänger und Studirende am erſten entbehren können, als die etymologiſchen Unterſuchungen, die mehreſten Beyſpiele, weil dieſe entweder ein Lehrer, der das Buch beym Unterricht gebraucht, ergänzen, oder der junge Leſer ſelbſt aufzufinden ſtreben kann. Mit Fleiſs; denn Hr. *E.* hat nicht unterlaſſen, hier noch manche Verbeſſerungen und Ergänzungen des gröſsern Werkes einzuſchalten. So finden ſich hier im Buchſtaben F. die Artikel *Falſchheit, Verſtellung* und *Fechten, Streiten, Kämpfen, Rin-*

Ringen, in andern Buchstaben noch ungleich mehrere, nachgetragen. Voran geht eine vortreffliche Anweisung zum Gebrauche dieses Handwörterbuchs, worin Hr. *E.* unter andern zeigt, wie nützlich die Synonymik als ein Theil des Elementarunterrichts zur Bildung des Verstandes, zur Uebung im mündlichen und schriftlichen Vortrage, auch als ein geistreiches Spiel, endlich beym Unterricht der Ausländer in der deutschen Sprache, werden könne. Eine Stelle zeichnen wir aus, weil ihr Inhalt noch immer nicht genug beherzigt wird. „Man pflegte den Elementarunterricht sonst mit dem Studium der Sprachen anzufangen, und das würde nicht unzweckmäßig gewesen seyn, wenn man ihn nicht blos auf die alten Sprachen, mit Ausschliessung der Muttersprache, eingeschränkt hätte. Die neuere Pädagogik fasste die Mangelhaftigkeit dieses Unterrichts von der unrechten Seite auf. Sie glaubte, dass ihre Vorgänger bey dem Studium der Sprachen ihren Schülern nur Wörter beygebracht haben, und sie schlug daher eine Methode vor, nach welcher ihr Verstand mit lauter Realien sollte angefüllt werden. Hiebey beging man einen doppelten Fehler, indem sie auf der einen Seite voraussetzte, dass das Studium der alten Sprachen in einer blossen Erlernung von Wörtern ohne Sachen bestehe, als wenn die Worte einer schönen Rede ein Gewand seyn könnten, worin ein ödes Nichts gekleidet ist, und indem sie auf der andern Seite keine andern Realien kannte, als solche, die den Augen in einem sinnlichen Bilde können dargestellt werden. Diese sind aber gerade der kleinste Theil der allgemein brauchbaren Begriffe, und die, welche von denselben im gemeinen Leben nützlich sind, lernt der Schüler leicht in der ihn umgebenden Natur kennen. Weit schwerer macht er sich deutliche und genaue Begriffe von den Gegenständen der Moral, der Rechtswissenschaft, der Religion und der Kunstphilosophie. Diese sind wahre Realkenntnisse; er kann sie aber nicht anders als mit der Sprache, und in ihrer vollständigsten Bestimmtheit, durch die Synonymik, vermittelst deutlicher und verständlicher Erklärungen kennen lernen."

Die Manier des Vfs. in der Bearbeitung der einzelnen Artikel läßt sich am besten durch Zusammenstellung mit einem andern Auszuge aus seinem grössern Werke kenntlich machen. Es erschien nämlich zu gleicher Zeit mit diesem Handwörterbuche:

Halle, b. Ruff: *Handbuch der allgemeinen deutschen Synonymik.* Bearbeitet nach dem *grössern Werke* des Hn. Prof. *Joh. Aug. Eberhard.* 1802. 392 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Von diesem Handbuche hat sich zwar niemand als Verfasser genannt, doch hat der Verleger die Dedication unterzeichnet, und sich, wie wir vernehmen, als er bey der philosophischen Facultät zu Jena um die Doctorwürde anhielt, um sich dazu zu legitimiren, versichert, dass er nicht blos als Verleger daran Antheil habe. Ohne dieses weiter zu untersuchen, ohne uns um die Ursachen zu bekümmern, die die Erscheinung zweyer Auszüge aus Hn. *Eberhard's* grössern Werke zu gleicher Zeit veranlasst haben mögen, wollen wir beide, wie sie vor uns liegen, gegen einander halten.

Wir wählen dazu vorerst die oben (Nr. 25.) aus dem grössern *Eberhardischen* Werke ausgehobenen Artikel. In Hn. *Eberhard's* Handwörterbuche sind diese also abgekürzt:

Ablassen. Abtreten. Ueberlassen.

Ueberlassen zeigt blos an, dass man nicht hindere, dass ein Anderer eine Sache in Besitz nehme. Daher gehört dazu oft keine besondere Willenserklärung, es ist genug, wenn ein Anderer unsre Sache besitzt, dass wir sie nicht zurückfordern. Zu dem *Abtreten* gehört eine ausdrückliche Erklärung, so wie eine Bestimmung der Person, für die man einer Sache, oder einem Rechte entsagt. *Jakob* II. K. von England *überliess* durch seine Flucht den englischen Thron dem ersten dem besten, der sich desselben bemächtigen wollte. *Viktor Amadeus trat* seine Krone durch eine feyerliche Acte seinem Sohne *ab.* — Das *Ablassen* ist von dem *Abtreten* dadurch verschieden, dass es durch Tausch und Kauf geschieht, da das *Abtreten* auch unentgeldlich geschehen kann. *Ablassen* wird daher auch nur von verkäuflichen Sachen gesagt. Man sagt: die Krone *abtreten*, nicht *ablassen*. Denn eine Krone ist kein verkäufliches Ding.

Ablassen. Unterlassen.

Ablassen bedeutet etwas nicht thun, was man bisher gethan hat; *Unterlassen* enthält diesen letzten Nebenbegriff nicht. — Der Tugendhafte *unterlässt* das Böse; der Lasterhafte *lässt* vom Bösen *ab.*

Ablassen. Einhalten. Aufhören.

Ablassen, ohne weitere Bestimmung, ob man eine Handlung blos unterbricht und nach einiger Zeit wieder fortsetzen will. *Einhalten*, davon ablassen, um sie wieder fortzusetzen. Ich habe mit dem Baue *eingehalten*, den ich hernach wieder fortsetzte; ich habe damit *aufgehört*, wenn ich ihn nicht weiter fortsetze. *Ablassen* und *Aufhören* ist ausserdem noch so verschieden, dass man von etwas abläßt, das noch nicht geendigt ist, dass man aber auch damit *aufhört*, weil es geendigt ist.

Ablassen. Abstehen.

Ablassen bedeutet blos, dass wir die Fortsetzung eines Unternehmens unterlassen; *Abstehen* enthält aber noch den Nebenbegriff, dass wir ein Recht dazu zu haben glauben, daher führt es auch den Begriff einer mehrern Freywilligkeit mit sich. Wenn man bey einem Entwurfe gar zu viele Schwierigkeiten findet, so ist man oft genöthigt, davon *abzulassen*. Wenn unsre Freunde uns zureden, ein Recht nicht weiter zu suchen, so *stehen* wir davon *ab.*

Bey dem ungenannten Vf. des *Ruffischen* Handbuchs lauten diese Artikel so:

Ablassen. Abtreten. Ueberlassen.

Usb. Einer Sache zu Gunsten eines Andern entsagen. V. *Ueberlassen* sagt man, so fern ich blos nicht hindere, dass ein Anderer die Sache in Besitz nimmt. Was ich wegwerfe, überlasse ich dem ersten dem besten. Sofern jemandem eine Sache durch eine ausdrückliche Willenserklärung überlassen wird, wird sie ihm *abgetreten* oder *abgelassen*. Das letzte geschieht immer *entgeldlich*, das erste auch *unentgeldlich* und ist daher edler.

Ab-

Ablaſſen. Unterlaſſen.

Ueb. Etwas nicht thun. V. wer nicht mehr thut, was er bisher gethan hat, der läſst davon ab. Wer überhaupt etwas nicht thut, er mag es bisher gethan haben oder nicht, der unterläſst es.

Ablaſſen. Einhalten. Aufhören.

Ueb. Nicht fortfahren, etwas zu thun. V. *Ablaſſen* ſetzt voraus, daſs die Handlung noch nicht zu Ende ſey, und *Einhalten* überdieſs noch, daſs ſie hernach wieder fortgeſetzt werden ſoll. Wenn ſie nicht wieder angefangen werden ſoll, ſie mag zu Ende ſeyn oder nicht, ſo ſagt man *Aufhören*.

Ablaſſen. Abſtehen.

Ueb. Etwas nicht fortſetzen. V. *Abſtehen* hat den Nebenbegriff, daſs man zu der Fortſetzung ein Recht hätte, und ſie mehr freywillig überlaſſe.

Das *Ruffiſche* Handbuch, wie man ſieht, zeigt immer auch die Uebereinkunft der Synonymen an, die Hr. *Eberhard* in ſeinem eigenen Auszuge wegläſst. Sonſt iſt jenes, im Durchſchnitte genommen, kürzer als dieſer. Hr. *Eberhard* iſt an Erläuterungen und Beyſpielen reicher, und ſein Auszug lieſt ſich daher angenehmer, als der andere. Das *Ruffſche* Handbuch hat eine Anzahl Artikel mehr, die weder im gröſsern noch im kleinern *Eberhardiſchen* Werke ſtehen; als im Buchſtaben *E.* die Artikel *Einbüſſen*, *Einnehmen*, *Emblem*, *Erfechten*, *Erfreuen*, *Erkämpfen*, *Erſtreiten*. Dagegen hat aber auch Hr. *Eberhard* in ſeinem Handwörterbuche manche zugeſetzt, die dem *Ruffſchen* Handbuche abgehen; und wenn wir uns nicht verzählt haben, möchte er 50 bis 80 Artikel mehr in ſeinem eignen Auszuge haben. Im Ganzen alſo wird wohl niemand, der ſich mit *einem* Auszuge begnügen will, anſtehen, den *Eberhardiſchen* vorzuziehen; doch wäre es eben kein läſtiger Ueberfluſs, wenn man ſich auch das Handbuch im Rufffchen Verlage anſchaffte. Wenigſtens kann man dem Vf. deſſelben, ſey er auch wer er wolle, nicht nachſagen, daſs er ein blinder oder nachläſſiger Epitomator geweſen ſey. Vielmehr hat er bey ſeiner Arbeit eignes Nachdenken gezeigt, und zugleich bewieſen, daſs ihm Zweckmäſsigkeit, wonach unberufne Auszugsmacher ſelten fragen, keine gleichgültige Sache ſey.

Der Zuſatz, den der Vf. des Rufffchen Handbuchs in der Vorrede zu der *Eberhardiſchen* Theorie der Synonymik macht, ſcheint uns weder bedeutend, noch einmal richtig zu ſeyn. Daſs ſinnverwandte Wörter auch reciprocable Begriffe bedeuten können, iſt deswegen nicht anzunehmen, weil *ſinnverwandt* nicht eben ſo viel iſt, als *äquipollent*, oder *ganz gleichbedeutend*. Wenn es alſo wahr wäre, daſs alles, was ſich *ausbreitet*, auch ſich *verbreitet*, und umgekehrt, ſo gehörten dieſe Wörter nicht in eine Synonymik. So möchte auch ſchwer ſeyn, zu beweiſen, daſs Ausdrücke conträrer Begriffe, als ſolche, je Synonymen ſeyn können. Das angeführte Beyſpiel *Ecke* und *Winkel* beweiſt nichts. Denn in ſofern dieſe beiden Ausdrücke einander entgegengeſetzt ſind, wie *auswendig* und *inwendig*, ſind ſie auch nicht ſinnverwandt. Man kann ſie nur in ſofern für ſynonym halten, als das Wort *Winkel* im weitern Sinne, den *Winkel* im engern Sinne, oder die innere Neigung zweyer Linien nach einem Punkte, wo ſie zuſammenſtoſsen und die *Ecke*, oder die äuſsere Spitze in ſich begreift, und in dieſer Hinſicht ſind Winkel und Ecke zwar ſinnverwandt, aber auch nicht entgegengeſetzt, ſondern bloſs verſchieden.

Im Betreff der typographiſchen Einrichtung iſt noch anzuführen, daſs, obgleich die Bogenzahl des *Eberhardiſchen* Handwörterbuchs die des *Ruffſchen* Handbuchs nur um fünf Bogen übertrifft, doch, da es nicht in geſpaltnen Columnen, und auſserdem mit lateiniſcher Petitſchrift gedruckt iſt, ſein Ueberſchuſs des Textes viel beträchtlicher iſt, als man nach obiger Differenz der Bogenzahl vermuthen ſollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. Ohne Druckort: *Promemoria den §phum 9. des Reichs-Deputations-Receſſes de dato Regensburg den 22. November 1802 und die darin gedachte Halbinſel Priwall betreffend*, der hochanſehnlichen und erlauchten auſserordentlichen Reichs-Deputation in Regensburg ehrerbietigſt gewidmet von *Michael Gottfried Eckermann*, Beſitzer und Eigenthumer des im Herzogthum Mecklenburg belegenen Lehnguts Johannistorff und der dazu als Pertinenz gehörenden obgenannten Halbinſel Priwall. 1803. 34 S. fol. — Dieſe zu Regensburg vertheilte Schrift iſt durch die, dem Herzoglichen Hauſe Mecklenburg durch den Reichs-Deputations-Receſs für die zwey erbliche Kanonicate am Hochſtift Strasburg zugetheilte Entſchädigung veranlaſst. Das Herzogl. Haus Mecklenburg Schwerin und Güſtrow erhielt unter andern indemnifationsweiſe verſchiedene in Mecklenburg liegende Lübeckſche Dörfer, muſste dagegen aber der Stadt Lübeck das ausſchlieſsliche Eigenthum der in der Trave liegenden Halbinſel Priwall überlaſſen. Der Beſitzer derſelben, Hr. Eckermann, behauptete bey der Uebergabe dieſer Halbinſel an die Reichsſtadt Lübeck, daſs die Veränderung der Landeshoheit auf ſeine, an dieſer Halbinſel ihm zuſtehenden, Privatrechte ohne Einfluſs ſeyn müſſe. Dieſer, an ſich und *in theſi* wohl unbeſtreitbare Satz iſt, da ſeine Anwendbarkeit auf den vorliegenden Fall beſtritten ward, in dieſer Deduction ausgeführt. Dem Statiſtiker iſt die Bemerkung vielleicht nicht unwillkommen, daſs dieſe Halbinſel Priwall zu $\frac{1}{4}$ Hufe und $11\frac{15}{16}$ Scheffel bonitirt iſt, daſs die jährliche ordentliche Steuer für dieſelbe 2 Rthlr. 28 ſsl. $9\frac{42}{80}$ Pfennige beträgt, und daſs ihr Flächeninhalt in 84,518 Q. Ruthen beſteht, worauf 1772 nur 173 Schfl. Getreide ausgeſäet wurden. Die Beurtheilung dieſes öffentlichen Streits liegt auſser der Competenz des Rec.; die Ausführung in dieſer Schrift könnte noch genauer und vollſtändiger ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. März 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, in d. Druck. der deutschen Sprachfreunde: *Pariser Laufbericht.* Weinmonat 1803. oder vom 8. Träubeler *(Vendemiaire)* bis zum 8. Nebeler *(Brumaire)* Jahr 12 des französischen Freythums, 16 Bogen in folio. Preis für Paris der Jahrgang 36 Franken, für alle von Frankreich entfernten *postbefreienden* Länder 45 Franken.

Eine in Paris geschriebene und gedruckte deutsche Zeitung ist, nachdem zwey ähnliche Versuche gescheitert sind, eine merkwürdige Erscheinung. Wenn nun aber diese Zeitung noch überdiess die wichtige Bestimmung hat, zur Verbesserung und Reinigung der Sprache mitzuwirken, wie diess bey der vorliegenden der Fall ist: so dürfen wir zuversichtlich auf den Dank aller Freunde unsrer lieben Muttersprache rechnen, wenn wir ihnen, wäre es auch nur, wie sie vielleicht auch schon aus dem Titel zu schliessen geneigt sind, zu ihrer Belustigung, die Versuche der Herausg. dieser Zeitschrift aus dem einzigen bis jetzt uns zugekommenen Monatshefte derselben umständlich darlegen, da theils die Entfernung, theils der ziemlich hohe Preis derselben sie doch wohl nicht zur Kenntniss des grössern deutschen Publicums werden gelangen lassen. Der Redacteur (der Laufbericht-Abfasser verzeihe uns dieses zwar verständliche aber höchst undeutsche Wort!) dieser Zeitung ist Hr. Dr. *D. A. Saiffert* aus Sachsen, der seit einer langen Reihe von Jahren die Arzneywissenschaft in Paris mit Glück und Ruhm ausübt, und den unsre Leser vielleicht aus *Campe's* interessantem Aufsatze in dem neuen deutschen Merkur zum Theil kennen gelernt haben. Hr. D. *Saiffert* hat den grossen Plan, auch unsere Sprache von ihren Gebrechen zu heilen, und ihr, durch Hinwegräumung aller vom Auslande erborgten Abspannungsursachen, ihre ursprüngliche Kraft und Festigkeit wieder zu geben. Er hat sich zu diesem patriotischen Zwecke mit einigen in Paris lebenden deutschen Gelehrten, unter denen wir besonders einen Hrn. *S. von der Molden* erwähnt finden, vereinigt, und als das beste Verbreitungsmittel für die neue Lehre eine Zeitschrift gewählt, mit welcher wir nun unsere Leser etwas genauer bekannt machen wollen. Das Aeussere derselben ist ganz das der meisten Pariser politischen Blätter: zwey Drittheile jedes Stücks nehmen politische und gelehrte Artikel ein, und das letzte Drittheil, das hier die Ueberschrift: *Beyblättchen* führt, füllen Anekdoten (oder wie Hr. *S.* schreibt *Anecdote*) und andere kleinere Aufsätze aus. Die Lettern, oder wie man deutscher sagen soll, *das Druckgestäbe*, ist nach Hrn. *von der Moldens* Erfindung ganz neu gegossen. Die Buchstaben nähern sich der neuen Ungerschen Schrift, ausser dass das *e*, *k*, *o* und *x* fast ganz lateinische Formen haben; die Cursivschrift ist schräge liegend gedruckt. Das Ganze hat ein fremdartiges Ansehn, und möchte wohl wenig dazu beytragen, die eleganten Franzosen auf dieses *deutsche* Product sehr neugierig zu machen. Noch viel weniger wird aber der Inhalt, weder den Ausländer noch den unbefangenen Deutschen, befriedigen können, ja Rec. darf wohl dreist behaupten, dass unter zehn Lesern, denen dieses Blatt zu Gesichte kommt, kaum einer mehr als eine Numer desselben durchlesen wird. *Sprachreinigung* ist das grosse Ziel dieser Zeitschrift; sie sey daher auch der Gesichtspunkt, aus welchem sie hier vorzüglich betrachtet wird. Rec. glaubt den Dank seiner Leser zu verdienen, wenn er ihnen einen ganz unbefangenen Bericht über den Gewinn abstattet, den unsere Sprache schon allein durch die ersten sechzehn Numern dieses merkwürdigen Laufberichts gemacht hat, ohne den Vorwurf eines *Eselitterischen Wiedergeschreies* zu fürchten, mit welchem Hr. *S.* jeden Widerspruch verpönt. Der Herausg. erklärt sich über seine Absicht selbst in folgender Stelle, welche zugleich als Probe seines Stils gelten mag: „Die Verfolgungen unter der Ro„bespierrischen Thümmelwuth, und diese unter der „Regschaft vier kurzsinniger Streitfechter, haben mir „endlich die von Dir, unsern gemeinen Freunden „und von mir selbst so lange gewünschte Zeit gege„ben, meinen Obachtungen über Suchten ein deut„sches Druckgewand umzuhängen, und in einer dien„lichen Folge mitzutheilen: die Zeit wird lehren, „ob ich den Zweck erreichen werde, welchen ich „Dir so oft vorgestellt habe; genug für mich aber, „dass ich nach meinem Gewissen, einen der gebrech„lichen Menschheit gewidmeten Dienst erfüllen kann. „Du weisst, Freund, wie viel Deutschland seinen „Dichtern Dank zuspricht, unsere reiche Sprache in „ihren Schriften von den Finsterlingen befreit zu ha„ben, welche um-us-a-nerisch und unnöthig von „ihren Vorgängern aus fremden Sprachen über„schleppt wurden und schriftlich eingeschmalgert „blieben. Wann werden die Lehrer der Wissenschaften einen solchen Dank verdienen? Es liegt ja in „ihrer Pflicht, unserer Lehrsprache den Glanz der „Deutlichkeit wieder zu geben, den ihr ein Schwarm „eigennütziger *Lichtstürzer* so lange durch fremden „Schmutz zu rauben sucht; unsere Sprache, Freund, „kann,

Digitized by Google

„kann, sobald wir wollen, alles durch sich selbst be„nennen, und ein Deutscher, der sich fremder Wör„ter und Benennungen bedient, gleicht einem Rei„chen, der sich mit Bettelbrode nährt, und sein wohl„schmeckendes in einen Winkel versch immeln läfst." Von diesem wohlschmeckenden Brote können wir nun unsern Lesern eine sehr freygebige Gabe aus diesen Blättern mittheilen.

Ganz *unverständliche Neuerungen* sind folgende Ausdrücke: *schmalgern*, *gegenfällig*, *rettlich*, *abflaten*, *Trauting*, *Ausfährde*, *mags*, (statt *ungeachtet*, wie man aus dem Zusammenhange erräth), *Wortfläbung*, *Mangsprache*, *unfältig*, *Thaumenge*, *Schlichtfall*, *Vorschwang der Sinne*, *Bewiderungen*, *Abfturb*, *die Gläns*e, ein *jaufes* Glas Wein, *Eindrung*, *Erächtniß*, *Staatsgeschäfterin*, *Erständniß*, *Beydank*, *grundverhältig*. Nicht weniger dunkel oder doch übel gemacht sind: *fieghoffender* Widerstand, *unabhältig*, *Verhang*, *Unternahme*, *Erständniß*, *die Hervorbracht*, *grundverhältig*, *Sprachschlabereyen*, *Wissscheinlichkeit*, *Uebersehenheit*, *der Bewnst*, *Vernunftsausstreckung*, *Lichtgabe*, *Schätzgefühl*, *Hofgeweibe*, *sumpfjäuchig* u. s. w. — Und was sagen unsere Leser zu folgender Sammlung von Uebersetzungen französischer Wörter, die wir der leichten Uebersicht wegen in alphabetischer Ordnung mittheilen: applaudiren, *beklobklatschen*; Anekdote, *Merkgeschichtel*; Aide de Camp, *Feldgehülfe*; Antiken, *Oltdinge*; Audienz, *Gehörgebung*; Artikel, *Angeber*; Abonnent, *Anheischiger*; — Batavisch, *Baudauerisch*; (wobey in einer Note bewiesen wird, dass Holland ehemals *Bad-au* geheissen habe) Brumaire, *Nebeler*; Brochure, *Schriftheft*; Bureau, *Geschäftsstube*; Bordure, *Wirkumlauf*; — Cassation, *Ergiltigung*; Commissaire, *Vorsteher*; Contravention, *Vermeutung*; Criminalgericht, *Thatgericht*; Civilgericht, *Biedergericht*; Catarrhe, *Niederfluß*; Cours, *Börslauf*; Conscribirte, *Dienstfallende*; erster Consul, *Oberregerath*, oder, wie es auch sehr häufig heisst, *Oberregsrath*; Cornette, *Lauschhäubchen*; Canzley, *Schreibestube*; Corrector, *Sezreiniger*; Courier, *Staatsrenner*; Citoyen, *Staatsbürge*. — Deputation, *Sendschaft*; Dedication, *Widmungsschreiben*, datirt, *bezeitnet*; Directeur, *Reger*; Diamanten, *Blitzsteine*. — Entouriren, *umwenden*; Egoist, *Eigenling*; Epoche, *Zeitfrist*. — Franzosen, französisch, *Franzen*, *fränzisch*; Fructidor, *Oebstler*; Floreal, *Blümner*; Frimaire, *Frösstler*. — Grandjuge, *Hokerichter*; Germinal, *Keimer*. — Helvetisch, *Helfeiderisch* (in einer Note lernt man, dass die alten Schweitzer, *Helfeider*, durch einen Eid zum Helfen verbundene, und daher *Helvetii* hiessen); Hospital, *Krankenpflegerei*. — Influenza, *Einfliesserin*; inflammatorische Krankheiten, *Zundkrankheiten*. — Lettern, *Druckgestäb*; Livre, *Münzpfund*; Lazareth, *Kriegskrankenpflegerei*. — Mode, *Schmückseuche*, *Putztracht*; Messidor, *Erndner*; Minister, *Staatsverwalter*; Miasma, *Seuchdunst*, *Luftverdurb*; Monarch, *Reichsherr*. — Negligé, *Lauschtracht*; Nivose, *Schneer*. — Obscurant, *Finsterling*; Organisation, *Staltung*; Objecte, *Beständnisse*; officiel, *regschäftlich*; Oberstlieutenant, *Oberstatthalter*. — Praxis, *Uebschaft*; praktisch, *übschäftlich*; Parade, *Kriegsaufzug*; Pluviose, *Regner*; Prairéal, *Wiesner*; Präfekt, *Kreisverweser*. — Republik, *Freithum*; Regent, *Erbfürst*; Rhevmatismus, *Reißfluß*; Roben, *Ueberschleppen*. — Senatorerie, *Senatsschaft*; Specialgericht, *Schnellgericht*; Substitut, *Nachschalter*; Schaffot, *Strafgerüste*; Souspréfet, *Beiverweser*, Shawl, *Busenmantel*. — Thermidor, *Hitzer*. — Vendemiaire, *Träubler*; Ventose, *Windner*.

Welche reiche Aernte aus einem einzigen Monate dieser merkwürdigen Zeitschrift! Und wie kann Hr. *Saiffert* auf diesem Wege seinen Zweck wohl verfehlen, *unsre Sprache durch die Zeit zur gemeinen europäischen Lehrsprache zu machen?* Bey aller angestrengten Aufmerksamkeit sind aber den Herausgebern noch viele Antipurismen entwischt, als *Blokade*, *Porcelain*, *Specien*, *Manufaktur*, *Myriagramme*, *Territorial*, *Proceß*, *chirographisch*, *Interessen*, *Taxen*, *Credit*, *Archipel*, *Instinct*, *Individuum*, *Cantonnement*, *Director*, und viele andere, die wohl eben so geschmackvoll als die oben angeführten hätten verdeutscht werden können. Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt wohl darin, dass nicht alle Mitarbeiter in der Sprachreinigung schon so weit vorgeschritten sind, als Hr. *D. Saiffert*. Vorzüglich wird die neue Sprache da possierlich, wo von Gegenständen die Rede ist, die wir ganz von dem Auslande erhalten und der Ehre der Verdeutschung vielleicht sogar bis jetzt noch unwürdig gehalten haben, z. B. in einem Modebericht, der folgender Gestalt anhebt: „Die vermögenden, oder „durch Aufborg Vertrauen findenden Frauenzimmer „tragen jetzt zum grosen Anzuge einen Haarbund „von *Oltdingen* (Antiken) zusammengesetzt, und mit„ten darinnen ein *Krauthehtstaltiges* Oberhaargeflechte; „die hinterwärts gewundenen *Haarbeulen* sind völlig „abgesetzt, und der *Wirrbütschel*, den einige unmensch„liche Putzspötter *den Windsturm (coup de vent)* nen„ten, ist fast in gänzlichen Verfall gekommen." Bey dieser Gelegenheit können wir uns nicht versagen, noch eine Probe von der dem Herausg. eigenen Art zu etymologisiren zu geben: „*Baar-houke* ist von den „Franzen in *Peruque* verwandelt worden; diese alt„deutsche, von *Baar* und *Houk* zusammengesetzte Be„nennung, wird in Sachsen noch *Baruke* ausgespro„chen. Die alten Norddeutschen nennen den mensch„lichen Kopf oder das Haupt *tho Behaar* (das Behaar„te). *Behaar* wurde in *Baar* verkürzt, von dieser Be„nennung entspringen *tho Beharko-on*, zusammenge„zogen *Baron*, eine Benennung, die wir jetzt durch „Hauptmann geben, die alte ist ein Geburtstitel ge„worden; der Bart und noch andere entspringen da„her. Die *Huke* vom alten *tho Ho-augg* ist eine, noch „von allen Deutschen bekannte bilderische Benen„nung." — Dass indessen die Herausgeber selbst die Unzweckmäsigkeit ihrer Sprachstürmerey gefühlt haben, erhellet aus folgender *Vorbemerkung* im sechsten Blatte: „Die altdeutschen, der schon gemeinen „Sprache für Fremde bey Seite gesetzten Benennun„gen der Monate, und die neu zusammengesetzten, „um

Digitized by Google

„um der reinen Ausbildung der deutschen Sprache „zu dienen, scheinen verschiedenen deutschen Lesern „sehr mifsfällig zu seyn; fremde Leser und Liebhaber „der deutschen Sprache stellen gerecht vor, dafs diese „Benennungen noch in keinem Wörterbuche befind„lich, und daher schwer von ihnen zu verstehen sind; „verschiedene andre deutsche Leser aber wünschen „und verlangen sie (unmöglich!); in dieser Verle„genheit ist beschlossen worden, dafs die Mitarbeiter „dieser Zeitschrift auf ferner dem gemein geläufigen „Style folgen werden, und sobald es ihnen nöthig „oder dienlich schiene, einige neue Ausdrücke anzu„wenden, sie blofs beschränkt neben den gebräuch„lichen einzurücken. Alle aber in den Wissenschaf„ten von den Beyträgern vorgeschlagenen und schon „mehr oder weniger angewendeten, sollen den Le„sern keine Räthsel bleiben, sondern einen beson„dern Artikel in dem Beiblättchen ausmachen; die „Gesellschaft hofft dadurch das Mifsfallen einerseits, „und dem Wunsche andrerseits Genüge zu leisten und „zu dienen." Ueberhaupt ist es unverkennbar, dafs der Laufbericht sich im Fortschreiten verbessert und an Interesse gewinnt; besonders kann man Hrn. *Saiffert* nicht genug Glück wünschen, dafs er einen D. *Philodor*, der in dem Beyblättchen der sieben ersten Numern die erbärmlichsten und schmutzigsten Beiträge geliefert hat, aus der Zahl der Mitarbeiter entfernt, und den dadurch gewonnenen Raum zur Anzeige der merkwürdigsten Produkte der deutschen, französischen und englischen Literatur gewonnen hat.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Hn. Robert Jameson's mineralogische Reisen durch Schottland u. die Schottischen Inseln.* Aus dem Englischen übersetzt u. von einem Auszuge aus Hn. Bergr. Werner's Geognosie die Lehre von den Gebirgsarten betreffend, als Einleitung begleitet von *Heinr. Wilh. Meuder.* Mit 2 Karten u. 2 Kupfern. 1802. XLVIII u. 256 S. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Das Original erschien im Jahre 1800 zu Edinburg in zwey Bänden unter folgendem Titel: *Outline of the mineralogy of the scotish isles, with mineralogical observations made in different parts of the mainland of Scotland, and dissertations upon peat and Kelp.* Es enthält die Beobachtungen, welche der Vf. zu machen Gelegenheit hatte, ohne allen Prunk von Hypothesen, Episoden, Abentheuern, malerischen Beschreibungen, romantischen Ansichten u. s. w, in der Folge, wie er sie nach und nach in seinem Tagebuche aufgezeichnet hatte, nebst oryktognostischen Beschreibungen von Fossilien in eigenen Kapiteln. Da diese letzteren sich nicht auf neue, vorher unbekannte Fossilien beziehen, so hat sie der Uebersetzer, so wie mehreres, theils unnöthige theils unrichtige, mit Recht weggelassen, wobey denn das Ganze beynahe um die Hälfte abgekürzt und aus den zwey Originalbänden für das deutsche Publicum nur ein Band entstanden ist, womit das Publicum um so mehr zufrieden seyn mag, da der Uebersetzer sich wegen der Berichtigungen mit dem Vf. selbst zu besprechen Gelegenheit fand, und das Weggelassene daher wohl mit des Vfs. Zustimmung ausfiel, so dafs das Ganze als eine zweyte Auflage angesehen werden kann, welche durch Abkürzung gewonnen hat. Der Auszug aus Werners Lehre von den Gebirgsarten war zwar im Originale auch enthalten, hatte aber einige Irrthümer, weshalb ihn der Uebersetzer mit Werners Erlaubnifs nach dessen neuesten Vorträgen umarbeitete. Es wird hier eine dem Glimmerschiefer untergeordnete, oder vielleicht wohl gar für sich zu betrachtende Gebirgsart unter der Benennung *Weifsstein* aufgeführt, die aus einer Art von dichtem Feldspath besteht, dem meistentheils sehr feine zarte Glimmerschüppchen beygemengt sind. In dieser Hauptmasse findet sich der Glimmer zuweilen auch in beträchtlicher Menge. Granaten und zuweilen auch Cyanit sind als Gemengtheile und zwar erstere so häufig und gewöhnlich darin vorhanden, dafs sie wohl als wesentlich betrachtet werden dürften. Im sächsischen Erzgebirge in der Gegend von Rofswein, Waldheim, Haynichen, Chemnitz u. s. w. macht der Weifsstein ein beträchtliches Stück Gebirge, enthält auch zuweilen Serpentinsteinlager. Der Namiesterstein aus Mähren gehört auch hieher. — Uebrigens erwarte man in diesem Werke keine vollkommenen Nachrichten von den mineralogischen Verhältnissen der vom Vf. bereisten Gegenden; denn obgleich derselbe das, was er untersuchen konnte, mit Genauigkeit erforschte, so war doch, seinem eigenen freymüthigen und bescheidenen Geständnisse nach, oft seine Zeit zu beschränkt, oft stellten sich ihm auch andere Hindernisse entgegen, deren es in unbesuchten Inseln für Reisende in dieser Hinsicht genug geben mag. Demungeachtet aber wird das Werk dem Sachverständigen Unterhaltung und Nutzen gewähren, da es manche Beschreibungen bisher in mineralogischer Hinsicht, noch nicht untersuchter Gegenden, und auch manche gute und brauchbare Bemerkungen enthält, vorzüglich aber für unser deutsches Vaterland um so schätzbarer ist, da der Vf. mit den deutschen Arbeiten in der Mineralogie vertraut und daher in seinen Bestimmungen der Fossilien schulgerechter ist, als manche seiner Landsleute, bey denen man oft nicht errathen kann, wovon sie sprechen. Rec. enthält sich aller Auszüge, welche die Natur des Werks ohnehin nicht wohl gestattet.

Nürnberg, b. Felseckers: *Faunae Insectorum germanicae initia*, oder *Deutschlands Insecten*, gesammelt u. herausgegeben von D. *Georg Wolffgang Franz Panzer.* — *Siebenter* Jahrgang. LXXIII — LXXXIV Heft. 1801. Jedes Heft von 24 illum. Kupf. u. 24 Textblättern in 8. in einem besondern Umschlage. (Pr. von jedem Hefte 16 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir den siebenten Jahrgang dieser in und ausser Deutschland geschätzten Insecten-

Digitized by Google

fauna

fauna an. Die Abbildungen erhielten sich in ihrem Werthe, und wir wünschen, dafs die von den Verlegern geführten Klagen über den mindern Absatz von ihnen zurückgenommen seyn mögen. Je weiter das Werk fortrückt, desto brauchbarer wird es jedem Insektenfreunde, um so mehr, da der Herausg. eine kritische Revision der ersten sieben Jahrgänge verspricht. Dieses Versprechen, dessen Erfüllung wir und gewifs das ganze entomologische Publicum mit Verlangen entgegensehen, überhebt uns der Mühe, unsre Anzeige der gegenwärtigen zwölf Hefte auf die einzelnen darin vorkommenden Arten zu erstrecken, da überdiefs mehrere nöthige Erinnerungen schon in bekannten Schriften gemacht sind. Wir begnügen uns, summarisch anzumerken, dafs in diesem Jahrgange 110 Käfer, 107 Piezaten, 20 Antliaten, 4 Unogaten, 1 Synistat, 6 Rhyngoten und 23 Glossaten, nicht wenige darunter nach beyden Geschlechtern vorgestellt sind. Alle sieben Jahrgänge enthalten die Abbildungen von beynahe 2000 Insectenarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, b. Joachims: *Bestimmung der Länge von Leipzig* aus der auf dasiger Sternwarte den 24. Junius 1797 beobachteten Sonnenfinsternifs, von *Christian Friedr. Rüdiger*, Prof. u. astronom. Observator zu Leipzig u. s. w. (Nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen.) 1802. 54 S. 8. (8 gr.) — Der Vf. hatte schon in seinem *Handbuche der rechnenden Astronomie* I. Band eine allgemeine Anleitung zur Berechnung einer Sonnenfinsternifs theils für die Erde überhaupt, theils für einen bestimmten Ort insbesondere gegeben, und dazu die Sonnenfinsternifs vom 24. Jun. 1797 als Beyspiel gewählt. Da es ihm nachher glückte, eben diese Erscheinung zu Leipzig zu beobachten, so benutzte er sie, um daraus die geographische Länge von Leipzig zu bestimmen. Er giebt zu dem Ende in gegenwärtiger Schrift eine allgemeine Anweisung, wie eine *beobachtete* Sonnenfinsternifs zu berechnen (im Handbuche I. B. war von Vorausbestimmung einer erst *zukünftigen* Finsternifs die Rede), oder wie daraus die Länge eines Orts durch Rechnung herzuleiten ist, mit fortlaufenden unmittelbaren Anwendungen auf die schon gedachte Finsternifs im J. 1797. — Unter den aus Sonnen- und Mondstafeln vorangeschickten Rechnungselementen findet sich auch die stündliche Bewegung des Monds in der Länge, welche der Vf. für den Anfang und das Ende der Finsternifs als gleich grofs voraussetzt; hier hätte wohl auch auf die Veränderung dieser Gröfse von einer Stunde zur andern Rücksicht genommen werden können, da dieser Umstand die Conjunctionszeit leicht um ein Paar Secunden ändert. Zur Verbesserung der Pollhöhe durch den Winkel, welchen die Verticallinie mit dem Halbmesser der Erde macht, theilt der Vf. die gewöhnlichen Formeln mit, sammt einer berechneten Tafel dieser Verbesserung für das Axenverhältnifs 299 : 300. Die Parallaxen sucht er durch die Methode des Neunzigsten, und braucht für Längenparallaxe scheinbare Breite des Monds und scheinbaren Halbmesser desselben die bequemen einerley Nenner gebenden Formeln von *Bohnenberger*. Die Halbmesser der Sonne und des Monds vermindert er, wegen Irradiation und Inflexion, um 6″, 5; führt aber auch die Rechnung ohne diese Verminderung. Für die Verbesserungen der Summe der Halbmesser, der Mondsbreite und Aequatorialparallaxe werden die Coëfficienten bestimmt, bey wirklicher Anwendung dieser Correctionsgleichungen aber auf die genauere Bestimmung der Conjunctionszeit geht der Vf. auf folgende Art zu Werke: er nimmt das arithmetische Mittel aus dem, was ihm die Berechnung des Anfangs und des Endes der Finsternifs für die wahre Zusammenkunft gab, und combinirt damit das arithmetische Mittel zwischen den Coefficienten für den Anfang und für das Ende der Finsternifs. Diese Methode kann aber nicht in jedem Falle hinreichend sichere Resultate geben, da die Coëfficienten zwischen dem Anfang und Ende nicht immer nach einer regelmäfsigen Progression sich verändern, und da überhaupt das Mittel der Correctionsgleichungen für den Anfang und das Ende sich keineswegs nach dem Mittel der Zeitmomente richtet, welche man für die Conjunction aus beiden Phasen findet, wie sich leicht einsehen läfst, wenn man eine bestimmte Gröfse für die Correction der Breite, der Halbmesser u. dgl. voraussetzt. Nachdem der Vf. die Zusammenkunft für Leipzig aus der dortigen Beobachtung berechnet hatte, so hätte von ihm, um einen Schlufs auf die Länge von Leipzig machen zu können, eigentlich noch eine andere oder mehrere andere correspondirende Beobachtungen von Orten, die der Länge nach schon bekannt sind, mit ebendenselben Elementen, die er für Leipzig gebraucht hatte, berechnet werden sollen; es fehlte auch wirklich nicht an auswärtigen, zu diesem Zwecke brauchbaren Beobachtungen. Statt dessen verglich der Vf. seine Conjunctionszeit für Leipzig blofs mit *Triesnecker's* Berechnungen dieser Finsternifs für andere Orte. Allein, da bey *Triesnecker* zum Theil andere Elemente zum Grunde liegen, z. B. bey der Abplattung der Summe der Halbmesser, und besonders bey der Mondsparallaxe, die er um 10 Sec. zu vermindern pflegt: so war es nicht rathsam, so geradehin eine Vergleichung zwischen beiden sehr verschiedenartigen Rechnungen anzustellen, und durch diese Vergleichung die Länge von Leipzig zu bestimmen. Der Vf. glaubt zwar am Ende mit *Tr.* sehr genau übereinzustimmen, indem er auf die oben angezeigte Art etwas willkührlich das Mittel aus der Conjunction für Anfang und Ende nimmt. Allein, genauer betrachtet, ist die Verschiedenheit zwischen beiden Rechnungen nicht ganz unbeträchtlich, da *Triesnecker* die Conjunction zu Leipzig, ohne die Correctionsgleichungen, aus dem Anfange 5 St. 17′ 8″, 3 aus dem Ende 5 St. 17′ 16″, 0 findet; unser Vf. berechnet dagegen aus dem Anfange die Conjunction um zwey Secunden früher, aus dem Ende (der vorzüglichern und wichtigern Beobachtung) um achtzehn Sec. früher. Wendet man die von *Tr.* bestimmte Correction der Breite des Monds — 11″, 2 an: so fiele nach unserm Vf. die Zusammenkunft in Leipzig aus dem Ende ebenfalls um 18 Sec. früher, als nach *Tr.* Zuletzt bestimmt der Vf. theils aus dieser Sonnenfinsternifs, theils aus sechs von ihm sonst beobachteten und durch andere Astronomen berechneten Sternbedeckungen, die Länge von Leipzig 40′ 6″ 4 in Zeit östlicher als Paris; *Triesnecker* in den Wiener Ephemeriden 1802 setzt im Mittel aus seinen Berechnungen 40′ 9″, 0. — Der Vf. hat diese Schrift, die als Muster einer ausführlich dargestellten Längenberechnung aus Sonnenfinsternissen immer ihren Werth behält, noch mit einigen nützlichen Zugaben begleitet; er giebt noch andere, als die vorhin gebrauchten Formeln, um die Parallaxen theils mit, theils ohne Beyhülfe des Neunzigsten nach *Cagnoli's* und *Bohnenberger's* Methode zu berechnen; noch folgt eine neue Methode zur Berechnung des Neunzigsten und der scheinbaren Abstände der Mittelpunkte. Der Anhang enthält eine Leipziger Beobachtung der Bedeckung von Alcyone in den Plejaden am 24. Jul. 1802, sammt den gemessenen Sonnenhöhen, woraus die Zeit jener Beobachtung bestimmt wird.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Donnerstags, den 22. März 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, im Verlag der Waisenhaus Buchh.: *Briefe an christliche Religionslehrer*, von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Consistorialrath u. Prof. d. Theologie. *Erster* Theil, welcher die *erste* und *zweyte* Sammlung enthält. 476 S. ohne Vorrede und zwey Dedicationen. *Zweyter* Theil, welcher die *dritte* Samml. enthält. 354 S. ohne die Dedication. *Zweyte* verbesserte und verm. Auflage. 1803. 8. (2 Rthlr.)

Ebendas. in dems. Verlage: *Grundriß der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zur Führung des christlichen Predigtamtes.* Ein Leitfaden akademischer Vorlesungen. Von D. *Aug. Herm. Niemeyer.* 1803. 191 S. 8. (14 gr.)

Die *Briefe* N. 1. sind bey ihrer ersten Erscheinung umständlich angezeigt, und mit dem warmen Interesse empfohlen worden, das sie dem Rec. eingeflößt hatten (A. L. Z. 1798. N. 69. 70. u. 1799. N. 247). Die neue Auflage zeigt, dass sie viel gelesen worden sind. Es ist daher nicht nöthig, das Publicum wiederholt mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen. Sie wurden von dem würdigen Vf. als eine Art von Commentar zu seinem *Handbuche für christliche Religionslehrer*, zu welchem man den *Grundriß* N. 2. als eine Einleitung betrachten kann, ausgearbeitet. Sein Hauptzweck war, Interesse für religiöse und moralische Wahrheit und Interesse für ein Amt zu erwecken, das in unserm Zeitalter mehr als je mit Hindernissen aller Art zu kämpfen hat. Rec. zweifelt nicht, dass der Vf. hier und da seinen Zweck erreicht, und wo auch nicht gegen die Gewalt des Zeitgeistes das Ansehn des Predigerstandes gehoben, doch viele Mitglieder desselben beruhigt, und von mancherley Verirrungen zurückgebracht oder davor bewahrt haben werde. — Es war keinesweges zu erwarten, dass ein Mann, wie Hr. *N.*, seit der ersten Ausgabe dieser Briefe seine Ansichten und Ueberzeugungen von den hier behandelten Gegenständen würde geändert haben. Die Verbesserungen dieser Auflage können folglich keine Umarbeitung des Ganzen oder grosser Theile seyn, sondern nur Berücksichtigungen mancher in Recensionen gemachten Gegenerinnerungen und kleinere Correcturen, welche aus einer sorgfältigen Revision des Ganzen hervorgegangen sind. Gern würde der Vf. nach S. VII. der Vorrede sich über einige Abhandlungen in dem *Flattschen Magazin für christl. Dogmatik und Moral*, welche gegen diese Briefe gerichtet sind, ausführlich erklärt haben, wenn ihm dieses nicht zu einer für diese Schrift unverhältnissmäßigen Weitläuftigkeit geführt hätte. Er verspricht Th. I. S. 118. eine ausführliche Beantwortung dessen insbesondere, was Hr. *Lang* gegen seine Scheidungsprincipien des Allgemeingültigen von dem Temporellen und Localen in der christlichen Religionsurkunde erinnert hat. Rec. ist noch immer überzeugt, dass keine festen Scheidungsprincipien aufgestellt werden können, wenn man nicht die bey seiner Beurtheilung der ersten Auflage angezeigten Untersuchungen vorangehen läßt, und dabey ganz unbefangen und ohne Furcht vor dem Resultate handelt. In diese Untersuchungen kann man aber nicht, dessen bescheidet sich Rec. sehr gern, in einem Werke, wie diese Briefsammlung ist, eingehen; das hiesse gegen alle Lehrweisheit verstossen. — Die Erweiterung dieser neuen Ausgabe — welche nach dem Wunsche der Verlagshandlung auf zwey Volumina und einen wohlfeilern Preis gebracht ist — besteht in einer schätzbaren Zugabe von drey Briefen zum zweyten Theile. Die Nachricht von *Klopstocks* Tode veranlasst den Vf. in den beiden ersten Briefen zu einigen Bemerkungen über den grossen religiösen und sittlichen Werth der Messiade, und zur Mittheilung eines sehr wohl motivirten Urtheils darüber, das ein Rec. bey Erscheinung der neuen Ausgabe abgegeben hat (A. L. Z. 1801. N. 94). Wenn durch dieses die Ursachen sehr einleuchtend werden, warum die Messiade vormals einen so grossen Enthusiasmus hervorbrachte, und jetzt so wenige Leser findet, so zeigt nun Hr. *N.* weiterhin, von welchen Seiten die Lectüre dieses grossen Gedichts noch jetzt sehr wünschenswerth ist — wie tief nämlich der Dichter in den Geist des Christenthums eingedrungen, was für ein Reichthum grosser und würdig ausgesprochner Gedanken über die vier Hauptwahrheiten aller Religion und Philosophie und über das *Reinmenschliche* in Christo bey ihm zu finden, und was für ein Gewinn für den Prediger aus der Sprache des Gedichts zu erhalten ist. Bey Gelegenheit geschieht des vortrefflichen *Schiller*schen Liedes: *die drey letzten Worte des Glaubens*, Erwähnung, und Hr. *N.* fügt das vierte Wort in einer sehr gelungenen Strophe hinzu. Wir glauben unsern Lesern durch die Mittheilung derselben einen Gefallen zu thun:

Und Leben bleibt und Unsterblichkeit
Ob auch, was Staub ist, vermodert,
Die Asche verglimm' in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket und liebet und forschet und spürt,
Der *Gott* in dem Menschen nicht untergeht.

Die Tendenz beider Briefe geht dahin, die Nothwendigkeit fühlbarer zu machen, mehr auf Erweckung der erkalteten religiösen Gefühle hinzuarbeiten, und nicht durch einseitige Verstandescultur Herz und Phantasie ganz unbeschäftigt zu lassen. Wie sehr wir uns bey den besten Absichten in diesem Stücke verirrt haben, zeigt einerseits die gesunkne öffentliche Gottesverehrung, und andrerseits — da sich das Bedürfniss einer Religion für Phantasie und Herz nicht ganz abweisen läfst, das höchst gefährliche Abspringen auf das Mystische in dem Katholicismus und Ethnicismus. — Der letzte der zugegebenen Briefe ist die Erfüllung eines Wunsches, den Rec. bey der Anzeige der *dritten* Sammlung erster Ausgabe äuserte. Hr. *N.* zeigt sehr genugthuend, dafs eine *bessere Liturgie allein* der öffentlichen Gottesverehrung nicht mehr Theilnehmer verschaffen würde, so wenig als die schlechten Liturgieen die Hauptursache von dem Wegbleiben aus den christlichen Zusammenkünften gewesen wären. Als *eines* der Hülfsmittel, wodurch die erstorbene Religiösität einigermafsen wieder belebt werden könne, wird Hr. *N.* mit Rec. sehr gern zweckmäfsige, d. h. auf Zeit, Personen und Umstände berechnete Liturgieen gewifs gelten lassen. Davon unten noch ein paar Worte. Nur dafs man mit Hn. *Muiock* nicht zu viel, am wenigsten von Vorschlägen erwarte, welche nur nach der Bekanntschaft mit einem kleinen Kreis von Menschen gemacht sind.

Der *Grundriß* N. 2. ist ein Leitfaden zu akademischen Vorlesungen, wie schon der Titel besagt. Das *Handbuch* desselben Vfs. *für christliche Religionslehrer*, wovon der *erste* Theil eine *vollständige Uebersicht der populären und praktischen Theologie*, der *zweyte*, die *Homiletik*, *Pastoralwissenschaft* und *Liturgik* enthält, war besonders seit der vierten Ausgabe immer mehr ein Buch zum Privatgebrauch, als ein Leitfaden für den akademischen Unterricht geworden. Eben dieses war der Fall mit des Vfs. *Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts* gewesen. Wie daher derselbe bereits für das pädagogische Collegium einen *Leitfaden der Pädagogik und Didaktik* herausgegeben hat: so läfst er hier einen Grundrifs für das *homiletische und Pastoralcollegium* folgen, in welchem er überall auf die ausführlichen Behandlungen der Gegenstände in seinen zu diesem Zwecke herausgegebenen Schriften verweiset. — So kann dieser Grundrifs auch für Prediger, die sich auf der Universität vernachlässigt haben, ein Mittel werden, sich erst auf dem Felde der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zu orientiren, sodann aber durch die Lectüre der nachgewiesenen Schriften des Vfs. zur genauern Kenntnifs der einzelnen Partien fortzugehen. Für Studirende, welche sich dem Berufe eines öffentlichen Religionslehrers oder dem Berufe eines Jugendlehrers und Erziehers widmen, giebt der Vf. überhaupt den Rath: dann, wann sie eine Zeitlang die theologischen Hauptstudien mit Eifer getrieben haben, zuerst die theoretischen Collegien über die *Pastoralwissenschaften* und über die *Pädagogik* zu hören; hernach aber an den praktischen, homiletisch-katechetisch-pädagogischen Uebungen unausgesetzt Theil zu nehmen, worin viele Materien mehr durchgearbeitet und ins Feine geführt werden können. Ein Rath, der sich gewifs jedem als sehr heilsam bewähren wird. Eine allgemeine Uebersicht der Wissenschaft, die jemand treiben will; der Haupttheile, in welche sie zerfällt, und dessen, was durch sie geleistet werden soll, mufs durchaus vorangehen, ehe man seinen Fleifs auf einzelne Zweige derselben richtet und dahin einschlagende praktische Uebungen vornimmt; sonst entsteht ein einseitiges Wissen voll nachtheiliger Lücken, und oft eine sehr fehlerhafte Praxis. — Als unmittelbare Vorbereitungswissenschaften zur Führung des christlichen Predigtamtes nennt der Vf. folgende vier: 1) Methodik des populären und praktischen Religionsunterrichtes, 2) Homiletik und Katechetik, 3) Pastoralwissenschaft, 4) Liturgik. Es würde überflüssig seyn, mit der Anzeige des Grundrisses dieser vier Wissenschaften ins Einzelne zu gehen, da derselbe nur ein kurzer Inbegriff der vielgelesenen Werke des Vfs. ist, und man bey ihm eine natürliche, lichtvolle Ordnung, Bestimmtheit der Begriffe und sichre Scheidung des Wesentlichen von dem Aufserwesentlichen, des Wichtigen von dem Unwichtigen voraussetzen kann. Rec. erlaubt sich daher nur ein paar Bemerkungen, welche sich ihm bey dem aufmerksamen Durchlesen dieses Grundrisses dargeboten haben. Hr. *N.* will nach §. 112. der Methodik des pop. und pr. Religionsunterrichtes von diesem alle feinere Untersuchungen über die *moralische Natur des Menschen*, insonderheit die Lehre von der *Freyheit des Willens*, und die Aufzählung der Zweifel an der Realität moralischer Begriffe, als ob sie Erzeugnisse der Erziehung u. s. w. wären, ausgeschlossen wissen. Darin kann ihm Rec. keinesweges beystimmen. Er ist vielmehr überzeugt, dafs man auch den gemeinsten Menschen zum lebendigsten Glauben an moralische Freyheit zu bringen und es ihm so deutlich als möglich zu machen suchen müsse, was man darunter verstehe; so auch, dafs man es schwerlich vermeiden könne, manche Zweifel an der Realität moralischer Begriffe zu berühren, ja sie ausführlich darzustellen und zu widerlegen, weil sie selbst unter den niedrigsten Volksclassen gefunden werden, und von ihnen z. B. manche sittliche Handlungen, frommer Aberglaube, manche Aeufserungen sittlicher Grundsätze, Schulfüchsereyen genannt werden. Es ist eines der gewöhnlichsten Vorurtheile gemeiner Leute: Wir sind nun einmal *so*; man kann sich nicht anders machen, als man ist. Auch scheint sich der Vf. selbst nicht ganz treu zu bleiben; denn wo er von der Behandlung historischer Materien redet, will er §. 146, dafs der Lehrer bey geschichtlichen Begebenheiten auf *den Menschen* theils unter gewissen unabänderlichen Gesetzen der Nothwendigkeit, theils als auf ein *freyes* Wesen, das jener Gewalt moralische Kräfte entgegensetzt, hinweisen soll. — Da in der Methodik des popul. und praktischen Rel. Unterrichts bereits von dem Stoffe der Predigten und Katechisationen geredet ist, und da die Homiletik als ein Theil der Rhetorik, und die religiös-

giös-moral. Katechetik als ein Theil der Katechetik im weitern Sinne oder der Exotematik angesehen wird; so schränkt sich das, was in des Vfs. Grundriss der Homiletik und Katechetik vorkömmt, auf das ein, was aus der eigenthümlichen Bestimmung geistlicher Amtsreden und Katechisationen unmittelbar hervorgeht, und daher die allgemeinen rhetorischen und katechetischen Gesetze modificirt. Dadurch scheint er aber doch, zumal da viele das Studium der allgemeinen Rhetorik ganz vernachlässigen, allzu kurz geworden zu seyn. Noch mehr aber vermisst Rec. besondere Regeln für die einzelnen Arten von Amtsreden bey Trauungen, Taufen und der Abendmahlsfeyer u. s. w. Mögen die Regeln in Rücksicht auf die Form solcher Reden auf der Willkühr der Homileten beruhen (§. 66.), gewiss nicht in Rücksicht auf den Stoff und die Behandlung desselben. Diese kleinern Reden verdienen gegenwärtig eine ganz besondere Aufmerksamkeit, da sie oft in Familien gehalten werden, die sonst gar nichts mehr über religiös-moralische Materien hören und lesen. Wird für die rechte Beschaffenheit solcher Reden gesorgt, so können sie eines der wenigen Hülfsmittel werden, den erkalteten Sinn für Religion einigermaßen wieder zu beleben, und fromme Gefühle zu erwecken. Uebrigens hat auch dieses Werk beygetragen, die wohlgegründete Achtung des Rec. gegen den Vf. zu erhalten und zu beleben.

Jena, b. Frommann: *Magazin für Prediger.* Herausgegeben von D. *Josias Friedrich Christian Löffler.* *Ersten* Bandes *erstes* Stück. Mit dem Bildnisse des Hn. Pr. u. OCR. *Teller* in Berlin. 1803. 312 S. 8. (18 gr.)

So vornehm auch manche blos dogmatische, oder historische Theologen auf den zunehmenden, wenigstens äussern Reichthum unserer homiletischen Literatur herabsehen mögen: so lässt sich das Bedürfniss eines neuen und brauchbaren homiletischen Magazins doch keinen Augenblick bezweifeln, sobald man von der einen Seite die unläugbar weitere Ausbildung der Moral und Glaubenslehre, von der andern die immer neue Anwendung in Erwägung ziehen will, die der Prediger von diesem Zuwachse seiner Einsichten auf die individuellen Bedürfnisse der Zeit und des Ortes zu machen hat. Es bleibt daher ein angenehmes Ereigniss für die praktische Theologie, dass sich der Fortsetzung des *Tellerischen* Magazins ein Gelehrter unterzogen hat, dessen hellere theologische Einsichen und rühmliche Predigertalente dem Publikum schon aus vielen Proben bekannt sind, und von dem man nicht befürchten darf, dass er dem bessern Genius der Zeit, der sich ohnehin nicht unter die Launen *eines* Mannes beugen wird, durch blosse Declamationen und hohle Apologieen dogmatischer Vorurtheile entgegenwirken möge. Wenn daher der verdienstvolle Herausg. in der Folge immer mehr darauf denken wird, die in diesem Magazine vorkommenden Abhandlungen und Recensionen nach einem gewissen Plane zu entwerfen; der sinkenden Beredtsamkeit durch einzelne Muster im Geiste und in der Manier eines *Reinhard* und *Marezoll* zu Hülfe zu kommen; bey den zu liefernden Entwürfen aber immer zuerst auf Wahrheit und logische Ordnung der Ideen zu sehen: so wird es dieser Zeitschrift gewiss nicht an Beyfall und Theilnahme fehlen, wenn auch einzelne Freunde und Bekannte darüber klagen sollten, dass ihre Beyträge nicht schnell genug aufgenommen und verbreitet werden. Nach einem kurzen Vorberichte *an die Prediger Deutschlands* (S. 1—16.), von dem wir herzlich wünschen, dass er seine Adresse nicht verfehlen möge, untersucht der Herausg. in einer eigenen *Abhandlung* die Frage: *Kann dem christlichen Prediger des neunzehnten Jahrhunderts die philosophische Gelehrsamkeit, oder das Studium der Philosophie, erlassen werden?* Man durfte es von Hn. *L.* erwarten, dass er die Verbindung beider dringend empfehlen, und sich den Verirrungen künftiger Prediger nachdrücklich widersetzen werde, die nach der bequemen Uebersicht irgend eines transcendentalen oder transscendirenden Systems der Metaphysik allen Mühseligkeiten des exegetischen Studiums ausweichen zu können glauben; und man wird diese Erwartung auf eine angenehme Weise übertroffen sehen, wenn man liest (S. 22 ff.), dass gerade die Vertheidiger einer unmittelbaren Offenbarung die Hülfe der Philosophie am wenigsten entbehren können, wenn sie die Resultate ihrer grammatischen Exegese als göttliche Wahrheit aufzustellen wagen. Da inzwischen das reinere Evangelium lange vor der Abfassung unserer christlichen Urkunden vorhanden (Joh. 17, 8.) und zweyen Gemeinden bekannt war; da ferner *Paulus* so bestimmt lehrt, dass er sich um das Ansehen der übrigen Apostel nicht bekümmere (Gal. 2, 6. vrgl. V. 9.), weil die Religion Jesu von Buchstaben und Schriften gar nicht abhängig sey (2 Kor. 3, 6.): so wäre es von der einen Seite keinesweges überflüssig gewesen, wenn der Vf. darüber einige Winke hätte fallen lassen wollen, in welches Verhältniss das exegetische Studium zur systematischen Theologie und Moral des neunzehnten Jahrhunderts unfehlbar treten werde; von der andern Seite hingegen brachte es die Natur des abzuhandelnden Gegenstandes mit sich, zu zeigen, wie durch Interpretation, dann durch Vergleichung und Verallgemeinerung der neutestamentlichen Religionsbegriffe eine Annäherung und Verbindung derselben mit Vernunftideen nicht nur möglich, sondern auch, bey den gehörigen kritisch-philosophischen Kenntnissen, leicht und natürlich sey. Da der Vf. alle diese Punkte nicht berührt hat: so kann es an Stoff zu einer weitern Fortsetzung dieser Abhandlung keinesweges fehlen. Nach einigen Recensionen (S. 32—64.), die wir nicht wieder zu recensiren gedenken, folgt ein schöner Predigtentwurf des Herausg. über den Satz, *dass man besonders in Sachen der Religion keine Verbesserung übereilen dürfe* (S. 67.), der mit einem andern aus derselben Feder über *die Unrichtigkeit und Schädlichkeit der Meynung, dass Gott die*

die Menſchen nicht ſowohl nach ihrem Verdienſte, als nach Willkühr belohne (S. 126 ff.), unter die vorzüglichſten Arbeiten dieſes Heftes zu rechnen iſt. Nach ihnen würden wir beſonders die *Tiſcher*ſchen (S. 109 ff.) auszeichnen, ob uns ſchon die Aehnlichkeit der Dispoſition *über die Furchtſamkeit des Laſters* (S. 119 ff.) mit einer *Reinhard*ſchen (*Predigtauszüge* v. J. 1795. S. 4 f.) nicht entgangen iſt. Bey den Entwürfen von *Troſchel* (S. 76 ff.), die zuweilen unwillkührlich an die *Marezoll*ſchen Predigten erinnern, gelang es dem Rec. nicht immer, den logiſchen Zuſammenhang zu finden; auch ſcheinen ſeine Hauptſätze nicht die gehörige Einheit des Gedankens zu haben, welche die Homiletik fordert; z. B. *von allgemeinen und beſondern Geboten Gottes* (S. 160 ff.). Den *Gebhard*ſchen Dispoſitionen (S. 91 ff.) fehlt es an einzelnen guten und hellen Ideen nicht; aber die Hauptſätze ſind nicht gut gewählt, die Ausführung iſt zu weitſchweifig, und das Streben nach Neuheit und Originalität führt den Vf. oft zu Unrichtigkeiten und Paradoxieen. So gehört gleich der erſte, auf *achtzehn* enggedruckten Seiten mitgetheilte *Entwurf* einer Predigt über das Thema: *Wie ſich der Religionslehrer zu verhalten habe, wenn er fürchten muß, durch ſeine Lehre Anſtoß zu verurſachen* (S. 92.)? nicht auf die Kanzel, ſondern in die Paſtoral. Nach der Partition des Vfs. kann aber der Religionslehrer Anſtoſs finden, wenn ſeine Lehre I. *falſch*, II. *nachtheilig für die Tugend*, III. *nachtheilig für die Gemüthsruhe* ſcheint. Wir wollen nicht unterſuchen, ob ſich, ſelbſt von einem gebildeten Publikum, ein wahres Intereſſe von der Beantwortung dieſer Fragen erwarten laſſe; aber ſo viel iſt einleuchtend, daſs der zweyte und dritte Theil des Vortrags ſchon unter dem erſten enthalten iſt, weil eine *falſche* Religionslehre nothwendig auch der Tugend und Gemüthsruhe nachtheilig ſeyn wird. Man kann z. B. nicht mit dem Vf. behaupten (S. 105.), daſs „Gott gleichſam die perſönliche, die wirkliche *Tugend*, das perſönliche *Gewiſſen* auſser dem Menſchen ſey, der höchſte Freund der Tugend, *der ihr ihre Gebühr giebt*," ohne die Heiligkeit Gottes und ſeine freye Güte und Liebe in einem falſchen Lichte zu erblicken, und dadurch auf Vorſtellungen und Begriffe zu kommen, die dem Willen eine falſche Richtung geben, und zuletzt auch unſerer Zuverſicht und Gemüthsruhe Eintrag thun. Verbindet man mit dieſem Entwurfe noch eine andere Dispoſition des Hn. *G.* zu einer Leichenpredigt (S. 223.) über den Hauptſatz: *Der Tugendhafte* I. *wird hier nicht belohnt; ja ich ſetze* II. *hinzu und werde beweiſen, daſs er hier nicht belohnt werden kann;* ſo dürfte unſer Urtheil über die vorliegenden Arbeiten dieſes ſonſt ſchätzbaren Gelehrten keiner weitern Beſtätigung bedürfen. Nach einigen guten und auf die Bedürfniſſe minder gebildeter Gemeinen berechneten Entwürfen von *Härter*, *Treumann* und *Piſchon*, liefern die Hrn. *Dolz* und *Gebhard* drey ſchöne Katechеſen; es folgen zwey Kirchengebete von *Löffler* und *Hufnagel*, ein durch nichts ausgezeichnetes Trauungsformular von *Rein*, und eine beyfallswerthe Predigt des Hn. Paſtor *Kleinſchmidt* zu Altena *über die durch den chriſtlichen Lehrſtand zu bewirkende Veredlung des Menſchengeſchlechts im angetretenen Jahrhundert.* Zum Beſchluſs die von *Teller* aus den Acten gezogene Entſcheidung der Frage: *ob bey dem Uebergange eines jüdiſchen Ehepaares zum Chriſtenthume der Mann allein getauft werden kann, wenn die Frau mit der Vollendung ihres Entſchluſſes zögert?* Man ſieht hieraus ſchon, wie viel dieſes Magazin verſpricht, da es bey einem unläugbaren Zuſatze von Mittelgut doch ſo manche Erwartungen befriedigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Manheim*, b. Schwan u. Götz: *Predigten* von *Johann Philipp Le Pique* (Senior des Sapienzcollegii zu Heidelberg und berufener Prediger der deutſch-reformirten Gemeinde zu Erlangen). 1803. 84 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. dieſer Predigten verräth ſehr ſchätzbare exegetiſche Kenntniſſe und nicht gemeine Anlagen zu einem guten Prediger. Daſs er jene beſitze, zeigt er bey den Erläuterungen ſeiner nicht leichten Texte, und daſs ihm dieſe nicht mangeln, ſieht man aus ſo manchen Stellen ſeiner Schrift, wo er aus dem Herzen zum Herzen ſpricht, und die vorgetragenen Lehren praktiſch zu machen ſucht. Zuweilen hat ihn aber das an ſich lobenswerthe Beſtreben, ſeinen Text recht gründlich zu erklären, zu weit geführt. Mit ermüdender Genauigkeit zergliedert und zerlegt er jeden darin enthaltenen Begriff, auch wenn er davon keine, oder doch nur eine ſehr entfernte Anwendung auf das moraliſche Verhalten ſeiner Zuhörer machen konnte, und er veranlaſst ſo eine gewiſſe Trokkenheit in ſeinen Vorträgen, welche dem Intereſſe des Zuhörers und der Nutzbarkeit des Redners gleich hinderlich werden muſs. In der dritten Predigt über *Epheſ.* 2, 19—22. zeigt ſich dieſer Erfolg am deutlichſten. Der Vf. ſucht den Text auf das anſchaulichſte zu erklären und denkt um deswillen auf einen Gegenſatz der „*Behauſung Gottes im Geiſte*", den er denn auch im — *weltlichen Regimente* findet. Nun ſpricht er über die letzten Abſichten der Staaten zwar viel Gutes und Wahres; aber nur im Allgemeinen nichts, was in dieſen Vortrag und überhaupt auf die Kanzel gehörte. — Bey einem ſo denkenden Manne, wie der Vf. zu ſeyn ſcheint, wird es genug ſeyn, darauf hingedeutet zu haben, um ihn zu veranlaſſen, dieſen Fehler zu vermeiden. Auch wird er in der Folge bey mehrerer Uebung das Bedürfniſs einer Gemeinde mehr ins Auge faſſen und es nicht aus dem Auge verlieren; ſich dann aber auch einer mehr gereinigten Sprache befleiſsigen. Sätze, wie folgende: „Unſer Glaube ruht auf Liebe; beide durchdringen ſich wechſelsweiſe; *keins* kann beſtehen ohne das andere. Glauben ohne Liebe iſt Lüge; Liebe ohne *Glaube*(n) iſt ſich *ſelber* ein Räthſel" klingen bedeutungsvoll, aber ſie ſind unverſtändlich. *Federkraft des Getriebes unſeres Weſens*, *Halbheit*, *Selbſtheit* und andere ähnliche Ausdrücke wird kein guter Kanzelredner ſich erlauben; ſie ſind nicht nur incorrect, ſondern eben ſo wenig zuläſſig auf der Kanzel, als *Lückenbüſser*, *feilſchen*, *erraffen* u. dgl. m.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. März 1804.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LINZ u. WIEN, b. Feichtinger und in Comm. b. v. Mösle: *Theologische Moral in einer wissenschaftlichen Darstellung.* Von *Joseph Geishüttner*, ordentl. öffentl. Lehrer der Moral und Pastoral an dem k. k. Lyzeum zu Linz. gr. 8. 1802. *Erster* Theil. 251 S. *Zweyter* Th. 388 S. *Dritter* Th. 77 S.

Die Hauptabsicht des Vfs. geht dahin, zu zeigen, dafs die geoffenbarte christliche Moral sich aufs innigste an Geist und Herz der Menschen anschliefse, und den höchsten Bedürfnissen der Menschheit auf eine solche Art abhelfe, dafs wir nichts besseres zu wünschen haben, als was bereits in ihr niedergelegt ist, und dafs das vornehmste Geschäft und die höchste Ehre der philosophirenden Vernunft darin bestehe, ihre durch die Offenbarung erhaltene Erleuchtung zur Verherrlichung ihrer göttlichen Führerin anzuwenden. Das ganze Werk ist daher reichlich mit Philosophie ausgestattet; in Ansehung der christlichen schränkt sich der Vf. fast blofs auf die *heil. Schrift* selbst ein, und beruft sich nur selten auf die Tradition, wiewohl er dieser allerdings ein besonderes hohes Ansehen zugesteht. Sonst enthält er sich der Anführung alter und neuer moralischer Schriftsteller.

In der *Einleitung* redet der Vf. nicht nur von der Sittenlehre überhaupt, sondern liefert auch zugleich kurze Theorieen des Erkenntnifs-, Begehrungs- und Gefühlsvermögens, des natürlichen Charakters und Temperaments. Die Moral selbst zerfällt 1) in die *allgemeine*, 2) in die *besondere*, 3) in die *Asketik*.

Die *Moralphilosophie* des Vfs. wird sich durch folgende Züge hinlänglich charakterisiren. Dem ganzen Systeme der theologischen Moral ist Philosophie zum Grunde gelegt. Aus ihr sind auch die Abtheilungen und Gegenstände der Untersuchung, jedoch mit Einschaltung dessen, was die christliche Moral insbesondere sagt, hergenommen. In das Gebiet der *allgemeinen Moral* glaubte der Vf. folgendes ziehen zu müssen: I. *Allgemeine Grundbegriffe der Sittenlehre: Oberster Erkenntnifsgrund* derselben — *Freyheit* und *Wille* — *Verhältnifs* der *Moral* und *Gotteslehre* — *Moralische Reflexionen* über die *christliche Offenbarung* — *Erkenntnifsquellen* der *christlichen Moral.* — II. *Allgemeine Anwendung jener Grundbegriffe:* Von der Beziehung der *freyen Handlungen* und *Gesetze* — von *Pflicht* und *Recht* — vom *Gewissen* — von der *Zurechnung* — von der *Tugend* — von der *Sünde* — von der *moralischen Vergeltung* — von der *moralischen Beschaffenheit des Menschen* — von der *moralischen Besserung.* Die *besondere Moral* glaubte er nach ihren Hauptgliedern so abtheilen zu müssen: I. *Von den formalen Pflichten gegen Gott* oder *Darstellung des tugendhaften Willens nach seinem Zwecke* oder in der *Gesinnung.* 1) *Glauben* oder Darstellung der gläubigen Gesinnung. 2) *Hoffnung* oder Darstellung der hoffenden *Gesinnung.* 3) *Liebe* oder Darstellung der Gottliebenden Gesinnung. II. Von den *realen Pflichten gegen Gott* oder von der *Darstellung des tugendhaften Willens in der Ausführung seiner Gesinnung* oder *im Werke.* 1) Von der *sittlichen Selbstliebe*, unter welche alle Selbstpflichten gebracht worden; 2) von der *sittlichen Nächstenliebe*, unter welche alle Pflichten gegen andere gebracht worden. In der *Asketik* endlich wird im *ersten* Hauptstücke gehandelt *von den Tugendmitteln mit unmittelbarer Hinsicht auf die Beförderung der Gottseligkeit bey einzelnen Menschen*, im *zweyten* aber *von den Mitteln zur Tugend und Frömmigkeit unter den Menschen, in so fern sie in eine Tugendgesellschaft* oder *Kirche vereiniget sind.* Diese Mittel zerfallen wieder 1) in solche, welche von *Jesu als göttlichem Kirchenstifter selbst herrühren*, 2) in solche, deren *Anordnung Jesus seiner Kirche überlassen hat.* Die philosophisch-moralischen Grundsätze des Vfs. selbst, welche übrigens schon zum Theil aus diesem Abrisse hervorleuchten, müssen jetzt genauer dargestellt werden, wobey wir uns jedoch blofs auf das Wesentliche und Unterscheidende einschränken müssen. I. S. 54. Der oberste Grundsatz der Moral würde in seiner höchsten Allgemeinheit so lauten: *Folge dem moralischen Gesetze oder dem sittlichen Triebe in dir.* Der sittliche Trieb geht aus der Selbstthätigkeit hervor; diese kann unmöglich einen Trieb zu ihrer eigenen Beschränkung hervorbringen, sie fordert vielmehr die Befreyung von den durch die Natur ihr gesetzten Schranken. Das moralische Gesetz fordert also freye Selbst- oder Vernunftthätigkeit. In dieser Hinsicht wird der oberste Grundsatz so ausgedrückt werden müssen: *Erhebe dich zur freyen oder unbeschränkten Selbstthätigkeit.* Nun ist aber die Selbstthätigkeit in mir und jedem redlichen Vernunftwesen beschränkt und mufs ewig beschränkt bleiben. Kraft dieser nothwendigen Beschränkung ist es unmöglich, zur freyen aber unbeschränkten Selbstthätigkeit zu gelangen. Diese Unmöglichkeit mit jener absoluten Forderung des sittlichen Gesetzes verbunden, giebt den Begriff einer unaufhörlichen Annäherung, und der Ausdruck des sittlichen Gesetzes ist daher so zu fassen: *Nähere dich der freyen oder unbeschränkten Selbstthätigkeit in unaufhörlichen Fortschritten an.* Wenn ich thätig seyn soll, so mufs ich etwas haben, woran ich meine Thätigkeit äufsere, was ich behandeln kann, einen Gegenstand, eine Wirkungssphäre;

diese ist mir durch den mit dem moralischen untrennbar verbundenen Naturtrieb gegeben und in der Sinnenwelt angewiesen; diese ist der Schauplatz einer moralischen Thätigkeit. In Beziehung auf diesen nothwendigen Wirkungskreis lautet der oberste Grundsatz der wissenschaftlichen Moral so: „*Behandle die Natur ausser und in dir auf eine solche Art, dass daran deine Annäherung an die freye und unbeschränkte Selbstthätigkeit sichtbar werde.*" Von den *Kantischen* Formeln glaubt er, dass sie nicht sowohl den höchsten Grundsatz der Moral, als eine nothwendige Folge desselben ausdrücken. S. 55 f. Das Vermögen der Selbstthätigkeit nennt er die *Willkühr*, und den Zustand, in welchen man sich versetzt, wenn man das moralische Gesetz zur Richtschnur nimmt, die *Freyheit*. S. 59 — 61. Das *Gewissen* erklärt er überhaupt als Bewusstseyn der Pflicht, und betrachtet es theils als *Erkenntniss*, theils als *Empfindung* oder *Wahrnehmung*. In so fern es Erkenntniss ist, nimmt er ein richtiges, unrichtiges und zweifelhaftes Gewissen an. In der zweyten Rücksicht aber sagt er: „die im Gewissen enthaltene Pflichtvorstellung wirkt auf die Empfindung, und man wird dadurch den Zusammenhang der erkannten Pflicht mit dem sittlichen Triebe und Gefühle gewahr. Da der sittliche Trieb auf das Absolute gerichtet ist, so ist in dieser Wahrnehmung absolute und unbedingte Wahrheit. Da ferner diese Wahrnehmung nicht Erkenntniss, sondern Empfindung ist, so ist sie *irrthumlos*, und das Gewissen, als Empfindung betrachtet, ist jederzeit *unfehlbar*. S. 147. Die Frage von der natürlichen moralischen Beschaffenheit des Menschen kann dem Vf. zufolge nur aus der Erfahrung beantwortet werden, welche darauf leitet, dass ein freywilliger Hang zum Bösen in ihm sey, und dass es von Anbeginn an so gewesen sey. S. 224 ff. Die Eintheilung der Pflichten in Pflichten gegen uns selbst, gegen Gott und gegen andere Menschen verwirft der Vf. deswegen, weil bey allen möglichen Pflichten die *Gesinnung auf Gott*, die *Handlung auf die Menschen*, entweder auf den Handelnden, oder auf andere gehe. Da aber die Gesinnung den *Geist der Tugend* ausmache, so müsse die Tugendlehre *alle Pflichten als Pflichten gegen Gott* vorstellen und andere denselben nicht entgegensetzen, und folglich die auf einen solchen Gegensatz gegründete Eintheilung der ganzen speciellen Sittenlehre nicht entgegensetzen. II. S. 2. Eben diess aber, dass bey der Ausübung aller Pflichten die Gesinnung auf Gott gerichtet seyn müsse, hat der Vf. nicht nur nirgends in seinem Werke bewiesen, sondern es dünkt uns auch im Widerspruche mit seinem obersten Grundsatze der Moral zu stehen: denn zur freyen, unbeschränkten Selbstthätigkeit gehört auch das, dass ich das Sittengesetz selbst aus meiner Vernunft producire und es schon als Gebot derselben beobachte. Ueberhaupt ist es ein Mangel dieser Moral, dass sich der Vf. nirgends besonders und ausdrücklich über die Triebfedern der Sittlichkeit erklärt. Eben so ist es inconsequent, dunkel und unbefriedigend, wenn der Vf. alle Selbstpflichten auf Selbstliebe baut, und sich über diese folgendermassen vernehmen lässt: „Die Selbstliebe überhaupt ist das Wohlgefallen, und Streben nach Selbstthätigkeit in der eigenen Person. Da die Selbstthätigkeit theils die moralische oder freye, theils die natürliche oder sinnliche ist, so wird darnach auch die Selbstliebe abgetheilt. In der Tugendlehre ist die Rede von sittlicher Selbstliebe, die in dem Wohlgefallen, und Streben nach freyer oder vernünftiger Selbstthätigkeit an der eigenen Person besteht. Diese ist über die natürliche Selbstliebe so weit erhaben, als es die Vernunft über die Natur, das Uebersinnliche über das Sinnliche ist." II, S. 115. Eben so ist auch kein Grund einzusehen und auch vom Vf. nicht angegeben, warum er alle Pflichten gegen den Nächsten unter den Begriff der *Liebe* bringt: weil viele Nächstenpflichten nicht zu diesem Begriffe passen. In einem Systeme der freyen vernünftigen Selbstthätigkeit sollte überhaupt die *Liebe* keine so wichtige Rolle spielen.

Wie bringt aber der Vf. *seine Philosophie* mit dem *Christenthum* und besonders mit dem *moralischen* in *Harmonie?* Er sucht zuerst, ungefähr wie einst *Fichte*, dessen Philosophie überhaupt grossen Einfluss auf diese Moral gehabt hat, unerachtet er aus leicht begreiflichen Gründen nicht genannt wird, zu zeigen, dass die Sittenlehre selbst zum Glauben an die physische und moralische Möglichkeit einer Offenbarung leite, und auch den Glauben an die Wirklichkeit einer gegebenen Offenbarung begründe. Darauf macht er moralische Reflexionen über das Christenthum, um darzuthun, dass es wirklich eine Offenbarung Gottes enthalte I., 71 ff. Für den *obersten Grundsatz* der christlichen Moral erklärt er den Willen Gottes, für ihr Grundgesetz Liebe Gottes und des Nächsten 92 f. ohne jedoch die Uebereinstimmung dieser Dinge mit seinen obersten philosophischen Principien darzuthun. Er nimmt *göttlich positive Gesetze* auch im Christenthum an. Die *positiven Gesetze überhaupt* unterscheidet er auf folgende Art von den *natürlichen:* Wenn der Mensch das Gesetz unmittelbar auf die Handlungen anwendet, und beide in ihrer wechselseitigen Beziehung unmittelbar erkennt, so entsteht für ihn ein natürliches Gesetz; wenn er aber diese Beziehung mittelbar, d. i. vermittelst *einer schon gemachten, ihm vorgelegten Anwendung* erkennt, so entsteht ein positives Gesetz. In dem Begriffe eines positiven Gesetzes liegt also die Vorstellung eines *Obern*, der das Gesetz giebt, und eines *Untergebenen*, dem es gegeben wird. Da ferner das positive Gesetz eine mittelbare Anwendung des Gesetzes auf Handlungen ist, welche nothwendig eine unmittelbare voraussetzt, und durch dieselbe erst möglich wird; so *liegt auch jedem positiven Gesetze ein natürliches zum Grunde, wovon das positive nichts als eine weitere Anwendung ist, welche der Obere für seine Untergebenen macht.* Wenn von *positivgöttlichen* Gesetzen die Rede ist, so wird Gott dabey *nicht als innerer Gesetzgeber durch das Gewissen*, sondern als ein solcher, *der sich äusserlich in einer unmittelbaren Offenbarung ankündigt*, betrachtet. Diese Gesetze können entweder Rechts- oder Tugend-

gendgesetze seyn; jene beziehen sich auf eine *theokratische Staats-Verfassung*, und fanden sich nur in jener alten provisorischen Anstalt, welche die Gottheit machte, um das *jüdische Volk* vermittelst einer rechtlichen Ordnung zur moralischen zu führen. Im N. Bunde hingegen hörten sie auf, und es blieben nur die moralischen Gesetze übrig, welche zur Vollkommenheit gebracht wurden. Sie beziehen sich alle unmittelbar oder mittelbar auf die Tugend, und sind *nichts als weitere Anwendungen des in das Herz der Menschen geschriebenen sittlichen Gesetzes.* S. 114 ff. Aus der Voraussetzung eines natürlichen überwiegenden Hangs zum Bösen bey dem Menschen findet der Vf. einen neuen Weg zu einer höhern Offenbarung und namentlich zur christlichen. Er findet, dass wenn der von Natur böse Mensch seine moralische Bestimmung doch erreichen soll, er 1) *eine übernatürliche Offenbarung* bedürfe, weil ihn der Hang zum Bösen von der Aufmerksamkeit aufs Uebersinnliche abziehe, welche nur durch Wunder zu denselben kräftig hingezogen werden könne, 2) *ein Beyspiel einer völlig reinen Gesinnung in der Menschheit*, wodurch er zum Guten ermuntert und gestärkt werden müsse, 3) eine *übersinnliche Hülfe Gottes zum Guten.* Der Wille des Menschen, in sofern er von Natur böse ist, ist unvermögend, sich zum Guten zu erheben. Diesem Unvermögen kann nur durch den unendlich guten Willen Gottes abgeholfen werden, welcher durch seinen Einfluss die Freyheit des Menschen nicht aufhebt, sondern sie ihm erst schenkt. Dazu kommt 4) das Bedürfniss einer *Erlösung von der Schuld und Strafe der Sünde.* Wenn auch der Mensch gut geworden ist, so hat er doch den freywilligen Hang zum Bösen einst gehabt und mit demselben angefangen, und diese Schuld liegt auch jetzt noch auf ihm. Dazu kommt, dass der Mensch nie von der Sünde vollkommen rein wird. Nur durch einen vollkommnen reinen Willen d. i. durch den heiligen Willen der Gottheit in Verbindung mit der menschlichen Natur, oder durch einen Menschen mit einem göttlichen Willen, kann der Mensch von der Schuld befreyt oder *gerechtfertigt* und von der Strafe losgesprochen werden, oder eine *Genugthuung* für ihn geschehen. Darin besteht die *Erlösung.* Diese vier Bedürfnisse befriedigt die christl. Offenbahrung und schliesst sich eben dadurch aufs innigste an die menschliche Natur an. Wir finden selbst in diesen Raisonnements viel Wahrheit, müssen aber doch erinnern, dass das Annehmen einer übernatürlichen, wundervollen Offenbarung weder durch die vom Vf. angeführten Argumente hinlänglich begründet ist, noch sich auch zu dem obersten Moralprincip, von welchem er ausgeht, schickt, und dass die Behauptungen des Vfs. der *Kritik aller Offenbarungen* mit den Grundsätzen seiner *Wissenschaftslehre* in mancher Rücksicht im Widerspruche stehen, also in so fern durch die *Fichte*'sche Philosophie wieder aufgehoben sind. Die Art und Weise aber, wie der Vf. das Bedürfniss und die Wirklichkeit einer Erlösung deducirt, steht in einem offenbaren Widerspruche mit den Grundsätzen, welche er selbst anderswo in diesem Werke über Verdienst und Zurechnung aufstellt.

Noch besondere Aufmerksamkeit verdient die Art und Weise, wie der Vf. *gewisse einzelne Lehren der Schrift* und der *Tradition* darstellt und beurtheilt. „Es giebt eine doppelte Erkenntnissquelle der christlichen Sittenlehre, sagt der Vf. I, 101 f., nämlich die h. Schrift und die *mündliche Ueberlieferung*, welche letztere aber das *Daseyn* und den *Umfang* der erstern bestimmen muss. — Bey der Bestimmung des positiven Sinns und Inhalts der Schrift kommt es auch auf die allgemeine, auf ununterbrochene Tradition gegründete Kirchenlehre an." Dieses Ansehn sucht der Vf. folgendermafsen zu begründen: „Wenn jemand zur Bezeichnung seiner Begriffe sich ursprünglich articulirter Töne bedient, so sind diese die unmittelbaren Zeichen seiner Gedanken. Diese Tonzeichen können nun allerdings wieder durch andere, nämlich durch Schriftcharaktere ausgedrückt werden, aber diese Schriftzeichen stellen doch nicht unmittelbar die Begriffe dar, sondern sie beziehen sich auf dieselbe vermittelst der unmittelbaren Tonzeichen, welche also durch die Schrift nicht entbehrlich gemacht, sondern nur fixirt worden. Die h. Schrift setzt also, wenn sie von der Nachwelt verstanden werden soll, nothwendig die ununterbrochen mitlaufende mündliche Tradition voraus, auch wenn diese letztere ganz in jener aufgezeichnet wäre, welches aber nicht nur unerweislich, sondern offenbar falsch ist. Da sich nun alles, was die christliche Offenbarung enthält, auf den Tugendzweck bezieht, so folgt unläugbar, dass die mündliche Ueberlieferung der christlichen Lehre dem christlichen Moralisten eben sowie dem Dogmatiker unentbehrlich sey." S. 103 f. Die Verwirrung und das Inconsequente in dieser Schlussfolge wird Rec. dem Leser nicht erst ins Licht zu setzen brauchen. Er schreibt allerdings der Tradition auch Ansehen in der Bestimmung dessen, was Lehre Jesu sey, zu; allein wie kann man sich hier auf das Verhältniss der Begriffe, Ton- und Schriftzeichen berufen? Alles kommt auf die historische und kritische Untersuchung an, ob wirklich eine solche sichere Tradition vorhanden sey. Jetzt von einzelnen Lehren. Ungeachtet seiner sonst reinen und strengen Begriffe von Sittlichkeit, Sünde und Schuld nimmt der Vf. doch eine *Erbsünde* an, und sucht sie durch Vernunft, Schrift und Kirchenlehre zu bestätigen. „So weit unser Selbstbewusstseyn zurückgeht, so weit geht auch das Bewusstseyn unsers freywilligen Hangs zum Bösen, welcher die *Ursünde* ist. Wir fangen also vom Bösen an, und da wir uns keiner Zeit bewusst sind, in welcher wir diesen freywilligen Hang nicht gehabt hätten, so müssen wir die *Einwilligung* in selben vor allem Bewusstseyn setzen und sie bis auf *den Ursprung unserer sinnlichen Natur zurückführen;* Die Urfünde heisst deswegen eine *angeborne Sünde*, *weil mit dem der Natur anklebenden Hange zur Sinnlichkeit der Wille immer in Verbindung stand.* Nach der h. Schrift ging die Sünde durch den ersten Menschen in die Welt ein und *pflanzte sich von ihm auf*

auf das nachfolgende Geschlecht durch Natur und Willen fort. Den Hang zur Sinnlichkeit haben wir in die Natur, den Grund der Einstimmung in selben haben wir in den Willen *vor aller That vom Adam aufgenommen.* Es ist daher im *strengsten Sinne wahr*, dass die Sünde Adams *nicht nur der Strafe nach* auf uns gekommen sey, sondern dass wir sie *auch als Schuld* auf uns haben. Denn das *förmliche Wesen der Sünde* macht der böse Wille aus: *dieser aber ist seinem Grunde nach (secundum originem) ein und derselbe zu aller Zeit, in allen Menschen:* nur die bestimmten wirklichen Aeusserungen desselben (*peccata actualia*) sind verschieden; deswegen lehrt auch die katholische Kirche, dass die Sünde Adams *als Urstinde*, als ein der dem Gesetze widerstrebenden Sinnlichkeit ergebener Wille vom Ursprunge unserer Existenz an auf solche Art in uns wohne, *dass sie allen und einem jeden insbesondere eigen* sey. Concil. Trid. Sess. 5. ganz der Vorstellung Pauli gemäss Röm. 5, 12." I. 226 f. 229. Unter die Anstalten, welche Jesus selbst in seiner Kirche zur Beförderung der Tugend und Frömmigkeit eingeführt hat, rechnet der Vf. auch die *Firmung*, die *Krankensalbung*, den *Ablass*, ohne sich eben darum zu bekümmern, gründlich darzuthun, dass Jesus wirklich diese Anstalten eingeführt habe. Bey dem Ablasse sagt er, das *Befugniß* dazu liege in der, der *Kirche von Christo verliehenen Vollmacht*, das *ganze* Bussweseu zu leiten. In der Bestimmung des Begriffs des Ablasses geht er einen Mittelweg zwischen den zwey Hauptmeinungen seiner Kirche. Er nimmt an, der Ablass sey allerdings die Nachlassung der *göttlichen* Strafen der Sünde, jedoch nur so weit, als *diese* von der *Bestimmung der Kirche* abhängen, folglich nicht aller göttlichen Strafen; übrigens sey diese Nachlassung auch vor Gott gültig. Die Abendmalslehre stellt er als Transsubstantionslehre vor, und bestimmt unter Voraussetzung derselben die Pflichten der Communicirenden. Zu den Tugendmitteln, deren Anordnung Jesus seiner Kirche überlassen hat, rechnet der Vf. die Feier der Sonn- und Festtage, die jährliche Beichte, die Ostercommunion, das Fastengebot, feierliche Bittgänge und Processionen, das Brevier, das Cölibat der Geistlichen.

Ungeachtet wir uns genöthigt sahen, verschiedene Erinnerungen wider diese theologische Moral zu machen, so müssen wir doch gestehen, dass wir mit wahrem Vergnügen in dem Vf. derselben einen einsichtsvollen, erfahrnen und wohlmeinenden Sittenlehrer kennen gelernt haben, und dass in diesem Werke besonders gewisse Materien z. B. die von der Collision der Pflichten, von der Nothlüge und von der Restitution, vorzüglich bearbeitet sind.

JUGENDSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Sonderbare Naturerscheinungen*, zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend. Nebst einem naturhistorischen Räthselbuche. Von *Andreas Stolka*. *Erster* Theil. 1803. 351 S. 8. Mit 1 Kpf. (1 Rthlr.)

Der Vf. bringt in diesem Theile die Merkwürdigkeiten des Thierreichs unter folgende Rubriken: I. Sonderbarkeiten in Ansehung der Zeichnung und Farbe. II. In Ansehung der Gestalt und Bildung des thierischen Körpers. III. In Ansehung der Bedekkung des thierischen Körpers. IV. In Ansehung des Wachsthums, der Grösse, Schwere und Reproduktionskraft. V. Alter, Lebensdauer und Tod. VI. Körperliche Stärke. VII. Sinne. VIII. Stimmen. Jeder dieser Hauptabschnitte ist wieder in kleinere abgetheilt, z. B. der erste: 1) wunderbare Zeichnungen, 2) sonderbare Farben, 3) durchsichtige 4) leuchtende Thiere. Logisch richtig ist freylich wohl die Anordnung der Hauptrubriken nicht; aber bey einem Buche dieser Art darf man es auch so genau damit nicht nehmen. Uebrigens kann Rec. versichern, dass dieses Buch nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen eine angenehme Unterhaltung gewährt. Das Titelkupfer ist eine Abbildung des Schnabelthiers.

Das Räthselbuch hat folgenden besondern Titel: *Räthselbuch zu den sonderbaren Naturerscheinungen, theils zum Leitfaden für den Lehrer, vorzüglich aber zur Uebung und Unterhaltung für die Jugend.* 64 S. Es dient sehr bequem zur Wiederholung dessen, was in jenem Buche erzählend vorgetragen ist.

EISENACH, b. Wittekindt: *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte.* Von *A. F. Höpfner*, Rector in Greussen. *Zweytes* Bändchen. 1803. 348 S. 8. (18 gr.)

Was wir im Allgemeinen über das *erste* Bändchen (s. A. L. Z. N. 359. Jahrg. 1802.) geurtheilt haben, das gilt auch von diesem *zweyten.* Es ist Mittelgut, wovon sich nicht viel sagen lässt. Wie kleinere Fische dadurch, dass sie sich in grossen Schaaren beysammen aufhalten, gegen die Angriffe ihrer Feinde gesichert seyn sollen (S. 339.), kann man nicht wohl begreifen. Sie werden sich doch nicht gemeinschaftlich zur Wehre setzen? — Folgende Probe, die nicht gesucht ist, wird das gefällte Urtheil bestätigen:

W. Ich kenne nicht leicht ein ärmeres (?) Thier, als einen Schmetterling; wenn er sein Geschlecht fortgepflanzt hat, so stirbt er, und sein Leben dauert nur wenige Tage.

K. Ich weiss ein Thier, das nur wenige Stunden lebt.

W. Was wäre denn das für eins?

K. Das Uferaas.

W. Lieber Vater, ist das wahr?

V. Ja, es heisst auch deswegen die Eintagsfliege, oder die Ephemere.

Digitized by Google

Num. 91.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. März 1804.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Gesetze und Handlungen der einzelnen Europäischen Mächte über Handel, Schifffahrt und Assecuranzen seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts.* Mit einigen erläuternden Anmerkungen vom Hofrath *G. F. von Martens.* *Erster* Theil. *Frankreich.* 1802. XIV u. 656 S. gr. 8.

Auch unter dem französischen Titel:

Loix et Ordonnances des diverses puissances Européennes, concernant le commerce, la navigation et les Assurances depuis le milieu du 17ième Siecle. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die vorliegende Sammlung scheint uns vollkommen geeignet zu seyn zur Erreichung ihres doppelten Zwecks, der Erleichterung des Studiums des Handelsrechts und der neuern Handelsgeschichte der grösern europäischen Staaten. Zwar macht der Herausg. auf Vollständigkeit selbst nicht Anspruch, und konnte es auch nicht nach der Natur eines Handbuchs: indess scheint er uns in Rücksicht auf die Auswahl im Ganzen die billigen Erwartungen des sachkundigen Publikums befriedigt zu haben, zumal wenn man dabey in Erwägung zieht, dass er von den neueren Urkunden, welche den Handel und die Schifffahrt der Auswärtigen betreffen, diejenigen mit Recht ausliess, auf welche zwar sein *Cours diplomatique* in den ersten Abschnitten eines jeden Staats sich bezieht, welche sich aber schon in seinen übrigen Sammlungen befanden, die er in dieser Hinsicht mit der Zeit als ein Ganzes betrachten zu können wünschte. Es würde indess zweckmäfsig gewesen seyn, wenn er sowohl in dem Text an den gehörigen Stellen, als auch in dem angehängten chronologischen Verzeichnisse, die Rubrik dieser ausgelassenen Urkunden angezeigt hätte, da eine solche Uebersicht in Rücksicht auf Vollständigkeit allerdings ihren Werth hat.

Auch sind wir mit dem Herausg. nicht einig über den Zeitpunkt, von welchem die Sammlung hätte beginnen sollen. Er fängt sie von der Mitte des 17ten Jahrhunderts an; uns scheint es aber zweckmäfsiger, bis auf den Anfang des 16ten hinauf zu gehen. Damals bekanntlich gab die Schifffahrt nach beiden Indien dem Handel einen ganz neuen Schwung, und erschuf zum zweytenmal einen wichtigen Zweig desselben, den Coloniehandel. Es ist daher in mehr als einer Rücksicht interessant, die Gesetze zu kennen, die in einem so entscheidenden Zeitpunkt gegeben wurden. Sie sind Grundlage und Vorbereitung zu allen spätern; auch gelten sie gröfstentheils noch jetzt. Der Herausg. hat sich zwar vorbehalten, auch einzelne ältere Gesetze aufzunehmen, wenigstens in Auszügen; aber dies würde zu jenem Zwecke nicht hinreichen. Wir können daher nicht anders, als wünschen, dass er bey den folgenden Staaten, insonderheit bey Spanien, Portugal, den Niederlanden und England höher hinauf gehen möge. Dass die Sammlung durch diese Erweiterung um so viel Bände werde stärker werden, als der Herausg. zu fürchten scheint, sollten wir kaum glauben.

Eher würden wir rathen, zur Ersparung des Raums die Uebersetzungen wegzulassen, die der Herausg. in den folgenden Bänden beyfügen will. Wer ein Werk dieser Art benutzt, ist der Ursprachen der Handelsgesetze gewöhnlich mächtig, es müsste denn die Russische und die mit dieser verwandten Spracheh seyn, deren Unbekanntheit in dem gröfsten Theil des übrigen Europa aber auch die Regierungen selbst gewöhnlich veranlasst, deutsche authentische Uebersetzungen zugleich bekannt machen zu lassen. Nur etwa solche Ausdrücke, die eine genauere Bekanntschaft mit der Specialgeschichte der Länder, besonders der älteren, so wie mit Sitten und Einrichtungen vorausetzen, die unsern Zeitgenossen schon mehr oder weniger fremd geworden sind, möchten in kurzen Anmerkungen unter dem Text zu erläutern seyn.

Dass der Herausg. die Gesetze unter jedem Staat nach Verschiedenheit der Materien geordnet hat, finden wir ganz angemessen, zumal da das angehängte chronologische Register zugleich jedem die Uebersicht nach der Zeitfolge leicht gewährt.

Den Anfang macht *Frankreich*, um eban der Ordnung zu folgen, die in dem *Guide diplomatique* angenommen ist. Der Herausg. bringt die Gesetze unter folgende Rubriken: 1) Hauptverordnungen um die Handelsschifffahrt der Eingebornen in Frankreich empor zu bringen und sie vor der der Ausländer zu begünstigen; 2) Zollverordnungen von 1664 — 1667; 3) Verordn. über Freyhäfen und *droit d'entrepot*; 4) Verbot für Unterthanen, sich in der Fremde nieder zu lassen und Fremden Schiffe zu bauen; 5) *Code marchand* von 1673, und 6) *Ordonnance de la marine* von 1681, die beiden, gröfstentheils noch jetzt geltenden Hauptgesetze aus dem Zeitpunkt, wo sich der ausländische Handel Frankreichs zuerst sehr hob; 7) Verordn. über das Strandrecht; 8) über Assecuranzen; 9) über den Levantischen Handel; 10) den nordischen Handel; 11) über den Coloniehandel nach Asien, Afrika und Amerika; 12) Zünfte; Handelsfreyheit, 13) Waaren, Geld und Wechselmäckler; 14)

14) Bank; 15) Wechselrecht; 16) Moratorien; Fallissemente; 17) Handelsgerichtsbarkeit und Proceſs in Handels- und Seesachen; 18) Zollwesen seit der Revolution. Man sieht leicht, dass es hier auf eine eigentliche systematische Ordnung nicht abgesehen war und auch nicht ankommt; wir wollen daher nur beyläufig bemerken, dass es, ohne deswegen in eine zu künstliche Eintheilung zu fallen, doch zur Uebersicht bequemer scheint, eine eigene Rubrik von allgemeinen Gesetzen und Verordnungen zu machen, unter welchen z. B. Nr. 5. und 6. vorzüglich gehörten, und diesen die speciellen über einzelne Gegenstände folgen zu lassen.

Angehängt ist der Entwurf zu einem *neuen Handelscodex*, eine der ersten Bemühungen der consulatischen Regierung, welcher bereits am 5. Dec. 1801 vollendet und allen Handelsgerichten und Handelscollegien zur Mittheilung ihrer Bemerkungen an den Justizminister und den Minister des Innern, innerhalb zweyer Monate, zugesandt ward, nachher aber liegen blieb. So interessant dieser Aufsatz an sich ist, so finden wir doch die Mittheilung desselben in einer Sammlung von wirklich erlassenen Gesetzen nicht zweckmäsig.

Uebrigens hat der Herausg. den einzelnen Abtheilungen kurze Einleitungen vorgesetzt, in welchen nützliche Verbindungspunkte für die Handelsgeschichte angegeben werden; auch sind hie und da in Anmerkungen unter dem Text schickliche Erläuterungen beygebracht.

Der *zweyte* Band soll Spanien und Portugal enthalten; der *dritte* England. Vorgearbeitet hat der Herausg. schon für alle Staaten, und da nur die Aufnahme der ersten Bände über den Fortgang des Werks entscheiden soll: so wollen wir nicht zweifeln, dass wir nicht bald Gelegenheit erhalten, einen neuen Band anzuzeigen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leyden, b. d. Gebr. Luchtmans: *Gerardi Sandifort Tabulae anatomicae.* Fasciculus III. Text S. 21—28. Mit 2 Kupfertafeln. 1803. gr. fol. (4 fl. holl.)

Nachdem der Vf. auf der dritten und vierten Kupfertafel die *Lage der Eingeweide der Bauch- und Brusthöhle von der linken Seite* dargestellt hatte (S. A. L. Z. 1802. Nr. 334), zeigt er uns auf der fünften und sechsten, welche den *dritten* Heft ausmachen, ihre *Lage von der rechten Seite.* Die mit eben der Sorgfalt, wie bey den ersten Tafeln, gefertigte Zeichnung, wurde von dem Körper eines Mannes genommen. Auf der fünften Tafel zeigen sich die Eingeweide der Brust- und Bauchhöhle dergestalt, dass die letztern mit dem Bauchfelle bedeckt, und auch die ausserhalb dieser Haut liegenden Blutgefäse und andere Theile sichtbar sind. Die sechste stellt die nämlichen Gegenstände dar, nur mit dem Unterschiede, dass man, nachdem das Bauchfell und alle ausserhalb desselben liegende Theile weggenommen und der Zwerchmuskel zurückgeschlagen worden, die entblösten Eingeweide des Unterleibes erblickt. Die Buchstaben auf den Kupfern fallen diesmal besser in die Augen.

Der *Text* enthält, wie in den vorigen Heften, nicht nur eine genaue Erklärung der Kupfertafeln, sondern auch mehrere medicinisch-praktische aus der Zergliederung des kranken oder regelwidrig beschaffenen menschlichen Körpers geschöpfte Bemerkungen, die mit der Lage der beschriebenen Theile in Beziehung stehen, und die der Vf., mit Ausnahme von zweyen, die von seinem berühmten Vater herrühren, alle selbst an Leichnamen machte. Wir heben aus diesen interessanten, in einer leichten Sprache gut vorgetragenen *Bemerkungen* Einiges aus. Im regelwidrigen Zustande kann, wie es bey Frauenzimmern häufig der Fall ist, die *Leber*, weil entweder der untere Theil der Brusthöhle sehr unnachgebend und verengert, oder dieses Eingeweide selbst durch Krankheit verhärtet (und vergrösert) ist, bis unter den Nabel herabsteigen. Ein Beyspiel davon gab dem Hn. *S.* ein weiblicher Körper, wo auch der Magen und der Zwölffinger-Darm in dieser Gegend angetroffen wurden. Aus der natürlichen Lage der *Leber*, in wie fern sie mit dem Zwerchmuskel durch Bänder zusammengewachsen ist, wird der Fall eines achtzehnjährigen Soldaten, der an einer *Eiterbrust (empyema)* starb, deren Ursprung in der *Leber* zu suchen war, schön erläutert. Dieser Kranke hatte oben in das *rechte Schienbein* einen *Flintenschuss* bekommen. Der gespaltene Knochen vereinigte sich zwar; es erfolgte aber keine vollständige Heilung, weil in dessen Substanz Vereiterung zurückblieb. Im vierten Monate nach der Verwundung fanden sich Zeichen von *Versetzung des Eiters nach der Leber* ein, und der Jüngling starb bald darauf. „*In cadavere*, heisst es von ihm, *partem magnam dextram hepatis consumtam, diaphragma erosum, ac purulentam materiem in thoracis cavo dextro invenimus effusam.* Der Vater des Vfs. behandelte vor mehr als 30 Jahren einen jungen Menschen, bey dem sich in der Gegend der tiefer, als gewöhnlich herabhängenden *Gallenblase* ein Abscess nach aussen bildete, der geöffnet wurde, worauf sich ein *Gallenstein* ausleerte, und die Heilung so gut von Statten ging, dass, als der Vf. dieses schrieb, der Jüngling als Mann noch lebte und sich vollkommen wohl befand. Einen *gänzlichen Mangel der Gallenblase* beobachtete Hr. *S.* in dem Leichnam eines jungen Menschen von 14 Jahren. Ihre Stelle vertrat da, wo sie selbst hätte liegen sollen, ein länglicher, harter, ganz dichter, nach und nach sich verdünnender und nach dem Lebergange laufender kleiner Körper. Von der widernatürlichen Lage des *Blinddarms* führt der Vf. mehrere Beyspiele an, die er in Leichnamen fand. In einem seltnern Falle, bey einem Kinde von einigen Monaten — einem Falle, den sein Vater in der Abhandlung *de Hernia congenita* beschrieben habe — war dieser Darm in dem *Sacke eines Leistenbruches* auf der rechten Seite eingeschlossen. Er selbst fand ihn in einem weit seltnern

neren Falle, bey einem noch nicht sechs Monate alten Knaben, sogar auf der *linken Seite*, nebst einem grofsen Theile des *gewundenen Darmes (intest. ileum)* in einem Bruchsacke eingeschlossen. Bey einer Frauensperson sah er die *rechte Niere* noch einmal so grofs, als die linke; sie hatte zwey Becken, eins oben, das andere unten, aus deren jedem ein Harnleiter hervorkam; diese Harnleiter stiegen nicht weit von einander nach der Harnblase herab, vereinigten sich endlich mit einander und leerten sich mit *einer* Mündung in die Blase aus.

Leipzig, b. Himrichs: *Die Zahnarzneykunst in ihrem ganzen Umfange*, oder vollständiger theoretisch-praktischer Unterricht über die bey Zähnen vorkommenden chirurgischen Operationen, die Einsetzung künstlicher Zähne, Obturatoren und künstlicher Gaumen. Für Aerzte, Wund- und Zahnärzte von *L. la Forgue.* Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *C. F. Angermann*, Churf. Sächs. Hofchirurgus und Stadtzahnarzt zu Leipzig. *Zwey Theile.* Mit 18 Kpft. 1803. 341 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Da die Originalschrift des *la Forgue*, eines der besten Zahnärzte in Paris, in Deutschland wenigen bekannt worden ist: so wollen wir bey der Anzeige dieser Uebersetzung den Leser zugleich mit dem Wesentlichen der Schrift selbst bekannt machen. Sie ist wegen der genauen und richtigen Beschreibung der in der Zahnarzneykunst vorkommenden Operationen, besonders auch in Rücksicht der künstlichen Zähne, allen Zahnärzten zu empfehlen, ob ihr gleich wegen der offenbaren Unbekanntschaft des Vfs. mit der deutschen Literatur in seinem Fache Vollständigkeit, besonders auch im theoretischen Unterrichte, fehlt. Auch hat Hr. *A.* in der Uebersetzung, die sich recht gut lesen läfst, zwar manche brauchbare Anmerkung beygefügt, das Irrige aber nicht gehörig berichtigt und das Fehlende nicht hinlänglich nachgeholt. Gleich zu Anfang, wo der Vf. die Fertigkeit, auf den ersten Anblick einer Person ihre Constitution und ihren Gesundheitszustand zu erkennen, zu den erforderlichen Eigenschaften eines Zahnarztes zählt, ist Rec. nicht mit dem Vf. einverstanden. Diese Fertigkeit setzt viel mehr voraus, als ein Zahnarzt haben kann; daher thun Zahnärzte bey vorkommenden Fällen allemal wohl, wenn sie mit Aerzten, die über die Constitution der Kranken richtiger zu urtheilen im Stande sind, Rücksprache nehmen. Was der Vf. bis S. 28. von den verschiedenen Constitutionen — er nennt eine feste, eine scorbutische und eine angeerbte schlaffe — sagt, ist durchaus nicht befriedigend. So heifst es z. B. S. 13: die Unterlippe, so weit sie roth ist, ist der Spiegel von Gesundheit und Krankheit; auf ihr entdeckt man die verschiedenen Grade von krankhafter Schlaffheit, so wie den Gebrauch der auflösenden antivenerischen Mittel; ferner S. 14: die englische Krankheit ist weder eine eigene Constitution, noch eine besondere Krankheit, sondern blofs die Wirkung eines schlaffen oder scorbutischen Zustandes. Die Krankheiten des Zahnfleisches sind für den Anfänger zu kurz abgehandelt. Unter den Krankheiten der Zähne führt der Vf. zuerst *die Anfressung (erosion)* an, welche nach ihm die fehlerhafte Bildung der Zähne ist, wo die Glasur nicht gleichmäfsig vertheilt ist, welche er oben schon als einen eigenthümlichen Charakter einer angeerbten scorbutischen Constitution angegeben hatte. Hr. *A.* macht in einer Note besonders auf den Unterschied derselben von Caries aufmerksam. Dem Rath des Vfs., die nicht glasurten Löcher mit Gold oder Bley auszufüllen, widerspricht Hr. *A.* aus guten Gründen, und giebt überhaupt die goldene Regel, an jungen, noch nicht gehörig festen Zähnen so wenig als möglich zu thun. Den Zahnärzten, die bey Zahnschmerzen allemal gleich bereit sind, den Zahn auszuziehen, mufs Rec. die zweckmäfsige Anmerkung Hn. *A's* S. 68, in welcher er von den verschiedenen Ursachen des Zahnschmerzes handelt, empfehlen. — Die Theorie des Vfs. vom Durchbruche der Zähne ist der *Wichmann*'schen ähnlich. Indem der Vf. die Krankheiten vom Durchbruche der Zähne ganz verwirft, geht er zu weit, wenn er sagt, dafs die Schriftsteller, welche Krankheiten vom Durchbruche der Zähne abhandelten, blofse Romane schrieben; die Theorieen eines *Hoker* und *Brandis*, und die Beobachtungen und Erfahrungen so vieler anderer würdiger Männer in und aufser Deutschland sind doch wohl nicht blofse Romane. — Die Lehre des Vfs., dafs die Zähne nach ihrem Durchbruche, so lange Kinder noch nicht in beiden Kinnladen auf einander passende Zähne haben, Krankheiten dadurch veranlassen können, dafs sie das Zahnfleisch der entgegengesetzten Kinnlade stofsen, und dadurch Reizung und Entzündung desselben hervorbringen, ist keineswegs ganz zu verwerfen. Nur, wie hier zu helfen ist, bleibt noch die Frage, da die von dem Vf. empfohlene elastische Bandage nicht so leicht anwendbar seyn möchte. Das Ausziehen der Milchzähne, und solcher Zähne, welche der gehörigen Stellung des Milchzähns im Wege zu stehen scheinen, wie auch das Transplantiren und Luxiren der Zähne widerräth der Vf. ganz. — In der *zweyten* Abtheilung handelt der Vf. von den chirurgischen Operationen in der Zahnarzneykunst, wobey zugleich die nöthigen Instrumente beschrieben und abgebildet sind. S. 151. macht uns Hr. *A.* durch Abbildung und Beschreibung mit dem von *Simpson* zum vollkommen senkrechten Ausziehen der Zähne erfundenen Instrumente bekannt, welchem er aber durch seine Erfahrungen den Vorzug vor andern Instrumenten streitig macht. Die Lehre von den künstlichen Zähnen ist gut und ziemlich vollständig vorgetragen. Der Vf. verräth in derselben deutlich, dafs er häufige Gelegenheit gehabt haben müsse, diesen praktischen Theil der Zahnarzneykunst auszuüben. Zuletzt wird noch die zweckmäfsigste Anwendung der verschiedenen Obturatoren und künstlichen Gaumen gelehrt.

Digitized by Google

Marburg, in d. akad. Buchh.: *Geburtshülflicher Abhandlungen Erstes* Heft, von G. W. Stein, Arzt in Cassel (jetzt Professor in Marburg). 1803. 136 S. 8. (14 gr.)

Der Vf., ein Neffe des berühmten unlängst verstorbenen Marburger Lehrers, dem auch diese Schrift zugeeignet ist, hat hier eine, dieses erste Heft füllende *Abhandlung über die sogenannte Kaisergeburt* geliefert, die recht gute Ideen enthält, aber in einem so sehr unbehülflichen und schwerfälligen Stile geschrieben ist, (Rec. hat manche Seiten mehrmal lesen müssen, um sie zu verstehen), dass sie gewiss deswegen weniger Leser finden wird, als sie sonst wohl verdiente. Der *erste* Abschnitt: *Ueber die Ursachen der Unbestimmtheit in der Lehre von der Kaisergeburt*, ist selbst etwas unbestimmt, so dass man nicht weiss, was der Vf. eigentlich will. Er rügt die Aeusserungen mancher Geburtshelfer gegen den Kaiserschn. s, und die voreilige Annahme mancher Umstände, als Ursachen des unglücklichen Ausganges dieser Operation. *Zweyter* Abschn. *Eine Kaisergeburtsgeschichte*, Hr. Dr. *Hünold* in Cassel verrichtete 1800 die Operation; das Kind ward lebend hervorgezogen; die Mutter aber, die sich anfangs ganz wohl befand, starb den dritten Tag nach häufigem Erbrechen etc. Hr. *St.* beschreibt hier die Operation, so wie das Wochenbett, und liefert zugleich die Resultate der Section und der am Cadaver angestellten Ausmessungen. *Dritter* Abschn. *Benutzung des Geburtsfalls in der Lehre von der Kaisergeburt.* A) *Erkenntniß der Ursachen des unglücklichen Ausganges.* Die Hauptursache sey die langsame und ungleiche Zusammenziehung des Uterus. (Der undurchschnittene obere Theil zieht sich gut, der durchschnittene und untere Theil irregulär oder gar nicht zusammen.) Dadurch bleibe die Wunde offen. Das Offenbleiben unterhalte den Nervenreiz mit allen seinen Folgen auf die thierische Oeconomie, begünstige die Entzündung des Uterus u. s. w. Auch dem Druck, den der Uterus an seiner untern Gegend von dem zu engen Becken erleide, müsse grossen Antheil an dem oft so unglücklichen Ausgange zugeschrieben werden. Diess giebt einen interessanten Wink, warum sonst, ehe sich die noch unvollkommnere Geburtshülfe die genaue Ausmessung des Beckens angelegen seyn liess, und also der Kaiserschnitt gewiss oft bey nicht sehr verengtem Becken vorgenommen wurde (was auch durch nachherige natürliche Geburten solcher Operirten wahrscheinlich wird), warum sonst der Ausgang der Operation weit glücklicher war, als in neuern Zeiten, wo man nur bey sehr engen Becken und noch dazu spät zum Kaiserschnitt schreitet. B) *Anwendung der Ursachenkenntniß auf Vorbauung* u. s. w. Die wesentlichsten Vorschläge des Vfs. sind: 1) Man solle die Operation nicht zu früh machen, sondern (wenn Rec. recht verstanden hat, *nach dem Blasensprunge*) kräftige Contraction des Uterus abwarten. (Nach Rec. Meynung hat man nur die gute Erweiterung des Muttermundes abzuwarten, die ja nicht anders als durch regelmässige Wehen bewirkt wird.) 2) Man solle weder den Schnitt auf der weissen Linie, noch den Querschnitt (dem der Vf. sonst nicht ganz abgeneigt ist), sondern einen völligen schrägen Schnitt, von den kurzen Rippen der einen Seite, durch die weisse Linie nach dem Ende des Schenkels des Schaambeins der andern Seite, machen. Die Gründe, die der Vf. für diese Methode vorbringt, sind, vorzüglich in Beziehung der zu durchschneidenden Gebärmutterfibern, gar nicht unbedeutend, und wir glauben, diesen Vorschlag den Meistern der Kunst zur weitern Prüfung empfehlen zu müssen.

London, b. Johnson, Cadell u. a.: *Practical Observations on the Cure of the Gonorrhaea Virulenta in Men.* By *Thomas Whately*, Member of the Royal College of Surgeons in London. 1801. 119 S. 8. (2 Sh. 6 Penc.)

Zuerst sucht der Vf. die Meynung des berühmten schottischen Wundarztes *Bells*, dass das Tripper- und Chankergift sich nicht gleich sind, sondern von einem verschiednen Ansteckungsstoffe entstehen, zu widerlegen. Die Behauptung der Aerzte, dass beym Tripper sich niemals in der Harnröhre Geschwüre finden, erklärt Hr. *W.* mit Recht für falsch, nur darin irrt er sehr, wenn er sie für keinen wahren Chanker anerkennen will. In Rücksicht der Behandlung der Krankheit macht der Vf. sehr willkührliche Eintheilungen. Zu ersterer gehört der Tripper mit einem Geschwüre in der Harnröhre, oder mit einer beträchtlichen Geschwulst ihrer Mündung, und eines Theiles der fächerichten Körper. Zur zweyten zählt er den Tripper mit einer Chorda, nebst andern Zeichen einer heftigen Entzündung der Harnröhre und des männlichen Gliedes, aber ohne ein Geschwür, oder eine grosse Verhärtung der Mündung der Harnröhre und der fächerichten Körper. Bey der dritten Abtheilung fehlen alle diese Erscheinungen, und es findet blos ein eiterähnlicher Ausfluss statt. Die erstere Art wird blos durch Quecksilber geheilet, welches zwar ebenfalls bey der zweyten ein sehr hülfreiches Mittel ist, die aber auch die gleichzeitige Anwendung der Injectionen erfordert. Bey der dritten Art werden blos Einspritzungen angewandt, wozu Hr. *W.* vor allen andern Mitteln den *Mercurius sublimatus corrosivus* wählt. Von diesem löset er eine Drachme in einer Unze *Spirit. Vin. Gallic.* auf, und tröpfelt zwey bis zehn und mehrere Tropfen davon, in vier Unzen destillirtes Wasser. Calomel und weisser Vitriol bewiesen sich dem Vf. nicht so hülfreich. Vom *Balsamus Copaiva* sah er beym Nachtripper wenig Nutzen. Die beygefügte Kupfertafel stellt eine mit einer conischen Spitze versehene Tripperspritze vor.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. März 1804.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Friedr. Benj. Ofianders Grundriss der Entbindungskunst*, zum Leitfaden bey seinen Vorlesungen. *Erster* Theil. Schwangerschafts- und Geburtslehre. 1802. 306 S. *Zweyter* Theil. Entbindungs- und Werkzeugelehre. 490 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wir sind bey der Anzeige dieses Werks in einiger Verlegenheit. Sieht man auf die Form, und betrachtet man es nach dem Titel als einen Grundriss: so läfst sich nicht verkennen, dafs das Buch so unzweckmäfsig als möglich ist. An einer richtigen Bestimmung der Gränzen, an einer kurzen zweckmäfsigen Vollständigkeit, an einem leichten Ueberblick des Ganzen, an einer das Studium erleichternden Ordnung, mangelt es gänzlich, und die Methodologie der Entbindungskunst ist hier eher rückwärts als vorwärts gebracht. Sieht man dagegen auf die Materie: so trifft man allerdings auf vortreffliche Bemerkungen, wie man sie nur von einem Manne, der ganz und gar für die Entbindungskunst lebt, erwarten kann; aber unter diesem Guten ist auch wieder so viel Mittelmäfsiges und Schlechtes, dafs man am Ende das Buch doch unzufrieden aus der Hand legen würde, wenn nicht noch die letzte Hälfte des *zweyten* Theils einen bleibenden guten Eindruck hervorbrächte. Wir machen unsere Leser etwas näher mit dem Gange des Vfs. und seinen oft sonderbaren Ideen bekannt. *Erstes* Kap. *Von der Entbindungskunst in objectiver und subjectiver Hinsicht.* Die Definitionen sind dieselben, die auch in dem in der A. L. Z. angezeigten *Lehrbuche der Entbindungskunst* des Vfs. angegeben sind. *Zweytes* Kap. *Von der Wichtigkeit und den Vorzügen der Entbindungskunst, der Schwierigkeit ihrer Erlernung und der Mühseligkeit ihrer Ausübung.* *Drittes* Kap. *Nöthige Eigenschaften des Geburtshelfers.* Kurz und gut. *Viertes* Kap. *Rechte Erlernungsart.* *Fünftes* Kap. *Eintheilung der Entbindungskunst.* Die Lehre der Entbindungskunst zerfällt nach dem Vf. in den historischen, physiologischen und den praktischen Theil; der historische ist in dem erwähnten Lehrbuche abgehandelt; der physiologische begreift die *Cyesiologia* und *Tocologia*, Schwangerschafts- und Geburtslehre (in letztere setzt Hr. *O.* aber auch schon die Behandlung der natürlichen Geburt aus einander, die doch offenbar praktisch ist); der praktische Theil begreift die *Maieia* und *Organologia*, Entbindungs- und Werkzeugelehre. (Sonderbar ist es, dafs es §. 31. heifst, man könne sich bey dem Vortrage nicht an diese Ordnung binden; warum wurde denn nicht eine andere gewählt, der der Vf. streng folgen konnte?)

Schwangerschaftslehre. Erstes Kap. *Erklärung derselben.* *Zweytes* Kap. *Die Geburtstheile überhaupt.* Dieses, so wie die folgenden bis zum zwölften, gehören eigentlich gar nicht in die Schwangerschaftslehre, da blofs von den Geburtstheilen, wie sie sich aufser der Schwangerschaft verhalten, die Rede ist. Sie hätten als Hülfskenntnisse vorausgesetzt oder in einem eignen Abschnitte vorangeschickt werden müssen. *Drittes* Kap. *Von dem Becken.* Eine für einen Grundrifs zu ausführliche Beschreibung. Warum der Vf. aber immer neue Namen wählt, ist nicht einzusehen, zumal da der alten ohnedies so viele schon sind; zwar hält er sie für zweckmäfsiger, allein wenn jeder für die einmal angenommenen Namen, wenn sie ihm nicht anstehen, immer andere wählen wollte: so würde gar bald eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung entstehen; überdies sind die gewählten neuen Namen selten annehmlich, z. B. statt des gewöhnlichen Ausdrucks *Kreuz- und Steifsbein* immer *beweglicher und unbeweglicher Endknochen des Rückgraths* zu sagen, mufs ja Lehrer und Schüler entsetzlich langweilen. *Viertes* Kap. *Verschiedenheit des weiblichen und männlichen Beckens.* Sehr gut. *Fünftes* Kap. *Eintheilung, Form, Weite und Tiefe des weiblichen Beckens.* Genau. *Sechstes* Kap. *Von den Axen.* Gar zu weit *ab ovo* angefangen. Man mufs doch bey den Zuhörern wenigstens die allgemeinsten Dinge, z. B. Mittelpunkt, Mittellinie eines Körpers u. s. w. voraussetzen dürfen. So richtig auch die allgemeinen Begriffe auseinandergesetzt sind, so wenig hat Rec. das über die eigentliche *Beckenaxe* Gesagte befriedigt. Ueberhaupt möchte gegen die gar zu mathematischen Vorstellungen nicht blofs des Hn. *O.*, sondern mehrerer anderer Geburtshelfer, vieles einzuwenden seyn. *Siebentes* Kap. *Fehler des Beckens.* Sehr genau abgehandelt. Rec. vermifst nur die sehr wichtige Rücksicht auf die untersten Lendenwirbelbeine. *Achtes* Kap. *Ausmessung des Beckens.* Ein ungemein schönes Kapitel, das aber zur Praxis gehört. *Neuntes* Kap. *Von den weichen äufsern Geburtstheilen.* Hier hätte wohl der Harnröhrenöffnung erwähnt werden können, da diese dem Geburtshelfer oft so äufserst wichtig ist. Sonst ist hier manches Unnöthige, z. B. die Verschiedenheit der Schamlefzen bey den Hottentottinnen, würde selbst der von des Vfs. Schülern nicht zu kennen nöthig haben, der sich in einem Kraal als Accoucheur niederlassen wollte. *Zehntes* Kap. *Von den weichen innern Geburtstheilen.* Diese sind sehr genau abgehandelt, vorzüglich der Uterus. Dem Vf. ganz eigenthümlich ist die Hypothese, dafs nicht die Graafschen Eyerchen, son-

Digitized by Google

ſondern ein eigner auf der Oberfläche des Eyerſtocks befindlicher hirſenähnlicher Ausſchlag, die eigentlichen Eyerchen ſeyen, aus welchen der Stoff zum Embryo u. ſ. w. entſpringe. *Eilftes* Kap. *Lage und Richtung der innern Geburtstheile.* *Zwölftes* Kap. *Von der Schwangerſchaft überhaupt.* Die Theorie über den männlichen Saamen und über die Erzeugung, die aus der Elektricitätslehre erklärt wird, hätte füglich aus einem Grundriſs der Entbindungskunſt wegbleiben können, ſo auch die Note über die Erregbarkeit, wo dieſer Ausdruck *Brown's* deswegen für unpaſſend erklärt wird, weil auch das lebendige Queckſilber erregbar ſey (!!!). *Dreyzehntes* Kap. *Von den Veränderungen des weiblichen Körpers während der Schwangerſchaft.* Sehr gut und genau. *Vierzehntes* Kap. *Von den Zeichen der Schwangerſchaft.* Die alte und mangelhafte Eintheilung in gewiſſe und ungewiſſe Zeichen, iſt beybehalten. *Funfzehntes* Kap. *Von dem Unterſuchen.* Die Definition iſt nicht ſo umfaſſend, als die Regeln zur Unterſuchung, die gute und zum Theil ganz neue Vorſchriften enthalten. *Sechzehntes* Kap. *Von der Frucht in den verſchiedenen Zeiten der Schwangerſchaft.* Enthält vieles dem Vf. Eigene, und iſt ſehr intereſſant. *Siebenzehntes* Kap. *Von dem Leben und der Ernährung der menſchlichen Frucht.* Intereſſante Ideen, obwohl Rec. nicht einſieht, wie eine ſo weit hergeholte Deduction des Lebens des Kindes in die Entbindungskunſt kommt, da man darüber füglich auf die Phyſiologie verweiſen kann. *Achtzehntes* Kap. *Von den Miſsbildungen der Frucht und den Molen.* Nichts iſt Rec. hier mehr aufgefallen, als die Behauptung, daſs Haſenſcharten, geſpaltene Oberkiefer und die ſogenannten *acephali* von Kopfwaſſerſucht der Frucht in den erſten Monaten entſtänden. Im erſten Falle habe ſich das angehäufte Waſſer einen Ausweg durch die Baſis des Kopfes in den Gaumen und die Kinnlade gebahnt, und im letzten Falle durch den Wirbel des Kopfes (!!). Die Eintheilung der Molen iſt ſehr genau.

Die *Geburtslehre* iſt nicht ſo gut ausgefallen, als die Schwangerſchaftslehre. *Erſtes* Kap. *Erklärung der Geburtslehre.* *Zweytes* Kap. *Von der Geburt und ihrer Eintheilung.* Mit der Eintheilung der Geburten in natürliche und widernatürliche, ſo wie ſie hier angegeben iſt, kann Rec. nicht einſtimmen. Die Geburt, wo der Kopf des Kindes, nach unten und mit dem Hinterhaupt gegen das linke Schambein gerichtet, voran, ohne Hinderniſſe in mäſsigem Zeitraume (?) mit mäſsigem Kraftaufwande (?) und ohne einen durch die Geburt veranlaſsten Krankheitszufall, durch das Becken geht, und der Rumpf und die Theile des Kindes eben ſo folgen, ſoll die *allein natürliche* ſeyn. Da die übrigen, widernatürlichen, Geburten zugleich der Hülfe bedürftig ſind: ſo ergiebt ſich hieraus ſchon, wie unendlich oft der Vf. die künſtliche Hülfe für nöthig hält; daher denn auch der §. 536. befindliche Eifer, wo es heiſst: „Kunſtlos iſt die Geburt, indem ſie entweder zu ihrer glücklichen Beendigung gar keiner „Hülfe bedarf; oder weil die künſtliche Hülfe aus „Mangel an Kunſt, Eigenſinn, Unwiſſenheit, Hartherzigkeit oder Bosheit (?!) nicht angewendet u. ſ. w. „wird." *Drittes* Kap. *Von den Mitteln der Natur, wodurch die Geburt bewirkt wird.* Die eigentlichen Geburtsſchmerzen kommen nach Hn. *O.* nicht unmittelbar von den Zuſammenziehungen der Bärmutter, ſondern von der Spannung und dem Drucke, den die im Becken befindlichen Nerven und die äuſsern Geburtstheile beym Fortrücken und Durchgange des Kindes erleiden. *Viertes* Kap. *Von den fünf verſchiedenen Perioden der Geburt und den phyſiologiſchen Erſcheinungen in denſelben.* Dieſe Beſchreibung der Geburt, wo der Vf., ſehr mit Recht, nach der Geburt des Kindes noch eine fünfte Geburtszeit annimmt, in der die Nachgeburt ausgetrieben wird, iſt ſehr treu; aber worüber wir uns nicht genug wundern können, und weswegen Hr. *O.* ſtrengern Tadel verdiente, iſt dieſs, daſs er den eigentlichen Durchgang des Kindes durchs Becken, die Drehung des Kindes während dieſes Durchganges, die Geſetze deſſelben, kurz, das Mechaniſche der Geburt gar nicht angegeben hat. *Fünftes* Kap. *Von der Diät vor der Geburt.* Sehr gut. *Sechstes* Kap. *Von den Verrichtungen des Geburtshelfers in der erſten und zweyten Geburtszeit.* Im Weſentlichen ganz gute Regeln, aber mit einer Langweiligkeit und Weitſchweifigkeit vorgetragen, die auch die gröſste Geduld erſchöpfen muſs, z. B.: „Eine Geburtsſtelle iſt „derjenige Ort oder die Stelle, auf welcher eine Gebärende ihr Kind zur Welt bringt. Aus Noth kann „der Menſch, wie das Thier, an jeder Stelle gebären, „auf jedem Fleck der Erde, wie auf der gewöhnlichen Lagerſtätte, dem Bette. Im Felde, im Walde, „in Höhlen, im Stall, in Hütten, Häuſern und Pallaſten; im Schiffe auf dem Meere, und im Wagen, „der über das Land fährt. (Warum nicht auch im Luftballon, der über Land und Meere ſchwebt?) Allein „ſobald ihn nicht die Noth zwingt, mit der erſten „beſten Stelle fürlieb zu nehmen: ſo ſucht er aus eben „dem Inſtinct, aus welchem das Thier ſich ein bequemes Lager zum Werfen aufſucht und zubereitet, „und der Vogel ein Neſt bauet, eine bequeme Stelle „zu ſeiner Niederkunft." — *Siebentes* Kap. *Verrichtungen des Geburtshelfers in der dritten und vierten Geburtszeit.* Sind ſehr zweckmäſsig angegeben, ſo auch im *achten* Kap. *das Nachgeburtsgeſchäft;* dagegen die Behandlung der Wöchnerinn und des Neugebornen wohl etwas ausführlicher hätte ſeyn können.

Der *zweyte* Band enthält die *Entbindungs-* und *Werkzeugelehre.* *Erſtes* Kap. *Die Entbindungslehre habe vier Erforderniſſe:* 1) *Aetiologia dyſtociae,* 2) *Semiologia dyſtocia* (die Urſachen- und Zeichenlehre der widernatürlichen Geburt), 3) *Organologia obſtetricia,* 4) *Ars obſtetricia manualis et inſtrumentalis;* ſie können aber nicht in dieſer Ordnung vorgetragen werden. *Zweytes* Kap. *Von der Hülfe der Kunſt im Allgemeinen.* Sie ſey Manual- und Inſtrumentalhülfe, und werde eingetheilt in *vorbereitende,* Eröffnung und Erweiterung der Geburtstheile, in *eigentliche,* Ausziehen des Kindes u. ſ. w., und *nachfolgende,* das Stillen eines Blutfluſſes oder die Wiederbelebung eines todtſchwachen Kindes, — iſt das keine *eigentliche Hülfe?* — *Drittes* Kap. Die Geburtshülfe erfordere nicht viele *Werkzeuge*

(ein

(ein Viertelhundert sind hier genannt), sie seyen *unmittelbare*, z. B. Hebel, Zange, Nachgeburtszange, Schlingen u. s. w., und *mittelbare* (eine sonderbare Eintheilung), z. B. Geburtsstuhl, Wassersprenger, sein Ausdehnungswerkzeug des Muttermundes u. s. w. Die Reiseapotheke des Geburtshelfers ist unnöthig überladen. *Viertes* Kap. *Von dem Ausdehnungswerkzeuge des Muttermundes.* Ein alter Mutterspiegel unter anderer Form und Namen, ein Instrument, das heut zu Tage ein aufgeklärter Geburtshelfer nicht mehr braucht, und das selbst Hr. *O.* sonst für ganz unnöthig erklärte (s. dessen Neue Denkwürdigkeiten u. s. w. zweyte Bogenzahl S. 117.), das aber oft auch sehr nachtheilig werden kann. *Von dem Hebel.* Eine sehr richtige Würdigung dieses von vielen über die Gebühr erhobenen Instruments. *Von der Geburtszange.* Lobpreisung der Osiandrischen ungefensterten Zange. Die Anwendungsart ist genau angegeben, nur etwas zu methodisch, und deswegen weniger brauchbar, weil sie blos auf die Zange des Vfs. berechnet ist, die schwerlich von vielen andern Geburtshelfern ausser seinen Schülern gebraucht wird. Die *stehenden* (soll heissen *stehend verrichteten*) *Tractionen* können die Geburtshelfer entbehren, welche die Zange nicht hoch oben im Becken anlegen. *Fünftes* Kap. *Von der Wendung*, *a*) nach Art der Alten *auf den Kopf.* Diese Operation ist in neuern Zeiten von *J. Ehrhardt*, Hn. *O.* und von *Flamant* in Strasburg vorgeschlagen, und verdient die Aufmerksamkeit der Geburtshelfer. Die Fälle ihrer Anwendbarkeit werden von dem Vf. mit Recht sehr eingeschränkt. Am leichtesten geschehe sie, wenn das Fruchtwasser noch nicht abgeflossen sey, bey noch nicht ganz zeitigen Früchten, und bey dem zweyten Zwillingskinde. Man brauche da nur mit den nicht gespannten Eyhäuten die in denselben vorliegenden Kindestheile, oder den Körper, wiederholt in derjenigen Seite des Uterus in die Höhe zu stossen, in welcher man nach der äusserlichen Untersuchung die Füsse der Frucht fühlt: so werde der Kopf vermöge seiner Schwere herabsinken. *b*) *Auf die Füsse.* Diese besteht, nach dem Vf., aus zwey Hauptverrichtungen, und diese zwey wieder aus sechs besondern Verrichtungen, die nun sehr ausführlich und grosentheils sehr gut angegeben werden. *Sechstes* Kap. *Von dem Einflusse der Zange und der Wendung auf das Leben und die Gesundheit des Kindes und der Mutter.* Zu Gunsten der Zange. Wer würde in diesem Kapitel aber die Behandlung des zerrissenen Mittelfleisches suchen? Der Gebrauch des hier empfohlenen Heftpflasters bey einem Einrisse des Dammes über die Hälfte ist nicht zureichend; da thut man besser, mit einem Paar, wenn gleich schmerzhaften Stichen, die Wunde zusammen zu heften. *Siebentes* Kap. *Wiederbelebung todtschwach zur Welt gebrachter Früchte.* Fast lauter völlig zweckmäfsige Regeln. *Achtes* Kap. *Von dem Kaiserschnitte.* Zuerst das Historische; dann das Praktische. Das *neunte* Kap. hat die Ueberschrift: *Von den heutiges Tages nicht mehr nothwendigen Entbindungsarten durch Kopfbohren, Zerstücken der Frucht und Trennen der Schambeine.* Dass jeder Geburtshelfer, so lange er kann, vermeiden soll, ein lebendes Kind zu perforiren, und jede andere unschädlichere Operation vorziehen muss, bedarf keines weitern Beweises; warum man aber bey einem todten Kinde nicht lieber die Perforation anwenden, und so die Geburt schnell beendigen, sondern lieber den zu grosen Kopf mit stundenlanger Arbeit und unsäglichen Schmerzen für die Mutter durch die Zange herausbringen soll, davon sieht Rec., was auch Hr. *O.* darüber sagt, den Grund nicht ein. — Was den Schamfugenschnitt anlangt, so findet da ein ganz anderes Verhältniss Statt, und Rec. stimmt da dem Vf. gern bey. — Das *zehnte* Kap. handelt *von den Ursachen und Zufällen widernatürlicher Geburten von Seiten der Mutter und von dem dabey nöthigen Verfahren.* Das *eilfte* Kap. *von den Ursachen und Zufällen widernatürlicher Geburten von Seiten der Mutter und von der Behandlung derselben.* Das *zwölfte* Kap. endlich *von den Ursachen und Zufällen widernatürlicher Geburten von Seiten des Eyes oder der Nachgeburtstheile.* Diese drey letzten Kapitel sind unstreitig die wichtigsten des ganzen Grundrisses, und sehr lehrreich, obgleich sich gegen vieles Einzelne wohl manches einwenden läfst. Sie enthalten eine Art von geburtshülflichem Casuale, wodurch der Vf. es wieder gut macht, dass er bey den Operationen nicht die Anzeigen zu ihrer Anwendung aufführte.

HAMBURG, beym Vf.; LEIPZIG, b. Böhme; LONDON etc.: *Lexicon Nosologicum Polyglotton* omnium morborum symptomatum vitiorumque naturae et affectionum propria nomina deorum diversis linguis explicata continens. Auctore *Philippo Andrea Nemnich*, J. U. L. 1801. 37½ Bogen kl. Fol. (5 Rthlr.)

Die lexicographischen Arbeiten des Hn. *N.* sind bekannt und geschätzt. Die gegenwärtige empfiehlt sich, wie die übrigen, durch ihre Brauchbarkeit. Die *zehn Sprachen*, deren nosologische Terminologie man hier verzeichnet findet, sind: die *lateinische*, die *deutsche*, die *holländische*, die *dänische*, die *schwedische*, die *englische*, die *französische*, die *italiänische*, die *spanische* und die *portugiesische*. Das ganze Wörterbuch besteht aus zehn alphabetischen Abtheilungen. Die Einrichtung der *ersten* Abtheilung glauben wir am besten zu charakterisiren, wenn wir derselben ersten Artikel mittheilen. Er lautet also:

Abortus; Abortio.
Germ. Unzeitige Niederkunft, Umschlag (?).
Belg. Misbaaring, Miskraam.
Dan. Förtidlig nedkomst, Omslag.
Suec. Misfall.
Angl. Miscarriage.
Gall. Fausse-couche.
Ital. Sconciatura.
Hisp. Aborto.
Lusit. Movito.

Zwischen solchen Artikeln fand die lateinische Synonymie ihren Platz, wovon wir ein Beyspiel anführen:

Acrochordon. Verruca pensilis.
Addephagia. Nimia voracitas.

Digitized by Google

Ver-

Verrues findet man in der Folge unter dem Buchstaben *V*, nebst ihrer Benennung in den gedachten neun Sprachen wieder, *Voracitas* aber nicht. Auf diese erste Abtheilung folgen *neun*, deren jede eine Sprache (also die deutsche, die holländische u. s. w.) in sich fasst, und zwar so, dass in der deutschen Abtheilung die deutsche, in der holländischen die holländische Benennung u. s. w. den Anfang macht, und die lateinische neben ihr steht. Vergleicht man diejenigen neuern Sprachen, worin die nosologische Terminologie in *Blancardi Lexicon med.* zu finden ist, d. i. die französische und englische, und selbst *Blankaart's* Muttersprache, die holländische, mit der *Nemnich'schen* Bearbeitung: so ergiebt sich, dass der letztern der Vorzug der Vollständigkeit gebührt. Nur wünschte Rec., Hr. *N.* hätte da, wo eine Krankheit oder ein Krankheitszufall in einer Sprache durch verschiedene Namen bezeichnet wird, die gangbarste Benennung bemerklich gemacht; und das hätte, wie ihn dünkt, am füglichsten so geschehen können, dass diese Benennungen in die erste Abtheilung gebracht wurden. So wäre bey *Abortus* statt des Italiänischen *Sconciatura* (welches überdiess, so viel dem Rec. bekannt ist, nicht den Actus des Frühgebärens, sondern die unzeitige Frucht bedeutet) *Aborto;* bey *Scorbutus* statt des Holländischen *Blaauwe schuit*, *Scheurbuik*, *Schimmelziekte*, blofs *Scheurbuik*, st. *Misbaaring*, *Miskraam*, blofs *Miskraam* zu stehen gekommen. In der *holländischen* Abtheilung vermissten wir *Horivoet* (Klumpfuss).

London, b. J. Johnson, T. Cadell u. a.: *Observations on Mr. Home's Treatment of Strictures in the Urethra;* with an improved Method of treating certain cases of those Deseases, by *Thomas Whateley*, Member of the Royal College of Surgeons in London. 1801. 112 S. 8. (2 Sh. 6 Penc.)

Diese Schrift beschäftigt sich mit Untersuchungen über die Anwendung derjenigen Art von ätzenden Bougies bey Verengerungen der Harnröhre, welche *Home* in einer eigenen Schrift gelehrt hat. Das Resultat derselben geht dahin, dass sie aus mehrern Gründen nicht sicher ist. Man kann die Wirkung des Aetzmittels nicht gut dabey bestimmen. Zuweilen ist die Oeffnung der Harnröhre so klein, dass es nicht möglich ist, auch die kleinste ätzende Bougie anzubringen. Zuweilen wirkt das Aetzmittel blofs auf den vordern Theil der Verengerung; löset sich dann zuviel davon auf, so wirkt es nicht blofs auf die Strictur, sondern auch auf den übrigen Theil der Harnröhre, die dann zuweilen, wie Hr. *W.* versichert, bis zu ihrem vordersten Ende mit einer weissen Kruste bedeckt ist. Bey bejahrten und schwachen Personen, und besonders denen, welche Steine in der Harnröhre oder in der Blase haben, scheint die Anwendung der ätzenden Bougies überhaupt mehr Vorsicht zu erfordern, als Hr. *Home* empfohlen. Hr. *W.* bereitet die ätzenden Bougies auf folgende Weise. Er bestreicht einen Achtel- oder einen Viertel-Zoll des einen Endes einer Bougie ganz dünne mit Leim, und kehrt es dann in einer gewissen Menge von gepülvertem *Caustic. Lunar.* um. Nachdem es getrocknet, und mit einem Stückchen Holze gehörig geglättet, reibt man es mit etwas Wachs, um demselben einen dünnen Ueberzug zu geben. Unstreitig haben diese Bougies einen grofsen Vorzug, da man ihnen so eine jede beliebige Gröfse geben kann, und die Seiten der Harnröhre durch den Ueberzug von Wachs gehörig geschützt werden. Die Anwendungsart beschreibt Hr. *W.* sehr genau, und die dabey gegebenen Cautelen sind ächt praktisch. Von den angehängten Krankengeschichten ist die letztere wegen der Leichenöffnung sehr merkwürdig. Der Kranke hatte lange an Steinbeschwerden gelitten, die vorzüglich durch eine Strictur unmittelbar vor der Zwiebel verursacht wurde. Eine Geschwulst an der linken Seite der Harnröhre, die zuletzt in Eiterung überging, machte den Leiden des Kranken ein Ende. Die Blasenhäute waren einen Finger dick, und ihre innerste Haut sehr entzündet. In der Harnröhre fand man eine einen Zoll lange Zusammenziehung. Hinter derselben war eine grofse und mehrere kleine Oeffnungen, welche in die vorher erwähnte Geschwulst führten. Die beygefügte Abbildung von diesem Präparate ist sehr gut gerathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Herborn*, in d. Hohenschul-Buchdruck.: *Staatsrechtliche Abhandlung über die Bergwerke in Deutschland*, von *Johann Heinrich Esler*, Fürstl. Oranien-Nassauischem Rath und Amtmann zu Netphen. 1803. 4 18. 8. (4 gr.) — In dem ersten Abschnitte dieser Schrift, die höchstens für Ungelehrte einiges Interesse haben kann, erklärt der Vf. das Eigenthum der Bergwerksschätze deswegen für ein natürliches Regal, weil sich die Gänge und Flöze hin und wieder über die Begränzung der Guts-Oberfläche ausdehnten, und *der Besitzer derselben ohnehin blofs die Benutzung von dieser beabsichtigte* (?). Hierauf folgen allgemein bekannte Grundsätze von der römischen Bergwerksverfassung und von der deutschen in frühern und neuern Zeiten. Bey Darstellung der letztern wird S. 10. behauptet: „Es sey *keinem Zweifel* unterworfen, dass zu dem in der Landeshoheit enthaltenen Bergregal alle unterirdische Güter der Natur gehören, die in und unter der Erde erzeugt werden und *Menschen und ihren Gewerben* auf irgend eine Art zum Nutzen gereichen können." Statt eines Beweises dieser Behauptung werden viele Schriften angeführt, wo sie gleichfalls aufgestellt wird. Zuletzt soll von der Bergwerksverfassung der deutschen Entschädigungsländer nach dem neuesten Deputations-Hauptschlusse gehandelt werden, wo man aber nichts mehr erfährt, als was ein jeder selbst aus den Worten dieses Gesetzes und aus der Natur der Sache ohne vieles Nachdenken abstrahiren kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. März 1804.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, im Verlag d. Realſchulbuchh.: *Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre*, entworfen von *F. Schleiermacher*. 1803. 489 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Die praktiſche Philoſophie als Wiſſenſchaft will den Urſprung und Charakter deſſen, was man an menſchlichen Handlungen gut und ſittlich nennt, erklären und deutlich machen. Sie wird, wenn ſie vollendet iſt, zugleich ein Regulativ für die Handlungen deſſen, der ſittlich zu werden ſtrebt. Es ſtände indeſſen ſehr ſchlimm um die Menſchheit, wenn nicht längſt vor Vollendung des Syſtems der Moral über Gutes und Böſes entſchieden wäre. Früher, als jedes wiſſenſchaftliche Gebot der Sittenlehre, achtete und verehrte man Edelmuth und Gröſse menſchlicher Handlungen, und ward ſich in der Stimme des Gewiſſens deſſen bewuſst, was man in freyer Selbſtſtändigkeit, unabhängig vom Zwange des Naturmechanismus, zu thun und zu laſſen habe. Nur nachfolgend dieſer Entſcheidung der Menſchheit ſucht die Wiſſenſchaft ſich zu vollenden, und kann, indem ſie mehrere einzelne Handlungen unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt bringt, die richtige Beurtheilung ihres ſittlichen Werthes und Unwerthes erleichtern. Wer aber glaubt, dafs es vor einer vollendeten wiſſenſchaftlichen Ethik gar keine Beurtheilung des Guten und Böſen gebe, der überſieht, dafs eben durch eine Beziehung freyer Handlungen, auf Gutes und Böſes, überhaupt erſt eine Ethik möglich gemacht werde.

Indem Hr. *S.* „keine andere Kritik als die der wiſſenſchaftlichen Form" (S. 5.) unternehmen will, muſs ihm bey dieſem Geſchäft der Inhalt, der Charakter des Guten und Böſen fremd ſeyn, welcher, unabhängig von wiſſenſchaftlicher Form, in der Tiefe des menſchlichen Daſeyns wurzelt. Ihm iſt zum Behuf fernerer Unterſuchung bloſs der Begriff einer Wiſſenſchaft der Ethik gegeben, und er beginnt ſeine Kritik. Ganz auſser ſeinem Gebiete liegt alsdann der Begriff der Freyheit (S. 10.), obgleich er fürchtet, dafs jemand im Eifer ohne ihn gar keinen Unterſchied zwiſchen *böſe* und *gut* annehmen würde. Hingegen erinnert er: „in der körperlichen Natur erfolge alles nothwendig, man unterſcheide aber doch Schönheit und Häſslichkeit, der Menſch beurtheile Kunſthandlungen nach dem Ideale, ohne zu fragen, ob der Künſtler Freyheit gehabt, anders und beſſer zu können." Iſt aber nicht jede Beurtheilung des Schönen und Häſslichen nach dem Ideale der Ausdruck eines über die Naturnothwendigkeit erhabenen freyen Gemüths? Ob ein Künſtler Talent, Muſse oder Neigung genug beſaſs, ſein Werk beſſer zu machen, gehört gar nicht hieher. Die reine Wiſſenſchaftlichkeit des Vfs. erſchwert ihm zu begreifen, „wie die Ideen von Freyheit, Unſterblichkeit und Gott für das höchſte Ziel der beſchauenden Vernunft zu halten ſind; denn derjenige (*Kant* nämlich), welcher zeigte, wie ſie aus ganz natürlichen Miſsverſtändniſſen in dem Geſchäfte der Welterklärung entſtanden, würde ja nicht auf den Verſuch geleitet werden, ob ſie da, wo Handlungen geboten würden, einen poſitiven Werth und Gehalt haben möchten." (S. 25.) *Kant* indeſſen ward auf dieſen Verſuch geleitet, Hr. *S.* würde ſich vor dieſem Fehler zu hüten wiſſen. An einem andern Orte leugnet er das untrügliche Gefühl des Sittlichen, das Gewiſſen, und ſetzt an ſeine Stelle die Forderung des vollendeten Syſtems, in welchem jeder bey einem gegebenen Falle leicht durch Gleichheit oder Verſchiedenheit zweyer Formeln auffinden kann, was er zu thun hat. (Wir möchten rathen, ein ſolches vollendetes Syſtem in Kalenderformat herauszugeben, damit der Menſch ſein Gewiſſen in der Taſche habe, wenn es aus ſeiner Bruſt entfloh.) S. 376 fg. wird *Fichte* im Vergleich mit *Kant* gerühmt, dafs er der Idee eines gleichförmig beſtimmten Sittlichen treuer blieb; nur verberge er eine Unbeſtimmtheit, wenn er jeden an ſein Herz verweiſe. Um folgerecht zu ſeyn, hätte das Herz entweder ganz ausgeriſſen, oder weiter beſtimmt werden müſſen. Auch wird ſpäterhin von dem Syſteme verlangt, dafs es den Scherz und Witz, ſo wie auch Liebe und Freundſchaft ableiten und beſtimmen ſolle. Das Syſtem iſt Alles in Allem, durch das Syſtem iſt der Menſch tugendhaft und gut, es beſtimmt das Herz, es weiſet den Witz an ſeinen Ort, es regelt die Liebe und die Freundſchaft, und der geiſtige Menſch wird bewegt nach nothwendigen Geſetzen, wie der phyſiſche Menſch nach den Geſetzen des Organiſmus.

Der Vf. theilt ſein Werk in drey Abſchnitte: 1) *Kritik der höchſten Grundſätze der Sittenlehre.* Hierin ſoll unterſucht werden, ob der oberſte Grundſatz, welcher diejenige Beſchaffenheit des Handelns ausſagt, durch welche jedes Einzelne als gut geſetzt wird, zur Begründung eines Syſtems tauglich iſt. Offenbar läſst ſich dieſe Prüfung nur anſtellen, indem man irgend einen Grundſatz auf einzelne Fälle anwendet, und dann über ſeine Tauglichkeit entſcheidet. 2) *Kritik der ſittlichen Begriffe.* Durch dieſe Begriffe wird die Handlungsweiſe bezeichnet, durch welche für jeden Fall, wo ein Gutes und Böſes möglich iſt, das Gut

zu Stande kommt. Der Vf. entscheidet hiebey von seinem Standpunkte aus gar nicht, ob etwa das für gut ausgegebene auch wirklich gut sey, sondern nur, ob die einzelnen sittlichen Begriffe unter sich und mit ihren obersten Gründen in einem richtigen Zusammenhange stehen. (Diese ganze Untersuchung muss schon durch den ersten Abschnitt entschieden seyn. Denn sobald der erste Grundsatz, durch welchen jedes Einzelne als gut gesetzt wird, zur Begründung eines Systems *tauglich* ist, so ist auch der Zusammenhang zwischen ihm und den untergeordneten Begriffen richtig; ist er *untauglich*, so fehlt dieser Zusammenhang. Wenn der Vf. aber nicht entscheidet, ob das für gut Ausgegebene wirklich gut ist, wie kann er dann von Begriffen etwas wissen, durch welche das *Gute* zu Stande kommt? Systematischer Zusammenhang wäre eben so möglich in einer Ethik des Teufels.) Es giebt nach Hn. *S.* sowohl *formale* als *reale* sittliche Begriffe, beide unterscheiden sich aber durch nichts als ihre grössere und geringere Allgemeinheit. Es soll z. B. der Begriff der *Tugend*, und insbesondere der geselligen Tugend, ein formaler und noch weiterhin theilbarer Begriff seyn; der Begriff der *Wohlthätigkeit* hingegen wird zu den *realen* Begriffen gezählt, der sich also nicht weiter theilen lasse. Es fällt freylich dem Vf. gleich bey, dass es viele *Arten* der Wohlthätigkeit gebe; aber, sagt er, die Theilung möge wohl nützlich seyn für einen andern Behuf, das Sittliche werde doch nicht weiter getheilt. Auf dieselbe Weise lässt sich sagen: die gesellige Tugend lasse sich theilen, aber das Sittliche in ihr werde nicht weiter getheilt. Die drey formalen Begriffe der Ethik sind, nach Hn. *S.*, der Pflichtbegriff, der Tugendbegriff, und der Begriff der Güter und Uebel. Als eine fehlerhafte Beschaffenheit des Pflichtbegriffs in der bisherigen Sittenlehre wird der Begriff des *Erlaubten* angeführt, welcher anzeigt, dass irgend eine Handlung noch nicht in ihrem sittlichen Werth vollständig bestimmt sey. Auch erklärt sich der Vf. gegen die gewöhnliche Eintheilung der vollkommenen und unvollkommenen Pflichten, so wie gegen die Eintheilung der Pflichten gegen sich selbst und gegen andere. Am meisten gefällt dem Vf. die Fichte'sche Eintheilung. 3) *Kritik der ethischen Systeme.* Sie soll ausmachen, ob das System vollständig und geschlossen ist, ob die Gesammtheit der sittlichen Begriffe die ganze Sphäre des möglichen menschlichen Handelns ausfülle, und nichts, was sich als Gegenstand sittlicher Beurtheilung zeigt, ausgeschlossen sey. (Auch dieser Abschnitt steckt schon im ersten; denn sobald der oberste Grundsatz jedes Einzelne als *gut* setzt, so kann ja offenbar nichts *Gutes* denkbar seyn, ohne den ersten Grundsatz, und das System ist in sich selbst geschlossen.) Der Vf. findet, dass diese Vollständigkeit des Systems weder durch den Pflichtbegriff, noch durch den Tugendbegriff zu erhalten sey; denn jener zeige eine nie zu beendigende Theilbarkeit, und habe nichts Reales, dieser hingegen wolle nicht aus einander. Es zeige sich keine andere Rettung, als im Begriff der Güter, und es scheine der wissenschaftlichen Gestalt der Ethik eine Vereinigung jener drey Begriffe nothwendig zu seyn, unter denen das Sittliche sich gestalte. Das Wesen dieser Vereinigung liege in der Reduction jener verschiedenen Gestalten des Sittlichen, welche nicht vom Einzelnen auf das Einzelne, noch von dem Ganzen aufs Einzelne, sondern vom Ganzen aufs Ganze gehen müsse. (Diese Reduction ist uns unbegreiflich, da ein *Ganzes* nur diesen Namen trägt, in wie fern es einzelne Theile befasst, und zwey Begriffe nur dadurch mit einander vereinigt werden, dass man sie in einem dritten gleichsetzt, sie also die Theile dieser Gleichsetzung ausmachen.)

Das Resultat dieser ganzen Schrift ist wegen des in ihr herrschenden unbestimmten Gedankenganges nicht leicht anzugeben. Es scheint, der Vf. konnte, über dem Bestreben, sich im *Formalen* zu erhalten, keine Deutlichkeit gewinnen, welche nur in der wechselseitigen Beziehung des Formalen auf ein Reales liegt. So viel erhellt aus den Urtheilen über die verschiedenen bisher aufgestellten Moralsysteme, dass Hr. *S.* sie alle mangelhaft findet, und von dem vollendeten Systeme der Ethik verlangt, dass jede durch die Erfahrung aufgegebene Frage wissenschaftlich beantwortet werde, damit jeder das Sittliche unterscheiden könne von dem Unsittlichen. Sollten dabey Verschiedenheiten der Handlungsweise nach den verschiedenen Charakteren eintreten, so müsste man sie würdigen und beurtheilen können, wie in der Kunst die verschiedenen Manieren. (Hiebey ist der bestimmte Unterschied zu bemerken, dass in der Kunst, z. B. in der Malerey, Zweck der Darstellung und die Art derselben durch den Sinn des Gesichts verglichen werden können; die sittlichen Zwecke hingegen und die Art, wie der Mensch für sie wirkt, nie deutlich vor die Sinne sich bringen lassen.)

Die Lectüre des Buches wird durch den Mangel der Präcision des Stils, das schleppende Ineinanderwirren der Perioden, und eine gewisse antik seyn sollende Manier des häufigen Gebrauchs der Binde- und Fürwörter äusserst unangenehm. Auch mangelt es sehr an Absätzen im Drucke, wodurch dem Leser ein gewisser Ruhepunkt dargeboten wird. So ist z. B. von S. 264—302, also volle 38 Seiten hindurch, kein Absatz, von 364—417. findet sich nur ein einziger. Wollte der Vf. sagen: die Gedanken auf diesen Seiten ständen in einem so unmittelbaren Zusammenhange, dass sie weder Pause noch Einschnitt gestatteten: so muss man sich theils über die erstaunliche wechselseitige Attraction der Gedanken wundern, theils über die Nachsicht des Schriftstellers, der von seiner Herrscherkraft, sie zu trennen und in deutlicher Kürze neben einander zu stellen, keinen Gebrauch machen wollte. Zur Probe diene eine Stelle der Vorrede, worin der Vf. seine Schreibart in Schutz nimmt: „Was zweytens die Schreibart betrifft, so ist leicht vorauszusehen, dass sie von vielen, welche sich gern zu Richtern aufwerfen (z. B. Rec.), als abscheulich wird verworfen werden, von andern Wohlmeinenden bedauernd gemissbilligt, und nur von wenigen Aufmerksamen einer ernstlichen Prüfung ihrer Gründe

nd ihrer Bedeutung gewürdiget. Doch da die ungeundene Rede, nicht diejenige nämlich, deren Jeder ch gebraucht, ohne davon zu wiſſen, nur erſt entteht, ja von Vielen noch nicht anerkannt iſt, ſo ird es leicht ſich über Jene zu tröſten. Die Letztern ber mögen überlegen, ob es ein unrechter Gedanke eweſen, eine Schrift, welche ſich lediglich mit Auföſung wiſſenſchaftlicher Formeln beſchäftigt, auch viel möglich in Abſicht auf die Zeichen ſelbſt und ire Verknüpfung zu der Strenge und Einfachheit der athematiſchen Analyſe zurückzuführen. Hiezu iſt uch die Freyheit zu rechnen, deren ſich die Analyen bedienen, die Zwiſchenglieder, oder auch, wenn er Weg gebahnt iſt, das Ende der Auflöſung ihrer leichungen nicht ſelten auszulaſſen, und nur beyufig ohne Abweichung vom Wege darauf hinzuzeien, wo eine Formel aufſtöſst, die in anderer Hincht bemerkenswerth ſeyn kann. Wie weit nun dieſe dee hier iſt erreicht worden, mögen andere beurheilen; dem Vf. iſt nur ſo viel gewiſs, daſs der Verſuch, zum zweytenmal angeſtellt, ihm beſſer gelingen ürde." Ob der Leſer bey dieſem zweyten Verſuch ewinnen oder verlieren möchte, wagt Rec. nicht zu ntſcheiden.

FRANKFURT a. M., b. Jäger: *Charron's drey Bücher von der Weisheit.* Aus dem Alt-Franzöſiſchen frey überſetzt und abgekürzt. 1801. 318 S. 8. (1 Rthl.)

Ungeachtet keine Vorrede über den Zweck und len Geſichtspunkt Belehrung giebt, welchen der Ueerſetzer bey dieſer freyen und abgekürzten Ueberetzung des berühmten Charron'ſchen Werkes vor Augen hatte: ſo darf man doch nur einige Blicke in lieſe Schrift thun, um ſich zu überzeugen, daſs ſie ein gemeines Machwerk, noch das Product einer loſs ihren Vortheil berechnenden Speculation iſt. Die Ueberſetzung iſt ſehr gut gerathen, correct und lieſsend, und die Abkürzung mit verſtändiger Auswahl gemacht. Das Werk des Franzoſen iſt eigentlich ls ein Gegengift gegen die Eitelkeit und den Dünkel ler Menſchen zu betrachten; ſie entwirft ein treues Bild von der Schwachheit und Unvollkommenheit der menſchlichen Natur, und zeigt, wie thöricht der Menſch in ſeinem Handeln, wie kurzſichtig und beſchränkt er in ſeinem Wiſſen iſt, und empfiehlt als das einzige Mittel, ſich über dieſe Unvollkommenheiten zu erheben, Weisheit und eine gründliche und aufrichtige Selbſtkenntniſs. In dieſer Rückſicht enthält Charron's Schrift auch noch für unſere Zeiten eine Menge fruchtbarer und wohl zu beherzigender Wahrheiten, und wir wüſsten keine Schrift, welche ie auf eine ſo populäre, gemein verſtändliche, und dabey doch geiſtreiche Weiſe geſagt hätte. Dieſs cheint nun auch der Geſichtspunkt des Ueberſetzers geweſen zu ſeyn; daher er auch alles, was nur in Rückſicht auf Charron's Denkart, auf ſeine ſkeptiſche Anſicht von dem menſchlichen Wiſſen, ſein Urheil über die poſitiven Religionen, alſo mehr ein heoretiſches Intereſſe hat, und für die Klaſſe des gebildeten Publicums, welche der Ueberſetzer wohl hauptſächlich berückſichtigte, weniger geeignet iſt, weggeſchnitten hat. Das Ganze iſt zwar dadurch etwas fragmentariſch geworden; als moraliſche geiſtreiche Lectüre hat es aber dadurch nichts an ſeinem Werth verloren. Zum Beweiſe unſers Urtheils über die Ueberſetzung fügen wir eine Probe bey. „S. 152.: Die Rechtſchaffenheit und Reinheit der Geſinnungen, die des Weiſen Bruſt belebt, hält gleichen Schritt, iſt ſtets mit ſich übereinſtimmend und frey von Nebenrückſichten. Ihr Antlitz iſt heiter, ihr Blick hell, ihre Geberde frey und ungebunden; ſie ſieht weder vor noch hinter ſich. Was um ſie vorgeht, hat keinen Einfluſs auf ſie; die Umſtände an ihrer Seite können ſich verändern, ſie ſelbſt verändert ſich nie — ihre Abſicht bleibt dieſelbe, ihr Ziel ſteht unverrückt. Was ſie einmal beſchloſſen, ſteht unveränderlich feſt. Der Wille eines ſolchen Menſchen erhält hinfort keine andere Einwirkungen. Was ihm zum Grunde liegt, ſind die ewigen, unabänderlichen Geſetze der Natur — jene Klarheit, die alle Menſchen erleuchtet, jene feſte Richtſchnur, die allé Völker anerkennen, deren Verſtand und Wille noch unverdorben iſt. Der wahrhaft Rechtſchaffene hört auf keinen andern Zuruf, als den ſeines Gewiſſens. Sein Herz allein beräth ihn; denn in ſeiner Bruſt wohnt die ewige Wahrheit, rein und unverfälſcht, ſo wie der Himmel ſie über gute Menſchen ausgieſst."

ERLANGEN, b. Walther: *Verſuch einer vollſtändigen analytiſchen Denklehre als Vorphiloſophie und im Geiſte der Philoſophie*, von *Gottlieb Ernſt Aug. Mehmel*, öffentl. ordentl. Lehrer d. Philoſ. 1803. XII u. 252 S. 8. (20 gr.)

Was der Vf. mit dieſer Logik beabſichtiget, erklärt er in der Vorrede. „So lange man die Logik in der Philoſophie ſuchte und jene als ein Glied von dieſer betrachtete, war es unmöglich, ihr gegenſeitiges Verhältniſs richtig zu erkennen, und einen Faden aus dem Labyrinthe zu finden, worin ſich beide auf dem Wege der Pſychologie und Anthropologie verloren hatten." (Daſs der Logik fremdartige Theile aus der Pſychologie und Anthropologie beygemiſcht wurden, daran hatte die Behauptung: die Logik ſey ein Glied der Philoſophie, keine Schuld, da ſie das wirklich iſt. Die Schuld lag vielmehr darin, daſs man ſie als bloſse reine Formalphiloſophie, die einen beſondern Zweig der Philoſophie überhaupt ausmacht, nicht gehörig von der reinen materialen und der dieſer entſprechenden empiriſchen Philoſophie trennte. Durch dieſe Trennung wird ihr Verhältniſs mit den übrigen Zweigen der Philoſophie kenntlich genug.) Seit der Erſcheinung der *Kritik d. r. Vern.* wären nun zwar vortreffliche *Beyträge* zu einer *neuen Schöpfung* der Logik geliefert worden; es habe ſich aber doch kein Geiſt gefunden, der die von *Kant* zuerſt aufgeſtellte reine Idee einer *vollſtändigen* Denklehre, ungeſtört durch den Schatten des *Ariſtoteles*, der die Idee dieſer Wiſſenſchaft ſogar mangelhaft und unrein aufgefaſst

gefafst habe, und deſſen Logik gar nicht ſo vollendet ſey, wie *Kant* meyne, in ihrem ganzen Umfange realiſirt hätte. Eine ſolche Logik ſoll nun hier geliefert werden, nicht blofs die allgemeine reine, wirklich gereinigte, ſondern zugleich die erſte *vollſtändige* angewandte Logik. Den Zuſatz auf dem Titel, dafs ſie im Geiſte der Philoſophie bearbeitet ſey, erklärt der Vf. ſo, dafs ſie durchgängig auf das Unbedingte und Ideale, welches der Geiſt in reiner *Vernunft-Anſchauung* ergreife, als auf das letzte bindende Glied aller wiſſenſchaftlichen Gewifsheit gerichtet ſey. Noch deutlicher wird dieſe dunkle und unbeſtimmte Aeuſſerung durch den Zuſatz: dieſs ſey der Fall, wenn aus der ganzen Darſtellung das *Höhere* hervorblicke, *worauf* die Denklehre als Wiſſenſchaft *ruhe*. Man ſieht leicht, dafs jene Erklärung auf weiter nichts als das Princip der Wiſſenſchaftslehre, das jede Wiſſenſchaft, alſo auch die Logik, ſo gut als die reine materiale Philoſophie, wiſſenſchaftlich begründe, hindeuten ſoll. Und eine ſolche, aus jenem Princip hergeleitete und auf daſſelbe gebaute allgemeine reine und angewandte Logik iſt die gegenwärtige wirklich. Was ihre *Vollſtändigkeit* betrifft, ſo wüſsten wir nicht, worin ihr *reiner* Theil, der doch, nach *Kants* Idee von dieſer Wiſſenſchaft, die eigentliche Logik ausmacht, vollſtändiger wäre, als die Logiken von *Jakob*, *Kieſewetter* und die von *Jäſche* herausgegebene *Kantiſche*; ſelbſt dem *angewandten* Theile der beiden erſtern geht am weſentlichen Inhalte nichts ab. Wenn aber von Vollſtändigkeit der allgemeinen Logik die Rede iſt: ſo mufs doch unter dieſer vorzüglich die *reine* verſtanden werden, und in Anſehung dieſer iſt es allerdings richtig, was *Kant* von dem Ariſtoteliſchen Organon ſagt, dafs es alle weſentlichen logiſchen Momente enthalte. Die Logik unſers Vfs. hat übrigens das Verdienſt, dafs ſie ſowohl in ihrem reinen als angewandten Theil in ſtrenger ſyſtematiſcher Ordnung vorgetragen und alles darin erſchöpft iſt, was in der Sphäre dieſer Wiſſenſchaft liegt. Um deswillen wünſchten wir aber, dafs die Art, die Logik auf die Grundſätze der ſogenannten Wiſſenſchaftslehre zu bauen, gänzlich dabey weggeblieben ſeyn möchte, da ihre Unſtatthaftigkeit ſchon ſo oft und ſo bündig erwieſen worden, ſie den Vortrag oft unverſtändlich und myſtiſch macht, und der Allgemeinheit des Gebrauchs des Buches Abbruch thut.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Crapart: *Traité élémentaire d'Arithmétique décimale*, — ſpecialement deſtiné aux orfèvres, bijoutiers etc. Par le cit. *Guillard*. An X. (1802.) 120 S. 12. (8 gr.)

Für die Klaſſe von Bürgern, denen der Vf. ſein Buch beſtimmt, Goldſchmiede, Juweliere und andere Perſonen, deren Geſchäft es iſt, Gold und Silber zu verarbeiten und umzuſetzen, mufs eine Anweiſung, wie die neufranzöſiſche Gewichtseintheilung mit der ältern zu vergleichen, und wie die bey ihren Arbeiten vorkommenden Rechnungen nach der neuen Eintheilung zu vollführen ſind, ohne Zweifel nützlich und angenehm ſeyn; und es ſcheint, dafs die gegenwärtige ziemlich die Forderungen erfüllt, die man an eine ſolche Anweiſung machen kann: ſie iſt faſslich, mit hinlänglichen Beyſpielen erläutert und nicht gar zu weitläuftig. Freylich möchte wohl die Hauptſache ſich auf weniger als die Hälfte der Seiten bringen laſſen; aber der Vf. ſetzt Anfänger im Rechnen voraus, denen er nicht einmal Regel de tri zumuthet, was denn doch wirklich etwas zu herablaſſend iſt, da er doch der Alligation ein Kapitel widmet. Der Plan des Buchs iſt folgender. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, wovon der erſte vom Silbergewicht, der zweyte vom Goldgewicht handelt. Der erſte Theil hat drey Kapitel: das erſte enthält die Eintheilung Kilogramms, nebſt den Regeln der Decimalrechnung; das zweyte: Anwendung dieſer Regeln bey der Reduction des neuen Gewichts auf das alte; das dritte: Alligationsrechnung bey Silber. Der zweyte Theil enthält zuvörderſt die Eintheilung des Hectogramms, ſodann die Reduction des Hectogramms auf Unzen, und endlich die Alligation und dahin gehörige Rechnungen bey Gold. Als Anhang iſt noch eine Ueberſicht der in dem Buche enthaltenen Specialregeln, und eine Sammlung von neun kleinen Tafeln hinzugefügt, um denen, die Gebrauch davon machen müſſen, alles recht leicht und mechaniſch zu machen. Für Leſer, denen die franzöſiſche Benennung und Eintheilung des Gold- und Silbergewichts nicht gleich gegenwärtig ſeyn möchte, erwähnen wir nur, dafs bekanntlich nach der alten Eintheilung 1 Marc = 8 Onces; 1 Once = 8 gros; 1 gros = 72 grains iſt; nach der neuen Eintheilung aber 1 Myriogramme = 10000 Grammes; 1 Kilogramme = 1000 Grammes; 1 Hectogramme = 100 Grammes; 1 Decagramme = 10 Grammes; ferner 1 Decigramme = 0,1 Gramme; 1 Centigramme = 0,01 Gramme; 1 Milligramme = 0,001 Gramme. Die Vergleichung des alten und neuen Gewichts iſt folgende: 1 Kilogramme = 4 Marcs 0 Onces 5 gros 35 grains; 1 Hectogramme = 0 Marcs 3 Onces 2 Gros 10,7 grains; 1 Decagramme = 0 Marcs 0 Onces 2 gros 44,2 grains; 1 Gramme = 0 Marcs 0 Onces 0 Gros 18,83 grains. Die Werthe vom Decigramme u. ſ. w. ergeben ſich eben ſo durch Diviſion mit 10. — Druck und Papier geben dem Büchelchen ein gefälliges Anſehen, das unſern unzähligen deutſchen Rechenbüchern gewöhnlich fehlt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. März 1804.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Ideen zur natürlichen Geschichte der politischen Revolutionen.* 1802. XII u. 231 S. 8. (18 gr.)

Nach einer uns zugestellten Anzeige, zu deren öffentlicher Mittheilung wir berechtigt sind, ist der Vf. dieser interessanten Schrift, in der man schon bey dem ersten Durchblick die nicht zu verkennenden Spuren eines originalen, scharfsinnigen und liberalen Geistes entdeckt, Hr. *Saul Ascher* in Berlin. Sie sollte bereits in der Ostermesse 1799 im Verlag der Vossischen Buchh. daselbst unter ihrem jetzigen Titel erscheinen; und dieser Titel ist auch schon in dem Leipziger Catalog für jene Messe abgedruckt. Allein da ihre damalige Herausgabe von dem Censor hintertrieben ward: so kam sie unter günstigern Umständen in der Ostermesse 1801 unter dem veränderten Titel: *Philosophische Skizzen zur Geschichte des Ursprungs, Fortschrittes und Verfalls der gesellschaftlichen Verfassungen*, heraus. So erregte sie nicht die Aufmerksamkeit des Publikums, welche sie verdiente, und dieſs bewog den ungenannten Verleger, sie jetzt unter dem ursprünglich bestimmten, angemessenern Titel noch einmal vorzulegen. Wir können nicht anders, als wünschen, dafs dieser Zweck erreicht werden möge, und halten uns verpflichtet, das unsrige dazu beyzutragen, indem wir diese Bogen dem gebildeten Publikum, das sich für politische Untersuchungen interessirt, als eine gesunde, kernhafte Nahrung des Forschungs- und Beobachtungsgeistes recht sehr empfehlen, und versichern, dafs nicht leicht jemand die Schrift von sich legen wird, ohne grofse, lichtvolle, zum Theil ganz neue und originale Ideen aus ihrer Lesung geschöpft zu haben.

Bey einem Werke dieser Art, das einzelne, kurze Betrachtungen aus dem weiten Gebiete der Politik und der Geschichte der Revolutionen des menschlichen Geschlechts enthält, findet natürlicherweise weder eine vollständige Analyse, noch eine räsonnirende Vergleichung mit irgend einem wissenschaftlichen System statt; wir glauben daher den Zweck dieser Anzeige am vollkommensten zu erfüllen, wenn wir nur die Rubriken der Abschnitte hersetzen, und hie und da einen der hervorstechendsten Gedanken ausheben.

Von der jetzigen Denkart über die Entstehung politischer Revolutionen. Treffende Klagen darüber, dafs in Deutschland meistens nur Gelehrte von Profession politische Schriften geben. *Verschiedenheit der Systeme in Rücksicht des Ursprungs der Gesellschaft.* Der Vf. leitet sehr richtig die Folgerung daraus her, dafs politische Revolutionen an und für sich ihren Ursprung in der Natur haben, und dafs die Vernunft dadurch allmählig auf den gesellschaftlichen Zustand einen solchen Einfluſs erhielt, dafs sie in dem Wirkungskreise der Menschheit endlich ihre Nebenbuhlerinn, die Sinnlichkeit, wo nicht verdrängen, doch zu einer einverstandenen Wirksamkeit bringen kann. *Entwicklung des wirklichen Ursprungs des gesellschaftlichen Lebens.* Sinnlichkeit schuf Eigenthum, und die Gesellschaft entstand, indem man jene Idee durch willkührliche Uebereinstimmung Gesetzen zu unterwerfen suchte. *Entstehung der Regierung und des Staats.* Durch das Bedürfniſs der Gesellschaft, regiert zu werden, entstand der Staat, und ein ursprünglicher Staat enthielt das durch eine, der Regierung überlassene willkührliche Macht verwaltete Eigenthum. *Ursprung der Kolonieen und daraus entstehende Mannigfaltigkeit der Nationen und Staaten. Zwecke der Regierungen. Einfluſs der Regierungen auf alle bisher bestandene eigentliche Religion.* Alle Religion ist Erfindung eines politischen Kopfes: ihr Hauptzweck geht darauf hinaus, vollkommene Gesellschaften, aber keinesweges (?) vollkommene Menschen zu bilden. *Würdigung der neuen Ideen über das Christenthum.* Jesus war ein eifriger, redlicher Sectirer; die Apostel wollten eine Religion stiften. *Einfluſs der Regierungen auf die Rechte des Menschen. Despotismus, Anarchie, Tyranney und Zweck der Regierung. Nähere Bestimmung der Idee von Revolution.* Eine politische Revolution ist die Rückkehr eines Zustandes der menschlichen Natur, die ihrem gesellschaftlichen vorgegangen. *Entwickelung der eigentlichen Triebfedern aller politischen Revolutionen und die daraus entstehende Verschiedenheit derselben.* Keine der ursprünglichen Regierungen konnte der gesellschaftlichen Ordnung eine solche Richtung geben, dafs der Mensch dabey glücklich oder zufrieden bleiben konnte. Daher der revolutionäre Geist, der Trieb der menschlichen Natur, sich den Besitz eines solchen Zustandes zu erwerben, wo man einer, dem Zweck der Natur entsprechenden Freyheit des Genusses, der Meynungen und Handlungen theilhaft würde. Dieſer revolutionäre Geist sucht also zuerst die Freyheit des Genusses, dann die der Meynungen, darauf die der Rechte zu entwickeln. *Geist der Staatsverfassungen im Alterthum. Entstehung der christlichen Hierarchie.* Die durch christliche Hierarchie verbreitete Stimmung zu einer allgemeinen Denkart vereinfachte die Verschiedenheiten in den gesellschaftlichen Verfassungen

und gewöhnte überhaupt die Menschen, die Würde ihrer Gattung allmählig in der Menschheit aufzusuchen. *Einfluß und Zweck der christlichen Hierarchie. Skizze von der Entstehung des dritten Standes und deren Folgen.* Der revolutionäre Geist eroberte der menschlichen Natur die Freyheit des Genusses wieder, wodurch der Grund zu einer gleichförmigen Anlage aller in den neuern Zeiten entwickelten Staatsverfassungen gelegt ward. *Darstellung der Reformation und ihrer Wirkungen.* Mit *Luther* begann die Periode, wo der menschliche Geist nicht von seinem Erwachen wieder in einen sanften Schlummer verfiel, sondern unaufhaltsam zur Freyheit in Meynungen und Grundsätzen sich empor arbeitete. *Ursachen und Folgen des Untergangs der französischen Monarchie. Blick auf die Entstehung des Nordamerikanischen Freystaates. Ideen über die Regierungsformen.* Wir treffen unter den Menschen keineswegs eine Regierung, die der Idee von Monarchie oder Panarchie völlig entspricht. Jene ward durch Aristocratie, diese durch Democratie verwirklicht. Es ist aber die Aristocratie, die sich auf Constitution gründet, der Democratie nicht nachzusetzen. *Theorie und nähere Bestimmung der Idee von Constitution.* Der Zweck einer politischen Constitution ist einzig und allein, die Grundlinien anzugeben, nach welchen die Kräfte der menschlichen Natur in der Gesellschaft am wirksamsten und vortheilhaftesten in Thätigkeit gesetzt werden könnten; und die vollkommenste Constitution ist diejenige, die ihre allgemeinen Bestimmungen auf die freyeste Thätigkeit dieser Kräfte berechnet. *Ideen zur Metapolitik und ihr Verhältniß zur Politik.* Die Politik ist die auf Erfahrung gegründete Wissenschaft von den verschiedenen Gesellschaften und der möglichsten Vollkommenheit des gesellschaftlichen Zustandes; die Metapolitik macht, so zu sagen, den reinen Theil von jener Wissenschaft aus, und zählt die Ideen auf, die der menschlichen Vernunft davon einzig und allein zum Grunde liegen. Sie giebt dem menschlichen Verstande den Wink, dass er nicht allein aller Scharfsinn nicht vergeblich aufbieten dürfte, sondern auch alle Mittel anwenden muss, den politischen Einrichtungen die Richtung zu geben, dass sie zur Vollkommenheit des gesellschaftlichen Zustandes beständig fortschreiten mögen. Allein ehe der gesellschaftliche Zustand jenes vorgesetzte Ziel erreicht, stehen den Gesellschaften noch grosse Revolutionen bevor, und zwar von höherer und sublimerer Gattung, als die bisherigen. Dabey wird sich der revolutionäre Geist nach eben der Methode, wie bisher, entwickeln; und wir werden die uns scheinbaren Rückfälle der Menschheit dabey als eben so viele Vorbereitungen zu einer höhern Stufe der Kräfte der menschlichen Vollkommenheit betrachten müssen. Nur dürfte er demnach, mitten unter den traurigen Zeichen unserer Tage, dennoch den gesellschaftlichen Zustand bereits zu einer der Menschheit würdigen Bestimmung in einer solchen Blüthe erblicken, dass wir dereinst uns davon der besten Früchte zu erfreuen die schönste Aussicht haben.

Am Schlusse folgen noch S. 207 ff. einige nähere Erläuterungen einzelner Sätze, zum Theil auch in Beziehung auf andere Schriftsteller.

Uebrigens ist das Ganze als Fragmente aus Briefen in einer leichten, bestimmten und gefälligen Sprache und in einem unterhaltenden Tone abgefasst, den wir den zahlreichen politischen Schriftstellern des Tages mit gutem Gewissen als Muster empfehlen können.

MANNHEIM, b. Löffler: *Das allgemeine Kriegssteuer-Recht, mit besonderer Rücksicht auf die Kriegssteuern der Pfarrer und Geistlichen.*

Auch unter dem Titel:

Die gute Sache der Bauern und Pfarrer in Kriegssteuern. 1803. 452 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Um unsere Leser mit dem Inhalt und dem Zwecke dieser Schrift und zugleich mit der Schreibart des Vfs., der allem Vermuthen nach ein katholischer Geistlicher aus der Gegend von Bruchsal ist, bekannt zu machen, wollen wir dasjenige hersetzen, was er im letzten Cap. auf die Frage antwortet: „Was sollen „und werden die Folgen dieser Abhandlung seyn?" „Die alleinige Grund- und Gewerbsteuer zur Tilgung „der Kriegsschulden," sagt der Vf., „wird in das „Reich der rechtlichen Undinge deportirt; dagegen „die gemeine Vermögenssteuer zur Existenz gebracht; „die respectiven Zehntennehmer der Ueberbürde enthoben; der Bauernstand entlastet, und seines Daseyns zum Behuf aller übrigen Stände empfänglich „und froh gemacht; die arme pfarrliche Congrua des „Segmentirens endlich einmal befreyt, höchstens nur „nach dem erträglichen Fusse der allgemeinen Vermögenssteuer, oder Nahrungsschatzung oder einer „mäßigen Abfindungssumme zu den jetzigen Kriegsschulden mit angezogen (§. 127.); die übrige Steuer „last aber, welche der Staat dem Corpus der pfarrlichen Einkünfte anwerfen zu dürfen glaubt, den „Patronen und Grosdocimatoren" (die nach §. 111—116. die Einkünfte der Pfarreyen häufig an sich gezogen, und den Pfarrern dagegen dürftige Competenzen angewiesen haben) „zugeworfen; die Fixirung der „Congrua nach Geldpensionen, besonders in jetzt geprägten Sorten möglichst verhütet; sondern vielmehr „auf Grundgütern, Zehnten und Gilden belassen werden." Man sieht, dass der Vf. die Wirkungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit sehr hoch anschlägt. Wir zweifeln aber, ob er der guten Sache, die er vertheidigt, bey irgend einer aufgeklärten Regierung durch seine geistlose Compilation einen Dienst gethan haben werde. Das Gute und zur Sache Gehörige, was sich in der Schrift findet, hat der Vf., dem es ganz an gründlichen juristischen und staatswirthschaftlichen Kenntnissen fehlt, aus bekannten neueren Schriften zusammengetragen; aber durch Einkleidung und Einschiebsel entstellt und ungeniessbar gemacht, und durch lange Tiraden im Controverspredigertone und andere fremdartige Episoden unterbrochen. Wir würden nur die Geduld unserer

Leser

Leser ermüden, wenn wir sie mit dem Hauptinhalt der Schrift, nämlich dem vielen grossentheils Inconcludenten, was der Vf. aus den Reichsabschieden, aus dem canonischen Rechte, aus alten und neuen Canonisten und aus der Geschichte einzelner deutschen Provinzen für eine unbedingte Steuerfreyheit der Competenzen der Pfarrer anführt, näher bekannt machen wollten. Wir begnügen uns daher, nur noch einiges, was für den Geist und die Tendenz der Schrift charakteristisch ist, auszuheben. So sehr der Vf. nach §. 78. „reizvolle Kirchen- und Gottesdienste" auch aus dem Grunde liebt, „weil sie des gemeinen „Volkes Vauxhälle, Ball- und Opernhäuser — seine „Erholungsquellen sind" u. s. w., so läfst er sichs doch gefallen, dafs auch die Kirchen mit ihren Schätzen bey Kriegssteuern nicht frey ausgehen. Denn, sagt er §. 77, „nur bey hölzernen und steinernen, „selten bey goldenen oder silbernen Statuen der Hei„ligen Gottes fliefsen Wunder und Gnaden." Er führt dann „häusliche Beyspiele von Speyer und Waghäusel," besonders einen merkwürdigen Gruswechsel eines Marienbilds an, dessen Wahrheit durch die Zweifelsgründe des protestantischen Lehnmanns bey jedem unbefangenen Kritiker bestärkt worden sey. Den Verfall der Religion datirt der Vf. S. 220. von der Aufhebung des Jesuiterordens. Er versichert dabey, die ganze unbefangene Welt stimme mit dieser Behauptung überein, die Jesuitenfeinde bis auf den neuesten *Peter Wolf* mögen aus alten und neuen Tubis gegen denselben zusammenschmieren, was sie wollen. Dann folgen im Tone eines Abbé *Barruel* Ausfälle gegen die Illuminaten, gegen *Kant*, *Fichte* u. a. Dabey tröstet sich aber der Vf. damit, dafs „alle diese „himmelstürmenden Riesen gegen das Convexum nicht „weiter als 6 Stunden aufwärts gedrungen seyen, wo „der reinere Aether auf ihre Lungen und Geblütsmassen allzuleichten Eindruck gemacht, hiemit „den Umlauf des Geblütes fast in Stillstand versetzt „habe." !!

Ohne Druckort: *Wie kann dem katholischen Schwaben das Kriegsungemach zum gröfsten Vortheile für die Religion vergütet werden?* Eine Frage, deren Beantwortung dem schwäbischen Kreise zur Beherzigung vorgelegt wird. *Erstes*, *zweytes* und *drittes* Heft. 1801. 152 S. 8.

Unter dem angeführten Titel rügt ein katholischer Pfarrer in Schwaben manche der Lehrmeynungen und Gebräuche seiner Kirche. Er kündigt sich dabey durch die ganze Schrift als einen Mann an, der aus der Fülle eines von Menschenliebe und ächter Religiösität erwärmten Herzens spricht. Er möchte das Christenthum von allen Zusätzen, durch die es unkenntlich geworden ist, befreyt, und in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt wissen. Wie der Vf. von Bettelmönchen, von Wallfahrten, von Kreuzgängen, von Wettersegnungen, von Fastengeboten, von der Ohrenbeichte, von dem gottesdienstlichen Gebrauch der lateinischen Sprache u. s. w. denke, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Am meisten aber eifert er gegen den ehelosen Stand der Geistlichkeit. Und der gröfste Theil der vor uns liegenden drey Hefte beschäftigt sich damit, die bekannten Nachtheile des Cölibats aus einander zu setzen. Doch soll derselbe um der Schwachen willen, nicht mit einemmale aufgehoben werden, sondern nur allmälig sich verlieren. Unter den übrigen Reformen, die der wohlmeynende Vf. vorschlägt, zeichnen sich besonders aus — die Verkleinerung der bischöflichen Sprengel, und, was nur unter dieser Voraussetzung möglich ist, Zurückführung der Bischöfe auf ihre ursprüngliche Bestimmung, Aufhebung der Domcapitel und landesherrliche Ernennung der Bischöfe, Verwandlung unmittelbarer Abteyen in geistliche Seminarien, Aufhebung einer Menge unnützer Ehehinderniffe, Einführung eines neuen Katechismus und eines neuen Rituals u. s. w. Seit der Erscheinung dieser Hefte, deren Fortsetzung, wie es scheint, unterbleibt, hat der Vf. die Freude erlebt, durch den Entschädigungsplan eine Ordnung der Dinge herbeygeführt zu sehen, welche der Realisirung mehrerer seiner frommen Wünsche nicht anders als günstig seyn kann. Einiges ist hie und da schon in Erfüllung gegangen. Andere der vorgeschlagenen Reformen erwarten ihre Realisirung von einem neuen Concordat, von der einsichtsvollen Thätigkeit des geistlichen Oberhaupts der deutschen katholischen Kirche und von den weisen Maafsregeln aufgeklärter Regierungen. Nur gerade derjenige Wunsch, der dem Vf. am meisten am Herzen liegt, scheint von seiner Erfüllung weiter entfernt zu seyn, als der Vf. und andere vor zwey Jahren gedacht haben mögen, seitdem die römische Curie durch das französische Concordat zu Tage gelegt hat, welch hohen Werth sie auf die Beybehaltung des Cölibats lege, während zugleich die französische Regierung durch eines ihrer Organe der Ehelosigkeit der Priester sogar auf Kosten der Ehe überhaupt das Wort reden liefs. Indessen hat man doch wohl in Deutschland nicht auch dieses zu besorgen, dafs selbst die nahe geglaubte und so wünschenswerthe allgemeine Aufhebung der Bettelmönche unterbleiben, und nicht etwa an dem Interesse der päpstlichen Curie, sondern an dem Kameral-Interesse protestantischer Regenten scheitern möchte?

Weimar, b. d. Gebrüd. Gädicke: *Der Soldat als Beystand der Polizey*, oder *Anleitung zur Kenntniss der Garnisonpolizey und die Bestimmung des Militairs in Friedenszeiten.* Für junge Officiere und solche, die mit der besondern Garnisonpolizey unbekannt sind, von einem königl. preufs. Officier. 1802. XIV. und 244 S. 8. (20 gr.)

In Friedenszeiten zur Aufrechthaltung der Polizey und Unterstützung der Civilobrigkeit bestimmt, hat der Officier manche Pflichten und Obliegenheiten zu erfüllen, über die er in den gewöhnlichen Reglements keine Vorschrift findet. Ihm eine Anleitung dazu an die Hand zu geben, die ihn in manchen Fäl-

Digitized by Google

len

len vor Verantwortlichkeit schützt, war die Absicht des Vfs. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Polizey der Städte und über die Militärpolizey, geht der Vf. zu den besondern Fällen über, wo der Soldat die Polizey wirklich unterstützen kann und muss. Diese Fälle sind: Erhaltung der allgemeinen Ordnung; Feuer- und Wassergefahr; Volksunruhen und Tumulte und öffentliche Hinrichtungen. Auch gehören hieher noch Jahrmärkte, öffentliche Feste und ähnliche Gelegenheiten, wo eine ungewöhnliche Menge Volks von verschiedenen Ständen auf einem Platze versammelt ist.

In Absicht der Feuerpolizey wünschte Rec. doch im Allgemeinen das Verfahren angegeben, welches ein zu einem Feuer, z. B. auf einem Dorfe, commandirter Officier zu beobachten hat, wo es gewöhnlich an einer guten Direction fehlet, und wo man jenem, als einem Manne von Ansehn, immer gern und willig gehorchet. Eben so unbefriedigend sind die Vorschriften über das Verhalten des Officiers bey Volksunruhen. Anstatt der hier überflüssigen Digressionen über militärische Subordinationen S. 157. und über die Ursachen der Empörungen, würde eine genaue und bestimmte Belehrung darüber, wie der Officier sich gegen die Aufrührer selbst zu verhalten habe, um nicht zu früh Gewalt zu gebrauchen, sich und sein Commando aber auch durch zu weit getriebene Langmuth nicht selbst in Gefahr zu setzen, weit zweckmäßiger gewesen seyn. Rec. ist ein Fall bekannt, wo ein sonst sehr verdienstvoller Officier die unruhigen Bauern dadurch zu schrecken glaubte, dass er seinem Detaschement zu laden befahl; ehe dieses aber geschah, von den Empörern überfallen und auf das gröblichste misshandelt ward. So lange als möglich, Güte anzuwenden, aber zugleich eben so, wie vor dem Feinde, auf jeden Fall gefasst zu seyn und dieselben militärischen Vorsichtsregeln zu beobachten, ist ein Grundsatz, den Rec. aus eigner Erfahrung gezogen hat, und den kein Officier bey dergleichen kritischen Ereignissen ohne Gefahr aus den Augen setzen darf.

Obgleich übrigens der Ausfall gegen die jetzt gangbaren Räuberromane, vorzüglich den *Rinaldo Rinaldini* S. 105. nicht an seinem Orte stehet: so stimmt doch Rec. vollkommen in die Klage des Vfs. über das zu weit getriebene Mitleid gegen Verbrecher ein. Sey es auch, dass man den Inquisiten — seine Schuld sey erwiesen oder nicht — mit Nahrungsmitteln unterstützt, die ihn kräftiger nähren, als blosses Brod und Wasser: so ist es doch durchaus nicht zu billigen, wenn ihm aus missverstandener Empfindsamkeit Wein, Kaffe und dergleichen Produkte des Luxus gereicht werden; nur eine, ihre Würde und ihre Pflicht nicht kennende Polizey kann so etwas gestatten.

Amberg u. Sulzbach, in d. Seidel. Kunst- und Buchh.: *Ueber Auswanderung in besonderer Hinsicht auf Bayern*, von *Joseph von Wfinger*, kurfürstlichem Gerichtsactuar zu Burghausen. 1804. 176 S. 8. (12 gr.)

Dass in Bayern, unter der gegenwärtigen Regierung, die unermüdet das Glück der Unterthanen und die Zunahme des Flors des Landes berücksichtigt, jeder, der in sich einen Beruf fühlt, jetzt sein Scherflein darreicht und seiner Seits Verbesserungen vorschlägt, ist natürlich. Der Vf. des gegenwärtigen Aufsatzes prüft die Gründe, warum Bayersche Unterthanen auswandern; er will nicht, dass das Auswandern durch Zwangsgesetze gehemmt sey, sondern dass neue Erwerbsquellen eröffnet werden, welche die Bayern in ihrem Vaterlande ernähren. Er untersucht die gegenwärtigen Hindernisse, und thut Vorschläge zur Aufhebung der Missbräuche. Das Ganze zeugt von einem wahren und einsichtsvollen Patrioten. Schade, dass die weitläufigen und dunkeln Perioden das Lesen dieses Buchs erschweren. Z. B. S. 104. „was den ersten Satz anlangt: so glaube ich, „ist es als allgemein richtig anzunehmen, dass der „Besitz von unfürdenklichen Zeiten her (als eine gesetzliche Art, Eigenthumsrechte zu erlangen, betrachtet), nur diejenige Handlungsweise zum Gegenstande haben könne, welche an sich zum eigenthümlichen Erwerbe geeignet ist." Auch die erste Periode in der Vorrede giebt einen auffallenden Beweis dieser Behauptung. Desgleichen stösst man ungern auf Ausdrücke als S. 20. „Aus anzüglicher Gelegenheit und Konsortitz geschahen manche Auswanderungen." S. 65. „Was jenem detrectirt, entzieht diesem." Einmüdige Wiesen; Cultursfonde; Miethschaften statt Hausmiethe u. dgl. m.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Schwickert: *Aechte kalte Druck- und Tafelfarben auf Mousselin und Cattun.* Nebst der türkischen seidenen Tücher- und Baumwollenfärberey. 1802. 60 S. 8. (8 gr.) — Rec. kann dieses kleine Büchelchen den Druckern der Baumwollenwaaren ohne Bedenken empfehlen, sollten sie auch nicht immer auf ganz neue und unbekannte Farbenzusammensetzungen stossen. Die hier angegebene Methode, Türkischroth zu färben, verdient schon allein alle Aufmerksamkeit des praktischen Färbers, indem sie weit einfacher, als diejenige ist, welche man in andern, sogar vorzüglichern Färbebüchern findet. Das baumwollene Garn wird, um es nach dieser Angabe zu färben, nach dem Einweichen in Wasser einige Mal mit einer kalischen Lauge behandelt, dann in eine Beize aus Alaun, Pottasche, Salmiak, Salpeter (die beiden letztern scheinen unnöthige Ingredienzien), Bleyzucker u. s. w. und einer hinlänglichen Menge Wasser zusammengebracht, und darauf gespühlt. Es wird dann im Krappkessel ausgefärbt, in bis zum Kochen erhitztes Kleyen- und Seifenwasser gebracht, darauf noehmals gespühlt und getrocknet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. März 1804.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Levrault u. Magimel: *Relation détaillée du passage de la Limat, effectué le 3 Vendémiaire an 8; suivie de celle du passage du Rhin, du 11 Floreal suivant; et de quelques autres passages de fleuve.* Par le citoyen *Dedon l'aîné*, chef de brigade d'artillerie. an IX. (1801.) 231 S. 8. mit zwey Karten von *Tardieu.* (1 Rthlr. 10 gr.)

Beynahe alles, was über den grofsen und wichtigen Revolutionskrieg erfchienen ift, giebt blofs einen allgemeinen Ueberblick der Operationen, ohne in ihr Inneres einzudringen, ohne durch das Detail der Ereigniffe für den Krieger lehrreich zu werden, indem es ihm Hülfsmittel angiebt, ähnliche Schwierigkeiten zu überfteigen. Gerade diefen Endzweck aber erfüllt das gegenwärtige Werk in vollem Maafse, fo wie es zugleich der Thätigkeit und Gefchicklichkeit der franzöfifchen Pontonniere ein bleibendes Denkmal fetzt. Mit der Erzählung der beiden Uebergänge über die Limmat am 25. Sept. 1799. und über den Rhein am 1. May 1800. verbindet der Vf. einen gedrängten Ueberblick der übrigen Operationen der Donau- und Rhein-Armee vom März 1799. bis zu dem am 15. Jul. 1800. gefchloffenen Waffenftillftand. Wir übergehen die vorhergehenden Ereigniffe, um uns einen Augenblick bey dem Uebergange über die Limmat zu verweilen, der bey den fonft unüberfteiglichen Schwierigkeiten nur mit der äufserften Anftrengung möglich war. Das jenfeitige, vom Feinde befetzte, Ufer beherrfchte durchgängig das diesfeitige, und bot wegen der fteilen Felfen, welche es einfafsten, nur fehr wenig Orte zum Uebergange dar. Zwar fchien eine einwärts gehende Krümmung des Fluffes, wo das jenfeitige Terrain von dem franzöfifchen Gefchütz völlig beftrichen werden konnte, gemeinfchaftlich mit dem hier ruhiger flieffenden Strome und einem guten Ankergrunde das Unternehmen zu begünftigen; allein es gab dafür an diefem Punkte durchaus *Nichts*, keine Infel, keinen einflieffenden Bach u. d. gl., wo man die Einfchiffung der erften Truppen hätte verbergen und dem feindlichen Feuer entziehen können, das bey der geringen Breite des Fluffes von 276 Fufs nothwendig fehr fürchterlich feyn mufste, wenn die Kähne und Pontons, wie gewöhnlich, auf Wagen an das Ufer gebracht und hier abgeladen werden follten. Nachdem daher der Vf. mit vieler Mühe 37 Kähne zufammengebracht hatte, die 20 bis 45 bewehrte Leute faffen konnten, liefs er fie transportweife bis hinter das Dorf *Dittikon* bringen und daselbft einftweilen bis zum beftimmten Augenblick des Ueberganges niederlegen. Von da wurden fie von den Leuten zweyer dazu beftimmten Bataillons auf die Schultern genommen und vollends an den Rand des 1200 Schritt entfernten Waffers getragen. Diefs fowohl, als die Aufftellung des Gefchützes auf dem diesfeitigen Ufer gefchah in folcher Stille, des abhängigen und von mehrern Gräben durchfchnittenen Bodens ungeachtet, dafs die ruffifchen Poften am andern Ufer nicht eher etwas bemerkten, bis die erften Fahrzeuge wirklich ins Waffer gelaffen wurden. Sobald eine hinreichende Anzahl Infanterie hinüber, und man dadurch von dem Erfolg des Unternehmens überzeugt war, ward die Ponton-Brücke angefangen und in 2¼ Stunden zu Stande gebracht. Diefe Zeit findet Rec. bey der Thätigkeit der franz. Pontonniers etwas lang; denn geübte Arbeiter müffen in der nämlichen Zeit eine Brücke von wenigftens 40 Pontons fchlagen, und folglich die hier bemerkte von 16 Pontons in weniger als 1¼ Stunde beendigen, wenn befonders der Fluss keine Sandbänke am Ufer hat, dafs die Pontons bis dichte an letzteres geftellt werden können. — Der Uebergang über den Rhein S. 147 ff. ift auf eine nicht minder befriedigende Art erzählt, und die Hülfsmittel fowohl als die Hinderniffe des Ueberganges find gut aus einander gefetzt; wir würden jedoch die Gränzen diefer Recenfion zu weit ausdehnen, wenn wir mehr davon fagen wollten, und halten das bereits angeführte für hinreichend, um jeden Officier, der Belehrung wünfcht, aufmerkfam darauf zu machen.

Unter dem Druckort: LONDON: *Darftellung der Urfachen, welche die Unfälle der Oeftterreichifchen Armeen im letzten Landkriege, befonders im Jahr 1800. nach fich gezogen haben.* Durch einen Reifenden in der Schweiz. Aus d. Engl. 1802. VI u. 152 S. 8. (20 gr.)

Obgleich die Urfachen der franzöfifchen Fortfchritte in diefem Kriege faft klar am Tage liegen, fo finden fich doch hier mehrere intereffante Anekdoten und treffende Bemerkungen zu Aufhellung jener Urfachen. Durch Befehle des Hofkriegsraths gehindert, nach der Eroberung von Zürich weiter vorzudringen, fah der Erzherzog *Karl* die fo fauer errungenen Vortheile wieder feinen Händen entfchwinden. Die Ruffen wurden, wie auch früher fchon mehrere verbündete Reichsfürften, durch üble Behandlung dahin gebracht, die Verbindung mit dem Wiener Hofe aufzuheben, der dann, fich felbft überlaffen, nicht mehr im Stande war,

war, dem reifsenden Strome der französischen Macht zu widerstehn. — Aufser dieser Aufklärung enthält dieſs Werk noch manche Züge zur Charakteristik *Pauls I.*, des Grofsherzogs *Constantin* und einiger russischen und österreichischen Generale. S. 95. findet sich ein Beytrag zur Geschichte des grofsen Brandes in Linz im J. 1800, der hier zugleich als ein Beyspiel der Schreibart des Vfs. eine Stelle finden mag: „Sonntags, den 17. Aug. Abends um fünf Uhr, sah man „längs dem Dache des Schlosses zu Linz, das über „die ganze Stadt herausragt, einen leichten Rauch „hinziehen. Eine ganze Viertelstunde hindurch war „das Feuer, das bald auf diesen Rauch folgte, so unbedeutend, dafs ein wenig Wasser es gelöscht hätte; „aber niemand ertheilte hierzu Befehle; eine halbe „Stunde nachher hatte das Feuer das ganze Dach ergriffen, und bald darauf stand das ganze Schloſs „in vollen Flammen. — Dieſs prächtige Gebäude „diente zum Spital für Blessirte, von denen ohngefähr vierzehnhundert, und noch die meisten schwer „verwundet, darin lagen. Ein Infanterie-Detaschement that Garnisons-Dienste, und nun, anstatt diesen Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, suchten Offiziers und Abwärter blofs ihre eigene Habe zu retten, und beorderten auch noch die Soldaten zu diesem Dienste; man sah weder den Gouverneur, noch „eine Magistratsperson, noch selbst eine Feuerspritze „zur Hülfe herbey eilen, wohl aber verschiedene Offiziere von der Garnison, und viele Einwohner, die „das Schauspiel herbeyzog, um das Schloſs herum „stehen. Endlich gelang es noch, ohngefähr sechshundert dieser Unglücklichen zu retten; die andern „hauchten ihr Leben in den Flammen aus. Nie werde „ich des erschütternden Jammergeschreys dieser Elenden vergessen. — Den nämlichen Abend noch wurde der Pallast der österreichischen Stände, so wie „ein Haus, das in einer Strafse unterm Schlosse lag, „vom Feuer ergriffen: auch hier wäre das Löschen „leicht gewesen; aber auch hier dachte niemand daran, die fernern Ausbrüche des dreyfachen Brandes „zu dämmen. — Man eilte, dem Gouverneur Anzeige zu machen, er liefs niemand vor sich kommen. *Was geht mich das an?* sagte er zu seinen Leuten, *dieſs Haus gehört nicht mir; sagt, ich sey krank! „Ich lege mich schlafen. Wenn das Feuer näher kommt, „dann zeigt mir's an.* (Er ward aber dafür kassirt.) „Endlich wurden Feuerspritzen herbeygebracht, von „denen aber die meisten nicht einmal Röhre hatten, „und die andern sonst unbrauchbar waren; erst Montags Morgens dachte man endlich daran, einige aus „der Nachbarschaft kommen zu lassen. — — Der „Regierungs-Präsident einzig zeichnete sich ehrenvoll „aus, liefs sein eignes Haus im Stiche und eilte den „andern zu Hülfe, und wurde mit Hohngelächter beylegt, sobald man dasselbe auch von den Flammen ergriffen sah." Fürwahr eine schreckliche Geschichte!

Berlin, b. Maurer: *Ausführliche und zuverlässige historisch-militärische Beschreibung der Schlacht bey Kunersdorf und Frankfurt*, am 12ten August 1759. Mit beygefügtem genauen Situations-Plane nebst verschiedenen Nachrichten der Schicksale Frankfurts und der umliegenden Gegend in damaliger Zeit. Gesammelt und herausgegeben von *Joh. Ludw. Kriele*, Prediger zu Kunersdorf. 1801. XIV u. 172 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., dessen Wohnort Veranlassung war, dafs mehrere Fremde, welche das Schlachtfeld zu besuchen kamen, von ihm nähere Auskunft verlangten, giebt hier die Beschreibung dieser merkwürdigen Schlacht theils nach öffentlich erschienenen Nachrichten, theils nach den mündlichen Relationen mehrerer Augenzeugen. Aufser einigem sonst unbekanntem Detail findet man daher auch hier eine sehr genaue Angabe des Verlustes der beiderseitigen Heere, und die Erzählung der Ereignisse in Frankfurt nach dem Treffen, wo die Stadt nach und nach über 170,000 Rthlr. Brandschatzung an die Russen bezahlen mufste, die Lieferungen an Naturalien ungerechnet, die sich über 150,000 Rthlr. beliefen. Merkwürdig ist der Umstand: dafs der Vf. nicht ohne Grund zu erweisen sucht: die Preufsen seyen nicht nur über den *Kuhgrund* — den *Tempelhoff*, selbst Augenzeuge dieser Schlacht, als das Endziel der preufsischen Fortschritte angiebt — sondern sogar noch einige hundert Schritt über den, weiter gegen die *Judenberge* hin liegenden *Tiefenweg* vorgedrungen. Wirklich stimmt dieſs auch mit den Tagebüchern mehrerer preufsischen Regimenter überein, denen zufolge die Preufsen bis an die Judenberge gekommen sind; und mehrere Augenzeugen haben den Vf. versichert, dafs die Felder jenseits des Kuhgrundes ganz mit preufsischen Leichen bedeckt gewesen. Der Plan ist von dem nachherigen General-Quartiermeister Lieutnant v. *Barsewisch* sehr genau aufgenommen worden, und spricht ebenfalls für die Behauptung des Vfs. Nur ist zu bedauern, dafs die Buchstaben des Plans weder im Werke selbst, noch in einer besondern Nachweisung erklärt werden. — Das Titelkupfer enthält eine Abbildung der silbernen Denkmünze, welche die russischen Soldaten nach der Schlacht bey Kunnersdorf bekamen.

Ohne Druckort. *Ueber den Feldzug der deutschen und französischen Armee in Deutschland, im Sommer und Winter des Jahrs* 1800. Von einem Officier der alliirten Truppen im Laufe des Feldzugs verfafst. 1801. 144 S. 8.

Enthält eine Entwickelung der gröfstentheils bekannten Ursachen der Unfälle der deutschen Armeen, mit Anführung einiger nähern, minder bekannten Umstände. Das Ganze zerfällt in *zwey* Abtheilungen: den Sommer-Feldzug und den Winter-Feldzug; jeder Abtheilung gehet eine militärische Beschreibung des Terrains vorher, auf welche dann ein kurzes Tagebuch der Ereignisse, mit einigen Bemerkungen über die Operationen folgt, denen Rec. seinen Beyfall nicht versagen kann. Der ungenannte Vf. schliefst bey dem letzten Waffenstillstande, welcher diesen un-

unſeligen Krieg endigte, mit den Worten: „Wer „vermag den mehr als erbarmungswürdigen, elenden „Zuſtand des braven, geduldigen, achtungswerthen „öſterreichiſchen Soldaten zu beſchreiben! Wäh„rend anderthalb fürchterlichen Wintermonaten auch „keinen einzigen Tag Ruhe unter dem Schutz eines „Daches; während drey und zwanzig Wintertagen „unausgeſetzte Rückmärſche, auf denen in den er„bärmlichſten Wegen gewöhnlich zehen, zwölf bis „funfzehn Stunden zugebracht wurden; Entbehrung „des Schlafes, fürchterlicher Mangel an Lebensmit„teln, an Kleidungsſtücken! — Kein Beyſpiel, kein „Zuſpruch von oben herab, mithin kein Zutrauen, „keine Liebe, kein Gehorſam mehr von unten her„auf!"

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

HAMBURG, b. Vf., u. LEIPZIG, in Comm. b. Bachmann u. Gundermann: *Comptoir-Lexicon* in neun Sprachen für Handelsleute, Rechtsgelehrte und ſonſtige Geſchäftsmänner bearbeitet von *Philip Andreas Nemnich*, b. R. L. 1803. 768 S. gr. 8. (1 Fr. d'or.)

Dem unermüdeten Fleiſse des ſprachgelehrten und ſachkundigen Vfs. verdankt nun auch der Handelsſtand ein Wörterbuch, das ihm unentbehrlich iſt, und gewiſs auch mit eben dem Beyfalle, den ſeine bisherigen lexicographiſchen Arbeiten verdienten, wird aufgenommen werden.

„Das *Compt. Lex.*," ſagt Hr. *N.* in der kurzen „Vorrede, „liefert ein *noch nie geſehenes* Verzeichniſs „von Wörtern und Redensarten, die zum groſsen „Gebiete der Handlungswiſſenſchaft, mit Inbegriff „der Handlungs-Jurisprudenz, als eines weſentlichen „Theils derſelben, gehören. Die erſten acht Wör„terbücher enthalten nicht nur das Gemeinſchaftliche „der Handlung, ſondern auch dasjenige, was einem „jeden Lande beſonders eigen iſt. Das letzte oder „deutſche Lexicon umfaſst, in neun zuſammenge„ſtellten Sprachen, das Gemeinſchaftliche der Hand„lung." Wir können mit Vergnügen verſichern, daſs wir auf wenig Stellen geſtoſsen ſind, wo der Vf. den vorgeſetzten Zweck aus den Augen verloren hätte, und daſs er ihn auch faſt immer glücklich erreicht hat. Da er aber ſelbſt um Bemerkungen und Berichtigungen der aufmerkſamen Leſer bittet, und es auch bey einem Werke *der* Art von dem kenntniſsreichſten Manne nicht zu erwarten iſt, daſs er ihm ſchon in der *erſten* Ausgabe die höchſte Vollkommenheit ertheile: ſo wollen wir einiges, was bey einer zweyten Auflage verbeſſert und ergänzt werden könnte, hier anführen, und der Beurtheilung des Vfs. anheim ſtellen.

Der Vf. konnte freylich vorausſetzen, daſs ſein Werk vorzüglich von ſolchen Leſern würde genutzt werden, die mit Comptoirgeſchäften und den dahin einſchlagenden Kunſtwörtern ihrer Mutterſprache hinlänglich bekannt ſind. Er braucht alſo nur zu überſetzen, nicht zu erklären und zu beſchreiben, und es iſt allenfalls genug, wenn er ſich auf ausführliche Erklärungen ſolcher Wörter beſchränkt, die ſich ganz allein auf ausländiſche Gewohnheiten, Geſetze und Gebräuche beziehen. Da er ſich aber auch ausdrücklich anheiſchig macht, für Rechtsgelehrte und andere Geſchäftsmänner zu ſchreiben, denen oft mit bloſser Vertauſchung deutſcher Kunſtausdrücke mit fremden wenig geholfen ſeyn mag, indem ſelbſt Handelsleute, im weitern Sinne des Wortes oft wenig Bekanntſchaft mit Comptoirgeſchäften und der Kaufm. Jurisprudenz haben; ſo glauben wir, daſs der Vf. gut gethan hätte, wenn er oft etwas freygebiger mit Erklärungen und Beſchreibungen geweſen wäre. Zuweilen iſt dieſs aber auch der Fall bey Wörtern, die ſich ganz auf ausländiſche Einrichtungen beziehen; wo es doch durchaus nie ſtatt finden ſollte. Z. B. bey *avoir dupois* (im engl. Lex.) Schwergewicht, mit ſeinen Abtheilungen, wird auf *Troy weight* hingewieſen, man findet unter dieſer Rubrik aber auch weiter nichts, als die Unterabtheilungen dieſes Gewichtes, ohne daſs ihr Verhältniſs gegen einander oder zu deutſchen Gewichten (Mark Cölniſch) angegeben wäre. *The firſt drawn ticket*, iſt gar nicht überſetzt. Wem es nicht bekannt iſt, daſs dieſes Loos eine Prämie zieht, wird nicht wiſſen, was er mit dem Worte machen ſoll. *Charger une lettre, einen Brief chargieren* (chargiren) *oder beſchweren, die Adreſſe mit dem Worte: chargée verſehen.* Wer den franzöſiſchen Gebrauch nicht kennt, wird bey dieſer Erklärung immer noch nicht wiſſen, was er darunter verſtehen ſoll, wenn ſein Handelsfreund in Frankreich ihm aufgiebt; *de charger ſes Lettres.* Auſserdem iſt es aber auch nicht einmahl nöthig, die Adreſſe mit dem Worte *chargée* zu verſehen, ſondern es iſt genug, wenn der Brief drey oder fünf mal beſiegelt wird.

Auch für die leichte Auffindung der Wörter iſt nicht immer gehörig geſorgt. Wer im engl. Lex. z. B. das Wort *by Procuration* ſucht, der wird es nicht unter *Procuration*, ſondern unter *Acceptance* finden. Bey *Affiente* wird im franz. Lex. auf das ſpan. verwieſen, da doch das Wort im Franzöſiſchen das Bürgerrecht erlangt hat. Dazu kommt aber noch, daſs derjenige, der kein Spaniſch verſteht, und alſo das Wort im ſpan. Lex. auch nur unter *aſſiente* ſucht, es daſelbſt gar nicht finden wird. Es ſteht unter *aſentar en el libro.*

Von einer Menge Wörter weiſs Rec. nicht den Grund anzugeben, warum ſie in das *Compt. Lexicon* aufgenommen worden ſind, z. B. *coverture, feme covert, marriage, marriage ſettlement etc.* Hingegen fehlen viele Wörter, die man mit Recht ſuchen wird, als: *Acte de notification ou de denonciation, avictuaillement* oder *avitaillement, acheter comptant compté, acheter par compte courant, contrât de groſſe ſans jour et ſans terme, bacler un batteau, Meſs-Wechſel, trockner Wechſel, allienbill, ſupporto, Ounce, Pound* — und andere mehr.

Einzelne Wörter ſind auch wohl nicht ganz richtig überſetzt oder nicht mit allen ihren Bedeutungen auf-

aufgeführt. Z. B. *Affretement, die Befrachtung eines Schiffes.* Dabey hätte bemerkt werden müssen, dafs man bey Befrachtungen auf dem mittelländischen Meere *nolissement* sagt, oder wenigstens auf *nolis* verwiesen werden sollen. Bey *Annuller un credit* wird blofs gesagt: *einen auswärtigen Freund warnen, die Tratten eines verdächtigen Correspondenten nicht weiter anzunehmen.* Das Wort wird aber auch eben so gut in einem nicht beleidigenden Sinne gebraucht, wenn man einen eröffneten Credit, der nicht mehr nöthig ist, annullirt, aufruft, und seinem Handelsfreunde, bey dem derselbe eröffnet ist, blofs Nachricht davon ertheilet, damit er sich darnach zu richten wisse. *Appoint, die Ausgleichung einer Münze* — sagt zu wenig — Was sich bey einer bestimmten Zahlung nicht in ganzen Goldstücken oder groben Silberstücken bezahlen läfst, das mufs der Empfänger in *kleiner Münze* annehmen, welche man *les appoints* nennt. *Arrerages, Rückstand, was noch nicht abgetragen ist,* wird vorzüglich nur von Pensionen und Renten gebraucht. *Avanies, Gelderpressungen in der Levante,* wird auch von andern Beleidigungen und Herabwürdigungen gebraucht, welche Nicht-Muselmänner in der Levante erdulden müssen. *Angaries, Geld- und Geschenk-Erpressungen,* wird vorzüglich gebraucht, wenn Schiffe von höherer Macht in einem Hafen angehalten und zu Transporten gezwungen werden etc. etc.

Dagegen sind die meisten Artikel, die das Allgemeine der Handlungswissenschaft oder die besondern Einrichtungen Frankreichs, Englands, Spaniens u. s. w. betreffen, ganz vorzüglich und höchst instructiv ausgefallen. Es sind deren zu viel, um sie einzeln hier anzuführen, und wir können uns, bey dem grofsen Zutrauen, das sich der Vf. ohnedem schon erworben hat, um so eher der Belege für unser Urtheil überheben.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig,* b. Gräff: *Wünsche eines Patrioten und Christen zur Ausrottung des Strafsenbettelns und zur Beförderung der Industrie* u. s. w. durch Errichtung eines *allgemeinen Arbeits-Armenhauses* in *Litthauen* und *Curland.* In Worte gefafst von *C. C. Müller.* 1802. 46 S. 8. (6 gr) — Der Vf., der jetzt zu Dresden lebt, hatte sich, wie er selbst in der Dedication seiner kleinen Schrift an die verwittwete Kaiserinn von Rufsland sagt, ehedem mehrere Jahre in den russischen Staaten aufgehalten. Man darf daher voraussetzen, dafs er mit den Uebeln, die Curland und Litthauen drücken, hinlänglich bekannt sey. Zu diesen Uebeln rechnet er denn unter andern die vielen inn- und ausländischen Bettler, Vagabonden und schädlichen Müfsiggänger, die dort in allerley Form, besonders als Bärenführer, Arzeneyverkäufer u. s. w. ihr Wesen treiben, und den Einwohnern in mehr als einer Hinsicht sehr lästig und nachtheilig werden. Um diese Last den Einwohnern abzunehmen und zugleich aus Bettlern und Müfsiggängern nützliche und fleifsige Menschen zu machen, die arbeitslosen zu unterstützen und den Geist der Industrie aufzuregen, wünscht er die Errichtung eines zweckmäfsig geordneten, möglichst einfachen *allgemeinen Arbeits-Armenhauses* für jede Provinz. Er hält eine solche Anstalt für Curland und Litthauen für desto nützlicher, theils weil es hier an Manufacturen und Fabriken fehlt, um den schlafenden Geist der Industrie aufzuwecken und dem Dürftigen Arbeit und Verdienst zu geben, theils weil die wenigen und kleinen Armenanstalten, wie z. B. die in Mitau, überall höchst unvollkommen und precär sind. Doch ist der Vf. gar nicht der Meynung, als müsse ein solches Haus die Maschine seyn, durch welche der Staat *allen* dürftigen Bürgern des Landes Anweisung zum Gebrauch ihrer Kräfte geben könnte, oder als concentrire sich die mannigfaltige Sorge des Staats für den dürftigen Mitbürger *blofs* in dem Armenhause. — Es soll und kann seinem Wesen nach nichts weiter wirken, als aus unnützen und schädlichen Gliedern des Staats nützliche und gesunde Glieder zu machen, und wohlthätig zu seyn für die in der Nähe wohnenden Armen aller Klassen und Beyspiel gebend in Hinsicht auf Industrie für die ganze Provinz. — Ueber die Anlegung eines solchen Hauses selbst, die Einrichtung des Gebäudes, die Arbeiten, die darin getrieben werden, die Fonds desselben u. s. w. sagt er viel Nützliches, was zum Theil auch auf andere Gegenden und ähnliche Anstalten anwendbar und auch wohl hie und da bereits in Ausübung gebracht worden ist. Doch nimmt er, wie billig, überall vorzüglich auf Curland und Litthauen Rücksicht. Daher ist er auch nicht zu tadeln, wenn er für diese Provinzen, *wo noch kein Menschenüberfluss herrscht,* und Fabriken und Manufacturen noch im Kindesalter oder wohl gar ungeboren sind, und wo die Anstalt eine allgemeine Landesindustrieanstalt seyn soll, das *Maschinenwesen,* zur Bearbeitung der rohen Stoffe, ehe sie in eigentliche Kunstproducte verwandelt werden, in Schutz nimmt; wenn er für *gezwungene Armensteuern* stimmt, weil nach der jetzt herrschenden Denkungsart der Einwohner auf freywillige Beysteuern nur wenig zu rechnen ist u. s. w. Gewifs liegt auch in der bestimmten Hinsicht auf diese Provinzen der Grund, warum der Vf. seine Anstalt so sehr ausgedehnt, die für das Wilnasche Gouvernement bestimmte auf 1000 bis 1200 Personen, für Curland auf 5 bis 600 Menschen eingerichtet wissen will, oder wenn er in ihr alles — Zwangsarbeitshaus, freywilliges Arbeitshaus, Zuchthaus, Leihhaus, das an den unbemittelten Fabrikanten rohes Material ausgiebt, und mehreres vereiniget, und es für Erwachsene und Kinder von jedem Alter, Gesunde und Kranke, Arme und Verbrecher aller Art u. s. w. bestimmt. Denn sonst möchte wohl diese Zusammensetzung und Ausdehnung, selbst nach den vom Vf. (S. 3. 22.) angedeuteten Principien und nach der Tendenz, die er (S. 9.) dem Hause giebt, manches wider sich haben. — Ueber die einzelnen Ideen des Vfs. zur zweckmäfsigsten Einrichtung seines projectirten allgemeinen Arbeits-Armenhauses kann Rec. sich nicht verbreiten, findet sie aber meistens sehr zweckmäfsig und ausführbar. So ist es z. B. eine sehr gute Idee, bey seinem Institute Küchen- und Obstgärten, und in diesen Baumschulen anlegen zu lassen, um den noch sehr wenig getriebenen Obstbau auf dem Lande zu verbreiten; eine Idee, die *François von Neufchateau* auch dem französischen Instituten der Art gar sehr empfahl! — Und solcher guten, wenn gleich nicht neuen, Ideen giebt es mehrere in der kleinen Schrift, wenn auch dafür andere noch einer Berichtigung zu bedürfen scheinen, z. B. wenn ein Bettler im Hause sich der Faulheit schuldig gemacht hat, soll er unter die Züchtlinge oder unter die eigentlichen Verbrecher gesteckt werden; die Schliefser sollen den Morgen- und Abendgottesdienst mit den Zwangsarbeitern halten (warum nicht lieber die Schullehrer?) u. m. Im Ganzen wünscht Rec. den Vorschlägen des Vfs. eine recht baldige Ausführung.

Digitized by Google

Num. 96.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. März 1804.

GESCHICHTE.

Unter der Aufschrift: GERMANIEN: *Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate.* 1804. VIII. u. 447 S. gr. 8.

Politische Schriften, deren Verfasser und Verleger sich hinter dem Schilde der Anonymität verbergen, sind gewöhnlich so leer an Inhalt, als reich an boshafter Verläumdung, oft noch unerträglichen, wenn sie gleichwohl ihrer Freymüthigkeit sich rühmen. Rec. wurde daher sehr angenehm überrascht, als er, so etwas erwartend, in dieser Schrift ein Werk fand, dessen Vf. eben so edel als frey denkt, eben so anständig als kraftvoll schreibt. Nur die sonderbare Eifersucht, mit welcher der ausserordentliche Mann, den dieses Buch schildert, jedes Urtheil über ihn beachtet, und mit welcher er die Einfälle englischer Zeitungsblätter, die in England selbst niemand sich irren läßt, zum Gegenstande ernsthafter diplomatischer Beschwerden gemacht hat, nur diese Eifersucht allein kann die Anonymität des Vfs. erklären. Er kündigt sich übrigens als einen Mann an, „welcher Frankreich in seinem ehemaligen Zustande gekannt, der den Gang der französischen Revolution in der Nähe und Ferne genau beobachtete, und seit einiger Zeit wieder in Frankreich lebte."

Er beginnt mit einer Skizze des Lebens des ersten Consuls, ohne die Details seiner Feldzüge, und eilt zur Darstellung seiner Regierung selbst.

Geborner Corse (Sohn eines Rechtsgelehrten und Landeigners zu Ajaccio) trug er von Jugend auf einen tiefen Hass gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes. Gleichwohl war es der Eroberer desselben, General Marbeuf, welcher als Hausfreund seiner Aeltern dem zehnjährigen Napoleon 1779 eine Stelle in der Kriegsschule zu Brienne verschaffte. Schon als Knabe sich den Spielen seiner Kameraden entziehend, studirte er mit Eifer den Krieg und zeichnete sich durch Religiösität aus. Im 16ten Jahre seines Lebens wurde er Lieutenant bey der Artillerie. Sein Eifer für Corsica's Freyheit zog ihm öfters Händel zu, er verliess auch bald den Dienst, und studirte unermüdet in Corsica die Kriegswissenschaften. — Bey dem Ausbruch der Revolution wurde er Chef eines Bataillons Nationalgarde. Paoli vertrieb ihn 1793 aus Corsica, und er trat wieder als Artillerielieutenant in französische Dienste. Wie er sich späterhin Barras's Gunst erwarb, wie er im October 1795 im Convent gegen die Pariser vertheidigte, wie er das Commando der italiänischen Armee erhielt und führte, ist bekannt; auch deutet der Vf. dieses alles nur an. (Sollten aber wirklich die Venetianer verrätherisch im Rücken des siegenden Armeen die französischen Besatzungen angegriffen haben? Hatten diese nicht offenbare Rebellen gegen die Republik in Schutz genommen?)

Die Begebenheiten des Jahrs 1799, welche Bonaparte aus Aegypten zurück und zur höchsten Gewalt brachten, sind ruhig und wahr erzählt. Frankreich und die Freunde der Revolution hofften nun, er werde den Frieden erkämpfen, und der Republik die Verfassung geben, welche alle als die ächt-freye priesen, nur dass niemand so eigentlich wusste, wie diese Verfassung eingerichtet seyn sollte und könnte.

Die erste Hoffnung schien er bald zu erfüllen. Wären nur die Bedingungen des Friedens mit so viel Mässigung dictirt, oder wäre die errungene Macht nur immer mit so viel Mässigkeit gebraucht worden, dass die Dauer des Friedens auf lange gesichert geblieben.

Die zweyte Hoffnung war ihrer Natur nach so seltsam, dass es ungerecht ist, sich über Täuschung derselben zu beklagen, wenn man es auch so beredt thut, als der Vf. Metaphysiker glaubten durch die Revolution, so — physisch auch vom Anfange an Zweck und Mittel waren, Ideen realisirt zu sehen, die so gegen alle Praxis anstiessen, dass es wohl erlaubt war, an ihrer Richtigkeit in der Theorie zu zweifeln. Es geschah, was man voraussehen konnte, eine Constitution verdrängte die andere, eine Partey nach der andern war heute von denen, die sich Freunde der Freyheit nannten, vergöttert, und morgen unter ihrem Fluche als Verräther der Guillotine oder der Deportation überliefert. Geldgier, Ehrgeiz, Rachsucht stürzten das unglückliche Volk in alle Schrecken und spotteten seiner durch schöne Worte über Freyheit und Tugend.

Itzt trat Bonaparte auf, und rettete wenigstens die Existenz des Staats, indem er die Regierung übernahm. Man verzieh seine Mittel, dazu zu gelangen, der offenbaren Noth. Nun aber kann eine Verfassung durch eine andre Macht erhalten werden, als die, welche sie gründete? Oder kann eine andre Macht die Leidenschaften der Parteyen fortdauernd zügeln, als eben die, welche sie zuerst zurückschreckte? Nichts konnte aus jenem Zustande retten, den man Freyheit nannte, und in dem doch jeder für Ehre, für Güter, für Leben zittern musste, mithin der Sklave jeder kühnsten Partey war, nichts als eine Monarchie.

Es ist unbillig, eine Regierung in dieser Lage mit dem Ideal einer Republik zu vergleichen, in wel-

cher man sich lauter weise Gesetzgeber, lauter rechtschaffene Beamte, lauter tugendhafte Bürger denkt. Es ist billig, im Wirklichen sie mit einer geordneten Erbmonarchie und der Gerechtigkeit und Milde solcher Monarchen zu vergleichen, wie sie jetzt das nördliche Europa hat. Wäre unter den Bourboniden ein zweyter Heinrich IV. auf den Thron von Frankreich itzt erhoben worden, wie hätte er der allgemeinen Verwilderung steuern, wie die Gewerbe wieder herbeyrufen, wie den Gehorsam herstellen sollen, der ungezwungen gehorcht allein das Palladium der Freyheit, das heisst, so lange man nicht träumt, der Sicherheit ist? Und was sollte ein Mann beginnen, den nicht das Recht der Geburt, sondern die Gewalt des Ruhms und der Waffen auf den Thron riefen? Er bedurfte des Scheins republikanischer Formen, und bedurfte es auch, dass diese täglich weniger die unumschränkteste Monarchie verbargen. Wenn er auch keine Familie zu versorgen hätte (die zahllosen alten Magistrate und Deputirte der vorigen Versammlung, die unsre Constitutionskünstler so sehr anpriesen, haben das ganz anders gethan), wenn er auch nicht die Ansprüche von Anhängern zu befriedigen, und Gegner zu gewinnen oder zu schrecken hätte: er hätte in jener Lage der Nation doch nicht das Schwert des Eroberers gegen den Zepter der Friedrich Wilhelm oder Alexander vertauschen können. Auch ist dem Menschen immer etwas nachzusehen. Kein Regent, den Wahl auf Zeitlebens nur zum Throne rief, kann verglichen werden mit dem Erbmonarchen, dessen Familie, wie er, keine Hoffnung, keinen Glanz, keine Macht haben kann, als allein in dem Reichthum, in der Cultur seines Volkes, den keine Privatparteyen an sich zu locken oder zu fürchten hat.

Aus diesem Gesichtspunkte sieht Rec. in einem viel mildern Lichte, als der Vf., das, was in Frankreich geschieht. — Dieser giebt uns unter dem Schein zerstreuter Anekdoten, eine Geschichte der Regierung des Consuls, voll trefflicher Reflexionen, voll tiefer und scharfer Blicke in die Menschen, die er wie lebendig darstellt. Die Schritte des Consuls, den Senat, das gesetzgebende Corps, das Tribunat allein von seinem Winke abhängig zu machen, und jeden Schein einer Opposition selbst zu unterdrücken, die Herstellung der katholischen Religion, die Formirung eines Hofes mit immer höherm Glanz, immer gröfserm Pompe, die Sicherheits-Maafsregeln für die Person des Regenten durch Wachen, durch Polizeybefehle, die die Furcht gebietet, statt Urtheile, die die Gerechtigkeit gewogen haben sollte, die Deportationen, die Special-Tribunale, diefs alles schildert der Vf. mit edler historischer Kunst, nur dass die dieser Kunst eigenthümliche Ruhe nicht immer sichtbar bleibt, mithin auch das Kunstwerk um so viel verliert.

Die Herstellung des Katholicismus tadelt der Vf. unter andern vorzüglich heftig. Er hat hierin die in Deutschland herrschende Meynung, die gewöhnlichen Gründe. Ohne indefs hier in die höhern Standpunkte der moralischen Natur einzugehen, nur politisch betrachtet, was liefs sich für den Unterricht des Volks anders thun, als Herstellung der Kirche? Wer sorgt denn auf dem Lande dafür, dass Kinder auch nur das Lesen und Schreiben lernen, als die Lehrer einer Religion, die auf Schriften sich gründet, also die Kunst des Lesens erfordert. Leider vernachläfsigten ehemals diese Lehrer ihre Pflicht; aber wenn sie gar nicht da sind, so geschieht noch weniger. Die Religion des Philosophen ruht auf metaphysischen Untersuchungen. Die Resultate derselben müfste der gemeine Mann ohnehin, auf Treue und Glauben annehmen. Warum soll es denn so viel schlimmer seyn, auf die Autorität des *Paulus* oder auch des heiligen *Augustins* zu glauben, als auf die Autorität *Voltaire's* oder *Rousseau's*? Man überlege, ob ein Priesterstand nicht um seines Interesses willen um die Bildung des Volks thätiger seyn wird, als jede andere Art von Erziehungs-Behörden — die denn am Ende doch wieder Priester wären und würden. Bettelmönche, die die Moralität des Volks vergiften, sind ja in der neuern gallicanischen Kirche nicht.

Die Special-Tribunale sind freylich ein Mittel, vor dem man erschrickt, und es ist wunderbar, dass unsre deutsche Declamatoren sie so haben hingehen lassen, da sie doch über die englische Suspension der *Habeas-Corpus-Acte* so viel zu sagen wufsten. Wer dürfte auch läugnen, dass es kein kräftigeres Mittel zur Unterdrückung alles Rechts und aller Freyheit geben könne? Aber wie kann man da, wo alle Bande der Ordnung zerrissen waren, wo man gleich damit angefangen hatte, ohne Achtung für Recht jedes Mittel zu ergreifen, das zur Freyheit angeblich führen sollte, wie kann man da fordern, dass itzt alles in dem Gleise eines ordentlichen Staats gehe? Die Revolutions-Tribunale waren doch unendlich viel ärger. Freylich ist Gerechtigkeit am Ende das einzige Mittel, was immer und allenthalben alle Uebel heilt, und allen Segen bringt; aber kann man dem ersten Consul so sehr es verargen, dass auch er nicht glaubt, was nur so wenige mit Ernst und Consequenz glauben?

Traurig ist die Aussicht für die Wissenschaften, und die gesetzliche Beschränkung auf Latein und Mathematik. Aber woher soll jetzt der Staat die Kosten nehmen, mehr als das äufserst nothwendige zu thun? — Vieles sollte anders seyn; der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist über alle Begriffe elend. Aber die Revolution hat daran noch mehr Schuld, als Bonaparte.

Die Formirung des consularischen Hofes — nun, alle Nationen haben es nothwendig gefunden, ihre Magistratur mit äufserm, imponirendem Glanze zu umkleiden; und wo wäre das nöthiger als unter Franzosen, die wohl von allen Völkern am wenigsten dem Gesetze, weil es Gesetz ist, gehorchen?

Die

Die Sicherheits-Maafsregeln — Man sey billig. Unter niedergedrückten Factionen kann Bonaparte doch nicht öffentlich einsam umhergehen, wie der König von Preussen, den keine Factionen umgeben, und der in der Cultur, und in der Achtung seines Volks seine sichersten Garden hat.

Rec. ist weit entfernt, den Lobredner oder nur den Apologeten der jetzigen Regierung in Frankreich zu machen. Aber er wollte den Leser nur warnen, nicht ganz dem Vf. sich hinzugeben. „Wäre die auswärtige Politik des übermächtigen Staats nur so wie die innere, die mit einer Nation zu thun hat, welche, wie der Vf. selbst S. 373. gesteht, in aller wahren Cultur so weit hinter Deutschland zurücksteht!

Wie der Vf. über die auswärtige Politik der französischen Regierung denkt, das zeige folgende Stelle, welche zugleich als Probe seines Stils gelten mag. Es ist von der Occupirung der hannöverischen Lande die Rede; und der Vf. fährt S. 370. fort: „Auch belehrt sie (die Regenten Deutschlands und des Nordens) „darüber ihr höchstes Muster und Vorbild in seinen königlichen Schriften. (Man sehe den *Avant-propos* zu Friedrichs *Histoire de mon temps.*) „Sein grofses Beyspiel in Erzeugung des letzten, nur „zu bald erschafften Fürstenbundes steht ihnen ja „auch noch ganz nahe vor Augen. Wie würde er, „der grofse, grade, uneigennützige, entschlossene „Fürst, wie würde er — hätte es vor seinen grofsen „alldurchdringenden Augen je dahin kommen können, was sehr zu bezweifeln seyn möchte — wie „würde er für die wahre, zweckmäfsige, patriotische Thätigkeit, jeden ruhigen, eigenen Genuss „verschmähen und jede drohende Gefahr mit Weisheit und Macht von Deutschland abzuwenden wissen, wie würde er den Deutschen in seinem schönen Eifer zurufen können.

„Malheureux! vous croyez de gaieté de cœur vos pas
„Vous leur payerez cher leur funeste assistance
„Ces superbes tyrans, intrus dans vos états,
„Vous comptent asservis sous leur obéissance
„Avec leur dangereux essaims
„Vous serez versés de larmes
„Vos mains ingulfent les armes
„De ces perfides voisins.

„Er, der grofse Förderer ächter, bürgerlicher Freyheit und der einzig wahren Gleichheit, der Rechtsgleichheit, der liberal denkende Lichtverbreiter „wird ja von seinem guten, biedern Neffen überall, „wo seine Spur sich rein erhalten hat und leicht zu „erkennen ist, mit dem besten, reinsten Willen befolgt; sollte nicht auch in drohender Gefahr dessen „grofsmüthiger, edler Eifer für die Aufrechterhaltung deutscher Freyheit und Rechte in seinem edlen „Nachfolger lebendig und thätig befolgt werden? „Dieser kann unmöglich zusehen wollen, wie das „Nachtgewölk, das von dem im vorigen Jahrhundert „sich in Osten erhebenden Lichte zum Westen zog, „nun wieder über die im Lichte Frohen und Glücklichen vom Sturme herüber gewälzt werde. Er, der „sich sogar um die bessern Buchhandlungs-Methoden „väterlich bekümmert und mit Eifer verwendet, es „kann nicht ruhig zugeben, dafs ein Feind des erleuchteten Wissens, der für die Schulen seines grofsen Reichs ein allgemein und allein gültiges Lehrbuch selbst verfertigen läfst, und allen Schulen nur „eine gewisse Zahl ähnlich gewählter Lesebücher „ausschliefslich zuerkennt, dafs der auf ein glückliches Land Einfluss haben sollte, in welchem mehr „wahrer Unterricht und eine hellere und mannigfaltigere Ansicht der Dinge herrscht, als in allen übrigen cultivirten Ländern."

Ueber die jetzige Staatswirthschaft Frankreichs wird man ungern in diesem Buche nähere Notizen vermissen. Es ist höchst traurig, dafs nicht einmal liberalere Grundsätze hierin das Resultat so vieler Leiden und Aufopferungen der Nation gewesen sind.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜLLICHAU, b. Darnmann: *Carlo.* 1801. 236 S. 8. mit 1 Kpfr. (1 Rthlr.)

Dieser kleine Roman hat, als er erschien, bey dem lesefustigen Publikum vielen Beyfall, und auch bey einigen kritischen Instituten Billigung gefunden. Rec. möchte die angenehme Wirkung, die dieses auf den Vf. machen mufste, keineswegs stören; er rechnet vielmehr selbst dieses Büchlein zu den bessern seiner Art; doch kann er nicht bergen, dafs er manche alte Bekanntschaft aus *Ardinghello*, *Biondetta* und selbst *Grofsens Genius* hier wieder zu finden glaubte; und dafs er überhaupt das gröfsere Verdienst desselben nur im Vortrag, nicht im Stoff, und noch minder in der Schilderung der Charaktere setze. Die Geschichte des Girolamo hat den, für eine Episode nie ganz zu entschuldigenden Fehler, dafs sie beynahe interessanter, als die Haupthandlung selbst ist; und die Art, wie einige von den anscheinenden Wundern erklärt werden, kann unmöglich dem Vf. viel Studium gekostet haben. Willibalds Charakter hätte viel interessanter werden können, als er wirklich geworden ist; ja, selbst der von Serenen tritt bey weitem nicht in den Handlungen so hervor, wie es der Dichter durch die Worte bewirken möchte. Kurz, das originelle Verdienst des gegenwärtigen Romans ist noch nicht von ausgezeichneter Gröfse; aber er verspricht einen Schriftsteller, der in der Folge — wenn er sich selbst nicht vernachlässigt — etwas vorzügliches liefern kann.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Buchheister: *Poetische Versuche* von *Louise v. Finck.* (Ohne Angabe der Jahrszahl. 1802.) 128 S. 8. (16 gr.)

Keines dieser Gedichte gewährte dem Rec. Kunstgenuss; mehrere sind unter dem Mittelmäfsigen; in einigen zeigt sich ein Talent, dem man Ausbildung wünschen möchte. Zur Probe folgendes:

S. 113. Beym Einzuge meiner neuvermählten Freundinn G. in unserm Hause (in unser Haus):

Sey mir willkommen im Hause und Herzen,
Holde Leonore bey fröhlichen Scherzen!
Jauchze ich mein heitres Willkommen! Dir zu,
Wünsche zum Eintritt Dir Segen und Ruh.

Feyerlich preis' ich die selige Stunde,
Da von dem zärtlich ihm lächelnden Munde,
Liebe, Dein Jawort, dem Glücklichen kam,
Er in die Arme als Gattin Dich nahm.

Dir mit dem Blicke der Sanftmuth und Liebe
Mache kein Kummer das Auge zu trübe!
Dir sey der Seligkeit Fülle beschernt.
Wer war, wie Du, wohl je ihrer so werth?

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Leipzig*, in d. v. Kleefeld. Buchh.: *Vom Scharlachfieber — vom Reichschen Fiebermittel — von der Verbannung der Chinarinde in vielen Krankheiten*, aus der Erfahrung abgehandelt von *Carl Friedr. Struve*, Amts- und Land (?) physicus zu Borna. 1803. 67 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. fängt in dieser kleinen Schrift damit an, dass er, sagt, es seyen im letzten Jahre des 18ten Jahrhunderts in Sachsen 22,000 Menschen mehr gestorben, als jemals vorher, Zeiten der Pest ausgenommen; hiervon seyen zwey Drittheile am Scharlach, vier Sechstheile an den Blattern und zwey Sechstheile am Nervenfieber gestorben. Warum das Scharlachfieber sich als so allgemeinen *Würger des Menschen* gezeigt habe, davon seyen folgendes die Ursachen gewesen: „Es war nicht das bloße Scharlachfieber, d. h. *Hautnose (?)*, welches sonst nach *Storchs* Methode leicht überhin ging, sondern es war diese allgemeine Hautröthe zugleich mit weissen Frieseln und Petechien vergesellschaftet und der böse Hals war nicht selten *wahre Bräune*. Wem ist aber unbekannt, dass jede von diesen Krankheiten, aller Anstrengung des gewissenhaftesten, gelehrtesten und erfahrensten Arztes ungeachtet, doch tödtlich werden könne? Dass aber diese Krankheiten mit dem Scharlachfieber sich vereinigten, sah man deutlich, denn die Scharlachröthe war *der darauf greifenden Hand nicht fühlbar* und die Haut *schälte sich in ganzen Stücken* u. s. w. Es war auch *kein wirkliches Nervenfieber*, welches sein *plötzlicher Ueberfall*, seine in den ersten vier Tagen sich ereignende *Tödtlichkeit*, das schnelle Verschwinden der übelsten Zufälle nach dem Brechen, Opium und Blasenpflaster, nach dem Eintritt, *Wiederherstellung* und *Fortdauer* des Schweisses, die *Nichthülfe* des Weines etc. und endlich auch die *Schädlichkeit der kühlen Luft* beweisen. *Fast* aus allen diesen Gründen konnte es auch kein Faulfieber seyn, denn, wie gesagt, es halfen Mineralsäuren, *ja sogar* der Salzgeist nichts. Entzündungsfieber war es auch nicht. (Was war es nun wohl? Höchst wahrscheinlich macht uns Hr. *St.* mit der Entdeckung eines Fiebers einer neuen Art bekannt, wovor uns doch der Genius der Menschheit bewahren wolle! Er fährt fort:) So viel scheint die Erfahrung für gewiss gelehrt zu haben, dass die Krankheit mehr *seröse*, als inflammatorisch, oder nervös, oder putridnös (!) gewesen sey. (Gewiss eine höchst wichtige Entdeckung!) Unter die Gründe, warum der Vf. eine Serosität, als Ursache der Krankheit annimmt, rechnet derselbe, dass nichts bessere Dienste geleistet habe, als *schweisstreibende, nicht hitzende* Arzneyen; diejenigen, die nicht *tüchtig* geschwitzt haben, seyen geschwollen; es seyen öftere Urinzufälle dabey gewesen; eins der besten Mittel sey das Blasenpflaster gewesen, weil es das *Serum evacuirt*, nur habe müssen mehrere Tage die Suppuration unterhalten werden. (Schon aus diesen Fragmenten ersieht man, welch vortrefflicher Pathologe der Vf. sey. Auch leitet er S. 10. die seit einiger Zeit öfter vorkommende Kopfwassersucht in grossen Städten bey den Kindern der Vornehmen von dem *Bloßgehen mit dem Kopfe* — wir suchen mit diesen wörtlich ausgezogenen Phrasen auch des Vfs. Stil zu charakterisiren! — her, besonders nach dem Schwitzen des Kopfes, wovon *schlimme* Kinder sehr geneigt seyen.) Die beste Kur nach dem Vf. bestand aus einem Brechmittel aus Brechwurzel, nach diesem gab er *Liquor Mindereri* mit *Rob Sambuci* alle drey Stunden *fünf Tage hindurch* zu 30 bis 80 Tropfen (man kann alsdann dem Vf. wenigstens nicht den Vorwurf machen, dass seine Kranken an der Stärke oder zu grossen Wirksamkeit der Arzneyen gestorben seyen!) Der Kranke liege in einer Stube, wo *eine Thür im Ofen, in der Stube*, oder *wo daneben eine Kammer ist*. — Ist Durchfall da, so ist es *gefährlich*. Sind die Ausleerungen schmerzhaft, selten und sparsam: *so* gebe man *Tamarindenmark*. (Wird denn dieses keinen Durchfall erregen?) Wider *alle sehr fürchterliche* Zufälle in den ersten vier Tagen dient *Laudanum liquidum*. (So ein grosser Verehrer des *Laudanums* Rec. auch ist: so kann er sich von diesen Wirkungen doch nicht überzeugen.) Ist auch *kein gefährlicher* Zufall zugegen: so *thut man doch nicht unrecht*, wenn man es in den ersten vier Tagen täglich einmal, und zwar gegen Nachtzeit nehmen lässt. Am *achten Tage* wird *laxirt*, wenn kein Fieber mehr da ist. Alle schreckliche, bald tödtliche Zufälle scheinen vom *Zurücktreten des Schweisses*, folglich vom Zurücktreten des Scharlach-, Friesel-, Petechialstoffs zu entstehen. Eben diesen Stoff verfolgt nun der Vf. auf alten Wegen, wohin er sich nur wenden und werfen möchte, und specificirt sie auf das genaueste. Recht naiv sagt der Vf. S. 28. von den Schriften über den Scharlach, dass er sie zwar gelesen habe, aber *nicht sonderlich zu benutzen im Stande* gewesen sey. — Bey den Reichischen Mitteln erinnert der Vf., dass sie schon lange im Gebrauch gewesen seyen. Er selbst scheint denselben aber nicht sehr geneigt zu seyn, denn er sagt S. 43. „Mit mir haben mehrere Aerzte bemerkt, dass die Sterblichkeit der Menschen zu der Zeit, als man den Salzgeist so häufig aus den Apotheken verschrieb, als er noch nie abgegangen war, sehr gross und auszeichnend war." Er beweist auch aus *Neumanni Praelect. chemic.*, dass er ein sehr gefährliches, dass er jedoch in der Hand eines verständigen Arztes, so wie eines *Reich*, ein vortreffliches Mittel sey, ferner, dass die Ehre der Erfindung des Nutzens dieser Säure im Nervenfieber dem Prof. *Reich* allein gebühre, durch welchen (den Prof. *Reich?*) der Vf. schon manchen Kranken gerettet habe, u. s. w. — Was nun die dritte Abh. anlangt: so hält der Vf. die China fast überall für überflüssig und zieht ihr andere Mittel, z. B. in Nervenfiebern Salzsäure und Wein, in bösartigen Faulfiebern, welcher gute Practiker wird nicht Vitriolsäure vorziehen, fragt der Vf.; in Wechselfiebern giebt er Brechmittel, schweisstreibende Arzneyen, *Opium*, *radix asari* (besonders diese letztere) Fieber, als China. Ja S. 62 lässt er sie sogar für schädlich in Wechselfiebern. Dabey *thut* auch der Vf., wie er sagt, in seiner häufigen Praxis gewiss nicht den 20sten Theil der Rinde, den ein *praktischer Arzt verconsumirt*. Rec. bestreitet dem Vf. seinen Glauben nicht, er zweifelt auch nicht an seiner häufigen Praxis, er wünscht aber, in Zukunft bessere Früchte davon zu sehen, als diese gegenwärtige Schrift ist!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. März 1804.

NEUERE SPRACHKUNDE.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Verſuch einer genauern Beſtimmung und Verdeutſchung der für unſere Sprachlehre gehörigen Kunſtwörter*, von *Joachim Heinrich Campe*. 1804. 96 S. 8.

Des würdigen Vfs. Verſuche, die deutſche Sprache von den in ſie eingedrungenen ausländiſchen Wörtern zu reinigen, und durch, an die Stelle derſelben geſetzte, deutſche Ausdrücke zu bereichern, ſind allgemein bekannt, und bleiben immer ſehr verdienſtlich, wenn auch viele ſeiner Vorſchläge nicht annehmlich ſind, oder auch unter zehn neugebildeten Wörtern nur eins in den Sprachgebrauch übergehen ſollte. Viele ſolche neue Emporkömmlinge werden ſich, wenn ſie den Beyfall mehrerer guter Schriftſteller erhalten, unvermerkt das Bürgerrecht in unſerer Sprache erwerben. Schwieriger iſt die Bildung und Einführung ſolcher neuen Wörter, die als Kunſtwörter in einer Diſciplin gebraucht, und deren Begriffe aufs beſtimmteſte aufgefaſst werden ſollen. Dieſe Schwierigkeit fühlte der Vf. jetzt doppelt, da er damit umgeht, unter Mitwirkung zweyer jüngern Sprachforſcher (einer derſelben, Hr. *Bernd*, wird hernach beyläufig genannt), ein *Handwörterbuch der deutſchen Sprache* (welches wenigſtens 12000 gute brauchbare Wörter mehr, als das *Adelungiſche* enthalten ſoll) zu veranſtalten. Er ſagt S. 7. davon: „Ich würde, nicht blos als Vf. des Wörterbuchs zur Reinigung unſerer Sprache, ſondern auch als Deutſcher überhaupt, über meine und meiner Sprachgenoſſen bittere Armuth vor mir ſelbſt erröthen müſſen, wenn auch ich, wie meine Vorgänger, mich dabey verurtheilt ſehen ſollte, auf der Bettlerkrücke der alten lateiniſchen Kunſtſprache, welche bekanntlich eine ſehr unvollkommene, dem Gliederbaue unſerer Sprache zum Theil gar nicht angemeſſene, mitunter ſogar eine ſeltſame iſt, zum Hohngelächter der Ausländer umher zu hinken. Und doch würde, wofern ich vorher keine Uebereinkunft darüber treffen lieſse, alles Sperren und Sträuben dagegen nicht helfen, weil gerade jetzt, nach ſo manchem neuern Verſuche, eine beſſere und zwar deutſche Kunſtſprache für die deutſche Sprachlehre zu bilden, die Verwirrung ſo kraus geworden iſt.“ u. ſ. w. *Dazu* nun legt der Vf. ſeinen Verſuch hiemit vor, bittet angelegentlich um genaue Prüfung deſſelben, bey Misbilligung einzelner Verſuche um paſſendere Vorſchläge, und um beſtimmte Erklärung, ob es denn bey dem erwähnten deutſchen Handwörterbuche bey dem Gebrauche der lateiniſchen Kunſtſprache ſein Bewenden haben ſolle. Die Schrift ſelbſt nun enthält von S. 9 — 46 die Angabe der vorgeſchlagenen Kunſtwörter für alle Arten der in der Sprachlehre anzuführenden Sprachtheile, und nicht blos dieſe Angabe, ſondern, wie auch der Titel ausſagt, die Beſtimmung der Begriffe derſelben, eine Anordnung dieſer nach der Vorſtellung des Vfs., und ſomit eine Art von Abriſs der allgemeinen Sprachlehre. Von S. 47 — 96 folgen Anmerkungen zu dem Vorhergehenden, worin die vorgeſchlagenen Benennungen mit andern verglichen und vertheidigt werden. Sie haben in ſofern Aehnlichkeit mit den beurtheilenden Angaben des Vfs. in ſeinem erwähnten Wörterbuche, wenn dort die lateiniſchen Kunſtwörter aufgeführt werden; ſind aber bald auf weniger Verſuche der Verdeutſchung eingeſchränkt, bald weit ausführlicher. Die Grundſätze des Vfs. bey ſolchen Verdeutſchungen giebt am genaueſten die Einleitung zu dem erwähnten Wörterbuche an. Vielleicht hat aber die zweyte der dort aufgeſtellten Regeln den Vf. verleitet, einige Kunſtwörter der Sprachlehrer mehr aufzuſtellen, als nöthig geweſen ſeyn möchte. — Die gegenwärtige Schrift des Vfs. iſt der ſorgfältigſten Prüfung vollkommen würdig, und auch wir fordern dazu alle Freunde unſerer Mutterſprache auf. Der Vf. thut einen öffentlichen Schritt zur Entſcheidung der Frage, ob die deutſche Sprachlehre überhaupt deutſche Kunſtwörter haben ſolle, und zwar zu einer Zeit, wo, wie uns wenigſtens dünkt, die vielfach beſprochene Sache zur Entſcheidung gereift iſt. Denn es iſt eine ſolche Regſamkeit für die richtige Auffaſſung grammatiſcher Begriffe unter uns verbreitet, daſs neue Kunſtwörter der Art weit weniger misverſtanden werden dürften, als jemals, — und hierauf kömmt doch zuverläſſig das meiſte an — und es ſind ſchon ſo viele Verſuche zur Auffindung paſſender deutſcher Kunſtwörter gemacht worden, daſs, wenn es überhaupt glückliche Verſuche der Art giebt, die glücklichen ſchon gemacht, oder wenigſtens den gemachten nahe liegen müſſen. Deswegen iſt hier der Ort, ausführlich von dieſer Angelegenheit zu ſprechen. Zwar finden wir es an ſich nicht ſo dringend, die lateiniſche Kunſtſprache auszurotten. Denn wir verbinden mit den nun einmal hergebrachten Namen beſtimmte Begriffe, und dieſelben Begriffe, welche unſere Nachbarn, z. B. die Franzoſen und die Engländer gröſstentheils mit denſelben oder ähnlichen Wörtern verbinden, welche aber wenigſtens dieſe Völker leicht durch Veränderung der Endung oder durch Umbildung in ihre Sprachen einführen konnten, da die-

dieſelben groſsentheils aus der lateiniſchen entſtanden ſind. Es iſt gewiſs weit beförderlicher zu der Richtigkeit des Denkens, den Begriff einer völlig willkührlichen Bezeichnung zu erlernen, als ihn aus einer halb-paſſenden Bezeichnung mit einem falſchen Nebenbegriffe aufzufaſſen. Z. B. einem ſprachlernenden Frauenzimmer iſt *Neutrum*, nämlich *Verbum*, eine völlig willkührliche Bezeichnung, ſie muſs den Begriff und das Zeichen deſſelben, jedes für ſich und beſonders erlernen. Aber aus der, vom Vf. an die Stelle deſſelben geſetzten Benennung: *unüberleitend*, wird eben ſo wenig der Begriff ſelbſt aufgefunden werden; man wird gar leicht entweder einen falſchen Nebenbegriff herausziehen, oder durch das fruchtloſe Nachdenken über das natürlich ſeyn ſollende Zeichen zerſtreut bleiben, bis man endlich auch dieſe Benennung als willkührliche merkt. Gerade der Begriff des willkührlichen Zeichens erhält am leichteſten ſeine beſtimmteſte Begränzung, und iſt von dieſer Seite, wenn er einmal aufgefaſst iſt, am wenigſten dem Miſsverſtändniſs ausgeſetzt. Der Franzoſe hat für Geſchlecht zwey Namen, *ſexe* iſt das natürliche Geſchlecht, *genre* das Sprachgeſchlecht, wie wir das lateiniſche *Genus* verſtehen. Aber bey dem deutſchen Worte: Geſchlecht, kömmt man, wenn man glauben möchte, es in der Sprachlehre recht natürlich für das Kunſtwort *Genus* ſetzen zu können, jeden Augenblick in die Verlegenheit, es von ſeinem Gebrauche für: natürliches Geſchlecht, unterſcheiden zu müſſen; wenn man dafür Geſchlechts*form* wählen möchte, ſtöſst man ſo oft an, als man von Fällen ſpricht, wo das Geſchlecht nicht durch eine beſondere Form ausgezeichnet iſt. Auf der andern Seite aber fühlt es gewiſs jeder, der über grammatiſche Gegenſtände in einem Vortrage zu ſchreiben verſucht, der nicht wiſſenſchaftlich gebildet, ſondern allgemein faſslich und für gebildete Leſer anziehend ſey, daſs wir entweder die lateiniſchen Kunſtwörter durch deutſche Endungen oder Umbildungen zu deutſchen Wörtern machen müſſen, wie es z. B. Franzoſen und Engländer gethan haben, um ſie deutſch dekliniren zu können; oder daſs wir ganz deutſche grammatiſche Kunſtwörter zu wählen haben. Wie die Sache noch jetzt liegt, müſſen wir entweder mitten in unſerer deutſchen Rede dieſe Kunſtwörter nach ihren lateiniſchen *Caſibus* dekliniren, oder wir müſſen ſie als indeklinabel behandeln, und dann reicht unſer Artikel kaum hin, um deutlich genug den Bezug zu bezeichnen. Ueberdem iſt es doch auch wunderſam, zu ſagen: nach den lateiniſchen *Caſus* und *Tempora*. Dieſs muſs wahrlich anders werden, und wir müſſen alle mit vereinter Berathung dazu wirken, daſs dieſe Art des Ausdrucks auf einen gleich feſten als zweckmäſsigen Fuſs gebracht werde. Hierzu nun bietet der würdige Vf. die Hand. Auch wir wollen ſie auffaſſen, und legen unſere Vorſchläge dem Vf. und dem Publicum unvorgreiflich vor, wo wir glauben, daſs in dieſer Schrift der rechte Weg verfehlet ſey. Die lateiniſchen Kunſtwörter umzubilden, und ihnen ganz deutſche Endungen zu geben, z. B. das Verb, das Adverb zu ſagen, würde immer Anſtoſs genug, faſt eben ſo vielen, als eine Verdeutſchung ſelbſt, geben. Man erſieht erſt die Schwierigkeit der Sache, wenn man nun *Verbum neutrum* durch: *Neutral-Verb* ausdrücken ſoll. Wir haben manche, ſchon anerkannt paſſende Verdeutſchungen, z. B. *Füge-* oder *Bindewort* für *Conjunction*. Man darf doch nicht ſoweit gehen, zu behaupten, daſs jedes mögliche Miſsverſtändniſs auch der Schwächſten hinlänglicher Grund ſey, alle Verſuche der Verdeutſchung aufzugeben. Wer ſich z. B. bey *grammatiſch* wirklich Etwas denkt, der denkt daſſelbe auch bey *ſprachlehrig*, z. B. *ſprachlehrige Begriffe*, wie der Vf. ſpricht. Aber es wäre auch Pedanterey, alle ſolche Ausdrücke, wie grammatiſch, mathematiſch, austilgen zu wollen, wenn ſie allgemein bekannte Wiſſenſchaften bezeichnen, und durch paſſende Endungen zu deutſchen Wörtern geworden ſind. Die Wiſſenſchaften bedürfen der Freyheit, ſich ihre Kunſtwörter ſo zu bilden, wie der Begriff am genaueſten dargeſtellt wird, und die alten Sprachen dazu zu Hülfe zu nehmen. Der gebildete deutſche Vortrag hat auch ſeine Rechte; er muſs deutſche Wörter da ſetzen können, wo es zweckmäſsig für ihn iſt. Durch Haupt-Werke, durch ſehr gangbare Schriften, wo die Kunſtwörter ſehr oft vorkommen, allein kann eine ſolche Umänderung der Kunſtſprache eingeführt werden; und wer ſollte ſich nicht freuen, wenn ſie es geworden iſt. Denn der Vortheil der leichtern Auffaſſung der grammatiſchen Begriffe ſpringt in die Augen, und iſt, wenn ſie ohne Nachtheil der unzertrennlichen Richtigkeit erfolgt, ein wichtiges Moment. Gerade dem zu veranſtaltenden Handwörterbuche des Vfs. dürfen wir einen ſo ausgebreiteten Gebrauch verſprechen, daſs es auf unſere Mutterſprache wirken könne. Wir muntern ihn daher unſeres Theils dazu auf, bis zur Herausgabe jenes Werks noch ferner für eine Uebereinkunft einer bedeutenden Anzahl prüfender Mitforſcher thätig zu wirken, und da es einer wichtigen Angelegenheit gilt, nach Sammlung der Urtheile über gegenwärtige Schrift, lieber die patriotiſche Mühe einer zweyten vorläufigen öffentlichen Erklärung über die, nach wiederholter Prüfung gewählten, grammatiſchen Kunſtwörter zu übernehmen. Bey der Wahl derſelben ſind wir mit dem Vf. und deſſen, in dem angeführten Wörterbuche aufgeſtellten Grundſätzen in ſofern ganz einverſtanden, daſs keine Umſchreibungen an die Stelle des ausländiſchen Wortes geſetzt werden können; denn damit iſt nichts gewonnen. Aber vor allem ſcheint es uns wichtig zu ſeyn, daſs der *Begriff* des lateiniſchen Kunſtwortes ſelbſt aufgefaſst werde, und daſs man übrigens davon gänzlich hinwegſehe, ob jedes lateiniſche Adjectiv durch ein deutſches Adjectiv u. ſ. w. bezeichnet werde. Die eigenthümliche Beſchaffenheit des deutſchen Sprachgebrauchs iſt gewiſs das Hauptgeſetz der Verdeutſchung. Sie erlaubt z. B. nicht *männlich* oder *das Männliche* überall an die Stelle des Subſtantivs: *Maſculin* zu ſetzen, am wenigſten mit dem Artikel *ein*; z. B. bey: *Kaſten iſt ein Maſculin*;

culin; aber sie erlaubt, dafür zu sagen: *Kasten ist ein männliches Hauptwort*, oder kürzer: *Kasten steht als männlich*. Je mehr in die Bildung neuer Kunstwörter ein ängstlicher Streben nach philosophischer Präcision und Umfassung übergeht, desto weniger werden die neuen Kunstwörter leicht verstanden, und den Zweck erfüllen, den ihre Einführung haben kann, das *leichte Auffassen* dieser Begriffe zu befördern. Auch die hochgebildeten Griechen, das würdigste Ziel der Nachahmung, welches sich Freunde der vaterländischen Sprache stecken können, die Griechen, welche eine bildsame, und durch die vielfältigsten, passendsten Zusammensetzungen mit Wohllaut bildsame Sprache in das Zeitalter der herrlichsten Geistesbeschäftigungen herübertrugen, und sie hinwiederum zur Bezeichnung der Theile der schärfer und ausgezeichneter bezeichnenden und gebildeteren Sprache verwendeten, haben das nicht erreicht, dass jedes der Kunstwörter ihrer Sprachlehre aufs allergenaueste den Begriff erschöpft hatte, welchen es ausdrückt. Wenn die Kunstwörter die Hauptmerkmale ihres Begriffes enthalten, und vor allem Missverstande gesichert sind: so sind sie zweckmäßig genug. Zwar dürften wir manche Begriffe der Sprachlehre selbst genauer aufgefasst haben, als selbst die Griechen, und würden von dieser Seite, etwas mehr zu erreichen, streben können, wenn uns nicht der Sprachgebrauch und der Zweck der leichtern Auffassung zu sehr bände. Indessen, wenn zwölf neue Kunstwörter völlig passend sind, so wird das dreyzehnte mit denselben verstanden; wenn aber der Sinn des neuen Kunstworts nicht unmittelbar in die Augen fällt, und nicht eben das Hauptmerkmal des Begriffes sogleich darstellt: so steht es, möchte es übrigens noch so philosophisch richtig seyn, einem andern, welches jene Eigenschaften hat, mit Recht nach. Eine Hauptstimme hat endlich bey der Wahl der neuen Kunstwörter die schon vorhandene Gewohnheit ihres Gebrauchs. Es soll eine Uebereinkunft Vieler getroffen werden: wo eine Uebereinkunft der Art schon so gut als da ist, da muss sie benutzt werden. So setzt der gemeinste Sprachgebrauch oft *Beywort* und *Beywörter*, für Adjectiv, Adjective. Gesetzt auch, dass er dann die Participe nicht ausschliesst: so schliesse man diese aber nunmehr bestimmt aus. Die Benennung wird wegen des schon daseyenden Sprachgebrauchs allgemein verstanden, und hat deswegen ein Vorrecht vor jeder andern. Eben so würden wir die Benennungen: *Stammwort* für Substantiv, oder eigentlich *Nomen*, *Zeitwort* für *Verbum* wohl dulden, ungeachtet wir wohl gern zugeben, dass eigentlich jedes Wort ein *Nenn*-Wort, und dass Zeit theils nicht das wesentlichste Merkmal der Verba sey, theils Wörter wie Stunde, Tag, auch Zeitwörter heissen können. Aber jene Benennungen sind schon vielfältig gebraucht, und Jeder, der sie liest, wenn er sie auch nicht billigt, versteht sie doch. Ueberdem brauchen wir die Verba unter zehn Malen gewiss neun Male mit dem Begriff der Zeit. Nur die ungemeine Angemessenheit und überwiegendste Richtigkeit der vom Vf. gebrauchten Benennungen: *Sachwort* für Substantiv, *Aussagewort* für Verbum bestimmt wenigstens uns, diese vorzuziehen, zumal da Niemand, der diese Benennungen hört, wenn er überhaupt Etwas dabey denkt, etwas Anderes dabey denken kann, als die erwähnten Begriffe. — Doch wir gehen von diesen allgemeinen Betrachtungen zu der Beurtheilung der übrigen einzelnen neuen Kunstwörter selbst über. Diese sind in dieser Schrift von zweyerley Gattung. Entweder sind sie Benennungen der einzelnen Redetheile und ihrer *allgemein anerkannten* Unter-Arten, oder sie sollen einen allgemeinen Begriff für ein paar Redetheile, oder für ein paar Unterarten eines einzelnen Redetheils ausdrücken. Letztere Gattung halten wir für nicht nothwendig für die Kunstsprache, da man nicht einig darüber ist, auch wohl nicht werden wird, ob mehrere Redetheile am zweckmäßigsten unter dem oder jenem allgemeinen Begriff vereinigt werden möchten. Es ist dies ganz unwesentlich für die Sprachlehre einzelner Völker, darauf besondre Rücksicht zu nehmen, es betrifft vielmehr die allgemeine Sprachlehre, und zwar auch blos die Form der Anordnung derselben. Es ist hier bey weitem das Zweckmäßigste, dass diese Anordnung der philosophischen Wissenschaft frey sey, und der Forscher in der Aufstellung seiner Begriffe nicht durch Benennungen eines andern Systems gebunden werde. Hieher gehören die Benennungen: *Grundwörter* für Substantiv und Pronomen zusammengenommen; *Bestimmungswörter* für Adverbien, Adjective und Artikel zusammengenommen; *Verhältnisswörter* für Präpositionen und Conjunctionen zusammengenommen. Sie gehen davon aus, dass der Vf. die in der Sprache bezeichneten Begriffe also eintheilt: in 1) *Grundbegriffe (Subjecte)*, 2) *Aussagebegriffe (Praedicate)*, 3) *Bestimmungsbegriffe*, welche entweder das *Subject* oder *Praedicat* näher bestimmen, und 4) *Verhältnissbegriffe*, welche blos die zwischen Begriffen, Wörtern und Sätzen obwaltenden Verhältnisse betreffen. Ueber die Eintheilung selbst und über die Art ihrer weitern Anwendung sprechen wir hier nicht. Jeder denkende Mann schickt eine solche Eintheilung als Vorbereitung voraus: aber sie gehört noch nicht selbst zur deutschen Sprachlehre: sie beschränke nicht die Kunstsprache derselben. Eben so wenig werde diese durch andere Eintheilungen beschränkt, wie durch die Eintheilung der Bestimmungswörter S. 36 ff. in *Aussagebestimmer*, d. i. *Adverbien*, und *Sachbestimmer*, d. i. Adjective und Artikel. Die Aussagebestimmer zerfallen dem Vf. in *Beschaffenheitswörter* und *Umstandswörter* (zu welchen letzteren auch mit Unrecht die Zahlwörter gerechnet werden, die ja gröstentheils offenbare Adjective sind.) Schon der Name: *Beschaffenheitswort*, kann eben so gut für das Adjectiv gelten. Wenn auch die Abtheilung der Adverbien selbst richtig seyn mag: wozu ein besonderes Kunstwort für jede Unterart? Soll eine Uebereinkunft zu Stande kommen: so kömmt sie desto leichter zu Stande, auf je weniger Kunstwörter sie sich beschränkt, und je mehr sie blos das Wesentliche, die allgemein anerkannten und hergebrachten Redetheile und Unterarten derselber

ben zum Ziele hat. Und wir bitten daher den Vf. recht sehr, alle die genannten Kunstwörter als solche aufzugeben. Mag sie übrigens Jeder gebrauchen, dem jene Eintheilungen gefallen: wenn sie nur nicht Anspruch auf allgemeine Geltung der Eintheilung selbst machen. Und wenn nur einmal die allgemein anerkannten Arten der Sprachtheile deutsche Kunstwörter erhalten haben: so wird sich die Kunstsprache dann leicht in der Folge noch weiter vervollständigen. Dies muss der Folgezeit und dem gefühlten Bedürfniss überlassen bleiben, nicht auf Ein Mal durchgesetzt werden sollen; sonst werden die Schwierigkeiten gehäuft, und man müsste erst, über die Begriffe selbst, die unnöthige Vereinigung suchen. Dagegen über die Begriffe der allgemein anerkannten Arten und Unter-Arten der Sprachtheile ist man überall einig, wenn auch die Definitionen im Ausdrucke von einander abweichen; und hier sind nur Namen zu suchen und anzunehmen. Dies ist die zweyte der oben gemachten Gattungen der Kunstwörter des Vfs. Von ihr allein gilt alles, von der Nothwendigkeit solcher deutschen Kunstwörter, Gesagte. Sie folgen nun. Für Substantiv sagt der Vf. sehr passend *Sachwort*. Für Geschlecht desselben sagt er: *Gattung*, und zwar *erste*, *zweyte*, *dritte Gattung* für *genus masculinum*, *femininum*, *neutrum*. Mag Gattung das passendste unter den einfachen Wörtern seyn: so ist es doch eine unpassende und blos willkührliche Bezeichnung dieses Begriffes, da man die Substantive auf mancherley andere Art in Gattungen zertheilen kann. Für *genus* schlagen wir *Sprachgeschlecht* vor, *männliches* und *weibliches* (welche Benennung wenigstens dem Begriffe ganz entspricht), und für *neutrum*, wie es die Construction giebt, entweder *ohne Geschlecht* oder *geschlechtlos*, wenn es aber besondere auszeichnende Endungen desselben giebt: *Form der Geschlechtslosigkeit*, so wie man, wo solche Endungen die Masculine und Feminine auszeichnen, *Geschlechtsform* (*männliche*, *weibliche*) zu sagen hat. (Es hat nichts gegen sich, dass *neutrum* so nicht unter den allgemeinen Begriff *genus* kömmt: vielmehr ist *neutrum genus* eben begreiflich kein Geschlecht.) Für Declination sagt der Vf. passend *Umendung*, für decliniren: *umenden*, wenigstens ist die Benennung deutlich; für *Casus* spricht er *Fall*, *erster*, *zweyter*, *dritter Fall* u. s. w. Dies ist aber blosse Uebersetzung, ohne Rücksicht auf den, zum Grunde liegenden, Begriff. Casus und Präpositionen sind offenbar verschiedene Bezeichnungs-*Arten* einer und eben derselben Sache, nämlich des Bezugs: Casus sind *Bezugsformen*, Präpositionen sind *Bezugswörter*. Passend ist *Einzahl*, *Mehrzahl* für Singularis und Pluralis. (Sobald der sogenannte Numerus durch eine auszeichnende Form ausgedrückt wird, so sagt man dafür am passendsten *Zahlform*, zum Unterschied von Zahl*wort*. Für *Nomina appellativa* sagt der Vf. sehr entsprechend: *Gattungswörter*; für *Nomina propria*: *Eigenwörter*; für *Nomina collectiva*: *Sammelwörter*. Vielleicht wäre für jenes *Eigennamen*, für dieses *Mengewörter* auszeichnender; denn nicht das Sammeln, sondern das Zusammenseyn soll ausgedrückt werden: doch wollen wir darüber nicht streiten. Aber unpassend möchte *Aftersachwörter* oder *unächte Sachwörter* für *Nomina abstracta* seyn. Wir schlagen *eigenschaftliches Sachwort* vor, denn eben die Eigenschaft wird dann als Sache behandelt. *Verösterungswort*, *Verkleinerungswort*, *Liebkosungswort* haben keinen Anstoss. Pronomen *personale* ist *persönliches Fürwort*; *possessivum zueignendes*, (dies ist aber kein Fürwort, sondern ein wahres Adjectiv, also: ein *fürwörtliches Beywort*); *demonstrativum hindeutendes*; *relativum beziehliches*, (aber selbst *er*, *sie*, *es* ist beziehlich, eben so: *diese*, *jene*, sie beziehen sich auf vorhergegangene Substantive; das hier gemeynte Pronomen hingegen schliesst überdem eine Conjunction ein, und gerade dies ist sein unterscheidendes Merkmal: es muss *Binde-* oder *Füge-Fürwort* heissen, so wie die Conjunction: *Binde-* oder *Fügewort* heisst.) Das Verbum heisst hier sehr auszeichnend: *Aussagewort*. Die *Zeiten* desselben sind *die gegenwärtige* (*Praesens*), *vergangene* (*Praeteritum*), *künftige* (*Futurum*), jene entweder *kaum vergangen* (wir würden *halb vergangen* sagen, denn das kaum vergangene ist schon ganz vergangen, dies aber ist nicht der Begriff von *Imperfectum*), *ganz vergangen* (*Perfectum*, brauchte auch von: *vergangen* schlechthin, nicht unterschieden zu werden), *längst vergangen* (*Plusquamperfectum*, möchte dann *vorher vergangen* heissen können.) Die zukünftige Zeit ist entweder *reinzukünftig* (*Futurum simplex*, besser: *künftig* schlechthin, und nicht zu unterscheiden von dem obigen) und *künftig vergangen* (*Futurum exactum.*) Für *Modi* sagt der Vf. *Weisen*, und theilt sie in drey Grundformen: die *gebietende* oder *Befehlsform* (*Imperativus*), die *abgezogene* (*Infinitivus*), die *Zustandsform* (*Participium*); in *abgeleitete Formen* für die verschiedenen Zeiten, und in zwey *Redeformen*: die *bestimmte* oder *ungebundene* (*Indicativus*), und die *unbestimmte* oder *gebundene* (*Conjunctivus.*) Wir billigen die Benennung: *Weisen*, sie kann wenigstens nicht missverstanden werden; *Formen* sind sie nur in den Sprachen, wo sie eine auszeichnende Bezeichnung haben. So hat jede Sprache eine *Wunsch-Weise* (*Optativus*), aber z. B. die deutsche Sprache keine *Wunsch-Form*. Für Infinitiv ist: *abgezogene Form*, eine eben zu abstracte und in so fern undeutliche Benennung, wir *schlagen* vor: *sachwörtliche Weise*; für Particip ist: *Zustandsform*, nicht genug entsprechend, denn auch die persönliche Form und das ganze Verbum drückt einen Zustand aus, wir *schlagen* vor: *beywörtliche Weise*, (Beywort für Adjectiv genommen.) Beide Benennungen entsprechen wenigstens ganz den Begriffen des Infinitivs und Particips. Bey Indicativ und Conjunctiv billigen wir: *ungebunden*, und: *gebunden*, mehr; doch würden wir: *unabhängig*, und: *abhängig*, noch vorziehen, denn die Aussage ist oft verbunden, ohne abhängig zu seyn.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. März 1804.

NEUERE SPRACHKUNDE.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh: *Verſuch einer genauern Beſtimmung und Verdeutſchung der für unſere Sprachlehre gehörigen Kunſtwörter*, von *Joachim Heinrich Campe* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 97. abgebrochenen Recenſion.*)

Die *Gattungen* der Aus-ge-Wörter ſind nach dem Vf. 1) *Hülfs-Ausſagewörter*, 2) *überleitende (transitiva)*, und zwar a) *ächte*, welche immer das Hülfswort *haben* erfordern, b) *unächte*, welche es nur zuweilen, gewöhnlich aber das Hülfswort *ſeyn* annehmen, 3) *unüberleitende (intranſitiva)*, auch *Mittel-Ausſagewörter (neutra)*, und zwar a) *thätliche (neutra activa)*, wie: *laufen*, b) *leidentliche (neutra paſſiva)*, z. B. *fallen*. *Ueberleitend* und *unüberleitend* ſind diejenigen Kunſtwörter, welche unter allen am wenigſten gelungen zu ſeyn ſcheinen. Wir wiſſen aber auch keine andern dafür vorzuſchlagen, als für *activum*: *Bewirkewort* oder: *Ausſagewort des Bewirkens*, für *neutrum*: *Zuſtands-Ausſagewort*. Wir ſelbſt halten erſteres für entſprechender, als letzteres; indeſs im Gegenſatze gegen Bewirken unterſcheidet Zuſtandswort vielleicht auszeichnend genug; wenn, wie bey: laufen, Handlung darin liegt: ſo wird ſie bloſs als Zuſtand, nicht als bewirkend, als wirkend auf Etwas gedacht. Wörter, wie *caneſcere*, *bleichen*, und viele von denen, welche der Vf. als *neutra paſſiva* abſondert, ſind wahre Zuſtandswörter. *Activa vox* würden wir durch *Form des Wirkens* oder *Wirkeform*, *paſſiva* durch *Form des Leidens* oder *Leideform* ausdrücken. Die ſogenannten *Reciproca*, von denen der Vf. mit Recht bemerkt, daſs ſie nicht dieſs, ſondern *reflectiva* ſind; nennt er *rückdeutende*; wir würden *rückwirkende* ſagen. Für conjugiren wird hier *umbilden* gewählt, weil nicht bloſs die Endung, ſondern oft auch das Innere des Wortes ſich verändere. Beides liegt auch in dem Worte *Biegung*, und durch Umbildung werden jene Veränderungen doch wohl zu ſtark ausgedrückt. Das Adverbium nennt der Vf. den *Ausſagebeſtimmer*, welches ſehr paſſend ſcheinen möchte, wenn nur nicht die Adverbien eben ſo gut zur Beſtimmung der Adjectiven, als der Verben gebraucht würden. Deshalb verdient der ſchon von vielen gebrauchte Name: *Umſtandswort* den Vorzug. Der Vf. macht dieſs zu einer Unterart der Adverbien, aber wenn er *ſehr*, *mehr* als Umſtände z. B. der Feſtigkeit betrachtet: ſo kann auch *feſt (firmiter)* für einen Umſtand z. B. des Stehens gelten. Das allgemeinſte Merkmal der Adverbien iſt freylich; daſs ſie beſtimmen, aber es iſt eben zu allgemein. Die Umſtandswörter zerfallen in Unterarten, je nachdem ſie Umſtände der Beſchaffenheit des Orts, der Zeit, des Verhältniſſes u. ſ. w. betreffen. Dafür bedarf es aber keiner beſondern Kunſtwörter; die Beyſetzung dieſer Genitive unterſcheidet ſie. Für Adjectiv wird vorgeſchlagen: *Beylegungswort*, und es werden zwey Unterarten feſtgeſetzt: *Eigenſchaftswörter*, z. B. grün, und *Eigenheitswörter*, z. B. geſtrig. Beylegung liegt eben ſo gut im Begriff des Verbums, die Benennung iſt alſo nicht paſſender, als *Beywort*, deſſen Gewöhnlichkeit hinlänglichſt dafür entſcheidet. Die Unterarten bedürfen auch hier keiner beſondern Benennungen, da der Unterſchied zu fein iſt, als daſs es einer Aufmerkſamkeit auf denſelben auſserhalb des Gebiets des ſchärfern Nachdenkens bedürfte. Die Artikel heiſsen hier *Deutewörter*, ein bloſs willkührlicher, gar nicht auszeichnender Name: auszeichnend würde vielleicht: *Gattungsbeſtimmer* ſeyn, wenn das *nomen appellativum* Gattungswort heiſst. Für Präpoſition ſagt der Vf. *Verhältnifswort im eigentlichen oder engern Sinne des Worts* oder *Verhältnifswort* ſchlechtweg, für Conjunction: *Verhältnifswort im weitern Sinne des Worts* oder *Bindewort*. Der Name Verhältnifswort iſt ſchon deswegen unſchicklich, weil der Vf. ihn auch in einer allgemeinern Bedeutung gebraucht hat. Wir ſind überzeugt, dieſe ganze Vereinigung der Präpoſitionen und Conjunctionen in Eine Klaſſe, welche der Vf. vertheidigt, wenigſtens hier verwerfen zu müſſen. Denn der, von dem Vf. ſelbſt angeführte, Unterſchied derſelben, daſs die Präpoſitionen Beziehungen zwiſchen Begriffen, die Conjunctionen Beziehungen zwiſchen Sätzen bezeichnen, iſt um vieles wichtiger, als ihr nie geläugnetes Zuſammentreffen in dem Umſtande, daſs beide Redetheile Beziehungen ausdrücken. Dieſer Umſtand verſteht ſich von ſelbſt, ſobald der Begriff beider auch nur unvollkommen aufgefaſst worden, und braucht alſo nicht beſonders hervorgehoben zu werden. Die Wichtigkeit des Unterſchieds hingegen zeigt ſich darin, daſs es ein ganz anderes Geſchäft iſt, einen Satz zu bilden und zu bezeichnen, als mehrere Sätze in Verhältniſs zu bringen. Ganze Völker haben den Begriff des Verhältniſſes mehrerer Sätze ſchwach oder gar nicht aufgefaſst; aber Sätze bildet ſchon das Kind, das eben erſt anfängt zu ſprechen, durch die, wenn auch noch regelloſe Verbindung mehrerer Begriffe. In ſo fern ſchlieſst ſich die Präpoſition an alle die vorhergehenden Redetheile an, welche alle unmittelbar zu der Bildung des Satzes gehören; die Conjunction hingegen trennt ſich von ihnen allein, weil

weil sie allein das Daseyn mehrerer Sätze, und zwar nicht blofs dieses Daseyn, sondern ihre Vergleichung, den Begriff ihres Verhältnisses voraussetzt. Dadurch bestreiten wir offenbar nicht, dafs beide Redetheile blofse Verhältnifs-Begriffe ausdrucken, und sich dadurch gemeinschaftlich von den vorhergehenden Redetheilen mit Ausnahme des Artikels unterscheiden: aber wir möchten fast behaupten, dafs dieſs auf die Benennungen keinen Einfluſs haben dürfe, da diese für das Erlernen der Sprache, nicht für solche Abstractionen da sind, und dem Lernenden offenbar die Bildung eines einzelnen Satzes als ein anderes Geschäft erscheinen wird, als die Verbindung mehrerer. Der Vf. erklärt sich gegen die Benennung *Beziehungs-* oder *Bezugswort*, weil sie zu allgemein sey, und Conjunction und *Pronomen relativum* mit einschliefse. Aber *Verhältnifswort* ist noch allgemeiner, als *Bezugswort*, denn, wo ein Verhältnifs da ist, findet deshalb noch nicht eine ausdrückliche Beziehung statt. Dafs *Pronomen relativum* nicht *relativum* heifsen dürfte, haben wir oben zu zeigen gesucht. Die vorgeschlagenen Benennungen *Beziehungsform* oder *Bezugsform* für: *Casus*, und *Beziehungswort* oder *Bezugswort* für: *Praeposition*, zeichnen einander gegenseitig vor allen verwechselbaren Begriffen aus. Die Namen *Bindewort* und *Fügewort* können ja beide neben einander bestehen; da sie, wie der Vf. zugiebt, gleichbedeutend sind. Doch gefällt auch uns, wie dem Vf., Bindewort, als verständlicher, besser. Der Name, *Empfindungslaut*, für Interjection, sondert diese sehr passend von allen eigentlichen *Wörtern*, d. i. Bezeichnungen der Begriffe, aus. — Doch genug hiervon. Wir haben, so viel an uns liegt, die Aufmerksamkeit unserer Leser zu erregen gesucht, und wünschen dem würdigen Vf. das glücklichste Gedeihen seines zweckmäfsigen Unternehmens.

PHILOSOPHIE.

PARIS, b. Dufart: *Logique de Condillac* à l'usage des élèves des Prytanées et Lycées de la République française, par *Noel*, Professeur de philosophie au Prytanée français, deuxième division, Collège de St. Cyr. Tome *premier*. 320 S. Tome *second*. 448 S. Tome *troisième*. 373 S. An XI. (1803.) 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Diese sogenannte Logik ist aus den *Oeuvres de l'Abbé de Condillac*, von welchen der Buchhändler *Dufart* eine neue Ausgabe veranstaltete, in der von Hn. *Noel* vorgeschlagenen und hier ausgeführten Mafse, abgedruckt worden, also kein neues, sondern schon bekanntes Werk. Das Ganze besteht aus *drey* Theilen, von welchen der *erste* von der Art und Weise handelt, wie die Natur uns selbst die Analyse lehrt, und wie sich, nach dieser natürlichen Methode, die Entstehung sowohl der Begriffe als der Gemüthsvermögen erklären läfst. Alles was hier von jener Methode der Natur und von der Analyse der Anschauungen, Begriffe und Gemüthsvermögen gesagt wird, gehört nicht eigentlich zur Logik, sondern zur Anthropologie und empirischen Psychologie. Der *zweyte* Theil betrachtet die Analyse, nach ihren Mitteln und Wirkungen, oder die Kunst zu räsonniren auf eine wohlgebildete Sprache zurückgeführt; insbesondere wird von der Bildung eines Systems der Erkenntnisse, von der Sprache, als einer Methode zu analysiren, von dem Einfluſs der Sprache auf das Denken und Räsonniren u. s. w. und zuletzt von den verschiedenen Graden der Gewifsheit, oder von der Evidenz der Muthmafsungen und der Analogie, sehr unzusammenhängend, also auch von Dingen gehandelt, die einer allgemeinen Logik, als blofs formaler Wissenschaft, gröfstentheils fremd sind. Diesen beiden Theilen sind aus andern Werken *Condillac's*, als dem *Cours d'études*, *l'art de penser*, *traité des sensations* u. a. zur Erklärung und weitern Ausführung mehrerer im Texte berührter Materien, Auszüge von Abhandlungen und Stellen, die sich auf jene Materien beziehen, unter der Aufschrift von *Lectures indiquées* angehängt worden. Der *dritte* Theil ist der Kunst zu philosophiren oder zu räsonniren gewidmet, und besteht aus V. Büchern: 1) von den verschiedenen Mitteln überhaupt, sich der Wahrheit zu versichern, insbesondere von der Evidenz der Thatsachen und der Vernunft. 2) Von diesen beiden Arten der Evidenz, in wie fern sie zusammen zur Entdeckung der Wahrheit beytragen. Dieſs wird durch sehr umständlich ausgeführte Beyspiele aus den Lehren von der Bewegung, der Schwere, dem Gleichgewicht, dem Hebel, *dem Rade*, der Rolle, dem Pendel u. s. w. gezeigt. 3) Dafs die Evidenz der Thatsachen und der Vernunft das *Newtonische* System beweisen, sucht der Vf. durch eine eben so ausführliche Darlegung dieses Systems zu erklären. 4) Von den Mitteln, den Mangel an Evidenz zu ergänzen; wo Betrachtungen über die Attraction, über die Gewalt der Conjecturen und die Analogie geliefert werden. 5) Von der Concurrenz der Conjecturen und der Analogie mit der Evidenz der Thatsachen und der Vernunft, oder: durch welche Folge von Conjecturen, Beobachtungen, Analogieen und Räsonnements man die Bewegung der Erde, ihre Gestalt und ihre Bahn entdecken könne. Man findet hier in eilf Kapiteln folgende Materien abgehandelt: Erste Versuche über die Gestalt der Erde; wie man dazu gelangt ist, den Himmel und die Erde zu messen; wie man die verschiedenen Jahreszeiten bestimmt hat; wie die Ungleichheit der Tage zu erklären ist; allgemeiner Begriff von den Zirkellinien der Sphäre und ihrem Gebrauch; wie mifst man den Grad eines Meridians; durch welche Folge von Beobachtungen und Raisonnements versichert man sich von der Bewegung der Erde; von den Untersuchungen über die Gestalt der Erde; die hauptsächlichsten Phänomene, welche durch die Bewegung der Erde erklärt worden; allgemeiner Begriff vom Weltsystem. — Jünglinge können, wie man aus allem diesem sieht, aus diesem Buche vieles, und selbst viel Nützliches aus der Anthropologie, Mathematik, Mechanik,

chemie, Physik, mathematischen Geographie u. s. w. lernen, nur keine allgemeine Logik, von welcher selbst die wesentlichsten Lehren ganz unberührt bleiben. Dass man dieses Buch zum Gebrauch beym öffentlichen Unterricht in der Le[illegible] gewählt, und sogar von Seiten der Regierung (durch den 17. Art. des IV. Tit. eines *Réglement général du Prytanée français*, vom 27. Mess. a. IX.) dazu empfohlen hat, beweist, wie weit die Franzosen noch in der Erkenntniss des Unterschiedes und des Eigenthümlichen der philosophischen Wissenschaften, in der richtigen Klassification derselben und in der Trennung dessen, was in einer jeden heterogen ist, zurück sind. Auch kommen, besonders im ersten anthropologischen Theile, noch viele falsche Begriffe vor, mit deren Rüge und Berichtigung wir uns aber hier nicht abgeben können.

ALTONA, b. Hammerich: *Car. Lud. Struve Historia doctrinae graecorum ac romanorum philosophorum de statu animarum post mortem.* In certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV. Jun. MDCCCII. praemio a Rege M. Britaniae constituto ab illustri Philosophorum ordine ornata. (1803.) XVI u. 120 S. 8. (10 gr.)

Die Geschichte der Lehre von der Fortdauer der Seele, war für akademische Preisfragen gewiss ein zweckmäßiger Gegenstand. Bey aller vielseitigen Bearbeitung derselben bietet sie dennoch einem jungen Forscher noch hinlänglichen Spielraum für eigene historische und philosophische Forschungen und Gelegenheit dar, die Belesenheit in den Classikern und die verständige Benutzung der neueren Schriften über diesen Gegenstand zu beurkunden. Das einzige wäre vielleicht zu wünschen gewesen, dass man das Feld der Bearbeitung in noch etwas engere Gränzen gesetzt, und den jugendlichen Kräften eine bestimmtere Richtung gegeben hätte. Als Preisschrift, welche des Vfs. Fleiss, Kenntnisse und Geschicklichkeit erprobt, kann Rec. auch dieser Schrift alles Lob ertheilen; weniger, wenn er sie nicht blos nach subjectiven, sondern auch nach objectiven Gesichtspunkten beurtheilt, und die Frage aufstellt: hat die Geschichte dieser Lehre etwas wesentliches gewonnen, sind die Materialien vollständiger gesammelt, richtiger dargestellt; sind diejenigen Punkte, welche noch problematisch waren, zur Entscheidung gebracht? Die Beantwortung dieser Fragen wird sich aus unserer nähern Anzeige ergeben.

Der Vf. theilt das Ganze in *vier* Abschnitte, wovon der *erste* die Geschichte der Lehre von der Fortdauer der Seelen von den ältesten Zeiten bis auf Sokrates; der *zweyte* von Sokrates bis auf die Zeit, da die griechische Philosophie den Römern bekannt wurde; der *dritte* bis auf die Eklektiker, und der *vierte* endlich die Behauptungen der Eklektiker selbst vorträgt. Eigentliche Perioden für die Geschichte liefern diese Abschnitte nicht; dies ist der erste Mangel. In jedem Abschnitte sind die Gedanken der einzelnen Denker ziemlich vollständig und richtig angeführt, und in den Noten die Stellen der dahin gehörigen Schriften citirt. Zur Einsicht in die Gründe gehet er meistentheils, doch nicht immer, auf die Hauptsätze der Systeme zurück. Alles dieses ist, wie es auch der beschränkte Raum nicht anders erwarten lässt, in compendiarischer Kürze vorgetragen. Von neuen Forschungen findet man selten eine Spur. Dahin gehört bey dem Pythagoras eine andere Ansicht der Stelle des *Aristoteles de anima* I., 3., welche der Vf. nicht, wie gewöhnlich, von der Seelenwanderung, sondern von dem ersten Eintritte der Seele aus dem Aether in eine körperliche Form versteht. *Platon's* Gründe für die Fortdauer der Seele, und Mythen von dem Zustande derselben in einem künftigen Leben sind etwas ausführlicher, doch nicht vollständig dargelegt; man vermisst einen Hauptbeweis, der auf seine Ideenlehre gegründet ist. *Aristoteles* Vorstellungsart von der ἐντελεχεια ist im Ganzen deutlich entwickelt; aber was von der Seele als Form des organischen Körpers gesagt wird, passt nicht auf den thätigen Verstand, der Aristoteles Theorie selbst ins Gedränge brachte. Davon aber scheint der Vf. nichts geahndet zu haben, und er schwankt in der Folge selber ein paarmal über Aristoteles eigentlichen Sinn. Denn S. 92. wird des Aristotelikers *Xenarchus* Behauptung, die Seele als Entelechie existire an sich und in Verbindung mit dem Körper, für aristotelisch erklärt; S. 119. hingegen, *Dicäarch* stimme darin mit dem *Aristoteles* überein, dass die Seele vom Körper getrennt, nicht existire. Ebendaselbst sucht er wahrscheinlich zu machen, dass der Gedanke, welchen *Plutarch* und *Stobäus* diesem Philosophen beylegen, die Seele sey nämlich eine harmonische Mischung der Grundstoffe, dem *Dicäarchus*, einem Pythagoräer, nicht dem Aristoteliker angehöre. Allein weder die Autorität des *Nemesius*, noch des *Claudius Mamertinus*, welche beide einen *Dinarchus*, als Urheber dieser Behauptung, (aber nicht, wie S. 119. irrig gesagt wird, einen Pythagoräer *Dinarchus*) nennen, reicht zu, diese Hypothese, welche gar nicht nothwendig ist, zu rechtfertigen. Ausführlich werden *Cicero's* Gedanken über die Unsterblichkeit angeführt, welche gröstentheils von den griechischen Philosophen entlehnt sind. Doch stellt der Vf. S. 81. einige dem *Cicero* eigenthümliche auf, welche aber nach einiger Prüfung nicht dafür erkannt werden können. Sie kommen schon zum Theil in dem gemeinen Volksglauben der Griechen vor, und *Xenophon* sowohl als *Plato* haben mehrmals darauf hingedeutet. Die beyläufige Entfernung des Einwurfs, dass die Seele kein wahrnehmbares Object sey (S. 82. d.), hat sie nicht der Vf. schon (S. 30.) aus *Xenophons* Cyropädie VIII. 7. 17 — 21. angeführt? Die Gedanken der Philosophen nach Christi Geburt sind fleissig gesammelt, vorzüglich der Neuplatoniker; nur hätte *Numenius* und *Ammonius* nicht übergangen werden sollen, welche nach *Nemesius* C. 2. sich sehr mit den Beweisgründen für die Immaterialität der Seele beschäftigten. Am längsten verweilt der Vf. mit Recht bey *Plotin*; er erinnert aber selbst,

selbst, dass er ein Buch schreiben müsste, wenn er alles aufnehmen wollte, was *Plotin* über die Natur der Seele gesagt und gedacht hat. Nur in einem Punkte der numerischen Einheit der Seele ist es ihm, wie uns dünkt, so wenig als andern gelungen, in das dunkle Heiligthum einzudringen. Uebrigens vermisst man in einer Geschichte eines *Dogma* sehr ungern allgemeine leitende Gesichtspunkte, wodurch die Aufzählung der Behauptungen erst zur Geschichte werden muss. — In einigen Excursen und auch noch sonst kommen kritische Verbesserungen verdorbener Stellen vor, die uns aber nicht alle gelungen scheinen. Wir bleiben nur bey einem dieser Versuche stehen. *Plutarch. de plac. philos.* V. C. 25., wo die Meynungen von dem Schlafe und dem Tode aufgezählt werden, sagt *Leucipp.*: Δημοκριτος, ου μονον σωματος, γινεσθαι, αλλα κρασει των λεπτομερων πλειονι της εκκρασεως του ψυχικου θερμου των πλεονασμων αιτιαν θανατου· ταυτα δ' ειναι παθη σωματος, ου ψυχης. Der Vf. sucht dieser Stelle dadurch zu Hülfe zu kommen, dass er liest: Λ. ου μονον σωματος γινεσθαι, αλλα και ψυχης, κρασει των λεπτομερους πλειονι της εκκρασεως του ψυχικου θερμου των πλεονασμον αιτιαν θανατου. Seine Uebersetzung lautet so: *nimis magnam copiam ex frigidiorum particularum immixtione majore, quam erat immixtio calidiorum atomorum, quae animi constituunt naturam, nimis magnam hanc copiam causam esse mortis, non solum corporis sed etiam animi.* *Beck* hatte vorgeschlagen εκκρισεως, welches unstreitig die richtigere Lesart ist. Dass λεπτομερους die kälteren Atomen bedeute, ist nicht wahrscheinlich, da nach *Leucipps* System die Feueratome von runder Gestalt, und die beweglichsten, also auch wohl die feinsten sind. Offenbar soll aber diese Stelle *Leucipps* Erklärung, nicht allein des Todes, sondern auch des Schlafes enthalten, worauf der Vf. keine Rücksicht genommen hat. Einiges Licht giebt *Aristotel. de anima*, I. c. 2. *Leucipp* hielt das Athmen für die Bedingung des Lebens, denn durch dasselbe werde der Abgang der Wärmetheile durch neue ersetzt, und wo dieses nicht geschehe, erfolge der Tod. Dieser Gedanke liegt auch in den letzten Worten dieser verdorbenen Stelle: πλεονασμον της εκκρισεως του ψυχικου θερμου ειναι αιτιαν θανατου. Und aus dem Ende erhellet, dass vor μονον die Negation weggestrichen werden muss, wenn nicht etwa eine grössere Lücke ist.

RÖMISCHE LITERATUR.

ANSPACH, b. Haueisen: *Phäders äsopische Fabeln*, prosaisch übersetzt, mit einem antiquarischen Wörterbuche erläutert und zu einem durchaus fasslichen und unanstössigen Lesebuch für die Jugend bearbeitet von *Euchar. Ferdin. Chsti. Oertel*, ord. Lehrer am k. Gymnas. in Anspach. 1802. XII u. 201 S. gr. 8. (14 gr.)

Lessing schrieb seine Fabeln in Prosa und glaubte, dass diese für den einfachen und kurzen Vortrag der Fabel am schicklichsten sey. Seinem Beyspiele folgt Hr. *Oertel* in seiner Uebersetzung des *Phaeder*, bey welcher es auf ein zweckmässiges Lesebuch für die Jugend (das daher auch von einigem Anstössigen der Urschrift gereinigt ist) abgesehen war. „*Phäders* Fabeln, sagt er, enthalten zu wenig dichterische Schilderungen, als dass es sich der Mühe verlohnen sollte, sie in *schleppender* Jambensprache *zwangvoll* nachzubilden." Freylich wäre das eine undankbare Mühe, die nur *schleppende* Jamben und eine *zwangvolle* Nachbildung zur Absicht hätte! Hn. *O.* Uebersetzung ist treu, zwangfrey und in einer kräftigen Sprache abgefasst; bisweilen sind kleine, den *Phäder* tadelnde oder berichtigende Winke untergesetzt. Schullehrer würden wohl thun, nach einer erklärten und von den Schülern übersetzten Fabel die *Oertelsche* Uebersetzung jedesmal zur Vergleichung vorzulesen. In dem angehängten Wörterbuche wird noch manches zu berichtigen und anders zu fassen seyn. So der Artikel: „*Jamben* (sechsfüssige), sind eine gewisse Art Verse, die aus sechs Füssen oder Gliedern bestehen. Es muss übrigens die vorletzte Sylbe eines jeden solchen Verses *kurz* ausgesprochen werden." Ferner der Artikel: „*Drache*, ein erdichtetes Wunderthier, von einer Kröte aus einem Hahneney ausgebrütet, wie ein Hahn gestaltet, mit bunten spitzigen Flügeln und Schwanz versehen u. s. w." Das ist ja eine Schilderung des Basilisks, und zwar nicht des Basilisks der Alten, sondern der spätern Zeit.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Rostock* u. *Leipzig*, b. Stiller: *Das Mecklenburgische Erb-Jungfrauenrecht*, besonders die Frage betreffend: *ob das zu den väterlichen Lehngütern gehörige Kirchen-Patronat den Erb-Jungfrauen oder den nächsten Agnaten zustehe?* Von dem Geheimen Archiv-Rath *Evers* zu Schwerin. 1801. 38 S. 8. — Die 11 ersten §§. beschäftigen sich obwohl nur fast aphoristisch, mit dem Mecklenburgischen Erb-Jungfrauen-Recht, dessen Ursprung und Natur; mit Recht erklärt der Vf. sich gegen die Ableitung dieses Rechts aus dem sogenannten Albertinischen Privilegium und leitet dasselbe dagegen (§. 3.) aus altem deutschen Rechte ab. §. 12. Kommt der Vf. auf den eigentlichen Gegenstand dieser Abhandlung, nämlich auf die Frage: ob eine Erb-Jungfrau sich auch das mit dem väterlichen Gute verbundene Kirchen-Lehn oder Patronat anmassen könne? eine Frage, welche weder in den, über diesen Gegenstand vorhandenen Gesetzen entschieden, noch in der bisherigen Literatur desselben vollständig erörtert ist. Der Vf. *bejahet* dieselbe aus der Natur des Patronat-Rechts, aus der Analogie anderer, einer Erb-Jungfrau zur Ausübung zustehender Rechte (z. B. der Gerichtsbarkeit, der Jagdgerechtigkeit u. a. m.) und aus der Observanz; über letztere ist der Vf. von §. 19. an sehr umständlich und so vollständig, als es sich von einem Manne, „der, nach „S. 27., vor mehrern Jahren die officielle Veranlassung hatte, „um solche Fälle zu erforschen, das ganze Herzogliche Haupt-„Archiv, sowohl im Lehn- als geistlichen Fache durchzu-„gehen" erwarten lässt. Der Meynung des Vfs. sind auch alle Mecklenburgische Rechtsgelehrte bisher gewesen — nur *Mantzel* schwankt darüber. Diese Abhandlung ist ein schätzbarer Beytrag zu dieser Lehre.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. März 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. jüngern: *Die Organisation der Coburg-Saalfeldischen Lande. Erster* Band. 1803. 140 S. 8.

2) Ohne Druckort: *Wahrheit und Unwahrheit*, oder *Bemerkungen über einen Aufsatz im Coburger neuen Wochenblatt, die Landstände dieses Fürstenthums betreffend.* 1803. 32 S. 8.

3) Ohne Druckort: *Rechtfertigung der Coburger Bürgerschaft gegen die Beschuldigung einer Rebellion*, mittelst Untersuchung der Fragen: In wie fern sind Bürger eines Staats berechtigt, über die Handlungen eines obersten Staatsdieners Beschwerden zu führen, oder Rechenschaft, und darnach seine Entlassung von dem Regenten zu fordern? 1803. 76 S. 8.

4) Meiningen, b. Hartmann: *Beyträge zur Geschichte der Desorganisation der S. Coburg-Saalfeldischen Lande*, zu seiner Vertheidigung aus den landschaftlichen Acten gezogen von *C. F. von Könitz*, Herzogl. S. C. Meiningischem Geheimenrath, S. Cob. Landschaftsdirector und R. Orts Baunachischem Ritterrath. 1804. 214 S. 8.

Wenn ein Gelehrter von ausgezeichneten Talenten, der sich nicht nur als Schriftsteller im staatswissenschaftlichen Fache bekannt gemacht, sondern auch als praktischer Staatsmann die Augen eines grossen Theils von Deutschland auf sich gezogen hat, von einem guten, wohlwollenden Fürsten berufen wird, die während der vorigen Regierung eingeschlichenen Missbräuche abzustellen und die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen; wenn er dieses auf eine glänzende Weise und ohne Belästigung der Unterthanen zu thun verspricht, und nun mit Erlaubniss seines Fürsten öffentlich auftritt, um dem grossen Publicum Rechenschaft von seiner Staats- und Finanzverwaltung zu geben: so verdient gewiss diese Schrift gelesen, geprüft, und, wenn sie der erregten Erwartung entspricht, studirt zu werden.

Der ehemalige königl. preuss. Kammerdirector, seit dem Jahre 1801. als dirigirender Minister in Coburg angestellte Hr. *von Kretschmann* hat sich zwar nicht auf dem Titel seiner Organisationsgeschichte, aber in der Schrift selbst genannt. Dass der Vf. viele Tadler in der Nähe, in der Ferne viele Lobredner finden werde, war nach der Natur des Geschäfts, von dem er Rechenschaft geben will, und bey seiner Darstellungsgabe und der, wenigstens scheinbaren, Unbefangenheit zu erwarten, mit welcher er seine Gegner zur Widerlegung seiner Behauptungen auffordert. Wer muss nicht für einen Schriftsteller eingenommen seyn, der eine solche Schrift mit den Worten schliessen darf: „Ich schreibe diese Geschichte in dem Lande „selbst, welches ich organisirt habe, bey Lebzeiten „des Fürsten, unter dessen Autorität die Organisation „geschah; ich schreibe sie, umgeben von meinen Feinden, welche meine Behauptungen widerlegen können, wenn die Wahrheit derselben nicht fest steht. „Ich muss also doch ein recht ruhiges Gewissen haben, wenn ich unter solchen Verhältnissen keinen „Widerspruch fürchte." Dass ein solcher Widerspruch erfolgen würde, war mit Gewissheit vorauszusehen; wir glaubten daher mit Bekanntmachung und Beurtheilung der v. Kretschmannischen Organisationsgeschichte so lange Anstand nehmen zu müssen, bis eine solche Gegenschrift erscheinen, und uns und das Publicum in den Stand setzen würde, ein weniger einseitiges Urtheil zu fällen.

Wir setzen, obgleich die unter Nr. 2. angezeigte Schrift etwas früher erschien, ihr also in chronologischer Ordnung der Rang gebührte, doch die v. Kretschmannische voraus, da sie sowohl der bereits angeführten als anderer Rücksichten wegen die wichtigste ist.

Der vor uns liegende *erste* Heft liefert blos die Einleitung einer alle Zweige der Staatsverwaltung umfassenden Schrift, die der Vf. in sechzehn Kapiteln auszuarbeiten und heftweise dem Publicum vorzulegen verspricht. Er will nach der sehr ausführlichen, auf 16 Seiten beygedruckten Inhaltsanzeige, in dem ersten Kapitel *von dem Princip der Staatsverwaltung in Coburg* handeln; im 2ten *von dem Centralpunkt der Regierung, und wodurch er möglich wurde;* im 3ten *von den auswärtigen Verhältnissen der C. Saalf. Lande;* im 4ten *von der Verfassung der C. S. Lande;* im 5ten *von Reform der Polizey*, und zwar *Kenntniss des Landes, Sicherheitspolizey, Schulpolizey, Medicinalpolizey, Landwirthschaftliche Polizey, Gewerbepolizey, Handelspolizey, Städtepolizey, Dorfpolizey, Sicherungsanstalten, Gesindepolizey;* im 6ten, 7ten u. 8ten *von der Justiz-, Militär- und Kirchengewalt;* im 9ten, 10ten u. 11ten *von der Finanzverwaltung.* Das 12te Kap. soll einen *Vergleich des Zustandes der Finanzen im Jahre 1801. mit dem Zustande derselben im Jahre 1803.* und eine Zusammenstellung der Mittel enthalten, wodurch die Verbesserung zu Stande gebracht wurde. Das 13te soll nachweisen, *wie in den Jahren 1801—1803. das Staatsvermögen durch Ankauf neuer Domainen, Ausleihung von Bank-Capitalien, Abtragung alter Schulden, neue Einrichtung der Residenz, neue Anschaffung des benöthigten Silbers, neue Chausseebauten und den Verkauf unnöthiger Domainen* vermehrt worden. Das

14te soll *von der Organisation des Rechnungswesens*, das 15te *von der Organisation der hohen und niedern Landesstellen*, und endlich das 16te *von der General-Controlle des Landes-Ministerii in Polizey-, Justiz-, Kirchen-, Finanz- und Rechnungssachen* handeln.

Niemand kann die Reichhaltigkeit der Materien und das Interesse verkennen, das es für jeden Staatsmann, die Coburgischen Angelegenheiten mögen ihm noch so fremd seyn, haben muss, sie praktisch ausgeführt und mit der grösten Publicität von einem Manne behandelt zu sehen, der, wie wir schon oben erwähnten, die theoretischen Kenntnisse der Schule und die praktischen des Cabinets in einem hohen Grade in sich vereinigt.

In der vom 1. August 1803. datirten Einleitung macht der Vf. seine Leser mit der Lage bekannt, in der er den kleinen Staat fand, dessen Organisation er übernommen hatte, und liefert die Geschichte seiner Anstellung und der Schwierigkeiten, mit denen er kämpfen muste. Sie ist schön geschrieben; der Vf. ist Meister in der Kunst, den Leser in sein Interesse zu ziehen. Der Unbefangene und Sachkundige wird es aber freylich beklagen, wenn ein Mann, der so mannigfaltige eigene Talente hat, sich auf Kosten anderer, die er herabsetzt, und, was noch weit schlimmer ist, auf Kosten der Wahrheit zu heben sucht. Dass dieses zuweilen der Fall sey, davon werden wir im Verfolg dieser Beurtheilung Beweise zu geben Gelegenheit haben.

Auf der ersten Seite sagt uns Hr. *v. Kr.*, dass er 655,000 Gulden von der Debit-Commission nicht bezahlte alte Kammerschulden vorfand; er sagt aber nicht, dass unter dieser Summe 135,000 ältere Zinsen sind, an deren Rückzahlung kein Gläubiger dachte, und wahrscheinlich auch gegen 30000 ganz illiquide, die nicht bezahlt wurden; denn Hr. *v. Kr.* gab, wie wir aus sichern Quellen wissen, selbst im April 1801. den Capitalstock den Ständen nur auf 500,146 fl., und in einer andern Darstellung vom 10. April 1801. nur auf 452, 823 fl. an; er sagt nicht, dass diese sämmtlichen Schuldcapitalien mit Ausnahme derer, die der fürstlichen Familie selbst gehörten, und der unaufkündbaren Cautions-Capitalien mit sehr geringen Procenten und ungefähr die Hälfte derselben nur mit anderthalb vom Hundert jährlich verzinst wurden, und sie daher sämmtlich nur 12,261 fl. jährlicher Zinsen kosteten. Er sagt uns nicht, dass eben dieser geringen Verzinsung wegen die Gläubiger gern 30 und 40 pro Cent am Capital nachliessen, und dass man einen Caffevorrath fand, der incl. der dem Lottofond entnommenen 20,000 fl. 75,000 fl. betragen haben mag, und mit welchem man daher auf diese Weise 120,000 fl. tilgen konnte, so dass mit einem Capital von 220 oder höchstens 250,000 fl. *alle* alte Schulden abgetragen werden konnten. Die Kammer-Einkünfte betrugen ungefähr Einhundert und funfzig tausend Gulden rein. Darunter waren aber die Zuschüsse der Landschaft zu den Staatsausgaben und andere sehr beträchtliche Einnahmen nicht begriffen, die theils unmittelbar in die Schatulle des Landesherrn flossen, theils die nothwendigen Staatsausgaben minderten, z. B. die Sporteln, die Hr. *v. Kr.* mit 17,000 fl. in seinem Etat in Einnahme gestellt haben soll. Die von dem Herrn Herzog als Erbprinz, wie Hr. *v. Kr.* S. 1. sagt, *gezwungen* gemachten Schulden mögen ungefähr Sechsmal hundert tausend Gulden betragen haben. Die gesammte Landschaft sowohl als jede einzelne Klasse von Unterthanen hatten aber die grösste Bereitwilligkeit, diesem *sehr geliebten* Fürsten zu helfen, und es fehlte ihnen dazu nicht an Kräften; denn obgleich die Finanzen des Hofes zerrüttet waren, so blühte doch der Credit der Landschaft nicht nur, sondern das Land genoss auch eines sichtbaren Wohlstandes. Nur Unwissenheit oder Bosheit konnte von einem Ruin des Landes sprechen und Hn. *v. Kr.* als dessen Retter vorstellen. Diese wenigen Thatsachen werden unsere mit der Lage der coburgischen Angelegenheiten unbekannten Leser in den Stand setzen, im Allgemeinen zu beurtheilen: ob solche so misslich war, als es aus den Aeusserungen des Vfs. zu erhellen scheint, dem wir in das Detail nicht folgen können. Doch müssen wir bemerken, dass wir schon auf der zweyten Seite wieder auf eine Aeusserung stossen, zu deren Widerruf der Vf. sich bereits hat verbindlich machen müssen. Da es ihm nicht genügte, sich durch Herabsetzung seiner Vorgänger zu erheben, die er anerkanntermaßen an Mannigfaltigkeit der Kenntnisse und Talente, so wie an Thätigkeit übertraf, sagt er hier, dass die coburgische Regierung seit mehr als 60 Jahren schläfrig gewesen. Der bekannte Feldmarschall Coburg fand dadurch die Ehre seines *vor 40* Jahren verstorbenen Vaters um so mehr gekränkt, da diejenigen, welche sich jener Zeiten noch erinnern, mit Segen und mit Trauer an sie zurückdenken, und dem Fürsten und seinen Räthen ein ganz anderes Zeugnis geben. Er führte Beschwerde, und Hr. *v. Kr.* versprach im nächsten Hefte die verlangte Genugthuung zu geben.

Musterhaft schön ist die Erklärung des Vfs. gegen den Landesherrn bey seinem Eintritt in die coburgischen Dienste, S. 10. u. 11. Ungern versagen wir es uns, sie unsern Lesern hier mitzutheilen. Wenn man solche aber nach Durchlesung der Schriften Nr. 2. 3. und 4. mit seinen ministeriellen Handlungen vergleicht: so muss man es beklagen, dass ihre vortrefflichen Aeusserungen als leere Declamationen erscheinen, durch welche derselbe sich des Herzens eines gerechten Fürsten bemeistern wollen. „Sie dürfen, so sagt der Minister zu seinem Fürsten, „nur gerecht „gegen mich seyn, und ich verlange nur Gerechtigkeit, um jeden Unterthan im Staate vor dem ministeriellen oft so gefährlichen Einflus zu sichern, „wenn er sich von mir beschwert glaubt und seine Klagen gegen mich an Ew. etc. bringt. Eine Zurechtweisung, wenn ich fehle, auf den Weg der Wahrheit, wird mich also nie kränken; ein Tadel, wenn „er gegründet ist, wird mich nicht schmerzen." — Und doch behaupten nicht nur dessen Feinde, sondern das ganze coburgische Publicum, dass er seine Gegner verfolgt, des Fürsten älteste und seit 30 Jahren

ren geprüfte Freunde von demselben entfernt, blindes Zutrauen verlangt, und bey dem blossen Schein eines Mistrauens seinen Abschied mehrmals gefordert habe. — S. 23. sagt der Vf.: „Die Regierung wollte „die Sicherheit der von den einzelnen Stiftungs-, Kirchen- und Gemeinde-Cassen ausgeliehenen Capitalien prüfen; sie befahl den Administratoren, die unsicher ausgeliehenen Capitalien aufzukündigen und „an das Regierungs-Depositorium einzusenden, um „sie unter Autorität der Regierung sicher auszuleihen; „und man beschuldigte mich, dass ich die Stiftungen „plünderte." — S. 35.: „Dass man *nie* die Absicht „gehabt habe, die Capitalien der Stiftungen zum Privatnutzen des Landesherrn zu verwenden, dass man „*bloss* auf Sicherstellung derselben hingewirkt habe." — Man weiss in der That nicht, ob man seinen Augen trauen soll, wenn man diese Versicherungen mit den in das ganze Land erlassenen Befehlen zusammenhält, nach welchen nicht die unsicher stehenden, sondern *alle* Capitalien aufgekündigt und eingesendet werden sollen, und in welchen selbst sogar dieses eine *Finanz-Operation* genannt wird. — Ein Vf., der sich solche Abweichungen von der Wahrheit erlaubt, kann nur das entfernte Publicum, und auch dieses nur eine kurze Zeit für sich gewinnen, und die Dreistigkeit, mit der er sich auf das Zeugniss derer beruft, in deren Mitte er handelte und schrieb, muss ihn eben so tief in der Achtung derselben heruntersetzen, als sie ihn zuvor in der Meinung der Unkundigen hob. — S. 25. sagt der Vf.: „Der Herzog liess die Sporteln „nach einer revidirten Sportel-Ordnung erheben, und „dieses nannte man eine neue Steuer!" Wenn er statt „revidirten" gesagt hätte — *nach einer sehr* (und zwar, wenn des Vfs. der Schrift Nr. 2. Angabe S. 21. nicht übertrieben ist, um zwey Drittheile) *erhöheten* — so würde es richtiger gewesen seyn; aber freylich würde es dann weniger auffallend seyn, dass man dieses als eine neue Auflage betrachtete. — S. 65. u. 66. lesen wir: „Ich legte offen dar, dass der Kauf von „Erkersreuth nur nach einer *genauen* Prüfung der Landesregierung mit Rücksicht auf das Hausgesetz von „1802. geschlossen worden sey." Dieses dem Hn. *v. Kr.* gehörige Gut, welches in dem damals noch preussischen, nun pfalzbayrischen Amte Lauenstein liegt, hatte er seinem Herrn um 300,000 fl. verkauft; und es mag nun wahr seyn oder nicht, was der Vf. der Schrift Nr. 3. behauptet, dass es ihm nur halb so viel gekostet habe: so musste es doch wohl jedem auffallen, dass der Minister seinem verschuldeten Herrn, der ihn herbeygerufen hatte, um ihn von seinen Schulden zu retten, sein eigenes, entferntes, unter fremder Hoheit gelegenes Gut verkaufte. Es musste auffallen, dass die Landesregierung, deren Einwilligung in diesen Kauf nothwendig war, solche ertheilte, ob man gleich damals noch nicht wusste, dass der von dem Hn. *v. Kr.* seinem Herrn im October, und der Landesregierung im November vorgelegte Anschlag, nach welchem das Gut 13,050 fl. tragen sollte, zwar von dem Amte Wunsiedel auf Befehl der bayreuthischen Regierung gemacht, aber von derselben schon im Januar desselben Jahres (ob es gleich nach der Einschätzung, die der Minister, seinen Taxprincipien gemäss, im Jahr 1801 — 1802. hatte machen lassen, einen reinen Ertrag an 20,059 fl., im folgenden Jahre aber von 31,465 fl. hatte abwerfen sollen) als unrichtig und übertrieben verworfen und dieses dem Besitzer bekannt gemacht worden war. Das für dieses Gut bezahlte oder zu bezahlende Kaufgeld war ein so tiefes Geheimniss, dass selbst der Landschaftsdirector *von Könitz* in seiner Schrift Nr. 4. es (S. 7 und 67.) nur auf 250,000 bestimmt, da es doch 300,000 betrug. Die Schulden wurden aber nicht nur um diese Summe vermehrt, wie er sagt, sondern es musste auch noch ein Capital von mehr als 19000 fl. auf Brauerey und Branntweinbrennerey verwendet werden; und ausserdem war noch, um das Gut nach des Ministers ökonomischen Grundsätzen zu benutzen, ein Vorschuss von 32,000 fl. erforderlich. Nach diesem Aufwand von mehr als 350000 fl. war, wie die Landesregierung in einem deshalb im Februar dieses Jahres erstatteten Bericht versichert, der höchste zu erwartende jährliche Ertrag 8800 fl., und doch behauptet Hr. *v. Kr.* S. 43. seiner Organisationsgeschichte, den durchlauchtigsten Prinzen des Hauses nachgewiesen zu haben, dass der Kauffschilling von Erkersreuth in 23 Jahren *aus sich selbst* abgetragen werden soll, und erschlich dadurch, so wie durch andere unrichtige Darstellungen, das ehrenvolle Zeugniss, das ihm S. 44. der verehrungswürdige und allgemein geschätzte Feldmarschall Prinz Friedrich gab. Ob dieses offen handeln heisse, überlassen wir der Beurtheilung unserer Leser, und bemerken nur, dass der Vf. dieses Gut nun zurückgenommen habe.

So sehr wir Freunde der Publicität sind, und gegen einen Vf. nachsichtig seyn müssen, der zu seiner Rechtfertigung schreibt: so können wir hier doch die Bekanntmachung vertrauter Briefe, welche der Herzog von Meiningen an den H. von Coburg schrieb, und die Art, mit welcher der Vf. von dem Bruder seines Herrn, dem Pr. Ludwig spricht, ohne Misbilligung nicht übergehen. Ueber jene führte der nun für die Wünsche seines Landes viel zu früh verstorbene H. v. Meiningen bittere Klagen, und diese gaben dem Prinzen die Veranlassung, eine Diffamationsklage bey dem kaiserl. Kammergericht zu Wetzlar einzureichen.

Wir glauben durch diese Beurtheilung und die in derselben angeführten Thatsachen, deren Richtigkeit wir verbürgen, diese Einleitung nicht nur hinlänglich gewürdigt, sondern auch gezeigt zu haben, was nach derselben von den folgenden Heften, wenn sie noch erscheinen sollten, zu erwarten sey. Sie schliesst mit S. 84. Die folgenden Seiten bis 124. füllt die Instruction aus, welche dem Kanzleyrath *Vogt* ertheilt wurde, der zum Fiscal wider den H. S. Meiningischen Geheimenrath und bisherigen Coburgischen Landschaftsdirector *von Könitz* wegen des diesem angeschuldigten Hochverraths und Verbrechens der beleidigten Majestät aufgestellt worden war. Die unzufriedenen Bürger hatten eine Deputation an den in Meiningen wohnenden Landschaftsdirector *von Könitz* gesendet.

Auf

Auf deren Aufnahme, die ihnen gegebene Antwort und den Briefwechsel mit ihrem Anwald suchte man die Anschuldigung der oben genannten Verbrechen zu gründen. Dem, der die innern Verhältnisse nicht kennt, wird es immer unbegreiflich bleiben, wie ein Justizcollegium eine solche Instruction durch seine Unterschrift billigen konnte. Eben so unbegreiflich ist es aber auch, wie ein so kluger und einsichtsvoller Mann, als Hr. *v. Kr.* ist, sie seiner Einleitung anhängen, und dadurch den guten Eindruck selbst schwächen konnte, den diese auf das grosse Publicum machen musste. Wer ohne den Hn. *v. Kr.* und ohne den Angeklagten zu kennen, diese Instruction, zu der das Ministerium die wichtigsten Data geliefert hat, und der Hr. *v. Kr.* nun auch öffentlich den Stempel seines Beyfalls durch diese Bekanntmachung aufdrückt; wer, sagen wir, diese Instruction aufmerksam liest, der wird auch, ohne noch die Könitzische Gegenschrift gelesen zu haben, überzeugt seyn, dass Rachsucht und Parteylichkeit dabey die Feder geführt, und nur jene den Minister zu dieser zwecklosen und, wie wir dafür halten, sogar zweckwidrigen Bekanntmachung verleitet haben könne. Wir glauben daher auch uns bey deren nähern Prüfung nicht aufhalten zu dürfen, und gehen zu

Nr. 2. über. Durch einen, wahrscheinlich aus Hn. *v. Kr.* Feder geflossenen Aufsatz in dem coburgischen Wochenblatt war der engere Ausschuss der Landschaft, der aus drey Rittergutsbesitzern, von denen aber der Eine 2 Jahre hindurch abwesend war, und aus drey Städten besteht, beschuldigt worden, dass er ohne Beystimmung der Landstände sich den besten, gemeinnützigsten und wahrhaft wohlthätigen Anstalten der Regierung mit allgemeinen Widersprüchen entgegenstelle — dass seine Beschwerden nur den Privatvortheil *adeliger* Rittergüter beträfen. — Gegen diese Anschuldigungen glaubte der ungenannte und bisher unbekannt gebliebene Vf. den engern landschaftlichen Ausschuss rechtfertigen zu müssen. Er thut es, indem er gleichsam *litem* contestirt, die einzelnen wahren und nicht wahren Sätze, auf welche es bey Entscheidung der Sache ankommt, gegen einander stellt, und daraus ein der neuen Organisation und ihrem Schöpfer freylich nicht günstiges Resultat zieht. Die Schrift leidet keinen Auszug, und wir bemerken nur dieses, dass nach derselben und der sonst bekannten Verfassung des F. Coburg, es in demselben keine adeligen Rittergüter giebt. Die Vorzüge haften auf dem Gute; der Bürgerliche kann es kaufen, wie der Edelmann, und geniesst derselben Vorzüge; ja er hat sogar, wenn er nur nicht zum Bauern- oder Handwerksstande gehört, das Stimmrecht. Daraus folgert der Vf., dass jener Aufsatz, in dem das Wort *adelige* gross gedruckt war, die Absicht hatte, den Widerspruch des engern Ausschusses in einem unrichtigen und gehässigen Lichte darzustellen. Die Schrift ist zwar mit einem sichtbaren Gefühle des Unwillens, aber ohne Bitterkeit geschrieben. Sie hat sich vergriffen, *Häberlin* hat sie aber im 42sten Hefte seines Staatsarchivs abdrukken lassen und mit einigen Anmerkungen versehen.

Nr. 3. ist in einer *Aloisius G — z.* unterschriebenen Zueignungsschrift den Bürgern Coburgs gewidmet. Diese Schrift steht in Rücksicht ihres innern Werths sowohl als in Rücksicht auf Einkleidung den drey andern nach. Auch scheint der Vf. nicht so unterrichtet zu seyn, wie es der Mann seyn sollte, der den Entschluss fasst, die Bürger gegen den Vorwurf einer Empörung zu rechtfertigen; daher findet man in derselben mehrere Unrichtigkeiten. In dem Augenblicke, in dem der besser Unterrichtete durch manche Verhältnisse abgehalten wird, öffentlich aufzutreten, ist man dem minder Unterrichteten Dank schuldig, wenn er sucht, die Lücke auszufüllen; nur muss er dann um so vorlichtiger in seinen Angaben seyn. Bey Gelegenheit des Numerirens der Häuser hatten die Bürger ihre Unzufriedenheit mit der neuen Staatsverwaltung und ihr Misstrauen gegen den Min. *v. Kr.* öffentlich erklärt, und um dessen Entfernung gebeten. Man hatte dieses als eine Empörung darzustellen gesucht, und den Kurfürsten von Sachsen vermocht, zwey Compagnieen Dragoner einrücken zu lassen, die aber alles sehr ruhig fanden und nach acht Tagen wieder abzogen, nachdem der Stadtmagistrat, um dieser lästigen Einquartierung los zu werden, die Kosten mit 8000 (nicht, wie der Vf. S. 42. angiebt, mit 12000) fl. vorgeschossen hatte. Eine Empörung war nicht vorhanden, das geht aus allen Schriften klar hervor; es war nur eine unruhige Stimmung, und wenn man alle Umstände zusammenhält: so wird es höchst wahrscheinlich, dass man das kursächsische Militär hauptsächlich deswegen kommen liess, um gewisse Plane durchzusetzen. Dass durch einen solchen Schritt die Liebe und das Vertrauen der Bürgerschaft gegen ihren Fürsten leiden müsse, das scheint Hr. *v. Kr.* nicht der Rücksicht werth gehalten zu haben, da er überhaupt während seiner dreyjährigen Organisation alles that, um dieses Band zwischen Herrn und Unterthanen zu zerstören. Der Vf. fängt mit einer kurzen Geschichte von der Anstellung des Ministers und dessen ersten Operationen an, kömmt auf die der sogenannten Empörung, und wirft dann die Fragen auf: „I. In wie fern sind Unterthanen, *in specie* die des Landes Coburg, berechtigt, Beschwerden zu führen, „oder Rechenschaft über getroffene und zu treffende „Staatseinrichtungen zu verlangen? Dann: II. Steht „es Unterthanen, und besonders diesen, zu, unter „gewissen Bedingungen die Entlassung eines obersten „Staatsdieners von dem Regenten zu bitten — zu fordern?" Bey der, wie es sich erwarten lässt, bejahenden Beantwortung dieser Fragen zieht er vorzüglich des Hn. *v. Kr.* im J. 1793. herausgegebenes Lehrbuch des deutschen Staatsrechts zu Rathe, prüft die Gründlichkeit der Beschwerden, und schliesst mit dem nun erfüllten Wunsche, dass Hr. *v. Kr.* den Finanzzustand öffentlich zur Prüfung vorlegen möge!

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. März 1804.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher d. j.: *Die Organiſation der Coburg-Saalfeldiſchen Lande* u. ſ. w.
2) Ohne Druckort: *Wahrheit und Unwahrheit* u. ſ. w.
3) Ohne Druckort: *Rechtfertigung der Coburger Bürgerſchaft gegen die Beſchuldigung einer Rebellion* u. ſ. w.
4) Meiningen, b. Hartmann: *Beyträge zur Geſchichte der Desorganiſation der S. Cob. Saalf. Lande*, von *C. F. von Könitz* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 99. abgebrochenen Recenſion.*)

Die Schrift Nr. 4. iſt die letzte der bisher erſchienenen, aber nicht die letzte der über die neue Organiſation noch zu erwartenden Gegenſchriften. Ihr Titel iſt beiſsend, und da es nicht zu leugnen iſt, daſs Hr. *v. Kretſchmann* auch manches Gute in Coburg gethan, mehr Thätigkeit in die Geſchäfte gebracht und brauchbare und rechtſchaffene Männer beygezogen hat; daſs die Grundſätze, die er aufſtellt, gröſstentheils rechtlich ſind, ob man dieſs gleich nicht immer von den Maafsregeln, die er nimmt, behaupten kann: ſo halten wir den Ausdruck *Desorganiſation* für zu hart. Die perſönlichen Angriffe, die der Vf. erleiden muſste; die gewaltſame Hinwegnahme ſeiner Privatcorreſpondenz; die Art, mit welcher man ihn, den der Herzog 25 Jahre als ſeinen ihm treu ergebenen Freund gekannt und behandelt hatte (ſ. deſſen Handſchreiben S. 19.), nun unter nichtigen Gründen als Hochverräther und Majeſtätsverbrecher öffentlich aufſtellte, machen es aber, wie uns ſcheint, nicht nur verzeihlich, wenn der Angeklagte einen zu bittern Ausdruck brauchte; ſondern wir müſſen uns noch über die Mäſsigung wundern, die ſonſt faſt durchgehends in dieſer Vertheidigungsſchrift herrſcht. Das Motto iſt gut gewählt: „*In conſilio capiendo prudentia; in dando fides requiritur.* Cic." Die Schrift ſelbſt geht von S. 1—120.; das Uebrige bis 214. ſind 18 Beylagen, von welchen jedoch die Nr. 15. aus nicht angegebenen Gründen fehlt. Sie iſt gut geſchrieben, und wir ſind überzeugt, daſs das Publicum wenigſtens die erſte Hälfte derſelben mit eben ſo viel Intereſſe, als Hn. *v. Kr.* Organiſationsgeſchichte, und mit weit mehrerm, als die fiſcaliſche Inſtruction, deren Beantwortung ſie iſt, leſen werde. Durch das, was S. 6. von den milden Stiftungs-Capitalien geſagt wird, und wir oben ſchon bemerkt haben, und durch die Geſchichtserzählung von der beabſichtigten Anſtellung des Landſchaftscaſſirers zum Controlleur bey der Domainencaſſe S. 23 u. f. erſcheint die Wahrhaftigkeit des Hn. *v. Kr.* freylich in keinem günſtigen Lichte; und man ſieht ſehr deutlich, daſs es nicht bloſs die aufgeregte Leidenſchaft ſeiner Gegner, ſondern auch ſeine eigene, nicht immer gut geordnete Ruhmſucht war, die ihm Feinde machte; ſeine Unwahrhaftigkeit, die bey allem, was er unternahm, alſo auch oft da, wo er das Gute und Rechtliche wollte, Mistrauen erweckte.

Nach einer kurzen Einleitung wirft der Vf. die Frage auf: „Was konnte den Vf. der Organiſation „zur Abdruckung einer Inſtruction für den Fiſcal in „einem Werke vermögen, das die Abſicht haben ſoll, „dem Publicum die Möglichkeit ſeiner Finanzoperationen und das Wohlthätige jener neuen Einrichtung „vor Augen zu legen, womit er die coburgiſchen Lande zu beglücken denkt, und wie konnte er es wagen, auf eine von aller Wahrheit entblöſste Prämiſſe „dergleichen Folgerungen zu bauen und den inconſequenten Schluſs ſodann abdrucken zu laſſen?" Dieſs veranlaſst auch ihn, eine kurze Geſchichte der Anſtellung des Hn. *v. Kr.* und einige auffallende Züge aus ſeiner miniſteriellen Laufbahn zu geben, worunter uns beſonders dieſes merkwürdig war, daſs der Vf. von ſeiner Landſchaftsdirector-Stelle entfernt werden ſollte, und, weil die Stände dem Befehle, einen andern Landſchaftsdirector zu wählen, keine Folge leiſteten, gewaltſam unter dem Vorwande der gegen ihn anhängigen fiſcaliſchen Klage ſuſpendirt wurde — daſs man das Steuer-Verwilligungsrecht, welches überall als das Palladium der Freyheit angeſehen wird, durch unmittelbare Verträge mit den ſteuerbaren Unterthanen vereiteln — daſs man ſich der Abſtimmungen der einzelnen Stände bemächtigen wollte, und dem Landſchaftsconſulenten ſeine Correſpondenz mit dem Landſchaftsdirector gewaltſam hinwegnahm. Nach des Vfs. Behauptung ging des Miniſters Abſicht dahin, ſeine eigenen conſtitutionswidrigen Handlungen durch die ihm gemachten Beſchuldigungen zu beſchönigen, und jeden, der in die Verſuchung kommen könnte, dem das Recht liebenden Fürſten den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten, von dieſem gefährlichen Verſuche abzuſchrecken. Sodann geht der Vf. zur Beantwortung der ihm in der fiſcaliſchen Inſtruction gemachten Anſchuldigungen über; gegen welche er ſich vollkommen, und vielleicht, nach der Meinung vieler Leſer, zu ausführlich gerechtfertigt hat. Nirgends iſt böſer Wille zu ſehen, der doch, wie jeder Schüler des Criminalrechts weiſs, da ſeyn muſs, wenn ein Verbrechen vorhanden ſeyn ſoll. Es würde überflüſſig ſeyn, ſich dabey weiter aufzuhalten. Von den Beylagen iſt die erſte die wichtigſte. Es iſt die von dem Kaiſer beſtätigte Urkunde, nach welcher die Landſtände im April 1801. ihrem Landesherrn ein

Capital von 300,000 fl. zur Schuldentilgung gegen eine Abschlagszahlung von jährlich 12000 fl. unverzinslich vorzuschiefsen versprochen haben, von der aber der Min. *v. Kr.* einseitig wieder abging, nachdem er 75000 fl. abschläglich erhalten hatte, die er nun weder verzinsen, noch zurückzahlen will. Nr. 7. der Beylagen ist ein Verzeichnifs der durch die neue Organisation entstandenen landschaftlichen Beschwerden, deren hier 36 aufgezählt werden.

Dem guten, edlen, wohlwollenden Charakter des Fürsten, unter dessen Augen und unter dessen Schutze der Minister handelt, lassen alle diese Schriftsteller volle Gerechtigkeit widerfahren; aber um so trauriger mufs es für jeden Freund des Wahren und Guten seyn, wenn er diesen Fürsten klagen hört: „*Jedem Vorschritt, den ich thue, treten Bosheit oder Spitzbuben, die nun nicht mehr im Trüben fischen können, in den Weg.*" S. 52. der Kretschmannischen und S. 188. der Könitzischen Schrift. Welche Darstellung, oder wir möchten sagen, Misstellung der Begebenheiten gehörte dazu, um einen *solchen* Fürsten nicht nur von allen seinen alten, seit 30 und 40 Jahren geprüften Freunden abzuziehen; sondern ihm auch die Schwierigkeiten, die man der neuen Organisation entgegensetzte, als *Bosheit*, alle Gegner derselben als *Spitzbuben* erscheinen zu lassen!

Leipzig, b. Martini: *Neue Vesta.* Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens und zur Beförderung der häuslichen Humanität. Herausgeg. von *Fr. Bouterwek. Dritter* Band. 1804. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *B.* fährt fort, in dieser Sammlung von Aufsätzen mannigfaltigen Inhalts für die Belebung und Unterhaltung eines edlen häuslichen Sinnes, an dem es noch sehr gebricht, das Seine beyzutragen. Zwar fällt die Beziehung auf diesen Zweck nicht bey allen gleich klar in die Augen. Mehrere Gedichte, einige Erzählungen und Betrachtungen könnten auch mit demselben Rechte in einer zu einem andern Zwecke dienenden Sammlung stehen; da sie indessen keine geistlose Unterhaltung sind: so wird man ihnen um so eher eine Stelle hier gönnen, da die Empfänglichkeit für reine Freude ein wesentliches Erfordernifs häuslicher Humanität ist. Aber unangenehm ist es, dafs die Aufsätze oft abgebrochen sind, was in einer Zeitschrift von solcher Bestimmung doppelt unangenehm und zweckwidrig ist. In diesem Bande sind folgende Aufsätze enthalten: 1) *Der Mythus von den Grazien*, vom Herausgeber. Am Ende fügt er noch einige Gedanken über Schönheit und Grazie bey. Er will, man soll den griechischen Sprachgebrauch wieder einführen, nach welchem das Grofse und Erhabene von dem Schönen nicht unterschieden wurde. „Die schneidende Entgegensetzung des Schönen und Erhabenen, in der sich unsere neuern Aesthetiker ganz besonders gefallen, ist ein neuer Schulbegriff, der sich von einer Theorie zur andern vererbt hat. Den Griechen war er ganz unbekannt. *Herder* hat diese nordische Wand wieder einzureifsen, und dadurch der wahren Schönheitslehre einen wesentlichen Dienst zu thun gesucht. Schön nannte der Grieche nicht, wie unser Volk, alles, was gefällt; aber eben so wenig nannte er schön, wie die Kantische Schule, was nur als ein Spiel der Phantasie nach Verstandesgesetzen gefällt. Schön hiefs, nach griechischer Vorstellungsart, was durch den Eindruck, den es auf ein empfängliches und unverwahrlosetes Gemüth macht, in diesem Gemüthe ein lebendes Gefühl der Entwickelung unserer geistigen und moralischen Kräfte erregt. Schön in diesem Sinne nannte man in Griechenland auch das Herrliche, das Majestätische, das Feyerliche und selbst das Schauerliche und Erschütternde unter gewissen Bedingungen, also überhaupt alles, was unsere Aesthetiker nur *erhaben*, aber nicht *schön* betitelt wissen wollen. Sollen wir den griechischen Sprachgebrauch nicht lieber sobald als möglich allgemein wieder erneuern, als mit der frostigen Antithese des Schönen und Erhabenen, schulmäfsig und doch nichts weniger als gründlich, fortspielen? (?) Und so wie das Erhabene nach griechischen Begriffen, so war auch die Grazie eine bestimmte Modification des Schönen überhaupt." Wir können uns nicht überzeugen, dafs der griechische Sprachgebrauch der richtigere, noch dafs überhaupt dieses Raisonnement, zumal ohne alle Gründe, für die Vesta gehöre. Wenigstens hätte doch bestimmter angegeben werden müssen, worin diese Modification der Schönheit, die Grazie heifst, nach des Vfs. Vorstellung bestehen soll. 2) *Elegieen des Canoens. Nebst einer biographischen Vorerinnerung und einer Nachschrift über Poesie und Schwärmerey.* Die Uebersetzung der drey Elegieen ist eben so vortrefflich gerathen, als die Biographie des Dichters und die Betrachtung über Poesie und Schwärmerey, wozu jene gleichsam den Text lieferte, interessant sind. „Der Dichter, der nicht zugleich ein Schwärmer ist, verwechselt nicht das Werk seiner Phantasie mit den Dingen der wirklichen Welt. Er ist sich einer schönen Täuschung bewufst, aber er irrt sich nicht, eben darum nicht, weil er sich der Täuschung bewufst ist. Wo aber die Phantasie das Bewufstseyn verdunkelt; wo der Geist seine Freyheit einbüfst, durch die er das Träumen von dem Wachen, und die Einbildung von der Wirklichkeit scheidet, da fängt die Schwärmerey an." 3) *Familiengruppen*, vom Vf. der *weiblichen Portraits*. Nach dem Leben wird hier der herrschende Charakter mancher Familienglieder und der daraus entspringende Geist der Familie, vorzüglich in Beziehung auf häusliches Glück, geschildert, und sie liefern einen anschaulichen Beweis, dafs zu dem Familienglück noch etwas mehr gehöre, als unverdorbene Sitten aller Glieder einer Familie; dafs nicht selten Mangel an Humanität und eine verkehrte Sinnesart, durch welche allen wahren Freuden gleichsam geflissentlich der Zugang versperrt wird, schuld ist, dafs die Hausgenossen nicht zusammenstimmen, und das Glück geniefsen, dessen sie an sich empfänglich wären. Der Aufsatz ist noch nicht vollendet. Wir setzen daher nur den für unsere Zeiten sehr

zu

zu beherzigenden Schluſs dieſes Aufſatzes, des zweckmäſsigſten in der ganzen Sammlung, her. „O geſunde Familienvernunft! Stilles, gegenſeitiges Aufmerken auf gegenſeitige Bedürfniſſe; richtige Schätzung der Beyträge, die jedes Mitglied der Familie zum gemeinſchaftlichen Fonds des Lebensgenuſſes abliefern kann; ſorgfältiges Vermeiden alles deſſen, was den Geiſt der Eintracht verſcheucht; und ſorgfältige Pflege dieſes und des Geiſtes der Ordnung, ohne Zwang der Freyheit, ohne Selbſtſucht! Wo du in einer Haushaltung fehlſt, du ſchönſte Tochter der allgemeinen praktiſchen Vernunft, da mögen Rechtlichkeit und Gutherzigkeit noch ſo viel Arme ausſtrecken; es giebt doch keine wahre Umarmung, keine wahre Familienfreude." 4) *Die neue Turandot*, aus Langermanns Pulte, von *Friedrich Laun*. Eine lehrreiche Geſchichte. 5) *Gedichte*, *Paramythien und Sinnſprüche*, von verſchiedenen Verfaſſern. 6) *Sibylliniſche Blätter. Fragmente zur Charakteriſtik der Menſchheit.* Wie die alte cumäiſche Sibylle ihre Prophezeihungen auf Blätter ſchrieb, die hernach ein Windſtoſs zerſtreute, ſo will der Vf. auf zerſtreuten Blättern die Schickſale der Menſchheit des neunzehnten Jahrhunderts zeichnen, und andern, die dabey intereſſirt ſind, die Sorge überlaſſen, dieſe Fragmente in ein Ganzes zuſammen zu leſen. Fragmente aber liefert er jetzt darum, weil ein gemeinſamer Charakter der Menſchheit ſo lange noch nicht exiſtire, als noch nicht alle Nationen mit einander in einen mehrſeitigen als mercantiliſchen Verkehr getreten ſeyen, und der Charakter jeder Nation im Conflict mit den Charakteren anderer Nationen ſich entwickelt habe. Daſs die Menſchheit ſtrebt, ſich zu emancipiren, und damit dieſes kühne Unternehmen gelinge, vorerſt zu europäiſiren, dieſe beiden cosmopolitiſchen Wahrheiten ſcheinen ihm hiſtoriſch erwieſen zu ſeyn. Ob ſich aber die Menſchheit bey dem allgemeinen Ringen nach Unabhängigkeit von Autorität, Beyſpiel und alter Sitte, beſſer als bey der vorigen Beſchränkung befinden, ob ſie der Genuſs der Freyheit, die ihr Ziel iſt, veredeln werde? Dieſe Fragen zu beantworten, ſagt er, reicht die ganze Kette von Thatſachen der Weltgeſchichte noch nicht hin. Noch müſſe man ſich begnügen, die Menſchheit in dem Menſchen, die Gattung in den Individuen aufzuſuchen. Wird dieſes aber je anders ſeyn? Exiſtirt die Gattung irgendwo anders als in den Individuen? Dann handelt der Vf. von dem Temperamente. Die alte Unterſcheidung der vier Temperamente iſt nicht auf Geſellſchaften, noch weniger auf die Menſchengattung anwendbar. „Sobald Menſchen vereinigt wirken, fallen die Temperamente durch einander. Zerſtören kann keins das andere; aber jedes bekommt durch den allgemeinen Conflict eine andere, und zwar bald dieſe, bald jene Richtung, ſo daſs man die ganze Maſſe einen nie ausgährenden Sauerteig nennen darf, durch den ſich die Vernunft der Geſellſchaften nie ausarbeitet." — Will man ja der menſchlichen Geſellſchaft ein herrſchendes Temperament zuerkennen, ſo wird es ein ſo ſeltſames Gemiſch von Phlegma und ſanguiniſchem Leichtſinn ſeyn müſſen, als man es ohne innern Widerſpruch kaum denken kann." Das dritte Blatt iſt überſchrieben: *der Mann und das Weib*, und handelt von dem ehelichen und auſserehelichen Verhältniſſe beider Geſchlechter zu einander. Nichts möchte ſchwerer ſeyn, als die Zukunft in dieſer Rückſicht zu errathen. So viel der Vf. auf die Fortdauer der europäiſchen Galanterie bey aller Verdorbenheit der Sitten, auf die Unmöglichkeit, in Europa die aſiatiſche Leibeigenſchaft des weiblichen Geſchlechts wieder einzuführen, rechnet: ſo muſs doch der Vf. ſelbſt geſtehen, daſs keine Grundſätze den Strom der Lüſternheit aufhalten können, wo er einmal den Damm der ſtrengern Sitten durchbrochen hat, und ob von häuslichen und öffentlichen Beyſpielen die Erhaltung der Zucht und Ehrbarkeit unter den Menſchen allein zu erwarten ſey, iſt noch eine groſse Frage. Ueberhaupt iſt dieſer Gegenſtand viel zu verwickelt, als daſs er auf einigen Blättern befriedigend erwogen werden könnte. *Die Stufenjahre* (der Menſchheit) heiſst das vierte Blatt. „Bisher wurde noch jede Na[illegible]n, wenn ſie eine gewiſſe intellectuelle und moraliſche Würde erreicht hatte, von dieſer Höhe entweder durch Eroberungen, oder durch Revolutionen herabgeworfen; oder ſie ſtarb an einer moraliſchen Entkräftung, wie die alten Griechen; oder ſie verdammte ſich ſelbſt methodiſch zu einer faſt ewigen Kindheit, wie die Chineſer." 7) *Die Pfänder der Liebe*, eine artige Novelle von *Fr. Rochlitz*.

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Euphroſynion*, oder *Aeſthetiſch-moraliſches Handbuch zur Veredlung des Verſtandes und des Herzens.* Vom Dr. *Albrecht.* 1803. 212 S. 8. (16 gr.)

Unter dieſem geſuchten Titel liefert der Herausg. eine Sammlung von Aufſätzen, die ſich auf die *nähere* Kenntniſs des Menſchen in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht beziehen und mit dem Vergnügen Nutzen verbinden ſollen. Was er unter der *nähern* Kenntniſs des Menſchen verſteht, darüber hat er ſich nicht erklärt, und die in dem Buche enthaltenen Lehren, Erzählungen und Anekdoten tragen zu einer nähern, beſtimmtern, genauern, erweiterten Kenntniſs des Menſchen, als ſie bisher beſtanden hat, nichts bey; ja es fehlt noch viel, daſs ſie alles, was zur phyſiſchen und moraliſchen Anthropologie gehört, und in den dahin gehörigen Schriften vorgetragen iſt, erſchöpfen ſollten. Die Aufſätze ſind aus andern theils genannten, theils ungenannten Schriftſtellern gezogen und entlehnt; Hr. *A.* hat ſie aber, wie er ſagt, um Einheit im Stile und ein Ganzes hervorzubringen, nach einem feſtgeſetzten Plane — Zwecke will er vielleicht ſagen, denn einen Plan im Ganzen haben wir nicht gefunden — bearbeitet. Uebrigens iſt an ſeiner Wahl nichts auszuſetzen, und dieſe Sammlung wird vielen, ſelbſt gebildeten Menſchen, eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewähren. Sie enthält unter neun Numern folgende Stücke: I. Panorama, oder allgemeiner Blick auf die Reiche der Natur, mit Hinſicht auf den Menſchen. II. Ueber

Digitized by Google

die

die Nahrung der Menschen und über die besondern Gebräuche bey den Mahlzeiten. III. Ueber die verschiedenen Farben der Menschen. IV. Der Mensch in seiner moralischen Existenz. V. Ueber die Bildung für die Gesellschaft. VI. Aesthetisch-kaustische Ideen. (Dem Englischen des Pope frey nachgebildet.) Ueber die Charakterlosigkeit des Menschen. VII. Von der Anwendung des Reichthums. (Nach dem Engl. des Pope.) VIII. Der Schutzgeist des Menschen, oder: Hat man Ursache über sein Schicksal zu murren? eine Dichtung. IX. Analecta. 1) Charlotte Dupuis, eine wahre Geschichte aus den Zeiten Ludwigs XV., von einem Officier der königl. Leibwache erzählt. 2) Kinderunterricht des Geiers, ein Beytrag zur Pädagogik. 3) Karoline Walter. (Sehr unbedeutend!) Ein *Anhang* enthält noch eine Sammlung von Anekdoten, unter drey Klassen, *Symmicta*, *Momica* und *moralische Idiosynkrasieen*, geordnet, welche Wörter wohl hätten verdeutscht werden können, da sie den Lesern, für welche das Buch geschrieben ist, schwerlich bekannt seyn möchten.

JUGENDSCHRIFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Erzählungen zum Nutzen und Vergnügen für junge Kinder.* Nebst einem Anhange von Fabeln und Liedern. Von *M. C. Köhnke.* 1803. VIII. u. 320 S. 8. (16 gr.)

Wenn Hr. *K.* die seinem Unterrichte anvertrauten Kinder durch solche Beschreibungen von Natur- und Kunstgegenständen, durch solche Erzählungen, bekannte Fabeln und Gedichte anderer Art, wie er sie hier mittheilt, zu belehren und zu unterhalten sucht: so wird man ihm das Zeugniss eines fleissigen und nützlichen Hauslehrers nicht versagen dürfen. Wenn er aber dergleichen Sachen drucken läst: so wird er sich auch nicht wundern, wenn wir sein Buch in die Klasse der zahllosen Mesproducte setzen, die sich durch Nichts auszeichnen, um empfohlen werden zu können. Bey dem hier beschriebenen Feste der Waisenkinder, welches unter dem Namen des Hamburger Waisengrün bekannt ist, kömmt doch wirklich noch zu viel Altfränkisches, Abgeschmacktes und Lächerliches vor, als dass es für eine so rührende Feyerlichkeit, wofür es Hr. *K.* ausgiebt, angesehen werden könnte.

Breslau, b. Schall: *A B C Buchstabir- und Lesebuch.* Um die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Kinder auf die nächsten und wichtigsten Dinge, die sie in den ersten Jahren ihres Lebens zu wissen nöthig haben, hinzuleiten. Herausgeg. von *Joh. Christ. Dan. Geiser*, Generalsubstitut des Breslauischen evang. Stadtminist. u. Lect. an d. Kirche zu St. Bernhardin. Nebst einem Anhange, der den Katechismus L. enthält. 1803. 128 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. entschuldigt die Erscheinung dieser Fibel mit dem sonderbaren Grunde, dass in Breslau noch kein ganz brauchbares A B C-Buch ans Licht trat. Als wenn jeder Ort sein eignes A B C-Buch haben müsste! Es thut uns leid, dass wir auch dieses nicht für zweckmäfsig erkennen können, weil in dasselbe Dinge hineingezogen sind, die durchaus in keine Fibel gehören, als Erdbeschreibung, Religionslehre und Religionsgeschichte. Mit den ersten 40 Seiten und einigen später folgenden Erzählungen, die aber immer noch einer bedeutenden Verbesserung bedürftig waren, hätte das ganze Werk geschlossen werden sollen. Dann würden wir diesem A B C-Buche unter den mittelmäfsigen eine Stelle haben anweisen können.

Jena, b. Göpferdt: *Biblisches Spruch-Buch*, darinnen auf alle Sonn- und hohe Festtags-Evangelia der beste Kern (?) heiliger Schrift alten und neuen Testaments zu finden (ist), für die heranwachsende Jugend, damit sie von Kindheit auf den Grund ihres Christenthums erlernen, und sich daraus erbauen können (könne), wohl und nützlich zu gebrauchen, mit einer Vorrede (des) Hn. *Joh. Georg Lairitz*, gewesenen F. S. Weimar. Oberhofpred. u. Gen. Sup., zusammengetragen von *Joh. Ludwig Färber*, weil. Pfarrherrn zu Liebstedt u. Goldbach. Ohne Jahrz. (1803.) 192 S. 8. (4 gr.)

Zu jedem Sonntagsevangelium ist nicht selten ein ganzes Dutzend Bibelstellen angeführt; allein unter diesem grofsen Vorrathe oft kaum ein einziger, den Rec. den Schülern auswendig zu lernen zumuthen würde. Den meisten fehlt der praktische Geist und die schickliche Einkleidung, die einem Bibelspruche nicht fehlen dürfen, den man, ohne anstöfsig zu werden, zum Memoriren aufgeben kann. Vor hundert Jahren — denn diese Sammlung erschien bereits im J. 1700. — mochte das, was hier aufgenommen ist, vielleicht noch hie und da für den besten Kern der heil. Schrift gelten. Jetzt haben sich aber auch die Ansichten hievon geändert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Heilbronn*, b. Weisert: *Ein Brief über die heimlichen Gerichte in Westphalen.* Geschrieben an die Gräfinn Elisabeth v. Pembroke, von *William Coxe.* Aus d. Engl. übersetzt von dem Advokaten *L. F. Griesinger* in Stuttgart. 1803. 45 S. 8. (4 gr.) — Dieser Brief hätte keiner Uebersetzung bedurft, indem die Nachrichten, die man darin von den heimlichen Gerichten findet, ohne Auswahl und Kritik aus verschiedenen Schriftstellern von keinem vorzüglichen Werth zusammengetragen sind. Selbst für Ungelehrte, für die er zunächst bestimmt ist, wird der Gegenstand nicht interessant genug dargestellt; daher es auch zu diesem Behuf weit zweckmäfsiger gewesen wäre, mit Benutzung der von *Kopp*, *Kindlinger* u. m. a. angestellten Untersuchungen eine ganz neue Arbeit zu liefern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google